Per. 7 lh 4°
(1869, 2

Erheiterungen

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 150 Donnerstag, 1. Juli 1869.

BIBLIOTECA

Die Keller zu Wilmingdon-Hall.

(Fortsetzung.)

Es war Mitternacht vorüber; Rupert Godwin wachte noch immer. Er ging auf sein Zimmer hinab, immer nachdenkend, immer über düsteren Plänen brütend, gesenkten Hauptes und mit gekreuzten Armen schritt er auf und ab.

„Ja," sagte er, „ich habe einen Theil der Aufgabe gelöst, die ich mir für diese Nacht gestellt; eine furchtbare Aufgabe! Die Tochter, die mich geliebt, die ihr volles Vertrauen in mich gesetzt, sie hat mich hassen gelernt; hassen, aber auch fürchten, und dieses Letztere war nothwendig. Was mir sonst noch zu vollbringen bleibt, ist noch weit entsetzlicher; aber geschehen muß es und am besten geschieht es noch heute Nacht. Jede Stunde Verzug mehrt die Gefahr."

Mit diesen Worten begab sich der Banquier in seine Bibliothek und holte die Schlüssel zum nördlichen Flügel aus der eisernen Kasse hervor, in welcher er sie verschlossen hielt.

Auch eine Blendlaterne befand sich in dieser Kasse. Er zündete sie an und schlich dann gleich einem Diebe oder nächtlichen Verbrecher, so leise als möglich die langen Gänge hinab. Endlich verließ er das Haus, schritt über die Terrasse hin, erreichte die Lorbeerallee und betrat die Grotte, durch welche Lionel Westford in die unterirdischen Räume des nördlichen Flügels eingedrungen war.

Seit vielen Jahren diente diese Grotte als eine Art Magazin für die Gartengeräthe. Schaufeln, Hauen, Aexte u. dergl. lagen dort in einer Ecke.

Der Banquier stellte seine Laterne auf den Boden hin und wählte aus den dort aufgehäuften Grabwerkzeugen eine Stechschaufel und eine Haue.

Mit Hülfe dieser Beiden grub er bei dem matten Scheine der Blendlaterne die Erde auf.

Die Arbeit ging langsam, fürchterlich langsam von Statten; aber Rupert Godwin führte sie mit dem Muthe eines Verzweifelten durch.

Länger als zwei Stunden hatte er die Erde aufgewühlt und nach Verlauf dieser Zeit neben der Grotte einen länglichen, schmalen und tiefen Graben hergestellt. Die herausgeworfene Erde lag an dem Rande dieser Grube. Es war wohl nicht schwer zu errathen, was mit dieser bei Nacht und Grauen hergestellten Vertiefung beabsichtigt wurde; sie war ein Grab.

Jetzt ergriff der Banquier seine Laterne und begab sich nach dem Hause zurück. Sein Antlitz war bleich, wie das einer Leiche, und schwere Tropfen kalten Schweißes strömten von seiner Stirne.

Hierauf begab er sich geradenwegs nach dem Verbindungssaale, durch welchen man in den nördlichen Flügel gelangte. Das war der furchtbare Weg, den er nicht wieder betreten, seitdem er ihn mit dem ehrlichen Seefahrer Harley Westford hingeschritten war. Bald erreichte er das Zimmer, in welchem sich der Eingang zu den Kellern befand. Er trat auf eine dichte Lage von Staub, Spinnengewebe legten sich auf sein Antlitz; die Luft in diesem Raume war feucht wie die eines Kellers.

Rupert Godwin öffnete die Thüre, die nach den unterirdischen Räumen hinabführte, und begann die Treppe abwärts zu steigen, welche Harley Westford's Blut getrunken.

Leichenfahlen Angesichts und verwirrten Blickes näherte sich der Banquier, während ein unaussprechliches Grauen ihm die Haare zu Berge trieb, einer Kellerecke. Er hielt die Laterne abwärts und starrte auf den Boden hin; offenbar suchte sein Blick einen Gegenstand, welchem zu begegnen er gezwungen war.

Aber ein solcher Gegenstand fand sich nicht; der Keller war leer, gänzlich, vollkommen leer.

Der Banquier blickte allenthalben umher, so furchtbar es ihm auch sein mochte. Aber von jenem fürchterlichen Gegenstande, den er zu sehen erwartet, der so unendlich lange Zeit dort gelegen haben sollte und den er aufsuchte, um ihn an einem sicheren Orte zu verbergen, fand sich nicht die entfernteste Spur.

„Da hat wahrhaftig ein böser Geist die Hand im Spiele!" rief er, indem er den Rückweg nach dem bewohnten Theile des Hauses einschlug. Die Leiche des Menschen, den ich ermordet habe, ist fortgetragen worden; aber von wem? Die Schlüssel zu allen Thüren, welche zu den Kellern dieses Flügels führen, kamen nicht einen Augenblick aus der unaufsperrbaren Kasse, in der ich sie verwahrte. Was hat das zu bedeuten? Gefahr, neue Gefahr für mich. Das verhängnißvolle

Netz schließt mich von allen Seiten ein; schon weiß ich nicht mehr, wie ich mich meiner geheimen Feinde erwehre."

Am nächsten Morgen Früh begab sich der Banquier zu seiner Tochter, um ihr den Befehl mitzutheilen, sich zur augenblicklichen Abreise bereit zu machen. Sie sollte Wilmingdon-Hall verlassen, mit dem Frühtrain sich mit ihm nach London begeben und von dort aus wollte er sie nach Brighton führen.

Aber er fand Juliens Zimmer leer. Julie Godwin war aus dem Hause entflohen, welches sie seit ihrer Kindheit beherbergt. Das war der letzte Schlag, den Rupert Godwin zu erleiden hatte, bevor er seinen glänzenden Landaufenthalt verließ und dieser Schlag wahrlich traf ihn am schwersten.

(Fortsetzung folgt.)

Das unterirdische Jerusalem.

(Schluß.)

Daß die Juden dem Weinstock zugethan waren, wissen wir aus vielen Stellen des Alten Testamentes. Desgleichen aus der Hochzeit zu Kanaan, wo sogar das Wasser wunderbarlich zu Wein verwandelt wurde, darob der Speisenmeister sich gegenüber dem Bräutigam verwunderte. Ev. Johannis, Kap. 2, V. 10: „Und spricht zu ihm: Jedermann gibt zum Ersten guten Wein, und wenn sie trunken geworden sind, alsdann den geringeren; du hast den guten Wein bisher behalten." V. 11: „Das ist das erste Zeichen, das Jesus that, geschehen zu Kanaan in Galiläa, und offenbarete seine Herrlichkeit. Und seine Jünger glaubten an ihn."

Zwei große Glasvasen, fast wie Lampengläser aussehend, mit einem tiefen Einbug, sind auch da. Vom Boden derselben reicht ein dünner, abgebrochener Stiel herauf. Die Bestimmung dieser Gefäße ist mir nicht klar. Kleine, birnenförmige Lampen von Töpferarbeit, viele sehr nett und handlich, haben sich erhalten. Sie sehen ganz frisch aus; an der Oeffnung, durch welche der Docht ging, sind sie durch die Flamme geschwärzt.

Hier liegt ein Siegel Hagai's, des Sohnes Schebniah. Auch ein Siegel einer jüdischen Gesellschaft. Ein paar Würfel, gerade wie die unsrigen. Ein elfenbeinerner Löffel. Ein Ohrgehänge, am Körper einer Frau gefunden. Einige Häufchen Muscheln. Ein elfenbeinernes Täfelchen, wahrscheinlich zu einem Spiel dienend. Eine Spange; der Bucket eines Kriegsschildes; der Kopf eines Jupiter Serapis; ein Säulenkapitälchen und dergleichen mehr. Ein kleines Bildniß in Thon, das wie die Jungfrau Maria aussieht. Hier auch zwei sonderbar geformte Dinge, man könnte sie beinahe für Tabakspfeifen halten; ob vielleicht besser duftendes Räucherwerk in denselben verbrannt wurde, als uns Amerika gegeben hat?

Ein theilweise verkohltes Stück Schnitzere aus Cedernholz bringt uns den Tempel wieder in Erinnerung. Da ist Mörtel von einer Wasserleitung. Da stehen eherne Lampen aus einer Höhle bei Ophel. Manche der Gegenstände sind in der Nähe des Oelberges, in der Höhle von Adullam, wohin David vor Saul's Zorn flüchtete, und an anderen Orten, deren Namen uns so bekannt im Ohre klingen, gefunden worden. Jüdische Münzen sind auch ausgestellt, zusammen mit römischen und sarazenischen. Aus dem Teiche von Bethesda ist ein Stück des gemauerten Bodens vorhanden. „Es ist aber zu Jerusalem bei dem Schafhause ein Teich, der heißt auf Ebräisch Bethesda und hat fünf Hallen, in welchem lagen viele Kranke, Blinde, Lahme, Dürre; die warteten, wenn sich das Wasser bewegte." So heißt es im Evangelium Johannis, wenn ich nicht irre, an der einzigen Stelle der Bibel, wo dieser Heil- und Bade-Ort erwähnt ist.

Eine Anzahl Gewichtsteine liegen da. Einer derselben ist mit einer eingegrabenen Marke versehen, ähnlich den oben erwähnten Bauzeichen der phönizischen Maurer. Zwei Kindersärge in Stein, mit eingehauenen Strahlensternen, ganz frisch, wie eben vom Meißel gekommen, gehören wohl nicht der ältesten Zeit des Judenthums an. Nur wenige Sachen aus Eisen sind gefunden worden: die Stachelspitze eines Ochsentreiberstockes, ein Schloß und einige andere Kleinigkeiten.

Steinkugeln, wohl die Geschosse aus den römischen Wurfgeschützen bei der Belagerung von Jerusalem, kann man hier auch sehen. Sie sind von verschiedener Größe und wiegen von fünf bis fünfzehn Pfund. Augenscheinlich hatte man sie aus dem Kalkstein in der Umgegend von Jerusalem gehauen, um die Stadt damit zu beschießen .... gleichwie der Adler zu Tode getroffen wird von dem Pfeil, der mit Federn aus seinem eigenen Leibe beschwingt war. —

„Der weiße Bolzen kommt!" riefen die Wächter auf den Mauern, wenn sie eines dieser Geschosse heranfliegen sahen. Achtzehnhundert Jahre sind seitdem verflossen. Die Juden sind in alle Welt verstreut. Von der Zinn-Insel aber, welche sich damals erst aus barbarischer Nacht emporhob, sind die Männer ausgegangen, die aus Jerusalems Trümmerhaufen diese Werkzeuge der Zerschmetterung wieder hervorgruben.

Nach diesem Anblick mögen wir kaum mehr die anderen Gegenstände — allerhand silbernen Schmuckkram drusischer Weiber, arabischer Gürtel u. s. w. — besichtigen, die man etwas geschmackloser Weise mit dieser Ausstellung verbunden hat. Ein paar vertrocknete Rosen von Jericho; einiges Unkraut, zwischen dem Waizen in Palästina gesammelt; verschrumpfte Taube

Früchte von den Ufern des Todten Meeres sprechen schon mehr zur Phantasie.

An den Wänden hängen zahlreiche Lichtbilder, 349 an Zahl. Sie enthalten die Ansichten von Tempel- und Synagogen-Ruinen, von Landschaften um Jerusalem, Hebron und Damaskus herum. Trümmer bei Kapernaum, Chorazin, Gerasa, Kedesch, Samaria, treten uns im grellen, scharfen Lichte des Orients vor die Augen. Der Blick weilt gern träumerisch über diesem steinigen, felsigen Boden, auf diesen prangenden Gärten, diesen gluthübergossenen Weinbergen, diesen zur Ruhe ladenden Hainen, diesen Höhlen, in denen die Propheten sich einst bargen.

Beinahe stört es uns, daß wir da auch Bilder sehen von armenischen Geistlichen und von russischen Pilgern, die so süßlich dreinschauen. Die samaritanische Gruppe und den beduinischen Reiter lassen wir uns noch am ehesten gefallen, und die Kameele und die Ochsen, die das Korn austreten, und Anderes, was in der einen oder anderen Art die Gedanken wieder zurücklenkt nach dem alten Palästina.

Und nochmals einen Blick auf diese kümmerlichen Ueberreste werfend, fühlt man sich an des Jeremias Klagelieder gemahnt:

„Es ist von der Tochter Zion aller Schmuck genommen. . . . Der Feind hat seine Hand an alle ihre Kleinodien gelegt. . . . Man jagte uns, da wir auf unseren Gassen nicht gehen durften. Da kam auch unser Ende; unsere Tage sind aus, unser Ende ist gekommen. Unsere Verfolger waren schneller, denn die Adler vom Himmel; auf den Bergen haben sie uns verfolget, und in der Wüste auf uns gelauert. . . . Unser Erbe ist den Fremden zu Theil geworden, und unsere Häuser den Ausländern. . . . Es sitzen die Alten nicht mehr unter dem Thor, und die Jünglinge treiben kein Saitenspiel mehr. Unseres Herzens Freude hat ein Ende; unser Reigen ist in Wehklagen verkehret."

Doch lassen wir das, denn schon gar zu viel Gras ist über diese Gräber und Ruinen gewachsen. Unsere traumhafte germanische Natur, die sich so gern nach Rückwärts wie nach Vorwärts ins Zeitendunkel versenkt, verführt uns allzu leicht, diesen schmerzlich angehauchten Gedankenbildern nachzuhängen.

So treten wir wieder heraus aus der Dudley-Galerie der Egyptischen Halle, unter das Menschen- und Wagengewühl von Piccadilly. Und doch — sonderbar! Die paar Scherben und Trümmerstücke haben so wunderbar gewirkt, daß es ein bischen Bemühung kostet, um gleich den Uebergang wieder zu finden zum gewöhnlichen Londoner Tagesleben. So steht die Einbildungskraft unter der zauberischen Macht altgeschichtlicher Eindrücke.

Mannigfaltigkeiten.

In Cheltenham starb vor einigen Tagen Kapitän Charles Sturt, einer der ersten Forscher des australischen Festlandes und später Kolonialsekretär für die Provinz Südaustralien. Seine erste Reise ins Innere (1827) führte zur Entdeckung des Flusses Darling, 500 Meilen von Sidney, und im Jahre 1844 leitete er die Expedition für Erforschung Mittelaustraliens.

Von München geht uns ein Aufruf zur Gründung eines deutschen Alpen-Vereins zu, welcher, ähnlich dem schweizerischen, sich in Sektionen mit wechselndem Vorort gliedern soll; für das erste Vereinsjahr soll der Vorort in München sein, wo sich bereits eine Sektion konstituirt hat. Der Aufruf ist unterzeichnet vom provisorischen Ausschuß desselben (von Bezold, Ministerialrath; Decrignis, Oberappellrath; Eilles, Studienlehrer; Dr. K. Haushofer, Professor; Hofmann, Kandidat der Rechte; Kleinschrod, Oberappellrath; Sendtner, Bankadministrator; Trautwein, Buchhändler; Waltenbauer, Buchhändler); außerdem von einer Reihe von Männern aus allen Theilen Deutschlands und Deutsch-Oesterreichs (in Augsburg: Th. Lampart, Buchhändler; Berchtesgaden: H. v. Schaden; Kaufbeuern: C. Haffner jun., Kaufmann; Nürnberg: Dr. Baierlacher; Regensburg: J. Langoth, Gymnasialprofessor; Traunstein: Jos. Bauer, Apotheker; Fr. v. Schiller, Assessor; Würzburg: Dr. A. Edel, Universitäts-Professor), welche zu näherer Auskunft und zur Annahme von Anmeldungen bereit sind. Im Wege des Buchhandels sind Aufrufe und Statuten von der Lindauer'schen Buchhandlung in München zu beziehen.

Bekanntlich will man in New-York den hundertjährigen Geburtstag Alexander von Humboldt's durch Errichtung eines Denkmals feiern. Dasselbe, eine Kolossal-Büste, soll sich im Zentralpark erheben. Der Berliner Bildhauer Gustav Bläser hat so eben das Thon-Modell vollendet und demnächst wird Howald in Braunschweig den Guß derselben vollziehen. Fanny Lewald schreibt in einem Briefe an die „Kölner Zeitung" über das augenblicklich im Bläser'schen Atelier ausgestellte Modell: Bläser's Büste vereinigt Erhabenheit und Schönheit mit der vollendetsten Porträtähnlichkeit. Sie ist im Ganzen 4 Fuß rhein. hoch, der Kopf um 2 Zoll größer als der von David, und sie stellt Humboldt im vollgereiften Mannesalter dar. Die Stirn ist auch hier, wie sie es im Leben war, überaus mächtig. Es sieht aus, als lastete die Fülle der Gedanken über den starken Augenknochen, welche das fest und sicher blickende Auge schützend überdachen. Die großen Flächen der Wangen

sind noch fleischig, sie haben die Anmuth, welche ein häufiges Lächeln ihnen zu geben pflegte, und den edel gebildeten Lippen sieht man es an, daß eine geistvolle Beredtsamkeit ihnen ihre feine Ausbildung verliehen hat. So wie er — in übermenschlicher Größe — in dieser Büste vor uns steht, so haben wir ihn, das Maß der gewöhnlichen menschlichen Begabung geistig überragend, durch lange Jahre unter uns weilen sehen. Es ist eben der Alexander v. Humboldt, zu dem man empor sah, auch wenn er geneigten Hauptes vor uns stand, und er ist uns doch zugleich entrückt, er ist in dieser Büste dem Irdischen in Verklärung enthoben, weil es dem Künstler gelungen ist, ihn in dem Vollgehalte seiner ganzen geistigen Bedeutung darzustellen. Dannecker hat, als er bei Schiller's Tode daran ging, die Büste des hingeschiedenen großen Todten zu modelliren, die stolzen Worte gesprochen: „Ich will Schiller lebig machen!“ Bläser darf sich rühmen, in dieser Büste „Humboldt lebig gemacht zu haben“ für Alle, die ihn kannten, und Denen, welchen dieses Glück nicht zu Theil geworden ist, das erhabenste und treueste Bild von ihm geschaffen zu haben.

Im 16. Jahrhundert entdeckte ein armer Knabe unter der Börse in Amsterdam ein Schiff mit Pulver, welches bestimmt war, dieselbe zur Börsenzeit in die Luft zu sprengen, und rettete die Stadt von einem großen Unglück. Man bot ihm eine selbst zu bestimmende Belohnung an und gewiß wäre ihm auch der kühnste Wunsch gewährt worden. Der Knabe bestand aber hartnäckig darauf, den Kindern auf ewige Zeiten zu gestatten, zur Kirmeßzeit von 4 Uhr an in der Börse nach Gefallen — trommeln zu dürfen. Seitdem hat sich dieß Recht erhalten und nicht selten mußten die Börsenmänner den Knaben das Feld überlassen, die sich von ihrem Rechte keine Minute kürzen ließen. Als vor einigen Jahren das Börsengebäude abgebrochen und an einer anderen Stelle neu errichtet wurde, ließ man den alten Platz zu einer Esplanade ebnen, hier sieht man jetzt zur Kirmeßzeit eine unzählige Menge junger Holländer mitunter auf Trommeln, die sie kaum tragen können, ihr altes Recht ausüben, was für die in der Nähe Wohnenden nicht der angenehmste Ohrenschmauß ist.

[„Wollern am Meer“] sollte anfänglich der Kriegshafen an der Jahde getauft werden. König Wilhelm nahm aber Anstoß daran, daß ein Bundeshafen einen spezifisch preußischen oder hohenzollern'schen Namen trage und ließ sich daher lieber den Vorschlag „Wilhelmshafen“ gefallen, der den ersten Präsidenten des norddeutschen Bundes andeutet.

In Paris will ein Chemiker eine neue Beleuchtungsart einführen, welche billiger als die Beleuchtung mit Gas zu stehen kommt, während das Licht unglei schöner und stärker als das Gaslicht ist. Die Tuilerien werden jetzt nach dieser neuen Methode beleuchtet.

Ein französischer Arzt empfiehlt Terpentin als sicheres Mittel gegen Phosphor-Vergiftung, namentlich in solchem Falle, wo Kinder Streichhölzchen verschluckt haben. In mehr als 20 Fällen dieser Art hat er Terpentin, etwa einen Theelöffel voll, mit Erfolg angewendet, und sein Bericht über diese Kuren hat in der medizinischen Akademie zu Paris günstige Beurtheilung gefunden.

[Furcht über Furcht.] „Ich fürchte“, sagte ein reicher Verschwender zu seinem Freunde, „ich fürchte gar sehr, daß ich zuletzt als Bettler sterben muß.“ „Wie Du es treibest“, versetzte der Freund, „so fürchte ich noch etwas Schlimmeres, — ich fürchte, Du wirst als Bettler leben.“

Charade.

(Zweisylbig.)

1.

Es ist ein edles Nebenwort,
Dem Heuchler fehlt es immerfort;
Hängst Du ihm an zwei kleine Zeichen,
Wird's einem großen Volke gleichen.

2.

Schon Manchen der sich ihm vertraut,
Hat man versinken drin geschaut;
Ob ich hinein mich möchte wagen?
Drauf kann ich „Ja“ für jetzt nicht sagen.

1 und 2.

Das Ganze ist 'ne schöne Stadt,
Die manch' Genie geboren hat;
Sie konnt' als Herrin nicht mehr leben
Und mußt in fremden Dienst sich geben.

W—n. St.

Geschichtskalender.

1. Juli 1776. Churfürst Friedrich II. von Hessen verkauft einen Theil seiner Soldaten an England.
„ 1806. Franz II. legt die deutsche Kaiserkrone ab und nennt sich Kaiser von Oesterreich.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 151 Freitag, 2. Juli 1869

Die Keller zu Wilmingdon-Hall.

(Fortsetzung.)

XXV.

Während Gilbert Alles in Bewegung setzte, um Harley Westfords plötzliches Verschwinden der Polizei nahezulegen, befand sich Klara in ihrer vereinsamten Wohnung in bängstes Nachsinnen über die Ursachen der Leiden versunken, die sich über ihrem Haupte häuften und die ihr den letzten Sonnenstrahl zu rauben drohten, der ihr düsteres Dasein tröstend erhellte.

Sie dachte ihrer Tochter, ihrer innigstgeliebten Violette. Und wahrlich das geheimnißvolle Verschwinden des lieben Kindes betrübte sie beinahe noch mehr, als das grauenvolle Geschick ihres muthigen und edlen Gatten.

Harley Westford konnte als das Opfer einer verrätherischen Missethat gefallen sein; ein Meuchelmörder konnte ihn grausam getödtet haben. Violettens Schicksal aber bot eine Möglichkeit dar, welche zehnfach schlimmer war als der Tod.

Die Schande, die Entehrung, die sittliche Vernichtung war es, was Violette unglücklicher machen konnte als ein frühzeitiger Tod, und was die Mutter für sie fürchtete. Und doch, wie machtlos, wie so ganz ohne allen Einfluß stand sie da. Sie wußte nicht, wohin sich zu wenden. Wie sollte sie es angreifen, wenn sie ihrer Tochter zu Hülfe kommen wollte? — Wohl gab es da eine Polizei mit ihren unermüdlichen Agenten, die so viele schwierige Aufgaben mit bewunderungswürdiger Hingebung lösen. Warum nicht durch ihren Beistand die verlorene Tochter aufzufinden trachten?

In qualvoller Ungewißheit erwartete Klara Gilbert Thornleigh's Besuch. Er hatte doch zuversichtlich versprochen, sie nach seiner Besprechung mit dem Chef der Polizei zu besuchen; er hatte ihr seinen Beistand zugesagt, ihr verheißen, Alles aufzubieten für die Entdeckung ihrer Tochter.

Die Mutter erweiß das Geheimniß des jungen Seefahrers und wußte, daß er Leib und Leben in die Schanze schlagen werde, um dem jungen unglücklichen Wesen, das er liebte, zu Hülfe zu kommen.

Und wenn ich nun die Gewißheit erlange, daß ein Verworfener sie fortgeschleppt, weit hinweg von ihrer Mutter; wenn sie gebrochenen Herzens, verzweifelnd, erniedrigt zurückkehrt in meine Arme, was kann ich thun? die arme, entblätterte Blume an mein Herz drücken, und ihr den ganzen Reichthum der Liebe offenbaren, der in einem Mutterherzen liegt.

Inzwischen aber blieb der armen unglücklichen Frau, über deren Haupt sich eine Gewitterwolke des Unglücks seit einem Jahre mit immer schwereren Schlägen entladen, eine Freude vorbehalten, eine große unaussprechliche Freude, ein Augenblick so maßlosen Entzückens, daß ihr geschwächter Geist ihn kaum zu ertragen vermochte.

Klara lag betend auf ihren Knieen, Gott bittend, ihr die Tochter zurückzugeben, die für sie auf ewig verloren schien, als unten auf der Straße plötzlich sich das Rasseln eines Wagens vernehmen ließ und eine Equipage am Hausthore hielt.

Aus Klara's Schlafzimmer gelangte man in das Empfangzimmer, und die Thüre stand offen.

Sie stürzte ans Fenster und schaute auf die Straße hinab. Wie erzitterte da ihr Herz, befand sie sich doch in einem Zustande, in welchem auch die geringsten Ereignisse die Seele mächtig aufrütteln.

Es war ein schöner geschlossener Wagen, mit zwei herrlichen Pferden bespannt, der da unten vor dem Hause hielt. Ein schönes, freudeleuchtendes Antlitz zeigte sich am Wagenfenster, und wundervolles Blondhaar faßte dieses Antlitz gleich einem goldenen Rahmen ein. Klara schien dieses Gesicht einen Engel zu verkünden; sie erkannte ihre Tochter.

Ein Bedienter öffnete den Wagenschlag und Violette stieg aus. Mit einem Sprunge stand sie im Hause und die Mutter hörte ihren leichten Tritt beflügelt über die Treppe näher kommen. Ein Strom von Thränen stürzte über ihre Wangen. Einen Augenblick später lag Violette in den Armen ihrer Mutter.

Klara Westford sah, daß Eine ihrer Ehre Beraubte nicht so zurückkehren würde. Freudestrahlend, lächelnd barg ihr geliebtes Kind sein schönes Antlitz an den Busen der Mutter und unter Thränen des Entzückens verkündete es den Anbruch einer besseren Zeit.

„Liebe Mutter, ich bin wieder Dein! Eine gütige und hochgestellte Frau nahm mich unter ihren Schutz

und froh und glücklich können wir wieder zusammen leben."

Während sie so sprach, öffnete sich die Thüre und eine ältere Dame trat ein. Weißes Silberhaar umfloß ihr blasses freundliches Gesicht, auf welchem noch die Spuren einstiger Schönheit zu erkennen waren.

Es war die verwittwete Marquise von Norleydale.

„Ich habe Ihnen Ihre Tochter zurückgebracht, Frau Westford," sagte die Marquise, und fühle, daß ich einigen Dank verdiene für die Zurückgabe eines so kostbaren, wahrhaft unschätzbaren Gutes. Wenn ich Ihre Tochter schon in wenigen Tagen lieben lernte, wie theuer muß sie Ihnen sein; Ihnen, der sich die Schönheit ihres Gemüthes seit der ersten Stunde ihrer Geburt aufgeschlossen hat."

Das Herz der Mutter schwamm in Seligkeit. Sie sprach nicht ein Wort von der Rückkehr Gilbert Thornleigh's oder dem furchtbaren Geheimnisse, das über dem Verschwinden des Kapitäns der „Lilienkönigin" lag. Ihr süßes Kind war ihr zurückgegeben und trotz alles Schmerzes, der sonst ihr Herz zerfleischte, lächelte sie in dieser Stunde, und nichts vermochte ihr die Seligkeit zu trüben, mit welcher sie Violette wieder an ihr Herz drückte.

(Fortsetzung folgt.)

Experimente mit der Drahtseilschifffahrt (Cable Towing, Touage) auf der Meuse (Maas) in Belgien.

(Patent O. de Mesnil, M. Eyth. Auszug aus dem Blatt „The Engineer", vom 11. Juni 1869.)

Eine Reihe von höchst interessanten Versuchen, oder richtiger gesagt, eine Hauptausstellung der ersten Linie von beträchtlicher Länge, auf welcher ein neues Prinzip, die Anwendung von Drahtseil und Klappentrommel auf Flußschifffahrt, als praktisch erfolgreich nachgewiesen wurde, fand am 4. und 5. Juni zwischen Lüttich und Namur statt.

Die Regierungen von England, Frankreich, Preußen, Oesterreich, Württemberg, Holland und Belgien schickten ihre Spezialtechniker; die Suezkanalkompagnie und Dampfschifffahrtsgesellschaften von der Donau, der Elbe, dem Rhein und der Rhone hatten ihre Vertreter, und die Anwesenheit von Herren beinahe aus jedem Land in Europa bewiesen die Wichtigkeit, welche derzeit allen erfolgreichen Versuchen mit den verschiedenen Methoden der Binnenschifffahrt auf Flüssen und Kanälen zugeschrieben werden muß. Die Maas hat zwischen Lüttich und Namur eine Länge von nahezu 70 Kilometer (44 engl. Meilen) und lauft dort durch einen der Hauptkohlendistrikte von Belgien. Der Fluß bildet eines der wichtigsten Glieder in der langen Kette von Kanälen und Strömen, welche Belgien und insbesondere Antwerpen mit Paris verbinden. Eine Gesellschaft, die Société Anonyme Liégeoise de Touage erhielt vor anderthalb Jahren die Konzession, das System, patentirt für Baron O. de Mesnil und M. Eyth, auf dieser Linie einzuführen. (Folgt eine längere technische Beschreibung.) Im Prinzip ist die Idee desselben die alte, wie bei der Kettenschifffahrt; aber die praktischen Schwierigkeiten, welche die allgemeinere Einführung der Letzteren verhinderten, ungeachtet der großen Vortheile, die in dem Prinzip selbst liegen, sind bei der neuen Methode in einem so beträchtlichen Grade vermindert, daß M. Eyth's System bestimmt zu sein scheint, die Binnenschifffahrt wieder zu der relativen Wichtigkeit emporzuheben, welche ihre physikalischen Eigenthümlichkeiten verbürgen, und welche sie in den meisten Fällen durch die Einführung der Eisenbahnen derzeit verloren hat. Der erste Zug ging mit einem eisernen Boot (nähere Beschreibung) und einer Maschine von 14 Pferdekraft, welche, wie die größere Anzahl der inn dessen gelegten Kabels, aus der Fabrik von Messrs J. Jowler and Cie. Leeds, England, kamen, welche sich die Konstruktion von solchen Booten zu einer von ihren Spezialitäten gemacht haben. Die Geschwindigkeit der Klappentrommel kann verändert werden.

Die größte Wirkung stromaufwärts betrug mit obigem Boot 4 Meilen in der Stunde gegen eine Wasserströmung von 2—3 Meilen. Bei voller Kraft zog es 1500 Tonnen Fracht in zehn angehängten Booten. Während des Winters arbeitete die Maschine gegen Strömungen, welche die 45pferdigen Passagierdampfer von Seraing nicht zu überwinden vermochten; 4—500 Tonnen waren dabei in drei Boote geladen und diese hielten die Schifffahrt während einer Jahreszeit offen, welche man für die Frachtfahrt auf der Maas für verloren betrachtete.

In Folge des großen Aufenthalts durch das Passiren der Schleußen, kann, wenn die Züge sehr groß sind, bis jetzt hinsichtlich der Zeit nur das Doppelte geleistet werden, im Vergleich mit dem Schleppen durch Pferde auf der gleichen Linie. Indessen hat die belgische Regierung, befriedigt durch den wohlthätigen Einfluß, den dieses Unternehmen bereits auf die Flußbewegung ausübt, jetzt beschlossen, die Dimensionen der Schleußen zu vergrößern, so daß in Zukunft ein ganzer Zug vermittelst einer einzigen Operation geschleußt werden kann. Dadurch wird künftighin eine Strecke von 50—60 Meilen täglich zurückgelegt werden können.

Die monatlichen Unkosten für Kohlen und Bemannung (5 Mann) belaufen sich auf 24 Pfd. St., die Einnahmen bei monatlich zwanzig Arbeitstagen à 10 Stunden, 800 Tonnen Ladung und Nichtberücksichtigung der Rückfracht stromabwärts (letztere Fahrt gewöhnlich an 1 Tage) betragen 134 Pfd. St. Drei weitere Schlepper sind jetzt im Besitze obengenannter Gesellschaft.

wovon zwei gleichfalls während der Ausstellung mit Erfolg versucht wurden. Sie arbeiteten besonders in den scharfen Krümmungen und beträchtlichen Stromschnellen bei Seraing hinsichtlich des Schleppens und Steuerns mit einer Leichtigkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Man hatte allgemein befürchtet, daß scharfe Wendungen mit starker Strömung dem System verderblich werden könnten. Diese Schleppschiffe sind fünf Meter lang, tragen Maschinen von 20 Pferdekraft und unterscheiden sich in ihren konstruktiven Details beträchtlich von dem ursprünglichen Typus. Die ganze Maschinenkraft kann auch auf die neuerdings angebrachte Schraube geleitet werden, und in diesem Fall vermochte der Schlepper ein 250 Tonnenboot gegen die starke Strömung zu ziehen, aber nicht mehr. Arbeitete er zugleich mit Hülfe des Drahtseils, so zog er mit Leichtigkeit fünfmal so viel unter gleichen Verhältnissen. Man muß sagen, daß die Form des Boots und der Schraube nicht das Unvortheilhafteste für den Schlepper sind, und vielleicht lassen sich durch noch günstigere Proportionen weitere 20—25 pCt. gewinnen.

Bis jetzt ergibt sich, wenn man jeden Theil in Berechnung zieht, eine Wirkung der Maschine, welche dreimal größer ist, wenn sie mit der Klappentrommel arbeitet, als wenn sie die Schraube verwendet. Abgesehen von der Linie auf der Maas (etwa 24 Stunden lang) liegt jetzt das Drahtseil auf dem Kanal von Charleroi in Belgien, dem Bevelandkanal in Holland, dem Kanal von Terneuze, welcher Gent mit der Schelde verbindet und auf einem Kanal in der Normandie. Für Versuche auf dem Rhein werden Vorbereitungen getroffen. In Anbetracht der kurzen Zeit, welche die Idee für ihre praktische Entwicklung bis jetzt gehabt hat (die erste Versuchsmaschine wurde im Herbst 1866 in Leeds gebaut), sprechen diese Resultate für ihre Wichtigkeit und den unzweifelhaften Erfolg, den sie auf solchen Linien errungen hat, auf denen sie sich in wirklicher Thätigkeit befindet. Wir werden binnen Kurzem unseren bei dem Gegenstande interessirten Lesern einen genaueren Bericht über dieses neue System vorlegen, welches die großen Hindernisse aufzuheben verspricht, die während des letzten halben Jahrhunderts bei der inländischen Schifffahrt eine derartige Entwicklung unmöglich machten, wie sie sonst den Bedürfnissen unserer Zeit entsprochen hätte.

Ermordung von Europäern in Ostafrika.

Wir sind im Stande, Näheres über die bereits in unserer Zeitung erwähnte Ermordung der Europäer in Ostafrika mitzutheilen. Der schwedische Missionär Andreas Lundholm schreibt aus Tendere im Barkagebiet den 28. April an einen Württemberger: „Da Sie Freud und Leid mit uns theilen, so möchte ich Ihnen die schmerzliche Nachricht geben, daß wir zwei geliebte Freunde durch den Tod verloren haben: Elfblad und den vor drei Monaten verheiratheten Kjellberg, der drei Jahre hier war. Diese beiden Freunde wurden von den Eingebornen getödtet, als sie mit dem Engländer Powell, seiner Frau und einem kleinen Sohn, welche der Elephantenjagd wegen hierher gekommen waren, eine Reise im Kunama-Land machten. Elfblad und Kjellberg sollten den Engländer nach Massowa begleiten, er aber wollte vorher eine kleine Rundreise im Land zwischen Gasch und dem Takassie-Fluß (südwestlich von Kunama, Tika genannt) unternehmen. Sie fürchteten gerade nicht viel, da mehrere der Eingebornen uns hier kannten und schon lange gewünscht hatten, daß wir sie besuchen möchten. Aber nun kam der Engländer mit so viel Gepäck, Kameelen, Mauleseln u. s. w., und dieß war zu viel für ihre Raubgierde. Der Engländer mit Frau und Kind samm Elfblad gingen einige Stunden vorher, Hr. Mackerer von Suez und Kjellberg mit Kameelen und Dienern folgten nach. Dieß den 17. April. Am Vormittag ging eine Anzahl der Eingebornen an ihnen vorbei, kamen aber nach einigen Stunden wieder und fielen vom Gebüsch aus, wo sie sich versteckt hatten, über sie her und durchbohrten Mackerer, Kjellberg und einen oder zwei von den Dienern mit ihren Lanzen. Am Sonntag, da wir hier zusammengekommen waren, um Andacht zu halten, erhielten wir diese traurige Nachricht. Aber auch von den Andern, die voraus waren, konnten wir wenig Hoffnung haben, und am Abend des folgenden Tages erhielten wir die Nachricht, daß Alle getödtet worden seien am Sonntag Morgen, nämlich Elfblad und Powell mit Frau und Sohn." Für den Leser, der mit dem Kunama-Land nicht bekannt ist, bemerken wir, daß dasselbe im Norden von dem ägyptischen und im Süden von dem abessinischen Gebiete begränzt und gegenwärtig noch von beiden Ländern unabhängig ist. Der Reisende, welcher von Massowa am rothen Meere ausgeht, kommt zuerst durch die Bogosstämme, dann zu den Kunama, welche eine eigene Sprache haben, die nicht mit der äthiopischen verwandt ist. Die Eingebornen scheinen noch Heiden zu sein. Die evangelische Missionsgesellschaft in Stockholm hat seit dem Jahr 1865 eine Missionsstation dort in dem Dorf Tendere.

Mannigfaltigkeiten.

In Wiesbaden starb dieser Tage im 71sten Lebensjahre Dr. Ferd. Henfelder, ehemaliger Professor der Chirurgie an der Universität Erlangen, dann Generalarzt der russischen Armee in Finnland, zuletzt russischer Staatsrath.

Digitized by Google

[Militärische Schauspiele.] Im Lager von Sathonay hat am 6. Juni eine eigenthümliche Festvorstellung der Soldaten dieses Lagers zum Besten der St. Maurice-Stiftung für Soldatentöchter stattgefunden. Nach einer großen Feldmesse im Lager folgte eine von den Musikkorps der vier Linien-Regimenter ausgeführte Musikaufführung und sodann eine militärische Schaudarstellung: „Fantaisie arabe". Vier Bataillone Infanterie und Jäger mit zwei Gebirgsgeschützen stellten eine Expeditionskolonne in Algerien dar, sorgfältig ganz ausgerüstet, wie es dort üblich ist. Der Feind, 500 Infanteristen und 100 Reiter, war als Beduinen, Kabylen und Reiter aus Watsen verkleidet. Auf dem Manöverfelde schlug die französische Expeditionskolonne ein Zeltlager auf mit allen Sicherheitsvorkehrungen und zündete ihr Bivouakfeuer an. In einer Schlacht schlichen die Araber heran und überfielen dann von allen Seiten das Lager in ungeordneten Haufen mit Wuthgeheul. Die Franzosen, Anfangs zurückgedrängt, bildeten unter heftigem Feuer ein großes Carré, welches die Araber nunmehr anfielen, bis endlich ein allgemeiner Bayonnetangriff die Beduinen nicht nur vertrieb, sondern sie sämmtlich zur Ergebung zwang. Der Transport der Gefangenen endete die Vorstellung, welche durch Einzelkämpfe, Reiterkünste aller Art und dadurch noch besonders an Lebendigkeit gewann, daß die verkleideten Beduinen ihre Rolle trefflich spielten und sich dabei aller arabischen Worte, welche sie nur irgend kannten, reichlich und unermüdlich bedienten. Der kommandirende General der Armee von Lyon, Graf von Pallkao, wohnte dieser Festvorstellung bei, und ein zahlreich aus Lyon herbeigeströmtes Publikum ergötzte sich an dem Anblick der kriegerischen Darstellung die daher wohl auch ihren Wohlthätigkeitszweck erreicht haben dürfte.

[Zwillinge.] Aus Darmstadt wird berichtet: Bei der Leibkompagnie des 4. Inf.-Reg. dienen eben zwei Einjährige A. und E., die ohne in irgend welcher verwandtschaftlichen Beziehung zu stehen, doch eine so frappante Aehnlichkeit besitzen, daß sie überall, wo sie sich zusammen zeigen, für Zwillinge gehalten und selbst von ihren Kameraden oft verwechselt werden. Die große Aehnlichkeit der beiden jungen Leute hat schon zu den spaßhaftesten Verwechselungen Anlaß gegeben, aber auch jedenfalls veranlaßt, daß dieselben, welche sich erst bei ihrem Dienstantritt kennen lernten, nunmehr für „inséparables" gelten und selten der Eine ohne den Anderen gesehen wird.

Der Afrika-Reisende Gerhard Rohlfs ist nach Berlin zurückgekehrt, wo er längere Zeit verweilen und in der nächsten Sonnabendsitzung der geographischen Gesellschaft (3. Juli) Mittheilungen über seine letzte Reise machen wird. Dieselbe ist nur insofern unbefriedigend verlaufen, als der Reisende wegen Verweigerung von Führern und Kameelen in den südlichen Oasen der alten Cyrenaica (Barka) seinen ursprünglichen Plan, in die noch weiter südlich gelegenen, bisher gänzlich unerforschten Wildnisse des Tebu-Landes (der östlichen Sahara) vorzudringen, nicht hat ausführen können.

Die Wittwe des deutschen Banquiers Benary, der lange Zeit Präsident des deutschen Turnvereins in Paris war, hat diesem Institute die Summe von 25,000 Fr. zur Verfügung gestellt. Dieser Betrag soll dazu verwendet werden, um unter dem Namen Benary-Stiftung einen auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit beruhenden deutschen Hülfsverein, der mit dem Turnverein in Verbindung stehen würde, zu gründen.

[Das Beste.] Eine Deputation von Bürgern einer kleinen Provinzialstadt beschwerte sich beim Minister über die drückende Last einer neuen Steuer und bat um Erlaß derselben. Der leutselige Beamte versuchte es, den Leuten begreiflich zu machen, daß diese Steuer ja zur Wohlfahrt des Landes auferlegt sei, und sagte am Schluß seiner Erwiderung zu ihnen: „Ihr seht also, lieben Leute, daß unser gnädigster Fürst nur Euer Bestes will." „Ach ja", erwiderten die Deputirten ehrfurchtsvoll, „aber das wollen wir gerade selbst behalten."

Auflösung des Räthsels in Nr. 141:

Denk' ich an's „Weinfaß" — an seinen Spund —
Ist mir's, als hätte ich Wasser im Mund;
Trink aus dem „Weinfaß" ich manchesmal auch,
Ist mir's, als hätte ich Wasser im Bauch.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. F.

Geschichtskalender.

2. Juli 1298. Adolph von Nassau fällt in der Schlacht bei Göllheim.
„ 1802. Stiftungstag des Ordens der Ehrenlegion.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Matthaei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 152 Samstag, 3. Juli 1869.

Die Keller zu Wilmingdon-Hall.

(Fortsetzung.)

Die Marquise blieb nicht lange.

„Ich will ihr Glück durch meine Gegenwart nicht stören," sagte sie, „hoffe aber, dieses liebenswürdige Kind nicht aus dem Gesichte zu verlieren, dem die unselige Verirrung meines Sohnes, der freilich nur das Werkzeug Anderer war, eine so große Qual bereitet. Ich mache jetzt einige Besuche und kehre Abends nach der Grafschaft Essex zurück. So oft ich aber nach London kommen werde, will ich es nicht bloß als eine Pflicht, sondern auch als ein Vergnügen betrachten, Violette zu besuchen. Das gute Kind hat mir einen Theil seiner Geschichte erzählt. Und sollte ich Mittel finden, Violette oder ihrem Bruder durch den Einfluß meiner Freunde nützlich zu werden, so soll es ohne Säumniß geschehen. Sie ihrerseits hat mir versprochen, ihre gefährliche Laufbahn beim Theater nicht fortzusetzen, und ich gebe mich der sicheren Hoffnung hin, unsere warmen und nachdrücklichen Empfehlungen werden ihr bald eine angenehmere Stellung verschaffen, zu welcher ihre Bildung wie die Liebenswürdigkeit ihres Charakters sie befähigen. Es gibt noch Menschen in der Welt, welche ihre Pflicht gegen Diejenigen nicht verkennen, denen sie die Leitung und Bildung ihrer Kinder anvertrauen. Ich denke, jede Familie kann sich glücklich schätzen, deren Töchter Violette ihre Kenntnisse und Sorgfalt widmet. Und mir soll es ein ernstes Anliegen sein, eine Dame zu finden, welche ihre Bemühungen nicht mit Undank vergilt."

Die Marquise drückte der Mutter die Hand und umarmte die Tochte mit einer Innigkeit, als ob sie ihr eigenes Kind in die Arme geschlossen hätte.

Klara und Violette setzten sich, nachdem die Marquise sie verlassen, zusammen, und gaben sich dem beseligenden Gefühle ihrer Wiedervereinigung ungestört hin. Ihr Glück war so groß, daß die treue Gattin, die mit voller Hingebung an dem Halse ihres Gatten gehangen, in diesen Augenblicken des düsteren Geheimnisses zu erwähnen vergaß, das über Westford's Verschwinden lag.

Aber bald stellte sich die traurige Erinnerung der letzten Ereignisse und Enthüllungen ihrem Geiste wieder dar, und die Mutter that sich Gewalt an, um der Tochter die Angst und Sorge nicht schon jetzt mitzutheilen, die ihr Herz erschütterten.

Sie saßen noch beisammen und Violette theilte die Umstände, unter denen sie ihrer gefahrvollen Lage entronnen, ausführlich mit. Sie schilderte die warme Freundschaft, deren die Marquise sie im entscheidenden Augenblicke gewürdigt, mit der Beredtsamkeit eines dankbaren Herzens, als die Hausdienerin eintrat und Frau Westford eine Visitkarte einhändigte.

Die Karte war schmutzig und von veralteter Form, trug aber einen Namen, dessen sich Klara zu entsinnen glaubte.

Herr Jakob Danielson
bittet Frau Westford um eine vertrauliche Unterredung.

Der Beisatz war mit Bleistift geschrieben und stand unten am Rande der Karte.

„Danielson," sagte die Wittwe bei sich. „Mir schwebt eine dunkle Erinnerung vor, daß ich diesen Namen in früherer Zeit oft gehört; aber es ist ein so gewöhnlicher Namen."

„Der Ueberbringer dieser Karte schien von sehr lebhaftem Verlangen erfüllt, Sie zu sprechen, Madame," sagte das Mädchen, welches die Karte gebracht hatte.

„Wie sah der Herr aus?"

„Es war ein kleiner ältlicher Herr, dürftig gekleidet, sehr alltäglichen Aussehens. Er bemerkte aber ausdrücklich, daß er Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen habe."

„Er hätte mir eine wichtige Mittheilung zu machen? Wenn das der Fall wäre — ich will ihn sehen, Susanna," rief die Wittwe plötzlich von einer heftigen inneren Bewegung ergriffen. „Begib Dich in das Kabinet, liebe Violette! Ich will diesen Herrn allein sprechen."

Rasch eilte die Dienerin die Treppe hinab, um dem Fremden die Antwort zu bringen, und Klara schob Violette durch die Thüre des anstoßenden Zimmers, bevor diese in ihrer Ueberraschung Zeit gewann zu fragen, was ihre Mutter in solche Aufregung versetzte.

Eine Minute später trat Danielson in den bescheidenen Salon, den Hut in der Hand, das Haupt geneigt, in ehrerbietiger Haltung.

Digitized by Google

„Was führt Sie zu mir, mein Herr," fragte Klara, deren Blick voll Unruhe auf ihm haftete.

„Sie erinnern sich meiner nicht mehr, Madame?"

„Ob ich mich Ihrer erinnere? Nein."

„Und doch sind es kaum ein oder zwei Tage, seit Sie mich gesehen haben. Ich bin Rupert Godwin's erster Commis, Derjenige, bei welchem Sie sich mit einem jungen Seefahrer nach Ihrem plötzlich verschwundenen Gatten erkundigten."

„Ja, ja!" rief Klara lebhaft. „Ich entsinne mich, und Sie hätten mir Etwas mitzutheilen? Um Gotteswillen, lassen Sie mich nicht den Gegenstand eines grausamen Scherzes werden. O, wenn Sie wüßten, was ich leide."

„Ich habe Ihnen Etwas zu sagen. Ich habe Ihnen sehr viel zu sagen, Frau Westford, kann Ihnen jedoch in Betreff Ihres Gatten keine Auskunft ertheilen. Ich bin hier, Ihnen meine Freundschaft anzubieten. Vielleicht aber verachten Sie Anerbietungen dieser Art, wenn sie von einem Manne, wie ich kommen?"

„Warum sollte ich Ihre Freundschaft, Ihr Wohlwollen zurückweisen, Herr Danielson? Das bin ich nicht gesonnen! Ich bedarf der Freunde zu sehr, um ein solches Anerbieten zu verschmähen, selbst wenn es von einem Fremden gestellt wird."

„Sie haben sich geändert, Frau Westford, sehr geändert, seit der Zeit, zu welcher ich die Ehre hatte, Sie kennen zu lernen, bemerkte der alte Commis.

„Seit der Zeit, zu welcher Sie mich kannten!" rief Klara erstaunt. „Wir kannten uns also schon früher? Ihr Name klang mir allsogleich wie einer, den ich schon öfter gehört. Umsonst aber suche ich mich Ihrer zu erinnern."

„Nein, Frau Westford, rief Jakob mit dem Accente plötzlich hervorbrechender Leidenschaft. „Sie können sich meiner nicht erinnern, weil mir die Erniedrigung ihr entstellendes Siegel aufgedrückt hat. Mehr als zwanzig Jahre sind verflossen, seit ich Sie kennen lernte. Damals war ich ein Mann; ich trug noch Ueberreste von Ehrgefühl in meiner Brust, obwohl mich die Welt schon fühlen ließ, welch' ein erbärmlicher Mensch ich sei, mit meiner verkrüppelten Person, meiner ungenügenden Erziehung und meiner Armuth. Aber ich war noch ein Mann, ich hatte den Ehrgeiz, ein Mann zu sein, und das heiße Verlangen, einige Stufen der Lebensleiter zu erklimmen. Jetzt freilich ruhen Ihre Blicke nur noch auf einer bedauernswerthen Ruine, nur auf den abschreckenden Ueberresten dessen, was ehedem ein Mann gewesen. Frau Westford, erinnern Sie sich jener Zeit, als Sie auf dem Sommersitze Ihres Vaters Ihre Ausbildung vervollständigen wollten? erinnern Sie sich des buckligen Studenten, der Ihnen Unterricht in den Klassikern ertheilte?"

„Ich erinnere mich des Studenten, wie des alten, schönen Parks," rief Klara, „ja, und man nannte ihn Danielson. Ich wußte es, daß mir dieser Name geläufig gewesen. Und Sie sind dieser Danielson? Nun, da haben Sie sich freilich sehr geändert, erkannt hätte ich Sie nicht mehr."

„Und doch habe ich mich nicht in dem Maße verändert, wie Sir John Posonby's Tochter," entgegnete der Commis mit einem Gefühle überströmender Bitterkeit, „wenn diese sich jetzt herabläßt, für den Elenden, der vor ihr steht, auch nur ein Fünkchen von Erinnerung zu bewahren."

„Was wollen Sie damit sagen, Herr Danielson? In meiner Gewohnheit lag es nie, Denjenigen mein Mitleid zu verweigern, die dessen bedurften."

„Wirklich?" rief Danielson mit einem plötzlichen Aufflackern von Heftigkeit. „O, ich sehe wohl, Sie haben Ihr Gedächtniß bequem eingerichtet, Frau Westford. Sie haben die Stunde wohl ganz und gar vergessen, in welcher der arme Student auf Ihren Befehl gleich einem unfolgsamen Hunde geprügelt wurde?"

„Geprügelt!" rief Klara, „auf meinen Befehl? Um Gotteswillen, wo denken Sie hin?"

„Frau Westford, Sie haben alle Erinnerung an die Vergangenheit verloren," fuhr der Commis mit ironischer Gelassenheit fort.

„Nichts hab' ich vergessen," erwiderte Klara. „Ich bitte Sie, setzen Sie sich und erklären Sie sich deutlich. Ein abscheuliches Mißverständniß muß in dieser ganzen Sache walten."

(Fortsetzung folgt.)

Die Union-Pacific-Eisenbahn.

Robert Schlaginweit schickt der „New-Yorker Handelszeitung" über den Verkehr auf der Pacificbahn einen interessanten Bericht, der am 27. Mai in St. Francisco aufgegeben, bereits am 4. Juni in New-York eintraf. Wir entlehnen dem Brief Folgendes: An dem Ausgangspunkte der Bahn, der sich zu Omaha befindet, 967' über dem Meere gelegen, herrscht jeden Nachmittag, bereits mehrere Stunden vor der um 4 Uhr und 20 Minuten erfolgenden Abfahrt des Zuges, ein so reges Leben und Treiben, daß von demselben wohl Jedermann überrascht sein wird. Große, von vier Pferden gezogene Omnibusse bringen von Council Bluffs sowohl als auch aus den Gasthöfen Omaha's zahlreiche Reisende herbei; ihnen folgen in langen Reihen stark befrachtete Gepäckwagen, denen sich wiederum Fuhrwerke aller Art anschließen. Ueberdieß ist der Bahnhof noch belebt von Vielen, die theueren Angehörigen oder lieben Freunden und Bekannten bis hierher das Geleit gaben und jetzt von ihnen in einer Weise Abschied nehmen, die zuweilen auffällig erscheint, da sie unwillkürlich an Scenen erinnert, wie man sie auf dem Verdecke großer

Dampfschiffe zu sehen gewohnt ist, unmittelbar ehe sie weite Reisen über den Ozean antreten.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde setzt sich der lange Zug in Bewegung; Jeder beeilt sich, seinen Platz einzunehmen. Ueber die Vortrefflichkeit der Wagen, über die bequeme und elegante Einrichtung derselben herrscht nur eine Stimme der Anerkennung. Von Omaha befahren wir zunächst in äußerst angenehmer Weise das zwar stetig, aber ungemein sanft ansteigende Plattethal bis North Platte City (2830′ hoch); bis hierher — 291 Meilen von Omaha — treffen wir mit wenigen Ausnahmen fruchtbares Ackerland, in dem eine Anzahl Städte mit 1000 bis 3000 Einwohnern liegen, nämlich Elkhorn, Fremont, Columbus, Grand Island, Fort Kearney und Brady Island. Meilenweit verfolgt längs dieser Strecke die Bahn eine fast gerade Richtung; das große, an der Lokomotive angebrachte Licht ist in dunkler Nacht bereits auf 10 bis 12 Meilen Entfernung sichtbar. Jenseits North Platte City kommen wir über Julesburg (3557′) und Sidney, den südlichen Arm des Platte-Flusses bis Julesburg befahrend, durch sandige, unfruchtbare, mehr oder minder mit Salzen geschwängerte Ebenen, auf denen sich Baumwuchs nur äußerst spärlich zeigt, während große Flächen mit artemisia tridentata bewachsen sind. Diese Ebenen steigen äußerst sanft, aber stetig, bis zur Stadt Cheyenne im Wyoming Gebiet an, die sich 6002′ über der Meeresfläche befindet. Die Entfernung von Omaha bis hierher, 516 Meilen, legen wir auf der vorzüglich gebauten Bahn, deren Beschaffenheit nichts zu wünschen übrig läßt, in 24 Stunden zurück.

Von Cheyenne nähern wir uns rasch den Rocky Mountains; bald erblicken wir in der Entfernung ziemlich hohe Berge mit breitem Rücken, aus denen zuweilen nackte Felsmassen in den mannigfaltigsten Formen und kleine Felskämme hoch emporragen. Wenn wir den Bergen näher kommen, dann sehen wir, daß ihre Rücken gut bewaldet sind, während wir auf den sanften Abhängen mit ihren runden Formen nur vereinzelte Nadelhölzer gewahren. Die Bahn steigt stark an bis zu dem 33 Meilen von Cheyenne entfernten Orte Sherman in den Black Hills, dem höchsten Punkte der Union-Pacific-Eisenbahn. Sherman, im Wyoming Gebiet, 8262′ über dem Meeresspiegel gelegen, ist meines Wissens der höchste, von Menschen bewohnte Ort der Vereinigten Staaten, dem jedoch Ansiedelungen zu White Pine in Nevada gar bald in dieser Beziehung den Rang streitig machen könnten. Charakteristisch ist es, daß in Europa und Asien die höchsten von Menschen das ganze Jahr hindurch bewohnten Orte Klöster sind — im ersteren Welttheile das St. Bernhardhospiz in den Alpen (8114′), im letzteren das Buddhistenkloster Hanle in Tibet (15,117′) — während in Nordamerika die höchste ständig bewohnte Niederlassung eine Eisenbahnstation ist, bei der sich zugleich ein Telegraphen- und Postamt befindet. Gegenwärtig besteht Sherman außer den Bahngebäuden aus etlichen 20 Holzhäusern, deren Bauart uns äußerst einfach erscheint, aber im Vergleiche zu den kunstlosen Zelthütten, denen wir auf unserer weiteren Wanderung mit der Bahn im ferneren Westen begegnen, sind sie stattliche Wohnhäuser zu nennen. Der Reisende, der die Naturschönheiten Sherman's und seiner interessanten Umgebung näher kennen lernen will, findet in zwei Hotels, dem Summit und Sherman House, ein allerdings sehr bescheidenes Obdach, aber kräftige, wenn auch einfache Kost, die er gemeinschaftlich mit den Eisenbahnarbeitern verzehrt. Das Erbauen der Eisenbahn über die Rocky-Mountains bot weit geringere technische Schwierigkeiten, als man erwartet hatte; „die Natur hat hier", wie in einem Berichte der Union-Pacificbahn mit Recht hervorgehoben wird, „in überraschender Weise der Lokomotive den Weg gebahnt." Nichtsdestoweniger sind große Arbeiten und ausgedehnte technische Anlagen nöthig gewesen; auf weiten Strecken mußten Dämme aufgeworfen, Durchschnitte durch die Berge gemacht und Vorkehrungen zur Abhaltung der Schneemassen getroffen werden. Ueber die Menge des Schneefalles im Winter habe ich die widersprechendsten Angaben erhalten; meine Ansicht ist, daß erst die Zukunft lehren wird, ob die bisher getroffenen Vorrichtungen sich genügend erweisen. Gegenwärtig bestehen dieselben theils aus 5 bis 6 Fuß hohen Steinwällen, deren mehrere hintereinander sich befinden, theils aus hölzernen, schief geneigten Palissaden, die in dem Erdboden befestigt sind.

Ueber die sowohl in der Nähe Shermans als auf der Bahnstrecke westlich hiervon sich befindlichen Dämme herrscht jedoch allgemein die Ansicht, der auch ich beistimme, daß sie in einzelnen Theilen zu schmal sind und daß sie daher, der größeren Sicherheit halber, theils erweitert, theils durch steinerne Bauten verstärkt werden müßten. Es sind ferner die Durchlässe, die sich in diesen Dämmen zum Wasserabzuge befinden, häufig in einer Weise überbrückt, die später entschieden einer solideren wird weichen müssen. Ebenso wird es später nothwendig sein, manche der zwischen Sherman in Wyoming und Promontory Point in Utah befindlichen Brücken und Viadukte, die gegenwärtig fast nur aus Holz bestehen und aus Balken gezimmert sind und zuweilen durch den Mangel jeglichen Mauerwerks überraschen, solider zu bauen. Die Nothwendigkeit an vielen Brücken Aenderungen vorzunehmen, wird sich aus folgender Thatsache ergeben. Die 848 Meilen westlich von Omaha gelegene Brücke über den Green River, die ich am 17. Mai passirte, hatte sich in der vorhergehenden Nacht, wie uns unterwegs einsteigende Leute mittheilten, etwas gesenkt, so daß mehrere Reisende den Wunsch äußerten, dem auch sofort bereitwilligst Folge gegeben wurde, diese, wie es schien, etwas unsichere Brücke zu Fuß überschreiten zu dürfen. Nicht nur dieser Brücke, sondern auch jener, die sich etwas östlich von Aspen (etwa 937 Meilen von Omaha entfernt)

befindet, so wie dem 4 Meilen von Promontory erbauten Viadukte und gar mancher hier nicht näher bezeichneten Brücke ist mit Recht eine größere Festigkeit, eine stärkere Bauart zu wünschen. Besonders gehört die 56 Meilen lange Strecke zwischen Castle Rock und Ogden in Utah zu einer der in allen Theilen wenigst vollendeten, die wir (wenn es mir gestattet ist, hiefür den sonderbaren, aber bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen) nahezu „im Schritte“ durchfuhren. Es muß jedoch rühmend hervorgehoben werden, daß während der letzten Wochen unglaublich viel für die Verbesserung der Bahn geschehen ist, daß überhaupt eine weit größere Anzahl von Arbeitern, als man erwarten sollte, unaufhörlich beschäftigt sind, die Mängel theils zu verringern, theils für immer abzustellen, an denen einzelne Theile dieser Riesenbahn noch leiden. Ebenso ist anzuerkennen, daß die Bahn mit gewissenhafter Sorgfalt und großer Aufmerksamkeit befahren wird, insbesondere längs jener Stellen, die den unverkennbaren Charakter des Provisorischen noch an sich tragen. Zum Schlusse sei erwähnt, daß umfassende Vorkehrungen zur Befriedigung der materiellen Bedürfnisse der Reisenden getroffen sind; die drei täglichen Mahlzeiten, die der Reisende (zu dem Preise von 1 Doll. bis 1 Doll. 25 Cents Papier für jede) zu sich nehmen kann, allerdings zur Zeit nicht in prachtvollen Sälen, sondern in äußerst einfachen Zelthütten oder Breiterbuden, in denen die Stelle der Stühle, rauhe Holzbänke vertreten, bieten ihm keine Delikatessen, jedoch gesunde, kräftige Nahrung.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Eichstädt wird dem „Frk. Kur.“ von einer „juridischen Ungeheuerlichkeit“ berichtet, wie folgt: Es gehen mitunter im Rechtsverkehre Dinge vor, die nicht nur dem gesunden Menschenverstande, sondern auch den gewöhnlichen Begriffen von Recht und Unrecht geradezu Hohn sprechen, gegen welche aber gleichwohl Gesetze und Richter vergebens ankämpfen. In solchen Sachen hat daher die Presse nicht nur die Befugniß, sondern sogar die Verpflichtung, dem sich hiegegen empörenden öffentlichen Rechtsbewußtsein Genugthuung zu verschaffen. Ein derartiger Fall kam in der verflossenen Woche dahier vor. Hiesige Bürgersehelente erhielten nämlich als Beklagte ein Dekret des k. Stadt- und Landgerichts Eichstädt zugestellt, wonach sie in der Hauptsache 6 kr. „mit Worten: sechs Kreuzer“ 5prozentige Verzugszinsen aus 50 fl. — auf 14 Tage und als Nebensache 3 fl. 27 kr. hierauf erwachsene Kosten zu bezahlen haben und ohne Gnade bezahlen müssen. Ihr einziger Trost ist; daß auch dem Kläger seine Frivolität ein Paar Gulden Kosten verursacht. Der Sachverhalt war in Kurzem folgender: Die Beklagten hatten 50 fl. — Hauptsache und 7 fl. 59½ kr. Kosten richtig bezahlt, waren aber nach Ansicht des Klägers noch 33 kr. Verzugs-Zinsen schuldig. Derselbe ließ daher durch seinen (auswärtigen) Anwalt ein Paar Eingaben unter Verwendung zahlreicher Stempel fertigen, deren Ergebniß für ihn 6 kr. und an Kosten beiderseits über 5 fl. betrug. Man weiß wirklich nicht, wen man mehr anstaunen soll, den Kläger oder dessen Anwalt! Ob solche Vorkommnisse bei Freigabe der Advokatur seltener werden, mag dahin gestellt werden, ärger wird es aber gewiß nicht. Die Oeffentlichkeit im Zivilprozesse wird wohl solcher Rabulisterei großentheils die Spitze abbrechen, wirklich besser wird es aber trotz aller staatlichen und staatsanwaltschaftlicher Aufsicht erst dann, wenn Advokatenkammern ihre Disziplin ausüben.

[Ein sündiges Geständniß.] Das dieser Tage in München von einem wegen Diebstahls verhafteten Schlossergesellen abgelegte Geständniß ist charakteristisch, daß es seinen Platz wohl hier finden mag. Der freche Bursche erklärte nämlich, um, wie er sich ausdrückte, „die Sache kurz zu machen“: „Ich hab' mir an Schlüssel gemacht, hab' meinem Meister sein' Kasten aufg'sperrt, 's Geld g'stohlen und verputzt und jetzt haben's mich! Punktum.“

Sylben-Räthsel.

1, 2, wir bringen Tod. Was wir getödtet, geben
Die Menschen ihrem Vieh zum Leben.
3, mich seht ihr häufig, aber selten ganz;
Zu nichts oft brauchbar, als zu Spiel und Tanz.
1, 2, 3, ich bin ein Bauer und ein Soldat,
Und doch der furchtbarste Potentat.

Geschichtskalender.

8. Juli 1778. Todestag von Rousseau.
„ 1848. Unruhe in Berlin. Erstürmung des Zeughauses.
„ 1866. Schlacht bei Königgrätz.
4. Juli 1777. Die Nordamerikaner erklären sich unabhängig von England.
„ 1807. Garibaldi's Geburtstag.
„ 1866. Kampf der Bayern bei Hünfeld und Kaltennordheim.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Bailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 153 Montag, 5. Juli 1869.

Die Keller zu Wilmingdon-Hall.

(Fortsetzung.)

Der Commis setzte sich nachlässig auf einen Stuhl. „Für Denjenigen, der schlägt, ist es leicht, der gegebenen Streiche zu vergessen; für Den aber, der sie bekommen, ist das schon etwas schwerer."

Klara betrachtete ihn mit dem größten Erstaunen. „Ich bin all dieser Räthsel wahrhaftig schon müde," sagte sie mit einem Ausdrucke von stolzem Bewußtsein. „Reden Sie, Herr Danielson, aber ich bitte um Deutlichkeit."

„Ich bin dazu bereit," entgegnete der Commis. „Ich kehre bis zu der Zeit zurück, zu welcher Sie siebenzehn Jahre zählten, ja, es war an Ihrem siebenzehnten Geburtstage. Seit einem Jahre hatte ich Ihnen Unterricht gegeben und in Ihnen einen intelligenten Zögling gefunden, dessen Fortschritte das Herz eines Lehrers mit Stolz erfüllen konnten. Also es war an Ihrem siebenzehnten Geburtstage. Sie und einige junge Fräulein Ihres Alters wollten diesen Tag mit einem ländlichen Feste feiern. Sie waren in Ihrem Zimmer beschäftigt und schmückten dieses mit Blumenguirlanden, als ich früh Morgens kam, um Ihnen, wie gewöhnlich, Lektion zu geben. Sie sagten mir, daß Sie sich einen Ferientag gäben, und daß heute von einer Lektion nicht die Rede sein könne. In dem Augenblicke aber, in dem ich mich entfernen wollte, riefen Sie mich zurück, und luden mich, den Buckligen, den armen Studenten, ein, an dem heutigen Feste Theil zu nehmen und mich seinen einfachen Vergnügungen anzuschließen. Wie hätte ich dieses Tages vergessen können? Ich vergaß ihn auch nie, nein, Frau Westford, nie, während der langen Unglücksjahre, die seither verflossen. Jener schöne Morgen erlosch in meiner Erinnerung niemals. Ich berauschte mich, ich trank Branntwein bis zum Wahnsinn — und ich vergaß ihn nie. Auf meinem Todtenbette wird das Traumbild meiner einzigen Liebe noch vor mir stehen, wie es mir durch das ganze Leben folgte. Immer sah ich Sie, wie Sie damals vor mir standen. Klara! O, erlauben Sie mir, Sie noch einmal so zu nennen, wie ich es an jenem verhängnißvollen Tage gethan, wie ich Sie seither immer in meinen Träumen genannt, wie ich Sie nennen werde, wenn ich meinen Geist aushauche. Was kann Ihnen das für Schaden thun, wenn ein Unglückseliger, wie ich, in dem Wahnsinnstraume seiner Vergötterung vermessen ist? Ich bin doch nichts mehr, als Gefäß aus Thon unter Ihren Füßen! Ja, Klara, ich sehe Sie, wie ich Sie damals sah, mit Ihrer wundervollen Lebensfülle, mit Ihren machtvollen dunkelblauen Augen und Ihren reizenden Korallenlippen! Ein Kranz von weißen Lilien schmückte Ihre Stirne, aber auch die reinste dieser Blumen konnte sich Ihnen nicht vergleichen! Sie ließen sich herbei, sich mir gegenüber liebenswürdig zu erweisen; Sie forderten mich auf, Ihnen zu helfen und Ihnen das Körbchen mit Rosen zu reichen, dann jenes mit Geisblatt und mit Flieder, denn alle diese Blumen bedurften Sie zu Ihren Guirlanden, mit denen Sie Ihre Gemächer schmückten. Die stolze Tochter des Baronets ahnte nicht, daß der Student, der arme Bucklige wahnsinnig genug sein würde, für Sie eine Liebe im Herzen zu tragen, wie sie die höchste Schönheit nur einmal im Leben einflößt, eine Liebe, wie sie der Sklave fühlt, der sich auf den Boden hinwirft, um von dem Fuße des von ihm vergötterten Weibes getreten zu werden."

„Klara," rief der Commis mit vor Schmerz beinahe erstickter Stimme, „jener Tag vollendete meinen Wahnsinn. Ich verlor alles Bewußtsein meiner Lage. Der Rang eines Herzogs, der Reichthum eines Millionärs, die Schönheit eines Adonis hätten mir nicht genügt, die Kluft auszufüllen, die zwischen mir und Ihnen lag. Und nun erinnere ich mich noch einer Sache: der Thatsache, daß Sie schön waren, und daß ich Sie liebte. In einem verhängnißvollen Augenblicke floß das Maß meiner Tollheit über; ich sprach, ich sagte Ihnen Alles. Aber noch im selben Augenblicke wurde es mir ins Gedächtniß zurückgerufen, wie vermessen und thöricht meine Leidenschaft sei. Sir John Posonby's Tochter erwiderte meine verwegene Bitte mit würdevoller Ruhe; nicht mit harten Worten warf sie mir meine Anmaßung vor, zeigte sie mir aber in ihrer vollen Tragweite. Wäre damit Alles vorüber gewesen, so hätte ich meine Demüthigung ertragen, denn ich hatte sie verdient; Ihr Bild wäre mir theuer geblieben, und ich hätte es als unentweihtes Heiligthum in meinem Herzen durch das Leben getragen. Aber damit

Digitized by Google

hatte meine Strafe ihr Ende nicht erreicht; meine demüthigen Entschuldigungen besänftigten Ihre Entrüstung nicht. Beschämt, voll Reue, verließ ich Sie, in dem Glauben, Sie hätten mir verziehen. Aber Sie hatten mich mit scheinbarem Mitleid getäuscht — Sie fühlten keines. In dem Augenblicke, in welchem ich, von meinem Mißgeschicke, zerschmettert, mit einem Herzen voll Qual und Augen, voll Thränen durch den Park ging, wurde ich verfolgt, von etlichen Lakaien gröblich gepackt, in das Zimmer ihres Vaters zurückgeführt und von diesem wie wüthend angefallen. Er warf mich zu Boden, und hieb mit seiner Reitgerte auf mich zu, bis ich die Besinnung, ja die Kraft, mich fortzuschleppen, verlor. Jetzt erst legte sich seine Wuth. Er schickte nach dem Arzte und ließ mich unter dem Mantel der Nacht nach meiner einsamen Wohnung bringen, wo ich mich von meinen Verletzungen heilte, so gut es anging. Nennen Sie es meinetwegen Feigheit, ich schwieg von den Hieben, die ich bekommen, und gab sobald ich nur einigermaßen hergestellt war, meine Stelle auf. Ich verließ die Gegend, in der ich geboren war, für immer, und mit gebrochenem Herzen eilte ich nach London. Sie hatten es ja unmöglich gefunden, dem Elenden zu verzeihen, der es gewagt, Sie zu lieben, und Ihnen in verhängnißvoller Stunde diese Liebe gestanden. Sie hatten Ihren Vater zu einer schimpflichen Rache angereizt für ein Vergehen, welches Andere mitleidsvoll nachgesehen hätten."

„Das ist unwahr," rief Frau Westford mit dem Ausdrucke tiefer Entrüstung. „Ich sprach meinem Vater gegenüber an jenem Tage Ihren Namen nicht aus. Bis zu diesem Tage erfuhr ich nicht, daß Sie eine so unwürdige Behandlung erfuhren! Ich weiß nur, daß meine französische Gouvernante in dem Glashause stand, das an das Zimmer stieß, in welchem wir uns befanden, als Sie mir Ihr thörichtes Liebesgeständniß ablegten. Sie hörte Alles und drohte es dem Vater zu sagen. Ich beschwor sie, uns nicht zu verrathen, und glaubte bis auf den heutigen Tag, sie habe die Sache geheim gehalten. Ich meinerseits wäre sicher die Letzte gewesen, dem Manne eine Demüthigung anzuthun, dessen Kenntnisse ich schätzte."

„Frau Westford, ist das so, ist das die Wahrheit?" fragte der Commis mit bewegter Stimme.

„Blicken Sie mir ins Auge und zweifeln Sie, wenn Sie können, an meinem Worte," erwiderte Klara mit dem edlen Stolze ihres Bewußtseins.

„Nein, ich zweifle nicht," rief Danielson tief bewegt, „das Licht der Wahrheit strahlt aus diesen schönen Augen. O mein Gott, wie ungerecht war ich gegen Sie! Aber es ist noch nicht zu spät, mein Unrecht gutzumachen, und gutgemacht soll es werden! Klara, fassen Sie Vertrauen zu mir! Sie haben in mir einen Freund gefunden, mit dessen Hilfe Ihnen zurückgestellt werden wird, was Ihnen gebührt; einen Rächer, der Ihren Feind, diesen Rupert Godwin, vor dem Richterstuhl der Gesetze schleppen wird."

(Fortsetzung folgt.)

Gedicht von Ferdinand Freiligrath.

(Zur Hochzeit seiner Tochter Louise mit Heinrich Wiens am 29. Mai 1869.)

Es steht ein Haus im Grünen,
Ein kleines, blankes Haus,
Das sieht mit heitern Mienen
Weit, weit ins Land hinaus.
Ein Gärtchen traut umschlingt es,
Und, daß ihr's finden könnt:
Im lieben England liegt es,
Zu Forestbill in Kent.

Es liegt, von Ulm' und Linde
Und wildem Wein umnickt;
Die schütteln sich im Winde,
Den frisch die Küste schickt;
Im Winde, den vom Strande,
Von Deal und Dover her,
Dem nahen Binnenlande
Zubraus't das freud'ge Meer.

Ja, Luft und Licht und Sonne,
Soweit das Auge sieht,
Und Laub und Maienwonne
Und jubelnd Lerchenlied!
Und rechts dort von den Hügeln
Mit seiner Scheiben Glast,
Mit seinen tausend Spiegeln
Grüßt der Krystallpalast.

Hier, mein' ich, ist gut wohnen, —
Wozu lang draußen steh'n?
Es wird sich schon verlohnen,
Das Häuschen anzuseh'n.
Am Thorweg glänzt ein Hammer,
Poch, poch! wir treten ein, —
Wie traulich Saal und Kammer,
Wie schmuck Gelaß und Schrein!

Wie haben liebe Hände
Freundlich gewaltet hier!
Wie mancher heitern Spende
Rundum begegnen wir!
Wie schwellend rings die Sessel,
Wie blitzend der Kamin,
Wie blinkt und blank die Kessel,
Wie traut des Herdes Glüh'n!

So recht, so mag ich's leiden,
So hat es gern mein Reim:
Vollauf und doch bescheiden
Ein englisch-deutsches Heim!
So steht es ob der Wiese,
So lacht es ob der Au, —
Dein Häuschen jetzt, Louise!
Dein Heim, o junge Frau!

Die Lieb' auf frohen Wegen
Führt Dich an seine Thür,
Und Vater- und Mutterſegen
Folgt durch die Pforte Dir.
Nun walte Du am Herde,
Fach' an Dein Feuerlein,
Und alles Glück der Erde,
Lieb' Kind, zieh' mit Dir ein!

Ernstfroh seh'n wir Dich scheiden,
Dich und den Räuber Heinz!
Glück auf, Glück zu, ihr Beiden,
Seid recht von Herzen Eins!
Ein Herz, Ein Geist, Ein Wille:
So seid, zu Wohl und Weh,
Verbunden in der Stille
Des Häuschens auf der Höh'!

Wenn über's Jahr die Lerche
Von Neuem singt ihr Lied,
Von Neuem das Volk der Störche
(Ja, Störche!) nordwärts zieht;
Wenn Heinz (von den Korsaren!)
Ein Jährchen schon beweibt:
Dann kommen wir angefahren,
Und sehen, wie ihr's treibt!

Dann feiern wir auf's Neue,
(Ein Jahr, wie bald verrann's!)
Recht in der alten Treue
Ein Stelldichein des Clans!
Ihr lieben Foresthiller,
Dann gibt's bei Euch ein Fest, —
Einstweilen immer stiller
Wird es im alten Nest.

Mannigfaltigkeiten.

[Anton v. Leis.] Am 20. Mai d. Js. starb in Hopfgarten (Tyrol) als pensionirter k. k. Jägerhauptmann der 92jährige Veteran Anton v. Leis zu Paschlach. Mit ihm ist ein ächter Tyroler zu Grabe gegangen; ein fabelhafter Schütze, eine durch und durch kräftige und gesunde Natur, welche dem Vaterland mit Leib und Seele ergeben. Geboren im Jahre 1777 zu Niederrahen, hatte v. Leis schon in den neunziger Jahren als Student in Berlin gekämpft, dann seine Studien in Graz fortgesetzt, war jedoch bald genug wieder in die kaiserliche Armee eingetreten. Im Jahre 1804 war er Oberlieutenant, im Jahre 1805 bestand er gegen die Bayern ein heftiges Gefecht bei Kiefersfelden und zog dann nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges mit den Oestereichern ab. Im Jahre 1809 warb v. Leis die berühmten Schützenkompagnieen aus dem Unter- und Oberpusterthal und nahm mit denselben einen hervorragenden Antheil an dem denkwürdigen Befreiungskampf. Er zeichnete sich besonders aus in der Schlacht am Berge Isel und der Haller Brücke. Im Jahre 1813 wurde er bayerischer Schloßhauptmann in Salzburg; im Jahre 1816, als Tyrol wieder österreichisch wurde, kam er als Hauptmann zu den Tyroler Jägern, was er auch bis zu seiner Pensionirung blieb.

[Neues Licht.] Nirgends ist wohl mehr für die Verbesserung des Lichtes gethan worden, als in Paris. Neuerdings schreibt Karl Vogt der „Kölnischen Zeitung" von einer neuen Erfindung, die Alles, was bislang für Beleuchtung geschehen, weit hinter sich lassen soll. Das neue Licht wird von der Gesellschaft Tessie-du-Motay 44 Rue Laffitte produzirt. Tessie-du-Motay ist vielleicht derjenige Chemiker der Neuzeit, der für industrielle Fragen das meiste Verständniß, den klarsten Blick und den erfindungsreichsten Kopf besitzt. Wo man hinblicken mag, in Eisen- und Stahlfabrikation, Gerberei, Glas- und Porzellan-Manufaktur, Bleicherei u. s. w. — überall findet man von ihm erfundene neue Arten der Produktion und der Vereinfachung der Manipulationen. Die Erleuchtungsart, die er jetzt in Paris einzuführen sucht, ist wohl in ihren Grundzügen nicht neu — sie beruht auf der Verbrennung von Sauerstoff und Wasserstoff an einem glühenden Körper oder auf Zuleitung von Sauerstoff in das gewöhnliche Gas — aber die Anwendung des Prinzips auf den allgemeinen Gebrauch ist dadurch neu, daß Tessie Sauerstoff wie Wasserstoff in so großen Massen und so wohlfeil produziren kann, daß die Kosten weder der Herstellung der Anstalten, noch der täglichen Produktion die des gewöhnlichen Gases erreichen, während man zugleich ein ungleich schöneres und stärkeres Licht erhält. Keine Spur von Färbung — die feinsten Nüancen von Gelb und Orange, von Grün und Blau bleiben wie bei gewöhnlichem Tageslicht erkennbar; keine Spur jenes Tanzens und Zwinkerns, welches die gewöhnlichen Gasflammen so unleidlich und bei längerem Arbeiten den Augen schädlich macht; kein Rauch, noch sonst schädliche Gase für Vergoldungen und dergleichen Verzierungen; keine Verunreinigung der Luft durch unathembare Gase, wie Kohlensäure und Kohlenoxyd, sondern im Gegentheil Verbesserung derselben, da stets etwas Ueberfluß von Sauerstoff geliefert wird

und endlich keine Erhitzung wie bei den Gasflammen. Der kleine Cylinder von Kireon, auf welchen die beiden Gase geleitet werden, strahlt wie eine kleine Sonne ein gleichmäßiges weißes Licht aus, das von keinem Cylinderglase geschützt zu sein braucht, dem kein Luftzug Abbruch thut und das so wenig erhitzt, daß man auf die Oeffnung des Globus von mattem Glase, welches das relle Licht etwas dämpft, ein Stück Papier legen kann, ohne befürchten zu müssen, daß es sich entzünde. Die ullerien werden jetzt nach dieser neuen Methode erleuchtet — eine Fabrik in größerem Maßstabe, die in Pantin errichtet ist und seit Monaten ununterbrochen arbeitet, hat durch ihren Betrieb die Grundlage zu den finanziellen Berechnungen geliefert — aber noch kämpft das neue Licht gegen das Monopol der gewaltigen Gasgesellschaft von Paris. Privilegien und Monopole, wann wird die Welt diese Hemmschuhe des Fortschrittes zum alten Eisen werfen können?

[Todesangst.] Zu Heilsberg in der Provinz Preußen befand sich am 5. v. Mts., Nachmittags, der Schornsteinfegermeister Schultz mit zwei Gesellen wegen Reinigung der Rauchröhren auf dem Kreisgerichte und befahl dem einen Gesellen, Namens Fieber, ein russisches Rohr hinunterzufahren. Fieber blieb aber darin stecken. Der zweite Geselle warf ihm die Leine zu und versuchte ihn heraufzuziehen, aber vergebens war seine Anstrengung. Es wurde nun ein Maurer geholt, um den Bedrohten auszubrechen. Der erste Ausbruch geschah aber so weit über dem Kopfe des Fieber, daß man nur die Finger seiner ausgestreckten Hand erreichen konnte und mußte also ein zweiter tieferer gemacht werden, welcher auf seinen Fußspitzen mündete. Nun wurde allmälich höher gebrochen, bis man ihn nach 4½ Stunden hervorziehen konnte. Halb ohnmächtig sank Fieber nieder, erholte sich aber bald. Der durch den ersten Durchhau bis an's Knie verschüttete, fortwährend in Todesangst schwebende Mann erklärte nach seiner Befreiung, daß er, der 1866 in mehreren Schlachten gekämpft, nie eine solche Angst ausgestanden habe, wie diesmal.

[Militärisches.] In der gegenwärtigen Uniformirung des englischen Heeres werden in nächster Zeit Veränderungen vorgenommen werden. So soll zunächst der rothe Waffenrock durch eine bequeme Blouse ersetzt werden, die zu jedem Dienste wie zur Parade getragen werden soll. Eine im Innern durchgehende Schnur soll diesen Rock zusammenziehen und dem Leibe des Trägers anschließen. Bezüglich der Hemden wird ein neues Gewebe aus Wolle und Baumwolle versucht, das zugleich haltbar, weich und warm ist, ohne beim Waschen zusammenzuschrumpfen. Der Mantel, der heute vier Pfund wiegt, soll bedeutend leichter werden und wahrscheinlich einen wasserdichten über die Brust und Schultern gehenden Kragen erhalten.

Die Kunstschule für Frauen und Mädchen in München erhielt von der Frau Erbprinzessin Helena von Thurn- und Taxis, die sich für die Thätigkeit derselben lebhaft interessirt, 25 Dukaten in Gold und vom Bildhauer Professor Knabel und Steinmetzmeister Lallinger verschiedene Gypsabgüsse als willkommene Geschenke. Auch Professor Dr. Rüdinger zeigte sich der Anstalt gewogen, indem er den Schülerinnen derselben mit Verzichtleistung auf jede Vergütung wöchentlich zweimal Vorträge über den Bau des menschlichen und thierischen Körpers gibt, insoweit die Kenntniß desselben für Kunstzwecke nothwendig erscheint.

Die „Pfälz. Z." berichtet: In Neustadt a. d. H. ist am 29. Juni Anna Barbara Cordier, geb. Rübsamen, in hohem Alter gestorben. Dieselbe war zur Zeit der französischen Republik, im Jahre 1798, „als Göttin der Schönheit" beim Feldbaufeste durch die Straßen der Stadt gefahren worden.

Die neuesten amerikanischen Blätter melden von einem Wunderbau in Lancanster (Pennsylvanien). Im vorigen Monate wurde daselst nämlich ein dreistöckiges Haus, 18 Fuß Fronte und 40 Fuß Tiefe, innerhalb 19½ Stunden gebaut und 3 Tage nach Beginn der Arbeit wurde die neue Behausung schon bezogen.

Auflösung der Charade in Nr. 142:

Während „Gries" den Körper nährt,
Ist's der „Gram", der ihn verzehrt;
Und dieweil der „Griesgram" stört
Alle Lust und Lebensfreud:
Ist er immer schlecht gelitten,
Wo der Frohsinn sich baut Hütten,
Und wo herrscht Gemüthlichkeit.

M. M.

Geschichtskalender.

4. Juli 1561. Roothaan gründet in Paris das erste Jesuiten Kolleg.
„ 1809. Schlacht bei Wagram.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 154 Dienstag, 6. Juli 1869.

Die Keller zu Wilmingdon-Hall.

(Fortsetzung.)

XXVI.

Die „Einsiedelei", das Institut, in welchem Dr. Wilderson Snaffley die Kranken verwahrte, die ihm als Irrsinnige übergeben worden, schien eigens dazu erschaffen, um auch jene, welche sich der vollsten geistigen Gesundheit erfreuten, dem Wahnsinne in die Arme zu führen.

Düstere Mauern von ungewöhnlicher Höhe, deren oberste Ränder mit eisernen Schutzgattern versehen waren, umringten eine hie und da mit Gebüsch bedeckte Wildniß, in deren Mitte sich hohe schlanke Pappeln erhoben und der man den Namen Garten oktroyirte. In der Mitte dieses Gartens ragte ein hohes viereckiges Gebäude hervor, das einst weiß getüncht gewesen. Jetzt aber löste sich der Anwurf, von der Feuchtigkeit gelockert, an allen vier Seiten ab. Lange Reihen von Fenstern ohne Vorhang, einander vollkommen ähnlich, genossen sämmtlich der Aussicht auf die Oede, welche als Garten bezeichnet worden. Jalousien, welche dem zudringlichen Sonnenscheine oder dem Uebermaße von Hitze zur Abwehr dienen konnten, waren da nicht angebracht. Die Bewohner dieses Gebäudes mußten sich mit schwarzangestrichenen Fensterläden begnügen, an denen jeder Windstoß rüttelte, und deren Geschrei, wenn sie sich in ihren Angeln drehten, sich mit den Klagelauten, der hinter ihnen verwahrten Kranken zu einem gemeinsamen Jammerrufe vermischte."

Dieses war der Ort, welchen Dr. Snaffley den Freunden seiner Pflegbefohlenen als einen köstlichen Aufenthalt darzustellen wußte, und von dem er wie von einer Villa sprach, die in Mitte der zu ihr gehörigen Ländereien steht.

Der Doktor konnte diese Unwahrheit ganz ungescheut aufstellen; er kannte seine Kunden und wußte nur zu wohl, daß Menschen, welche ihre Verwandten seiner Obhut anvertrauten, sich nicht die Mühe nehmen würden, sich um den Zustand der Unglücklichen zu kümmern, die sie in diesem Privatirrenhause einsperren ließen. Menschen dieser Art wollten nicht Anderes, als sich unwillkommener Zeugen entledigen. Daß Niemand, der es mit einem Verwandten gut meinte, diesen in die „Einsiedelei" schicken würde, wußte der Doktor sehr wohl. Was lag an dem düsteren Aussehen des Hauses, an dem elenden Zustande seiner Einrichtung, an der üblen Beschaffenheit der Nahrung und der feuchten Luft? Die Narren starben nur desto schneller, und die Auslage für sie, welche mit Bedauern gemacht wurde, konnte um so eher in Ersparung gebracht werden.

Der bei weitem größere Theil der Kranken und zwar jener, für welchen Dr. Snaffley weitaus am besten bezahlt wurde, war nicht irrsinnig, sondern bestand aus unglücklichen Opfern, die man aus dem einen oder [illegible] nachdem man sie früher als Närrin[illegible] räumte, lassen.

Diese Unglücklichen waren sehr stille. In der ersten Zeit hatten sie laute Beschwerden erhoben, geschrieen und gebrüllt, um Gerechtigkeit zu erlangen; dann gebeten und geweint, Briefe geschrieben, und mit unseliger Beharrlichkeit ihre Versuche, mit der Außenwelt in was immer für eine Verbindung zu treten, zu veranlassen, daß man sie höre, oder daß die Aufmerksamkeit der Gerichte auf sie gelenkt werde, immer wieder erneuert. Aber hier drang ihr Hilferuf zu keinem mitleidigen Ohre. Gott allein sah ihre Leiden; ihre Klagen drangen nicht weiter, als zu ihrem gefühllosen Wächter. Später aber verließ sie ihr Muth; sie ermatteten, und einer nach dem anderen unterwarf sich in blödsinniger Apathie seinem unvermeidlichen Schicksale. Unermeßliche Wehmuth, maßlose Hoffnungslosigkeit bemeisterte sich ihrer. Ohne sich zu regen, standen sie am Fenster und starrten in die Oede hinaus, die sie umgab. Selten nur sprach einer mit dem anderen, denn wovon hätten sie sprechen sollen in diesem klaffenden Grabe, in welchem man sie lebendig beerdigt hatte?

Zuweilen streiften sie in blöder Sorglosigkeit über das verödete Stück Landes hin, welches ihren Garten vorstellte und starrten die Wände an, welche sie in ihrer schwindelnden Höhe von Allem trennten, was sie auf dieser Erde liebten. Ihre ungenügende schlechte Nahrung nahmen sie in dumpfer Trostlosigkeit ein. Die Verzweiflungsrufe und das tobsüchtige Schreien derjenigen ihrer Leidensgefährten, die bereits wirklich zu Narren geworden, zerrissen ihnen Herz und Ohr und

Digitized by Google

nahmen ihnen den Muth, in diesem dreimal verfluchten Babel ihre Stimme zu erheben.

Auch geschah es eben nicht selten, daß diejenigen, welche von ihren Feinden nach der „Einsiedelei“ geschickt wurden, und in einem Zustande geistiger Gesundheit, der nichts zu wünschen übrig ließ, in die Anstalt kamen, im Laufe der Zeit endlich zu Narren wurden.

Dr. Snaffley begehrte nichts Anders, als selbst so kurze Zeit als möglich in der Eremitage zu bleiben, und ein Vermögen zusammenzuraffen, dessen er in seinen alten Tagen „fern von Madrid“ froh werden mochte. Das Loos seiner Kranken war ihm ganz gleichgiltig; kein anderer Zweck des Lebens schwebte ihm vor, als Geld zu machen. Zur Erreichung dieses Zweckes drängte es ihn täglich heftiger; täglich zügelloser wurde seine Habsucht, täglich grausamer sein Geiz.

Der grauenvolle Kerker, den er ein Krankeninstitut zu nennen pflegte, erfreute sich bereits seit Jahren bei Allen des besten Rufes, die einen „Lästigen“ aus der Gesellschaft entfernen wollten, ohne ihre Hände mit Blut zu beflecken. Noch nie aber hatte er eine so reiche Beute gemacht, wie bei der Uebergabe des Kranken, dessen „Pflege“ ihm Rupert Godwin übertragen. Der Eigenthümer der Einsiedelei, der ihm unter dem Namen Lewis Wilton anvertraut worden, befand sich im Besitze eines Geheimnisses, welches Rupert Godwin vor die Schranken des Strafgerichtes brachte, wenn es bekannt wurde. Dieses Geheimniß war geborgen, sobald die Mauern der „Einsiedelei“ den Besitzer desselben umschlossen. Es war dort so wohl verwahrt, wie das erstere Opfer des Banquiers in seinem Grabe.

„Hätte es Rupert Godwin gewagt, so würde er diesen jungen Mann ermordet haben,“ dachte Doktor Snaffley. „Er zahlt mich nur deßhalb, weil es ihm an dem Muthe fehlt, mit einer raschen That durchzugreifen.“

Auf diese Erwägung gründete denn auch der Irrenarzt sein Benehmen gegen den jüngsten Pflegbefohlenen seines Instituts.

Einige Tage lag der neu eingetretene Kranke bewußtlos da. Lionel Westford hatte die Erinnerung an Alles und Jedes verloren; er raste, war stundenlang von den wilden Phantasien des Delirium heimgesucht und trug alle Symptome eines heftigen Kopffiebers zur Schau.

Obgleich Dr. Snaffley einer der herzlosesten und verworfensten Menschen war, so hatte er doch eine nicht ungewöhnliche Befähigung in der Ausübung seines Berufes. Er pflegte den jungen Mann mit einer größeren Aufmerksamkeit, als er je einem seiner Kranken geschenkt hatte; denn Lionel Westfords Leben war für ihn mit einer Jahreseinnahme von 500 Pfund Sterling gleichbedeutend, und das war mehr, als fünf seiner gewöhnlichen Kranken ihm eintrugen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nitroglycerin-Explosion in Wales.

Hätte das salpetersaure Glycerin schon so allgemeine Anwendung gefunden, wie das Pulver, welches es als Sprengstoff ersetzen soll, so würden die Unglücksfälle, zu denen es Anlaß gegeben, aller Berechnung nach ein Verzeichniß von trauriger Länge füllen. Trotz seines beschränkten Gebrauches ist es schon dahin gekommen, daß es in Belgien und Schweden verboten worden ist, und die Zerstörung des Schiffes „European“ an der Landenge von Panama, so wie das beklagenswerthe Ereigniß in Newcastle sind in der Erinnerung noch nicht veraltet. Der neueste Unfall, welcher die Gefährlichkeit jenes Stoffes in ein grelles Licht stellt, ist die bereits kurz erwähnte Explosion im nördlichen Wales.

Vier Tonnen salpetersauren Glycerins befanden sich [illegible] Sendung, welche von der Firma Noble u. Co. in Hamburg an die Agenten Webb und Cragg in Llanberis abgesandt war. Das Schiff ankerte in der Menai-Straße; ein Theil der Flüssigkeit wurde in dem Magazine von Llandwyn untergebracht, der Rest auf dem Hafendamme von Carnarvon ausgeladen, um von dort auf Karren nach den Steinbrüchen von Llanberis gefahren zu werden. Zwei Karren traten am Mittwoch Nachmittag ihren Weg nach Glynrhonwy an, einem der vielen neuen Steinbrüche im Süden des Thales von Llanberis und am Fuße des Snowdon; drei andere Karren blieben wegen der einbrechenden Dämmerung in einem überdachten Raume bei Bodengalgate an der Straße zurück (sie stehen jetzt unter polizeilicher Bewachung). Die beiden ersten Karren bewegten sich, als sie zuletzt gesehen wurden, mit wenigen Schritten Zwischenraum auf der Landstraße, etwa 400 Yards jenseits des Dorfes Cwmyglo, 5½ englische Meile von Carnarvon und 300 Yards von der Brücke Ryddallt, welche die Verbindung der oberen und unteren Seen von Llanberis überspannt. Die Bergleute aus der Umgegend kehrten gerade von der Arbeit heim nach Cwmyglo, als plötzlich eine furchtbare und lang andauernde Explosion erscholl, von den an drei Seiten emporragenden Bergen mehrmals zurückgeworfen; die Seen waren in großer Erregung, Staubwolken, Steine, Karrenbruchstücke und ein Theil der an der Straße sich hinziehenden Mauer flogen hoch in die Luft, oder seitwärts in die Gewässer und auf die benachbarten Felsen. Glieder von Menschen und Pferden fanden sich in einem Durchmesser von 50 Yards zerstreut; ein

Fuß, ein Kinn mit Bart und ein menschliches Herz lagen in der Nähe der Unglücksstätte. Der Bahnhof von Cwmpglo (das nächstgelegene Gebäude), eine Kapelle und mehrere noch im Baue begriffene Häuser waren zerstört, und zwei Meilen im Umkreise zeugten die Fensterscheiben von der Gewalt der Explosion.

Man zählt fünf Menschenleben, welche das Ereigniß gefordert hat, die beiden Fuhrleute und drei Bergleute, die sich in der Nähe befanden. Von den Vielen, welche der Luftstoß umriß, erlitten zwölf ernstliche Verletzungen, und mehrere Amputationen mußten vorgenommen werden. Noch einen anderen Beweis von der Gewalt der Explosion bietet der Schauplatz des Unglückes dar. Wo die Karren waren, steht man jetzt zwei tiefe, kegelförmige Löcher, eine Pferdelänge von einander entfernt und jedes 7 Fuß tief bei 7½ Fuß Durchmesser an dem oberen Rande; die Pflastersteine haben das Aussehen, als hätten sie sich mit furchtbarer Kraft um sich selbst gedreht.

Es ist kein Wunder, daß sich die öffentliche Stimme Englands schon laut vernehmen läßt, um eine Sicherung von Habe und Leben gegen die Sprengkraft des salpetersauren Glycerins zu erwirken. Stellt man sich vor, daß die Explosion zufälliger Weise inmitten einer Stadt erfolgt wäre — wie in Paris die neuliche Explosion von Pikrinsäure —, so ließen sich die schrecklichen Folgen gar nicht berechnen. Das Parlament wird sich wohl demnächst mit der Frage zu beschäftigen haben, ob der Verkauf von salpetersaurem Glycerin hinfort zu untersagen sei (in Wales steht dasselbe als Sprengmittel in großem Ansehen), oder ob ihm durch zuverlässige Vorsichtsmaßregeln die Gefahr benommen werden könne. Es explodirt, wenn nicht durch Reibung, so doch manchmal schon durch einfachen Stoß, sei es nun flüssig als Oel oder krystallisirt. Das beste Mittel, es wenigstens beim Transport unschädlich zu machen, soll in der Beimischung einer zwei- oder dreimal so großen Menge Methylspiritus bestehen, welche sich beim Gebrauche leicht entziehen läßt.

Ein deutsches Volksfest in Brasilien.

Die Entfaltung der Flagge des Norddeutschen Bundes auf dem Konsulatsgebäude in Porto Alegre ist von den Deutschen aus Stadt und Umgegend am 5., 6. und 7. Mai mit einem erhebenden Feste gefeiert worden.

Schon am 5. Mai, Nachmittags, zeigten fast alle Häuser, in denen Deutsche wohnen, einen reichen Flaggenschmuck, und überall sah man schwarz-weiß-rothe Fahnen flattern. Am Landungsplatze der Dampfer von S. Leopoldo versammelten sich die Mitglieder des Festkomites zum Empfange der Leopoldenser Landsleute. Nach erfolgter Ausschiffung stellten sich zwei Musikkorps an der Spitze auf, hierauf folgten sechs so eben von S. Leopoldo und den Kolonien angelangte Fahnen, von denen drei den Vereinen Bier-Konsent, Orpheus und Concordia von S. Leopoldo und drei den Gesangvereinen aus Hamburgerberg, Neuschneitz und Bomjardim angehörten. Auch erschien eine Deputation von Caby, und mancher andere Theil der Kolonien war durch einzelne Gäste vertreten. Später folgten die Gäste aus Rio Pardo und Santa Cruz. Den ganzen Abend hindurch dauerte die Vorfeier in den drei deutschen Lokalen (Germania, Leopoldina und Deutscher Club) bis spät in die Nacht fort.

Am anderen Morgen begab sich ein prächtiger Festzug von etwa 1000 Festtheilnehmern nach dem Hause des Konsuls, Herrn W. Ter Brüggen, wo die norddeutsche Flagge gehißt und von den im Hafen liegenden fünf deutschen Schiffen, so wie den Dampfern von S. Leopoldo mit 21 Kanonenschüssen begrüßt wurde. Nun ergriff der Präsident des Komites, Herr M. Bromberg, das Wort und begrüßte die neue Flagge in einer vortrefflichen Rede. Der Konsul antwortete mit schönen und kräftigen Worten. Beide Reden wurden mit einem wahren Beifallssturme von der Versammlung aufgenommen, und die Hochs auf den Norddeutschen Bund und auf ganz Deutschland, mit denen sie schlossen, wiederhallten in der ganzen Stadt. Nach Beschluß dieses feierlichen Aktes, der den offiziellen Höhepunkt des Festes bildete, holte das Komite Herrn Konsul Ter Brüggen ab und der Zug setzte sich wieder in Bewegung, wobei der Herr Konsul denselben inmitten des Komites begleitete.

In der „Germania“ angekommen, wurden die Fahnen eingestellt und nahmen der Konsul und das Festkomite die Ehrenplätze in der Mitte der Tafel ein. Hierauf hielt Herr Karl v. Koseritz, der Redakteur der „Deutschen Zeitung“, eine Rede, welche ebenfalls mit stürmischem Beifalle aufgenommen wurde. Der Männergesang-Verein „Germania“ sang nun „Die Wacht am Rhein“, worauf Herr M. Heiussen ein Gedicht vortrug. Die Reihe der Toaste wurde hier von dem Herrn Konsul Ter Brüggen eröffnet, der ein Hoch ausbrachte auf den Schirmherrn des Norddeutschen Bundes, König Wilhelm I. Der zweite Toast ging vom Präsidenten des Festkomite's, Herrn M. Bromberg, aus, welcher der glücklichen Wahl des Hrn. Ter Brüggen zum Konsul Anerkennung aussprach und die vielen und großen Dienste betonte, die derselbe sowohl als preußischer Konsul, wie als einer der Gründer und ältesten und energischsten Vorkämpfer des hiesigen Deutschthums geleistet hat; das vom Redner auf den Konsul ausgebrachte Hoch wurde stürmisch beantwortet. Herr W. Ter Brüggen ergriff hierauf nochmals das Wort, indem er für die ihm erwiesene Ehre dankte und seinen Ansichten über das dortige Deutschthum in kurzen und ener-

Digitized by Google

gischen Zügen Ausdruck lieh. Gegen 2 Uhr war das Frühstück beendigt und die Anwesenden begleiteten den Konsul mit Musik nach seiner Wohnung zurück. Den ganzen Tag über wurden die Festlokale nicht leer von Besuchern, und kaum brach die Dämmerung an, als auch schon sämmtliche deutsche Häuser im Schmucke der schönsten Illumination prangten und bald darauf ein langer Fackelzug durch die Straßen der Stadt zog. Eine Nachfeier fand am 7. in Gestalt eines Scheibenschießens statt.

„Unser Deutschthum", sagt die „Deutsche Zeitung" von Porto Alegre, „hat in diesem Feste einen Beweis seiner Lebenskraft gegeben und berechtigt zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft. Mögen sie nicht illusorisch sein, und mögen die Worte der Festredner noch lange nachklingen in allen deutschen Herzen der Provinz und sie anfeuern, festzuhalten an unserer Sprache, an unseren Sitten und Gebräuchen, auf daß unser Deutschthum sich kräftig und gesund entwickeln könne, als würdiger Vertreter in der Fremde des großen, herrlichen, einzigen deutschen Vaterlandes!"

Mannigfaltigkeiten.

[Fund.] Bei den Hafenarbeiten in Ystad ist vor einiger Zeit ein interessanter naturhistorischer Fund gemacht worden. In einer Tiefe von 15 Fuß unter der Meeresfläche hat man ein Torfmoor von etwa 18 Zoll Dicke entdeckt. Das Moor besteht aus abwechselnden gelben und schwarzen Schichten und ist besonders reich an Thier- und Pflanzen-Ueberresten. In den untersten Schichten findet man zwischen Baumwurzeln in reicher Menge Landschnecken; die übrigen Schichten enthalten hingegen theils solche Schneckenarten, welche an feuchten Stellen leben, theils Süßwasserschnecken. Auf dem Boden des Moors stehen gewaltige Baumstämme, gleichwie man auch ganze Bäume von achtungswerthen Dimensionen gefunden hat. Ferner findet man dort mannigfache Wurzeln, Früchte und Blätter. Knochen und Insektenflügel sind ebenfalls nicht selten. Alle Funde gehören zu der Fauna und Flora, welche noch in der Provinz Schonen existiren. Das ganze Moor liegt versteckt unter einem mächtigen Lager von grauem Sand, in welchem man solche Schnecken und Muscheln gefunden hat, wie sie noch in der Ostsee gewöhnlich sind. In diesem Sandlager hat man auch Knochen von verschiedenen Säugethieren gefunden, als von mehreren Ochsengattungen, von Schafen, von zwei Hundearten ꝛc. Man kann aus diesen Funden so ziemlich klar auf die Art und Weise schließen, auf welche das Moor gebildet worden ist. Ursprünglich ist die Stelle trocken und mit Waldung bewachsen gewesen. Vermuthlich ist ein kleiner Bach hindurch geflossen, und da dieser aus irgend einem Grunde aufgedämmt worden ist, ist zuerst eine Art Sumpf entstanden, welche sich nach und nach in einen See verwandelte. Durch die allgemeine Senkung, welcher der südliche Theil von Schweden unterworfen ist, ist auch dieser See in das Meer hinabgesunken, und dieses hat dann im Laufe der Zeiten die mächtigen Sandmassen abgelagert, welche jetzt das Torfmoor bedecken. Auch Alterthümer hat man namentlich in dem Sandlager massenhaft gefunden, als: Boote mit Steinen, eine Büchse von besonders alter Konstruktion und sonstige Gegenstände. Am eigenthümlichsten ist es jedoch, daß man unter der Torfschichte Gegenstände aus dem Broncealter angetroffen hat.

Eine neuerdings vorgenommene chemische Analyse der im Winter 1867|68 neugefaßten beiden Marquellen zu Kissingen hat ergeben, daß durch die Neufassung derselben aus dem südlichen Schachte ein Wasser zu Tage kommt, das die Qualität des im Jahre 1856 von J. v. Liebig untersuchten sogar in mancher Hinsicht noch übertrifft und daher des bekannten guten Rufes wieder vollkommen würdig ist, dessen sich die Marquelle vor Jahren erfreute.

Auflösung der Charade in Nr. 146:

Der „Floh" ist ein Springer zu Fuß, Herr „Renz"
ist ein Springer zu Pferd;
Doch weiß ich nicht, welcher von Beiden die größte Bewund'rung verdient;
Und nehm' ich das Letzte der Zeichen — hinweg von
der Ersten — alsdann
Ist „Florenz" die schönste der Blumen, im Kranz
italienischer Städte,
Denn Herrliches birgt sie im Schooße, und Herrliches
ging von ihr aus;
Daneben verdankt ihr Europa auch seine Regeneration.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. F.

Geschichtskalender.

6. Juli 1415. Johann Huß wird in Konstanz verbrannt.
„ 1646. Geburtstag des Philosophen Leibnitz.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 155 Mittwoch, 7. Juli 1869.

Die Keller zu Wilmingdon-Hall.

(Fortsetzung.)

In Folge dessen genoß Lionel eine solchen Begünstigung, wie sie noch keinem Bewohner der „Einsiedelei" eingeräumt worden. Man hatte ihm ein eigenes Zimmer gegeben, während die übrigen Kranken ihrer zwanzig zusammen in einem Saale auf elenden Betten lagen, deren Gestelle auf Rollen standen. Man hatte das ganze Inventar der „Einsiedelei" aufgeboten, um ein tragbares Bett und einen alten Armstuhl für Lionel Westfords Zimmer aufzubringen.

Auch besserte sich der Zustand des jungen Mannes zusehends unter der Behandlung seines neuen Arztes. Kaum eine Woche war nach seinem Eintritte in die „Einsiedelei" verstrichen, als der Kranke sein Bewußtsein wieder erlangte. Die Stunde aber, zu der dieses geschah, war die entsetzlichste in seinem Leben. Selbst die Grauen Derjenigen blieben hinter ihr zurück, die ihm den an seinem Vater begangenen Mord geoffenbart, und zu welcher er bewußtlos im Garten von Wilmingdon-Hall hingestürzt war. Als er die Augen aufschlug und um sich blickte und sich vergebens bemühte, den Ort zu erkennen, an dem er sich befand, flößte ihm der Anblick des elenden Krankenzimmers, in welches man ihn gebracht, ein unüberwindliches Grauen ein.

Schon der erste Augenblick verdächtigte ihm seinen Aufenthalt. Wohin war er gekommen? Was verkündigten ihm diese schmutzigen, kahlen Wände mit ihren feuchten, in Fetzen zerrissenen Papiertapeten, an deren Erneuerung Niemand seit zwanzig Jahren gedacht hatte, dieser Zimmerboden mit seinen nackten Dielen, die man ihrer Teppiche entkleidet? Das Alles gehörte, keinem Gemache an, dessen er sich hätte entsinnen können. Selbst seine dürftige Wohnung in Lambeth war anständig eingerichtet und rein gehalten. Hier aber umringten ihn Unordnung und Schmutz. Für den ersten Augenblick war sein Geist zu schwer, um ihn zu einem bestimmten Schlusse gelangen zu lassen. Eine düstere Ahnung war alles, was der Anblick dieses elenden Aufenthaltes in ihm erweckte.

Daß er dieses Zimmer aber nie gesehen, das stand fest. Weiter reichten seine Vorstellungen freilich nicht. Der befremdende Anblick erfüllte ihn noch nicht mit einer bestimmten Besorgniß, er erinnerte sich nicht, wo er zuletzt gewesen, noch was ihm dort zugestoßen war. Seine Vorstellungen und Eindrücke schwankten zwischen Nacht und Dämmerung.

Aber allmählig kehrte seine Erinnerung wieder, und bald heftig genug, um ihn mit namenlosen Qualen heimzusuchen. Er gedachte seines kleinen, freundlichen Zimmers in Wilmingdon-Hall, des Gartens, aus welchem der Blumenduft zu seinem Fenster emporgetragen wurde, des Wohlstandes und der Sorgfalt, die sich dort in Allem ankündigten, was ihn umgab.

Dann trat Julie Godwin's Bild im Glanze ihrer Schönheit und Jugend vor seinen Geist. Später drängte sich eine finstere Schattengestalt zwischen ihn und diese Holdselige, und das Antlitz des Banquiers mit seinem Ausdrucke unheimlicher Gereiztheit tauchte neben ihm empor. Das war das Gesicht, das ihm in den Fieber-Paroxismen des Deliriums unaufhörlich vorgeschwebt hatte. Immer hatte es ihn angestarrt, wie er ihn in diesem Augenblick anstarrte, und ihm endlich die überwältigend grauenvolle Erinnerung an den Mord zurückrief, der in dem nördlichen Flügel von Wilmingdon-Hall begangen worden war.

Jetzt war das Bild ein vollständiges; jetzt überblickte Lionel die Vergangenheit wieder in ihrem ganzen Zusammenhange: das Geheimniß, in welches einzudringen ihm gegönnt gewesen, die schwarze Missethat, zu deren Aufdeckung die Vorsehung ihn ausersehen, die Beweise derselben, welche sich jede Stunde gemehrt, so daß sich Ring an Ring zur langen Kette gliederte, bis die Thatsache unwiderleglich dargethan war, daß der Kapitän der „Lilienkönigin" mit jenem Unglücklichen eine und dieselbe Person war, der in den Kellern des Banquiers als ein Opfer seiner Habgierde gefallen.

Aber wo war er jetzt? Wie hatte man ihn aus seinem anständig eingerichteten Zimmer, in welchem alles Wohlstand athmet, hierher gebracht, in diese schmutzige Krankenstube, die kein Diener hätte bewohnen wollen, ohne sich bitter über den Herrn zu beklagen, der ihm dieselbe angewiesen hätte.

Er glaubte, man habe ihn in irgend eines der unbewohnten Zimmer auf Wilmingdon-Hall gebracht. „Vielleicht," meinte er, „befinde ich mich im nördlichen Flügel in einem jener Gemächer, welche Niemand be-

tritt und von denen die unwissenden Handleute glauben, daß es dort spukte."

Es war Mittag, als Lionel auf seinem Lager der wüsten Visionen des Deliriums ledig wurde und zur Vernunft erwachte. Das Sonnenlicht schien durch die schmale Oeffnung herein, die zwischen den beiden Fensterladen frei geworden war, als sie der Wind aufgerissen. Das Fenster befand sich im Erdgeschosse und die Laden flogen, während sich der junge Mann seine Umgebung betrachtete, vollends auf, so daß das Halbdunkel, in welchem er bis jetzt dagelegen, von den plötzlich einströmenden Sonnenstrahlen grell erleuchtet wurde.

Lionel aber war in diesem Augenblicke nicht so sehr mit dem Inneren seines Aufenthaltes, als mit dessen äußerer Umgebung beschäftigt.

Bis jetzt hatte er noch immer nicht gezweifelt, daß er sich auf Wilmingdon-Hall befinde, und daß man ihn nur in einen entlegeneren Theil des Hauses gebracht, damit seine Aeußerungen, die er im Delirium fallen ließ, Niemand zu Ohren kämen. Das war, wie gesagt, Anfangs seine Meinung und aus dieser sollte er auch nicht sobald gerissen werden, denn ein Zufall sondergleichen wollte, daß der Strich Landes vor seinem Fenster theilweise große Aehnlichkeit mit dem verödeten Garten vor dem nördlichen Flügel von Wilmingdon-Hall hatte. Da war Alles Ruine und Vernachlässigung; die Sträucher wucherten frei, die Scheere des Gärtners beschnitt hier keinen noch so ausschreitenden Ast, das Gras wuchs wie und wo es wollte, und Moos bedeckte die Gänge. Er meinte, dieselben Sträucher, dasselbe Gestrüpp wie dort hinter dem Schlosse zu sehen und wähnte daher auch, an demselben Ort zu sein. Den nördlichen Theil des Gartens von Wilmingdon-Hall schloß eine alte Mauer ein; ganz dasselbe war auch hier der Fall, auch hier schloß eine alte und düstere Mauer den Garten ein, und bildete einen grellen Gegensatz zu dem leuchtenden Blau des Himmels.

„Ja," sagte Lionel Westford, „in den nördlichen Flügel hat man mich geschleppt. Der Mörder fürchtete, der Sohn des Ermordeten würde ihn verrathen und hat mich nach diesem traurigen Aufenthalte verbannt. Hier kann ich bleiben, vielleicht von der ganzen Welt vergessen und ohne Beistand gelassen. Dann wahrlich erfährt keine Seele, was aus mir geworden. Mich wundert nur, daß er mir das Leben gelassen, denn das dürfte ihm klar sein, daß ich, im Falle ich lange genug lebe, um da hinaus zu kommen, dieses Leben einsetzen werde, um den Mörder meines Vaters in die Gewalt der Gerichte zu bringen."

Lionel, der sich jetzt die Geschichte seiner jüngsten Vergangenheit so deutlich als möglich zu vergegenwärtigen suchte, erinnerte sich auch, daß er unter fremdem Namen nach Wilmingdon-Hall gekommen; er dachte nicht daran, daß inzwischen ein Brief seiner Mutter an ihn eingelangt war, und daß er diesen sammt dem Miniaturbilde seines Vaters bei sich getragen, zwei Dinge, die seine Identität mehr als hinlänglich nachwiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wege der Vorsehung.

(Originalgeschichte von Rudolph Müldener.)

I.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts ereignete sich in einem kleinen Orte des ehemaligen Staats Brabant, welches heute zur Provinz Nordbrabant gehört, folgender Fall.

Im Pensionat zu H. wurden gleich nach dem Essen vier silberne Löffel vermißt.

Man nahm an, daß die Dienstmagd, Marianne P., dieselben wahrscheinlich bei dem Ausspülen des großen eisernen Topfes, den sie gewöhnlich nicht in den Handstein, sondern aus einem Fenster direkt in den unter demselben hinfließenden Kanal zu entleeren pflegte, in der Eile mit in diesen hineingeworfen habe. Der Direktor des Pensionats wollte daher den Kanal mit dem Bügel ausfischen lassen und befahl seiner Magd, einen Baggerer zu rufen.

Anstatt denselben mitzubringen, kehrte die Magd mit ihrem Liebhaber zurück, erklärend, daß sie demselben zufällig begegnet sei, und daß derselbe, nachdem er den Vorfall erfahren, gemeint habe, sie könne den Baggerer nur ruhig zu Hause lassen, da man die Löffel im Kanal doch nicht finden würde.

Wegen dieser seiner Aeußerung um nähere Aufklärung befragt, gab der Liebhaber der Magd an, daß er vor circa einer Stunde dem Ausläufer des Instituts, Joseph H., der den Pensionären die Kleider zu reinigen hatte und nach dem Essen regelmäßig, wie auch heute geschehen, in die Küche zu kommen pflegte, um die Ueberbleibsel der Mahlzeit in Empfang zu nehmen, begegnet sei.

Während er mit demselben geplaudert, habe er zufällig gesehen, daß demselben, ohne daß jener selbst es gemerkt, vier Löffelstiele unter dem Rocke hervorgeschaut, so daß ihm bei der Erzählung seiner Geliebten sofort der Gedanke gekommen, daß dies wohl die abhanden gekommenen Löffel gewesen sein möchten.

Sofort wurde nun nach dem Ausläufer geschickt, ohne daß derselbe jedoch zu Hause gefunden wurde.

Nach langem Warten erschien er endlich, und zwar, zur Verwunderung des ihn aufmerksam beobachtenden Direktors, in seinem Auftreten mit der ganzen Sicherheit eines ruhigen Bewußtseins, und erklärte, vom Verschwinden der Löffel nichts zu wissen.

Der Direktor, der allein die Absicht hatte, den

Mann zum Bekenntniß seines Diebstahles und zur Rückgabe des Gestohlenen zu bringen, um ihn dann laufen zu lassen, ließ nun dem Liebhaber der Magd sein Zeugniß in Gegenwart des Ausläufers wiederholen, dieser aber nannte seinen Beschuldiger einen unverschämten Lügner, der seine Beschuldigung aus der Luft gegriffen, um einen Diebstahl zu verhehlen, bei dem er wahrscheinlich selbst die Hände mit im Spiele habe.

Der Direktor hielt Joseph H. wegen seines hartnäckigen Leugnens für einen ausgemachten Taugenichts und wies ihn, als einem ehrlosen Hausdieb, die Thüre.

Allein Joseph H., der mit seinem ehrlichen Namen zugleich sein Brod verlieren mußte, belangte den Liebhaber der Magd wegen falscher Anschuldigung vor Gericht.

Der Richter interessirte sich für den Fall, weniger um des Werthes des Gestohlenen, als um der Sache selbst willen.

Zunächst fiel ihm auf, daß bei der ganzen Angelegenheit keinerlei Verdacht auf die Dienstmagd gefallen war.

Allein dieselbe diente seit Jahren im Hause und man hatte sie stets von strengster Ehrlichkeit gefunden.

Aus diesem Grunde war auch nicht anzunehmen, daß das von ihrem Liebhaber abgelegte Zeugniß nicht mehr wie eine bloße Erfindung, den Verdacht von ihr abzulenken, sein solle, da selbst dann, wenn die Löffel nicht wiedergefunden, kein Verdacht auf die Magd gefallen sein würde.

Eben so wenig konnte man annehmen, daß Antonius van D. — so hieß der Liebhaber der Magd, der ein junger Mann unbescholtenen Wandels war — nur aus Bosheit den Ausläufer eines so abscheulichen Verbrechens beschuldigt haben sollte, während andererseits das gute Einvernehmen, was bis dahin stets zwischen den Beiden geherrscht, den Gedanken ausschloß, daß diese Anschuldigung aus Haß oder Rachsucht geschehen.

Andererseits war aber auch der beschuldigte Ausläufer alle Zeit ein braver Familienvater gewesen, der namentlich auch den Ruf ausgezeichneter Ehrlichkeit genoß.

Aber Antonius van D. bekräftigte seine Aussagen gegen den Ausläufer Joseph H. vor Gericht mit einem Eide und so wurde denn Letzterer gefänglich eingezogen, und dieß um so mehr, da plötzlich ein Zeuge auftrat, dessen Aussagen der von Antonius van D. vorgebrachten Beschuldigung allen Anschein der Wahrheit verlieh.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der verstorbene Bischof Graf Lubienski war im Jahre 1825 in Warschau geboren, wo sein noch lebender Vater Präsident der polnischen Bank war. Er erhielt seine Schulbildung im Jesuiteninstitute in Freiburg in der Schweiz, und bezog 1845 die Universität Berlin, um sich dem Studium der Rechte zu widmen. Hier erwachte bald in ihm die Neigung zum geistlichen Stande, und er trat im Jahre 1846 in das Priester-Seminar in Kielce. Nachdem er die Priesterweihe erhalten hatte, wirkte er in der Seelsorge zuerst in Petersburg und dann eine Reihe von Jahren in Reval, wo er als Pfarrer angestellt war. Im Jahre 1861 machte er eine Reise nach Rom und übernahm nach der Rückkehr von dort ein erbliches Kanonikat der gräflich Lubienski'schen Familie in Gnesen. Im Jahre 1862 wurde er von der russischen Regierung dem Papste zum Bischofe der Diözese Augustowo vorgeschlagen und als solcher im Konsistorium vom 16. März 1863 präkonisirt. Während der Aufstandsjahre 1863 und 1864 zeigte er sich als entschiedener Anhänger der russischen Regierung und wurde deßhalb von der polnischen Revolutionspartei vielfach gelästert und verfolgt. Bei seinen Diözesanen stand er in dem Rufe eines frommen und in jeder Hinsicht musterhaften Priesters und erfreute sich deßhalb der allgemeinen Achtung derselben. Ueber seinen bekanntlich auf der gezwungenen Reise nach Perm in Nischnei-Nowgorod erfolgten Tod meldet nach den Aussagen seines Kammerdieners die „N. Preuß. Z.“: „Der Bischof, welcher von jeher ein Feind aller wärmeren Kleidung zu sein pflegte, ließ sich auch unterwegs, trotz der anhaltend kühlen Witterung, durch nichts bestimmen, irgend eine warme Bedeckung umzunehmen, sondern legte die ganze Reise in seinem einfachen Priesterkleide, seidenen Strümpfen und Schuhen, ohne Mantel oder Oberrock zurück. Bei der namentlich starken Nachtkälte war, wenn auch im geschlossenen Eisenbahnwaggon, eine Erkältung nicht zu vermeiden, welcher der Bischof auch dadurch Vorschub leistete, daß er fast nichts als Früchte genoß; so u. A. an einem Ort (in Orel) neue Apfelsinen. Zu der äußeren Erkältung trat nun in Folge dessen noch eine innere, heftige Magenerkältung hinzu, und dem hieraus entstandenen Leiden glaubte der Reisende durch wiederholten Genuß von starkem Xereswein abzuhelfen, einem Getränk, an das er, ein überhaupt in seiner ganzen Lebensweise höchst enthaltsamer Mann, durchaus nicht gewöhnt war und das also in dem ohnehin durch die Erkältung geschwächten Magen eine Entzündung hervorrief. Ein paar Eisenbahnstationen vor Nischnei-Nowgorod hatte sich der Zustand des Kranken bereits so verschlimmert, daß man gern seine Reise unterbrochen hätte; wegen Mangels an ärztlicher Hülfe jedoch mußte man vorziehen, ihn nach Nischnei zu bringen, wo sofort nach seiner Ankunft ein Konzilium

von dreien der krankheitsten Aerzte dieser Stadt abgehalten wurde. Die, wie gesagt, vielfach komplizirte Krankheit (am ganzen Körper des Bischofs hatten sich bereits rothe Flecken gezeigt) hatte jedoch schon zu sehr um sich gegriffen und einen zu hohen Grad der Entwicklung erreicht, als daß menschliche Hilfe noch möglich gewesen wäre, — wie denn auch bekanntlich der Kranke am dritten Tage nach seiner Ankunft in Nisch nei- Nowgorod seinen Leiden erlag. Vor seinem Tode, welcher bei vollstem Bewußtsein erfolgte, genoß er noch den Trost und geistigen Beistand der örtlichen römisch-katholischen Geistlichkeit."

[Verwerthung der Vogelfedern.] Die Frage ist oft aufgeworfen, ohne gründliche Erledigung gefunden zu haben, was man wohl mit den Gänsefedern nach Erfindung der Stahlfedern anfangen und wozu man dieselben verwerthen könne und verwerthet haben möge. Eine französische Zeitschrift gibt darüber folgende Auskunft. In Joinville-la-Pont bei Paris hat ein Herr Vardin eine Fabrik gegründet, in welcher er durch neue Hilfsmittel und zu den verschiedensten Zwecken Vogelfedern, insbesondere Gänsefedern, verwerthet. Vor der Erfindung der Stahlfedern trieb Vardin einen großen Handel mit Gänsefedern. In den Jahren 1834 und 1835 fing die Konkurrenz der Stahlfedern an, diesen Handel zu drücken, bis er endlich im Jahre 1848 ganz einging. Nun konstruirte Vardin Durchschnitte, welche jeden Kiel in mehrere geschnittene Federn zertheilten; ferner fertigte er Zahnstocher und nebenbei verarbeitete er die Kiele zu Pinselhaltern, für Angeln und für militärische Zwecke. Es blieben nun noch die oberen Theile der Federn, die Stiele und Bärte übrig. Die Enden der weißen Federn wurden nach wie vor zu Spielbällen und die Enden der schwarzen Federn zu Federwischen benutzt. Die durchsichtige, perlmutterglänzende Haut auf der oberen Fläche der Stiele wurde wegen der großen Dünne, Biegsamkeit und auch Widerstandsfähigkeit zu Fransen und anderen Toilettenartikeln der Damen bestimmt. Die Festigkeit der Bartstreifen und ihr Zusammenhang mit der dünnen Haut machte sie geeignet zur Herstellung von Fußteppichen. Außerdem wurden die Kiele in schraubenförmige Bänder von ungefähr 3 Fuß Länge geschnitten, welche dann durch Einwirkung von Dampf gestreckt und zur Herstellung von künstlichen Blumen und von Haarputz benutzt wurden. Unter der dünnen Oberhaut der Federn findet sich auf dem Rücken derselben eine sehr dichte Haut, welche sich leicht ablöst und in starre und geradeliegende Fasern, von dem Ansehen und den Eigenschaften der Schweinsborsten zertheilen läßt. Vardin hat diese Fasern zur Herstellung von Bürsten für verschiedene Zwecke benutzt. In ungetheiltem Zustande hat er sie für Kinderhüte verwendet, die sehr leicht, elastisch und doch hinreichend widerstandsfähig werden. Die Abfälle der Federn von anderem Geflügel als Gänsen hat er durch Einweichen und Reiben in einen Flaum verwandelt, welcher zum Ersatz von Bettfedern dient. Die Fabrik beschäftigt 120 bis 140 Arbeiterinnen einschließlich der Kinder. Die Federn werden größtentheils aus Rußland bezogen. Vardin verarbeitet jährlich ungefähr 400 Ballen Federn, denen etwa 2 Millionen Gänse entsprechen, und der jährliche Umsatz beträgt 400,000 Francs.

[Champagner.] Die offizielle statistische Tabelle der „Chambre de Commerce de Reims" gibt nachstehenden Ausweis über die Höhe der Produktion von französischen Champagner. Nach derselben waren am 1. Januar 1845 in Frankreich auf Lager 23,285,818 Flaschen und während desselben Jahres exportirt 4,380,214 Flaschen. Im Jahre 1866 waren auf Lager 37,608,700 Flaschen, also 14 Millionen Flaschen mehr, und exportirt 10,283,868 Flaschen, also 6 Millionen mehr, woraus sich ergibt, daß im letztgenannten Jahre das Ausland im Verhältniß zum effektiven Bestande noch einmal so viel verbraucht hat, als im Jahre 1845. Die Zunahme des Verbrauches im Auslande geschah ziemlich regelmäßig steigend, nur das Jahr 1862 fiel plötzlich um beinahe 2 Millionen Flaschen.

Auflösung der Charade in Nr. 149:

Wo Rang und Hoheit sich bewegt,
Der Modeland zur Schau sich trägt,
Wo's nach Pomad' und Parfumes riecht
Da fehlen auch die „Damen" nicht.

Und wenn im luft'gen Zecherkreis
Die Gläser klirren tollerweis',
Die Zecher trinken um die Wett',
Kömmt mancher Schoppen an das „Brett".

Und wenn für Schaftopf, Schlauch und Whist
Zu leer des Spielers Tasche ist,
Dann spielt er auf solide Art,
Auch „Damenbrett" um's Kaisers Bart.

M. M.

Geschichtskalender.

7. Juli 1800. Erfindung des Papiers aus Lumpen von Collain aus Flandern.
„ 1815. Die Alliirten ziehen zum zweiten Male in Paris ein.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 156 Freitag, 9. Juli 1869.

Die Keller zu Wilmingdon-Hall.

(Fortsetzung.)

„Ich bin für Rupert Godwin nichts als ein Fremder," sagte der junge Mann bei sich, „wenn ich nicht etwa im Delirium — denn daß ich in diesem dagelegen, kann ich wohl nicht bezweifeln — meinen wirklichen Namen verrathen habe. Hätte ich das gethan, so kann ich mir die Sache nicht anders denken, als daß er mich ermordet hätte; denn ich war in seiner Gewalt und Niemand hätte mich vertheidigt. Eben der Umstand, daß er noch lebe, beweist, daß er mit meiner Lebensgeschichte unbekannt geblieben ist."

Lionel Westford wußte nicht, daß der Banquier ihn vergiften wollte, und daß diese seine Absicht nur zufällig vereitelt worden war.

Er hatte nicht Kraft genug, sich zu bewegen; er lag ausgestreckt auf seinem Bette und starrte auf die Heilkräuter hinaus, die der Wind im Garten gewaltig hin- und hertrieb.

„Es ist doch eigenthümlich," dachte er, „und in hohem Grade unheimlich, daß man mich in dieses alte und verödete Gemäuer verwiesen hat, in welchem mein Vater seinen Tod gefunden."

Ein leiser Schauer durchfröstelte ihn bei diesem Gedanken, denn ein Rest von Aberglauben liegt auf dem Boden beinahe aller menschlichen Herzen. Auch fielen ihm all die düsteren Sagen ein, die er über den nördlichen Flügel erzählen gehört. Die Gespenster, welche die Einbildungskraft furchtsamer Menschen aufgescheucht und sie aus diesem Theile des Hauses vertrieben, traten der Reihe nach an ihn heran.

Er erinnerte sich jetzt an Alles und Jedes, was sich mit ihm im Hause des Banquiers zugetragen; wie er dort über diese Geschichten gelächelt und über die Geisterercheinungen verächtlich gedacht, welche die Dienerschaft gehabt haben wollte.

Jetzt aber hatte ihn die Krankheit entkräftet und deßwegen dachte er ganz anders als ehedem über die unheimlichen Gäste von Jenseits, die sich in dem Hause sehen ließen, für dessen Bewohner er sich noch in diesem Augenblicke hielt.

Während ihn diese düsteren Gedanken quälten und die unerträglichste Ungewißheit über sein künftiges Schicksal seine Seele folterte, sank der Muth des Kranken immer mehr und mehr, bis endlich heiße Thränen aus seinen Augen stürzten. Eine Art abergläubigen Grauens bemächtigte sich seines Gemüthes; seine vollständige Vereinsamung, die unheimliche Stille des Ortes, an dem er sich befand, schraubten ihm die Brust zusammen; die Erinnerung an den Mord, der an seinem Vater begangen worden, schwebte ihm beständig vor und in immer helleren Farben traten die Einzelheiten des entsetzlichen Ereignisses vor sein geistliches Auge.

„O mein Gott", rief er aus, einen Strom heißer Thränen vergießend, „wenn Rupert Godwin weiß, wer ich bin, so hat er mich mit berechnender Grausamkeit in dieses abgelegene Gemach gesperrt und läßt mich hier ohne Hilfe zu Grunde gehen. O, wenn die Schatten der Todten aus ihren Gräbern erstehen, so erscheint auch mir der Geist meines Vaters."

Er hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als sich eine dunkle Schattengestalt zwischen ihn und die von der Sonne hell beleuchtete Umgebung drängte.

Ein Antlitz, so bleich wie das eines Todten, starrte ihn wehmüthig und wie mit erloschenen Augen an.

Lionel richtete sich auf seinen Kissen empor, stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und stürzte bewußtlos zurück.

Das Antlitz seines Vaters war es gewesen, das ihn dort vom offenen Fenster herein angestiert. Es war das Antlitz des Kapitäns der „Silenkönigin", aber die Züge des Antlitzes waren verzerrt und glichen denen einer Leiche.

XXVI.

Drei oder vier Tage nach dem Besuche des alten Commis bei Klara Westford, erhielt diese einen Brief, dessen Schriftzüge ihr noch aus frühester Jugend, als der mißgestaltete Student sich ihrer Erziehung widmete, sehr wohl bekannt waren.

Das Schreiben des alten Commis war sehr kurz:

„Ich habe Ihnen eröffnet, daß ich gut machen könne, was ich in der Voraussetzung, jene grausame Mißhandlung, die mir in Ihrem väterlichen Hause widerfahren, rühre von Ihnen her, gefehlt. Sie sollen erfahren, daß ich fähig bin, Ihnen eine Entschuldigung

Digitized by Google

für den Irrthum anzubieten, den ich an Ihrem feinfühlenden Herzen begangen. Wenn Sie mit Ihrer Tochter von heute an in acht Tagen Mittags nach dem Comptoir des Bankhauses Godwin kommen wollen, so werden Sie sehen, wie ich mein Unrecht gut mache. Machen Sie sich jetzt auf die größte und glücklichste Ueberraschung Ihres Lebens gefaßt.

Ihr hochachtungsvollster und ergebenster Diener.
Dienstag Morgens.

Jakob Danielson."

Eine Ueberraschung, eine Sühne! Vergebens las Klara Westford, in der Hoffnung, den verdeckten Sinn zu ergründen, das Schreiben des Commis wieder und wieder.

„Eine Ueberraschung, die glücklichste Ueberraschung meines Lebens soll ich erwarten," heißt es in Danielson's Briefe. „Aber welche glückliche Ueberraschung sollte ich zu erwarten haben, wenn mein Gatte, den ich mit allem Feuer meiner Jugend geliebt, mein unzertrennlicher Leidensgefährte, das Opfer des grausamsten aller Mörder wurde. Wenn Jakob Danielson dem Todten das Leben nicht wiederzugeben vermag, so gibt es für mich keine freudige Ueberraschung auf Erden!" dachte Klara in ihrer Trostlosigkeit.

Sie war dem Kummer beinahe unterlegen. Eine lange Reihe von Mißgeschick hatte sie heimgesucht; Unglück über Unglück war über sie gekommen, ohne Unterbrechung. Die ersten Augenblicke des Trostes waren ihr durch die Wiederkehr ihrer Tochter geschenkt worden, aber schon bedrängte eine neue Qual das kaum erleichterte Mutterherz.

Ihr Sohn hatte ihr nicht den Brief beantwortet, in welchem sie ihm ihre Begegnung mit Gilbert Thornleigh angezeigt hatte, einen Brief, welcher dringend der Beantwortung bedurfte.

Von Tag zu Tag hatte sie einer Erwiderung entgegengesehen, keine aber war gekommen, da Lionel inzwischen erkrankt und nach der „Einsiedelei" gebracht worden war. Die Mutter schrieb wieder, bat dringend um Antwort, allein kein Schreiben traf ein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wege der Vorsehung.

(Fortsetzung.)

Plötzlich meldete sich bei Gericht ein jüdischer Handelsmann aus dem zwei Stunden von H. belegenen Städtchen X. und gab an, daß am Abend desselben Tages, an welchem die Löffel vermißt worden seien, eine in Trauer gekleidete Frau aus H. zu ihm gekommen und ihm die Löffel zum Verkauf angeboten habe.

Da die Frau erklärt habe, die Löffel im Auftrage anständiger Leute zu verkaufen, die die Sache nicht ruchbar werden lassen möchten, und ein derartiger Fall sehr oft vorkomme, so habe Zeuge nicht Anstand genommen, die Löffel um angemessenen Preis zu kaufen.

Aus der Beschreibung, die der Jude von der Frau entwarf, ergab sich, daß dieselbe nicht die Frau des Ausläufers gewesen sei.

Das Gericht ließ nichts unversucht, der angedeuteten Frau auf die Spur zu kommen, und entdeckte sie endlich in der Frau eines Perrückenmachers, gleichzeitig ermittelnd, daß die Frau an dem angegebenen Tage wirklich in X. gewesen.

Die Frau wurde sofort vernommen, gestand zu, an dem betreffenden Tage in X. gewesen, und dort an einen Juden vier silberne Löffel verkauft zu haben.

Auf die Frage, wie sie zu den Löffeln gekommen, gab die Frau an, daß am Nachmittage desselben Tages, an welchem der Diebstahl im Pensionat verübt sein müsse, Joseph H. in ihr Haus gekommen und ihr, unter der Erklärung, dieselben gefunden zu haben, die Löffel mit dem Auftrage, dieselben in X. zu verkaufen, eingehändigt habe.

Darauf hin habe sie den Verkauf der Löffel besorgt und habe erst am Abend, nach ihrer Rückkehr von X., erfahren, was unterdessen mit dem Ausläufer vorgefallen sei, und daß dieser Alles leugne.

Mithin habe sie gemeint, sie müsse sich ruhig verhalten, um den Unglücklichen durch ihr Zeugniß nicht noch mehr zu belasten, und habe immer gewünscht, daß der Ausläufer bei standhaftem Leugnen noch mit heiler Haut davonkommen möge.

Diese Erklärung der Perrückenmacherfrau verlieh dem von Antonius van D. abgelegten Zeugnisse nicht wenig Gewicht.

Beiden Erklärungen fehlte es nicht an Wahrscheinlichkeit, nur Eines blieb für den Richter ein Räthsel, wie nämlich Joseph H., der doch oft genug nach X. mußte, sich hatte entschließen können, statt die Löffel einfach selbst zu verkaufen, eine Frau, mit der er sonst gar keine Beziehungen hatte, zur Theilnehmerin seines Verbrechens und damit seines Geheimnisses zu machen.

Dem Angeklagten wurde im Beisein der Frau des Perrückenmachers deren Aussage mit allen Nebenumständen vorgehalten, derselbe erklärte aber auch dieses Zeugniß für die abscheulichste Lüge.

Indessen zweifelte nun Niemand mehr daran, daß Joseph H. schuldig sei und durch sein unverschämtes Leugnen nur das Gericht irre zu führen suche.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der sächsische Generalstabsbericht.

Der längst angekündigte Generalstabsbericht über den letzten Krieg von 1866 ist unter dem Titel „Der Antheil des königlich sächsischen Armeekorps an dem Feldzug 1866 in Oesterreich“ erschienen und umfaßt in zehn Abschnitten den gesammten Verlauf der kriegerischen Begebenheiten, von der Formation und Aufstellung des Armeekorps bis zur Rückkehr nach Sachsen. Außerdem sind in einem Anhange Nachrichten über die vom Armeekorps abgetrennt gewesenen Theile der Armee beigefügt, und zwar über das kgl. Kriegsministerium, das kgl. Kadettenkorps, das Hauptzeughaus, die Militär-Vorrathsanstalt, das in Theresienstadt zurückgelassene Pionierdepot und die Besatzung der Festung Königstein.

Auf das Vorwort folgt die Einleitung, die einen kurzen Abriß der politischen Lage unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges gibt. Hier wird insbesondere die Geringfügigkeit der Maßregeln nachgewiesen, welche ihrerzeit im Ausland als sächsische Rüstungen angesehen und als den Krieg provozirend bezeichnet wurden. Nachdem alle Aussichten auf eine friedliche Beilegung der zwischen Preußen und Oesterreich schwebenden Differenzen geschwunden und die definitive Ordre zur Mobilmachung der sächsischen Armee am 20. Mai 1866 erfolgt war, wurde der Konzentrirungspunkt in Erwägung gezogen, worüber der Generalstabsbericht Folgendes sagt:

„Getreu dem eingenommenen Bundesstandpunkt, ging die Absicht der sächsischen Regierung dahin: bei einem Kampfe zwischen Preußen und Oesterreich, wenn irgend möglich, nicht für den einen oder andern Theil Partei zu ergreifen, sondern die Armee aus dem Lande zu ziehen und an die der übrigen Mittelstaaten, insbesondere Bayerns, anzuschließen und dem Bund zur Verfügung zu stellen. Doch sollte dieß, falls Preußen ohne Kriegserklärung in Sachsen eingerückt wäre, zur Wahrung der politischen wie militärischen Ehre unter vorheriger Annahme eines Zusammenstoßes mit den Waffen geschehen. Militärisch betrachtet, wäre hiernach eine Aufstellung in der westlichen Landeshälfte, etwa zwischen Chemnitz und Zwickau, angezeigt gewesen, und wurde in der That von diesem Gesichtspunkt aus Anfangs Mai zur Anlegung eines großen Militärmagazins zu Annaberg geschritten, hier auch eine Position ermittelt, welche der Armee — falls ihr der direkte Abzug nach Hof in Bayern verlegt worden wäre — den Rückzug über Karlsbad und Eger gestattet hätte. Inzwischen tauchten gegen die Konzentrirung der Armee in der angedeuteten Gegend bald erhebliche Bedenken auf. Einestheils zögerte Bayern einen kriegsbereiten Kern von Streitkräften, auf den man sich mit einiger Sicherheit hätte zurückziehen können, in der Nähe der sächsischen Gränze aufzustellen; andererseits erfuhr man, daß der Transport namhafter preußischer Streitkräfte vom Rhein in die Gegend von Zeitz und Weißenfels bevorstehe, wodurch der Marsch aus dem Erzgebirge nach Bayern ernstlich bedroht, wenn nicht ganz unmöglich gemacht werden konnte. Diese Erwägungen militärischer Art führten zu dem Schlusse, daß die ursprünglich beabsichtigte Aufstellung im Erzgebirge zu gefährlich sei; überdieß beraubte sie zugleich die Armee des letzten übrigbleibenden Auswegs auf die in Mähren sich sammelnde österreichische Nordarmee. Man entschied sich daher für die Konzentrirung bei Dresden. Sie gewährte den Vortheil für den Fall einer Invasion, das Land und dessen Hauptstadt nicht von vornherein ganz preiszeben zu müssen, die Bergung des Staatseigenthums leichter und schneller bewerkstelligen zu können, gestattete endlich unter allen Umständen einen ungefährdeten geraden Rückzug nach Böhmen, und von hier durch einen Flankenmarsch entweder die Vereinigung mit der bayerischen oder der österreichischen Armee. Ein dauerndes militärisches Auftreten in Sachsen selbst war nicht beabsichtigt, da der Versuch hierzu das Land unnütz den Unbilden des Krieges ausgesetzt hätte, ohne einen Erfolg zu versprechen. Als in den ersten acht Tagen des Monats Juni die politischen wie militärischen Verhältnisse sich endlich dahin beurtheilen ließen, daß ein militärischer Anschluß Sachsens an die Mittelstaaten zur Unmöglichkeit geworden war, und nur die Wahl blieb bei einer Kriegserklärung Preußens, entweder allein zu stehen, oder sich der österreichischen Nordarmee anschließen zu müssen, war der definitive Entschluß gefaßt, sich auf die Letztere zurückzuziehen. Die Modalitäten des Marsches, der nach dem Wunsche des österreichischen Armeekommando's ein möglichst schnelles und intaktes Heranziehen der sächsischen Streitkräfte an die Nordarmee bezweckte, wurden ungefähr eine Woche vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten mit dem nach Dresden abgesandten österreichischen Generalmajor v. Ringelsheim vereinbart.“

So weit die Einleitung. Das Werk zerfällt dann, wie schon bemerkt, in 10 Abschnitte: 1) Formation und Aufstellung des Armeekorps; 2) Rückzug der Armee nach Böhmen bis zur Iser; 3) die Operationen an der Iser bis zum Treffen bei Gitschin; 4) das Treffen bei Gitschin am 29. Juni; 5) der Rückzug auf die Hauptarmee nach Königgrätz; 6) die Schlacht bei Königgrätz; 7) der Rückzug von Königgrätz nach Olmütz; 8) der Rückzug von Olmütz hinter die Donau; 9) der Aufenthalt bei Wien; 10) die Rückkehr nach Sachsen.

Dem ersten Abschnitt entnehmen wir Folgendes:

„Eine Ueberraschung durch den Feind in der kritischen Periode der Formirung hätte die ganze Zukunft der Armee in Frage stellen können. Die Erfahrungen von 1756 waren nicht vergessen. Die Gestaltung der Eisenbahnen brachte es mit sich, daß die preußischen Streitkräfte von den vier Punkten Zeitz, Halle, Herzberg und Görlitz aus eine das Land bedrohlich umfassende Aufstellung einnahmen. Man hielt es daher für

das erste Gebot der Sicherheit Vorkehrungen zu treffen, welche wenigstens gegen momentane Ueberraschungen sicherten, und namentlich das Herkommen der in Schlesien und der preußischen Oberlausitz, überhaupt der auf dem rechten Elbufer befindlichen preußischen Streitkräfte verzögerten. Dieß konnte nur durch Bewachung, eventuell durch Zerstörung der Hauptkommunikationen über die Elbe, so wie der wichtigsten Bahnhöfe auf den von Norden und Osten in das Land führenden Eisenbahnen erreicht werden, und wurden deßhalb zum Zweck der Vorarbeiten am 16. Mai Pionierdetachements nach den in Frage kommenden Objekten entsendet. Die bis kurz vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten festgehaltene Idee, den Feind in Sachsen zu erwarten, ist zwar aus den angedeuteten Ursachen nicht zur Ausführung gelangt; wenn trotzdem die Demolirung jener Objekte vorgenommen wurde, so geschah dieß vornehmlich in der Absicht, die durch den Elbstrom gebotene Trennung des Feindes möglichst lange aufrecht zu erhalten, und hiedurch für den eigenen Rückzug einen Zeitgewinn und eine größere Sicherheit zu erlangen. Ueberdieß versprach die Zerstörung der Eisenbahnobjekte für die nächste Abwicklung des Kriegs den Vortheil, dem Feind einen unliebsamen Aufenthalt für den Transport seiner Nachschübe zu bereiten und so indirekt begünstigend für die eigenen Operationen einzuwirken. Man berechnete, daß eine Wiederherstellung der demolirten Objekte drei Wochen Zeit beanspruchen würde. Die Zerstörungen bei Prießewitz auf der Strecke Riesa-Dresden brachten freilich nur einen Gewinn von einigen Tagen, denn die Eisenbahnbrücke bei Riesa war schon nach 10 Tagen wieder fahrbar, weil preußischerseits die zur Wiederherstellung nöthigen Hölzer bereits im Voraus gefertigt worden waren."

Es folgt nun der Hinweis auf den Bundesbeschluß vom 14. Juni und die Tags darauf eingegangene Kriegserklärung Preußens, zufolge dessen der Rückmarsch nach Böhmen für den 16. Juni festgestellt ward.

Aus dem zweiten Abschnitt sei hervorgehoben, daß Kronprinz Albert, weil dem Ueberschreiten der sächsischen Gränze in der Nacht vom 15. zum 16. Juni durch preußische Truppen keine raschen Nachschübe feindlicher Massen folgten, den Tags zuvor angeordneten Rückzug am Morgen des 16. Juni sistirte, um den vorausgegangenen Parks den nöthigen Vorsprung zu gewähren und die moralische Stimmung der Armee zu kräftigen. Erst als Nachmittags Nachrichten über das Einrücken stärkerer preußischer Truppenabtheilungen in Wurzen, Dahlen, Löbau ꝛc. im Hauptquartier eintrafen, wurde der Rückzug für den folgenden Tag angeordnet und am 17. Juni, Früh 3 Uhr, begonnen. Wir entnehmen schließlich die Stelle, welche vom Uebertritt nach Böhmen handelt:

„Dem Marschplan entsprechend, überschritten in den frühen Morgenstunden des 18. Juni das Gros und die Reserve des sächsischen Armeekorps die sächsisch-böhmische Gränze. Se. Maj. der König ließ Früh 7 Uhr die auf der Straße von Pirna nach Teplitz zurückgehende Division des Gros in Hellendorf an sich vorbeimarschiren und folgte hierauf selbst dem Marsch zu Pferd. Geist und Haltung sämmtlicher Truppen waren als gehoben zu bezeichnen, und gaben Gewähr, daß die Armee ihre Schuldigkeit thun werde. Ergreifend und unvergeßlich bleibt der Augenblick, als Se. Majestät nach einem kurzen feierlichen Halt an der Landesgränze, seinen treuen Soldaten folgend, den väterlichen Boden mit den Worten verließ: „Nun denn, in Gottes Namen!"

Gleich beim Ueberschreiten der Gränze stieß man auf die österreichische Brigade Ringelsheim, welche im Teplitzer Thalkessel zur Aufnahme des sächsischen Armeekorps und weiterhin zur Bildung der Arrièrgarde desselben bestimmt war.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus New-York: Miß Vinnie Ream, die junge talentvolle Bildhauerin, welche der Vereinigten Staatenkongreß mit der Herstellung der für die Rotunda des Kapitols in Washington bestimmten Statue Lincolns betraut hat, ist unlängst nach Rom gereist, um dort das von ihr modellirte Standbild in Marmor auszuhauen.

Logogryph.

Oft hört' ich's, ein lateinisch Wörtchen rufen:
Der Meister stieg von des Katheders Stufen,
Auch eilten schnell von dem gelehrten Ort
Die hochgelehrten Jünger lustig fort.

Nun setze ihm am Fuß ein neues Zeichen,
Wird's einem großen alten Dichter gleichen,
Vor dem so mancher Junge traurig weint,
Als Mann und Greis zu ihm doch freudigst eilt.

Geschichtskalender.

8. Juli 1866. Die Preußen besetzen Prag.
9. Juli 1386. Schlacht bei Sempach, Arnold von Winkelried's Tod.
„ 1859. Waffenstillstand zu Villafranca.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 157 Samstag, 10. Juli 1869.

Die Keller zu Wilmingdon-Hall.

(Fortsetzung.)

Frau Westford hatte keine andere Adresse ihres Sohnes, als das Postamt Hertford. An dieses richtete sie ihre Briefe, immer in dem Glauben, daß ihr Sohn zu Hertford weile, und daß er ihr nur aus Vergeßlichkeit das Haus nicht bezeichnet habe, in welchem er Beschäftigung gefunden.

Als aber immerfort die Zeit verstrich, ohne daß eine Antwort auf ihre dringlichen Vorstellungen eingetroffen wäre, konnte Klara Westford nichts Anderes mehr voraussehen, als daß ihrem Sohne ein Unglück widerfahren sein müsse. Von allen Menschen auf der Welt war Lionel am wenigsten im Stande, trotz der Bitten und der Angst der Mutter, ihre Briefe unbeantwortet zu lassen. Er war immer ein guter Sohn gewesen.

„Mein Sohn ist krank," sagte Klara, als sie es endlich nicht mehr über sich vermochte, Violette ihre Unruhe noch länger zu verbergen, „er muß gefährlich erkrankt darnieder liegen, er muß dem Tode nahe sein, denn, wenn er nur eine Feder halten könnte, so bin ich überzeugt, er schriebe mir."

„Verzweifle nicht, liebe Mutter, sagte Violette. „Selbst in unserem größten Unglücke hat uns die Vorsehung doch nie ganz verlassen; wir stehen auf dem Wendepunkte ihrer geheimnißvoll dunklen Wege; und künftighin werden wir schönere Pfade wandeln, ja vielleicht fällt noch ein Lichtstrahl des Glückes in unser umdüstertes Leben."

Frau Westford ertrug den Kummer um Lionel endlich nicht länger. Sie wollte erfahren, was mit ihrem Sohne geschehen, und entschloß sich zur Reise nach Hertford. Violette beschwor sie, ihre Begleitung anzunehmen, die Mutter aber lehnte diese Bitte auf das Entschiedenste ab.

„Mein geliebtes Kind," sagte sie, „Gott weiß allein, welche Leiden mir vorbehalten sind. Ich kann meinen Sohn, Deinen Bruder, vielleicht in einem Grabe finden, in welches ihn Fremde gelegt, die nichts davon wußten, daß er eine Mutter habe, und sich auch nicht um die armen Betrübten kümmerten, die er zurückließ. Ich kann ihn auf seinem Schmerzenklager antreffen, und kommt es so, will ich bei ihm bleiben. Was aber auch geschehe, Du, Violette, sollst es erfahren, wenn mich die Umstände zurückhalten."

Mit schwerem Herzen begab sich Klara Westford nach der Eisenbahn und trat ihre Reise an. Sie setzte sich in eine Wagenecke der zweiten Klasse, das Antlitz von einem dichten Schleier bedeckt, und schenkte weder ihrer Umgebung, noch der Landschaft, durch die sie fuhr, die geringste Aufmerksamkeit.

Die Ahnung irgend eines schweren Unglücks, das sie in ihrem Sohne getroffen, lastete drückend auf ihrer geängstigten Brust. Immerdar schwebte ihr das Bild des geliebten Sohnes vor, wie ihn eine schwere Krankheit an das Krankenlager fesselte, oder sie sah ihn im Geiste bereits begraben. Die Stimmen ihrer Reisegefährten schlugen verletzend an ihr Ohr. Nichts konnte sie peinlicher berühren, als ihr sorgloses Lachen, ihre Lustigkeit, mit der sie sich im Voraus von den Vergnügungen unterhielten, welche sie erwarteten; ihr leichtsinniges Geplauder über Nichtswürdigkeiten, während sich vor ihren Blicken nur ein Himmel voll düsterer Kummerwolken aufschloß. Endlich erreichte sie ihren Bestimmungsort, und erkundigte sich sogleich auf der Eisenbahnstation um das Postamt. Dort, meinte sie, müsse doch endlich ihre Ungewißheit aufhören. Die Leute auf dem Postbureau konnten ihr vielleicht die Adresse ihres Sohnes geben, so daß sie sich von hier aus geraden Weges nach seiner Wohnung begeben mochte.

Zu ihrer größten Bestürzung erwiderte jedoch die Frau, welche das Briefpostgeschäft versah, keineswegs in dem gehofften Sinne; denn sie versicherte, daß dem Postbureau nichts über die Persönlichkeit bekannt sei, an welche unter dem Namen Lionel Westford geschrieben worden.

„Zu uns kommen so viele Leute, welche Briefe abholen, daß es schlechterdings nicht möglich ist, uns Aller zu entsinnen."

Als man in dem Fache nachsah, in welches die mit dem Initiale W der adressirten Briefe gelegt wurden, fand die Frau drei Briefe, welche für Lionel Westford bestimmt waren.

Klara ersuchte um die Erlaubniß, sie nachzusehen, und erkannte alle drei als diejenigen Briefe, welche sie

Digitized by Google

selbst an ihren Sohn geschrieben, seit sie um sein Schicksal besorgt geworden.

Die Frau legte die Briefe wieder in ihr Fach; denn sie konnte dieselben Niemand aushändigen, als der auf der Adresse genannten Person.

Klara verließ somit das Postbureau und irrte bis in die Nacht in den Straßen von Hertford umher; sie erkundigte sich überall, wo sich nur die geringste Hoffnung auf Auskunft darzubieten schien.

Sie begab sich zu den Druckern, zu den Buchhändlern, nach den Einkehrhäusern, ja selbst in die ärmsten Schenken, in denen Unbemittelte Unterkunft finden; aber sie erhielt nur eine einzige Antwort auf alle ihre Nachfragen. Niemand hatte von einem Lionel Westford gehört, Niemand einen Fremden gesehen, dessen Aussehen Frau Westford's Schilderung von ihrem Sohne entsprochen hätte.

Es war zehn Uhr, als die geängstigte Mutter auf die Eisenbahnstation zurückkam, ohne auch nur den geringsten Trost für den Kummer gefunden zu haben, der ihr das Herz brechen wollte. Zu ihrem größten Glücke war der Eisenbahnzug noch nicht abgefahren. Nach einigem Verzuge nahm sie eine Karte für die zweite Klasse und fuhr nach London zurück, wo sie auch eintraf, ohne über das Schicksal ihres Sohnes auch nur die leiseste Andeutung erlangt zu haben.

Violette las es auf dem Antlitze ihrer Mutter, daß sie keine frohen Nachrichten aus Hertford mitbrachte.

Sie kniete vor ihre Mutter hin, nahm ihr den Shawl ab, blickte sie voll Innigkeit an und suchte sie zu trösten.

„Du hast ihn nicht gefunden, gute Mutter," sagte sie, „das lese ich schon in Deinen Zügen; aber ist es nicht besser, über sein Schicksal in Ungewißheit schweben, als mit Bestimmtheit wissen, daß er für uns verloren ist? Die Ungewißheit schließt die Hoffnung noch nicht aus. Schlimme Neuigkeiten, liebe Mutter, schreiten schnell. Ich bin überzeugt, wäre meinem Bruder wirklich ein Unglück begegnet, das hättest Du sogleich erfahren, und überdies glaube ich, die Ueberraschung, auf welche Danielson in seinem Schreiben hingewiesen hat, betreffe meinen guten Bruder Lionel."

Mit einer so liebreichen Gefährtin an der Seite konnte Klara Westford doch nimmer unbedingt der Verzweiflung verfallen. Wenigstens hatte man Nichts erfahren, was bestimmt auf ein Mißgeschick des vermißten Sohnes hingewiesen hätte, und darin lag noch immer ein Trost.

Wahrscheinlich hat er Hertford verlassen, vielleicht hat er auch geschrieben, seinen Brief aber irgend einem Lohndiener übergeben, der ihn auf die Post bringen sollte und vergessen hatte, seinem Auftrage nachzukommen. Endlich aber vermochte sich Klara Westford nicht zu verhehlen, daß das unbestimmte Versprechen, welches der Brief des alten Commis ausgesprochen, wirklich einige Hoffnung in ihrer Brust erweckte.

„Eine Ueberraschung, die glücklichste Ueberraschung meines Lebens," hieß es in dem Briefe, stehe für mich in Aussicht. „O gewiß! der Mann muß in der Lage sein, mir eine große Freude zu bereiten."

Sie hatte so viel gelitten, daß es ihr nicht verargt werden konnte, wenn sie von der göttlichen Vorsehung einen Akt der Gnade und der Barmherzigkeit erwartete.

„Aber dem Todten kann er doch nicht das Leben wieder geben," meinte Klara. „Was ich zu hoffen habe, besteht am Ende doch immer nur darin, daß ich mit meinen beiden Kindern an der Seite ruhig meinem Grabe zuschreite. Keine Macht auf Erden ist im Stande, mir wiederzugeben, was ich verloren, oder die glückliche Vergangenheit zurückzurufen, die ich gelebt, als ich am Arme meines Gatten durch den freundlichen Garten unseres Wohnsitzes dahinschritt."

Diese Erinnerung genügte, die trauernde Witwe im Geiste in glücklichere Zeiten zurückzuversetzen. Wahrlich sie wähnte, wirklich an dem Arme des Gatten hinzuschreiten, von dem stolzen Bewußtsein seiner Liebe gehoben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wege der Vorsehung.

(Fortsetzung.)

II.

Die Sache des Angeklagten begann sich immer mißlicher zu gestalten, als dieselbe auf einmal eine ganz andere Wendung bekam.

Plötzlich wurde der Perrückenmacher, dessen Frau mittlerweile gefänglich eingezogen worden war, im Städtchen vermißt.

Sein Verschwinden würde gewiß weniger Aufsehen erregt haben, hätte er sich nicht in einer sehr zweideutigen Weise davon gemacht.

Als diese Neuigkeit seiner Frau im Gefängnisse zu Ohren kam, so begann dieselbe, sofort andere Saiten aufzuziehen.

Sie ließ den Richter um abermaliges Gehör bitten, und das Resultat desselben war eine Entdeckung, die der so eigenthümlich verwickelten Sache ein ganz anderes Ansehen gab.

Die Frau des Perrückenmachers bekannte nämlich, daß Alles, was sie bis dahin gegen den unglücklichen Ausläufer ausgesagt, nichts weiter wie reine Erdichtung sei, hervorgegangen aus dem Bestreben, sich selbst den Rücken frei zu halten.

Digitized by Google

Der arme Joseph H. war, nach Aussage der Frau, an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen vollkommen unschuldig.

Auch würde die Frau, wie sie angab, nicht so schnell zu diesem Bekenntnisse gelangt sein, wenn sie nicht gesehen, daß die Gerechtigkeit des Himmels sich nicht täuschen lasse.

Darin, daß ihr Mann, der der eigentliche Dieb sei, sich, von Gewissensangst getrieben, aus dem Staube gemacht und sie nun allein für seine Missethat im Gefängnisse zurückgelassen, erkenne sie Gottes Finger.

Nun erging die Frau sich über die besonderen Umstände, welche den von ihrem Manne verübten Diebstahl begleitet hatten.

Ihre Erklärung stimmte bis in die geringsten Einzelheiten mit den Ergebnissen einer vom Richter sofort angestellten Untersuchung überein.

Der Perrückenmacher, ein Mann, der keineswegs im besten Geruche stand und schon mehrmals auf kleinen Betrügereien ertappt worden, war zu Mittag des betreffenden Tages in das Pensionat bestellt worden, um einem Zöglinge das Haar zu schneiden.

Dessen wußte man sich im Pensionat auch ganz genau zu erinnern, aber man wußte nicht, daß der Haarkünstler bei dieser Gelegenheit in der Küche gewesen war und dort Mittel gefunden, sich der Löffel zu bemächtigen.

Nach dem Bekenntnisse der Frau und der damit übereinstimmenden Aussage des Zöglings, dem er das Haar geschnitten, war der Friseur nach der Küche gegangen, um von der Magd eine Schürze zu verlangen, die er dem Knaben beim Haarschneiden umbinden wollte.

Nach dem Bekenntnisse seiner Frau hatte er in der Küche Niemand gefunden, wohl aber die vier Löffel auf dem Küchentische liegen sehen und die günstige Gelegenheit benutzt, dieselben zu entwenden.

(Schluß folgt.)

Die Deutschen in Amerika.

Philadelphia, 21. Juni.

Es ist gewiß für jeden Deutschen, besonders aber für den deutschen Bewohner der Vereinigten Staaten erfreulich, zu sehen, wie die deutschen Sitten und Gebräuche bei unseren amerikanischen Mitbürgern, die dem Fortschritte huldigen, immer mehr Anklang finden und wohlthätig auf die Sittlichkeit wirken. Das Rowdie-Wesen, die Trunksucht und sonstige Laster nehmen ab, wo die deutsche Bevölkerung zunimmt. In keiner Stadt der Vereinigten Staaten haben wohl deutsche Sitten und die deutsche Sprache mehr Fortschritte gemacht, als in unserm schönen Philadelphia, in der Stadt der Bruderliebe. Als ich im Jahre 1832 hierher kam und Notizen über die deutsche Bevölkerung sammelte, zählte Philadelphia 4 ordentliche deutsche Kirchen, 2 lutherische, 1 katholische und 1 reformirte. Nur 6 Kirchenschulen bestanden, wo die Kinder in deutscher Sprache spärlichen Unterricht erhielten. Die deutsche Gesellschaft und noch 4 deutsche Unterstützungsgesellschaften war Alles, was Philadelphia an Vereinen zählen konnte. Wie ganz anders ist es heute! Statt 4 Kirchen zählen wir Deutsche 15, statt 4 Schulen über 30 und statt 4—500 Kinder 7—8000. Neben der deutschen Gesellschaft haben wir nun auch ein treffliches deutsches Hospital mit großem Garten und allem Nothwendigen für die Kranken. Der Grund und die Gebäulichkeiten im schönsten Theil Philadelphias, gegenüber dem Franklin-Park, ist in letzter Woche von den Deutschen für ein Theater angekauft worden und kostet 65,000 Doll. Kaum werden zwei Jahre verflossen sein, steht dort ein schönes deutsches Theater, in welches Thalia mit Vergnügen einziehen mag. Zu den 3—4 Wohlthätigkeitsgesellschaften, die im Jahre 1832 hier bestanden, sind mehr als 50 hinzugekommen. Wir haben Lesevereine, Literaturvereine, Musikvereine, Sängervereine, die zusammen mehrere tausend Mitglieder zählen. Im Jahre 1832 konnte sich in Philadelphia kaum eine wöchentliche Zeitschrift halten, heute zählen wir 3 tägliche, 2 wöchentliche, 2 Sonntagszeitungen und mehrere Monatsschriften. Damals fand ich eine einzige kleine deutsche Brauerei, heute zählen wir aber 50 deutsche Brauereien, worunter so großartige wie irgendwo in der Welt, z. B. die Brauerei des Herrn Bergdol und Esolta, der Gebrüder Balz, Bergner, Benz und Reyle u. a. m. Wir Philadelphier übertreiben die Sachen nicht, wie unsere New-Yorker Landsleute, wir gehen langsam aber sicher vorwärts und ziehen so unsere amerikanischen Mitbürger mit uns fort. Das frühere Rowdiewesen, wodurch besonders die Deutschen viel zu leiden hatten, hat gänzlich aufgehört und den Muckern, die uns in eine kirchliche Zwangsjacke bringen wollten, haben bei den Wahlen den Freiheitssinn der Deutschen kennen gelernt und müssen unsern harmlosen Vergnügungen, die wohlthätig auf das Volk wirken, wenn auch widerwillig, Achtung zollen. Der Sonntagszwang, wie er früher bestanden und in unserer Stadt geradezu ein Nachtheil für die Gesundheit war, ist durch die Wahlen gesetzlich abgeschafft, und die Deutschen haben durch ihre vereinigte Stimme den Ausschlag gegeben. Jetzt kann der arme Mann mit seiner Familie mit Hunderten Pferdeeisenbahnwagen für geringes Geld in's Freie fahren, oder sich an den Ufern des Schuylkillflusses erholen, welchen er, mag er in der Stadt wohnen, wo er will, in 20 Minuten erreicht. Schon haben die Deutschen in den Umgebungen des Parks schöne Gärten angelegt, wo man alle Arten von Erfrischungen erhalten kann. Fährt man jetzt an einem

Sonntag dorthin, so vernimmt man aus diesen Gärten deutsche Musik und Gesänge, wo man sonst lärmende Rowdies und Fechter traf.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein heimlicher Millionär.] Aus Berlin berichtet der Berliner „Börsen-Courier“: „Dieser Tage starb hier der in der Leipziger Straße wohnhafte Rentier Friedrich Bugge, wie man glaubte, in recht guten Verhältnissen. Nicht wenig erstaunt war man, als sich herausstellte, daß derselbe nicht weniger als 1½ Mill. Thaler hinterlassen hatte. Von dieser Summe sind testamentarisch seiner Haushälterin 1 Mill. Thlr. vermacht, während die übrigen 500,000 Thlr. zu verschiedenen auch gemeinnützigen Legaten testirt worden sind. Seine beiden Neffen sind nur mit Legaten von 20- oder 30,000 Thlrn. bedacht.“

[Deutscher Fleiß.] Ein Korrespondent des „Chicago Republican“ berichtet aus Los Angelos (Californien) über eine deutsche Niederlassung am rechten Ufer des Santa-Anna-Flusses, 12 Meilen vom stillen Ocean entfernt. Die dortigen Ansiedler kamen im Jahre 1857 in einer Stärke von 40 Familien aus Deutschland, und kauften 1400 Acker Land in einem Theile von Los Angelos County, den man für das unergiebigste und unfruchtbarste Land hielt. Sie theilten das Land in Parzellen von je 20 Acker ein, und fingen an, dasselbe zu klären. Sie bauten eine Wasserleitung vom Santa-Anna-Flusse über ihr ganzes Land, um dasselbe bewässern zu können, und pflanzten alsdann Reben. Zwei Jahre lang arbeiteten Alle gemeinschaftlich, und im dritten Jahre bebaute jede Familie ihre Parzelle von 20 Ackern selbst, wovon wenigstens die Hälfte mit Reben. Im Jahre 1861, also im dritten Jahre der Ansiedelung, ergaben die Weinberge schon etwa 130 Gallonen Wein für jede Haushaltung, im vierten Jahre 5000 Gallonen, und seitdem war der Durchschnittsertrag je 10,000 Gallonen von jeder einzelnen Parzelle. In diesem Jahre erwartet die Gemeinde einen Gesammtbetrag von 500,000 Gallonen. Annaheim, wie diese Ansiedelung genannt wird, ist jetzt ein hübsches Städtchen mit zwei Gasthäusern, drei Kaufläden, einem schönen Schulhause und einer Kirche. Deutsche Arbeitsamkeit und deutscher Fleiß haben somit wieder ein glänzendes Beispiel dafür abgelegt, daß hauptsächlich der deutschen Einwanderung die Ausbeutung des ungeheueren Reichthums des großen amerikanischen Landes zu danken ist.

Die „Wiener Tagespost“ berichtet über einen neu aufgetauchten Naturdichter, einen Bauernburschen Namens P. K. Rosegger aus dem Märzthale, dem auch bereits vom Grafen Anton Auersperg Worte der Anerkennung zu Theil geworden sind. Als Probe, wie gegenständlich und na'v der Sänger aus dem Märzthale singt, wird folgendes Gedichtchen mitgetheilt:

I bin jüngst verwich'n
Hin zan Pforra geschlich'n:
„Därf ih 's Diandl liabn?“ —
„Untasteh di net, bei meina Seel,
Wann dus Diandl liabst, so kimmst in d'Höll.“

Bin ih vull Valonga
Zu da Muata ganga:
„Därf ih 's Diandl liabn?“
„O mei liaba Schotz, es is' roh zfrua,
Noch funfzehn Johrln erst, mei liaba Buaz!“

War in großn Nöth'n,
Han in Vota bet'n:
„Därf ih 's Diandl liabn?“
„Dunners Schlangt!“ schreit er in sein Zurn,
„Willst mein Steckn kostn, kannst es thuan!“

Wußt nix onzufonga,
Bin zan Herrgott gonga:
„Därf ih 's Diandl liabn?“
„Ei jo freili“, sogt er und hot g'lacht,
„Wegn an Büaberl han ih 's Diandl g'macht!“

[Eine barmherzige Schwester] wurde in Wien auf der Landstraße von einem Fleischerwagen überfahren. Als die Passanten den Fleischerknecht, der übrigens sofort den Wagen anhielt, der Polizei übergeben wollten, bat die Schwester mit aufgehobenen Händen, man möge ihn in Frieden ziehen lassen, sie sei nur leicht verletzt, und ihr Beruf sei, zu dulden und zu verzeihen.

Geschichtskalender.

10. Juli 1584. Prinz Wilhelm von Nassau-Oranien wird in Delft ermordet.
„ 1794. Benj. Franklin erfindet den Blitzableiter.
„ 1866. Kampf der Bayern und Preußen um Kissingen.
11. Juli 1346. Karl IV. von Luxemburg wird zu Rense als deutscher König gewählt.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Bailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 158 Montag, 12. Juli 1869.

Die Keller zu Wilmingdon-Hall.

(Fortsetzung.)

XXVIII.

An dem in dem Schreiben des Commis bezeichneten Tage kleideten sich Klara Westford und ihre Tochter in ihre schönsten Trauergewänder und schlugen den Weg nach der City ein.

Die heftigste Unruhe erfüllte Klara's Brust; denn sie schwebte zwischen Hoffen und Bangen.

Da er sie nach dem Comptoir des Bankhauses gerufen, darin lag nichts so Besonderes. Es war sein Geschäftslokal, in welchem er den ganzen Tag zubrachte. Freilich war dieses Comptoir auch das Allerheiligste des Banquiers; aber gewiß besaß der alte Commis einen so überwiegenden Einfluß auf seinen Gebieter, daß er sich zu verantworten wußte, wenn er aus eigener Machtvollkommenheit Jemand dahin berief.

Aber der Brief war so geheimnißvoll abgefaßt und ließ den Zweck nicht durchblicken, welchen Danielson mit seiner Einladung verfolgte. Klara war jedoch entschlossen, blindlings zu gehorchen, ohne den Umstand in Betracht zu bringen, daß die Beweggründe, welche ihren ehemaligen Instruktor leiteten, ihr völlig unbekannt waren. Sein Benehmen hatte ihr das vollste Vertrauen in seine Ehrlichkeit, wie in sein Verlangen, ihr Angenehmes zu erweisen, eingeflößt.

Somit erschien sie pünktlich zur anberaumten Stunde auf Rupert Godwin's Comptoir auf Lombard-Street; ihre Tochter begleitete sie.

Ein Brief Danielsons hatte den Banquier nach seinem Comptoir berufen. „Verehrter Herr!“ hatte er geschrieben, „der Gang der Geschäfte in der City scheint ein übler zu werden. Die alten Gerüchte tauchen wieder auf. Es wäre recht gut, wenn Sie selbst ein Mal auf Ihr Comptoir kämen und Einsicht in den Stand Ihrer Angelegenheiten nähmen. Ich habe eine Besprechung mit Ihnen auf morgen Punkt 12 Uhr Mittags bestimmt, und da es sich um ein Geschäft von außerordentlicher Bedeutung handelt, so hoffe ich ganz sicher, auf Ihr Erscheinen rechnen zu dürfen. Ihr ergebener J. D.“

Dieser Brief war dem Banquier in sein Haus in Westend geschickt worden, und behufs der Besprechung, welche darin erwähnt wurde, war der Banquier etwa drei Minuten vor Klara und Violette in seinem Geschäftslokale erschienen.

Rupert Godwin's Geschäfte waren seit einiger Zeit mehr und mehr in Verfall gerathen, so daß sich seine Lage ohngefähr wieder so gestaltete, wie zu jener Zeit, wo er sich zu dem Diebstahl der Summe entschloß, welche Kapitän Westford bei ihm deponirt hatte. Seine Spekulationen waren Anfangs von dem besten Erfolg begleitet gewesen; aber bald war zu einigen mißlungenen Plänen auch die allgemeine Geldklemme getreten, und so kam es, daß jetzt, wenn alle Forderungen, die sich in den Händen anderer Bankhäuser befanden, plötzlich eingefordert würden, seine Zahlungsunfähigkeit bekannt werden mußte. Diese Zahlungsunfähigkeit bestand eigentlich schon seit mehr als zehn Jahren. Godwin hatte die Last dieses furchtbaren Geheimnisses mit dem Bewußtsein getragen, daß bei dem ersten Anstoße, der den wirklichen Stand seines Geschäftes bekannt werden ließ, Tausende unter der Zerrüttung leiden würden, in welche sein Geschäft, eines der Ersten der großen Weltstadt, gerathen würde. Aber das Bewußtsein dieser Lage beunruhigte Rupert Godwin, einen Mann, der für die Leiden Anderer keinen Sinn hatte, nur deßhalb, weil durch den Fall seines Hauses auch er in Armuth gerieth.

„Nun Danielson“, sagte er, sich an sein Schreibpult setzend, „wie steht es mit dem Geschäft?“

„So schlecht als möglich,“ erwiderte der Commis. „Die Leute fangen an mißtrauisch zu werden und wenn sich so Etwas erst bekannt macht, so ist es schwer dagegen zu arbeiten. Jeden Tag können sie von uns Rückzahlung verlangen und dann — — nun dann ist es um uns geschehen.“

Rupert Godwin's Nervensystem war in dieser Zeit heftig erschüttert worden. Er vermochte nicht, sich eines tiefen Schauers zu erwehren, als ihm sein Bedienstete in dieser Weise seine Lage nahe legte. Aber bevor er sich noch besinnen und demselben auch nur ein Wort erwidern konnte, öffnete einer der jüngeren Comptoiristen seine Thür und führte Frau Westford und ihre Tochter ein.

Digitized by Google

Der Banquier fuhr heftig erschreckend zusammen, sobald ihm die schönen Gestalten in ihren Trauerkleidern entgegentraten.

„Wer sind diese Frauen?“ rief er. „Ich kann sie nicht empfangen. Walters, führen Sie diese Damen in das Bureau hinüber; sie haben hier Nichts zu thun. Was soll das übrigens heißen?“ wandte er sich entrüstet gegen den alten Commis. „Du schriebst mir, du habest ein wichtiges Zusammentreffen auf diese Stunde anberaumt; diese Damen aber können mit mir Nichts zu verhandeln haben.“

„Doch, doch, Herr Godwin,“ sagte der Commis mit dem Ausdrucke der vollkommensten Gemüthsruhe. „Ich bitte, meine Damen, nehmen Sie Platz. Herr Godwin ist auf Ihren Besuch nicht vorbereitet, wie Sie sehen; denn ich habe die Zeit noch nicht gefunden, ihn über den Gegenstand, um den es sich hier handelt, zu unterrichten. Ich bitte, nehmen Sie nur Platz.“

Die Frauen waren blaß, aber Rupert Godwin's Antlitz war erdfahl. Die Erscheinung dieser beiden Gestalten in ihren Trauergewändern flößte ihm einen Schauer ein, der seinen ganzen Körper durchrieselte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wege der Vorsehung.

(Schluß.)

Zu Hause angelangt, hatte der Mann der Frau sein Abenteuer erzählt und Beide beschlossen gemeinschaftlich, die Löffel, zur Abwendung jedes Verdachtes, durch die Frau an den Juden zu X. zu verkaufen.

Das von der Frau des Perrückenmachers, deren erwachtes Gewissen sie in diesem Falle sichtbar antrieb, der Wahrheit die Ehre zu geben, abgelegte Geständniß bewies zur Genüge die Unschuld des unglücklichen Joseph H.

Nun ließ sich auch deutlich ersehen, warum der Perrückenmacher sich aus dem Staube gemacht.

Dieser, der eigentliche Dieb, war offenbar durch die Gefangenschaft seiner Frau in die Befürchtung versetzt, dieselbe möge früh oder spät ein Bekenntniß ablegen, und hatte in dieser Furcht es vorgezogen, das Hasenpanier zu ergreifen.

Das ließ sich sehr gut begreifen, allein der Grund, der Antonius van D. angetrieben, den unschuldigen Joseph H. eines so gemeinen Verbrechens zu beschuldigen und diese Beschuldigung selbst durch einen Eid zu bekräftigen, blieb für den Richter noch ein entsetzlich dunkles Räthsel.

Entweder war Antonius van D. ein Bösewicht, der einen Unschuldigen aus Bosheit oder Rachsucht hatte in das Verderben stürzen wollen — und zu dieser Annahme war, wie früher bereits bemerkt, kein Grund vorhanden — oder sein alle Zeit zweideutiges Benehmen verbarg ein mit den gestohlenen Löffeln in Verbindung stehendes Geheimniß.

Das Benehmen des ersten Zeugen erschien um so geheimnißvoller, als die Perrückenmachersfrau auf nachdrückliches Vorhalten des Richters ausdrücklich bekundete, daß ihr Mann in diesem Falle mit Antonius van D. keinerlei gemeinsame Sache gemacht und daß sie selbst die Anschuldigungen dieses Zeugen nur mit Entsetzen und Befremdung vernommen; sie habe dieses Betragen von vornherein einer absichtlichen Gottlosigkeit des van D. zugeschrieben, obwohl sie, wenn auch von der Unschuld des armen Ausläufers überzeugt, selbst zu dessen Verderben mitgewirkt, allein dieß doch nur in der Absicht, sich selbst vor Schaden zu hüten.

Endlich sprach das Gericht nach reiflicher Erwägung den Joseph H. von der Anklage des Diebstahls frei.

Aber aus diesem Beschlusse folgte zugleich, daß Antonius van D. H's. Ankläger, der seine Anklage eidlich bekräftigt hatte, sich eines Meineides schuldig gemacht haben müsse.

Noch an demselben Abende wurde H., vorläufig gegen Handgelöbniß, in Freiheit gesetzt und van D. mit seiner Geliebten, der Dienstmagd Marianne P., gleichzeitig in Haft genommen.

Noch bedeckte ein dichter Schleier das Geheimniß, welches zu einer doppelten Missethat: der falschen Anklage eines Unschuldigen und der Bekräftigung dieser Anklage durch einen Meineid Veranlassung gegeben.

Man hielt es für ausgemacht, daß nur die Furcht vor der Entdeckung eines gefährlichen Bubenstücks dem Antonius van D. und dessen Mitschuldigen, der Marianne P., ihren Plan gegen den armen Ausläufer eingegeben haben könne.

Aber in welcher Verbindung stand die vorausgesetzte Gräuelthat mit dem Diebstahl der Löffel, mit welchem doch weder Antonius van D., noch seine Geliebte irgend etwas zu thun hatten?

Noch in der auf ihre Verhaftung folgenden Nacht wurden sowohl Antonius van D. wie seine Geliebte einzeln verhört.

Ihre Verhaftung hatte ganz unerwartet stattgefunden, nachdem das Gericht zuvor Maßregeln ergriffen, zu verhüten, daß beide Gefangenen sich mit einander verständigten.

Antonius van D., befragt, welche Gründe ihn bewogen, den unschuldigen Ausläufer auf eine so abscheuliche Weise in das Unglück zu stürzen, erklärte, daß er seit langer Zeit mit einem bösen Vorhaben gegen Joseph H. umgegangen, da er gegen den Mann einen großen Haß gehegt. Indessen habe er doch nicht vermuthet, daß seine Beschuldigung so unheilvolle Folgen für den Mann haben würde, denn seine Absicht sei nur dahin gegangen, Joseph H. aus dem Pensionat zu ver-

Digitized by Google

treiben, wo er ihm im Wege gewesen. Seine Beschuldigung habe er erst dann mit einem falschen Eide bekräftigt, als die Furcht, wegen Verläumdung und Ehrenräuberei bestraft zu werden, ihm keinen anderen Weg übrig gelassen, um sich aus dem Drange der mißlichen Umstände zu retten, in welche seine Unbedachtsamkeit ihn verwickelt habe.

Diese Erklärung war an und für sich nicht unwahrscheinlich. Die Annalen der Kriminaljustiz liefern mehr als ein Beispiel menschlicher Ungeheuer, die ihre Rachsucht so lange unter der Maske der Freundschaft zu verbergen wußten, bis sie die günstige Gelegenheit zur Befriedigung ihrer Rache gefunden zu haben glaubten.

Auch an Marianne P. wurde dieselbe Frage wie an ihren Liebhaber gerichtet und ihre Antwort warf einen entsetzlichen Lichtstrahl in die Seele des Instruktionsrichters.

Sie bekannte, daß sie es gewesen, die ihren Liebhaber zu seiner falschen Anschuldigung und seinem Meineide verleitet habe. Sie habe gefürchtet, wegen ihrer Achtlosigkeit aus dem Dienste entlassen oder mindestens derb ausgescholten zu werden, falls im Kanal gebaggert worden und die vermißten Löffel dabei zum Vorschein gekommen wären.

Um dem zuvor zu kommen, habe sie, statt den Baggerer zu rufen, ihren Liebhaber aufgesucht und mit diesem die Mittel berathen, das drohende Unheil abzuwenden.

Eine wie nichtige Ausflucht die Erklärung dieser Gefangenen auch enthalten mochte, so schien dieselbe dem Instruktionsrichter nichts desto weniger sehr wichtig zu sein.

Wie, das Wiederfinden der Löffel im Kanal sollte die Dienstentlassung der Magd zur Folge gehabt haben, während doch gerade dieses Wiederfinden den klarsten Beweis geliefert haben würde, daß ihrerseits nur übergroße Eile den Verlust verursacht gehabt? Und wiederum, sollte die Furcht, daß sie in dieser Weise ihren Dienst verlieren könne, ihren Liebhaber veranlaßt haben, ein so entsetzliches Mittel zu ergreifen, dem Baggern des Kanals zuvor zu kommen?

Mit Anbruch des folgenden Tages verfügten sich zwei Kommissäre des Gerichtes in Begleitung des vereidigten Baggerers zu der bewußten Stelle des Kanals.

Bereits hatte man den Bügel mit dem Schleifzeuge zu vier verschiedenen Malen vergeblich ausgeworfen, und war, da man nichts fand, eben im Begriffe, sein Heil an einer anderen Stelle des Kanals zu versuchen, als man beim abermaligen Aufholen des Bügels ein todtes Kind auffischte!

Die kleine Leiche trug einen mit einem Stricke befestigten Stein am Halse, und bei der gerichtlichen Besichtigung derselben erklärten die Aerzte, daß die kleine Leiche, welche noch nicht lange im Wasser gelegen, die eines Säuglings sei, welcher im ersten Monat nach der Geburt gewaltthätiger Weise um das Leben gebracht worden sei.

Nun lag die wahre Ursache, welche zu einem so schrecklichen Gemengsel unwahrer Beschuldigungen und Meineid die Veranlassung gegeben, am Tage. —

Nachdem Marianne P., welche heimlicher Weise von Antonius van D. schwanger war, seit fast einem Monat Mutter geworden, konnten die beiden Elenden sich entschließen, die unglückliche Frucht ihres heillosen Liebeshandels unzubringen.

Bereits war seit Ausführung der Greuelthat circa ein Monat verflossen, bereits schien es, daß die Vergessenheit das abscheuliche Geheimniß dem Auge des weltlichen Richters entziehen würde, als ein neues Verbrechen zur Entdeckung des alten führte.

Nach dem durch den Perrückenmacher begangenen Diebstahle trieb die Angst das entmenschte Frauenzimmer und ihren Verführer zu einer falschen Denunciation, um auf diese Weise der Entdeckung zuvor zu kommen. So folgte eine Greuelthat der anderen und zuletzt der Missethat die Strafe.

Beide Schuldigen wurden zum Tode verurtheilt, und von den Tausenden von Zuschauern, die bei ihrer Hinrichtung das Schaffot umringten, gab es vielleicht Niemand, der nicht in der Entwicklung dieses Ereignisses die rächende Hand der Vorsehung erkannt hätte.

Dr. Gustav von Schlör,

k. bayerischer Staatsminister des Handels und der öffentlichen Arbeiten.

Dr. Gustav v. Schlör, der derzeitige Handelsminister Bayerns, wurde am 4. April 1820 in Hollziehen in der Oberpfalz geboren. Sein Vater, der den Rang eines fürstlich Ambera'schen Hofkammerrathes bekleidete, und überdieß in der Oberpfalz begütert war, starb schon 1823, und mußte somit die Mutter das schwere Werk der Erziehung von sieben Kindern allein übernehmen. Das vorjüngste Kind, Gustav, begann 1830 seine Studien in dem sogenannten holländischen Institut zu München, einer altberühmten Erziehungsanstalt. Dort absolvirte er das Gymnasium 1837. Von da bis 1841 studirte er die Rechte auf der Universität zu München, und begann dann seine Carrière als Rechtspraktikant beim königlichen Landgericht Neustadt. Das Jahr 1848 sandte ihn in's Frankfurter Parlament, aus dem er jedoch 1849 Ende Januar bereits austrat.

1850 avancirte er zum Landgerichtsaktuar in Kemnath, 1851 zum Landgerichtsassessor in Weiden, und Ende 1852 wurde er zum königlichen Advokaten in Bohenstrauß ernannt. Gehörte nun jetzt auch seine Arbeitskraft vorzugsweise seiner ausgedehnten Praxis, so konnte er sich doch nie ganz den öffentlichen Angelegenheiten entziehen. 1852 schon wurde er Mitglied

des oberpfälzischen Landrathes, und 1855 berief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger in die bayerische Kammer der Abgeordneten, der er auch jetzt noch angehört.

In der Kammer in den Reihen der sogenannten liberalen Mittelpartei stehend, zeichnete er sich bald in hervorragender Weise aus. Seine kurze, wenige Redeweise, die in ihrem Lakonismen und in ihrer so glücklichen Gabe, den Nagel regelmäßig auf den Kopf zu treffen, auf das Frappanteste an die des Premiers des Norddeutschen Bundes erinnert, seine eminente kaufmännische und nationalökonomische Begabung, die sich auch in seinem Privatleben in der Verwaltung seiner Advokatur sowohl, wie in der Bewirthschaftung der Besitzungen (Hammerwerke ꝛc.) seiner Familie dokumentirte, seine nie ermüdende Arbeitskraft und strenge, unerschütterliche Charakterfestigkeit — das Alles waren Eigenschaften, die er bald darauf zu Gunsten einer großen Unternehmung in umfassendster Thätigkeit verwerthen konnte, als ihn die Ostbahngesellschaft — beiläufig bemerkt eine der größten Eisenbahngesellschaften Deutschlands — 1862 zu ihrem Direktor wählte. Das kräftige Emporblühen dieser Gesellschaft, die jetzt auch mit zu den bestituirtesten gehört, dürfte wohl sehr wesentlich mit sein Werk sein. Was Herr v. Schlör, als ihn das Vertrauen des Königs nach dem unseligen Krieg von 1866 auf den Ministerposten berief, gleichet, gehört der Geschichte Bayerns an und wird, so sehr es auch von den Zeitgenossen, soweit ihnen nicht Privatinteressen oder Parteileidenschaft den Blick getrübt haben, anerkannt wird, doch in seinem ganzen segensreichen Umfang und in seiner vollen, schwerwiegenden Bedeutsamkeit erst von den kommenden Generationen gewürdigt werden können. Bei Uebernahme seines Postens fand der damalige Dr. Schlör — gesagt wurde es erst später — die Zustände in durchaus keiner erfreulichen Lage vor. Namentlich lag das Verkehrswesen im Argen. Aus seiner Stellung als Direktor der Ostbahnen heraustretend, wo er allein mit einem einsichtsvollen Verwaltungsrath, mit einem zwar knappen, aber tüchtigen Personal, in einfachster und zweckmäßigster Weise bewirthschaftet hatte, fand er hier einen ungeheuren Mechanismus, der, möglichst verkünstelt und weitläufig angelegt, seine Arbeit in kompliziertester Weise schwerfällig und nicht ausreichend vollzog. Das, was am wenigsten Beengung und Bevormundung verträgt, Handel und Verkehr, lagen in den Händen einer starren, verknöcherten und vielfach auch kurzsichtigen Bureaukratie, ja die oberste Leitung war einem Manne anvertraut, der für seine so unendlich wichtige Stellung wenig mehr als den Namen mitbrachte.

Auf diese Weise war auch natürlich das bayerische Eisenbahnnetz, ein seltsames Produkt augenblicklicher Bedürfnisse und Protektionen einzelner Gegenden und Städte, durchaus nicht mehr geeignet, irgendwie den Erfordernissen des Landes selbst, so wie seiner mit jedem Jahr in ungeahnter Weise zunehmenden internationalen Bedeutung zu entsprechen. In jedem Jahre kam in den Kammern die Eisenbahnmisere aufs Neue zur Sprache, und die verschiedensten Auswege wurden gesucht, um zu verbessern und zu helfen; — die ungeheuere Arbeit einer gründlichen Reform und Abhülfe blieb dem neuen Handelsminister vorbehalten, und er hat sie, ganz allein, einfach, geräuschlos, unermüdlich und energisch — wie dies seine Art ist — vollzogen. Nur wer das bayer. Eisenbahnwesen gründlich studirt hat, vermag den Umfang und die Größe dieser Riesenarbeit: aus dem Chaos der vorhandenen, oft ganz zwecklos und geradezu widersinnig gebauten Linien ein einheitliches, allen Anforderungen des internen und internationalen Verkehrs gleichheitlich entsprechendes, umfassendes Eisenbahnnetz, welches auch für die Bedürfnisse der Zukunft Raum läßt, herzustellen, zu ermessen. Nur wer die Sitzungen der letzten bayerischen Kammerperiode aufmerksam verfolgt hat, kann ahnen, welche Schwierigkeiten durch den Zusammenstoß der verschiedenartigsten Interessen der Durchführung dieser Riesenarbeit in den Weg geworfen wurden, und welche Ausdauer, welche Zähigkeit, welche Energie dazu gehörte, diese Arbeit Punkt für Punkt, Stück für Stück gegen die unzähligen, oft exbittertsten Angriffe zu vertheidigen, und schließlich das Ganze zu behaupten und durchzusetzen.

Diese eine Arbeit der Aufstellung und Durchführung des Normal-Eisenbahnnetzes von Bayern, welches nach seiner Vollendung ein Muster für jegliches Verkehrswesen sein wird, würde allein schon hinreichen, das Andenken Schlör's in Bayern für alle Zeiten zu bewahren.

Nun könnten wir aber noch viele Punkte außer diesen anführen, in welchen Schlör's rastlose Thätigkeit bessernd, fördernd und reformirend in die Verhältnisse Bayerns eingegriffen.

Es scheint uns aber das bereits Angeführte hinreichend zu sein, um die Bedeutung und Stellung des Mannes zu kennzeichnen, der, wenn heute ihn eine für Bayern unselige Konstellation der Parteien veranlassen würde, seinen Posten niederzulegen, sich ruhig als Cincinnatus zu seinem Acker- und Bergbau zurückziehen könnte mit dem lohnenden Bewußtsein, das Seinige zum Glücke Bayerns redlich gethan zu haben. Hoffen wir zum Wohle des Vaterlandes, daß dieser Zeitpunkt, überhaupt nie kommen, oder doch noch recht weit entfernt sein möge. C. A. D.

Geschichtskalender.

12. Juli 1030. Kaiser Konrad II. legt den Grundstein zum Kaiserdom in Speyer.

1806. 14. deutsche Fürsten erkennen Napoleon I. als Protektor an.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers K. Mailänder.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 159 Dienstag, 13. Juli 1869.

Die Keller zu Wilmingdon-Hall.

(Fortsetzung.)

In demselben Augenblicke, in welchem der Banquier sich entrüstet gegen seinen alten Commis umwandte, ging aber in dessen Zügen eine merkwürdige Aenderung vor, aus welcher Rupert Godwin entnehmen konnte, daß dieser Mann, der so lange Zeit sein Werkzeug und Mitschuldiger gewesen, sein erbitterter Feind war.

„Rederträchtiger!“ rief er, „wie unterstehst Du Dich, Dich meinem ausgesprochenen Willen so zu widersetzen? Führe Deine Freunde aus meinem Zimmer weg! Ich erlaube Niemand, sich in meine Gesellschaft zu drängen.“

„Diese beiden Damen sind nicht meine Freunde,“ erwiderte der Commis, „obschon ich mich glücklich fühlen würde, ihnen einen Dienst erweisen zu können. Nicht ohne Berechtigung stehen sie hier; denn sie haben einen Rechtsanspruch von sehr hohem Betrag, Herr Godwin, an Sie zu stellen.“

„Du bist wohl ein Narr,“ rief der Banquier, seinen Diener mit verächtlichen Blicken messend. „Was für ein Rechtsanspruch wäre das wohl, welchen diese Damen an mich erheben könnten?“

„Ein wahrhaft furchtbarer, Rupert Godwin,“ erwiderte Klara Westford feierlich. „Wie, wenn ich Gerechtigkeit verlangte gegen den Mörder eines geliebten Gatten? Manchmal zögert die Strafe und holt nur langsam den Schuldigen ein, aber sie erreicht ihn immer und sicher. Früher oder später wird er zur Rechenschaft gezogen und, wenn nicht in dieser, so gewiß doch in jener Welt. Möge der allmächtige Gott gnädig mit Denen verfahren, die ihre Gewaltthaten nicht schon auf Erden gebüßt haben.“

Vergebens bot Rupert Godwin alle Kräfte auf, um einem Angesicht einen zuversichtlichen Ausdruck zu geben. Unfreiwillige Zuckungen verzerrten von Zeit zu Zeit sein edles Antlitz und verriethen, wie es in seinem Innern wühlte.

„Hier ist von Buße nicht die Rede,“ sagte Jakob Danielson. „Diese Damen sind in Geschäften hergekommen. Sie verlangen die Rückgabe einer Summe von zwanzigtausend Pfund Sterling, die Ihnen von Harley Westford, dem Capitän der Lilienkönigin gegen eine drei und einhalbprozentige Verzinsung, die Zinsen vom Tage der Anklage an gerechnet, übergeben wurde.“

Rupert Godwin brach in lautes Hohngelächter aus; aber dieses Gelächter war von nervösen Zuckungen begleitet, die einen furchtbaren Anblick darboten.

„Mein guter Danielson!“ rief er, „es ist ausgemacht, daß Du verrückt wirst. Was ich für Dich brauche, ist das Irrenhaus und die Zwangsjacke.“

„Uebereilen Sie sich nicht,“ entgegnete Danielson kaltblütig. „Sie haben eine besondere Leidenschaft, Ihnen mißliebige Personen in Irrenhäuser sperren zu lassen. Da ich aber kein Narr bin und meinen Verstand noch vollkommen besitze, so finden Ihre philanthropischen Neigungen keinen Spielraum, um sich an mir zeigen zu können. Vielleicht haben Sie doch noch die Güte, die zwanzigtausend Pfund Sterling zu bezahlen, deren Rückerstattung diese beiden Damen verlangen? Frau Westford's Gatte starb eines plötzlichen Todes; aber der von Ihnen unterzeichnete und von mir als Zeuge gegengezeichnete Depositionsschein liegt vor.“

Bei diesen Worten zog Danielson ein längliches Blatt hervor, das er dem Banquier vor die Augen hielt. Rupert Godwin's Augen starrten dieses Blatt mit fast wahnsinnigen Blicken an.

„Woher?“ rief er, „woher haben Sie dieses Blatt?“

„Wo ich dieses Blatt gefunden?“ entgegnete der Commis mit eisiger Kälte. „Ich will es Ihnen sagen, wo ich es fand. An jenem Abende, an welchem Harley Westford nach Wilmingdon-Hall kam, um die Rückerstattung der hier als empfangen bestätigten Summe zu verlangen, trug er einen leichten Ueberrock. „O, Sie erinnern sich dieses Umstandes, ich sehe es Ihnen an. Der Abend war schwül, und als er in den Speisesaal trat, in welchem wir länger als gewöhnlich beim Dessert saßen, trug der Kapitän einen Ueberwurf auf seinem Arme. Als er später den Speisesaal verließ, warf er das ihm lästige Kleidungsstück über eine Stuhllehne; dort fand ich dasselbe noch vor, als ich nach Wilmingdon-Hall zurückkam, weil ich den Zug versäumt hatte. Ich bin schon von Natur neugierig, und an jenem Abende hatte meine Neugierde noch ganz besondere Gründe. Diese bestimmten mich denn auch, die Taschen des Ueberziehers zu untersuchen, den Har-

Digitized by Google

ley Westford auf der Stubllehne zurückgelassen. Meine Aufmerksamkeit blieb nicht unbelohnt, denn in einer kleinen Seitentasche fand ich dieses Blatt. So viel ich sehe, erkennen Sie auch dieses Papier wieder, Herr Godwin, nicht wahr? Es ist dasselbe Blatt, das Sie später dann selbst in den Tascher des Ueberziehers, aber vergebens suchten. Sie kamen aber mit Ihrer Untersuchung zu spät. Sie haben, als Sie den Kapitän Wilson rücklings und meuchlings erdolchten, nur die Hälfte Ihres Werkes vollbracht, und wenn Sie ihn auch in die Keller des nördlichen Flügels hinabstießen, um ihn dort ohne Begräbniß in tiefer Vergessenheit modern zu lassen, so haben Sie doch nicht Alles gethan, was ein erfahrener Mörder zu thun hat."

„Allmächtiger Gott!" schrie Klara Westford verzweifelnd auf. „So wurde mein Gatte von ihm ermordet, und Sie wußten um dieses Verbrechen! Sie wußten darum und zeigten den teuflischen Meuchelmörder nicht an?"

„Bleiben Sie ruhig, Frau Westford!" rief Danielson in einem beinahe gebietenden Tone. „Nicht ein Wort; Sie wissen, was ich Ihnen versprach: Ihnen heute die größte und zugleich freudigste Ueberraschung Ihres Lebens zu bereiten. Haben Sie Vertrauen zu mir und warten Sie in Geduld!"

Frau Westford, welche sich erhoben hatte, sank von dem eigenthümlichen Wesen des alten Commis wie bezwungen auf ihren Sitz zurück und getraute sich, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, kaum zu athmen.

„Nun denn, Herr Godwin," fuhr Danielson fort, „das Beste, was Sie nach meiner Ansicht thun könnten, wäre, augenblicklich in aller Bereitwilligkeit die zwanzigtausend Pfund Sterling zu bezahlen, deren Empfang Sie auf diesem Blatte bestätigt haben. Schwerlich werden Sie eine öffentliche Untersuchung über die Art, wie dieser Empfangschein in meinen Besitz gelangt ist, herbeiführen wollen."

„Er ist wahrsinnig!" schrie der Banquier.

„Nun, glauben Sie wirklich, die Sache wäre werth, vor einem Gerichtshofe entschieden zu werden, und sie wird einem solchen Ausspruch unterstellt werden, wenn Sie die Rechtmäßigkeit der Ansprüche bestreiten, die Frau Westford auf Grundlage Ihres Empfangscheines erhebt. Kommt diese Angelegenheit aber einmal erst vor Gericht, dann wird dieselbe wohl auch gründlich untersucht werden. Alles wird dann vor das Licht der Oeffentlichkeit treten, auch das, was in jener Sommernacht auf Wimington-Hall Geheimnißvolles geschah, wird offenbar werden, und dann — —

Jakob Danielson sprach die letzten Wort sehr laut.

„Ich werde diese Summe bezahlen!" rief Rupert Godwin, „aber man muß mir Zeit lassen."

„Nicht einen Tag, nicht eine Stunde! Ich weiß, wie Ihr Geschäft steht. Die zwanzigtausend Pfund müssen bezahlt sein, bevor diese Frauen Ihr Haus verlassen. Aber das ist nicht Alles. Sie werden auch, Herr Godwin, eine Erklärung unterzeichnen, in der Sie anerkennen, auf welche Weise Sie in den Besitz der Eigenthumsurkunde von Westford-Grange gekommen und wie —

„Das werde ich aber nicht thun," rief der Banquier trotzig und stürzte sich in einem Anfall von Raserei auf Danielson und packte ihn an der Kehle.

„Verfluchter!" schrie er. „Du ließest Dich von mir zahlen unter dem Vorgeben, mir zu dienen und jetzt verräthst Du mich, — aber ich werde!"

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Juristentag.

Das Schriftführeramt des deutschen Juristentages veröffentlicht das Programm desselben, welches diesmal ein besonders reichhaltiges ist. Danach findet der achte deutsche Juristentag am 26., 27. und 28. August d. Js. zu Heidelberg statt. Von den zur Verhandlung kommenden Fragen verdienen Folgende besonders hervorgehoben zu werden:

Gesetzgebungsfrage: Soll der Staat beziehungsweise die Gemeinde für Schäden und Nachtheile, welche die von ihnen angestellten Beamten durch vorsätzliche oder culpose Verletzung ihrer Dienstpflichten einem Dritten zufügen, überhaupt haften und bejahendenfalls in erster Reihe unbedingt oder nur subsidiär? Gutachten von Professor Dr. Bluntschli zu Heidelberg. Hof- und Gerichtsadvokat Dr. v. Kißling zu Linz. Referent: Justizrath Primker aus Berlin. Antrag des Privatdozenten Dr. Hilse: Der Juristentag wolle seine Ueberzeugung aussprechen: „daß vom juristischen Standpunkte die Zivilehe die einzig berechtigte Eheschließungsform und das Connubium zwischen Christen und Nichtchristen unbedenklich freizugeben ist." Gutachten von: Geheimer Justizrath Wasserschleben zu Gießen. Professor Dr. Emil Friedberg zu Freiburg im Breisgau. Referent: Professor Dr. Unger aus Wien. Gesetzgebungsfrage: „Ist unter die Vorschriften über die Ausbildung der Rechtspraktikanten eine obligatorische Beschäftigung bei den Verwaltungsbehörden aufzunehmen?" Gutachten von: Prof. Dr. Bekachel zu Freiburg, Ministerialrath Fäustle zu München, Referent: Rechtsanwalt Meyer zu Berlin. Anträge des Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Heinrich Jaques zu Wien: Der deutsche Juristentag spricht als seine Ueberzeugung aus: I. Zur Errichtung von Aktiengesellschaften und Kommanditgesellschaften auf Aktien soll es staatlicher Genehmigung nicht bedürfen. II. Die Gesetzgebung über Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften soll auf nachfolgenden Grundlagen

beruhen: 1) auf dem Grundsatze, daß es zur Errichtung einer Genossenschaft staatlicher Genehmigung nicht bedürfe, 2) auf dem Grundsatze obligatorischer Solidarhaftschaft der Genossenschaftsglieder. Referent: Prof. Dr. Goldschmidt aus Heidelberg. Gesetzgebungsfrage: „Ist es angemessen, die Einzelhaft in das Strafsystem aufzunehmen, und unter welchen Modalitäten?“ Gutachten von: Geh. Regierungsrath d'Alinge zu Zwickau. Strafanstalts-Direktor von Valentini zu Wartenburg. Prof. Dr. Wohlberg zu Wien. Referent: Ministerialrath Fäustle aus München. Gesetzgebungsfrage: „Ist die Wiederaufnahme des Strafverfahrens zu Gunsten des Verurtheilten schon in dem Falle als zulässig zu erachten, wenn nach der Verhandlung neue Thatsachen oder Beweismittel auftauchen, welche als geeignet erscheinen, in wesentlichen Punkten die Sachlage zu Gunsten des Verurtheilten zu ändern, oder soll diese Zulässigkeit von dem Vorhandensein bestimmt bezeichneter Verhältnisse, eventuell welcher abhängig gemacht werden?“ Referent: Rechtsanwalt Gotthelf aus Aschaffenburg. Antrag des Privatdozenten Dr. Hilse: „Der deutsche Juristentag wolle seine Ueberzeugung dahin aussprechen, daß, unabhängig von der Frage, wie weit die Zuständigkeit der Militärgerichtsbarkeit in Deutschland sich zu erstrecken habe, jedenfalls die unaufhaltbar nöthige und bereits angebahnte Einigung des Militärstrafverfahrens in Deutschland nur auf Grund eines Gesetzes wird geschehen dürfen, welches bei Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Unmittelbarkeit dem Richter freie Würdigung des Beweisergebnisses und dem Angeschuldigten unbeschränkte Vertheidigungsbefugniß überläßt.“ Gutachten von: Landgerichts-Rath Dr. v. Harrasowsky zu Wien. Stabsauditor Höß zu München. Rechtsanwalt Mellien zu Spremberg. Staatsanwalt Dr. Mittelstaedt zu Altona. Referent: Appellationsgerichtsrath Stenglein aus München. Gesetzgebungsfrage: „Fordert es die nothwendige Freiheit der Presse und genügt es der Rücksicht auf die öffentliche Sicherheit (vergl. die Beschlüsse des ersten deutschen Journalistentages), daß bei den mittelst der Presse verübten strafbaren Handlungen die allgemeinen Strafgesetze und Strafrechtsgrundsätze ausnahmslos zur Anwendung kommen? oder sollen in gewissen Hauptpunkten (event. in welchen?) Ausnahmen stattfinden, und welche Ausnahmen sind a) im Interesse der nothwendigen Freiheit der Presse erforderlich und zugleich ohne Nachtheil für die öffentliche Sicherheit zulässig? b) im Interesse der öffentlichen Sicherheit geboten?“ Gutachten von: Professor Dr. Glaser zu Wien. Professor Dr. John zu Göttingen. Referent: Professor Dr. Bekagbel aus Freiburg. Eine Anzahl anderer Fragen bezieht sich auf das Prozeßrecht, das Strafverfahren und die Verhältnisse der Advokatur.

Mannigfaltigkeiten.

[Tyroler Volksdenkmäler.] Wie in manchen andern Ländern, namentlich in Berggegenden, herrscht auch im südlichen Tyrol die Sitte, Unfälle, die sich auf offener Straße ereignen, durch den Pinsel zu verewigen und darunter den durch das betreffende Ereigniß inspirirten poetischen Erguß irgend Jemandes zu setzen, der sich nicht weigert, in dieser Weise seine Dichtung der Nachwelt überantwortet zu sehen. Das Versmaß ist zwar nicht immer ein vorwurfsfreies, aber was daran fehlt, wird durch die Naturwüchsigkeit des Gedankens in der Regel mehr als ersetzt. Nicht weit von Meran, rechts vom Wege durch das Passeier, findet man eine derartige Gedenktafel, die einen Mannskopf aufweist, der unter einem mächtigen Schneeberge hervorguckt. Links sieht man einen kleinen Tyroler sich eiligen Laufs entfernen, und darunter steht:

„Hier starb Martin Lausch.“
„Die Lawine traf ihn bald
Auf den Leib und macht ihn kalt.
Auch der Jörg, der war darunter,
Aber heut' noch ist gesund er.“

Jörg ist also wohl der im Hintergrunde verschwindende Bub, dessen Lauf allerdings von robuster Gesundheit zeugt, und hoffentlich erfreut er sich noch heut zu Tage des Heldenstücks, das ihn davon kommen ließ, während Martin elend zu Grunde ging. — Im Gebirge findet man sich einem an der glatten Felswand gemalten Bilde gegenüber, das soweit es Lebhaftigkeit der Farben, Schwung und Naturtreue der Zeichnung betrifft, als ein Meisterstück gelten kann. Ein etwas feuerfarbiger, großer Ochse, mit hochgehobenem Schweife und gesenkten Hörnern, scheint eben von dem polizeiwidrigen Gedanken erfaßt zu sein, besagte Hörner in den Leib einer kreideweißen Gestalt zu stoßen, die sich dicht an die Felswand zwängt, wahrscheinlich der identische Fleck, der durch dies Bild historisch gemacht wird. Der Ochs muß wohl erfolgreich gewesen sein in seinem Attentat, denn unter dem Bilde lesen wir folgende Inschrift:

„Durch einen Ochsenstoß
Kam in des Himmels Schoß.
Mußte ich euch gleich erblassen
Weib und Kind verlassen,
Kam ich doch zur ew'gen Ruh
Durch Dich, Du Rindvieh, Du.
† Caspar Werdli.“

Man schreibt aus Prag: Vor einem Richtersenate steht die Dienstmagd Anna Swoboda, ein kräftiges Frauenzimmer von brutalem Aussehen. Der Präsident hält ihr vor, daß sie im Mai am hellen Tage in der Langengasse die Absicht kundthat, einer bei einem

Kaufmanne als Köchin bedienstete Wittwe Vitriol in's Antlitz zu schütten, und daß bei ihrer Verhaftung auch das ätzende Gift in ihrem Besitze gefunden worden war. Die Angeklagte erwidert: Die Augen wollte ich ihr ausbrennen und will es heute noch. — Präs.: Warum wollten Sie das thun? — Angekl. (mit geballten Fäusten, schreiend): Warum, das weiß ich nicht, aber ich bin wüthend auf sie und will nicht, daß sie sehen soll. — Präs. (milde): Die Frau hat Ihnen nie etwas zuleide gethan, sie ernährt sich redlich, stand sogar mit Ihnen in freundschaftlichem Verkehr, sie dirnte ein halbes Jahr in einem Hause zugleich mit Ihnen, wie können Sie etwas so Grausames mit ihr vornehmen wollen! Sehen Sie das Fläschchen Vitriol, das Ihnen abgenommen wurde; hier ist es, es hätte hingereicht, die arme Unschuldige unter gräßlichen Martern zu verstümmeln, sie ihres Augenlichtes zu berauben. — Angekl. (gierig nach dem Fläschchen greifend): Geben Sie es her, ich muß es der Person jetzt im Augenblicke, wie sie da vor mir steht, in die Augen gießen. (Die Bedrohte flüchtet entsetzt in eine entfernte Ecke des Saales.) — Präs.: Fürchten Sie bei Ihrem entsetzlichen Vorhaben nicht die Strafe des Himmels, wie die der weltlichen Gerichte? — Angekl.: Es sündigen mehr Menschen als ich. Aber das Vitriol her und wenn der Galgen vor mir stünde, ich muß die Person blind machen! — Der Gerichtshof beschließt, die Sitzung aufzuheben und die Angeklagte behufs Prüfung ihres geistigen Zustandes den Gerichtsärzten zu übergeben.

Aus Wien, 8. Juli, wird berichtet: Zwei Frauen und zwei Fräulein „durchdrungen und geleitet von der Ueberzeugung, daß in unseren Tagen des Fortschritts und der Aufklärung das weibliche Geschlecht nicht zurückbleiben dürfte," fordern zum Beitritt zu einem Verein auf, der sich „die Hebung des weiblichen Geschlechts in geistiger und materieller Hinsicht" zum Zweck setzte. „Alle Klagen", sagt der Aufruf, „über Bevormundung und Zurücksetzung der Frauen werden schwinden, wenn diese sich selbst, ohne Unterschied des Standes und Ranges, zur gemeinschaftlichen Hülfe aufraffen, und durch die That ihre Begabung und ihr Recht beweisen."

In Buenos-Ayres war die Jahresfeier der Unabhängigkeits-Erklärung am 24. Mai von einem traurigen Unglücksfalle begleitet. Dem Programme der Festlichkeit gemäß stieg ein Luftschiffer in einem Ballon in die Höhe. Der Ballon, welcher sich bei vollständiger Windstille eine Zeit lang schwebend gehalten hatte, fiel beim Herabsinken in den Hafen. Eine Anzahl kleiner Dampfer eilten zur Rettung des Luftschiffers herbei, doch kam der Ballon unglücklicher Weise mit dem Schornstein eines Dampfers in Berührung und explodirte unter einem gewaltigen Knalle. Die Mannschaften sämmtlicher Schiffe wurden über Bord geschleudert, der Dampfer gerieth in Brand und erlitt argen Schaden. Acht Menschen büßten in Folge dieses Unglücks ihr Leben ein und fünfundzwanzig andere waren erheblich verletzt.

Interessant ist, wie die Zensur jetzt in Rußland gehandhabt wird und in welchen Händen sich dieselbe befindet. Seit Aufhebung der Leibeigenschaft hält man das Wort „Sklave" und „Sklaverei" nicht mehr für anwendbar, denn Sklaven sind nur noch die Neger in Westindien. In einem ganz harmlosen Artikel wurde unlängst ein Mann der „Sklave seiner Leidenschaften" genannt; das fand der gelehrte Zensor unzulässig und verbesserte es in „Neger seiner Leidenschaften!"

Der österreichische Hauptmann Pistotnik, der nach der „Oesterr.-Ung. Wehrzeitung" bereits 35 neue militärische Erfindungen zu Tag gefördert hat, darunter auch ein Hinterladungsgewehr, das zugleich als Feldkessel und Regenschirm benützt zu werden vermag, hat jetzt ein Velocipede hergestellt, das als Kriegstransportwagen für 10 Mann benutzt werden soll und zugleich noch eine Kugelspritze mit sich herumführt.

Auflösung der Charade in Nr. 150:

Wohl eine stolze Herrin war
Die „freie Stadt am Main,"
Und hatte Fug und Recht sogar
Recht stolz auf sich zu sein;
Allein in einer bösen Stund'
Erging Gewalt vor Recht:
Die Herrin ward zur Dienerin, und
Ein mancher Herr zum Knecht.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. D.

Geschichtskalender.

18. Juli	1260.	Schlacht auf dem Marchfelde bei Wien.
„	1793.	Charlotte Corday ersticht den Blutmenschen Marat im Bade.
„	1866.	Gefecht bei Laufach zwischen Preußen und Hessen.
„	1867.	Die eidgenössischen Schützen machen auf dem Rütli einen Besuch.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 160 Mittwoch, 14. Juli 1869.

Die Keller zu Wilmingdon-Hall.

(Fortsetzung.)

Allein der Banquier ließ von seinem Opfer los, denn die Thüre ging auf und einer seiner Commis sah, mit dem Ausdruck des Entsetzens in den Zügen, da man den Wortwechsel und die laute, schreiende Stimme des Banquiers bereits in dem Comptoir gehört hatte.

Rupert Godwin sank in seinen Armstuhl zurück; Danielson aber blieb ruhig vor ihm stehen, und blickte ihn kalt und verachtend an. Der Banquier suchte sich zu fassen und stammelte leise eine Entschuldigung; der Commis aber unter der Thür trat zurück, und machte unter entschuldigenden Worten wegen der Störung die Thüre hinter sich zu.

„Sie sehen, Herr Godwin," sagte Danielson, „daß sich Gewaltthaten hier nicht so leicht verbergen lassen, wie in den Kellern von Wilmingdon-Hall. Ich wiederhole Ihnen daher zu Ihrem eigenen Besten den Vorschlag: rufen Sie Ihren Kassierer und lassen Sie sofort die zwanzigtausend Pfund auszahlen."

Die Selbstüberwindung trotz verzehrender Wuth stand vielleicht nie auf einem menschlichen Antlitz mit so erschütternden Zügen ausgeprägt, wie in diesem Augenblick auf dem Antlitz des Banquiers. Er drückte auf eine Feder, die Glocke ertönte, und in demselben Momente wurde diesem Rufe auch schon Folge geleistet: Derselbe Commis, der schon früher an die Thüre gekommen war, erschien dort wieder.

„Den Kassierer!" rief Godwin befehlend.

Der Commis zog sich zurück und der Kassierer erschien.

„Sie haben gestern eine größere Summe an baar eingenommen?"

„Ja, Herr Godwin."

„Wie hoch beläuft sich diese?"

„Auf vierundzwanzigtausend dreihundert und zwanzig Pfund Sterling."

„Sie werden zwanzigtausend Pfund in Banknoten dieser Dame übergeben."

Der Banquier zeigte auf Frau Westford, welche der Kassierer zwar mit dem Ausdruck größter Verwunderung betrachtete, sich aber dann mit einer Verbeugung entfernte und bald darauf mit einem Packetchen Banknoten zurückkam.

„Hier sind zwanzig Noten zu fünfhundert Pfund und zehn Stück zu tausend Pfund," sagte der Kassierer, das Packet seinem Herrn überreichend.

„So und jetzt Ihren Depositenschein," wandte sich der Banquier an Danielson.

Der Commis reichte das längliche Stück Papier mit der einen Hand hin, während er mit der andern nach den Banknoten griff.

„Hier, Frau Westford, das Vermögen, welches Ihr Gatte im Lauf der Jahre durch harte Anstrengung erworben hat."

„Ich kann dieses Vermögen nicht annehmen," entgegnete Klara.

„Aber es gehört Ihnen."

„Es ist durch die Hände des Mörders meines Gatten gegangen. Ich kann es nicht annehmen, und, Herr Danielson, ich bedarf nicht so sehr des Geldes, als der Gerechtigkeit . . . der Strafe für den Mörder meines Gatten."

„Sie ist toll!" schrie Godwin in heiserem Tone. „Ich will nicht in meinem eigenen Hause durch eine tolle Frau und einen erbärmlichen Verräther beleidigt werden, ich . . . ."

Seine Hand griff nach der Glocke, wagte sie aber nicht zu berühren.

„Läuten Sie, Herr Rupert Godwin," rief der alte Commis, „läuten Sie, oder ich werde es thun."

Die knochigen Finger des Commis drückten auf die Feder, nicht ein Mal, sondern drei Mal, daß die Glocke durch das ganze Haus erschallte.

Im Augenblicke, als der Glocke Ton zum dritten Mal erklang, öffnete sich die Thüre weit und zwei starke Männer in einfacher Zivilitracht traten, gefolgt von einem Dritten in der Uniform eines Polizeisergeanten, in das Zimmer, wo sich die Beiden in bürgerlicher Kleidung an die Seite des Banquiers stellten, während der Sergeant die Thüre bewachte.

„Was soll das heißen?" rief der Banquier mit fast erstickter Stimme.

„Das bedeutet so viel, daß Sie verhaftet sind im Auftrage des Magistrats von Hertford, mitunterzeichnet ist der Magistrat von Middlesex, und daß Sie angeklagt sind des versuchten Meuchelmordes," erwiderte

Jakob Danielson. „Sie werden also Gerechtigkeit erlangen, Frau Westford", fügte er hinzu, aber nicht für einen an Ihrem Gatten vollführten Mord, denn er ist nicht ermordet worden und ist in eigener Person hier, um denjenigen, welcher den ernst genug gemeinten meuchlerischen Angriff auf ihn gemacht, selbst anzuklagen."

Während Danielson noch sprach, erschien der Kapitän auf der Thürschwelle und im gleichen Augenblick ag ihm unter einem Freudenschrei Klara Westford in den Armen.

Der Todtgeglaubte erschien wieder unter den Lebendigen. Harley Westford hatte sich seit jenem Tage, an welchem er in dem gleichen Raume in der ganzen Kraft stolzer Männlichkeit erschienen war, außerordentlich verändert. Ohne etwas zwar an seiner edlen Haltung eingebüßt zu haben, war doch sein Antlitz äußerst bleich, dunkle Ringe lagen um seine Augen, und in tiefen Falten hatte sich der Kummer auf seinen Wangen und um seinen Mund eingegraben. Aber als er seine Gattin gegen die Brust drückte, belebte sich sein Gesicht und er stand für einen Augenblick in der ganzen früheren Frische wieder da.

„Es ist nur ein Traum," rief Klara. „Es ist nur ein Traum. Mein Mann, mein vielgeliebter Mann; er ist's. Ja, ja, Du bist es; es ist Dein Arm, welcher mich umfaßt, und ich habe Dich als todt beweint. Ich habe Dich so lange beweint, mein Vielgeliebter. O, es ist zu viel der Freude!"

Diese Worte wurden unter einem Strom von Thränen gesprochen, oft von Schluchzen unterbrochen; auch Violette weinte am Halse ihres Vaters. Die Blicke des Kapitäns ruhten bald auf seiner Frau, bald auf seiner Tochter. Die unergründliche Tiefe seiner Liebe spiegelte sich in seinem Auge, aber er war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Von seinem Gefühl überwältigt, sank er endlich in einen Stuhl und Frau und Tochter knieten an seiner Seite nieder.

Rupert Godwin betrachtete sich diese Gruppe mit der Wuth eines überwundenen Teufels.

„Ich sagte es Ihnen schon, daß Sie an jenem Abend in Wilmingdon-Hall nur die Hälfte ihrer Unthat vollbracht hätten," rief der alte Commis triumphirend aus.

(Fortsetzung folgt.)

Eine glaubwürdige Erzählung aus dem Jägerleben.

„Glück muß der Jäger und Schütze haben," dies ist ein altes Sprichwort. Der alte Oberförster Maierhuber in Lügenfeld hat dies tausend Mal schon beim stärkenden Glase Wein Freunden und Jagdkollegen wiederholt und manchen Glücksschuß aus seinem vielbewegten Jägerleben mitgetheilt. So erzählte er unlängst seinen aufmerksamen Zuhörern:

„Es war im September des Jahres 1834, als ich eines Abends mit der Pürschbüchse nach dem mit Schilfrohr und Gras bewachsenen Teich in meinem Jagdrevier mich hinanschlich, um einem Kapitalhirsch, der gewöhnlich dort Abends zur Tränke ging, eins auf's Blatt zu brennen. Ich stand etwa eine Stunde; es wurde so dämmrig, daß ich das jenseitige Ufer des großen Teiches nicht mehr sehen konnte, der Hirsch kam nicht und ich stand gerade im Begriff, meine Büchse abzuspannen und heimzugehen, als plötzlich ein Trupp Stockenten mitten in den Teich einfiel. Mir that die Seele weh! kein Schrotgewehr bei mir zu haben; eine junge Ente ist ein delikater Braten! Ich kniete mich auf die Erde nieder und konnte in dieser Stellung etwas deutlicher über die Oberfläche des Wassers hinsehen. Die Enten tummelten sich lustig darauf herum, ich konnte endlich dem Drang nicht widerstehen, nahm die Büchse herauf, die vorderste Ente, etwa 200 Gänge von mir entfernt, voll auf's Korn und ließ fahren. Ich sah die Kugel über die spiegelglatte Fläche hinsausen, sie schlug etwas hoch ein — und ich hatte meine Ente flügellahm geschossen! Die anderen flogen rasch davon. Im Nu hatte ich meine Tretschuhe aus dem Ranzen geholt, angeschnallt, und lief der Ente über das Wasser nach bis zum jenseitigen Ufer, wo ich sie erreichte. Als ich ans Land trat, blieb ich wie versteinert stehen: mein Kapitalhirsch, der Sechszehnender, lag mausetodt am Boden, mitten durch den Kopf geschossen. Ich konnte mir dies nicht anders erklären, als daß derselbe gerade am Trinken war und meine Kugel, durch einen blinden Zufall geleitet, durch die Ente durch ihm in den Kopf fuhr. Er konnte den Knall kaum gehört haben. Als ich den Hirsch am Hinterlauf die steile Anhöhe hinaufschleifen wollte, stemmte sich etwas dagegen, was mich an meinem Vorhaben hinderte, ich visirte im Dunkeln und wer beschreibt mein Erstaunen, als ich unter dem Hirsch einen beinahe platt gedrückten Hasen hervorzog. Ich befühlte denselben durchaus, konnte jedoch keinen Tropfen Schweiß (Blut) an demselben finden, er war demnach nicht geschossen, sondern er muß sich dicht bei dem Hirsch genäßt haben, und als derselbe von meiner Kugel getroffen umfiel, erdrückte er den armen Kerl. Ich schlug die Hände über den Kopf zusammen über solch' wunderbaren Zufall, wie er ähnlich mir noch niemals im Leben passirt war, und siehe da: eine Schnepfe, ein prächtiger Eulenkopf, zappelte in meinen Händen. Sie war so recht gemüthlich über das Wasser gestrichen und mir in die Hände gerathen. Ja, ja, das war ein denkwürdiger Abend! Glück muß der Jäger haben! Mit diesen Worten schloß Maierhuber seine Erzählung. Die

Digitized by Google

Zuhörer klopften schweigend ihre Pfeifen aus, einer nach dem andern schlich davon und wünschte „geruhsame Nacht.“

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus München: Die Vorarbeiten für Errichtung des König Max-Denkmals und der Landesstiftung sind noch viel Mühe und Arbeit nunmehr zum Abschluß gelangt. Das Monument wird nach dem seinerzeit gewählten Plan des Hrn. Professors Zumbusch von diesem selbst in allen Theilen ausschließlich des Fundaments ausgeführt und schreitet dieser Künstler, nachdem er die Nebenfiguren im Großen bereits angelegt und theilweise ausgearbeitet hat, im kommenden Winter zur Modellirung der Hauptstaur des Königs selbst, während die Herstellung des Fundaments im Rondel der Maximiliansstraße schon im Herbste dieses Jahres in Angriff genommen werden soll. Für die Stiftung, deren Betrag noch nicht genau angegeben werden kann, ist die Konzession am 24. Mai d. Js. ertheilt und gleichzeitig Urkunde und Statut allerhöchst genehmigt worden. Sie wird den Namen „Maximiliansstiftung für kunstgewerbliche Ausbildung“ führen und als selbstständige Landesstiftung der Verwaltung der k. Unterrichts-Stiftungs-Administration hier unterstellt sein. Ihr Zweck ist, theils Schulstipendien à 200 fl., theils Reisestipendien à 400 fl. an Bayern zu gewähren, welche 1) eine der vom Staate errichteten Kunstgewerbeschulen frequentiren, 2) sich durch hervorragendes Talent, großen Fleiß und sittliches Wohlverhalten auszeichnen und 3) den Nachweis über die Unzulänglichkeit ihrer eigenen Mittel beizubringen vermögen. Das Vorschlagsrecht hierüber steht dem Lehrerkollegium jeder Kunstgewerbeschule zu, deren Direktorien die geprüften Bewerbungen dem kgl. Staatsministerium des Kultus vorzulegen haben.

[Eine flotte Aussteuer.] Die „New-Yorker Sun“ beschreibt die Ausstattung eine in Madison Ave, in New-York wohnenden jungen Dame, welche im Laufe dieses Monats ihre Hochzeit feiert. Wir hoffen, daß diese eingehende Beschreibung auch unsere Leserinnen interessiren wird, und bringen dieselbe deßhalb zum Abdruck: Unter den kostbaren Sachen sind zu erwähnen, ein Dutzend Taschentücher von Valenciennes Spitzen, von denen jedes die Kleinigkeit von 800 Doll. kostet. Das Brautkleid ist von weißem Atlas, darüber ein Spitzenüberwurf, der an den Seiten von großen Atlasborten und Orangenblüthen aufgerafft wird. Außerdem gehören zu der Ausstattung vierzehn verschiedene Roben von Seide und Atlas, sämmtlich, wie auch das Brautkleid, in Paris angekauft und aufs Verschwenderischste ausgestattet. Zu jedem Anzuge gehören besondere, mit den Farben des Anzugs korrespondirende Schuhe, Handschuhe und Fächer. Ferner sind zu erwähnen: 12 Paar Schuhe, 5 Dutzend Taschentücher, 6 Paar Pantoffeln, 6 runde Hüte, 4 Fagonhüte, 4 Sonnenschirme, 2 Spitzenshawls, 3 Spitzensonnenschirme, 2 indische Shawls, 12 Dutzend Paar Strümpfe, 28 Gesellschafts-, Haus- und Straßenanzüge, 5 Mäntel, 9 Jacken ꝛc. Mit den übrigen Artikeln, wie Unterröcken, Krinolinen ꝛc., könnte man mehrere Möbelwagen füllen. Auch die Anzüge für die sechs Brautjungfern sind aus Paris importirt und den jungen Mädchen zum Geschenk gemacht worden. Sie sind von weißer gerippter Seide mit weißem Tüllüberwurf, der an den Seiten durch Zweige von Theerosen aufgerafft ist. Besatz Valenciennes Spitzen. Der Vater der Braut hat dem Paar als Brautgeschenk ein prachtvolles Braunsteinhaus im Madison Ave gekauft und es auf's Luxuriöseste ausgestattet. Besonders geschmackvoll ist die Ausstattung des Schlafzimmers. Der Fußboden ist mit doppeltem Brüsseler Teppich belegt. Die Wände sind mit prachtvollen Gemälden und Statuen, die Scenen aus dem Leben der Götter Griechenlands darstellen, geschmückt, mattes Licht verbreitende Ampeln hängen von der Decke herab, parfümirte Gewässer einsendende Springbrunnen verbreiten eine entzückende Frische und herrliche Wohlgerüche. Die Kopfkissen enthalten reine Dunen; die Ueberzüge sind von weißer Seide. Das Bettgestell ist von getriebenem Silber und stellt den Wolkenwagen der Venus dar. Die lieblichste der Göttinen schwebt über demselben und verhüllt mit einem Spitzenschleier das Innere. Die Steuern für Haus und Mobilien sind von dem Vater der Braut auf ein Jahr vorausbezahlt.

Aus München, 10. Juli, schreibt man der „A. Abdztg.“: Die k. Residenz, in welcher seit einer langen Reihe von Jahren wenig und dann nur die allernothwendigsten Reparaturen und baulichen Veränderungen vorgenommen wurden, wird nun in würdigster Weise hergerichtet und zum Theile vollständig ausgebaut. Nicht nur, daß die Appartements im ersten und zweiten Stock des nordwestlichen Flügels, welche der regierende König bewohnt, auf's Prachtvollste und Reichste mit Malereien, Vergoldungen, Stickereien und dem kostbarsten Meublement ausgestattet worden, daß ferner die Kaiser-, Trier'schen und Päpstlichen Zimmer ganz in ihrer ursprünglichen Gestalt und ihrem ehemaligen Styl restaurirt worden sind, wird gegenwärtig auch noch in fast sämmtlichen Korridors die bisherige häßliche Kalkweiße durch Malerei ersetzt. Ferner wurde durch den Ausbau des Flügels gegen den Reitschulplatz und die Unterbringung der Hof- und Kabinetskasse und der Hofjagd-Intendanz dortselbst so viel Platz gewonnen, daß nun auch die Hofbau-Intendanz in der Reste

denz untergebracht werden kann und somit sämmtliche Hofstäbe, Intendanzen und sonstigen Hofstellen im Residenzbau vereinigt sind.

Abdul Aziz, der gegenwärtige Beherrscher der Gläubigen, liebt es, wie sein großer Vorgänger Harun al Raschid, verkleidet und ungekannt durch die Straßen Konstantinopels zu wandern und sich aus persönlicher Anschauung ein Urtheil über Zustände und Personen zu bilden. Eines Tages ging er in ein öffentliches Bad, ließ sich im Empfangszimmer mit den Anwesenden in ein politisches Gespräch ein und schimpfte gewaltig auf sich selbst. Ein Derwisch war darüber so entrüstet, daß er ihn einen „Jungtürken", einen Revolutionär schimpfte, einen Stock ergriff und ihn tüchtig durchprügelte. Am nächsten Tage ernannte der Sultan den Derwisch zum Gouverneur einer Stadt. „Derwisch," sagte er bei dieser Gelegenheit zu dem Bestürzten und zugleich Hocherfreuten, „bleibe brav, lehre die Menschen Tugend und Wahrheit, aber bediene Dich eines leichteren Stockes."

Eine romantische Geschichte ereignete sich zu Morpeth in Northumberland. In dem dortigen Arresthause hatte ein Jüngling, dem das Schicksal den poetischen Namen John Smith gegeben, wegen nächtlicher Ruhestörung auf einige Zeit Unterkunft gefunden. Der Gefangenwärter, der gleich vielen seiner Herren Kollegen in jahrelangem Dienste ergraut war, und gelernt hatte, des Menschen Herz auf seiner Stirn zu lesen, bemerkte, daß der junge Mensch von Tag zu Tag niedergeschlagener und einsilbiger wurde, obschon seine Freilassung näher und näher kam. Der Schließer freute sich daher, als sein unheimlicher Klient endlich aus seinem Schutze entlassen wurde. Er hielt die übliche Revision in der Zelle und sah, daß Nichts fehlte; als er aber in seine Wohnung kam, fehlte sein Töchterlein, das mit dem Gefangenen auf und davon gegangen war. Anderen Tages erhielt er die Nachricht, daß das Pärchen sich schon in Newcastle vor dem Altar die Hände zum ewigen Bunde gereicht hatte.

Wie aus Athen vom 3. ds. berichtet wird, gewinnen die vulkanischen Erscheinungen auf Santorin immer mehr an Umfang und Stärke. Die Ausbrüche des neugebildeten Kraters wiederholen sich alle 4 Minuten unter starkem unterirdischen Getöse, indem Dampf, Asche und Steine ausgeworfen werden. Der Krater gewinnt durch neue Erhebungen aus dem Meere täglich an Umfang. Das um den Vulkan befindliche Meerwasser, welches eine hohe Temperatur und eine gelbe Färbung besitzt, dient den Einwohnern von Santorin zu Heilbädern gegen rheumatische und andere chronische Leiden.

Nach amerikanischen Berichten ist eine unter Powells Führung ausgegangene Expedition in dem Wyoming-Gebiete zu Grunde gegangen und nur einer der Theilnehmer mit dem Leben davon gekommen. Die Unglücklichen schlugen mit dem Boote um, als sie über den Green River, den Hauptzufluß des Colorado, setzen wollten, und wurden von den Stromschnellen ergriffen. Der Ueberlebende hatte an einer höheren Stelle den Fluß überschritten und sah seine Gefährten untergehen; nach furchtbaren Mühsalen, die er auf der Wanderung durch die Einöden erduldete, erreichte er endlich wieder menschliche Wohnstätten.

Professor Bock in Leipzig macht den Vorschlag in allen Schulstuben Blattpflanzen aufzustellen. Diese könnten sich aus der großen Menge ausgeathmeter Kohlensäure eine hübsche Portion Kohlenstoff zu ihrem Gedeihen zu Gemüthe ziehen und dafür die Schüler reichlich mit Lebenslust bedenken. Von den Pflanzen, die sich zur Aufstellung in Schulstuben besonders eignen, seien zu empfehlen: Epheu, Gummibäume, Philodendron, Fächer- und Phönix-Palmen, Dracänen, Begonien u. s. w.

Charade.

(Zweisylbig.)

Dattel, Nüsse und Kastanien,
Dunkles Rohr vom edlen Spanien,
Bär und Kapuziner meist
Sind, was meine Erste heißt.

Blüthenkelche siehst du prangen,
Reich mit Diamantschmuck behangen,
Wenn zur Zweiten in das Thal
Dringt des Morgens erster Strahl.

Von der Schande Zorn erglühet,
Jede deutsche Brust es ziehet
Draus der stolze Jubel fort,
Nennt das Ganze einen Ort.

Geschichtskalender.

14. Juli	1789.	Erstürmung der Bastille in Paris.
„	1861.	Oskar Becker's Attentat auf den König von Preußen in Baden-Baden.
„	1866.	Gefecht bei Aschaffenburg.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 161 Donnerstag, 15. Juli 1869.

Die Keller zu Wilmingdon-Hall.

(Fortsetzung.)

Ueber Rupert Godwins Lippen drängte sich zwar ein dumpfes Stöhnen, aber kein Ausruf der Ueberraschung, keine Frage kam über dieselben. Der von ihm schon so lange mühsam aufrecht gehaltene Bau war über ihn so unerwartet, so plötzlich zusammengestürzt, daß es ihm ganz und gar unmöglich war, gegen den rächenden Schatten der Nemesis länger anzukämpfen. Für ihn blieb Nichts übrig, als in dumpfer Ergebung Alles über sich ergehen zu lassen. Das Gefühl der Reue war ihm fremd; ist doch Reue der Kummer, der Schmerz über das Unrecht, welches man einem Anderen zugefügt hat. Er aber bedauerte nur die schlimmen Folgen, die er sich selbst durch seine Handlungsweise zugezogen hatte.

Nachdem die erste Bestürzung, welche die Verhaftung des Banquiers auf dem eigenen Comptoir herbeigeführt hatte, vorüber war, trat eine tiefe Stille ein, welche zuerst von Jakob Danielson unterbrochen wurde, welcher sich mit folgenden Worten an den Banquier wandte:

„Als Sie Ihr Opfer in den Keller des nördlichen Flügels, von dem Sie glaubten, daß er sein Grab werden sollte, gestürzt hatten, hätten Sie sich auch die Mühe nehmen sollen, um sich zu überzeugen, ob der auch wirklich todt sei, den Sie zum Tode bestimmt hatten. Aber vielleicht verließ Sie im letzten Augenblick der Muth und Sie konnten nicht die nöthige Festigkeit finden, um bei der Leiche zu bleiben, bis deren letzter Herzschlag Sie vergewissert hatte, daß Derjenige wirklich todt sei, dessen Mund Sie für immer schweigsam machen wollten. Doch, wie dem auch sei, Sie ließen Ihr Werk unvollendet, und als ich nach Wilmingdon-Hall zurückgekommen war, fand ich noch Zeit genug, um das Leben des Mannes zu retten, den Sie zu opfern bestimmt hatten. Ich ahnte es gleich, daß Sie mich an diesem Abend aus irgend einem unheimlichen Beweggrund entfernen wollten und richtete es deßhalb so ein, daß ich den Zug versäumte; vorher hatte ich aber Ihren Diener fortgeschickt. Mir stand es deßhalb frei, in aller Eile nach dem Park zurückzukehren, ohne von Jemand bemerkt zu werden. Ich ging gerade auf das Haus zu. Der Weg aber, den ich eingeschlagen, führte mich zum nördlichen Flügel. Durch eines der Fenster dieses verlassenen Gebäudes bemerkte ich ein Licht hinter den Spalten eines Ladens. So schwerfällig und dicht diese Fensterladen auch sind, so sind sie doch nicht dicht genug, um das Geheimniß zu verbergen, das Sie dem Auge der Welt entziehen wollten. Ich schlich mich, in der Absicht, durch die Spalte des Ladens das, was dahinter vorging, zu belauschen, leise an das Fenster, fand aber den Platz schon besetzt. Ein alter Mann, ein Gärtner, stand an dem Fenster und sah in das Zimmer. Sobald ich seiner gewahr wurde, entfernte ich mich mit der gleichen Vorsicht, mit der ich gekommen war, und richtete meine Schritte nach dem bewohnten Theile des Schlosses. Ich trat in den Speisesaal. Nicht fünf Minuten hatte ich dort gesessen, als Sie eintraten. Ungeachtet aller Herrschaft, die Sie über sich besitzen, verriethen mir doch Ihre Züge und Geberden, daß irgend etwas Furchtbares dort in den Kellern des nördlichen Flügels geschehen sein mußte. Sobald Sie mich verlassen hatten, begab ich mich wieder an das Fenster, durch welches ich das Licht schimmern gesehen hatte. Ich fand den alten Gärtner bewußtlos auf dem Boden liegen. Ich kniete an seiner Seite nieder und erkannte, daß er in Ohnmacht gefallen sei. Von diesem Augenblicke an, hatte ich die feste Ueberzeugung, daß ein furchtbares Verbrechen in jenem unterirdischen Raume begangen und der Zeuge dieser Missethat in Folge des Schreckens, welchen ihm diese eingeflößt, ohnmächtig geworden sei. Ich sah wieder in den Raum, vermochte aber nichts zu sehen, da die Finsterniß undurchdringlich war. Da aber erinnerte ich mich, bei einem meiner früheren Besuche in Wilmingdon-Hall von einem geheimen Gange gehört zu haben, der nach den Kellern des nördlichen Flügels führe und durch eine Treppe mit einer Grotte des Garten in Verbindung stehe. Ich beschloß, diesen Weg aufzusuchen, und dem Verbrechen wo möglich auf die Spur zu kommen. Ich kehrte wieder nach dem Hause zurück und auf dem Wege begegnete ich der Beschließerin und einer Magd, welche sich offenbar vor mir entsetzten. In dem Bedientenzimmer verschaffte ich mir unter dem Vorwand, meine Börse suchen zu wollen, welche ich bei dem Gange durch den Park verloren, eine Blendlaterne, und schritt

mit dieser versehen, der Grotte zu, von welcher aus ich in die unterirdischen Räume eindrang und bald bis an die Treppe des Kellers gelangte, welche nach den obern Räumen führte. Ich gedachte von hier aus noch weiter vorzudringen, aber es war nicht nöthig, denn am Fuße der Treppe fand ich den anscheinend leblosen Körper Harley Westford's. Ich riß seine Weste auf, welche von Blut triefte..... als ich meine Hand auf die Brust des Kapitäns legte, überzeugte mich ein leises Zittern und das schwache Schlagen des Herzens, daß noch Leben in ihm sei, und daß der Mörder seine Absicht nicht vollständig erreicht habe. Ich verband die Wunde mit einem wollenen Shawl, den ich gewöhnlich um den Hals trug; dann machte ich mit Hülfe des Strohs, das sich in einer Ecke befand, eine Art Lagerstätte zurecht und legte den Verwundeten darauf. Sobald dies geschehen war, eilte ich in den Garten zurück und von da in das Haus, woselbst ich mich, anscheinend in der Absicht zu Bette zu gehen, auf mein Zimmer führen ließ. Aber sobald Alles im Hause schlief, oder vielmehr, sobald völlige Stille in demselben eingetreten war — denn Einer wenigstens konnte diese Nacht nicht schlafen — schlich ich vorsichtig und geräuschlos wieder aus meinem Zimmer und begab mich nach einem benachbarten Wirthshaus, in dem ich bekannt war. Dort miethete ich, angeblich, weil ich den Zug versäumt, Wagen und Pferd, um, wie ich sagte, noch während der Nacht nach London zu fahren, da ich daselbst des andern Morgens eine wichtige Unterredung habe, die ich nicht versäumen dürfe. Mit diesem Gespann kehrte ich in den Park zurück und befestigte das Pferd in der Nähe des Einganges zur Grotte. Aber der schwerste Theil meiner Aufgabe war noch zu lösen. Allein und ohne Hülfe schleppte ich den Kapitän aus dem Kellerwinkel, wo ich ihn bewußtlos liegen gelassen hatte, bis auf den Wagen. Es glückte mir, den fast leblosen Körper, langsam, im Schritte fahrend, bis an ein Haus zu bringen, in welchem ich aus früherer Zeit bekannt war und ich sicher hoffen durfte, leicht Unterkunft für meinen armen Verwundeten zu finden. Dieses Haus wurde die „Einsiedelei" genannt; eine Privat-Irrenanstalt, deren Eigenthümer, wie mir bekannt war, sich durch eine lange Reihenfolge von ehrenrührigen und verdächtigen Handlungen emporgebracht hatte. Dort, wußte ich, würde man nur eine Frage an mich stellen: ob ich in der Lage sei, die Verpflegungskosten für den Verwundeten zu bezahlen. Wenn ich diese Frage genügend beantworten konnte, so war Alles in Ordnung. An dem Thore der Einsiedelei zog ich die Glocke, ein Diener öffnete mir und ich wurde von Doktor Snaffley empfangen. Ich sagte ihm, daß die Person, welche ich ihm überbrächte, einer meiner Verwandten sei, der sich in einem Anfalle von Wahnsinn selber habe ermorden wollen, und ersuchte ihn, den Unglücklichen mit der größten Sorgfalt zu behandeln. Ich erklärte mich übrigens, um schnell zum Ziele zu kommen, zu reichlicher Zahlung bereit. Das genügte. Doktor Snaffley untersuchte zwar den Verwundeten, belästigte mich aber mit keiner einzigen zudringlichen Frage, ja, er machte nicht einmal die Bemerkung, daß sich für gewöhnlich ein Selbstmörder nicht den Dolch rückwärts in den Leib stoße.

Sie werden sich, Frau Westford, gewiß fragen, warum ich so handelte, warum ich den Mörder nicht anzeigte und Harley Westford seiner ihn so sehr liebenden Frau und Kindern zurückgab?

(Schluß folgt.)

Das Monstre-Musikfest in Boston (Ver. Staaten) am 15., 16., 17., 18. und 19. Juni.

Boston, 20. Juni 1869.

Noch klingt und singt, sauft und braust es mir in den Ohren, obgleich der fünftägige Spektakel des sogenannten National-Friedensjubiläums schon gestern endigte mit Chorgesang und gymnastischen Uebungen von zehntausend Schulkindern. Es war eine Ton-Sündfluth, in deren wilden Wassern die höhere Kunst und der gute Geschmack rettungslos untergingen — der kolossalste musikalische Humbug seit Erschaffung der Welt!

Die hölzerne Festhalle, der man den Namen Colliseum gegeben, 500 Fuß lang, 300 breit, 100 hoch, faßte 50,000 Personen. Am zweiten und dritten Festtage war sie vollständig gefüllt. Man merkte dem Gebäude an, daß in Amerika wenig auf Schönheit der Form, mehr auf praktische Einrichtung gesehen wird. Draperie und Fahnen (worunter mir eine schwarz-roth-goldene auffiel), Friedens-Embleme und Friedenssprüche schmückten das Innere.

Bei den Konzerten wirkten mit: Die ersten 4 Tage ein Heer von 10,000 Sängern und Sängerinnen, das große Chor; am letzten Tage 10,000 Schulkinder; ein Orchester von 1000 Musikanten, Ole Bull als erster Geiger; Militärbanden, Trommelkorps, eine Riesenorgel, eine Riesenpauke, 100 Mann von der Feuerwehr, ein Dutzend Kanonen, welche vor der Festhalle aufgestellt waren zum Knall-Effekt, sämmtliche Stadtglocken und zwei in Deutschland unbekannte Solosängerinnen Mme. Parepa-Rosa und Miß Adelaide Phillipps.

Das Programm zeigte mit verhältnißmäßig wenigen Ausnahmen alte, leichte Vokal- und Instrumental-Wiegen, Kirchen- und National-Lieder, welche absichtlich so gewählt worden waren, um das Ensemble zu erleichtern. Dennoch schwankten die Chöre, öfter besonders im Mozart'schen Gloria und dem Händel'schen Halleluja, manchmal lief die Orgel dem Chor um

einem halben Takt voraus; Orchestermitglieder sprangen dann und wann aus Reih und Glied, bliesen oder geigten falsch, aber die meisten Zuhörer merkten weder Fehler noch Mängel und ließen sich seelenvergnügt von den hochgehenden Tonwellen fortschaukeln.

Wirklichen Eindruck machte auf mich nur Luther's „Eine feste Burg" mit vollem Chor, Orgel und Orchesterbegleitung und der „einhundertste Psalm", dessen letzten Vers das Auditorium mitsang. 50 Trompeter bliesen das Solo in der Ouverture zu „Fra Diavolo", das „Ave Maria" von Gounod, vorgetragen von Mme. Parepa-Rosa, begleiteten nicht weniger als 200 Violinen. Die Produktionen trugen den krassesten „Sensations"-Charakter. Das große, musikalisch ungebildete Publikum applaudirte über die lärmendsten und werthlosesten Stücke am lebhaftesten, wie den Zigeunerchor aus Verdi's „Trovatore", zu welchem von hiesigen Feuerwehrmännern 100 Ambosse geschlagen wurden, während Kanonendonner und Glockengeläute am Schluß einfiel. Dieser arge Schwindel wurde die drei ersten Festtage produzirt und auf allgemeines, stürmisches Verlangen jedesmal wiederholt. Beim vierten „klassischen" Konzert langweilte sich das Publikum unendlich bei einer Beethoven'schen Symphonie, verlor die Geduld und schrie sich heiser nach dem beliebten Ambos-Chor, der jedoch nicht gegeben werden konnte weil die Feuerwehr mit den Ambossen fehlte. Derartige einzelne Vorgänge kennzeichnen das Ganze.

Der Menge mangelte jede musikalische Bildung, die wir überall in Deutschland finden. In den Volksschulen auf dem Lande existirt noch kein Singunterricht. Dagegen ist es in den größeren Städten Modesache, „musikalisch" zu sein, und in der Metropole von Massachusetts geschieht wirklich viel aus ächtem Kunstsinn.

Das Fest mag vielleicht anregend auf die Landbevölkerung wirken.

Was die Politik damit zu schaffen haben sollte, geht über europäische Begriffe.

Bostoner Spekulanten (welche bei Unkosten von einer halben Million Gulden ein gutes Geschäft gemacht) wählten den hochtönenden Titel „Friedensjubiläum" — zur Reclame! — Nirgends eine Spur von einem Nationalfeste. Die Mitwirkenden wie die Zuhörer gehörten in immenser Mehrheit Massachusetts an und den benachbarten Neu-England-Staaten. New-York hielt sich dem Unternehmen auffallend fremd. Vom Süden kam Niemand.

Der politische Humbug scheint schlimmer wie der musikalische.

Noch sind die geschlagenen Wunden nicht vernarbt. Die lebende Generation im Süden vergißt nicht und vergibt das Geschehene nicht, und selbst die Kinder werden die Züchtiger ihrer Väter nicht aufrichtig umarmen. Die gegenwärtigen finanziellen und sonstigen Verhältnisse im Norden passen keineswegs zum Jubiliren. Fern, sehr fern dünkt mich der Versöhnungstag der zwei Parteien in Amerika wie in Deutschland. Nord und Süd werden sich lange Jahre schroff gegenüberstehen. In diesem Jahrhundert hat kein National-Friedens-Jubiläum, gleichviel, ob in Washington oder Berlin, Aussicht auf wirklichen, guten Erfolg.

Man wußte den Präsidenten der Vereinigten Staaten zu bewegen, das Konzert am zweiten Festtage durch seine Gegenwart zu beehren. Er soll sich dabei stark enuyirt haben.

General Grant erschien im Colliseum wie ein schlichter Bürgersmann, im einfachen Zivilanzug, ohne Abzeichen. Die Menge, das souveräne Volk, empfing ihn mit großem Jubel. Der General stieg auf das für ihn reservirte Sopha, um sich allen Mitbürgern zu zeigen, und als er von dort aus nicht Allen sichtbar war, begab er sich auf den Platz des Orchester-Dirigenten und dankte nach allen Seiten für den überaus warmen Empfang.

Ehe der Präsident nach dem Colliseum fuhr, besuchte er das State-House (Regierungsgebäude). Durch die Güte des Staats-Sekretärs Mr. Oliver Warner wurde ich in das Zimmer des Staats-Gouverneurs zugelassen und hatte bei dieser Gelegenheit die unerwartete Ehre, dem Präsidenten förmlich vorgestellt zu werden. Als ich, dem alten republikanischen Gebrauch gemäß, seine Hand tüchtig schüttelte, erlaubte ich mir die Bemerkung, daß ich einer der Millionen Bewunderer sei, die er und die Republik in Deutschland habe.

Ein leichtes, freundliches Lächeln überflog seine sonst etwas düsteren Züge. Er sprach überhaupt sehr wenig, nur mit dem Gouverneur wechselte er einige Worte beim Eintritt in den Saal. Im Senat und in der Repräsentantenkammer antwortete er auf die an ihn gerichteten Begrüßungsreden durch eine Verbeugung. General Grant ist kein Schwätzer und Phrasendrechsler, sondern ein ehrlicher Mann der That. Sein schlichter Ausspruch, daß die amerikanische Staatsschuld von 2500 Millionen Dollars in Gold bezahlt werden soll, gefiel seiner Zeit in Frankfurt und anderwärts mehr wie die geistreichsten oratorischen Floskeln. Wenn deutsche Staatsleiter nur weniger *schwatzen* und mehr *thun* wollten!

Eine Parade von einigen Tausend weißen und schwarzen Soldaten vor dem Konzert und nachher ein von den städtischen Behörden veranstaltetes Festessen verdienen keine nähere Beschreibung. Der Präsident reiste an demselben Abend weiter.

In einer kurzen Unterhaltung mit Gouverneur Claflin beglückwünschte ich ihn wegen der intellektuellen und materiellen Blüthe des Staates Massachusetts. „Der Grund unseres glücklichen Gemeinwesens", erwiderte Mr. Claflin, „ist im Self-Government (Selbstregieren) zu suchen. Wir regieren uns selbst und die Staaten der alten Welt müssen sich dieses einzig wahre Prinzip des Volksglücks verschaffen, entweder auf legalem Wege oder durch Revolution!"

Digitized by Google

Der dritte Festtag fiel auf den 95. Jahrestag der Schlacht bei Bunkerhill, in der Nähe von Boston. Dieser Stadt-Feiertag lockte natürlich enorme Volksmassen in das Coliseum. An den Kassen waren schon am Morgen keine Billets mehr zu kaufen und statt 2, 3 und 5 Dollars mußten viele die doppelten, ja dreifachen Preise zahlen. Auf dem Ball im Coliseum am 17. war die Gesellschaft ächt republikanisch gemischt. Reich und Arm, Alt und Jung, Beamte und Dienstboten, wer nur 5 Dollars Entree bezahlen konnte, tanzte bis zum frühen Morgen in großer, kleiner oder in keiner Toilette, ohne oder mit Handschuhen, in Schuhen oder in Stiefeln, gewichst oder ungewichst. Drei Orchester spielten abwechselnd auf. Schöne, elegante Damen schienen wenig zugegen, viele häßliche und einige leichte.

Am vierten Festtage befand sich Mr. George Peabody, der berühmte General-Wohlthäter, unter den Ehrengästen im Coliseum. Der Bürgermeister (Mayor) stellte den Allerweltsfreund als solchen der Versammlung vor, was wider starke Aehnlichkeit mit Humbug hatte, und alle klatschten Beifall.

Freitag Abend und Samstag Morgen eilten die meisten fremden Chormitglieder und Gäste nach ihrer Heimath zurück, so daß das gestrige Schulkonzert der Schuljugend schwach besucht war.

Das Getümmel verlief sich bereits. Die Straßen sind heute sonntäglich stille. Nach verflogenem Festrausche wird die alte Puritanerstadt morgen wieder das solide, nüchterne Alltagsgesicht zeigen. B. Barry.

Mannigfaltigkeiten.

[Die Sonnenblume] wird in einem beachtenswerthen Artikel der „Allg. Mediz. Zeatr.-Ztg." als vom größten Einfluß für Verbesserung der Luft zu umfangreicherem Anbau, namentlich an Gräben und Wällen, empfohlen. Es heißt da u. A.: Die in Festungen herrschenden Fieberepidemien werden durch das Miasma unterhalten, das sich in den die Festungen umgebenden Wassergräben aus den faulig gewordenen Pflanzentheilen und Resten niedriger Wasserthiere entwickelt, wenn diese von der Sonne erhitzt und nach eingetretener Fäulniß zur Verdunstung gebracht sind. Diese Fäulniß zu verhüten, empfiehlt Dr. W. Valentin, Arzt in Frankfurt a. M. (Mitth. Wochenbl. Nr. 99, 1863) die Festungsgräben alle 2—3 Jahre von allen Wasserpflanzen zu reinigen, alsdann aber dieselben wieder mit Wasser zu füllen, damit Luft und Sonne von den etwa doch noch am Boden sich befindenden, zur Fäulniß geneigten Pflanzen- und Thierreste abgehalten werden. Eine andere Luftreinigung erhalten wir durch den Anbau solcher Pflanzen, welche die Luft in hohem Grad verbessern, indem sie eine große Masse schädlicher feuchter Dünste einsaugen und dafür der Atmosphäre eine große Quantität Sauerstoff mittheilen. Diese Eigenschaften finden wir in hohem Grade vereinigt bei unserer gemeinen Sonnenblume. Sie hat sich bereits vor einigen Jahren in Nordamerika trefflich bewährt. Man schuf dort durch ihren Bau in Washington und Philadelphia Stadttheile, die früher wegen der beständig in ihnen herrschenden Fieber unbewohnbar waren, in gesunde, fieberfreie Wohnplätze um. Die Pflanze ist sehr ergiebig, wächst sehr schnell und üppig, erreicht eine Höhe von 4 — 6 Fuß und kommt fast in jedem Boden und Klima fort. Ihre großen saftigen Blätter bilden ein gutes Viehfutter, die Stengel liefern Salpeter und Pottasche, können auch als Brennmaterial dienen, und die Samen ein vortreffliches, zartes Oel, welches dem Mohnöle sehr nahe kommt und zu Brenn- und Speiseöl verwendet wird. Wenn man diese Pflanze in Masse oder in einzelnen Gruppen in der nächsten Umgebung der Festungsgräben, also oben auf den Wällen und auf dem Glacis anpflanzte, so würde sie die aus denselben aufsteigenden Dünste absorbiren und dafür reinen Sauerstoff aushauchen, somit die Luft in hohem Grade verbessern. Bei bedeutendem Anbau würde sie namentlich durch ihren Reichthum an Oel (die Samen enthalten gegen 40 Prozent Oel) gewiß einträglicher und nützlicher sein, als das aus den Festungsgräben zu entfernende Schilfrohr. Auch würde durch ihren Anbau der Sicherheit der Festung kein Eintrag geschehen, indem die Pflanze nach Belieben leicht gepflanzt und schnell abgemäht oder abgeschnitten werden kann.

Abbe Liszt, der sich zur ersten Aufführung von Richard Wagners „Rheingold" nach München begibt, soll nach dem „Paris" ein Oratorium „Christus" beendigt haben, welches, der Mittheilung dieses Blattes zufolge, das Aeußerste wäre, was in der „destruktiven Musik" bisher geleistet wurde.

[Wieliczka ist gerettet.] In Wieliczka steht nunmehr das Wasser noch 10 Zoll über dem Horizonte „Haus Oesterreich" und 20 Klafter 2 Fuß und 4½ Zoll über dem Grunde des Bergwerkes. Nun kann man bereits mit Sicherheit annehmen, daß für das Bergwerk selbst, sogar für dessen unterste Theile, nichts mehr zu fürchten sei.

Geschichtskalender.

15. Juli 622. Einführung der Hedschra, d. i. mohamedanischen Zeitrechnung.
„ 1762. Katharina II. von Rußland läßt ihren Mann Peter III. im Gefängniß ermorden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 162 Freitag, 16. Juli 1869.

Der Linzer Bischofs-Prozeß.

Linz 12. Juli.

Unsere kleine und sonst so stille Stadt war heute der Schauplatz eines bedeutungsvollen Ereignisses. Geschworne, Männer aus dem Volke, sind über den Linzer Kirchenfürsten zu Gericht gesessen und haben gegen ihn entschieden. Man kann im Augenblicke kaum recht noch die Tragweite eines solchen Wahrspruches ermessen, aber das Eine läßt sich wohl sagen, daß der Urtheilsspruch nur um so entscheidender und gewichtiger ist, als er nicht von ernannten Richtern, sondern von ehrenwerthen Bürgern, die das Loos ohne Rücksicht auf Partei und Glauben zusammengeführt, gefällt worden. Im Palais des Bischofs, wo man mit seltener Zuversicht ein „Nichtschuldig" erwartete, wird die Entscheidung unzweifelhaft große Betrübniß hervorrufen, liegt doch in derselben die unzweideutige Verdammniß einer Politik, bei der man sich sonst so gern auf die Meinung und Stimmung des Volkes berief. Die Verhandlung, die mit großer Gründlichkeit und würdigem Ernst geführt wurde, dauerte mit geringen Unterbrechungen von 9 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends. Der Zuschauerraum war dicht gefüllt, in den ersten Bänken saßen die Honoratioren der Stadt, der rückwärtige Raum war für das große Publikum geöffnet. Unter demselben bemerkte man viele Leute vom Lande, die Interesse oder Neugier hiehergeführt hatte, die aber niemals auffallend Partei ergriffen und sich ruhig verhielten. Die ausgeloosten Geschwornen waren folgenden Standes: 1 Posamentierermeister, 2 Kaufleute, 1 Gymnasialprofessor, 1 Advokaturkonzipient, 4 Hausbesitzer, 1 Apotheker, 1 Optiker, 1 Weißgerber. Vor dem Gerichtstische stand ein Fauteuil, das für den Angeklagten vorbereitet wurde. Er hatte es vorgezogen, keinen Gebrauch davon zu machen. Trotzdem beantragte der Staatsanwalt, mit der Verhandlung auch in Abwesenheit des Bischofs zu beginnen. Zu der Anzeige des Bischofs, daß er nicht erscheinen könne, weil er vom kirchlichen Standpunkte die Kompetenz des Gerichtshofs nicht anerkenne, und weil es ihm auch untersagt worden, bemerkt der Staatsanwalt: „Nun dieser letztere Grund ist allerdings kein stichhaltiger für einen österreichischen Staatsbürger." Es wird nun die Verhandlung fortgesetzt, und zunächst die Anklageschrift verlesen. Diese lautet:

„Der hochwürdigste Herr Bischof von Linz, Franz Joseph Rudigier, hat am 7. September v. Js. an alle Gläubigen seines Bisthums einen Hirtenbrief, betreffend die österreichischen Staatsgesetze über die Ehe, Schule und die interkonfessionellen Verhältnisse der Staatsbürger, erlassen und dem hierortigen Buchdrucker Hermann Danner zur Drucklegung übermittelt.

Es wurde eine Auflage von 5200 Exemplaren bestellt, und dem Hirtenschreiben ist die Anmerkung beigefügt, daß dasselbe den Gläubigen am ersten Sonntage nach dem Eintreffen oder nach Belieben der Herren Seelsorger auch an zwei Sonntagen, an jedem nämlich eine Hälfte, von der Kanzel vorzulesen und mit den etwa nothwendigen Erläuterungen zu begleiten sei.

Die gedruckten Pflichtexemplare dieses Hirtenschreibens wurden bei der hierortigen Staatspolizeibehörde und bei der Staatsanwaltschaft am Samstag den 12. September v. Js., dem Tage der Eröffnung des hierortigen Volksfestes, abgegeben, worauf von der Staatspolizeibehörde, nach gepflogener Einvernehmung mit der Staatsanwaltschaft, die ganze, bis dahin 1000 Exemplare betragende Auflage des Hirtenbriefes mit Beschlag belegt wurde, weil in dem Inhalte des Hirtenbriefes der Thatbestand des Verbrechens der Störung der öffentlichen Ruhe nach § 65 des Str.-G.-B. erkannt worden ist.

Der Hirtenbrief beginnt mit dem Satze, daß noch nie die Schlange, das ist der böse Geist, der Lügner von Anbeginn und der Vater der Lüge, eine solche Schlauheit entwickelt habe, wie in unseren Tagen, um die Gläubigen der christlichen Wahrheit zu entfremden und sie zu den verderblichsten Irrthümern zu verleiten. Nach dieser einleitenden Bemerkung wird gesagt: „Vorzüglich sind es seit Monaten die österreichischen Staatsgesetze vom 25. Mai 1868, an welchen die Lüge ihre ganze Kraft erprobt."

„Es ist nicht auszusprechen, wie viel Irriges in dieser Hinsicht bereits von Einzelnen und von Versammlungen in Wort und Schrift, namentlich in den Tagesblättern, behauptet und wie vieler Menschen Sinn durch solche Behauptungen bereits jämmerlich verderbt wurde. So will ich euch denn über diese Gesetze die Wahrheit sagen. Ich will zu diesem Ende die folgenden zwei Fragen beantworten: 1) Welches ist der Inhalt jener

Gesetze? 2) Wie haben katholische Christen in Betreff derselben zu denken und zu handeln?"

Zur Beantwortung der ersten Frage werden nun die erwähnten Staatsgesetze mit den Bestimmungen des Konkordates verglichen, und es wird dabei in Beziehung auf das Schulgesetz vom 25. Mai 1868 gesagt: „Se. Majestät hatten sich verpflichtet, den Diözesan-Schuloberaufseher aus den vom Bischofe vorgeschlagenen Männern zu ernennen;" und „bei Gelegenheit des Konkordats-Abschlusses erhielt der Heilige Stuhl von der österreichischen Regierung das Versprechen, daß die bestehenden Gesetze in Betreff der religiösen Kinder-Erziehung in ihrer Geltung verbleiben werden."

Zur Beantwortung der zweiten Frage werden einige Grundsätze angegeben, nach denen die Christgläubigen ihr Denken und Handeln in Betreff der Gesetze vom 25. Mai 1868 einrichten sollen. Der erste Glaubenssatz lautet: „Das Konkordat bleibt vor Gott und dem Gewissen in allen seinen Theilen in voller Kraft;" und wird dann gesagt: „Das Konkordat ist ein zweiseitig verbindlicher Vertrag, und ein solcher kann einseitig nicht aufgehoben werden. Versprechen macht Hallen — ein Mann ein Wort; es ist merkwürdig, mit was für Gründen man den Konkordatsbruch rechtfertigen will; man beruft sich auf die Staatsgrundgesetze, deren Ausfluß sie seien, aber die Staatsgrundgesetze sind nicht etwas vom Himmel Gefallenes, sondern Menschenwerk, welches nach der höchsten Norm, dem Gesetze Gottes, zu beurtheilen ist. Man beruft sich auf die in Oesterreich eingetretene Verfassungs-Aenderung; aber der Kaiser konnte den von ihm berufenen Theilnehmern an der Gesetzgebungsgewalt keine andere Macht ertheilen, als er selbst hatte. Alle Gründe, die zur Rechtfertigung des Konkordatsbruches angeführt werden, dienen in der Wirklichkeit nur zur Verstärkung des Beweises, daß der Bruch sich nicht rechtfertigen lasse; hinter allen diesen Reden steckt eigentlich der Gedanke: die Kirche hat überhaupt kein Recht, auch kein Recht nur zu existiren, aber man wagt nicht, solches geradezu auszusprechen."

Bei dem zweiten Grundsatze: „Die göttlichen Wahrheiten und Gesetze bleiben ohne Ausnahme in Kraft," wird gesagt: „Jedes menschliche Gesetz bekommt seine innere Sanktion oder Weihe nur dadurch, daß es der Ausdruck des göttlichen Willens ist; es ist als solcher anzuerkennen, so lange der Widerspruch mit demselben nicht offen vorliegt; wo aber solcher offen vorliegt, entbehret es der bindenden Kraft und kommt die apostolische Regel in Anwendung: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen."

Dem dritten Grundsatze: „Auch die Lehren der Kirche, die nicht geradezu Glaubenslehren sind, und die Gesetze der Kirche bleiben in voller Kraft", wird die Belehrung beigefügt: „Die sogenannte Zivilehe ist schon wegen des Hindernisses der Heimlichkeit, weil sie nämlich nicht vor dem Pfarrer eingegangen wird, ungiltig, also keine Ehe und ein pures Konkubinat (wilde Ehe), daher ein ganz unsittliches Verhältniß und, wie der Heilige Vater in der gedachten Allokution sagt, ein ganz verwerfliches. Ein solches Konkubinat ist um so verwerflicher, als es sich mit dem ehrwürdigen Namen der Ehe zu brüsten wagt. Möge daher kein Christgläubiger je eine Zivilehe eingehen! Die Zivilehe ist etwas so Abscheuliches und die in ihr Lebenden sind öffentliche Sünder in einem solchen Grade, daß ihr, wenn sie vorkommen sollte, mit kirchlichen Strafen entgegengetreten werden müßte."

Dann wird bezüglich der Friedhöfe gesagt: „Zu den kirchlichen Gesetzen, die hier in Betracht kommen, gehört auch jenes, kraft dessen der Kirche das Recht, über den katholischen Friedhof zu verfügen, zukommt. Der Friedhof ist ja eine von ihr geweihte Stätte für die Leichname ihrer Gläubigen, welche da der Auferstehung harren. Daher hat nur sie zu bestimmen, wer und von wem dort zu begraben sei. Daß Verfügungen über den Friedhof, welche auf Gesundheitsrücksichten und Bauvorschriften beruhen, der Staatsgewalt zukommen, ist dabei außer Zweifel. Uebrigens hat die Kirche, namentlich in der Kirchenprovinz Wien, selbst dafür gesorgt, daß die Gebote der Humanität hinsichtlich des Begräbnisses der Andersgläubigen volle Beachtung finden." Bezüglich des Schulgesetzes wird bei dem vierten Grundsatze: „Die natürlichen Ansprüche der Kirche auf die Volksschule bleiben in voller Kraft" gesagt: „Was der Liberalismus mit der Trennung der Schule von der Kirche beabsichtige, haben die Bischöfe in ihrer Adresse an den Kaiser gesagt: er beabsichtigt die Entchristlichung der Jugend."

Nach der Ausführung des fünften Grundsatzes, lautend: „Die Pflicht der Ehrfurcht und Treue bleibt in voller Kraft", schließt der Hirtenbrief mit einer Ermahnung zur Standhaftigkeit im Glauben und in der Anhänglichkeit an die Kirche.

In den eben hervorgehobenen Stellen zur Ausführung der Grundsätze unter 1—4 wird ad 1 in Bezug auf die den Satzungen des Konkordates entgegenstehenden Bestimmungen der neuen Gesetze über die Ehe, die Schule und die interkonfessionellen Verhältnisse der kaiserlich österreichischen Regierung der Bruch des Konkordates, als eines zweiseitigen, vor Gott und dem Gewissen in allen seinen Theilen in voller Kraft aufrechtzuerhaltenden Vertrages, zum Vorwurfe gemacht; es wird den Gründen, womit der Konkordatsbruch gerechtfertigt wurde, der Grundgedanke unterschoben, daß die Kirche überhaupt kein Recht, ja nicht einmal das Recht auch nur zu bestehen habe; es werden ad 2 jene Gesetze als dem göttlichen Willen widersprechend und daher aller verbindlichen Kraft entbehrend bezeichnet; ad 3 wird dem Ehegesetze in Betreff der Zivilehe die Tendenz der Begünstigung ganz unsittlicher Verhältnisse unterlegt und wird der gesetzlichen Bestimmung in Beziehung auf Begräbnisse entgegengetreten; ad 4 wird dem Schulgesetze die Tendenz der Entchristlichung der Jugend unterlegt.

Digitized by Google

Diese Stellen des Hirtenbriefes enthalten somit Beschuldigungen, Vorwürfe und Verdächtigungen gegen die gesetzgebende Gewalt, deren Verbreitung durch den Druck und durch die angeordnete Verkündigung von der Kanzel in unverkennbarer Weise geeignet wäre, zur Verachtung wider die Regierungsform und die gesetzgebende Gewalt, deren oberster Faktor Se. Majestät der Kaiser ist, mithin gegen die Staatsverwaltung, aufzureizen und zum Ungehorsam, Widerstand und zur Auflehnung gegen jene Gesetze zu verleiten.

Es begründet daher der in Rede stehende Hirtenbrief den objektiven Thatbestand des Verbrechens der Störung der öffentlichen Ruhe und es ist darauf die Bestimmung des Strafgesetzes gemäß § 28 des Preßgesetzes vom 17. Dezember 1862 anzuwenden, weil die in Rede stehende strafbare Handlung durch den Inhalt einer Druckschrift begangen wurde.

Diesfalls ist der hochwürdigste Herr Bischof Franz Joseph Rudigier verantwortlich, weil er den Hirtenbrief erlassen, und dessen Drucklegung veranlaßt hat, was er in seiner Beschwerdeschrift vom 2. Oktober v. Js. zugestand.

Bei dieser Verantwortlichkeit ist außer dem objektiven Thatbestande auch die Frage, ob der Hirtenbrief in der in § 65 a und b St.-G.-B. vorgesehenen bösen Absicht erlassen und zum Drucke geleitet wurde — also die Frage der subjektiven Zurechnung — von wesentlichem Belange.

Der Herr Bischof hat es leider mit seiner Hirtenpflicht als nicht vereinbar angesehen, über die Absicht, in welchen er allen Gläubigen seines Bisthums die in dem Hirtenbriefe niedergelegten Belehrungen und Weisungen ertheilte, gegenüber dem weltlichen Gerichte nähere Aufklärungen zu geben; er hat sich geweigert, die in dieser Richtung von dem Herrn Untersuchungsrichter bei der eingeleiteten mündlichen Vernehmung an ihn gestellten Fragen zu beantworten und beharrte auf dieser Weigerung auch dann noch, nachdem ihn der Untersuchungsrichter aufmerksam gemacht hatte, daß er sich dadurch möglicherweise etwaiger Vertheidigungsgründe berauben könne.

Auch die in der Beschwerdeschrift des hochwürdigsten Herrn Bischofs vom 2. Oktober v. Js. enthaltenen Mittheilungen geben über die fragliche Absicht keine nähere Aufklärung. Es ist daher in Erwägung zu nehmen, welche Absicht der Hirtenbrief aus seinem Inhalte erkennen läßt.

Der Hirtenbrief erklärt es in der Eingangsansprache als seinen Zweck, den Gläubigen über die österreichischen Staatsgesetze vom 25. Mai 1868, betreffend die Ehe, Schule und interkonfessionellen Verhältnisse, die Wahrheit zu sagen, sie zu belehren, was der Inhalt dieser Gesetze ist und wie katholische Christen in Betreff derselben zu denken und zu handeln haben; dieser Aufgabe ist er in seinen Ausführungen durchgehends getreu geblieben.

Liberale Anschauungen und Parteiansichten, inwieweit solche bereits in Staatsgesetzen Ausdruck gefunden haben, können bei Besprechung dieser Gesetze einer allfälligen verdächtigen Kritik nicht unterzogen werden, ohne daß dadurch zugleich die betreffenden Gesetze und die gesetzgebende Gewalt herabgewürdigt erscheinen; daher kann die von dem hochwürdigsten Herrn Bischofe in seiner Beschwerdeschrift vom 2. Okt. v. J. vorgebrachte Einwendung, daß seine Auslassungen im Hirtenbriefe bezüglich der Trennung der Schule von der Kirche und der Zivilehe nicht gegen die Regierung, sondern gegen Parteiansichten und gegen den Liberalismus gerichtet seien, als stichhaltig nicht zur Geltung gebracht werden.

Als weitere Folgerung ergibt sich, daß auch die Regel: „Man muß Gott mehr als den Menschen gehorchen" eben im Hinblicke auf die Staatsgesetze vom 25. Mai 1868 zur Anwendung empfohlen wurde.

Der Vorwurf des Konkordatsbruches ist geradezu gegen die Gesetzgebungsgewalt gerichtet, so wie die diesem Vorwurfe beigefügte Behauptung, „daß Se. Majestät der Kaiser den von ihm berufenen Theilnehmern an der Gesetzgebung keine neue Macht ertheilen konnte, als er selbst hatte", gegen die Staats- und Regierungsform, welche diese Organe der Gesetzgebung bedingt, gerichtet erscheint.

Bezüglich des aufgestellten Satzes: „Nur die Kirche habe zu bestimmen, wer und von wem in den katholischen Friedhöfen zu begraben sei", kann wohl kein Zweifel obwalten, daß derselbe den in dem Artikel XII. des Gesetzes vom 25. Mai 1868, betreffend die interkonfessionellen Verhältnisse der Staatsbürger in Beziehung auf Begräbnisse, enthaltenen Bestimmungen entgegengesetzt werden wollte.

Alle hervorgehobenen Stellen des Hirtenbriefes lassen, sowohl an und für sich, als auch im Zusammenhange des Hirtenbriefes betrachtet, erkennen, daß damit beabsichtigt und angestrebt werde, der Bevölkerung Mißachtung gegen die Mai-Gesetze einzuflößen, dieselbe glauben zu machen, daß diese Gesetze aller bindenden Kraft entbehren, sie zum Ungehorsam, Widerstand und zur Auflehnung gegen diese Gesetze anzueifern und zu verleiten, so wie zur Verachtung wider die Regierungsform und Staatsverwaltung aufzureizen, die den Mai-Gesetzen entgegentretenden Erklärungen werden ja den Gläubigen als Richtschnur für ihr Denken und Handeln gegenüber diesen Gesetzen hingestellt.

Die Annahme des bösen Vorsatzes erscheint daher gerechtfertigt.

Es läßt sich nicht annehmen, daß der hochwürdigste Herr Bischof bei Verfassung des Hirtenbriefes und bei Veranlassung des Druckes desselben sich in einem Irrthume befand, der das Strafbare in dem Inhalte nicht erkennen ließ; da es keinem österreichischen Staatsbürger freistehen kann, zur Verachtung wider die Regierungsform und Staatsverwaltung aufzureizen und zum Un-

Digitized by Google

gehorsam, Widerstand und zur Auflehnung gegen die Gesetze anzueifern und zu verleiten.

Es handelt sich im vorliegenden Falle nicht darum, den hochwürdigsten Herrn Bischof als Lehrer des christlichen Glaubens und als kirchliches Oberhaupt seines Sprengels wegen der Lehren, die er im Hirtenbriefe in Ausübung seines Hirtenamtes über Gegenstände des christlichen Glaubens und Grundsätze und Dogmen der katholischen Kirche ertheilt, vor einem weltlichen Gerichte zur Verantwortung zu ziehen. Der Anlaß zum strafgerichtlichen Verfahren beginnt vielmehr erst dort, wo die Gränze der Objektivität, der Belehrung und des geistlichen Berufes überschritten, wo das Staatsgesetz zum Anlaß der Verdächtigung und Herabwürdigung der gesetzgebenden Gewalt genommen, die gesetzgebenden Faktoren verderblicher Tendenzen beschuldigt, das erlassene Staatsgesetz als ein Ausfluß irreligiöser Anschauungen und sittlich verwerflicher Grundsätze dargestellt und hiedurch nicht nur die gesetzgebenden Faktoren, sondern auch die Staats- und Regierungsform selbst, welche diese Organe der Gesetzgebung bedingt, in der öffentlichen Meinung der Vertrauenswürdigkeit beraubt und den Staatsgesetzen die Achtung und der Gehorsam versagt werden.

Nach Verlesung der Anklageakte erfolgt auf Antrag des Präsidenten die Vorlesung des inkriminirten Hirtenbriefes und auf Antrag des Vertheidigers des Bischofs die Vertheilung des Hirtenbriefes an die Geschwornen. Der Staatsanwalt entwickelte in einem einstündigen Plaidoyer seine Schlußanträge. In der Veröffentlichung des Hirtenbriefes während des Volksfestes liege der Beweis für die Absicht, demselben eine große Verbreitung zu geben. Der Inhalt dieses Hirtenbriefes sei offenbar gegen die konfessionellen Gesetze gerichtet, wie schon aus der Bezeichnung der Civil-Ehe als Konkubinat hervorgehe. Trotz einiger unverfänglicher Stellen trete in dem Hirtenbriefe die Tendenz hervor, zu sagen, daß die konfessionellen Gesetze mit den göttlichen Wahrheiten im Widerspruche stehen. Es werde daher in dem Hirtenbriefe gegen die Staatsgewalt zum Hasse und zur Verachtung aufgereizt. Die Staatsbehörde müsse daher beantragen, den Bischof dieses Verbrechens schuldig zu erkennen. Vertheidiger Dr. Kißling erklärt, daß allen Parteien die Hochhaltung der freien Meinungsäußerung vor Allem heilig sein müsse. Der §. 65 des Strafgesetzes vertrage sich nicht mit dem konstitutionellen Geiste unserer Institutionen. Der Katholizismus müsse seiner Natur nach stets mit den Staatsgesetzen in Konflikt sein. Als katholischer Bischof habe Bischof Rudigier seine Pflicht gethan. Er habe nicht die Staatsgesetze und das daraus Folgende als Lüge bezeichnet. Der Vertheidiger bestreitet, daß den Bischof bei Abfassung des Hirtenbriefes eine böse Absicht geleitet habe. Man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen; das sei ein Glaubenssatz jeder positiven Religion, auch der Moral-Philosophie. Ideen müssen durch Ideen, nicht durch Zwangsmaßregeln zurückgedrängt werden. Eine Freisprechung des Bischofs werde die ultramontane Partei, der es an Muth fehle, nicht zu Ausschreitungen veranlassen und sie dennoch erkennen machen, daß auch sie den Gesetzen verantwortlich sei. Der Vertheidiger wendet sich noch an die Geschwornen, sie bittend, der Gegenpartei die von ihr der liberalen Sache zugefügte Unbill nicht mit gleichen Waffen zu vergelten, sondern auf eine Freisprechung zu erkennen. Nach Replik und Duplik des Staatsanwaltes und des Vertheidigers unterbricht der Präsident um halb 3 Uhr die Sitzung, erklärend, daß sie um 5 Uhr werde wieder aufgenommen werden. Bei der um 5 Uhr Abends wieder aufgenommenen Verhandlung wurden den Geschwornen folgende neun Fragen vorgelegt: Ist Bischof Rudigier schuldig, in einem Druckwerke 1) gegen die Gesetzgebung aufgereizt, 2) zum Hasse gegen die Staatsverwaltung angeeifert, 3) zum Ungehorsam gegen die Gesetze angeeifert, 4) zum Ungehorsam gegen die Gesetze verleitet, 5) zur Auflehnung gegen die Gesetze angeeifert, 6) zur Auflehnung gegen die Gesetze verleitet, 7) zum Widerstande gegen die Gesetze angeeifert, 8) zum Widerstande gegen die Gesetze verleitet zu haben? und 9) ist die Ausführung einer dieser Handlungen nur durch die Beschlagnahme des Hirtenbriefes unterblieben? Gegen die Stellung der Fragen wurde keine Einwendung erhoben. Um acht Uhr Abends erklärten die Geschwornen einhellig: Ad 1 und 2, Bischof Rudigier ist schuldig, zur Verachtung gegen die Regierungsform und die Staatsverwaltung angeeifert zu haben. Ad 4, 6 und 8, Bischof Rudigier ist schuldig, versucht zu haben, zur Auflehnung, zum Ungehorsam und Widerstande gegen die Mai-Gesetze zu verleiten. Der Staatsanwalt ergreift das Wort und sagt: Bischof Rudigier ist des versuchten Verbrechens der Störung der öffentlichen Ruhe schuldig. Erschwerend ist, daß das Verbrechen mehrfach versucht; mildernd das bisherige unbescholtene Vorleben, sein Eifer für die Kirche, das Geständniß, ferner, daß es beim Versuche geblieben. Da die mildernden Umstände überwiegen, beantragt er 6monatliche einfache Kerkerhaft. Der Vertheidiger erklärt das Geständniß für unwichtig, sehr gewichtig aber andere Milderungsumstände: daß der Hirtenbrief zur Zeit der größten Aufregung geschrieben wurde, die unglückliche Stellung des Bischofs gegen Rom, so wie gegenüber dem nicht mit den Staatsgesetzen verträglichen Konkordate, endlich den unbefleckten priesterlichen Lebenswandel. Der Vertheidiger ersucht, den Akt den höheren Instanzen vorzulegen. Der Präsident verkündet sodann das Urtheil: Bischof Rudigier ist des Verbrechens der Störung der öffentlichen Ruhe schuldig und wird zu vierzehntägigem Kerker verurtheilt. Die Weiterverbreitung des Hirtenbriefes wird verboten.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Waisandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 163 Samstag, 17. Juli 1869.

Die Keller zu Wilmingdon-Hall.

(Schluß.)

Ich erwidere Ihnen darauf, daß eine verhängnißvolle Leidenschaft meine Seele mit Erbitterung erfüllte, und aus mir ein Mittelding zwischen Narr und Trunkenbold machte. Ich suchte mich an Ihnen zu rächen, Klara, denn ich liebte Sie und glaubte, eine gerechte Strafe treffe Sie für den grausamen Stolz, mit dem Sie das Herz eines Mannes getreten, der wie ich von niederem Herkommen war. Ich suchte Einfluß und benutzte Rupert Godwin dazu: denn seit die Täuschungen meiner Jugend mich vor der Zeit alt gemacht hatten, war Habgier die vorwiegende Leidenschaft meines Lebens geworden .... und daß ich als Mitwisser des Meuchelmords, den Rupert Godwin an Harley Westford begangen, nach Belieben auf die Kasse meines Prinzipals ziehen konnte, war für mich gewiß. Zwei Beweggründe bestimmten mich also, über das begangene Verbrechen zu schweigen, und ich wahrte mein Geheimniß über ein Jahr, ohne von Gewissensbissen beunruhigt zu werden bis zu dem Augenblick, wo ein Zufall mich der Frau gegenüberstellte, zu welcher mich in meiner Jugend eine für mich so verhängnißvolle Leidenschaft hingezogen hatte. Da schmolz das Eis plötzlich; meine verhärtete Seele machte milderen Gefühlen Platz, und ich ertrug den Gedanken an das Unrecht, das ich gethan, nicht länger. Ich suchte Sie auf, Frau Westford und erfuhr aus ihrem eigenen Munde, wie falsch ich Ihren Charakter beurtheilt hatte. Von diesem Augenblicke an war mir das Verfahren, welches ich nun einzuschlagen hatte, vorgezeichnet; die einzige Sühne, welche ich mir auferlegen konnte, bestand in der Enthüllung meiner That. Zu diesem Zweck begab ich mich in das Irrenhaus, in welches ich Ihren Mann untergebracht hatte. Es waren nur wenige Worte nöthig, um Doktor Snaffley zur Herausgabe seines Kranken zu bestimmen. Ich sagte ihm, meine Vermögensverhältnisse hätten sich geändert, so daß ich nicht mehr in der Lage sei, die Pensionskosten für den Kranken zu bezahlen. Der geehrte und gewissenhafte Herr Doktor erkannte jetzt sofort, daß der Kranke eigentlich hergestellt sei und in die Welt zurückkehren könne. Ich konnte also die Einsiedelei in Gesellschaft Ihres Mannes verlassen. Aber wir waren leider genöthigt, einen anderen Kranken dort zurückzulassen, den wir gern mit uns genommen hätten. Dieser Kranke, Frau Westford, war kein Anderer, als Ihr Sohn, den die Hand der Vorsehung ausersehen hatte, das an seinem Vater verübte Verbrechen zu entdecken, und den Rupert Godwin in dieses Haus mit der Absicht hatte einsperren lassen, daß ihn daraus nur der Tod befreien sollte. Wäre Lionel in ein anderes Irrenhaus gebracht worden, so würden wir Mühe gehabt haben, ihn aufzufinden. Glücklicher Weise war er aber den Händen Doktor Snaffley's anvertraut worden, unter dessen gastfreundlichem Dache sich Vater und Sohn befanden.

Nicht wahr, Rupert Godwin, das war ein seltsames Zusammentreffen, zwischen dem Sohne, welcher seinen Vater ermordet wähnte, und dem Vater, welcher bereits alle Hoffnungen aufgegeben hatte, das Antlitz seines geliebten Sohnes je wieder zu sehen. Aber bisweilen führt uns die Vorsehung gar absonderliche Wege. Der Doktor Snaffley wird, das bin ich überzeugt, keine Schwierigkeiten machen, Lionel Westford auf freien Fuß zu setzen, zumal wenn er erfahren wird, daß sein reicher Kunde bankerott und wegen eines gemeinen Verbrechens verhaftet worden ist.

Und jetzt, meine Herren," schloß der Commis, indem er sich an die Polizei-Offizianten wandte, welche Rupert Godwin bewachten, „jetzt thun Sie, was Ihres Amtes ist; ich halte Sie nicht länger auf."

Der Banquier machte nicht die geringste Bemerkung, als sie ihn aus seinem Haus fortführten, welches er nicht wieder sehen sollte, und ihn in einen Wagen brachten, um ihn nach dem Polizeigewahrsam und von da in den Kerker zu bringen. Der Eine seiner Begleiter setzte sich auf den Bock an die Seite des Kutschers, die beiden Andern nahmen an der Seite des Banquiers Platz, um ihren Gefangenen streng zu überwachen, dessen fast versteinertes Antlitz, in dem sich eine dumpfe Verzweiflung abspiegelte, einen wahrhaft abschreckenden Eindruck machte.

So aufmerksam die beiden Polizei-Offizianten ihren Gefangenen überwachten, so täuschte er ihre Aufmerksamkeit doch.

Während der Fahrt nach der Polizeistation zog nämlich Rupert Godwin ein weißes Taschentuch aus der Tasche und fuhr damit über das Gesicht. Es mußte

über seinen Begleitern in dieser Handbewegung nicht Alles richtig vorkommen, denn einer derselben stürzte sich auf ihn und packte ihn am Handgelenk.

Es war zu spät! Eine kleine Phiole fiel aus den Falten des Taschentuchs herab auf das Stroh, mit welchem der Boden des Wagens bedeckt war. Beinahe in demselben Augenblick stürzte der Banquier todesstarr in eine Ecke.

Von der Zeit, seit welcher seine Angelegenheiten eine so verzweifelte Wendung genommen hatten und er die Entdeckung seines in dem Keller des nördlichen Flügels zu Wilmingdon-Hall begangenen Verbrechens voraussah, trug Rupert Godwin eine kleine Phiole starken Giftes in seinem Taschentuche bei sich.

Er, der weder an Gott glaubte, welcher dem Reuigen verzeiht, noch Furcht vor einer ewigen Strafe hatte; er, der nur vor den Leiden und der Schmach dieser Welt zitterte, hielt den Selbstmord für ein erlaubtes Mittel, all seinen Leiden ein Ziel zu setzen.

Von Gerichtswegen wurde einfach nur der Thatbestand festgestellt, ohne daß eine Gerichtsverhandlung darüber gepflogen wurde; deßhalb gelangte denn auch Rupert Godwin's Verbrechen nur zur Kenntniß weniger Personen. Eine desto größere Anzahl von Personen wurde in den Sturz seines Hauses gezogen oder hatte darunter zu leiden. Durch seine unklugen Spekulationen, seinen maßlosen Aufwand, hatte er allmälig die ehemals so soliden Grundpfeiler des Hauses untergraben, bis plötzlich das ganze Gebäude zusammenstürzte und Alles unter seinen Ruinen begrub. Viele Unschuldige hatten unter diesem Sturze zu leiden und Viele fluchten dem Andenken Rupert Godwin's.

* * *

Wenden wir zum Schluß uns einem freundlicheren Bilde zu, und blicken wir nach dem allerliebsten Landsitz an der Gränze von Neuwall, wo Klara Westford von der ersten Zeit nach ihrer Verwählung an so glückliche Tage verlebt hatte. Sie nennt die ihr theuer gewordene Besitzung wieder ihr eigen; sie wandelt wieder in den wohlbestellten Gärten, wo sich prächtige Blumen in den Strahlen der Herbstsonne wiegen, wo das Rauschen des Waldes bis an ihr Ohr dringt, während sie, auf den Arm ihres Mannes gestützt, im Gefühle des reinsten Glücks in den Laubgängen einherwandelt. Ihre kurze Entfernung, während welcher das Haus in Rupert Godwin's Besitz übergegangen, hat in ihren schönen Salons nichts geändert, denn während dieser kurzen Zeit hatten ihre früheren Diener, die in Rupert Godwin's Dienste getreten, mit Argusaugen über Allem gewacht, weil sie sich es nicht anders denken konnten, als daß ihre alte Herrschaft eines Tages wiederkehren würde. Und sie kam wieder und wurde mit Freuden empfangen.

Auch bewohnen die beiden Gatten das Haus nicht allein, denn Lionel und Violette leben dort mit ihnen und freuen sich innig des Glücks an dem wiedergekehrten Vater.

Ein Jahr später war der Landsitz von weiteren zwei Personen bewohnt; Gilbert Thornleigh hatte den Muth gefunden, der Liebe, welche er so lange im Herzen getragen, Worte zu verleihen, und Violette war unter den Segenssprüchen der Eltern an sein Herz gesunken.

Auch Lionel hatte endlich nach langem Suchen Julie wiedergefunden, ihr seine Liebe gestanden und dagegen die Betheuerung inniger Gegenliebe erhalten. Wenn auch Harley und Klara Westford im Anfang ziemlich peinlich berührt waren, als sie vernahmen, daß sich die Neigung ihres geliebten Kindes der Tochter des Mannes zugewendet hatte, dessen Haß ihn zu so grausamen Gewaltthaten hingerissen, so gewann ihnen doch Julens glänzende Schönheit wider ihren Willen bald das Herz ab, und als diese, nach längerem Zögern, Klara Westford gestanden hatte, daß sie Lionel das Leben gerettet, als er nahe daran war, das Opfer ihres rachsüchtigen Vaters zu werden, da war sie in das Herz der edlen, vielgeprüften Frau für immer als Tochter eingezogen.

Bald verkündeten die Glocken des kleinen Dörfchens eine Doppelheirath, und unter einem Thränenschleier der Rührung wohnten Kapitän Westford und seine Gattin der feierlichen Handlung bei, denn sie fühlten sich, nach solchem Leiden, glücklich wie an dem Tage, an dem sie selbst die Ringe gewechselt.

Bald erhoben sich in der Nähe von Westford-Grange zwei kleine freundliche Villen, bewohnt von glücklichen Menschen, über deren Schwelle nie der Unfriede tritt, denn an ihr wacht ein Engel, welcher zeigt, daß in diesen Räumen allein die Liebe Herrscherin ist.

Auf einer Eisscholle.

(Von Julius Holdheim.)

Nachdem ich zwei Portionen Pillen verordnet und, wegen Mangels an einem Schlüssel, einem der Matrosen einen Zahn mit einer Kugelform ausgezogen und damit meinen wundärztlichen Pflichten für den Tag genügt hatte, war ich auf dem Gitter des einfallenden Lichtes der Cajüte des guten Schiffes der „Pfeil", Kapitän Wander, in festen Schlaf gesunken.

Unser für den Wallfisch- und Seehundsfang ausgerüstetes Fahrzeug befand sich eben in 71° 30° N. B.

Aus meiner Lethargie wurde ich plötzlich durch einen lauten, rauhen Schrei erweckt, der aus den Wolken zu kommen schien, in Wahrheit aber der gesunden Lunge des eben die Wache im Krähennefte haltenden Kapitäns entstammte.

„Alle Mann auf Deck! Alle Mann auf Deck!"

schrie dieser mit einer Stimme zu uns herab, als ob die ganze Schiffsbesatzung an gesprungenem Trommelfell litte.

Auch ich erhob mich pflichtschuldigst von meinem Faulbette und wurde, nachdem noch zwei Schiffsjungen die ganze Kraft ihrer Lungen und Beine aufgeboten, mich taub zu schreien und zu trampeln, vom Kapitän benachrichtigt, daß er eine große Heerde Seehunde auf dem Eise liegen gesehen und daß wir uns nun bald genug mitten unter ihnen befinden würden.

Auch die Besatzung eines holländischen Schiffes, das in unserer Nähe kreuzte, hatte die Seehunde gesehen und so steuerten denn nun die beiden Schiffe dem Eisfelde zu, auf welchem die Thiere lagen.

Sobald unser Fahrzeug nahe genug kam, wurden die Fockraie zurückgeholt, die Segel zusammengezogen und die Böte vom Penterbalken in's Meer hinabgelassen.

Da ich mich bei früheren Gelegenheiten als gewandten Schützen bewiesen, so fand sich der Kapitän veranlaßt, mir das Kommando eines der Böte zu übergeben, welches sich mit an der Leeseite unseres kleinen Geschwaders halten sollte.

Ich hatte sechs Mann bei mir und meine einzige Instruktion war, das Boot auf dem vorgeschriebenen Kurse zu halten und so viele Seehunde zu schießen, wie nur irgend möglich.

Nachdem wir mehrere Kanäle offenen Wassers, die sich zwischen Eisfeldern entlang zogen, durchrudert hatten, gelangten wir sehr bald ganz in die Nähe der Seehunde.

Die alten Thiere hoben die Köpfe in die Höhe und blickten mit großen, ausdrucksvollen Augen zu uns herüber, während die jungen sich neben ihren Müttern in der Sonne umherwälzten und dabei ein demjenigen von kleinen Kindern wirklich durchaus nicht unähnliches Gewinsel ausstießen.

Nachdem ich mir einen ganz besonders großen Eisblock ausgewählt hatte, der mit den Thieren förmlich übersäet zu sein schien, befahl ich meinen Leuten, mich bis auf die Entfernung von vierzig Ellen an denselben hinanzurudern, und erlegte in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit die sich dort befindenden alten Thiere alle.

Das Nächste, was wir thaten, war, daß wir unser Boot ganz dicht an den Block hinanruderten, worauf die Seeleute die jungen Thiere tödteten, indem sie ihnen unbarmherziger Weise mit ihren schweren Knitteln das Gehirn zerschmetterten.

Obgleich auch ich mich von der Aufregung des Augenblicks ebenfalls stark hingerissen fühlte, so konnte ich doch eine gewisse Empfindung des Mitleids nicht unterdrücken, wenn ich die jungen Thiere ansah, wie sie mit ihren glänzenden, unschuldigen Augen dem Anscheine nach mehr in Verwunderung wie in Furcht zu ihren grausamen Mördern emporblickten.

Es war eine lebhaft bewegte Scene, die sich jetzt entwickelte.

Deutsche und Holländer rannten bunt durch einander auf dem Eise umher und schlugen den armen jungen Seehunden mit ihren gewaltigen Knitteln die Köpfe ein, während Flinten- und Büchsenschüsse aus allen Richtungen her unaufhörlich den Tod der alten Thiere verkündeten.

Jubelgeschrei, Hurrahs und rauhes Gejodel verkündeten die rohe Lust der Matrosen beider Nationen an dem Blutbade, welches sie anrichten durften.

Während sich die Leute dann mit der widerlichen Generation des „Schindens" beschäftigten, die darin besteht, daß den Thieren das Fell abgezogen und der Speck vom „Krenz" oder Kadaver geschnitten wird, suchte ich mir die Zeit damit zu vertreiben, daß ich von einer Scholle Eis auf die andere hinüberssprang und die Seehunde schoß, bis mir hie und da noch zu Gesichte kamen.

Mein Begleiter war der Schiffszimmermann, der mit einem langen Bootshaken bewaffnet war, um damit die sich etwa verwundet in's Wasser zurückstürzenden Thiere wieder zurückziehen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Rohlfs' Afrikareise.

In der am 3. Juli gehaltenen Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin stattete Gerhard Rohlfs, der von dem Vorsitzenden, Dr. Bastian, eingeführt wurde, Bericht ab über seine Reise in Nordafrika. Derselbe erklärte, daß er zunächst nur einen ganz kurzen Ueberblick über seine letzte Afrikareise geben wolle und sich einen ausführlichen Bericht über dieselbe für eine der nächsten Sitzungen vorbehalte. Im Herbst des vorigen Jahres habe er sich nach Tripolis begeben, zunächst im Auftrage des Königs, um die von demselben dem Sultan von Bornu zugesendeten Geschenke selbst zu überbringen. Durch das späte Eintreffen des Dr. Nachtigal, welcher die Karawane mit den Geschenken an den Sultan von Tripolis aus weiter begleiten sollte, sei er an der Fortsetzung seiner Reise behindert gewesen und habe erst am 21. Februar mit einer türkischen Brigg Tripolis verlassen können, welche weniger den Vortheil der Bequemlichkeit als namentlich des schnellen Segelns besessen habe. Am 27. Februar sei er in Bengasi eingetroffen und habe, nachdem er Kameele und andere zur Reise erforderliche Dinge eingekauft, am 4. März seine Reise fortgesetzt. Zunächst habe er sich an der Meeresküste entlang nach Zerony begeben und hier trotz des fortwährend anhaltenden regnerischen Wetters während der acht Tage seines Aufenthaltes daselbst 25 recht gelungene photographische Aufnahmen ermöglicht, so daß jetzt die Abbildungen der ganzen Necropolis zu-

Digitized by Google

sammengestellt werden können, da die photographischen Abbildungen von allen Theilen derselben nunmehr vorhanden sind. Auf der Reise bis dorthin habe er auch ungefähr 200 verschiedene Arten von Pflanzen gesammelt, von denen, nach den Untersuchungen des Dr. Ascherson, etwa 20 Arten auch in Deutschland wachsen, die übrigen aber voraussichtlich mehreres Neue enthalten werden. Auf dem Rückweg von Bengasi habe er einen anderen Weg, über Gerad, wo er am 27. März eingetroffen, eingeschlagen. Als er die südliche Thalsenkung auf dieser Reise durchzogen, sei die ihm neue und eigenthümliche Erscheinung aufgetreten, daß das Barometer in ganz bedeutendem Maße gestiegen sei. Später habe es sich herausgestellt, daß dies eine Einwirkung des mittelländischen Meeres war. Da er keine Kamele zur weiteren Fortsetzung seiner Reise nach dem Süden erhalten konnte, so habe er sich nach der Jupiter-Ammons-Oase gewendet, wo er am 17. April eingetroffen sei und bis zum 21. April verweilt habe. Westlich von dieser Oase sei er von einem Sandsturm überfallen worden, wie er einen ähnlichen noch nicht erlebt habe. Die Dürre sei dabei so groß gewesen, daß das Hygrometer bis auf 2 Grad gesunken sei. Ein Brunnen sei zwar in der Nähe der Zelte gewesen, allein der Sandsturm sei so arg gewesen, daß der Brunnen unbedingt zugeweht worden wäre, wenn nicht ein Neger fortwährend beschäftigt gewesen wäre, mit den Händen den Sand aus dem Brunnen herauszukratzen. Nach der Jupiter-Ammons-Oase habe er sich nicht gerade mit großem Gefühl von Sicherheit gewendet; denn wenngleich Herr v. Radowitz von den Bewohnern derselben freundlich empfangen worden, so hätten sie doch gegen alle späteren Reisenden (Ehrenberg, Hamilton ꝛc.) sich sehr feindselig benommen und wiederholt auf sie geschossen. Er habe sich deßhalb an den Generalkonsul des norddeutschen Bundes, Theremin, gewendet, und durch die Verwendung des Letzteren bei der Vizekönigin sei ihm ein ganz besonders guter Empfang zu Theil geworden. Die Bewohner der Oase seien ihm in jeder Beziehung entgegenkommen, und indem sie sich wegen ihres früheren Verfahrens gegen Reisende entschuldigt, hätten sie sich bemüht, durch ihr Benehmen gegen ihn das Geschehene vergessen zu machen. Der Ammonstempel, welchen Hamilton beschrieben, befinde sich noch in demselben Zustande; von den Hieroglyphen des großen Ammonstempels habe er nur wenige Aufnahmen machen können, da Alles schon in hohem Maße zerstört sei. Er habe einige Aufnahmen an Dr. Brugsch gesendet, welcher jedoch davon nur Einiges habe entziffern können. Dagegen sei es ihm (Redner) gelungen, eine genaue Topographie von der Oase aufzunehmen, einen Schädel und eine Marmorstatuette aus dem Ammonstempel, die einzige aus dem Ammonstempel, deren Erwerbung bisher möglich war, zu erwerben und eine Anzahl Münzen zu erlangen, so daß er mit den Resultaten seiner Reise in dieser Beziehung sehr zufrieden sein könne. Am 25. Mai sei er in Alexandrien eingetroffen.

Mannigfaltigkeiten.

[Kaiserin Charlotte.] Aus Brüssel schreibt man: Die unglückliche Gemahlin des Erzherzogs Max geht der Auflösung entgegen. Zu der Tobsucht, von welcher die hohe Frau in regelmäßigen Zeiträumen befallen wird, hat sich ein Lungenleiden gesellt, und die Kräfte der schwer geprüften Frau nehmen rasch und sichtbar ab. Es ist ein Irrthum, dessen sich einige Korrespondenten schuldig gemacht haben, wenn dieselben behaupteten, daß die Kaiserin im Hinbrüten sich verzehre. Im Gegentheile hat sie nur wenige ruhige Stunden, im großen Durchschnitt ist ihr Benehmen ein solches, daß es ungemein schwer hält, Personen zu finden, welche den Dienst als Wärterinnen der Unglücklichen zu versehen bereit sind. Der Schlaf flieht die Kaiserin fast gänzlich; in den Nächten erhebt sie sich von dem Lager und irrt in den Zimmern umher, Alles von sich stoßend, was ihr in den Weg kommt. Als Charlotte sich erst kurze Zeit im Schlosse Laeken befand, bemerkte sie eines Tages in einem der von ihr bewohnten Zimmer eine Portraitbüste des Kaisers Napoleon. Sofort stürzte sie auf dieselbe zu, riß sie von ihrem Piedestal herunter und warf sie mit solcher Gewalt auf den Fußboden, daß sie zersprang. Seit dieser Zeit ist man sorgfältig bemüht gewesen, Alles zu entfernen, was die Wahnsinnige an den Kaiser Napoleon erinnern konnte.

Auflösung des Sylbenräthsels in Nr. 152.

Nützlich ist die „Sense“ in des Landmanns Händen,
Und gefährlich in der Hand des Insurgenten;
Doch ein Leben raubt sie unbedingt,
Wenn der grimme „Sensenmann“ sie schwingt.

M. M.

Geschichtskalender.

16. Juli	1770.	Die Russen vernichten die ottomanische Flotte im Hafen von Tschesme.
„	1846.	Mastai Ferretti wird zum Papst als Pius IX. gewählt.
„	1866.	Die Preußen besetzen Frankfurt.
17. Juli	1792.	Kosciutko tritt an die Spitze der Patrioten Polens.
„	1799.	Suwarow besiegt die Franzosen bei Trebia.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 164 Montag, 19. Juli 1869.

Männer der That.

(Historische Erzählung aus den Zeiten der franz. Revolution.)
Frei nach dem Französischen von C. Streben *).

I.

Es war in den letzten Tagen des Juni 1791, im Augenblick, da die untergehende Sonne mit ihren glänzenden Strahlen die kräuselnde Oberfläche des Ozeans vergoldete, als ein kleiner Lugger, mit dünem Kiel und schlanken Masten durch eine frische Brise aus Südwesten getrieben, lustig auf den Wogen dahinsegelte.

Die schwere, dumpfe, mit Elektrizität gefüllte Luft wurde allmälig frischer, denn der Wind blies stärker und drohte in einen Sturm umzuschlagen.

Die durch den immer heftiger werdenden Wind aufgeregten Wogen stürzten mit Macht gegen die Planken des schwachen Schiffes, welches, unbesorgt um den Sturm, weder seine Segel einzog, noch die Schnelligkeit seines Laufes verminderte. Es hüpfte, während es der Wind beinahe zusammenpreßte, auf den Wellen dahin, *sorglos* wie ein Kind, das auf dem Schooß der Mutter spielt.

Die Mannschaft des Schiffes, aus einigen Männern bestehend, welche theils rauchend sich mit den Ellbogen auf die Verschanzung des Schiffes stützten, theils nachlässig auf dem Verdeck hingestreckt lagen, schien selbst die grauen Wolken nicht zu bemerken, welche sich im Süden aufthürmten, mit ungemeiner Schnelligkeit über das ganze Firmament verbreiteten und die Vorboten des erhabenen Naturschauspiels sind, welches man Sturm nennt.

Der Lugger, genannt „Jean-Louis", war den Abend vorher von der Insel Groix abgefahren und wollte nach dem Cap Penmarch.

Einige am großen Mast aufgehäufte und mit Tauen befestigte Waarenballen zeigten hinlänglich den Zweck seiner Reise.

Indessen war dieses kleine Schiff, welches man beim ersten Anblick für eins der schwachen und vertheidigungslosen Fahrzeuge halten mußte, welche den Küstenhandel vermitteln, für das geübte Auge eines Seemanns ein schwer zu lösendes Räthsel, denn trotz des unschuldigen Aeußern hatte es in allen seinen Bewegungen etwas von einem Kriegsschiff. Seine rückwärts geneigten Masten ragten hoch und stolz in die Wolken empor, denen sie zu trotzen schienen, und sein sorgfältig im Stande gehaltenes Takelwerk bewies, daß der Kommandant des Jean-Louis kein Seemann von gewöhnlichem Schlage sei.

Man merkte recht gut, daß der Lugger, je nach den Umständen ebensogut fliehen, als verfolgen konnte, und vielleicht lagen die Ballen, welche sein Verdeck bedeckten, nur da, um Neugierige von der Spur abzulenken.

Wir können aber unsern Lesern versichern, daß der, welcher in dem Schiffsraum ordentlich nachgesucht, dort, wohl versteckt unter scheinbarem Ballast, vier hübsche Steingeschütze entdeckt hätte, welche zehnpfündige Kugeln schossen, ebenso wie eine Feldschlange, welche leicht auf dem Hintertheil des Schiffes befestigt werden konnte, und endlich in der Kajüte des Kapitäns unter einem als Bett dienenden Proviantkasten, einige Fässer englisches Pulver, dessen Vorhandensein die Zollwächter nie geahnt hatten. Fügen wir noch hinzu, daß ein Kasten Flinten und zwei andere Piquen und Enterbeile enthielten, so kommt man wohl zu der Ueberzeugung, daß der friedliche Küstenfahrer sich bei passender Gelegenheit in einen Raubvogel mit eisernen Fängen verwandeln konnte, der sich auf friedlich dahinsegelnde Schiffe herabstürzte.

In dem Augenblicke, wo wir dem Jean-Louis begegneten, verrieth nichts seine kriegerischen Absichten, seine raubgierige Eigenschaft. Er begnügte sich, wie schon erwähnt, mit der frischen Brise dahinzusegeln, sich beugend vor den Wellen und auf ihnen dahinspringend, wie ein Rennpferd, welches über die geringen Hindernisse wegsetzt, die sich seinem Lauf entgegenstellen.

Die unbesorgten Matrosen sahen mit ruhigem Auge den Sturm herankommen. Auf den Hintertheil des kleinen Schiffes, mit den Rücken an die Brüstung des Backbords gelehnt und eine Hand in den Leibgürtel gesteckt, stand ein Mann von muskulösem Körperbau mit breiten Schultern, kräftigen Armen und in den Nacken fallenden Haaren, dessen Kleidung auf den ersten Blick den Seemann aus der alten Bretagne erkennen ließ.

Ungefähr seit drei Viertelstunden, so lange als der Sturm sich von Sekunde zu Sekunde steigerte, hatte

*) Der Nachdruck ist nur nach vorheriger Verständigung mit dem Verfasser gestattet.

dieser Mann, ohne Zweifel der Kommandant des Luggers, keine einzige Bewegung gemacht. Seine lebhaften und durchdringenden Augen waren auf den Himmel gerichtet.

„Bevor eine Stunde vergeht, werden wir ein wahres Teufelswetter haben," murmelte er für sich, indem er eine ungeduldige Bewegung machte. Ein kleiner Schiffsjunge, welcher am Fockmast niedergekauert saß, erhob sich schnell.

„Peter!" rief der Kommandant. „Begib Dich an Deinen Posten in die Raen und melde mir, wenn Land in Sicht kommt!

Der Junge stürzte sich, ohne zu antworten, in das Takelwerk, und suchte mit der Schnelligkeit und Gelenkigkeit eines Affen den ersten Mastkorb des Fockmastes zu erreichen.

„Binde Dich fest an," rief ihm der Kommandant zu. Darauf mit großen Schritten über das Verdeck gehend, näherte er sich einem alten Matrosen mit sonnverbranntem Gesichte und grauen Haaren, welcher kaltblütig den Horizont betrachtete.

„Bervic," sagte er zu diesem, „laß die Luken schließen und die Speigatten aufräumen!"

„Brav," rief der Kommandant, als er seine Befehle ausgeführt sah. „Munter, Jungens, geiet die Marssegel auf und ziehet die Vorstagsegel ein!"

„Das ist recht, aber noch nicht genug," murmelte der an der Seite des Schiffsherrn stehende Bervic, welcher die Stelle eines zweiten Kommandanten versah.

„Was sagst Du, alter Meerwolf?"

„Ich sage, daß auch das Focksegel eingezogen werden muß, denn der Lugger ist noch zu neu, um vor Topp und Takel zu treiben, und wenn wir dem Wind Gewalt lassen, so vergehen nicht fünf Minuten und das ganze Segelwerk ist bei allen Teufeln."

„Du täuschest Dich, alter Seebär," erwiderte der Kommandant. „Wenn der Sturm stark ist, so ist mein Focksegel noch viel stärker. Laß die Schoten straff anziehen, und führe das Steuerruder gut, Du wirst es führen, bis wir Land in Sicht bekommen. Geh, ich nehme Alles auf mich. Marcos ist noch niemals dem Sturm gewichen."

„Das heißt Gott versuchen," murrte der alte Seemann. Nichtsdestoweniger aber gehorchte er seinem Kommandant und erfüllte dessen Befehle.

Das Wetter brach in seiner vollen Stärke los. Die Sonne, ganz verhüllt von bleifarbigen Wolken, erhellte nur schwach den Horizont. Es war kaum fünf Uhr, und schon schien die Nacht ihren schwarzen Schleier auf die Erde herabgesenkt zu haben. Gigantische Wogen, kurz, aber reißend, wie sie in den Meerstrichen sind, die von Klippen und Felsen strotzen, stürzten sich wie Furien die eine über die andere und der Sturm jagte das aufgewühlte Meer bis in die Wolken verdrehte die Raen und zerriß das Takelwerk des Schiffes.

Der kleine Lugger jagte, fortgerissen von dem Sturmwind durch die Wogen, aber trotzdem hielt er fest und folgte dem Steuerruder. Beinahe ohne Segel, nur unter dem Focksegel dahinfahrend, gehorchte er wie ein Kind dem Druck der erfahrenen Hand, welche das Ruder führte, fortwährend sein Vordertheil gegen die starken Sturzwellen gerichtet, und sorgfältig die Strömungen vermeidend, die den Schiffern so gefährlich sind, welche die Küsten von Cornwallis befahren.

Niemand an Bord verkannte die Gefahr, in welcher der „Jean-Louis" schwebte, aber die Matrosen, war es nun Vertrauen auf die gute Bauart des Luggers und auf die Unfehlbarkeit seines Kommandanten, oder war es Gleichgültigkeit gegen den drohenden Tod, hatten nichts von ihrem ruhigen und theilnahmlosen Benehmen verloren, und schauten gleichgültig in die aufgeregten Wogen.

Der Kommandant selbst pfiff ein fröhliches Liedchen und betrachtete mit beinahe ironischen Blicken die wachsende Wuth der Gewässer. Im Augenblick, als er die Luke passirte, welche zur Kommunikation mit dem Zwischendeck diente, zeigten sich auf der obersten Stufe der Treppe zwei junge lachende Gesichter und zwei neue Personen erschienen auf dem Hinterdeck des „Jean-Louis."

Die Erste, welche sich zeigte, war ein großer und schöner junger Mann von 24—25 Jahren mit blauen Augen und blonden Haaren. Er trug die einfache, aber geschmackvolle Tracht der Bewohner der Bretagne.

Als er auf dem Verdeck angekommen war, auf welchem er sich trotz heftigen Schwankens des Schiffes im Gleichgewicht hielt, drehte er sich um und bot die Hand einem allerliebsten jungen Mädchen, welches hinter ihm die Treppe heraufstieg.

(Fortsetzung folgt.)

Auf einer Eisscholle.

(Fortsetzung.)

Ebenso plötzliche wie wunderbare und unerklärliche Bewegungen und Erschütterungen finden in den arktischen Regionen häufig unter den Eismassen statt und viele unglückliche Menschen sind durch Phänomene dieser Art schon von ihren Schiffen abgeschnitten und einem schaudervollen Tode überliefert worden.

Im gegenwärtigen Falle hätten auch ich und mein Gefährte durch ein solches um ein Haar breit das Leben verloren.

Da wir in einiger Entfernung auf einem ausgedehnten, dicken Eisfelde eine Anzahl Seehunde liegen sahen, so ließen wir die Bootsmannschaft zurück und gingen rasch zu Fuße darauf zu.

Gelockt durch das Verlangen nach dem Felle und Speck jener Thiere, wagten wir uns mit unverzeihlicher Verwegenheit in eine viel zu große Entfernung vom „Pfeil“, ohne auf das Signal zu achten, welches uns von der Mastspitze aus schon seit einiger Zeit an Bord zurückrief und Rücksicht auf eine aufgesprungene, fortwährend an Kraft zunehmende Briese zu nehmen.

Bereits ganz in der Nähe der Seehunde angelangt, kamen wir indessen an ein Stück offenen Wassers, so daß wir uns gezwungen sahen, den Rückweg anzutreten.

Der jetzt zum Sturme angeschwollene Wind und eine starke Unterströmung hatten indessen das Aeußere des Eises, über welches wir vorher gekommen waren, wie mit einem einzigen Schlage völlig verändert, und wo man vorher in Sicherheit auf festem Boden dahingeschritten, waren jetzt häufig nur noch in offenem Wasser lose umhertreibende größere und kleinere Schollen zu bemerken.

Die Böte waren, dem Signale gehorsam, alle nach dem Schiffe zurückgekehrt und zu unserem großen Schrecken sahen wir jetzt auch den „Pfeil“ selbst mit ungerefften Segeln in entgegengesetzter Richtung von uns davon steuern.

Aus den ungerefften Segeln zogen wir sogleich den Schluß, daß der Wind das Schiff von dem Eisfelde, an welchem es gelegen, hinweggetrieben habe und daß es wegen der zahllosen jetzt umherschwimmenden Eismassen dem Kapitän unmöglich sein müsse, Böte abzuschicken, um uns aufzunehmen.

Das holländische Schiff war eine sehr große Strecke weit seewärts verschlagen worden, so daß es sich überhaupt kaum noch in Sicht befand.

Jetzt begann sich ein dichter Nebel auszubreiten und Alles rings umher in Dunkelheit zu hüllen, wodurch unsere Lage den höchsten Grad der Gefährlichkeit erreichte.

Wir machten die angestrengtesten Versuche, in der Richtung, in welcher sich unserer Meinung nach unser Schiff jetzt befinden mußte, vorwärts zu kommen, indem wir von einem Blocke oder Stücke Eis, wie die Bewegung des Meeres sie eben auf Augenblicke an einander trieb, so rasch wie wir es nur vermochten, auf das andere hinüber sprangen oder liefen, fühlten uns nach mehreren Stunden der entsetzlichsten Mühsal jedoch so außerordentlich erschöpft, daß wir uns genöthigt sahen, diesen Versuch, uns zu retten, gänzlich aufzugeben.

Wir wählten uns das größte Eisfeld aus, welches sich uns eben darbot, setzten uns nieder, um auszuruhen und suchten uns mit der Hoffnung zu trösten, daß uns, sobald der Nebel nur aufhörte, sicherlich in einer oder anderer Weise Hülfe werden würde.

Da aber die Dauer unseres Aufenthaltes an unserem jetzigen Lagerplatze selbst im günstigsten Falle außerordentlich unbestimmt erscheinen mußte, so machten wir uns darauf gefaßt, hier eine ziemlich lange Zeit zu verbringen.

Hunger brauchten wir nicht zu fürchten, denn ich war sehr reichlich mit Munition für mein Gewehr versehen, und Geflügel war im Ueberflusse vorhanden.

Die einzige Gefahr konnte uns, wie wir jetzt noch dachten, die Kälte bringen, und da der schon herannahende Abend uns sehr deutlich sagte, daß wir hier aller Wahrscheinlichkeit nach wenigstens eine Nacht zu verbringen haben würden, so begannen wir alsbald an einer durch hervorragende Eisblöcke etwas geschützt liegenden Stelle einen halbzirkelförmigen Wall von Schnee aufzuwerfen, um Schutz gegen den Wind zu erlangen.

Als unser Kunstwerk fertig war und wir uns überzeugt hatten, daß uns nichts weiter zu thun übrig blieb, um uns eine so erträgliche Nacht wie möglich zu sichern, ließen wir uns hinter unserem Schneewall auf's Eis nieder, zündeten unsere Pfeifen an und begannen dem Dampf in großen Wolken von uns zu blasen, um so mit desto größerer Geduld einer Veränderung im Wetter entgegenharren zu können.

Ein wenig später begann der Nebel sich in einer Richtung durchzuklären und als die Abendsonne ihre letzten, hellblitzenden Strahlen ausgoß, sahen wir in der Entfernung die Insel Jan Mayen mit dem hohen vulkanischen Gipfel des Berges Beerenberg liegen, der, weit über die Wolken hinausreichend, jetzt die Strahlen der untergehenden Sonne aus seiner enormen Höhe von sechstausend achthundert und siebzig Fuß über dem Meeresspiegel auf die ebene Erde herniederwarf.

Die trügerische Natur des Lichtes veranlaßte uns, die Insel nur für wenige Meilen weit entfernt zu halten, und da die Meerströmungen das Eis eben fast ganz genau jener Richtung zuzutreiben schienen, so stieg die ziemlich zuversichtliche Hoffnung in uns auf, daß wir, falls der „Pfeil“ wirklich gar nicht zurückkehren sollte, um uns aufzunehmen, auch auf diesem Wege Land erreichen würden.

Diese Hoffnung wurde noch erhöht durch die Erinnerung an die Thatsache, daß wir noch vor wenigen Tagen bemerkt hatten, daß sich rings um die Insel herum bereits ein großer, breiter Gürtel von Eis gebildet hatte, der sich durch neu antreibende Eisschollen, die sich an den äußersten Seiten festsetzten, noch fortwährend vergrößerte und verbreitete.

Mit der ängstlichsten Sorge klammerten wir uns an die Hoffnung, daß auch das Eisfeld, auf welchem wir uns befanden, zu jenen dorthin treibenden Massen gehöre und daß die Strömungen unserem Felde gestatten würden, den Eisgürtel um die Insel unmittelbar so zu erreichen, daß es uns möglich wurde, festen Boden zu erreichen.

Als die Nacht herankam, versank die Sonne mit bleicherem und bleicherem Glanze am Eishorizonte, so daß jenes hinsterbende Licht uns schnell auch die letzte Möglichkeit, etwas wahrzunehmen, benahm, ausgenommen die schattenhaften Gestalten einiger Vögel, welche das Land aufsuchten.

Digitized by Google

Sehr bald darauf begannen indessen, wie expreß gesandt, um uns in der entsetzlichen Einsamkeit in etwas zu trösten, die Sterne mit einem Glanze und einer Pracht durch den klaren Aether zu erglänzen, wie ich es bis dahin auch nicht annähernd jemals gesehen hatte, während das Eis an tausend Stellen die herrlichsten Lichterscheinungen widerspiegelte.

Zahllose andere Sterne, welche auf der Oberfläche des Wassers umherschwammen, störten, durch die Bewegungen des Eises hin und her geschaukelt, viele Millionen phosphorischer Halbthierchen auf.

Kein Laut unterbrach die feierliche Stille, ausgenommen derjenige des gegen die Eiskanten spülenden Wassers oder der schrillende Schrei eines einzelnen Vogels, der vielleicht seine Genossenschaft verloren hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ueber eine malayische Wasseruhr berichten Petermann's geographische Mittheilungen: „Der Naturforscher Wallace erzählt in seinem reizenden Buche über den indischen Archipel, wie er im Dezember 1856 auf einem malayischen Fahrzeuge von Makassar nach den Aru-Inseln übergesetzt sei und bei dieser Gelegenheit außer den großen Vorzügen dieser von jedem Oel- und Theergeruch freien Bambusgebäude auch eine eigenthümliche Schiffsuhr kennen gelernt habe, „eine höchst sinnreiche Erfindung, die eben so wohl bei rauhem als bei schönem Wetter einen guten Zeitmesser abgibt." „Es ist," sagt Wallace, „ganz einfach ein halb mit Wasser gefüllter Eimer, in welchem die Hälfte einer gut gereinigten Kokosnußschale schwimmt. Am Boden der Schale befindet sich ein sehr kleines Loch, so daß ein feiner Wasserstrahl eindringt, wenn sie im Eimer schwimmt. Dadurch füllt sich die Schale allmälig und die Größe der Oeffnung ist dem Rauminhalte der Schale so angepaßt, daß dieselbe genau nach einer Stunde untersinkt. Die Schiffswache ruft alsdann die Zahl der Stunden seit Sonnenaufgang und setzt die Schale wieder leer auf das Wasser. Dies ist ein sehr guter Zeitmesser. Ich prüfte ihn nach meiner Uhr und fand, daß er von einer Stunde zur anderen kaum eine Minute differirt, auch hat die Bewegung des Schiffes durchaus keinen Einfluß darauf, da das Wasser im Eimer natürlich horizontal bleibt. Für ein halb wildes Schiffsvolk hat diese Uhr den großen Vortheil, daß sie leicht verständlich, groß und augenfällig ist, und daß das Untersinken am Ende der Stunde mit etwas Geräusch und Bewegung des Wassers verbunden ist, was die Wache aufmerksam macht. Geht sie verloren, so läßt sie sich im Hafen rasch ersetzen."

[Besteigung des Montblanc.] Am 28. Juni d. Js. wurde der Montblanc von dem Engländer Palmer Gaunon und Joseph Nicolet aus Lyon bestiegen. Die Karawane brach um sechs Uhr Morgens von Chamounix auf und kam um 4 Uhr Nachmittags auf den Grands Moulets an. Gegen halb zwei Uhr des nächsten Morgens setzte man den Aufstieg fort und erreichte nach Sieben das große Plateau. Da der Korridor wegen des Schneefalls nicht zu bewältigen war, mußte man sich unter dem Dome du Gonte eine Passage erzwingen und achthundert Stufen in das Eis hauen. So kam man auf die Buckel des Dromedar. Der Wind blies heftig. Mehreremale waren die beiden Touristen und ihre Führer in Gefahr, in den Abgrund gestürzt zu werden. Nach unerhörten Anstrengungen gelangte man gegen zwölf Uhr auf den Gipfel des Montblanc. Palmer Gaunon wurde hier ohnmächtig und mußte in eine Eisgrotte gebracht und mit in Rum getränkten Schneeballen frottirt werden. Die Hütte des Grands Moulets wurde wieder über die Buckel erreicht; es war Dieß eine der gefährlichsten Expeditionen, die je unternommen wurden. Um acht Uhr Abends kam man in Chamounix an.

Charade.

(Zweisylbig.)

O schrecklich Bild, das meine Erste nennt,
Ein blutig Würfelspiel der Potentaten,
Ein Wettersturm, der keine Schranke kennt,
Wenn seine Todesblitze sich entladen!

O friedlich Bild, wenn uns die Letzten bringt
Ein holdes Weib, mit Gaben reich beladen,
Daraus ein Meer von Düften zu uns dringt
Nach heißer Tage mühevollen Thaten!

O glücklich, wem des Ganzen Wonne lacht,
Wenn es in allen Stücken wohlgerathen:
Zwar Mord und Brand wird gleichfalls hier vollbracht,
Doch seid Ihr freundlich dazu eingeladen!

Geschichtskalender.

18. Juli 1775. Geburtstag des Geschichtschreibers Rotteck (Freiburg im Breisgau).
„ 1826. Enthüllung der Blücherstatue in Berlin.
19. Juli 1824. Augustin Iturbide, Kaiser von Mexiko wird in Padilla erschossen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 165 Dienstag, 20. Juli 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Dieses hübsche Mädchen, im Alter von ungefähr 18 Jahren, hatte in ihrer Erscheinung ganz den poetischen Typus der lieblichen Bretagnerinnen. Ihre großen, lebhaften, ja beinah' leidenschaftlichen Augen, ihre seidenen, aschblonden Haare, die vollkommen gebildete Gestalt, so wie der blaßrothe Teint erhoben sie zu einer hinreißenden Schönheit.

Während sie leicht auf dem Verdeck des Luggers einherschritt, faltete sie eine Art Mantel auseinander, den sie sich graziös um die Schultern warf, eine nützliche Vorsicht, indem die Wogen, welche gegen den Jean-Louis schlugen, das Verdeck desselben in seiner ganzen Breite mit einem feinen Regen bedeckten.

„Aha, die Brautleute! Nun, habt Ihr genug gekost?" fragte lächelnd der Schiffsherr, als er die jungen Leute auf sich zuschreiten sah. Er sprach jetzt französisch, während er sich vorher, um mit Bervic zu sprechen und Befehle an die Schiffsmannschaft auszutheilen, des bretagnischen Dialekts bedient hatte.

„Ei, Herr Marcof," versetzte das junge Mädchen, „seit Sie die Luken haben schließen lassen, begann es da unten an Luft zu mangeln."

„Wenn das nicht geschehen wäre, so würden, meine liebenswürdige kleine Yvonne, höchst wahrscheinlich die Sturzwellen Eure Unterredung gestört haben."

„Heilige Marie! welch' eine Veränderung des Wetters!" rief der junge Mann, indem er einen staunenden, ja beinahe furchtsamen Blick um sich warf.

„Oho, mein Junge," sagte Marcof, „es scheint als ob, wenn Du bei Deinem Liebchen sitzest, der liebe Gott immerhin mit all seinem Zorn losbrechen könnte, ohne daß Du es gewahr wirst. Seit fast einer Stunde tanzen wir schon auf den verteufelten Wellen herum; aber was mich am meisten wundert, ist, daß Du hier vor mir stehst und nicht auf Deiner Hängematte liegen geblieben bist."

„Und warum soll ich es thun, wenn es Yvonne nicht thut?"

„Das kommt, weil Yvonne die Tochter eines Matrosen ist, weil sie selbst mit ganzer Seele an der See hängt, und weil sie fähig wäre, das Ruder zu führen, wenn sie nur Kraft dazu hätte. Nicht wahr, meine Tochter?" fragte Marcof, sich an Yvonne wendend.

„Ohne Zweifel," antwortete jene, „Ihr wißt ja, daß ich meinen Vater, so lange er die See befahren, nie verlassen habe."

„Ich weiß es, daß Du eine brave Bretagnerin bist, und daß die heilige Jungfrau, welche Dich beschützt, auch dem Jean-Louis Glück bringen wird. Ah, Jahoua, Du wirst eine brave tüchtige Frau haben und wenn Du Dich Deines Glückes nicht würdig zeigst, so wirst Du mit allen Seeleuten Penmarckh's, mich voran, Abrechnung zu halten haben. Siehst Du, Yvonne ist unser aller Kind. Wenn ein Schiff seine Anker lichten will, so muß sie da sein, sie muß inmitten der zur Abreise gerüsteten Schiffsmannschaft beten, denn ein Gebet von Yvonne, das ist eine Empfehlung für den Himmel."

„Ich liebe Yvonne von ganzer Seele," sagte Jahoua mit aufrichtigem Tone, „und der Beweis, daß ich sie liebe, ist, daß ich ihr Bräutigam bin."

„Schon recht, mein Junge, aber — siehst Du, bei dieser ganzen Liebesgeschichte da ist Etwas, was mich bedenklich macht, das ist —"

Marcof brach plötzlich ab, als ob die Furcht, einen peinlichen oder ärgerlichen Gegenstand zu berühren, ihm den Mund geschlossen habe. Jahoua machte ein Zeichen der Ungeduld und Yvonne, deren Verlobter ihre beiden Hände hielt, senkte erröthend den Kopf. Die Worte des Schiffsherrn hatten sicherlich in ihnen eine traurige Erinnerung geweckt.

„Donnerwetter," schrie Marcof nach kurzem Schweigen, „der Sturm verdoppelt sich ja. Das Ruder nach Backbord, Bervic!" wandte er sich in bretagnischem Dialekt an den Mann, welcher das Steuerruder führte.

Der Sturm nahm von Minute zu Minute zu. Ein furchtbarer Donnerschlag folgte dem andern. Marcof übernahm jetzt selbst die Führung des Schiffes.

„Laßt die Mars- und Vorstagsegel los!" befahl er.

Bei dem unerwarteten Befehl, die Segel während dieses höllischen Sturmes dem Winde Preis zu geben, blieben die Matrosen, ganz bestürzt, unbeweglich stehen.

„Zum Teufel! Jeder an seinen Posten!" rief Marcof mit so befehlendem Tone, daß Jeder seine Pflicht that.

Wenige Sekunden später flog der Jean-Louis, bedeckt mit Segeln, durch die Wellen, und sein Steuerbord war so vorwärts geneigt, daß die unteren Raaen ganz ins Meer tauchten.

„Yvonne," wandte sich Marcof jetzt mit sanfter Stimme zu dem jungen Mädchen, „mir thut es sehr leid, daß Dich Dein Vater auf mein Schiff gebracht hat."

„Und warum, Marcof?"

„Weil der Sturm so heftig ist und — weil, sollte dem Jean-Louis ein Unglück passiren — der alte Yvon sich nicht trösten könnte."

„Habt Ihr Sorge um den Lugger?" fragte Jahoua.

„Wir sind in Gottes Hand, mein Junge. Ich thue, was ich kann, aber der Sturm ist heftig und die Felsen von Penmarckh sind nicht weit."

„Heilige Jungfrau, beschütze uns!" rief das junge Mädchen.

„Fürchte nichts, meine liebe Yvonne," sagte Jahoua, „der gute Gott sieht unsere Liebe, und wird uns retten. Haben wir nicht vor unserer Einschiffung zur heiligen Jungfrau gebetet, daß sie unsern Bund segnen möge? Gott prüft uns, aber er will uns nicht strafen. Wir haben es nicht verdient."

„Du hast Recht, Peter, vertrauen wir auf Gott."

„Unterdessen, meine Tochter," versetzte Marcof, „will ich das Endchen Tau suchen, welches am Fuße des Fockmastes lag. Halt, da ist es. Jetzt, binde es fest um Deinen Leib; hilf ihr, Jahoua. So, komm her, es ist gut," fuhr er fort, indem er das Ende der Schlinge, welche um den Körper des jungen Mädchens geschlungen war, in seine Hand nahm, „fürchte Nichts; wenn wir untergehen oder an die Küste geschleudert werden, so werde ich Dich retten."

„Nein, nein!" rief Jahoua leidenschaftlich, „wenn irgend Jemand im Fall der Noth das Recht hat, Yvonne zu retten, so bin ich es, dem das Recht zukommt."

„Du, mein Bursche, bekümmere Dich um Deine Angelegenheiten, und laß mich die meinigen wie mir's beliebt ausführen. Yvon hat mir seine Tochter anvertraut, mir, verstehst Du, und ich muß sie ihm zurückbringen oder mit ihr sterben."

„Wenn es Gefahr hat, Marcof, so laßt mich und rettet Euch!" bat Yvonne.

„Land!" rief eine helle Stimme vom Mastkorb herab.

In diesem Augenblick erleuchtete ein blendender Blitz den Horizont und trotz der dunklen Nacht konnte man die steilen Ufer erkennen, welche sich wie riesige schwarze Massen am Steuerbord des Jean-Louis aufthürmten. Der Sturm riß das Fahrzeug mit rasender Geschwindigkeit fort.

„Marcof!" bat der alte Servic, der an seinen Herrn herangetreten war, „Marcof, im Namen des Himmels, laßt die Segel einziehen, oder wir Alle sind verloren."

„Still!" befahl ihm Marcof, „auf Deinen Posten! Nimm Dein Beil, und bei Deinem Leben, dem Ersten, der sich weigert, zu gehorchen, spalte den Kopf!"

Der Matrose ging, ohne ein Wort zu verlieren, auf das Vorderdeck, während er bei sich dachte, sein Herr habe den Verstand verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Auf einer Eisscholle.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir uns, soweit dies anging, fest in unsere Kleider eingewickelt hatten, legten wir uns, der Wärme wegen, ganz dicht neben einander auf das Eis nieder und versanken nach so vielen Anstrengungen und Aufregungen schnell in tiefen Schlaf.

Die Dunkelheit währt in diesen Breiten zu gewissen Jahreszeiten nur sehr kurze Zeit.

Wir erwachten, als eben der Tag anbrach, mit steifen, erstarrten Gliedern und nassen Kleidern.

Unser Schlaf war nur sehr kurz gewesen.

Am Himmel hingen große Massen weißer Schneewolken und der Wind war kalt und beißend scharf.

Wir bestiegen zusammen einen in der Nähe belegenen Eishügel, um uns von dort aus über unsere Lage näher zu unterrichten.

Ein Schiff war nirgends sichtbar und zu unserem höchsten Schrecken fanden wir, daß wir in Folge einer anderen Strömung, in welche das Eisfeld gerathen sein mußte, unsere Entfernung von der Insel nunmehr mit jedem Augenblicke vergrößerten.

Wie der Morgen vorrückte, stieg der Wind wieder zum Sturme und die Bewegung unseres Feldes durch's Wasser wurde dadurch natürlich noch mehr beschleunigt.

Mit großer Heftigkeit stießen andere Eisfelder gegen das unserige, da aber keines derselben größer und fester zu sein schien wie dieses, so fanden wir es nicht für gut, es zu verlassen.

Vögel aller nur möglichen Art umschwirrten uns in dichten Schwärmen und kamen, uns neugierig anglotzend, nicht selten so unmittelbar in unsere Nähe, daß wir fast im Stande gewesen wären, sie mit den Händen zu greifen.

Einen ziemlich großen, mir unbekannten Vogel, welchen ich schoß, verzehrten wir in unserem Heißhunger roh.

Die trockenen, warmen Federn der Vögel, welche ich schoß, waren uns ganz nützlich, denn wir kamen auf den Gedanken, sie zwischen den Körper und die nassen Theile unserer Kleidung zu stopfen.

Nachdem wir unseren Durst durch Stücke von Eisschwassereis gestillt hatten, so gut es aufgehauter und dann wieder gefrorner Schnee liefern kann, nahmen wir wieder unsere Tabackspfeifen zur Hand.

Während des Vormittags erschien am Horizonte eine lange, dunkelblaue Linie, woraus wir natürlich den Schluß zogen, daß wir uns einer ausgedehnten Fläche offenen, eisfreien Wassers näherten, und die uns umgebenden Kanäle fließenden Wassers nahmen schnell ganz außerordentlich an Zahl sowohl wie auch an Länge und Breite zu.

Die Hoffnung, Jan Mayen's Insel zu erreichen, verließ uns jetzt gänzlich und unsere einzige Rettung lag offenbar nur noch in der Möglichkeit, daß wir von irgend einem vorüberseglenden Schiffe aufgenommen wurden.

Ein schwerer, furchtbar dichter Schneefall, der jetzt begann, trug natürlich auch nicht wenig dazu bei, unsere niedergeschlagene Stimmung noch zu erhöhen.

Auch von der Kälte, welcher wir bereits so lange ausgesetzt gewesen, begannen wir jetzt ernstlich zu leiden, denn alle Mühe, welche wir uns gaben, durch körperliche Bewegung die Blut-Cirkulation naturgemäß in Gang zu erhalten, war vergebens.

Die Haut fühlte sich rauh an und schmerzte bei jeder Berührung, unsere gesprungenen Lippen schmerzten ganz außerordentlich, unsere Augen schwollen an und waren stark mit Blut unterlaufen und mir wurde sehr ernsthaft bange davor, daß wir alle Beide schneeblind werden möchten.

Um wenigstens solch ein entsetzliches Unglück zu verhüten und da ich sehr wohl wußte, daß es nicht die Qualität, sondern vielmehr die Quantität von Licht ist, der man sich, um Schneeblindheit zu vermeiden, nicht aussetzen darf, so verfertigte ich zwei Paar Augenbeschützer, indem ich aus meiner Jagdtasche vier kleine runde Stücke Leder herausschnitt, von denen jedes in der Mitte nur eine ziemlich schmale Spalte hatte, um das Licht hindurch zu lassen.

Was mich auf diese Idee brachte, war hauptsächlich, daß ich mich erinnerte, gehört zu haben, daß die Eskimo's hölzerne Brillen ähnlicher Konstruktion zu gebrauchen pflegen.

In Wirklichkeit gewährte uns auch diese meine Erfindung große Erleichterung.

Trübe schritten wir auf unserem Eisfelde auf und nieder, als wir plötzlich einen ganz langgezogenen Ton vernahmen, der sich sehr ähnlich mit dem einer entfernten Brandung anhörte.

Wir rannten nach der Kante des Eises, um nach der Ursache zu sehen, und fanden nun, daß jenes Geräusch durch die Bewegungen einer großen Heerde von Seehunden hervorgebracht wurde, die sich Alle auf's Aeußerste anstrengten, Einer womöglich immer vor dem Andern oder über ihn hinweg das Eisfeld zu erklettern, auf welchem wir uns befanden.

Im ersten Augenblicke vermochte ich mir die augenscheinlich ganz außerordentliche Angst dieser Thiere natürlich schlechterdings gar nicht zu enträthseln, doch das Erscheinen der rasirmesserartig geformten Rückenflossen und der ausgezackten Waffe des Schwertfisches klärten mich mit einem einzigen Schlage über die Sache auf.

Anfangs schenkten die Seehunde unserm Geschrei und unserem zurückweisenden Gestoße nicht die geringste Aufmerksamkeit, denn wir ließen es weder an dem einen, noch an dem anderen fehlen, da wir nicht geringe Furcht hegten, daß das Gewicht aller jener Thiere so schwer sein möchte, daß unser ganzes Eisfeld darüber zu Trümmern ginge.

Der Knall meiner mit einer Kugel geladenen Flinte und der Tod eines Thieres verjagten sie nach einem andern Eisfelde ganz in der Nähe.

Der so gewonnene Seehund leistete uns übrigens keineswegs unwichtige Dienste.

Bevor der Körper noch kalt werden konnte, schnitt ich ein sehr großes Stück Speck unter dem Fell heraus, welches wir mit wahrhafter Gier verschlangen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Die Schulen in Siebenbürgen.] Gegen die Nivellirungsgelüste der Magyaren, welche von Mißgunst und Vernichtungslust gegen die deutsche Bildung der Siebenbürger Sachsen erfüllt sind, schreibt die „N. Fr. Pr.:“ Die Sachsen werden nicht zu vernichten sein. Ihre Burgen und Kirchen sind nur noch ein Schutz gegen Diebe und Brandstifter, nicht mehr gegen Heere; aber eine andere unzerstörbare Burg haben sie gerettet, gegen welche auch die Kanonen nichts ausrichten. In jeder Burg, in jeder Kirche befand sich ein Schulthurm. So besorgt waren die Sachsen um den Unterricht der Kinder, daß sie denselben nicht während der Belagerungen pausiren ließen. In eigens zu dem Zwecke erbauten, festen Thürmen mußte der Lehrer wie in Zeiten des tiefsten Friedens die Kleinen anleiten. Dieser Bildungsdrang lebt heute noch mächtig in dem Völkchen. Orte mit zwei- bis dreitausend Einwohnern besitzen mehrere Schulen. Die Gewohnheit, daß jeder Sachse, der eine höhere Bildung erstrebt — und die Zahl solcher ist unverhältnißmäßig groß — deutsche Universitäten besuchen muß, läßt sich nicht ausrotten. Sächsische Gelehrte und Geistliche unterhalten enge Beziehungen mit den wissenschaftlichen Kapazitäten des Heimathlandes; so standen Einzelne mit Alexander v. Humboldt, den Grimm und Böckh in lebhaftem Briefwechsel; so haben ihrer Manche heute ebenso lebhaften Gedankenaustausch mit den Zierden unserer Hochschulen.

Digitized by Google

Die Werke deutscher Wissenschaft und Kunst lassen sich nicht von Siebenbürgen absperren. An den Schulthürmen wird alle Macht der Sachsenfeinde zerschellen.

[Gefahren der Taschenspielerkunst.] Wenn der Dr. Epstein in Paris in Folge eigener Unachtsamkeit sich einen Ladestock durch die Brust schießen läßt, so ist das seine eigene Sache, und es ist nichts dagegen zu sagen: jedes Geschäft hat seine Unbequemlichkeiten! — Wenn aber ein Taschenspieler sich in die Gefahr begibt, vor einem Publikum aufzutreten, das in solchen Sachen keinen Spaß versteht und es übel nimmt, wenn es getäuscht und überrascht wird, dann ist die Aufgabe eine sehr heikliche. — Das Publikum in den Etablissements des Far West, des fernen weiten Amerika's, ist ein solches, wie folgende Geschichte beweist. — Ein Prestidigitateur war nach Omaha gekommen, um vor den dortigen Bergleuten, den Erdarbeitern und Pionieren der Pacific-Eisenbahn Vorstellungen zu geben. — Am ersten Abend ging Alles sehr glatt und gut, die Zuschauer kamen in die beste Stimmung und der Hauptcoup mit dem geladenen Karabiner war an der Reihe. Der Künstler gab die Waffe an einen der Zuschauer, einen richtigen amerikanischen Jungen wie er im Buche steht, und bat, damit auf ihn zu schießen. Der ließ sich das nicht zweimal sagen, legte an, drückte los, und mit seinem verbindlichsten Lächeln zeigte der Künstler die Kugel, welche er angeblich mit der Hand aufgefangen hatte. — Der halbwilde Bursche, der den Schuß gethan, ist bestürzt, reibt sich die Augen, weiß nicht wie ihm geschehen, während die Andern in ein lautes Gelächter ausbrechen. Da kommt er sofort wieder zur Besinnung und ruft: „Gott verdamm' mich, in meinem Leben habe ich noch keinen Menschen zweimal gefehlt!“ Und seinen Revolver aus dem Gürtel ziehend, schießt er dem Taschenspieler eine Kugel in die Schulter. — Wir brauchen wohl nicht zu erwähnen, daß diese erste Vorstellung die letzte war, welche der arme Teufel in dieser angenehmen Gegend gab.

Auf den Antillen und besonders auf Cuba sind die Kröten außerordentlich häufig und werden in allen Häuser gern geduldet, und zwar in solchem Grade, daß sie unter den Betten umherspazieren. Solche Gunst haben sich diese Thiere dadurch erworben, daß sie eine unermüdliche Jagd auf Wanzen machen, eine der schrecklichsten Landplagen der Wohnungen. Ein Engländer, der auf seiner Reise Cuba berührte, wollte eben zu Bett gehen, als er fünf Kröten von sehr ansehnlichem Körperumfang umhergehen sah. Dergleichen war er nicht gewöhnt; er klingelt sogleich und verlangt in heftigen Worten, daß man diese eckelhaften Thiere entferne. Es kam ein Knabe, der sich sehr in Acht nahm, die nützlichen Gäste zu verletzen, sie sehr vorsichtig aufnahm und in ein anderes Zimmer setzte.

Auch die deutsche Kolonie in Brüssel hat offenbar von dem praktischen Sinn der Belgier etwas angenommen und gelernt, das Ideale nützlich zu verwerthen. Es besteht hier ein Schiller-Verein, der statutengemäß den Zweck hat — etwa arme Schriftsteller, Dichter, Künstler zu unterstützen? Die Poesie zu pflegen? Die Mitglieder zu künstlerischen und idealen Bestrebungen zu vereinigen? — Nein: armen und hilflosen Deutschen die Mittel zur Rückkehr in ihre Heimath zu gewähren, deutsche Vagabunden über die Gränze zu schaffen! Der Zweck ist sehr lobenswerth, aber der Verein hat sich einen seltsamen Schutzpatron gewählt.

[Ein Fräulein Offizier.] Die Frage, ob eine Dame Offizier werden könne, ist bejahend beantwortet. Fräulein Mareschal aus Gevrosin ist zum Offizier der Akademie ernannt worden. Als in dem genannten Orte die Blattern ausbrachen, hatte sich dieses Fräulein, eine Lehrerin, als intelligente Handlangerin der Aerzte besonders ausgezeichnet; sie wohnte ihren Berathungen bei und opferte ihre freie Zeit bei Tag und Nacht der Pflege der Kranken. Der französische Unterrichtsminister hat ihr für diesen löblichen Eifer die silbernen Palmen verliehen.

[Die Weiber, die Weiber!] Die Kaiserin Eugenie gab kürzlich eine kleine Fête champêtre und trug dabei einen Frühlingsanzug für — fünfzigtausend Francs. Die Kleider der drei Grazien der Tuilerien, der Marquise von Gallifet, Prinzessin v. Metternich und Gräfin Pourtales, schätzte man auf 100—120,000 Francs.

Räthselfrage.

Welcher deutsche Fluß hat Stunden weit kein Ufer?

Geschichtskalender.

20. Juli 1495. Graf Eberhard im Barte wird vom Kaiser zum Herzog ernannt.
„ 1866. Seeschlacht bei Lissa. Re d'Italia in Grund gebohrt.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallgndt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 166 Mittwoch, 21. Juli 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

II.

Unter Allen Küsten der alten Bretagne ist die wildeste und einsamste sicher die von Penmarch. Der Reisende erschrickt unwillkürlich beim Anblick derselben. Ein seltsames Chaos aufeinander gehäufter Granitfelsen versperrt die Aussicht und die Sage geht, daß sich hier vor Zeiten eine große blühende Stadt erhoben habe, welche in einer einzigen Nacht von der wüthenden See verschlungen worden sei und man jetzt nicht ein Mal mehr den Namen von ihr wisse.

Steil herabfallende Ufer, verstreute und wie durch eine mächtige Sturmfluth auf einander gehäufte Blöcke, kein Baum, kein Grün, als das der Meeralgen, welche aus den Spalten der Klippen heraushängen; ein schmales, fortwährend unter den Stößen des Meeres erzitterndes Vorgebirge; das ist der Anblick von Penmarch, selbst bei ruhigem Meer. Aber wenn der Südwind die Fluth über die Ufer jagt, wenn der Himmel sich verdunkelt und der Sturm sich erhebt, dann ist es unmöglich, sich eine Vorstellung von dem großartigen mehr aufregenden als schrecklichen Anblick zu machen, welchen dieser Theil der Küste von Cornwallis darbietet.

Man könnte fast glauben, daß die Wogen und die Felsen, der Geist der Gewässer und der Geist der Küste sich hier einen jener furchtbaren Kämpfe liefern, dessen Ausgang stets die Vernichtung des einen Gegners bedingt. Die gewaltige Stimme des Ozeans erdröhnt so laut, daß man es fünf Meilen im Innern des Landes hören kann und selbst die Bewohner von Quimper erzittern bei diesem furchtbaren Tosen.

Hunderte von Felsspitzen, mit denen das Meer ringsum bedeckt ist, versperren den Durchgang und erheben sich als unzureichende Schutzwehr gegen die Wogen, welche gegen sie anstürmen und sie erschüttern.

Wenn man an dieser Art natürlicher Befestigung vorbei ist und dem Ufer in der Richtung von Audierne folgt, entdeckt man, zur Hälfte am Vorgebirge Penmarch vorbeisegelnd, einen schmalen natürlichen Hafen, der Schiffen mittlerer Größe einen guten Ankergrund bietet. Allunter der Zufluchtsort einiger Schifferbarken ist er zumeist leer, denn die Felsen, welche seine Einfahrt versperren, bieten dem Schiffer so viele Gefahren, daß es zu den Seltenheiten gehört, den Hafen von Jemand Anderem besucht zu sehen, als von einheimischen Schiffern.

Nichts desto weniger ist es dieser Hafen, welchen der Jean-Louis bei einer so dunkeln Nacht und bei diesem furchtbaren Sturm trotz der gefahrdrohenden Klippen als Zufluchtsort aufsuchen will.

Der Lugger flog mit der Geschwindigkeit eines abgeschossenen Pfeils dahin und Marcof, welcher immer noch Yvonne in seiner Nähe hatte, führte das Steuerruder.

„Donnerwetter!“ sprach er für sich, den Horizont musternd, „alle Jungen von Penmarch scheinen heut närrisch geworden zu sein, denn kein einziges Feuer ist an der Küste.“

„Ein Feuer rechts,“ rief der immer noch im Mastkorb befindliche Schiffsjunge, gleichsam als Antwort auf Marcof's Bemerkung.

„Unmöglich,“ rief dieser, „wir haben noch nicht die Bai passirt, das weiß ich sicher.“

„Ein Feuer am Bug“, rief Bervic.

„Ein Feuer am Steuerbord“, schrie ein Zweiter und „Ein Feuer am Backbord“ ein Dritter.

„Donnerwetter! brüllte Marcof, mit dem Fuße aufstampfend, „alle Teufel der Hölle haben heut Feuer auf der Küste angezündet!“

„Frevelt nicht, Marcof!“ bat Yvonne. „Der Sturm hat uns ganz vergessen lassen, daß heut' Johannisfest ist, und daß die Feuer, welche wir sehen, Freudenfeuer sind.“

„Schöne Freudenfeuer, sie zeigen uns ebenso gut den Weg zu den Klippen, wie zur Bai.“

Marcof setzte jetzt ein silbernes Pfeifchen an seine Lippen und entlockte demselben einen schrillen Ton.

Bervic kam herbei und der Kommandant sagte, nachdem er das Tau, welches er um Yvonne geschlungen, losgebunden und das Steuerruder an Bervic übergeben hatte:

„Steure rechts und vermeide die Strömungen. Du aber mein Kind,“ wendete er sich an Yvonne, „bleibe am Fuße des Mastes, und wenn Dir Dein Leben lieb ist, rühre Dich nicht von der Stelle, damit ich im Augenblicke der Gefahr Dich wiederfinden kann. Bete

Digitized by Google

zu Gott um unsere Rettung, ohne ihn sind wir verloren.

Die hübsche Bretagnerin kniete nieder und betete inbrünstig und Jahoua, welcher an ihrer Seite niedergekniet war, vereinte sein Gebet mit dem ihrigen.

Marcof aber stieg in den Mastkorb empor und zog aus seiner Tasche ein kleines Nachtfernrohr, um sich den Horizont zu betrachten: aber trotz des Rohrs und trotz dem geübten, an Nebel und Dunkelheit gewöhnten Auge eines Seemanns, konnte er nichts entdecken als Wasser und Wolken. Nur die Nebelmasse, welche zur Rechten des Schiffes dichter schien, zeigte die Nähe des Landes an.

„Diese Feuer werden uns verderben," sprach er für sich, „der Jean-Louis ist am Cap Penmarkh vorbeigesegelt und läuft auf die Todtenbucht zu." —

Diese Bucht, deren Name schon hinreicht, die Herzen der Seeleute und Schiffer erzittern zu machen, ist ein kleiner stiller Meerbusen, zu welchem eine mächtige Strömung die unvorsichtigen Schiffer, die sich ihr anvertrauen, führt. Diese Bucht hatte schon so viele Schiffbrüche gesehen, und man hatte an ihren Ufern schon so viele Leichen verunglückter Schiffer gefunden, daß ihr unheimlicher Name vollständig gerechtfertigt war.

Kaum hatte Marcof die Gegend erkannt, als er sich an einem Seile von der Höhe des Mastkorbs heruntergleiten ließ und die Führung des Schiffes wieder selbst übernahm.

„An die Brassen und Boleinen!" kommandirte er. „Fertig zum Wenden! Muth, ihr Jungens! Die heilige Jungfrau wird uns nicht verlassen. Vorwärts, Jahoua, du bist jung und kräftig, geh' meinen Burschen mit einem guten Beispiel voran!"

Das Manöver war schwierig.

Es galt unter dem Wind zu wenden. Ein heftiger Windstoß, eine mächtige Welle, welche das Schiff im Augenblick des Umwendens von der Seite fassen würde, könnte es umlegen.

Der Jean-Louis ging, Dank der Vortrefflichkeit seines Kommandanten und der Schnelligkeit seiner Matrosen, siegreich aus diesem gefahrvollen Unternehmen hervor. Die Gefahr war aber trotzdem keine geringere und weniger drohende geworden, denn es galt, gegen den Wind zu segeln und ihn abzugewinnen; ein fast unmögliches Unternehmen, denn man mußte längst der Küste hinsteuern und doch suchen, allmälig die hohe See zu gewinnen. Unglücklicherweise vereinigte sich aber Meer, Ungewitter und Südwind, um den Lugger nach der Küste hinzutreiben. Je mehr man sich von der Todtenbucht entfernte, desto mehr näherte man sich den Felsen des Cap Penmarkh. Schon zeigte sich die „Fackel", die vorderste der Klippen, wie ein schwarzer unheilverkündender Punkt über den Wogen.

Marcof ließ die Mars-, Fock- und Untersegel aufgeien und der Jean-Louis fuhr nur mit dem Vorstagsegel. Die Laternen waren am Mast und den hohen Raaen emporgezogen.

Yvonne betete fortwährend und Jahoua hatte wieder neben ihr Platz genommen. Die Schiffsmannschaft stand traurig und still da, und wartete mit Bangen den Augenblick, wo das Schiff auf eine Klippe auflief.

(Fortsetzung folgt.)

Auf einer Eisscholle.

(Fortsetzung.)

Wer an einem kalten Tage ein großes Glas rohen Leberthran hastig austrinkt, wird fast im Augenblicke verspüren, daß sich durch seinen ganzen Körper eine starke Wärme verbreitet, weil der Kohlenstoff, der Wasserstoff und der Sauerstoff, welche im Oel enthalten sind, dadurch, daß sie schnell Prozesse durchmachen, Hitze hervorbringen.

Dieser so aus allererster Quelle in dicker, schwerer Masse hervorrieselnde Seehundsthran war außerordentlich viel erfrischender, schmackhafter und angenehmer zu genießen wie jene ranzigen Leberthrane, die man im Handel antrifft, ergoß durch unsern ganzen Körper eine erwärmende, ziemlich anhaltende Gluth und trug zweifelsohne mit dazu bei, uns auch noch einige Zeit lang nachher die Kälte weniger schwer empfinden zu lassen.

Das Fell, welches wir uns zur Nacht auf dem Boden ausbreiteten, verhinderte den Schnee, unsere Kleider zu durchnässen, und war den Tag über ein trefflicher Schutz gegen den Wind, während das Fleisch genügt hätte, uns viele Tage lang zu sättigen.

Gegen Mittag machte sich uns eine starke unterseeische Strömung dadurch bemerkbar, daß unser Eisfeld in einem Augenblicke stark gehoben wurde, im nächsten dann wieder bedeutend sank, während dumpfe Töne, fast leichten Kanonenschlägen ähnlich, von mehreren Seiten zu uns herüberklangen, die uns verkündeten, daß die Eismassen sich zu lösen begannen.

Stücke abgebrochenen Eises verschwanden hier und dort von den Kanten unseres Feldes und wir konnten unter unseren Füßen eine Art zitternder Bewegung verspüren, welche schnell in ein starkes Schwanken des Feldes überging.

Wir boten Alles auf, unsern jetzt gewiß außerordentlich stark auf die Probe gestellten Muth durch gegenseitigen Zuspruch aufrecht zu erhalten, denn es war ja nur zu klar, daß wir nunmehr schnell dem offenen Meere zutrieben.

Um die Gedanken und Gefühle zu schildern, welche zu diesen Stunden Kopf und Herz bunt durch einander durchwogten, müßte jedenfalls erst eine neue Sprache erfunden werden.

Die uns jetzt so nahe drohende Vernichtung war indessen durch Menschenmacht nicht mehr abzuwenden und so blieb uns denn Nichts weiter übrig, wie uns niederzusetzen und dem Unvermeidlichen mit so viel männlicher Fassung wie möglich entgegenzusehen.

Die Zeit der Selbstbetrachtungen sollte aber diesmal sehr kurz für uns sein, denn im nächsten Augenblick borst unser Feld mit donnerähnlichem Krachen auseinander und durch die große Spalte zischte die Fluth mit einer Wuth und Gewalt hervor, daß die ganze Atmosphäre lediglich mit Schaum und Gischt angefüllt zu sein schien.

Obgleich wir uns aneinander festklammern und den Bootshaken gebrauchen mußten, um dem Ausgleiten auf dem Eise vorzubeugen, so kippte glücklicherweise derjenige Theil des Eises, auf welchem wir uns befanden, nicht über, so wie uns auch die durch die Spalten emporgeschleuderte Fluth nicht erreichte und wir gänzlich trocken blieben.

Ringsumher schienen tausende von Wellen, eine nach der andern, einzig und allein ohne Aufhören die schaumweißen Köpfe in die Höhe zu strecken, um neugierig nachzuspähen, wie bald es ihnen verstattet sein möchte, unsere Leichname zwischen sich hin und her zu schaukeln.

Die Scene war schrecklich, aber dennoch voll Größe.

Vor uns dehnte sich eine schrankenlose Wasserwüste aus und bevor noch die folgende Nacht hereinbrach, trieben wir frei darauf hinaus, nur von in der Nähe schwimmenden kleinen Eisblöcken begleitet.

So lange das Tageslicht anhielt, suchten wir uns mit dem Bootshaken so viele wie nur möglich von diesen Herren zu holen, denn es war unser Zweck, dem Meere eine möglichst große Eisfläche entgegen zu stellen.

Wie wir uns weiter und weiter von den übrigen Eisfeldern entfernten, schien es uns, als trieben wir mit größerer Schnelligkeit vorwärts, die Strömungen indessen verminderten sich, und als wir sahen, daß das Meer noch immer ruhiger zu werden begann, stieg wieder ein mattes Gefühl in uns auf, daß vielleicht doch wenigstens etwas mit dem der Hoffnung gemein haben mochte.

Mehrere Finger waren uns vom vielen Ansetzen des Eises endlich fast völlig starr und abgestorben und es erforderte außerordentlich starkes und anhaltendes Reiben derselben, um gefährliche Frostschädigungen zu verhindern.

Zum großen Glücke hatten wir die Vorsicht besessen, unsere schottländischen, großen Fausthandschuhe gegen alle Feuchtigkeit sorgfältig zu schützen, und diese thaten uns jetzt ganz vorzügliche Dienste.

Der Gefahr, welche uns fortwährende Müdigkeit und der stete Hang zum Schlafen brachte, den zu befriedigen unter diesen Verhältnissen so außerordentlich gefährlich war, begegneten wir dadurch, daß sich stets zur Zeit nur Einer von uns zum Schlafen niederlegte, indem wir die Wache so eintheilten, daß nach meiner Uhr alle zwei Stunden eine neue begann.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein süddeutsches Urtheil über Berlin.] Der bekannte ultramontane Professor Sepp, Mitglied der süddeutschen Fraktion des Zollparlaments, erstattete dieser Tage im Münchener „patriotischen" Verein Bericht über die letzte Zollparlamentssession. Ueber die Eindrücke, die er außerhalb des Parlaments empfangen, äußerte er dabei, einem Bericht der „Augsb. Postzeitg." zufolge, Nachstehendes: Berlin selbst biete Anlaß zu merkwürdigen Beobachtungen. Es habe die natürliche Lage einer Seestadt, denn auf Havel und Spree fahren selbst Seeschiffe bei einer Tiefe von wenigstens 20 Fuß über die Hauptstadt hinauf, ohne umladen zu müssen. Ebenso leicht, wie mit Fischen, Südfrüchten und Kolonialprodukten, verproviantirte die Metropole sich zu Land, und sie nehme einen so wunderbaren Aufschwung, daß sie nach wenigen Dezennien, wenn es so fortgehe, eine Million Einwohner zählen werde; denn jährlich betrage der Zuwachs durch Einwanderung bei 30,000. Ohne die äußerste Anstrengung und Genügsamkeit wäre das Fortkommen so Vieler unmöglich; aber es gebe keinen Ruhetag, und die Familie nehme mit der Hälfte dessen vorlieb, was man in Süddeutschland verzehre. Allerdings eine kaum beneidenswerthe Existenz! Redner sei heuer, wie im Vorjahre, von der Gründung zweier neuer Städte, wenige Meilen von Berlin, Zeuge gewesen. Auf einem sandigen Terrain, wovon der Morgen bei uns nicht 50 fl. gelten würde, dort aber wegen der Nähe einer neu erwachsenden Weltstadt mit 2000 Thlr. und darüber bezahlt werde, habe man, ganz nach amerikanischem Style, erst einen Gasthof, dazu einen Bahnhof gebaut (wo nach kurzer Zeit bereits 15 Züge täglich verkehren), Bäume gepflanzt und kümmerlich Gärten angelegt. Sofort habe man die Stadtvierecke ausgesteckt, die Straßen gepflastert, mit dem Telegraphendraht überzogen, für Gasbeleuchtung gesorgt und die Namen Wilhelms-, Moltke-, Bismarckstraße u. s. w. auf Tafeln geschrieben. Inzwischen wachsen die Häuser wirklich aus der Erde, man könne nur staunen; die Straßenzeilen werden gegenwärtig gebaut, auch habe er den Ruf des Kukuk aus dem jungen Föhrenhain vernommen, als ob sich dieser ganz heimisch fühle. Das Wasser eines nahen Teiches werde nächstens mit Maschinen gehoben und der neuen Stadt, vorläufig Lichtenfelde genannt, zugeführt. Die Spree auf und ab rudern

Schwäne, wie am Eridanus, den man doch nicht in Preußen suche, und blicke man über das Land hin, so sehe man Schiffe mit hohen Masten und geschwellten Segeln mitten durch die Gründe steuern, der Fluß verberge sich im Wiesengrün. Es sei wunderbar, wie dieses scheinbar unfruchtbare Land, weiland des heiligen Reichs Streusandbüchse genannt, an Kultur zunehme und gedeihe.

[Eine Adlerjagd.] Aus Gmünd in Kärnthen wird berichtet: Im Maltathale an der weißen Wand rechts von der Fallers-Alpenhütte, in der Nähe der Stallwand, befindet sich ein Adlerhorst. Nach siebentägiger Lauer gelang es einem Jäger, das Weibchen zu erlegen. Dieses Steinadler-Weibchen wog 90 Pfund und hatte eine 6 Fuß 10½ Zoll große Flügelweite. Dadurch angeeifert, bemühten sich die Jäger, auch das Männchen zu erlegen, so wie den Horst ausfindig zu machen, um sich zugleich der Jungen zu bemächtigen. Es machten sich drei Bauern mit zwei Jägern auf und gingen zur mühsamen Arbeit. Die beiden Jäger blieben in der Felsentiefe, die drei Mann erstiegen die schwindelnde Felsenhöhe und gelangten weit über das Adlernest, das unter einer stark überhängenden Felswand drei Klafter einwärts gelegen ist. Hans Bartelbinder wurde hinabgelassen; er war mit einer 3½ Klafter langen Stange, die mit einem Eisenhaken versehen war, bewaffnet, um damit vorerst den einige Tage zuvor von einem Jäger erlegten Steinadler, welcher im Todeskampfe noch das Nest erreicht hatte, herauszureißen, wobei das ungeheure Thier 100 Schritte in die Tiefe geschleudert wurde. Nun kam die Reihe an die beiden Jungen. Hans Bartelbinder riß mit wuchtigem Schlage das eine Junge heraus und warf es 600 Schritte in die grausige Tiefe, wo es zerschlagen todt liegen blieb, während das zweite gegen 400 Schritte im Gestrüppe hängend gesehen ward und am Leben blieb. Im Neste bemerkte der Bauer Schaf-, Lämmer- und Gemsenknochen.

Die Berliner „Post" erzählt: Eine wohl etwas mehr als exzentrische Anhänglichkeit an ihr kleines Hündchen hat vor einigen Tagen eine Dame bekundet, welche in Gesellschaft desselben in Bernau ein Eisenbahnkoupe bestieg, um nach Berlin zu fahren. Als der Schaffner den Quadrupeden im Personencoupe bemerkte, bedeutete er die Reisende, daß sie sich von ihrem Liebling für die Dauer der Fahrt trennen müsse, weil dieser, reglementsmäßig, das Hundecoupe beziehen würde. Die halbstündige Trennung schien der Dame jedoch unerträglich; schnell entschlossen, schlüpfte sie, mit dem Hündchen auf den Arm in das — Hundecoupe und machte in demselben die Reise nach Berlin; hier soll sie fast ohnmächtig aus der Zelle hervorgezogen worden sein.

(Die europäischen Theater.) In Europa gibt es im Ganzen 1480 Theater. Davon hat Frankreich 337, Italien 289, Spanien 168, England 159, Oesterreich 152, Süddeutschland 115, Preußen 76, Rußland 34, Belgien 34, Holland 23, die Schweiz 20, Portugal 16, Polen 10, Schweden 10, Norwegen 8, Dänemark 5, Griechenland 4, Türkei 4, Rumänien 3, Serbien 1.

In Folge der vielen Todesfälle, welche durch die anhaltende fürchterliche Hitze unter Eisenbahnreisenden vorkommen, hat die Direktion der ostindischen Eisenbahn beschlossen, auf jeder Station der Bahnstrecke eine Anzahl Särge bereit zu halten.

Charade.

Mein Erstes ist bald einer Krankheit Namen,
Bald macht es bei gesundem Leibe Schmerz,
Bald nimmt's in sich der Venus Vögel auf.
Mein Zweites prangt auf Bergen und in Thälern
Und vielfach nützet es den Sterblichen,
Wenn nicht des Himmels Gluthen es verzehren.
Mein Ganzes ist ein Kind von meinem Zweiten,
Gar schüchtern kommt es selten in die Städte;
Doch vor den Thoren sieht man oft es stehen,
Und langsam oft es auf- und niedergehen."

Auflösung des Logogryphs in Nro. 156:

„Hora" est audita!
Spricht der gelehrte Meister,
Und seine Jünger (unbändige Freiheitsgeister)
Zerstieben jetzt, so viel auch ihrer sind,
Wie Spreu im Wind;
Und wenn der Meister selbst ein „Horaz" wäre:
Die Jugend liebt die Freiheit mehr als die schönste Lehre.

M. M.

Geschichtskalender.

21. Juli 1717. Prinz Eugen schlägt die Türken bei Belgrad.
„ 1861. Große Schlacht am Bull-Runs in Nordamerika.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 167 Donnerstag, 22. Juli 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Werf das Log," befahl Marcof dem alten Bervic.

„Wir treiben drei Faden die Minute zurück," berichtete dieser mit der stummen und ruhigen, dem Seemann eigenen Ergebung in das unvermeidliche Schicksal.

„Wie weit sind wir von der Fackel entfernt?"

„Ungefähr dreißig Faden."

„Also haben wir noch zehn Minuten Zeit," sprach Marcof kaltblütig. „Hörst Du, Yvonne? Bete, mein Kind, bete!"

Eine Todtenstille herrschte am Bord. Nur der Sturmwind heulte. Das junge Mädchen betete laut und brünstig zu Gott um Errettung aus der Gefahr. Alle Matrosen knieeten nieder und beteten leise dem jungen Mädchen nach. Da erscholl Bervic's Stimme: „Ein Boot am Backbord!"

Alle Matrosen vergaßen ihre eigene drohende Gefahr, um das noch gräßlichere Schauspiel zu betrachten, daß eine schwache Barke diesen gewaltigen Wogen trotzte und mit ihnen kämpfte.

Ein einziger Mann saß in dieser Barke. Niedergebeugt auf die Ruderstange ruderte er herzhaft und durchschnitt mit erstaunlicher Schnelligkeit und Kühnheit die aufgeregten Wogen.

„Das kann nur ein Teufel sein," brummte Bervic Marcof ins Ohr.

„Einerlei, ob Mensch oder Teufel," laß ihm ein Seil zuwerfen, wenn er an Bord kommen will, denn auf jeden Fall ist er ein braver und tüchtiger Matrose."

In diesem Moment stürzte eine ungeheure, von der Brandung zurückgeworfene Woge in das Meer zurück, und die Barke, welche auf der Spitze dieser Woge dahin fuhr, wurde mit unwiderstehlicher Gewalt wider die Planken des Luggers geworfen. Ein Schrei des Entsetzens erschallte am Bord des Schiffes, denn die Barke war zwischen der Welle und den Schiffsplanken zertrümmert, und der Mann, welcher sie geführt, ins Meer geworfen worden. Aber bevor man Zeit hatte, das Tau, welches die Rettungsboje festhielt, zu kappen, überstieg bereits derselbe Mann, welcher sich an das äußere Kabeltau geklammert, die Verschanzung des Schiffes und sprang auf das Verdeck.

„Keinec!" riefen die Matrosen und „Keinec!" rief Marcof freudig aus.

„Keinec!" wiederholte leise Yvonne, indem sie einige Schritte zurückwich und ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

Jahoua allein blieb unbeweglich stehen und warf nur einen mißtrauischen Blick auf den neuen Ankömmling.

Doch dieser, der die verschiedenen Ausrufe erweckt hatte, bekümmerte sich nicht um die beiden Verlobten, sondern wandte sich an Marcof und sagte, seine Hand ergreifend, leise:

„Ich habe Deinen Lugger an seinen Laternen erkannt, Du warst in Gefahr, darum bin ich gekommen!"

„Dank, Matrose, Gott war es, der Dich schickte. Ich bin ein guter Seemann und weiche Niemand in der Schiffsführung; aber ich muß es gestehen, es gibt unter den ältesten Piloten der Bretagne keinen, welcher gleich Dir ein Schiff zwischen diesen Felsen führen könnte. Geh' an das Ruder! Führe es und befehle, wir Alle werden, ich voran, dir gehorchen."

„Einen Augenblick, ich muß vorher meine Bedingungen stellen."

„Sprich schnell, die Zeit drängt."

„Schwöre mir, wenn ich den Jean-Louis glücklich in den Hafen bringe, das zu gewähren, um was ich Dich bitten werde."

„Wenn es nicht gegen das Heil meiner Seele ist, so schwöre ich es Dir."

„Gut; ich werde Dich an Dein Wort erinnern."

Keinec übernahm nun die Führung und mit einer Unerschrockenheit und Sicherheit ohne Gleichen ließ er das Schiff eine neue Wendung machen und richtete seinen Lauf gerade auf das Cap Penmarch zu. So fuhr trotz der Heftigkeit des Sturmes und der Wogen der Jean-Louis durch ein wahres Labyrinth von Klippen und Riffen und gelangte schnell in den sicheren Hafen.

Keinec hatte außer den wenigen mit Marcof gewechselten Worten während der ganzen Fahrt stillgeschwiegen, und war es der Zufall oder Absicht, keinen Blick auf die zwei Verlobten geworfen.

Als man jetzt landete, faßte Jahoua Yvonne, nahm

sie in seine Arme und sprang mit ihr in einem Satz an das Land.

In dem Augenblick aber, wo das Paar an Keinec vorbeiging, machte derselbe eine heftige Bewegung, seine Züge verfinsterten sich und seine Hand faßte schnell nach dem Gürtel, in welchem ein blankes Messer stack.

Vielleicht wollte er sich auf sie stürzen, aber die kräftige Hand Marcof's legte sich auf seine Schulter.

Keinec erzitterte. „Ah! Du!“ sagte er düster.

„Ja, mein Junge; ich will Dich nur an Deine Worte erinnern, und wenn ich nicht irre, haben wir miteinander zu plaudern, gehen wir deßhalb in die Kajüte.“

Dort angekommen, zeigte Keinec, auf die Frage Marcof's, was sein Begehren, auf eine lange an der Seite der Kajüte aufgestellte Kiste und frazte:

„Nicht wahr in dieser Kiste bewahrst Du Deine Flinten und Karabiner auf?“

„Ja.“

„Oeffne sie darum.“

„Wozu?“

„Hast Du mir nicht versprochen, das Erste zu gewähren, um was ich Dich nach der Rettung des Jean-Louis bitten würde? Nun wohl, das Schiff liegt im sicheren Hafen, ich habe mein Versprechen gehalten, halte Du das Deinige!“

„Ich bin bereit es zu thun. Was begehrst Du?“

„Dein bestes Gewehr, Pulver und Blei.“

„Keinec,“ sagte Marcof, „ich will Deinen Wunsch erfüllen, aber Du willst Unheil anrichten.“

Keinec stampfte, ohne zu antworten, heftig mit dem Fuße. — Marcof öffnete die Kiste.

(Fortsetzung folgt.)

Auf einer Eisscholle.

(Schluß.)

Demjenigen, der die Wache hatte, stand es nach unserer Uebereinkunft zu, wenn nöthig, Thätlichkeiten anzuwenden, um den Schlafenden zu wecken.

Die nun folgende Nacht verging uns traurig genug.

Während der Stunden des Wachens bedurften wir unseres vollen Mannesmuthes, unsere Gedanken über das Elend zu erheben, das wir zu erdulden gezwungen waren, und trotz unseres eifrigen Bestrebens, die Angst zu bannen, wollten sich die düstern Ahnungen, die uns auf ihren schwarzen Fittigen immer und immer auf's Neue zu umrauschen begannen, bald schlechterdings gar nicht mehr verscheuchen lassen.

Am Morgen des dritten Tages trat, eingeführt durch eine ganz eigenthümliche zitternde Bewegung in der Luft, eine plötzliche, große Veränderung in der Temperatur ein.

Die Sonne, welche hell und glänzend aufgegangen war, schoß glühend heiße Strahlen auf uns nieder, das Eis wurde feucht, und hie und dort begann sich sogar in kleinen Spalten Wasser zu sammeln, so daß wir jetzt einer zweifachen Gefahr ausgesetzt waren, von welcher wir vorher nicht die leiseste Ahnung gehabt hatten.

Früher hatte die Gefahr für uns in der Kälte, in den Bewegungen des Wassers und in plötzlichen Revolutionen unter den Eismassen selbst bestanden, jetzt lag sie in der Gewalt der Sonnenstrahlen und der Kraft des Golfstromes.

Wir befanden uns wahrscheinlich innerhalb eines der hufeisenförmigen Kanäle, durch welche die wärmeren Wasser dieser oder jener Abzweigung des Golfstromes sich in den kälteren, aus den Regionen von Spitzbergen herabströmenden, verlieren.

Dieselbe Sonne, welche in fast allen Theilen der Erde die Mannigfaltigkeit von thierischer und vegetabilischer Existenz ins Leben ruft, schmolz jetzt unsere letzte Lebenshoffnung dahin.

Unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen fühlten wir jetzt das Eis sich allmälig erwärmen und unser Feld trug uns bald nur noch gleich einem jeden Augenblick zerreißbaren Laken über die grausen Tiefen dahin.

Der Coup de Soleil der Tropengegenden trifft sein Opfer mit plötzlichem, schnell vernichtendem Streiche, diese nördliche Sonne aber sengte und brannte uns langsam zu Tode.

Die um uns her schwimmenden Eisstücke schmolzen und verschwanden so leise, daß man kaum etwas Weiteres hörte, wie das leichte Gegurgel der Blasen, welche sie auf einen Augenblick auf die Wasserfläche trieben.

Blickten wir zum Firmamente empor, so sahen wir dort nur leichte, weißgekräuselte Wölkchen, welche sich vor der Sonne schnell zerstreuten, und ließen wir die Blicke aufs Eis herabsinken, so nahmen wir wahr, daß dieses unter unseren Füßen langsam dahin bröckelte.

Alles rings umher erschien im Begriffe, sich einer Veränderung zu unterziehen, und eine solche sollte denn ohne Zweifel auch in unserem Sein oder Nichtsein stattfinden.

Die weit und breit herrschende Todtenstille verstärkte nur noch den düstern Eindruck, welchen der Gedanke an das Loos, dem wir nun jeden Augenblick entgegensehen mußten, auf unsere Herzen machte, und unsere so lange bewahrte Fassung begann endlich einer dumpfen Verzweiflung zu weichen.

In grenzenlosem Elend und Todesangst war so ein Theil des Vormittags vergangen, als plötzlich ein lauter Ausruf meines Gefährten mich veranlaßte, nach dem Horizont zu blicken, wo die Segel einer Barke sichtbar waren, die nach unserer Richtung steuerte.

Als sie näher kam, zogen wir unsere Oberkleider aus, und befestigten sie am Ende des Bootshakens, den mein Gefährte dann zu seiner ganzen Höhe aufrichtete, während ich aus meinem Gewehr Schuß auf Schuß abfeuerte.

Mit einem Worte wir machten alle Signale, die nur irgend in unserer Macht lagen, um Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen.

Bald hatten wir denn auch die Freude, zu sehen, daß dies nicht umsonst geschehen war, denn die Barke zog die hannoversche Flagge auf und setzte ein Boot aus, um uns abzuholen.

An Bord selbst wurden wir auf's Gastfreundlichste empfangen und mit Allem reichlich versehen, dessen wir zur Erholung von unseren Strapatzen und zur Kur gegen die Folgen derselben bedurften.

Der Kapitän sprach nichts wie Holländisch, weder ein einziges Wort Deutsch noch Englisch, weßhalb wir den Versuch einer persönlichen Unterhaltung mit einander sehr schnell wieder aufgeben mußten.

Er ließ eine Karte bringen und machte mir verständlich, daß es seine Absicht sei, seinen ferneren Kurs nach Nord-Osten zu nehmen.

Da ich an Bord des „Pfeils" bis zu dem Tage, an welchem wir ihn verließen, ein Log geschrieben hatten, so skizzirte ich dem Kapitän jetzt, wo der „Pfeil" gelegen hatte, und dies war genau Nord-West bei West von dem Kurse, welchen er sich auf der Karte vorgezeichnet hatte.

Zu meiner großen Freude wurde der Kurs denn auch sogleich genau nach meiner Angabe geändert.

Bald schwammen wir wieder unter Eisfeldern und bekamen zwei Tage später auch wirklich den „Pfeil" in Sicht, dessen Besatzung, mit wie geringer Hoffnung auf Erfolg es jetzt allerdings auch sein mochte, noch immer Nachforschungen nach uns anstellten, soweit sie nur vorzudringen wagen durften, ohne sich einem ähnlichen Unglücke wie dem uns zugestoßenen auszusetzen.

Mannigfaltigkeiten.

[Ausstellung von Säuglingen.] Ein abscheulicheres Schauspiel kann man sich kaum denken, als die in Woolwich gehaltene Ausstellung von Säuglingen — eine Kopie der Yankee-Idee Barnums. Es mögen wohl zwanzig Jahre her sein, seit die erste Ausstellung dieser Art in London abgehalten wurde, und seither hat sich das Experiment vielleicht dreimal in kleinerem Maßstabe wiederholt. Das gestrige schöne Wetter hatte nahe an tausend Neugierige nach Woolwich hinausgelockt. Wie viele „Nummern" der Katalog zählte, läßt sich deßhalb nicht angeben, weil es eben — keinen Katalog gab, so viel aber ist gewiß, daß über tausend Mütter zurückgewiesen wurden, und das Vergnügen entbehren mußten, ihre Säuglinge wie Hunde und Schweine ausstellen zu dürfen. So wurde denn das Ausstellungslokal von einer Anzahl enttäuschter Mütter umlagert, die über das ihnen angethane Unrecht einen gewaltigen Lärm machten. Drinnen ging es indessen nicht viel stiller her. Da standen in langen Reihen, durch ein Seil von den Zuschauern getrennt, die Glücklichen, denen es vergönnt war, zugelassen zu werden, mit ihren „Babies" auf dem Arm und machten unablässig ihrem Aerger Luft, wenn die „geistige Stärkung," welche in ungeheueren Blechkannen die Runde machte, sich nicht häufig genug einstellte. Die jüngste Mutter war nicht mehr als 15 Jahre alt (!) und das jüngste Kind sechs Wochen, mit Ausnahme von Drillingen, die erst acht Tage hinter sich hatten. Diese Letzteren waren überhaupt das Schrecklichste, was auf der Ausstellung zu sehen war — gänzlich verkümmerte Dinger, mit Aermchen und Beinchen nicht größer als ein Finger. Im Uebrigen befanden sich recht hübsche Kinder darunter, so daß es den Preisrichtern schwer fallen wird, ein gerechtes Urtheil zu fällen; es gibt nämlich auch Preise bei dieser Ausstellung.

Ein Maschinenwunder ist die ungeheuere Dampfmaschine, welche die Presse der „New-York Mail" und noch andere Blätter treibt. Dieselbe gehört einer Firma in Spruce-street zwischen William- und Nassau-streets und nimmt das ganze (oft zwei Stock tiefe) Kellergeschoß des Gebäudes ein. Dieselbe ist von 150 Pferdekraft und arbeitet den ganzen Tag über. Zur Nachtarbeit aber wird sie von einer zweiten Maschine von 75 Pferdekraft abgelöst. Ihre Kraft wird nun von diesem Zentrum aus mittelst Treibriemen und Schachte nach jener Richtung hin vertheilt. Ein solcher Schacht geht bis zur Frankfort-street und über dieselbe hinüber zum Dienste der Pressen der „Mail" und anderer Zeitungen. Wieder ein anderer führt über die William-street und treibt die sechscylindrige Presse, welche die 300,000 Abzüge des „New-York-Ledger" (des beliebtesten amerikanisch-belletristischen Blattes) druckt. Ein anderer Schacht führt zur Beckman-street, über dieselbe hinüber und versorgt dann weitere Pressen, welche in Nassau-street aufgestellt sind. Auf solche Weise treibt diese Dampfmaschine nicht weniger als 125 verschiedene Maschinenpressen. Es gehören hiezu ¼ englische Meilen Hauptschacht, über eine englische Meile Länge an Nebenschachten, mit den Treibriemen zusammen von entsprechender Länge. Einer dieser Treibriemen von Kautschuck ist 120 Fuß lang und dient einer Presse, welche in einem Hause in der Nassau-street im fünften Stocke aufgestellt ist, und derselbe steht mit dem Haupt-

Digitized by Google

schiffe in der Spruceſtreet durch die dazwiſchen liegenden Hofräume in Verbindung.

Eine ganz tolle Geſchichte, die in Paris paſſirt iſt, und ſich demnächſt wohl vor den Aſſiſen aufklären wird. Herr X. iſt ein ſehr reicher Mann, und ſeine Gemahlin wegen ihrer Diamanten bekannt und beneidet. Eines Tages verliert Herr X. eine große Summe im Spiel, und da es ihm an Geld fehlt, nimmt er einen Diamant-Schmuck ſeiner Frau und trägt ihn zum Leihhaus. Hier bietet man ihm 300 Francs. Herr X. iſt empört über dieſe Summe und erklärt, der Schmuck habe 20,000 Francs gekoſtet. Der Beamte antwortete ihm, der Schmuck ſei ja Straß! Wüthend kehrte er nach Hauſe, nimmt all' die Diamantſchmuckſachen ſeiner Frau, trägt ſie zum Juwelier und läßt ſie prüfen. Alle Steine wurden für unächt erklärt. Seine Frau verweigert jede Auskunft über dieſe Verwandlung der ächten Steine in unächte, und Herr X. hat bei Gericht ſeine Scheidung verlangt. Es liegt in dieſem kleinen Vorfall ein ganzes Kapital aus der Sittengeſchichte unſerer Zeit. Die junge Frau hat, um ihren Luxusbedürfniſſen in ausſchweifendem Maße genügen zu können, vielleicht gar aus andern Gründen noch, allmälig alle ihre Diamanten verkauft, ſie durch falſche Steine erſetzt, da ſie ja einmal bekannt war wegen ihres Reichthums an Diamanten, und alſo ihren Gatten und die Geſellſchaft getäuſcht. Die Gerichtsverhandlungen werden vielleicht intereſſante Details ans Licht bringen.

[Eine große Jagd in Südafrika.] Großartig und blutig ſind die Jagden in Südafrika. Ein engliſcher Nimrod, welcher ſich in Orange, dem freien Staate der holländiſchen Bauern, im Norden der Kap-Kolonie, aufhält, meldet von dort Folgendes: Herr Bain, der ſich hier als Landwirth niedergelaſſen hat, iſt ein großer Jagdliebhaber. Er gab dem Häuptling der Barolongs, Moroko, Erlaubniß, auf ſeiner Beſitzung, Bain's Blei genannt, eine große Jagd zu veranſtalten. Moroko ſandte ſeinen Sohn Penui mit fünfhundert berittenen Kaffern, und dieſe erlegten binnen zehn Tagen etwa viertauſend achthundert Stück Wild, zumeiſt Antilopenarten, nämlich Wildebeeſte, Bleisböcke, Springböcke und Hartebeeſte; ſodann Quaggas, Strauße, auch 30 Hyänen und 11 ſogenannte wilde Hunde, hyaena venatica. „Das war ein Gemetzel! Myriaden von Geiern hatten ſich dermaßen vollgefreſſen, daß ſie ſich kaum bewegen konnten. Die Kaffern haben etwa anderthalbhundert Wagen mit Wildpret beladen und ſind damit nach ihrer Ortſchaft Thuba Uncha gefahren. Hier iſt für jeden Jägersmann ein wahres Paradies."

[Paſſendes Auskunftsmittel.] „Wollen Sie mir eine Gefälligkeit erweiſen?" fragte der junge Georg Brooks ſeinen reichen Freund Simſon Hanſon. „Borgen Sie mir hundert Pfund." „Kommen Sie in mein Comptoir." Georg Brooks ließ nicht lange auf ſich warten. „Welche Sicherheit können Sie mir geben?" „Meine Perſon." „Sehr wohl, ſo legen Sie ſich hier hinein," entgegnete Hanſon, indem er den Deckel einer großen eiſernen Geldkaſſe aufſchlug. „Dahinein!" rief Georg mit Erſtaunen; „warum denn?" „Das iſt der Ort, wo ich die Unterpfänder aufzubewahren pflege." „In dieſem Falle danke ich für Ihr Geld."

[Todtengerichte.] Vor der Beſtattung jedes ägyptiſchen Königs fand ein Todtengericht an ſeinem Sarge ſtatt, in dem das ganze Volk zu Gericht ſaß; und die Anklage eines Einzigen, der den Pharao einer ungeſühnten Schuld zu zeihen wußte, konnte hier das Begräbniß hindern und — die höchſte denkbare Schmach in Aegypten — bewirken, daß der Sarg aufrecht im Wohnzimmer an die Wand geſtellt ward — bis der Kläger geſühnt war!

Die Eingeborenen Südauſtraliens ſind der Anſicht, daß die Sonne aus einem Kaſuar-Ei entſtanden ſei, welches einſt im Weltenraum mit einem andern Körper zuſammenſtieß. Wenn Dürre herrſcht, verbrennen ſie Menſchenhaare, weil ſie glauben, dadurch Regen herabzaubern zu können.

Räthſel.

Den Bund des Wortes werden Dir
Vier Zeichen in der Mehrheit nennen,
Gibſt Du am Schluß ein fünftes mir,
Dann muß ich Schleswig-Holſtein trennen.

Haſt Du mit einem ſechſten mich
Am Anfang, dann iſt Dir ein Orden,
Ein ſchönes Weib, ein Rang, ein Sieg,
Ein ſonſtig glücklich Loos geworden.

Gib mir, das ſoll das Letzte ſein,
Ein dreigeſpalten Haupt — ſie lachen, —
Dann kann ich, wenn auch nur zum Schein,
Aus Gimpeln ſelbſt noch etwas machen.

Geſchichtskalender.

22. Juli 1785. Gründung des Fürſtenbundes gegen Joſeph II.
„ 1812. Wellington beſiegt die Franzoſen bei Salamanca.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 168 Freitag, 23. Juli 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

III.

Marcof ließ, indem er einige Schritte zurücktrat, Keinec eine Waffe nach Belieben wählen und der junge Mann wählte einen schönen, leichten Karabiner.

„Hier sind auch zwölf Kugeln, eine Form, um neue zu gießen, und ein Pulverhorn, welches ein und ein halb Pfund Pulver enthält," sagte Marcof.

„Ich habe," setzte er hinzu, „mein Wort treulich gehalten. Aber ich bin betrübt über Das, was Du zu thun beabsichtigst."

„Und was will ich thun?"

„Du willst Yvonne und Jahoza tödten."

„Wenn ich den Tod dieser Zwei gewollt hätte, so hätte ich nur auf dem Lande zu bleiben brauchen, und jetzt würden Beide in den Wogen begraben liegen."

„Ja, aber dann wäre es die Hand Gottes und nicht die Deinige gewesen, welche sie getödtet hätte. Du würdest nicht ihrem Todeskampf zugeschaut und nicht selbst das Blut vergossen haben, nach dem Dein Haß sich sehnt."

„Schweig, Marcof, schweig!"

„Ist es nicht die Wahrheit, habe ich nicht Recht?"

„Es ist möglich."

„Du siehst also wohl, daß es jetzt, wo sie auf dem Land sind, wo sie nicht mehr die Wuth des Sturmes zu fürchten haben, Deine Hand sein wird, welche sie tödtet."

„Was liegt daran."

„Mir liegt viel daran, Matrose, ich liebe Yvonne wie meine Tochter."

„Das ist ein Unglück, Marcof, aber Yvonne muß sterben, sie muß . . ., denn sie hat ihren Eid gebrochen, sie ist meineidig, sie muß bestraft werden," versetzte Keinec mit düsterer, entschlossener Stimme.

Marcof erhob sich, ging einige Mal in der Kajüte auf und ab, trat dann rasch an Keinec heran und sagte:

„Ich wiederhole Dir, daß ich Yvonne wie meine Tochter liebe, wenn Du sie tödten mußt, so darfst Du nie wieder vor mir erscheinen, nie, hörst Du! Wenn Du aber im Gegentheil ihr verzeihst, wohlan, so ist Dein Platz in dieser Kajüte bestimmt, und ich werde Dir ihn aufheben bis zu dem Tage, wo Du ihn einnehmen willst."

„Wenn Du Yvonne liebst, wie Du sagst, warum hinderst Du mich denn nicht daran, meine Absicht auszuführen?"

„Weil ich Dich dann tödten müßte."

„Tödte mich, tödte mich, Marcof; ich werde weit weniger leiden." Marcof ergriff, gerührt von dem herzzerreißenden Ausdruck der Worte des jungen Mannes, dessen Hand, und begann mit sanfter Stimme:

„Freund, erinnerst Du Dich nicht, daß bei dem Versuch der Rettung eines Schiffes, welches ich kommandirte, und welches an dieser Küste scheiterte, Dein armer Vater verunglückt ist? Hast Du nicht eben selbst erst für meinen Lugger Dein Leben gewagt. Geh', um Dich nicht leiden zu sehen, würde ich zehn Jahre meines Lebens geben, und um Dich nicht einer Verzweiflung ohne Ende, einem ewigen Gewissensbiß auszusetzen, bitte ich Dich noch einmal, gehe nicht an's Land!"

Keinec senkte den Kopf, und blieb still. Seine ausdrucksvollen Züge spiegelten den Kampf ab, der sein Inneres durchwühlte.

„Geh' jetzt, Matrose" sagte Marcof. „Geh', Du hast mich gehört, Du bist frei, möge Gott Dich geleiten."

Keinec schien Marcof's Worte nicht gehört zu haben, endlich machte er eine heftige Bewegung, drückte Marcof's Hände und stürzte mit dem Karabiner in der Hand fort.

„Er wird sie tödten," schrie Marcof. „Aber warum hat Yvonne ihren Eid gebrochen? Warum hat sie sich von den Galanterien des reichen Pächters fangen lassen?" Mit diesen Worten trat Marcof aus der Kajüte und begab sich auf das Verdeck seines Schiffes. Keinec war nicht mehr da, nur einige Matrosen lagen hier und da, von den Anstrengungen des Abends ausruhend, schlafend ausgestreckt. Marcof ging nach der Planke, welche sein Schiff mit dem Lande verband, um diese fliegende Brücke zu überschreiten, als auf der entgegengesetzten Seite ein Mann erschien und den Steg betrat.

„Jacksyn!" rief Marcof lebhaft, als er den Ankömmling erkannte.

„Ich selbst Kapitän.“

„Hast Du mich in Angelegenheiten Deines Herrn zu sprechen? Wann wünscht er mich zu sehen?“

„Diese Nacht noch.“

„Hat er schon meine Ankunft erfahren.“

„Ja, ein berittener Bedienter wartete in Penmarch während des Sturmes, und hatte Befehl, es sofort auf dem Schloß zu melden, wann der Jean-Louis in den Hafen einliefe. Sie werden doch auf das Schloß kommen?“

„Sicherlich, Jocelyn; sobald die Johannisfeuer erloschen und, werde ich mich auf den Weg nach dem Schloß des Herrn v. Loc-Ronan begeben.“

„Warum nicht gleich?“

„Unmöglich, mein Freund. Sage jedoch dem Herrn Marquis, daß nur Geschäfte der äußersten Wichtigkeit mich abhalten können, seinem Befehl sofort Folge zu leisten, aber versichere ihn zu gleicher Zeit, daß er noch vor Ablauf der Nacht mich gesehen haben wird.“

„Adieu, Kapitän, ich kehre ins Schloß zurück.“

„Jocelyn überschritt die Planke und verschwand in der Dunkelheit, Marcof aber rief Bervic, gab ihm einige Befehle, steckte ein Paar Pistolen in den Gürtel, und begab sich ans Land, wo er einen schmalen Fußsteig einschlug, welcher der Küste entlang führte.

* * *

Als Yvonne und Jahoua festen Boden unter ihren Füßen fühlten, stieß der junge Bretagner einen Seufzer der Zufriedenheit aus, schlang seinen Arm um die Taille seiner Verlobten, und schritt schnell mit ihr ins Land hinein. Beide gingen eine Zeit lang schweigend neben einander her, bis endlich Jahoua begann:

„Theure Yvonne! Ich fühle Deinen Arm in dem meinigen zittern. Die Meereswogen haben Deine Kleider genäßt; frierst Du vielleicht?“

„Nein, Jahoua; aber ich fühle mich schwach.“

„Wollen wir einen Augenblick rasten?“

„O nein, gehen wir vielmehr schneller.“

„Mein theures Leben, Du bist traurig und betrübt. Liebst Du mich vielleicht nicht mehr?“

„Ich liebe Dich immer und treu!“

„Beunruhigt Dich vielleicht die Gegenwart Keinecs? Gestehe es.“

„Ja.“

„Fürchtest Du Dich?“

„Ja! Ich sollte es eigentlich nicht, denn er hat mir niemals Etwas zu Leid gethan, im Gegentheil, er hat für mich die zärtliche Sorgfalt eines Bruders gehegt, aber seit er wieder ins Land zurückgekehrt ist, seit wir verlobt sind, Jahoua, macht mich, ich weiß es selbst nicht warum, schon Keinec's Name allein erzittern. Keinec hat sich mir gegenüber nichts vorzuwerfen, während ich ihm mein gegebenes Wort gebrochen habe.“

„Weil Du ihn nicht liebtest.“

„Er liebt aber mich.“

„Nun wohl, so mag er mich aufsuchen, wir werden dann die Sache schon ordnen.“

„Sprich nicht so, Jahoua!“ rief schnell Yvonne.

„Sei ruhig, meine Theure; ich werde thun, was Du wünschest. Aber beschäftige Dich nicht mehr mit Keinec. Denke vielmehr an Deinen Vater, welcher wegen des Sturms so in Unruhe gewesen sein wird. Wie wird er sich freuen, Dich wohl und gerettet zu sehen. In einer halben Stunde werden wir bei ihm sein. Doch sieh, da ist mein Pferd.“

Die beiden jungen Leute waren an einer Scheuer, welche ganz vereinzelt hier als augenblickliche Unterkunftsstätte erbaut war, angekommen, wo ein bretagnischer Bauer mit einem Pferde auf sie wartete.

Beide bestiegen das Pferd und schlugen den Weg nach der Wohnung von Yvonnes Vater ein.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Ursachen der Sommerkälte.

Die Frage über die Ursache der auffallend kühlen Witterung im Juni und zu Anfang Juli dieses Jahres hat nicht allein enge wissenschaftliche Kreise beschäftigt, sondern auch das große Publikum interessirt und zu Erörterungen in öffentlichen Blättern Veranlassung gegeben. Wie immer in solchen Fällen sucht man zuerst die Gründe in außerirdischen Sphären, in kosmischen Vorgängen — haben die Gestirne ihren Einfluß über die Schicksale der Menschen eingebüßt, so beherrschen sie wenigstens noch das Wetter! Der Mond, die Sonnenfinsternisse, endlich selbst die Sonnenflecken werden zuerst zu Rathe gezogen, wenn die Witterung sich nicht ganz in normalen Bahnen bewegt. Dies ist die Nachwirkung einer antiquirten Naturforschung.

Vor Kurzem veröffentlichte die „N. Fr. Pr.“ eine Mittheilung, in welcher die kühle Witterung des heurigen Früh-Sommers mit der gegenwärtigen Zunahme der Sonnenflecken in Verbindung gebracht worden ist. Man hat schon öfter kühle Jahre und Perioden größerer Häufigkeit der Sonnenflecken in kausalen Zusammenhang zu bringen versucht, oder der Zahl der Sonnenflecken die Getreidepreise der einzelnen Jahre gegenübergestellt. Allein man vergißt dabei, daß Einflüsse, die von der Sonne ausgehen, den ganzen Erdball treffen müssen; daß z. B. durch weniger Wärmestrahlen der Sonne (hervorgerufen durch Verdunkelungen deren Oberfläche) die Gesammttemperatur der Erdoberfläche eine Verminderung erleiden müßte.

Dies ist aber nicht der Fall. Im Gegentheile; die mühevollen Arbeiten unseres großen Meteorologen Dove in Berlin haben nachgewiesen, daß die auf der

nördlichen Halbkugel von dem Jahre 1729 bis 1865 angestellten Temperatur-Beobachtungen stets eine solche ausgleichende Vertheilung der Abkühlungen und Erwärmungen über einzelne Länderstriche ergeben, daß die Gesammttemperatur dadurch nicht geändert wird. Er hat daraus auch die tröstliche Versicherung abgeleitet, daß in einer Zeit der Eisenbahnen große Hungersnöthe, wie sie das Mittelalter erlebte, nicht mehr eintreten können, denn eine Mißernte in dem inneren Landstriche hat seitlich immer Gebiete mit günstiger Ernte liegen, wie das auch das Jahr 1867 neuerdings gezeigt.

Woher kommen nun solche Abkühlungen und speziell die des heurigen Sommers. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß im Sommer eine Zeit der Regen und der Abkühlungen bei vorherrschend westlichen und nordwestlichen Winden eintritt. Der Grund dieser Erscheinung liegt in der Wärmevertheilung auf der Erdoberfläche und dem Gegensatze von Land- und Wasserbedeckung gegenüber dem Empfange und der Abgabe der Sommerwärme. Im Winter erkaltet das Festland rasch, das Meer bleibt warm, und da wir das eine im Osten (den großen Länderkomplex Asiens im breiten Zusammenhange mit Europa), das andere im Westen (den großen atlantischen Ocean) haben, kommt uns dann die größte Kälte von Nordost, die größte Wärme von Südwest und West. Im Sommer kehrt sich das Verhältniß um: das Land erwärmt sich rasch, das Meer bleibt kühl, Winde, die vom Land her wehen, bringen trockenes, sonniges und mithin warmes Wetter, Seewinde naßkaltes Wetter. Wenn nun im Frühsommer, im Mai und Juni, das Festland von Europa und Asien rasch sich erwärmt, so bekommt die schwere kalte Luft das Bestreben, in den erwärmten Raum hineinzuströmen, und bringt Kühle und Feuchtigkeit über den Westen von Europa. Dieses Einströmen der kalten Luft von Nordwest her erfolgt um so rascher, heftiger, je plötzlicher sich die Wärme gesteigert hat. Eine solche plötzliche Wärme-Steigerung hatten wir schon im letzten Drittel des diesjährigen April und brachte einen solchen warmen Mai, daß die Mitteltemperatur um 1°.6 den Durchschnitt von 90 Jahren überstieg. Mit Beginn des Juni brach dann die kalte Luft mit Sturmeskraft in den hocherwärmten Raum. Dieses Einbrechen der kühlen West- und Nordwestwinde, welche unsere Sommerwitterung verderben, ereignet sich fast alljährlich und ziemlich um dieselbe Zeit, um die der Sonnenwende. Die 130jährigen Beobachtungen in allen Theilen Deutschlands haben gezeigt, daß in der Zeit vom 13. bis 21. Juni stets ein auffallender Wärmerückgang stattfindet. In den späteren Sommermonaten wird die Wärmevertheilung über der ganzen nördlichen Halbkugel immer gleichmäßiger und die Witterung beständiger.

Kalifornien.

Kalifornien, zu dem die New-Yorker bereits Sommerausflüge projektiren, wie man in Europa eine Schweizerreise macht, war ein fast unbekanntes Land, als 1849 das Goldfieber ausbrach. „Es gibt Wenige," sagt Whymper, „welche Kalifornien kennen und es nicht lieb gewinnen; im Lande selbst weiß man es und hört es oft bemerken, daß Die, welche es nach längerem Aufenthalte verlassen, um in ihre alte Heimath, nach anderen Theilen der Welt zurückzugehen, bald „zu ihrer ersten Liebe" zurückkehren, neben der sie keine gleiche finden." Obwohl Gold-, Silber-, Quecksilber- und Kohlenminen reichliche Ausbeute geben, liegt doch der Fortschritt des Landes im Ackerbau. Es exportirt nicht bloß Getreide nach Europa, sondern selbst nach den östlichen Staaten Amerika's, sogar selbst über den Panama-Isthmus! Im Jahre 1866 baute es 14 Millionen Bushel (1 Bushel = c. $\frac{2}{3}$ Berliner Schäffel) Waizen; die jährliche Weinproduktion beträgt bereits 3 Millionen Gallonen (à 4 Quart), und diese Quantitäten sind in beständiger, schneller Zunahme. San Francisco zählte im Jahre 1867 bereits 150,000 Seelen. Der Eingang zur „Goldenen Stadt" durch die San Francisco-Bucht ist eng, Nebel hängen beständig über diese Wasserstraße, bei der Cabrillo, Drake und Vizcaino vorbei segelten, ohne zu bemerken, daß hier eine Bucht ins Land einschneidet. Durch den engen Felsenkanal bläst jeden Nachmittag eine kalte Seebrise während der Sommermonate; im Winter herrscht Windstille. Es ist daher niemals zu heiß oder zu kalt in San Francisco, ein klimatischer Umstand, der, wie Dilke sagt, der Stadt eine große Zukunft sichert. „Der Einfluß auf den nationalen Typus ist ein merklicher. Auf einem Balle in San Francisco sieht man englische Gesichter, nicht amerikanische. Selbst der magere „westliche Mann" und die hungrigen Yankees werden in diesem Tempel der Winde dick und rosig." Whymper, der ein gleich günstiges Bild von den Bewohnern und dem Reichthum Kaliforniens liefert, behauptet, daß man nirgend eine solche Masse von „selbstbewußten, hoffnungsvollen, gutherzigen und edeldenkenden Männern findet, als an dieser Küste." „Fast alle sind sie durch die Mühle gegangen und stärker aus diesem Läuterungsprozeß hervorgegangen."

Das gegenwärtige Schulsystem schildert W. als ausgezeichnet. Die Lincoln-Schule in San Francisco ist ein Gebäude, „das überall die Aufmerksamkeit auf sich lenken würde;" es hält 1000 Schüler, und 9000 Schüler besuchen überhaupt die städtischen Schulen! 180 Lehrer und Lehrerinnen, meist in Boston gebildet, unterrichten sie. Dies geschieht in einem Lande, das so knappe Menschenarbeit hat, daß ein gewöhnlicher Arbeiter 2 Dollars, Handwerker 3 bis 4 Doll. täglich, weibliche Dienstboten 15 bis 25 Doll. und länd-

Digitized by Google

liche Arbeiter 30 Doll. monatlich inkl. Kost und Wohnung erhalten. Der Preis des Waizenmehls ist dabei halb so hoch wie in New-York oder Liverpool, Thee, Zucker und Kaffee nicht theurer als in England oder in New-York, wogegen Kleidungsstücke und Hausmiethe doppelt so viel als in England kosten (die Wohnungsmiethen in den englischen Städten sind im Allgemeinen bedeutend niedriger als in den deutschen). Was Kalifornien braucht, ist die Einwanderung von geschickten Arbeitern; denn die Staaten Oregon, Nevada und Kalifornien haben zusammen kaum eine Million Einwohner. Rohe Arbeitskräfte, Mexikaner und Chinesen, sind in genügender Zahl vorhanden, aber technische fehlen. Die Einwohnerschaft San Francisco's ist die gemischteste unter der Sonne. Neuengländer und Briten prädominiren in ihrer Energie, die Chinesen in der Zahl. Franzosen und Italiener sind zahlreicher hier als in irgend einer anderen Stadt der Union. Die rothhäutigen Mexikaner versorgen mit ihren Landbauprodukten die Märkte. Australier, Polynesier und Chilenen sind zahlreich; die Deutschen und Skandinavier (beide durchgängig als Dutchmen bezeichnet) spärlich, sie ziehen es vor, wie Dilke angibt, nach Philadelphia oder Milwaukee zu gehen, wo sie bereits Freunde haben. Das irländische Element ist in Kalifornien nicht zur Geltung gekommen, wie mächtig es auch in den atlantischen Staaten geworden ist. New-York, sagt D., ist irländisch, Philadelphia deutsch, Milwaukee norwegisch, Chicago kanadisch, Sault de St. Marie französisch, aber in San Francisco, wo alle fremden Racen stark vertreten sind, ist keine übermächtig, woher es kommt, daß dieser kalifornische Staat, wie gemischt auch seine Bevölkerung ist, der am meisten englische von allen ist."

(Mag f. d. Lit. d. Ausl.)

Reichstes Glück.

Die Welt ist arm, die Welt ist reich,
Macht Wangen roth und wieder bleich —
Ein Jeder hoffet vom Geschick
Den huldvoll reichsten Gnadenblick.

Und Keinem gibt die Welt genug,
Dem Reichen nicht, dem Mann am Pflug.
Es rennet stets bei Ernst und Spiel
Ein Jeder nach dem gleichen Ziel.

Und wer gelangt an dieses Ziel
Durch's enggedrängte Weltgewühl?
Und wen bekrönt bei all' dem Fleiß
Der ehrenvolle höchste Preis?

Was schaut ihr auf- und niederwärts
Fragt nur ein junges Mutterherz!
Das kennt des Weltalls reichstes Glück
In lieben Kindes Engelblick.

Ja, junge Mutter, du bist reich,
Kein Glücksstrahl ist dem deinen gleich.
O, möcht' des Glückes gold'nes Glüh'n
Dir, junge Mutter, nie verblüh'n!

Alois Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

Der uralte Volksgebrauch der siebenbürgischen Rumänen, Mädchenmärkte abzuhalten, ist im westlichen Hochgebirge, in Kalinyeza, noch jetzt zu Hause. Dieses Jahr wurde der Mädchenmarkt am 11. und 12. d. Mts. abgehalten. Bei dieser Gelegenheit pflegt von den umliegenden Dörfern sehr viel Volk zusammen zu kommen. Die Väter führen ihre Töchter mit sich, und, auf Karren geladen, auch deren gesammte Ausstattung. Auf dem Marktplatze angelangt, rufen die mit Töchtern gesegneten Väter laut und vernehmbar: „Ich habe eine heirathsfähige Tochter, wer hat einen Sohn auf Freiersfüßen?" Auf Das hin wird mit dem sich Meldenden hin und her gefeilscht und schließlich „beim Glase" der Handel geschlossen.

Der politische Konsul und Agent in Zanzibar, Mr. H. A. Churchill, ist aus Gesundheitsrücksichten nach England zurückgekehrt und dieser Tage dort eingetroffen. Ueber das Schicksal Livingstone's, von welchem er, wie bekannt, Briefe späteren Datums als das seiner angeblichen Ermordung erhalten hatte, spricht derselbe mit größter Zuversicht und ist der Ansicht, daß der große Reisende — nachdem er von der Baker'schen Entdeckung des nördlichen Theiles des Albert Nyanza-Sees gehört — sich die Aufgabe gestellt habe, die südlichen Ufer des genannten Sees aufzusuchen. In diesem Falle dürften nach Verlauf von mehreren Monaten Nachrichten von Livingstone zu erwarten sein.

Geschichtskalender.

23. Juli 1562. Götz v. Berlichingen stirbt auf seiner Burg Hornberg.
„ 1866. Gefecht bei Hundheim.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 169 Samstag, 24. Juli 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

IV.

Als die beiden jungen Leute von Kap Penmarch fortgegangen, hatten sie einen schmalen Hohlweg eingeschlagen, welcher von einer Wand von Stechginster, untermischt mit hundertjährigen Eichen, eingefaßt war.

Dieser Weg hieß der Weg der schwarzen Steine und hatte seinen Namen von einzelnen Ueberbleibseln von durch die Zeit schwarz gewordenen Druidendenkmälern, welche in einiger Entfernung von Penmarch sich erhoben und zu denen er führte.

Lassen wir nun die Verlobten ihren Weg fortsetzen, und werfen wir einen Blick auf die Gegend ringsum, so erblicken wir einen Menschen, welcher, das Land in gerader Richtung durchschneidend, in größter Eile den Hohlweg zu erreichen sucht.

Dieser Mensch war Keinec, welcher sein Gewehr über der Schulter, den eisenbeschlagenen Stock in der Hand mit der Gewandtheit einer Gemse über die Felsen dahinsprang.

In wenigen Minuten hatte er die Gipfel der Böschung, welche den Hohlweg einfaßten, erreicht. Dort warf er sich platt auf die Erde. Nachdem er ohne Geräusch und mit der größten Vorsicht die stachligen Zweige des Stechginster entfernt hatte, horchte er und hob dann langsam den Kopf empor. Er hörte die Tritte von Jahoua's Pferd auf dem steinigen Boden, und erkannte in der Ferne durch das Dunkel die beiden Verlobten. Da erhob er sich mit einem Sprung, nahm seine Schuhe in die Hand und lief parallel mit dem Fußweg auf der Höhe fort, bis er an einen Punkt kam, wo Diejenigen eine Biegung machen mußten, welche weiter in das Land hineingehen wollten. Der hier dichtere Stechginster bildete eine undurchdringliche Wand. Keinec entfernte ihn mit seinem Messer, machte in die Erde eine kleine Furche, legte in diese das Rohr seines Gewehres und wartete.

Die jungen Leute näherten sich immer mehr dem Orte, wo Keinec, den Kolben des Gewehrs auf der Schulter, die Hand an dem Drücker, unbeweglich stand und zielte.

Zwei Sekunden noch und es war geschehen um beide Verlobte, denn die Kugel, welche Jahoua tödten sollte, aus solcher Nähe abgeschossen, hätte sicher auch Yvonne durchbohrt.

Keinec wollte losdrücken, aber seine Hand blieb unbeweglich, vor seinen Augen wurde es schwarz und der Kopf senkte sich langsam auf die Brust herab. Da, durch eine mächtige Anstrengung, kam er plötzlich wieder zu sich, aber die beiden Verlobten waren vorüber, und wollte er jetzt noch schießen, so war es Yvonne, auf welche er zuerst zielen mußte. Zwei Mal zielte Keinec, aber zwei Mal sank seine Hand zitternd herab.

„O, ich bin ein Feigling, ich fürchte mich, sie zu tödten, ich fürchte mich," murrte er, sprang auf, um, der Küste entlang laufend, den Beiden abermals den Weg abzuschneiden.

Aber in dem Augenblick, wo Keinec schnell über einen kleinen Hohlweg hinwegsetzen wollte, rannte er gegen einen Mann, welcher sich plötzlich vor ihm aufrichtete. Zu gleicher Zeit fühlte er eine Hand, welche ihn mit eiserner Gewalt an seinem Handgelenk faßte, und es ihm unmöglich machte, einen Schritt vorwärts zu gehen.

Der junge Seemann war zwar muthig, aber ein ächter Bretagner, welcher auch eine gehörige Portion Aberglauben besitzt.

Sein Kopf war schon durch das Verbrechen, welches er begehen wollte, verwirrt, er glaubte an eine übernatürliche Erscheinung und machte das Zeichen des Kreuzes.

Aber weit entfernt zu verschwinden oder in die Tiefe der Erde zu versinken, wich das Fantom, welches ihn gefesselt hielt, keinen Schritt. Der Mond, dessen Strahlen in Keinecs Gesicht schienen, und dagegen auf die Züge des Menschen oder Gespenstes, welches so glücklich für die Verlobten erschienen war, kein Licht fallen ließen, gab dieser sonderbaren Erscheinung ein ganz fantastisches Aeußere. Man konnte nichts unterscheiden, als eine Art Grabtuch von schwarzem Stoff, welches um die hageren Glieder derselben geschlungen war, bedeckt von einem Hut mit breitem Rande.

Indessen hatte sich Keinec von seiner ersten Bestürzung wieder erholt und wollte seinen Weg fortsetzen.

Digitized by Google

Das Fantom hielt ihn von Neuem zurück und dieses Mal machte es, um jeden Zweifel über sich zu zerstreuen, und einen Beweis seiner menschlichen Abkunft zu geben, Anstalt zum Sprechen.

„Siehst Du nicht, Keinec," sagte es langsam, daß Du heute Abend nicht morden sollst?"

„Keinec zitterte, da er seine Gedanken errathen sah.

„Erkennst Du mich nicht?" fragte der Unbekannte.

„Wer bist Du?" fragte Keinec, dessen Ruhe wieder gekommen war, da er sah, daß er einen Menschen und keinen Geist vor sich hatte. „Sieh mich an!"

„Nun, ich werde Dich später betrachten, laß mich jetzt gehen!"

„Ich sage Dir aber, daß Du sie diese Nacht nicht morden wirst."

„Meiner Treu, so wahr ich ein Bretagner und Seemann bin, wenn Du versuchst, mich aufzuhalten, so tödte ich Dich," schrie Keinec rasend.

„Um mit dem Tod zu drohen, muß man eine festere Hand, als die Deinige haben," versetzte kalt der Fremde. „Als Du vorhin morden wolltest, haben auch Deine Hände gezittert, und Du vermochtest nicht, Deinen Karabiner loszuschießen."

„Aber wer bist Du denn?" fragte Keinec in abergläubischem Schrecken, denn er war sicher, in dem Augenblick, wo er im Angesicht des beabsichtigten Verbrechens schwach geworden war, allein gewesen zu sein.

„Ich habe Dir schon gesagt, sieh mich an," sprach der Unbekannte, und stellte sich in das Licht des Mondes.

„Ah, jetzt erkenne ich Dich, Du bist Jan Carfor, der Hirt von Penmarkh."

„Ja, ich bin Derjenige, welchen man den Zauber-Wahrsager und Schatzgräber heißt."

Diese dreifache Beschäftigung kannte Keinec recht wohl, denn er schrieb dem Hirt, wie alle seine Landsleute, übernatürlich- und verborgene Eigenschaften zu. Darum sprach er mit einer gewissen Achtung:

„Nun wohl, Jan Carfor, was willst Du von mir?"

„Dir dienen."

„Ich verstehe Dich nicht!"

„Dir in Deiner Rache an Yvonne beistehen."

„Ich brauche Dich nicht, ich werde mich schon allein rächen."

„Du wirst abermals, wie vorhin die Gelegenheit verpassen."

„Ich habe mir diese Gelegenheit ein Mal vorbei gehen lassen, aber ich schwöre Dir, daß ich sie diese Nacht noch wiederfinden werde."

„Schwöre nicht, armer Thor, Du würdest einen falschen Eid schwören."

„Nein, nein und hundert Mal nein!"

„Ja, sage ich Dir. Lasse dieses unrühe Gewehr weg; das ist nicht die Art, wie Du Dich rächen sollst. Eine Kugel tödtet, aber verursacht keine Schmerzen, und wenn das Herz gemartert worden ist, so ist es, um die Rache vollständig zu machen, nöthig, daß man Marter mit Marter vergilt."

„Ich will Yvonne tödten, aber sie soll keine Schmerzen fühlen," versetzte entschlossen Keinec.

„Du liebst sie also noch?"

„Wenn ich sie nicht mehr liebte, so würde ich ihren Tod nicht wollen."

„Unsinniger! In dem Tod gibt es keine Rettung mehr. Du bist jung. Yvonne ist es auch, und Yvonne ist noch lange nicht Jahoua's Frau!"

„Sie wird es aber in sieben Tagen sein."

„In sieben Tagen hat Gott die Welt geschaffen und sich ausgeruht. Glaubst Du vielleicht, daß er in sieben Tagen nicht eine Heirath verhindern kann."

„Was sagst Du, Carfor?"

„Heute Abend nichts, doch, wenn Du willst, morgen."

„Wann?"

„Um Mitternacht, in der Todtenbucht. Du wirst einen schwarzen Bock und zwei weiße Hühner, dann Deine Flinte, Deine Kugeln und Dein Pulver mitbringen. Ich werde die Sterne befragen und Dir sagen, was Du zu erwarten hast."

„Gut, ich komme, morgen um Mitternacht, in der Todtenbucht."

Jan Carfor machte eine geheimnißvolle Geste und entfernte sich in der Richtung der Druidendenkmale, wo er in einem Hohlweg den Blicken Keinec's, der ihm bisher nachgesehen, entschwand. Keinec aber ging mit den Worten: „Ich muß sie noch ein Mal sehen" ins Land auf Fouesnan zu.

Zu dieser Zeit waren Yvonne und Jahoua in Fouesnan, dessen Bevölkerung um ein großes Feuer herumtanzte, angekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Feldzug des Jahres 1866.

In der Bon'schen Buchhandlung zu Königsberg ist soeben eine interessante kleine Schrift des k. preuß. Obersten Otto v. Henning, Kommandeurs des 5. ostpreußischen Infanterie-Regiments Nr. 41, erschienen, welche die Darstellung des Gefechts von Kissingen (10. Juli 1866) durch den k. bayrischen Generalstab beleuchtet. Es geschieht völlig eine ira. Herr v. Henning spricht mit aufrichtiger Anerkennung von der „klassischen Einfachheit und Treue" des bayerischen Generalstabswerks, welches sichtlich bemüht sei, die Bewegungen der preußischen Truppen nicht minder wahrheitsgemäß darzustellen, als die der bayerischen Armee, und wenn dies nicht überall gelungen, so erwachse daraus kein Vorwurf, da die größere oder geringere Ergiebigkeit der

Quellen dabei entscheide. Hrn. v. Henning ist es darum zu thun, einige Irrthümer zu berichtigen, welche sich auf den Rückzug der Bayern nach Rädlingen und den erneuerten Angriff derselben am Sinnberg beziehen, wo das von Hrn. v. Henning kommandirte 2. posen'sche Infanterie-Regiment Nr. 19 eine entscheidende Rolle spielte. Der uns zugemessene Raum gestattet kein näheres Eingehen in die lichtvolle Darstellung. Nur ein Zug von Tapferkeit und Hingebung soll hier erwähnt werden. Das 19. Regiment hatte sich unter Entbehrung jedes frischen Trunks vom Morgen an mit anerkennenswerther Ausdauer des Sinnbergs versichert. Es hatte dabei den sehr zweckmäßig aufgestellten und unverdrossen kämpfenden bayerischen Schützen gegenüber einen Verlust von 90 Mann erlitten. Nachmittags 4 Uhr wurde das Gefecht als beendigt angesehen. Gegen 6 Uhr aber erhielt die auf dem linken Flügel stehende preußische Kavallerie neue Infanterieschüsse mit solcher Gewalt, daß sie in die eigene Infanterie einritt. Zwar sammelte sich diese bald wieder, aber ihr alsbaldiges Vorgehen mußte unterbleiben, weil sie auch in das Feuer der eigenen Artillerie gerieth. General v. Kummer verhinderte durch persönliches Hineilen den von dieser Seite kommenden weiteren Schaden. Dicht am Holze, die Front nach dem Sinnberge, hatte die 9. Kompagnie des 19. Regiments den Chausseedamm deployirt besetzt und wechselte die Kugeln mit den feindlichen Schützen, welche auf 150 Schritte nahe gekommen waren. Die 3., 4. und 12. Kompagnie hatte links geschwenkt, um einem von dort erwarteten geschlossenen Angriff des überlegenen Feindes entgegenzutreten. Diese Kompagnien standen ungedeckt im feindlichen Feuer. Da auch hier die im kritischen Moment erforderliche taktische Ordnung fehlte, so befahl Oberstlieutenant v. Henning dem Hauptmann v. Bacsko, das Feuer der 9. Kompagnie einzustellen, damit sein Kommando vernommen werden könne. Es erinnerte dies an einen im siebenjährigen Kriege einmal mit Erfolg angewendeten ähnlichen Schritt, um die Kaltblütigkeit und das Vertrauen der Soldaten in ihre Offiziere zu bewähren, und es gelang bei der guten Disziplin der Truppen hier wie dort. Hauptmann v. Bacsko machte seinen Befehlshaber auf das scharfe Feuern der Bayern aufmerksam, welches die 9. Kompagnie zur lebhaften Erwiderung bewog. Da aber der Oberstlieutenant seinen Befehl mit einem „trotzdem“ wiederholte, so sprang Hauptmann v. Bacsko, da er sich seinen Soldaten im Lärm der Waffen nicht anders verständlich machen konnte, auf den Chausseedamm, eilte, den feindlichen Schüssen völlig ausgesetzt, die Linie entlang und hob mit dem Degen alle noch angelegten Gewehre in die Höhe. Jetzt wurde es möglich, die Kompagnien zu ordnen und ihnen die Stellung anzuweisen, in welcher sie unerschütterlich aushielten. Das Regiment hatte einen harten Stand, der Feind drohte, die Stellung desselben zu umfassen. Mehrere Kompagnien wurden abgedrängt, andere, welche Rädlingen schon erreicht hatten, mußten weichen. Besonders exponirt war Hauptmann v. Lekczynski mit der 10. und einen Theil der 6. Kompagnie. Er selbst fiel schwer verwundet, aber seine Mannschaften hielten das Treffen und die Bayern mußten sich zurückziehen. Abends 10 Uhr rückte das 19. Regiment ins Bivouak an dem westlichen Abhang des Sinnbergs. Aber der Tag war ein blutiger gewesen. Die Division Göben verlor am 10. Juli nicht weniger als 36 Offiziere, 861 Mann und 26 Pferde. Davon hatte das 19. Regiment allein 10 Offiziere, 303 Mann und 5 Pferde eingebüßt. Den Todten dieses Regiments ist von ihren Kameraden am Abhange des Sinnbergs ein ehrendes Denkmal errichtet.

Wunsch.

Hör' ich ein Vögelein singen,
Wird mir's so wohlig ums Herz,
Möchte mich himmelauf schwingen:
Dorten verschwindet der Schmerz.

Seh' ich ein Wässerlein fließen,
Möcht' ich hinab in die Fluth,
Fischlein im Grunde zu grüßen,
Wo sich's so zauberisch ruht.

Seh' ich die Auen sich schmücken,
Ueppig in lenzigem Glanz,
Möcht' ich die Blümchen all' pflücken,
Winden zu herrlichstem Kranz.

Schmückt' dich zu eigenem Ruhme,
Deckte mit Blümlein dich zu —
Aber die liebtichste Blume,
Theures Mariechen, bist du.

Alois Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

Die Berliner Anschlagesäulen bringen die Mittheilung, daß ein Kutscher, Johann Böhm aus Cottwitz in Schlesien, mit einer Summe von 50,000 Thaler flüchtig geworden ist, und verheißen eine Belohnung von 500 Thlr. für die Ermittelung des Flüchtigen und bis zu 1000 Thlr. für die ganze oder theilweise Wiederherbeischaffung der entwendeten Werthpapiere (100 Stück Lombarden, 30 Stück Eisenbahn-Prioritäten, 12 Stück italienische Rente, 8 pommer'sche, 6 ostpreußische,

3 westpreußische und 2 märkische Pfandbriefe). Böhm war Kutscher bei dem Rittergutsbesitzer v. Gehlsdorf, Schellingstraße 3, dessen volles Vertrauen er besaß. Es war ihm bekannt geworden, daß sein Dienstherr in einem eisernen Geldschrank bedeutende Summen in Werthpapieren verwahrte. Um sich in den Besitz derselben zu setzen, hatte er sich auf bisher unerklärte Weise einen Nachschlüssel zu dem Schranke zu verschaffen gewußt. Nachdem er das Geld herausgenommen, wendete er ein sehr schlaues Manöver an, um sich einen Vorsprung zu sichern. Er simulirte nämlich eine Krankheit und beurlaubte sich von seinem Herrn, angeblich, um sich in einem hiesigen Krankenhause auskuriren zu lassen. Ein Argwohn konnte auf diese Weise nicht entstehen und der Diebstahl wurde erst jetzt, 10 bis 11 Tage, nachdem er verübt, entdeckt. Natürlich ist Böhm nicht nach einem Krankenhause gegangen, obwohl dorthin abgemeldet worden, sondern hat unverzüglich das Weite gesucht.

[Ein neu in Scene gesetztes Meer.] Die „France" schreibt: Nachdem Herr Ferdinand v. Lesseps zwei Meere mit einander verbunden hat, beabsichtigt derselbe ein neues Meer zu schaffen. Bekanntlich behaupten Reisende, welche Central-Afrika durchforscht haben, daß die Sahara-Wüste ehemals ein Meer gewesen sein müsse. Auf Grund dieser Behauptungen hat Herr v. Lesseps einige Ingenieure zur Untersuchung der Bodengestaltung der Sahara abgesendet. Aus dieser Untersuchung, die nun beendet ist, gewann man die Ueberzeugung, daß die Sahara an ihrem ehemaligen Ufer um mehr als 80 Fuß tiefer liege als das Niveau des Rothen Meeres, und daß diese tiefere Lage in dem Maße, als man in das Innere der Wüste vordringe, zunehme. Daraus schließt nun Herr v. Lesseps, daß ein Kanal von 15 Meilen hinreichen würde, um das Rothe Meer mit der Sahara in Verbindung zu bringen und letztere wieder ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückzugeben, wodurch ein sehr bequemes Kommunikationsmittel mit Central-Afrika geschaffen und der afrikanische Kontinent einer großen Umwandlung zugeführt würde. Die Untersuchungen und Vorarbeiten für diesen Plan werden fortgesetzt, und die „France" fügt hinzu, daß vielleicht schon in einem Jahre mit der Verwirklichung dieses Projektes begonnen werden dürfte.

Die schwedische Kriegskorvette „Gefle", welche neun Monate lang auf einer Uebungs-Expedition gewesen ist, kam am 9. nach Gothenburg zurück, nachdem sie noch am 7. in der Nordsee einen starken Sturm ausgestanden hatte. Sie brachte werthvolle naturgeschichtliche Sammlungen mit (30 Colli), welche der ehemalige Theilnehmer an der schwedischen Expedition nach Spitzbergen im Jahre 1861, jetzt als Arzt auf St. Barthelemy angestellte Dr. van der Goes gemacht hat.

Im Queen's Bench Gerichtshof, London, wurde unlängst eine Klage der Tanzlehrerin Warren gegen die Great Northern Eisenbahn entschieden. Auf der Station Spalding verfing sich der Fuß der Klägerin in einem Loche des Teppichs im Wartezimmer und brachte sie zum Fall, wobei sie so verletzt wurde, daß sie ihrem Beruf nicht mehr nachgehen konnte. Dafür erhielt die Tänzerin einen Schadenersatz von 1500 Pfund Sterling, was die Gesellschaft wohl veranlassen wird, künftig für andere Teppiche auf ihren Bahnhöfen zu sorgen.

Charade.

(Zweisylbig.)

Bald durch des Wassers ungebeugte Kräfte,
Bald durch den Wind und durch des Dampfs Gewalt,
Macht stets die Erste wichtige Geschäfte,
Doch lärmet sie dabei zu viel und schallt.
Die Letzte muß der Wand'rer übersteigen,
Wenn er ins schöne Thal hinunter will,
Er eilt, da sich die Schatten tiefer neigen
Und steht nur selten, Odem schöpfend, still.
Im Ganzen spiegelt sich im Sachsenlande
Ein Städtchen, wo der stolze Karl geharrt,
In dessen Eb'nen, an der Elbe Strande
Einst eine blut'ge Schlacht geschlagen ward.
In unsr'er Nähe auch kannst du es blicken,
Von seiner Höh' siehst Frankfurt's Größe du,
Und sollt' die Hitze oben zu sehr drücken
Find'st du in seinen Kellern Bier und Ruh.

Auflösung der Charade in Nr. 160:
Braunau.
Richtig gelöst von M. M.

Geschichtskalender.

24.	Juli	1842.	In Köln wird das Domblatt gegründet.
	„	1848.	Radetzky siegt bei Custozza.
	„	1866.	Gefecht bei Tauberbischofsheim.
	„	1867.	Besuch des Sultans in Koblenz.
25.	Juli.	1793.	Napoleon I. zieht als Sieger in Kairo ein.
	„	1850.	Die Schleswig-Holsteiner unterliegen in der Schlacht bei Idstedt gegen die Dänen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 170 Montag, 26. Juli 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

V.

Das Fest St. Johannis ist eins der bemerkenswerthesten und am strengsten gefeierten der ganzen Bretagne. Ueberall werden Feuer angezündet und die Nacht wird zum Tage. Junge Mädchen, welche vor Mitternacht neun solcher Feuer besuchen, erhalten, nach dem Volksglauben, in diesem Jahre sicher noch einen Mann, und das Vieh, welches über eine Feuerstätte getrieben wird, ist in diesem Jahre vor jeglicher Krankheit bewahrt.

Alle Bewohner des Orts verlassen ihre Wohnungen und versammeln sich auf dem Gemeindeplatz, wo zu Ehren St. Johannis ein mächtiges Feuer gen Himmel lodert.

So hatten sich auch an jenem Abend alle Bewohner Fouesnan's auf dem großen Platze der Gemeinde versammelt, und die Verlobten ritten gerade unter sie hinein.

Als man sie erkannte, stürzte ein schöner Greis mit weißem Haupt- und Barthaar auf Yvonne zu, welche leicht wie ein Vogel vom Pferde sprang und dem Alten um den Hals fiel.

„Gelobt sei Gott, daß Du hier bist!"

„Hattest Du Angst, mein Vater?" fragte Yvonne.

„Nein, mein Kind, denn ich vertraute auf Gott. Hat der Lugger Schaden gelitten?"

„Ich glaube nicht, aber wir waren in großer Gefahr, und wenn uns nicht Hülfe gekommen wäre, würden wir sicherlich verunglückt sein!"

„Wer hat Euch geholfen?"

„Keinec."

„O, der ist ein braver Bursch und wackerer Matrose," sagte der alte Yvon seufzend, und ein Zug des Kummers durchflog sein Gesicht.

„Theure Yvonne," unterbrach jetzt Jahoua die Unterredung, „wollen wir nicht auch das Fest mitfeiern?"

„Ja, geht meine Kinder, und danket Gott für Eure glückliche Rettung."

Hiemit wandte sich der Alte von den beiden Verlobten und ging in den Kreis älterer Männer zurück, welche das Feuer umstanden. In diesem Kreis befand sich ein Mann von ehrwürdigem Aeußeren in schwarzer Kleidung, es war dies der Rektor von Fouesnan, so nannten nämlich die Bewohner ihren Seelsorger, welcher seit vierzig Jahren schon Freud und Leid und alle Geheimnisse mit ihnen theilte. Dieser kam auf Yvon zu, klopfte ihm auf die Schultern und sagte:

„Mein alter Freund, ich muß Dich tadeln, denn Du hast einen Kummer in Deinem Herzen, und läßt ihn mich nicht theilen."

„Das ist wahr, guter Rektor, aber was willst Du, Jeder hat seine Sorgen, und ich habe auch die meinigen."

„Warum verbirgst Du sie aber, hast Du kein Zutrauen zu mir?"

„Warum sollte ich Dir nicht vertrauen?"

„Nun wohl, so theile mir Deine Sorgen mit; ich fordere dies im Namen unserer Freundschaft."

„Wohlan es sei, doch laß uns in meine Hütte gehen, wo wir ungestört plaudern können."

Dort angekommen, begann Yvon:

„Du erinnerst Dich noch des Tages, wo ich meine selige Frau zur Erde bestattete. Yvonne war noch sehr jung, und ich blieb Wittwer mit einem Kind von fünf Jahren. Ich war arm, meine Fischerbarke hatte das Meer zertrümmert, meine Netze waren in schlechtem Zustande, und ich hatte wenig Brod im Hause. Der Tod meiner Frau hatte mir einen solchen Schlag versetzt, daß mein Verstand umdüstert und mein Muth gesunken war. Zu jener Zeit lebte ein braver Mann auf Penmarch als Matrose, es war Maugueron, der Vater Keinecs. Sein Sohn, der vier Jahre älter als Yvonne, war schon stark und kräftig. Eines Morgens, als ich so traurig und verlassen dasaß und meine unbrauchbar gewordenen Ruder betrachtete, trat Maugueron in meine Hütte.

„Yvon," sagte er, „Du bist schon lange nicht ins Meer hinausgefahren, Du hast keine Barke mehr, aber eine Tochter zu ernähren. Mein Fischerboot ist gut, bringe Deine Netze, komm mit mir, wir theilen den Gewinn." „Soll ich meine kleine Yvonne allein lassen," versetzte ich. „Alle Welt ist auf dem Feld und sie bedarf noch der Führung." „Nimm Dein Kind auf den Arm, mein Keinec wird sie hüten." Ich

nahm es an. Seit jenem Tage fischten wir Beide zusammen. Yvonne wurde durch Keinec erzogen, welcher sie wie eine Schwester liebte. Die Kinder wurden groß. Zwischen Maugveron und mir war die Verabredung getroffen worden, daß die Beiden, sobald sie erwachsen, verlobt werden sollten, doch sollte Yvonne nicht an mein Wort gebunden sein, denn es war ja möglich, daß sie einen Anderen liebte, und zwingen wollte ich sie nicht. Du weißt, wie mein Freund starb. Er wurde, als er einer geschleiterten Brigg zu Hülfe kommen wollte, sammt seiner Barke an die Felsen geschleudert und ertrank. Ein Jahr nach seinem Tode nahm mich Keinec, der dazumal 15 Jahre alt war, bei Seite und sagte: Vater, Ihr seid arm und ich bin es auch. Yvonne liebt hübsche Jacken von feiner Wolle und goldenes Kreuze. Ich will sie glücklich machen. Ich habe bei Marcof eine Stelle gefunden. Wir werden einige Jahre die Welt durchsegeln, und so Gott will, kehre ich reich zurück. Dann legt Ihr Yvonne's Hände in die meinen und wir werden eure Kinder sein."

Ich wollte ihm sein Vorhaben ausreden, er war aber unerbittlich. Am Tage seiner Abreise begleitete ich ihn nach Audierne, wo er sich einschiffen sollte. Mein Junge, sagte ich, ihn an mein Herz drückend, mein Junge, kehre bald zurück, und erinnere Dich noch, daß mein Wort Yvonne nicht bindet. „Ich habe das Ihrige," sagte er und reiste ab. Wir blieben zwei Jahre ohne alle Nachricht von ihm. Nach Ablauf dieser Zeit kehrte Marcof zurück, aber allein. Keinec war in fernen Landen in einem Kampf gefallen und Marcof hatte ihn für todt gehalten. Keinec war aber nur verwundet, genas, und suchte Gelegenheit, nach der Bretagne zurückzukehren. Auf diese Gelegenheit wartete er fünf Jahre. Zweimal hatte er sich eingeschifft, aber beide Male hatte das Schiff, auf dem er war, Schiffbruch gelitten. Wir Andern wußten nichts, als was uns Marcof erzählt hatte. Yvonne wuchs heran und wurde das schönste Mädchen der Umgegend. Während vier Jahren wies sie jeden Freier zurück. Da sah sie Jahoua, der reichste Pächter von Cornwallis. Jahoua liebte sie und Yvonne liebte ihn wieder, denn sie hatte erkannt, daß die Liebe, die sie zu Keinec hatte, nur eine schwesterliche Zuneigung war. Yvonne und Jahoua verlobten sich und waren Beide glücklich. Da vor zwei Monaten kommt Keinec zurück, er erfährt von Andern, daß Yvonne verlobt ist. Er sucht mich nicht auf, er hatte keine Worte des Tadels für Yvonne. Ich glaubte, er sei wieder abgereist, da erfahre ich nun, daß er heute den Jean-Louis gerettet hat. Und siehst Du, Rektor, er wußte, daß Yvonne am Bord des Luggers war, darum rettete er ihn, und er liebt sie noch. Und in sieben Tagen will sich Yvonne verheirathen. Ich achte Jahoua, aber ich würde doch Keinec vorziehen, indessen liebt Yvonne ihren Verlobten. Siehst Du, das ist der Grund meines Kummers, denn ich habe Angst, daß Keinec eine That der Verzweiflung begeht, und doch möchte ich meine Tochter nicht zwingen. Rathe mir jetzt, was soll ich thun?"

Yvon hatte kaum geendet, als an dem kleinen Fenster der Hütte sich die Gestalt eines Mannes zeigte, der unter der Fensterbrüstung verborgen gewesen sein und so Alles gehört haben mußte. Der Rektor war bestürzt, doch Yvon streckte dem Ankömmling die Hand entgegen und rief:

„Ah, Du bist es Marcof. Warum kommst Du nicht herein?"

„Weil ich in demselben Augenblick, wo ich eintreten wollte, Keinec bemerkte, der um die Hütte herumschlich, und den ich nicht aus dem Auge verlieren wollte. Nur die Furcht, daß mein zu laut ausgesprochener Name zu Keinec's Ohren kommen könnte, hielt mich ab einzutreten, darum verbarg ich mich unter das Fenster, und habe so Eure Unterredung gehört. Es war dies sicher Gottes Fügung, denn ich kam, um mit Euch Beiden über Yvonne und Jahoua zu sprechen."

„Was habt Ihr uns zu sagen?" fragte der Rektor.

„Schlimme Sachen, sehr schlimme. Zuerst befürchte ich, daß der arme Keinec einen dummen Streich begehen wird."

„Wie so?"

„Er liebt Yvonne noch immer, und Euer alter Freund hat nicht Unrecht, wenn er eine verzweifelte That befürchtet."

„Will sich Keinec tödten?" fragte der Rektor ängstlich.

„Vielleicht, aber vorher, das glaube ich sicherlich, wird er Jahoua ums Leben bringen."

Marcof wollte in Gegenwart des Vaters der jungen Bretagnerin nicht seine Ansicht ganz aussprechen, aber er fügte für sich hinzu:

„Und wahrscheinlich auch Yvonne."

(Fortsetzung folgt.)

Ein reuiger Mörder.

Paderborn, 16. Juli.

Der Angeklagte, Dienstknecht W. Damm, ein junger Mann von 23 Jahren, hatte schon früh seine beiden Eltern verloren und war deßhalb gezwungen, sich durch seiner Hände Arbeit zu ernähren. Zuletzt kam er nach Kirchborchen, woselbst seine Schwester bei dem Vorsteher Menke als Magd gedient hatte. Menke nahm ihn als Knecht an und schätzte ihn als einen fleißigen, folgsamen Menschen. Nur in der letzten Zeit kamen Differenzen zwischen Dienstherrn und Knecht vor, und zwar wegen der Bewerbungen, womit der Angeklagte die Anna Marie Pilger, welche ebenfalls bei Menke in Diensten stund,

verfolgte. Je öfter nun die Anträge des Angeklagten von der Geliebten, die ihm anfangs nicht abhold war, zurückgewiesen wurden, desto mehr wuchs seine Leidenschaft, die, von einem bösen Dämon immer aufs Neue und heftiger angefacht, den Liebhaber endlich zu dem Entschlusse führte, sowohl der Geliebten als sich selbst das Leben zu nehmen. Schon vor dem 25. Mai, dem Tage der That, war die Versuchung nach der Aussage des Angeklagten mehrmals an ihn herangetreten, das Mädchen zu ermorden; allein die Macht und der Trost des Gebetes, zu welchem er — wie er aussagte — dann immer im Bewußtsein, daß er eine schwere Sünde begehen würde, seine Zuflucht genommen, hätten ihn stets von seinem verbrecherischen Vorhaben abgelenkt. Am 25. Mai fand der Angeklagte die Pitzger in der Waschkammer, die an eine große Dreschtenne stößt. Er verriegelte die von Außen auf die Dreschtenne führenden Thüren, hieß den daselbst anwesenden Kuhhirten sich entfernen und begab sich auf die Knechtstube, um dort einige Zeilen aufzuschreiben, die für den Fall, daß sowohl das Mädchen als er selbst den Tod erlitten haben würde, seinen Verwandten Kunde von dem Geschehenen geben sollten. Auf dem Tische in der Knechtstube lag das Futteral eines einem anderen Knechte gehörigen Rasirmessers. Dieser Umstand erst, so behauptete der Angeklagte, habe in ihm den Entschluß gereift, das Mädchen gerade mit dem Rasirmesser zu tödten. Er öffnete die Kommode, wo das Messer lag, nahm dieses heraus, steckte es in die Tasche und ergriff darauf ein ebenfalls in der Kommode liegendes Heiligenbild, auf dessen Rückseite er die wenigen Worte des Abschiedes an seine Geschwister mit einer Bleifeder niederschrieb. Hierauf begab er sich dann wieder in die Waschkammer, wo er die Pitzger bei der Arbeit vornübergebeugt antraf. Er umfing sie und drückte der sich Sträubenden den letzten Kuß auf die Lippen. Das Mädchen suchte sich ihm zu entziehen, und so gelangten Beide durch den schmalen Gang auf die Dreschtenne. Hier hielt der Angeklagte den Kopf des Mädchens mit dem linken Arm fest, zog das Messer mit der rechten Hand aus der Tasche und führte nun gegen den Hals der Unglücklichen, welche entsetzlich zu schreien begann, einen Schnitt, welcher den Hals bis zur Hälfte völlig durchschnitt. Gerade als der Schnitt geschehen war, kam der Dienstherr auf die Tenne. Er sah noch, wie die Sterbende eine wankende Bewegung gegen ihn machte, während der Mörder sein Opfer aus seinen Armen ließ und mit hoch erhobenem Messer aus dem Hause lief, um sich selbst den Tod in den Wellen der in nicht weiter Ferne vorbeifließenden Alme zu geben. Er wurde indessen auf seiner Flucht ergriffen, an einen Wagen gebunden und aufs Aergste mißhandelt, bis man ihn in sicheren Gewahrsam brächte. Bei der heutigen Schwurgerichtsverhandlung bot der Angeklagte den Anblick eines völlig zerknirschten, reuigen Menschen, seine Knie und Hände zitterten heftig, seine Brust hob und senkte sich, man sah es ihm an, daß er furchtbare Gewissenskualen empfand. Als das Verhör begann, wobei er, wie gesagt, sofort die That einräumte, trat der Angstschweiß auf sein Gesicht, er begann heftiger zu zittern und ununterbrochen rannen nun die dicken Schweißtropfen, vermischt mit langsam fließenden Thränen, auf seine Weste von dem Kinn herüber. Er bekannte, daß er sofort nach der That die tiefste Reue empfunden, die ihn von da an keinen Augenblick verlassen habe, und daß er die Wahrheit spreche, das lehrte ein Blick auf das Antlitz des Unglücklichen. Es war gewiß Niemand im Saale, der ihn nicht aus tiefster Seele bemitleidet hätte! Wiederholt erklärte der Angeklagte, er wünsche am liebsten zu sterben, und da er wisse, daß er sterben müsse, so diene es ihm zur Beruhigung, daß er heute in allen Theilen die reine Wahrheit aussage, um aus der Welt zu scheiden, ohne auch Anderen noch ein Unrecht gethan zu haben.

Als nach Beendigung des Verhörs der Präsident, Kreisgerichtsrath Wichmann, den Angeklagten fragte, ob er wohl wünschte, begnadigt zu werden, sagte der Angeklagte unter heftigen Thränen und indem er sein Gesicht schluchzend mit beiden Händen bedeckte: „Nein, lassen Sie mich lieber sterben, ich habe den Tod verdient, es liegt mir nichts mehr an meinem Leben, könnte ich die Pitzger nur dadurch wieder lebendig machen!“ Die Bewegung, welche diese reuigen, aufrichtigen Worte überall hervorriefen, läßt sich kaum beschreiben. Vieler Augen wurden naß, und man sah, wie Manche, selbst von den Geschwornen, ihre Thränen mit dem Taschentuche abtrockneten. Der Gerichtshof verurtheilte den Angeklagten zum Tode, beschloß aber, denselben der Gnade des Königs zu empfehlen, die ihm gewiß zu Theil werden wird.

Der Waisenknabe.

Es wettert der Sturm in der grausigen Nacht,
Als kämpft' mit der Erde die himmlische Macht,
Die wollte das Weltall zertrümmern;
Hu! würd' ich zermalmt in der wüthenden Schlacht,
Ich Armer, sonst muß ich verkümmern.
Wie rollet des Donners erschreckender Knall,
Wie näßt mich der strömende Regen;
Es übrigt dem Waisen kein Plätzchen im All',
Kein trock'nes, das Haupt hinzulegen.

Ihr Vater, ihr Mutter, ins eisige Grab,
Euch schrei ich mein bitteres Elend hinab —
Ihr ward mir zu frühe entrissen!
Wer ist mir durch's Leben jetzt leitender Stab?
Bin blutig von Dornen zerrissen!
Und Hunger, ach Hunger thut fürchterlich weh,
Und schaurig ist Nässe und Kälte;
Da steh' ich so einsam auf waldiger Höh',
Verlass'ner wie Hässlein im Felde.

Doch siehe, dort flimmert aus weitester Ferne
Ein einziger, klarer, hellleuchtender Stern,
In Mitte vom Wollengewimmel;
Entflammet vom Vater der Liebe, — dem Herrn,
Dem Welten gehorchen und Himmel.
Der Fürsten und Felsen und Throne zerbricht,
Erbarmt sich des Wurmes im Staube,
Mein himmlischer Vater verlässet mich nicht,
Das lehrt mich sein göttlicher Glaube.

Alois Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

[Schwindel.] Seit längerer Zeit langten unter der Adresse angesehener Persönlichkeiten sowohl im In- als Auslande Briefe an, in welchen ein angeblich österreichischer Offizier, unter Umständen auch ein preußischer Offizier, der in der Kriegsperiode des Jahres 1866 verwundet worden zu sein vorgab, um Unterstützungen ansuchte. Mehrere Persönlichkeiten ließen sich wirklich täuschen und sendeten mitunter ansehnliche Geldbeträge nach Prag ein, wo der angebliche Offizier seinen Aufenthalt hatte. Einer dieser Briefe gelangte jedoch an eine unrichtige Adresse; es wurden an kompetenter Stelle Nachforschungen gepflogen, und da stellte es sich denn heraus, daß sowohl Name als Charakter des Bittstellers gefälscht waren, mit Einem Worte, daß man es mit einem geriebenen Schwindler zu thun hatte. Dieser wurde in der Person eines beschäftigungslosen Handlungs-Kommis bald ermittelt und das saubere Handwerk ihm sofort gelegt.

[Jähzorn.] Man schreibt der „Sp. Ztg." aus Toppeln bei Havelberg: Eine achtzehnjährige Magd diente bei einem Bauer und verspätete sich beim Mittagessen. Sie blieb sitzen und betrachtete ein Bild, während Knechte und Mägde bereits zur Arbeit gegangen waren. Der Bauer wurde darüber erzürnt, und gab dem Mädchen eine Ohrfeige. Dasselbe griff nach dem vor ihm liegenden Messer, und stach auf der Stelle den Bauer nieder. Die des Todtschlages Bezichtigte wurde sofort in Haft genommen.

[Nachahmenswerth.] Aus Marburg berichtet die dortige Zeitung: „Der Maschinen-Direktor der Südbahn-Gesellschaft, Herr Alexander Gottschalk, hat in der Ueberzeugung, daß eine Schule für die Kinder der Arbeiter des Werkstätten-Bahnhofes eine der größten Wohlthaten ist, welche man denselben erweisen kann, theils zur Errichtung und theils zur Erhaltung einer solchen hochherzig den Betrag von elftausend vierhundert Gulden gewidmet.

Charade.

(Zweisylbig.)

Beginnt das Kind am Jugendmorgen
Im Lesen seinen ersten Gang,
Dann spricht es frei und ohne Sorgen,
Der ersten Sylbe vollen Klang.
Auch tönt sie in der welschen Sprache
Mit wunderbarer Melodie,
Erhebt sich bald zu Lust, zur Klage,
Und immer rührt und singet sie.

Die Zweite spitzt, gleich einem Degen,
Das Thier, das schwere Lasten trägt,
Es rennt auf Dich, wild und verwegen,
Und ist zum Stoßen aufgelegt;
Die Kunst weiß sie in Erz zu fügen,
Gibt ihr die eigene Gestalt,
Dann muß der Ton sich lieblich schmiegen,
Hier leise nur, dort voll Gewalt.

Das Ganze breitet sich im Schatten,
Zu Schutz und Schirm für Viele aus,
Erholung beut es Müd' und Matten,
Im Orient gleich wie ein Haus,
Doch hat man's auch in unsern Tagen
Zur Zier gepflanzet da und dort,
Mag es auch keine Früchte tragen,
Doch kommt's in Wald und Garten fort!

Auflösung der Charade in Nr. 164:

Schlachtschüssel.

Richtig gelöst von M. M.

Geschichtskalender.

26. Juli	1847.	Mordattentat des Tschech gegen Friedrich Wilhelm von Preußen.
„	1866.	Friedensschluß zu Nikolsburg.
„	1866.	Todestag des Königs Otto von Griechenland.
„	1868.	Beginn des dritten deutschen Bundesschießen in Wien.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 171 Dienstag, 27. Juli 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

VI.

Zwischen Fouesnan und Quimper, an den Ufern des Odet, erhob sich vormals auf einem Hügel, der ringsum die Gegend beherrschte, ein Schloß, von dem jetzt nur noch einige Ruinen übrig sind.

Zur Zeit, wo unsere Erzählung begann, d. h. in der Mitte des Jahres 1791, sah dieses Schloß noch stolz und mächtig in die Landschaft herab. Es war Eigenthum des Marquis von Loc-Ronan, deren Namen und Wappen es trug.

Die Herren von Loc-Ronan waren alte bretagnische Edelleute, die bei allen Verschwörungen, wo es sich um die Erhaltung oder Wiederherstellung alter adeliger Rechte handelte, betheiligt waren. Sie waren in der ganzen Gegend wegen ihres edlen, braven Sinnes bei Jung und Alt hochgeehrt und geliebt.

Der letzte Marquis von Loc-Ronan war seit mehreren Jahren Wittwer. Noch jung, kaum vierzig Jahre alt, verließ er Versailles, und zog sich auf seine Besitzungen zurück. Ehemals großer Jagdliebhaber, betrat er jetzt nie den Wald. Tiefe Bekümmerniß schien ihn niederzudrücken. Er zog sich von allen Festlichkeiten zurück und lebte einsam, nur von einigen alten Dienern umgeben, auf dem Schlosse seiner Vorfahren; nur manchmal, aber sehr selten, begegneten ihm die Landleute, auf einem gewöhnlichen Pferde reitend, und dann zogen diese ihre großen Hüte ab und grüßten ihn ehrfurchtsvoll.

Von Fouesnan bis Plogastel gab es Niemand, der sich erinnern konnte, den Marquis von Loc-Ronan jemals zornig gesehen zu haben, außer ein einziges Mal, wo er einen in der ganzen Gegend als wild und grausam bekannten Burschen Namens Alain Gaichau, der auf rohe Weise sich weigerte, einen kleinen Dienst für ihn zu verrichten, derb züchtigte; dagegen konnte man unzählige andere Züge von ihm erzählen, welche sämmtlich die rührende Güte und Hochherzigkeit des Herrn von Loc-Ronan bewiesen.

In der St. Johannisnacht des Jahres 1791 saß der Marquis in seinem Schlosse zurückgezogen in einem kleinen Gemach, und hatte zwei große Manuskripte vor sich ausgebreitet. Das kleine Zimmer diente als Bibliothek und war der Lieblingsaufenthalt des Marquis.

Die Uhr auf dem Kamin schlug halb ein Uhr Nachts.

Der Marquis saß, in die Manuskripte vertieft, unbeweglich still. Als er den Schlag der Uhr hörte, blickte er auf. „Halb Eins," murmelte er, „er bleibt lang."

Doch in demselben Augenblicke hörte man die Glocke am Schloßthor, und gleich darauf erschien ein Mann, in einen Regenmantel gehüllt, an der Thür des Zimmers.

Er grüßte den Marquis mit ungezwungenem Anstand, trat ein, schloß die Thüre, warf seinen Mantel beiseit, ging auf den Marquis zu, faßte dessen Hand und wollte sie küssen.

Der Marquis zog seine Hand schnell zurück und preßte den Angekommenen an seine Brust. „Ihr seid mein Freund! Und, Marcof, verdient Jemand diesen Namen mehr, als Ihr? Ihr habt mir vier Mal das Leben gerettet; Ihr habt mich mit Eurem Körper gedeckt, als wir zusammen in Amerika den Krieg mitmachten; Ihr theiltet mit mir Euer Brod; Ihr habt mir das Geheimniß verrathen, von dem meine Ehre abhängt, und zu dessen Besitz Ihr durch Zufall gekommen seid. Was kann man wohl mehr für einen Menschen thun? Und, wenn ich Euch meinen Freund nenne, so vergeßt nicht, daß ich es bin, der stolz ist, Euer Freund zu heißen."

„Um Gotteswillen," rief der Seemann, sich eine Thräne aus dem Auge wischend, „sprechen Sie nicht immer von all' diesen alten, vergangenen Dingen, die nicht der Rede werth sind, und Sie bloßstellen würden, wenn Sie Jemand hörte."

„Wir sind hier allein," erwiderte der Marquis leise, „also keinen Zwang! Bruder, komm an mein Herz!"

Marcof warf einen raschen Blick um sich und drückte dann den Marquis wiederholt an seine Brust.

„Ja, mein lieber Philipp," flüsterte er, „mich drängte es, Dich wieder zu sehen."

Die beiden Männer hielten sich fest bei den Händen und blickten einige Minuten lang einander unbe-

weglich ins Auge, ihr Mund war stumm, aber ihre Blicke leuchteten voll Freude.

Der Brudername, den der Marquis Marcof gegeben, und der von einem Edelmann einem gewöhnlichen Seemann gegeben, so eigenthümlich erschien, war vollkommen gerechtfertigt durch ihre gegenseitige Liebe zu einander.

VII.

Marcof wurde zuerst der stürmischen Bewegung seines Herzens Herr, fuhr mit der Hand über die Augen und sagte leise:

„Setze Dich, Philipp, und ums Himmelswillen, fasse Dich. Wenn Jemand von Deinen Leuten einträte, wäre unser Geheimniß verrathen."

„Jocelyn wacht," sagte der Marquis.

„Ja, aber dieser weiß nichts und soll auch nichts erfahren."

„Mißtraueſt Du ihm?"

„Wenn es sich um ein Geheimniß wie das unsrige handelt, traue ich mir selbst nicht," erwiderte der Seemann.

„Und warum solche Heimlichkeit?"

„Weil es sein muß."

„Mein Bruder!"

„Still!" sagte Marcof, die Hand auf den Mund des Marquis legend.

„Hier sind nur zwei Männer, von denen der eine dem andern untergeben ist, der Marquis von Loc-Ronan und Marcof, der Matrose."

„Immer noch?"

„Es muß so sein, gnädiger Herr, ich sage es noch einmal."

„Nun gut, es sei."

„So, jetzt lassen Sie uns von unsern Angelegenheiten sprechen."

Der Marquis schwieg eine Weile, und sagte dann, indem er sich zwang, den Ton der Gleichgiltigkeit gegen den Seemann anzunehmen: „Mein lieber Marcof, Ihr wart kürzlich in Paris?"

„Ja, gnädiger Herr, und ich habe pünktlich Ihre Befehle befolgt."

„Beruht das auf Wahrheit, was man mir geschrieben?"

„Vollkommen wahr."

„Also der König?"

„Der König Ludwig XVI. besitzt von seiner Macht nichts mehr, als den Titel, und wird binnen Kurzem auch diesen nicht mehr besitzen."

„Was sagt Ihr?"

„Nichts Anderes, als was ich gesehen habe."

„Nicht möglich, das Volk von Paris sollte sich soweit vergessen?"

„Das Volk weiß nicht, was es thut, es läßt sich zu Allem treiben."

„Und der Adel?"

„Der Adel flieht."

„Er flieht?" fragte der Edelmann erstaunt.

„Ja, aber er nennt das „emigriren." Am Ende ist blos das Wort ein anderes, die Sache bleibt dieselbe."

„Ja, was hofft dann aber der Adel?"

„Das weiß er selbst nicht. Fliehen ist in der Mode; er folgt also der Mode."

„Und die Bürgerschaft?"

„Die Bürgerschaft wühlt im Geheimen. Sie drängt zur Revolution, und denken Sie daran, gnädiger Herr, wenn die Revolution ausbricht, werden die Bürger allein Vortheil davon haben."

„Mein Gott, mein Gott! Armes Frankreich!" murmelte der Marquis. Dann warf er den Kopf stolz zurück und fügte hinzu: „Mindestens ist es nicht der ganze Adel, der flieht. Die Bretagne ist voll braver Edelleute. Was aber sollen wir thun?"

„Das, worin man übereingekommen ist."

„Den Krieg?"

„Ja, den Krieg. Der König komme zu uns und wir werden ihn zu vertheidigen wissen."

„Wart Ihr in Saint-Tahy?"

„Gestern war ich auf der Insel Groix und von dort komme ich."

„Habt Ihr den Marquis von La Roairie getroffen?"

„Wir waren zwei Stunden zusammen."

„Was hat er gesagt?"

„Er zeigte mir zwei Briefe aus Paris, drei aus London und aus Koblenz. Von allen Seiten drängt und treibt man zum Losbruch ohne Verzug. La Roairie ist bereit zum Handeln. Die Proklamationen sind fertig und die Mannschaften beinahe versammelt. Waffen sind in hinlänglicher Anzahl vorhanden, um Diejenigen damit zu versehen, welche schwören, dem König und der Ehre treu zu sein. Bevor zwei Monate vergangen, wird die Verschwörung zum Ausbruch kommen, wenn man überhaupt dem Unternehmen, dem wir Alle uns widmen, diesen Namen geben darf."

(Fortsetzung folgt.)

Reise unter den Wulwa- und Moskito-Indianern.

(Von G. H. Wickham. Esq. Aus den „Proceedings of the R. Geogr. Soc.")

Am 5. November mit Tagesanbruch machte ich mich auf nach Blewfields, oder dem Wulwa-Strom, wie dieses Gewässer auch genannt wird, zu den Wulwa-Indianern, die dessen Ufer bewohnen. Der Fluß mündet in den nördlichen Theil der Lagunen in mehreren, mit Manglebäumen besetzten Ausflüssen.

Digitized by Google

Ich hatte eine große Flußcanoa für meine Reise gemiethet und drei Leute dazu: „Rach," der Anführer, ferner sein Sohn und ein Moskito-Bastard, Namens Teribio, welcher heimkehren wollte zu seinen Moskito-Frauen, deren er zwei in Kissalala hatte.

Der Lauf des Flusses ist sehr geschlängelt. Wir erreichten die erste Wulwa-Niederlassung Kissalala, und fanden uns, nachdem wir die steile Wand emporgeklettert waren, in der ersten indianischen Hütte. Mir war, als befände ich mich in einer ganz andern Welt. Die dortigen Gebräuche und Sitten machten einen so sonderbaren und neuen Eindruck auf mich, wie ich es wohl nie in meinem Leben empfinden werde. Die Bewohner jedoch schienen sich so wenig um meine Gegenwart zu bekümmern — sie wiesen mir einen der niedern, aus Cedernholz gefertigten Stühle an, dann überließen sie es mir selbst, mich heimisch zu machen. Die Frauen in ihrer entschieden sehr unvollständigen Toilette fuhren fort, sich am Feuer zu beschäftigen, indem sie von Zeit zu Zeit den Inhalt der großen Kochtöpfe mit langen hölzernen Löffeln umrührten. Die Männer untersuchten ihre Bogen und prüften sorgfältig ihre Spannkraft und gerade Richtung, indem sie dieselben auf Armlänge von sich entfernt hielten. Sie erzählten, daß einmal ein See-Kapitän den Fluß herauf bis hierher gelangt sei, und eine Zeichnung ihrer Hütte und der mit Kornmalen beschäftigten Frauen entworfen habe.

Es scheint, daß die wunderliche Sitte die Stirn platt zu drücken, welche unter den eigentlichen amerikanischen Stämmen herrscht, ihren Ursprung in dem Wunsche hatte, diese charakteristische Form des Kopfes auszubilden, da dieselbe bekanntlich dort als der höchste Grad von Schönheit betrachtet wird. Die Wulwa-Indianer üben dies jedoch nicht ganz in dem Maße aus, wie einige andere amerikanische Stämme es thun, und ihr dickes Haar, welches sie bis zu den Augenbrauen herunter hängen lassen, macht, daß ein oberflächlicher Beobachter kaum eine außergewöhnliche Plattheit des Schädels bemerken würde. Es ist interessant, die veränderten Eindrücke zu beobachten, welche die verschiedenartige Lebens- und Beschäftigungsweise auf den Körper der verschiedenen Menschenracen hervorbringt. Unter den Wulwas ist häufig eine ungewöhnliche Ausbildung des Oberkörpers und der Arme zu bemerken, während die untern Partien gedrungen und fast verkümmert sind, was ohne Zweifel dem Umstand zuzuschreiben ist, daß sie ihre meiste Zeit damit verbringen, in ihren Booten auf den Flüssen und Flüßchen ihres Landes herum zu plätschern und sich mit Bootshacken da und fortzustoßen, denn sie sind in der That wesentlich Seefahrer, im Gegensatz zu den „civilisirten" Indianern des Distrikts Matagalpa, welche ausschließlich Fußgänger sind.

Die Begräbnißplätze der Wulwa befinden sich stets in der Nähe des Seegestades, und zeichnen sich aus durch ein großes Wetterdach aus Strohgeflecht, welches in seiner Konstruktion den Hütten dieser Indianer ähnelt und über den ganzen Begräbnißplatz gespannt ist, welcher stets von allem Buschwerk fleißig gereinigt wird.

Unter den verschiedenen wunderlichen Gebräuchen, welche bei den Wulwas herrschen, wenn der Jüngling das männliche Alter erreicht, die ihm mancherlei Prüfungen und Stählungen auferlegen, bis er zu den Vorrechten der Männer zugelassen wird, besteht eines darin, daß derselbe heftige, nach ihrer Art mit dem Ellbogen versetzte Schläge auf den Rücken auszuhalten hat. Diese Sitte mag gut sein für die Starken, muß aber den Schwächeren schaden, und ist übrigens nur eine unter vielen, deren gesammter Charakter es ist, zu zeigen, welchen Grad körperlicher Schmerzen sie zu ertragen fähig sind.

(Fortsetzung folgt.)

Wie man sein Glück macht.

In seinem 7. Lebensjahre verschied vor einigen Tagen der erste und letzte Baron Taunton of Taunton, besser bekannt unter dem Namen Labouchère, da er als solcher früher eine hervorragende Rolle im Unterhause gespielt und in den zwischen 1842—1858 aufeinanderfolgenden Whig-Ministerien wichtige Posten begleitet hatte. Interessant ist eine Geschichte, die man sich von seinem Vater erzählt, die Geschichte nämlich, wie dieser ein steinreicher Mann und mit dem Hause Baring verschwägert wurde. Sie lautet folgendermaßen:

Peter Cäsar Labouchère — so hieß der Vater des eben Verstorbenen — diente als junger, vermögensloser Mensch im Hause des weltberühmten reichen Hauses Baring. Durch sein angenehmes Wesen eroberte er sich Zutritt in den Familienkreis seines Chefs, und da er im Geschäfte tüchtig war, wurde er von diesem oft mit wichtigen Sendungen beauftragt, wie sie sonst nur ergrauten Bureau-Chefs anvertraut zu werden pflegen. Eine derartige Mission führte ihn einmal nach Amsterdam zu dem berühmten Bankier Hope, der großen Gefallen an dem jungen Manne fand und diesem nach Abschluß des Geschäftes, das ihn herübergeführt hatte, die Versicherung gab, daß er es sich zum Vergnügen machen würde, ihn in seiner Laufbahn nach Kräften zu poussiren.

„Wenn Ihnen dies Ernst ist," bemerkte der junge Labouchère darauf, „dann bitte, machen Sie mich zum Kompagnon in Ihrem Geschäfte."

Der alte Hope, verdutzt über diese Unverschämtheit, hielt es für seine Pflicht, den jungen Mann zurechtzuweisen.

„Wie aber," entgegnete dieser, „wenn ich Schwiegersohn von Baring wäre?"

„Schwiegersohn von Baring! Das freilich würde die Sache ändern. Als solcher sollen Sie in meinem Geschäfte herzlich willkommen sein.“

„Ein Mann, ein Wort,“ sagte der Andere und reiste nach England zurück.

Wenige Tage später überraschte er seinen Chef mit dem Ansuchen, ihm die Hand seiner einzigen Tochter zu geben; er liebe sie und schmeichle sich mit der Hoffnung, ihre Zuneigung gewinnen zu können.

„Junger Mann, ich achte Ihre geschäftliche Begabung; aber Sie sind verrückt oder noch Schlimmeres,“ so ungefähr lautete die Antwort des stolzen Bankiers auf die kühne Bewerbung.

„Wie aber,“ entgegnete der unerschütterliche Labouchère, „würden Sie mir auch dann die Hand Ihrer Tochter verweigern, wenn ich Theilhaber der Firma Hope und Komp. in Amsterdam wäre?“

„Das allerdings würde die Sachlage ändern. Als Kompagnon von Hope, junger Mensch, werde ich Sie von Herzen als meinen Schwiegersohn acceptiren. —

„Ein Mann, ein Wort!“ sagte der Andere, schrieb an Hope, daß ihm Barings Tochter zugesagt sei, dokumentirte vor Baring seine prospektirte Theilhaberschaft bei Hope, wurde darauf hin wirklich Hope's Kompagnon und Barings Schwiegersohn und — — die Moral mag sich jeder junge Komptoirist selber zurecht machen. Auch sein verstorbener Sohn, der im Jahre 1859 unter dem Titel Baron Taunton in's Oberhaus erhoben wurde, heirathete eine Baring, die Tochter von seiner Mutter Bruder.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Mittel zur Entdeckung von Gewebeverfälschungen.] In Folge der noch immer nicht gehobenen Baumwollnoth und hohen Seidenpreise wird der Stoffmarkt bekanntlich gegenwärtig stärker, denn je, mit gemischten Geweben bedacht, die als reines Gewebe passiren. Sie zerfallen der Hauptsache nach in gemengtes Linnen, in Halbleinwand, in Halbwollenstoffe und in halbseidene Stoffe. Es dürfte namentlich im Interesse aller Frauen liegen, mit einem einfachen Mittel, sofort die Verfälschung eines Wollen- oder Seidengewebes durch Pflanzenfaser, oder umgekehrt, zu entdecken. Wir wollen ihnen ein solches angeben. Verbrennt man einen Baumwollen- und Seidenfaden — man kann ebenso gut einen Leinen- und einen Wollenfaden nehmen — und achtet dabei auf den ganz verschiedenen Verbrennungsprozeß beider Fäden, so sieht man deutlich, daß die Pflanzenfaser vollständig verbrennt und nur geringe Aschenreste hinterläßt, während der Seiden- oder Wollenfaden zu einer dunklen, kohligen Schlacke zusammenschmilzt, indem er sich von der Flamme nach dem fadenhaltenden Finger hin zu einer Kugel von stets wachsendem Umfange aufbläht. Wird alsdann ein Stückchen feinen Baumwollenbattists und ein gleich großes Stückchen Seidenzeug verbrannt, so zeigt sich der Battist vollständig und zwar so verbrannt, daß man in den Aschenresten noch deutlich die zarte Gitterung des Gewebes wahrnimmt, während der Seidenstoff verkohlt, verschlackt, und seine Schlacke noch längere Zeit in der Flamme nachgeglüht werden kann. Wie benimmt sich nun bei der Verbrennung ein gemischter Stoff, Wolle und Baumwolle, oder Seide und Baumwolle? Es zeigt sich der doppelte Verbrennungsprozeß, wie er vorhin beschrieben, in dem einen Stoff, oder mit anderen Worten, die Verschlackung der Wolle oder Seide inmitten des ruhigen vollkommenen Verbrennens der Pflanzenfaser. Bei einiger Aufmerksamkeit kann man sogar entscheiden, ob das Gewebe gleichmäßig aus Thierstoff und Pflanzenfaser gemischt ist, oder ob der eine, oder der andere Stoff in vorwiegender Menge darin vorhanden. Zuweilen sucht die Verbrennung der Pflanzenfaser die Verschlackung der Seide oder Wolle zu verdecken, darum ist es gut, wenn das Verbrennen mit vielen ausgezogenen und zerlegten Fäden, statt mit dem Gewebe selbst, vorgenommen wird. Bei diesem Zerlegen und Ausziehen verräth sich der platte, bandförmige, schraubenartig gewundene Baumwollenfaden oft schon von selbst, und nicht selten hat er noch einen runden, glatten, um sich selbst gedrehten Begleiter, den Leinenfaden bei sich. K. M.

Buchstabenräthsel.

Mit b zum dritten Laut im Worte führen
Wir manchen Namen zur Unsterblichkeit,
Mit f wird oftmals uns die Schönheit zieren,
Mit w kann uns der Körper nie verlieren,
Mit r steht uns der letzte Tag der Zeit.

Geschichtskalender.

27. Juli 1675. Der französische Marschall Turenne wird bei Sasbach getödtet.
„ 1830. Revolution in Paris, Louis Philipp wird König.
„ 1866. Würzburg wird von den Preußen beschossen.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 172 Mittwoch, 28. Juli 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Werdet auch Ihr dabei sein?“ fragte der Marquis.

„Gewiß; später, wenn der Kampf zur See möglich sein wird, werde ich dem König am Bord meines Schiffes dienen,“ antwortete Marcof.

„Wann werdet Ihr wieder mit La Roairie zusammentreffen?“

„In ungefähr 14 Tagen oder 3 Wochen.

„Gut.“

Der Marquis durchschritt, in Gedanken vertieft, lebhaft das kleine Gemach. Plötzlich blieb er vor Marcof stehen, faßte dessen Hand, und sagte leise: „Bruder, der Krieg wird bald in diesem Lande wüthen, wer weiß, ob wir noch einmal in unserm Leben so ungehindert mit einander sprechen können. Höre mich also; wenn ich auf dem Felde der Ehre im Kampfe falle, oder in meinem Bett eines natürlichen Todes sterbe, so erinnere Dich meiner Worte. Du siehst diesen alten Bücherschrank?“

„Ja.“

„Wenn man die Bücher wegnimmt, so erblickt man inmitten der hintern Bretterwand einen geschnitzten Holzknopf in der Form einer Eichel. Dieser Knopf ist beweglich. Wenn man darauf drückt, so setzt er eine Feder in Bewegung, durch welche sich eine geheime Thüre öffnet, hinter welcher ein Eisenschrank befindlich ist. Bin ich todt, so öffnest Du diesen Schrank und nimmst die darin befindlichen Papiere an Dich. Diese mußt Du, verstehe mich wohl, mit großer Aufmerksamkeit lesen. Versprichst Du mir das?“

„Ja.“

„Das ist Alles, was ich Dir zu sagen hatte, und jetzt, da ich Dein Versprechen habe, bin ich ruhig.“

„Demnach kann ich mich wohl entfernen, gnädiger Herr?“ sprach Marcof laut.

„Wann sehe ich Euch wieder?“

„In zwölf Tagen, welche ich nöthig habe, um nach Palmboeuf hin- und zurückzukommen.“

„Braucht Ihr Geld?“

„Ich habe 300,000 Francs in Gold auf meinem Lugger.“

In diesem Augenblicke wurde mit Gewalt an der Schloßglocke gerissen.

„Wer Teufel kann noch in dieser Stunde kommen?“ rief Marcof.

„Vielleicht verirrte Reisende, welche um Aufnahme bitten,“ sagte der Marquis. Das werden wir gleich erfahren, denn ich höre Joselyn kommen.“

In der That klopfte der alte Diener an die Thüre und trat ein. Marcof hielt ehrerbietig seinen Hut in der Hand, und hatte seinen Regenmantel wieder umgenommen.

„Wer ist's?“ fragte der Marquis.

„Gnädiger Herr,“ erwiderte Joselyn mit schlecht verholener Unzufriedenheit im Gesicht, „es sind zwei Reisende, welche mit Ihnen augenblicklich zu sprechen verlangen.“

„Haben sie ihren Namen genannt?“

„Sie haben mir dies Billet übergeben.“

Der Marquis riß den Brief auf; kaum hatte er jedoch einige Zeilen durchflogen, als er erbleichte. „Es ist gut,“ sagte er zu Joselyn. „Führe die Fremden in den Salon im Erdgeschoß, ich komme gleich hinab.“

Als Joselyn die Thüre hinter sich geschlossen hatte, wandte er sich lebhaft zu Marcof und sagte: „Du darfst nicht durch das Schloßthor fort.“

„Warum nicht?“

„Frage mich nicht, später wirst Du Alles erfahren. Gehe über die geheime Treppe, welche an mein Zimmer stößt. Hier ist der Schlüssel zu der kleinen Pforte, welche auf das Gestade hinausführt. Schnell fort!“

„Aber, was hast Du denn?“ fragte Marcof, als er die plötzliche Verstörung in des Marquis Zügen gewahr wurde.

„Nichts, nichts, ich habe jetzt keine Zeit, Dir es zu erklären. Vergiß nur den geheimen Schrank nicht und erinnere Dich Deines Versprechens!“

Er drückte die Hand des Seemannes und eilte schnell davon.

Marcof blieb einige Minuten nachdenklich stehen, dann verließ er ebenfalls das Gemach, durchschritt einen Korridor und öffnete, als ein Mann, der mit allen Räumen des Schlosses genau vertraut war, eine Thür, welche in ein großes, nur vom Mond erleuchtetes Zimmer führte. Indem er dieses durchschritt, blieb er vor dem Porträt eines alten Mannes stehen, beugte den

Digitized by Google

Kopf und murmelte leise einige Worte, vielleicht ein Gebet. Dann öffnete er eine andere kleine Thüre, hinter welcher er verschwand. Die beiden Fremden, welche Jocelyn nach dem Befehle seines Herrn in den Salon des Erdgeschosses geführt hatte, waren kaum eingetreten, als der Marquis von Loc-Ronan erschien. Alle drei wechselten einen zeremoniösen Gruß.

„Meine Herren," sagte der Marquis mit kalter Höflichkeit, „ich bitte um Entschuldigung wegen des Empfangs, aber da ich zu einer solchen Stunde Niemand mehr erwartete, haben sich meine Diener zurückgezogen, und ich bin beinahe ganz allein. Nichtsdestoweniger aber stehe ich zu Ihrer Verfügung."

„Herr Marquis," sagte der eine der beiden Fremden, „es ist an uns, um Entschuldigung zu bitten; wir hätten zu einer schicklicheren Stunde kommen sollen und es wäre auch geschehen, wenn nicht der Sturm, welcher uns im Gebirg überraschte, unsern Weg gehemmt hätte."

„Ich vereinige meine Entschuldigung mit der des Chevalier von Tessy," sagte der andere Fremde vortretend.

„Ich nehme sie an, Graf von Fougueray," erwiderte der Marquis stolz.

Nachdem diese Höflichkeitsreden gewechselt waren, schwiegen die drei Männer einige Augenblicke still. Der Marquis zerknitterte mit verhaltenem Aerger den Brief, welchen ihm Jocelyn, bevor er die zwei Fremden eingeführt, übergeben hatte. Endlich beruhigte er sich ein wenig und fuhr fort: „Ich glaube nicht, meine Herren, daß Sie Hunderte von Meilen aus keinem andern Beweggrunde zurückgelegt haben, als um mich wegen Ihrer unerwarteten Ankunft um Entschuldigung zu bitten. Wir haben mit einander zu sprechen, und ich ersuche Sie, unsere Unterredung sofort zu beginnen."

„Wir fürchteten zudringlich zu erscheinen und Sie zu ermüden," erwiderte der Chevalier von Tessy.

„Keineswegs, meine Herren. Bei so vorgerückter Stunde werden wir nur um so ungestörter sein, und das ist, wie ich glauben sollte, zu unserer Unterredung nöthig."

„Dieser Saal scheint mir sehr passend dazu zu sein," sagte der Graf von Fougueray, um sich blickend. „Da aber unser Abendessen so überaus schlecht war, so würden Sie uns unendlich verbinden, wenn Sie so freundlich sein wollten, uns Etwas vorsetzen zu lassen."

„Sagen Sie lieber," unterbrach ihn der Marquis barsch, „daß Ihnen die alte Bretagne'sche Sitte bekannt ist, nach welcher ein Mensch eine geheiligte Person für den ist, unter dessen Dach er das Brod gebrochen hat."

„Und wenn dem so wäre?"

„Sie wagen es zu gestehen?"

„Und warum nicht? Sind wir nicht alte Bekannte? Sie wissen wohl, Marquis, zwischen uns besteht kein Geheimniß . . ." Der Graf legte auf das letzte Wort einen besonderen Nachdruck.

Der Marquis von Loc-Ronan biß sich mit einer solchen Heftigkeit in die Lippen, daß einzelne Blutstropfen zwischen seinen krampfhaft geschlossenen Zähnen hervorquollen. Er klingelte. Jocelyn erschien.

„Trage diesen Herren das Beste auf, was Du in der Küche findest."

Der Diener verneigte sich und ging hinaus. Nach fünf Minuten kehrte er zurück.

„Gnädiger Herr, ich habe Nichts in der Küche gefunden; dafür habe ich in Ihrem Zimmer dieses Paar geladene Pistolen geholt, und bringe sie Ihnen hier."

„Ist das ein Hinterhalt?" rief der Chevalier, indem er die Hand an seinen Degen legte.

„Höchstens ein Duell," erwiderte ruhig der Marquis, „denn Sie sehen, daß Ihr würdiger Gefährte seine Vorsichtsmaßregel getroffen."

Der Graf hielt in der That in jeder Hand ein Pistol. Jocelyn trat mit seinem eisenbeschlagenen Stock in der Hand zu seinem Herrn. Doch dieser legte die Pistolen ruhig auf den Tisch, und befahl seinem Diener, sich zu entfernen. Jocelyn zögerte, aber gehorchte.

(Fortsetzung folgt.)

Reise unter den Wulwa- und Moskito-Indianern.

(Fortsetzung.)

Gegenwärtig scheinen die Wulwas keinen eigenen Häuptling zu haben. Sie gehen nach Bluefields zur Ordnung ihrer seltenen kleinen Streitigkeiten. Auch haben sie keine Dörfer, sondern leben zerstreut in Gruppen von zwei oder drei Hütten zusammen, dem Hauptstrom und seinen Zuflüssen entlang. Diese Hütten ohne Wände, von allen Seiten offen, bieten durch ihr Geflecht meist ein niedliches Ansehen, besonders im Innern, welches mit den Unterkiefern vom Bisamschwein und dem wilden Hunde ꝛc und mit den gebleichten Skeletten großer Fische geschmückt ist. Zuweilen sind Gestelle aus gespaltenem Bambus errichtet zur Aufbewahrung getrockneten Maises ꝛc., und Bogen und Pfeile, die einzigen Waffen ihrer eigenen Konstruktion, sind in das Geflecht der Decke gesteckt. Ein oder zwei alte Kanonen, von den Händlern gegen Boote oder spanischen Pfeffer eingetauscht, eine rostige Axt und ein paar Steine zum Mahlen des Korns, ihre irdenen, malerisch geformten Kochtöpfe, und vielleicht gar ein gußeiserner, den sie wohl von den Händlern erhalten haben mögen, einige wunderliche kleine Säcke unter den Dachtraufen, und Stücke selbstgefertigten Linnens an den Stützen derselben aufgehängt; endlich eine Wiege mit den getrock-

Digitized by Google

neten Klauen von Krabben und ähnlichen Gegenständen, die bei Bewegung einen eigenen, rasselnden Lärm verursachen, Nachts, wenn alles still ist, weithin hörbar, und ein paar Stühle vervollständigen die Einrichtung. Eine Hütte wird meist von drei oder vier Familien bewohnt, deren jede in einer der Ecken ihr Feuer für sich hat, an welchem sie ihre eigenen Bananen ꝛc. kocht, und um welches sie sich plaudernd schaart. Meistentheils sind einige der erbärmlichsten Hunde, die man sich denken kann, auf der Lauer, um zu stehlen. Die Indianer lieben es sehr, wilde Thiere für ihre Kleinen zu zähmen, und man wird selten durch ein Dorf kommen, ohne Papageien und Affen, gezähmte Waray und Bisamschweine zu sehen. Einmal sah ich einen kleinen Knaben mit einer gezähmten Otter, dort „Wasserhund“ genannt, umherlaufen.

Den folgenden Tag zogen wir weiter nach der nächsten Wulwa-Niederlassung, ein kleines Dorf von etwa vier Familien. Wir hatten zwei Stromschnellen zu passiren, wo wir einmal sogar die Effekten aus dem Boote nehmen und dasselbe hinüberziehen mußten. Die Indianer waren sehr artig, schlugen die reifsten Orangen für uns von den Bäumen herab, und thaten an derlei kleinen Diensten, was sie nur dachten, daß uns angenehm sein könne. Nachdem ich die Nacht da zugebracht hatte, zogen wir Fluß abwärts bis Kissalala, wo wir einige Zeit verweilten.

Während der Regenzeit schwillt der Blewfields-Fluß mit erstaunlicher Schnelligkeit, der Strom wird stürmisch und reißend und nimmt Stämme und Bäume mit fort. Zu solchen Zeiten wird es unmöglich, den obern Theil des Flusses zu überschreiten, welcher brausend und sprudelnd über die kolossalen Hindernisse, die seinen Weg versperren, schäumt.

Die Frauen in Kissalala waren schon mehrere Tage mit der Bereitung von Mschla beschäftigt gewesen, ein sehr unappetitliches Verfahren, aber, so viel ich glaube, einigermaßen mit ihrem religiösen Kultus in Zusammenhang. Ich vermuthe es deßhalb, weil bei diesem Geschäft nicht die Lustigkeit herrscht, wie bei ihren Gelagen mit den aus Bananen und Zuckerrohr bereiteten Getränken. Mschla ist ein allgemeiner Ausdruck für alle Arten von Getränke, speziell aber für das aus Maniok bereitete.

Wenn ein solches zeremoniöses Fest veranstaltet wird, versammelt sich die ganze Gemeinde und bringt große Massen Maniok, dann machen sie sich darüber her, dieselbe zu kauen, und an ihre großen irdenen Töpfe auszuspucken; wenn ihre Kinnladen so ermüdet sind, daß sie davon abstehen müssen, so wird der Rest abgekocht, das Ganze durcheinander gerührt und einige Zeit stehen gelassen, bis es gegärt hat, während dessen aber umgerührt und abgeschäumt. Von nah und fern kommen die Leute zu diesen „Trinkereien,“ und man kann sie dann in ihrem vollständigen Aufputz, bemalt und mit Federn und Glasperlen geschmückt, sehen; einige tragen eine Art Krönchen aus den krausen Kopffedern des Hokohuhns, welche sehr geschmackvoll aussehen, auch haben sie einen Strick um den Oberarm, an welchem die Federn des Makao, der Schleiereule, und die gelben Schwanzfedern des Montezuma-Vogels befestigt sind. Um den Hals tragen die Männer kleine dunkle Glasperlen, die sie von den Händlern bekommen und selbst in oftmals recht hübschen Mustern in lange, hängende Schnüre reihen. Diese hängen ihnen auf die Brust herunter und Troddeln aus weißen Perlen, an einem Kragen derselben Arbeit befestigt, hängen über den Rücken. „Townoo“ oder pulpra“ wird von den Moskitos ein Tuch benannt, welches die Männer um den Leib schlingen, dessen Enden an den Füßen herabhängen bis zum Knie, bei einigen der jungen Lions fast bis zur Erde. Dieses Tuch ist, wie auch die Tücher, in welche sie sich des Nachts einwickeln, aus der Rinde eines Baumes gemacht, welche von den Frauen auf einem glatten Klotz mit einem eichelförmigen Schlegel geschlagen und gestreckt wird, und von den Furchen desselben ein gewebartiges oder netzartiges Aussehen erhält. Zuweilen fertigen die Frauen dieses Kleidungsstück auch aus einer sehr festen, guten Art Baumwolle, in geschmackvollen Mustern gewirkt und mit vielerlei Farben, mitunter selbst mit Federn geschmückt. Diese kommen jedoch nicht mehr häufig vor, wahrscheinlich weil sie zu viel Zeit und Mühe erfordern. Bei Gelegenheiten, wo die Frauen sich in Putz zeigen, tragen sie eine Menge Glasperlen um den Hals, nicht kunstvoll angefaßt wie die der Männer, sondern in einfachen Schnüren, wie sie dieselben von den Händlern erhalten, herumgelegt, jedoch in solcher Masse, daß ihnen in dem Putze recht unbehaglich sein muß; bei mancher war der ganze Raum zwischen Brust und Kinn derart damit überladen, daß sie nicht mehr den Kopf wenden konnte. Im Uebrigen tragen die Frauen ein Röckchen, entweder aus dem von ihnen gefertigten Rindenstoff, oder aus bunten gedruckten Baumwollzeugen, die ihnen die Händler bringen, um den Leib geschlungen und auf einer Seite über der Hüfte geschürzt. Wenn sie Gäste erwarten, färben sie sich den ganzen Oberkörper dunkelroth mit einer Farbe, die sie in den Samen einer Hülsenfrucht finden, und, wenn benöthigt, in kleinen Calabassen sammeln, dann einfach in die Haut einreiben, welche davon ein glattes, weiches Ansehen erhält. Sie bemalen nicht, wie die Männer, ihre Gesichter mit breiten schwarzen und rothen Streifen und Flecken, wohl aber ziehen sie drei oder vier feine schwarze Linien auf dem rothen Grund gleichförmig über Nase und Backen unter den Augen hin.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ueber den Ursprung des Petroleums] zirkuliren immer noch die verschiedensten Ansichten. Die Einen glauben, das Petroleum sei ein Produkt der Steinkohle, wogegen jedoch die Thatsache spricht, daß, wenigstens in Amerika, in der Nähe der Petroleumquellen, keine Kohlenflötze vorkommen. Andere glauben, das Petroleum entstehe durch eine Art von Verwesungsprozeß von in vorhistorischer Zeit massenhaft im Meer vorgekommenen Seetangen, für welche Ansicht sich gute Gründe aufstellen lassen. In neuester Zeit hat ein Amerikaner, Denton, behauptet, man könne unmöglich annehmen, daß bei der Bildungsperiode des Petroleums so große Massen von Seetangen vorhanden gewesen seien, um die enormen Quantitäten von Petroleum zu bilden, welche in der Erde vorkommen. Dagegen deute das Vorkommen von fossilen Korallen in allen petroleumführenden Gesteinen darauf hin, daß das Petroleum von den Korallen abstamme und sich in den vorhistorischen ausgedehnten Korallenriffen gebildet habe. Der Körper des Korallenthieres selbst habe zwar jedenfalls zur Entstehung des Petroleums nichts beigetragen, da er so klein sei, daß er beim Trocknen zu einem leichten Häutchen eintrockne; dagegen sei das Petroleum durch die Korallenthiere aus dem unreinen Meerwasser abgeschieden worden, also eine Art von Exkret der Korallen. Es gehört viel Phantasie zur Entwicklung einer solchen Hypothese!

Wie man zu einem Tenor kommt, erzählt der „Sprudel“: In Karlsbad war's an einem Sonntag, als der Telegraphist Pavlicek in einer dienstfreien Pause einen Triller schlug, den die prosaisch gesinnte Umgebung für den zitternden Sehnsuchtsseufzer eines leeren Magens hielt, Herr v. Hülsen aber, der k. preußische Hof-Indentant, der just vorbeiwandelte, sofort als ächte Waare erkannte. Kein Theateragent vermittelte; die Unterhandlungen waren rasch zu Ende geführt, und noch am selben Abende ging durch die eigene Hand des glücklichen Telegraphisten eine Depesche folgenden Inhalts ab: „Herrn Pavlicek **sen.** in Prag. Bin so eben von Hülsen entdeckt und zur weiteren Ausbildung nach Berlin engagirt worden. Vorläufig 2000 Thaler Gehalt. Pavlicek **jun.**“ So geschehen den 9. Juli 1869.

[Gerechtes Maaß.] Der berühmte Pianist M. hatte von der Gräfin L. eine Einladung zum Diner erhalten und angenommen, und wurde von den gegenwärtigen Gästen nach Gebühr fetirt und umschmeichelt, wie wenig er sich auch geneigt fühlte, der belebten Unterhaltung zu folgen, denn er fühlte sich sehr unwohl. Nach der Tafel forderte ihn die Gastgeberin auf, die Gesellschaft durch sein glänzendes Talent zu erfreuen. Er weigerte sich Anfangs, da er sich nicht dazu aufgelegt fühlte, und gab nur nach, als ihm die Gräfin nicht undeutlich zu verstehen gab, daß er ja nur deßhalb zur Tafel gezogen worden sei. Er spielte ein reizendes, aber leider sehr kurzes Stück, und erhob sich dann, als habe er nun genug gethan. Rauschender Beifall empfing ihn, die Gräfin aber bedauerte, daß der Genuß so schnell vorübergegangen sei. „Ach Gott,“ erwiderte der geplagte Künstler, „ich habe ja auch nur so wenig gegessen.“

Buchstabenräthsel.

Trotz tausend Augen sieht es nicht,
Das Ding, was sieben Zeichen nennen. 1)
Es ist befußt und geht doch nicht —
Wer wird es wohl errathen können?
Das Erste weg, und es erscheint
Ein Ding, bei Spielern wohl gelitten. 2)
Die beiden Ersten weg geschnitten,
Er scheint ein kopflos Ding, mein Freund! 3)
Fällt es Dir ein, das dritte Zeichen
Aus meinem Ganzen wegzustreichen,
Wird eine Eigenschaft genannt. 4)
Die ich, mit Geist verbunden, hasse.
Wenn weg das Zweit' und Dritt' ich lasse,
Erscheint, was sorgsam man verbannt
In jedem kultivirten Land. 5)

Auflösung der Räthselfrage in Nr. 165:

Nähme der Bodensee auf nicht den Rhein,
Würd' er nicht ſi undenweil uferlos sein.

M. M.

Geschichtskalender.

28. Juli 1794. Robespierre und seine Genossen werden guillotinirt.
„ 1835. Fieschi's Mordattentat auf Louis Philipp (Höllenmaschine.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 173 Donnerstag, 29. Juli 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Aus dem Abendessen wird also nichts?“ fragte der Graf, indem er seine Pistolen wieder in den Gürtel steckte.

„Kommen wir zu Ende, meine Herren!“ rief der Marquis, „wenn wir noch lange in diesem Tone fortfahren, wird mich, ich fühle es, der Zorn übermannen. Sie sind hierher gekommen, um mir einen Handel vorzuschlagen. Dieser Handel ist ein schändlicher, ich weiß im Voraus, aber was liegt daran, sprechen Sie, ich höre zu.“

„Mein lieber Marquis,“ sagte der Chevalier, indem er einen Sessel heranzog und sich ohne Umstände darauf niederließ, „Sie haben eine Art, ihren Gedanken Worte zu verleihen, welche keineswegs parlamentarisch ist, wie Herr Mirabeau in der Nationalversammlung sagen würde. Doch wir wollen in Ihren Worten nichts weiter sehen, als was wir darin sehen sollen, das heißt, daß sie bereit sind, uns Ihre ganze Aufmerksamkeit zu widmen.“

„Erinnern Sie sich der Zeit, wo Sie, nachdem Ihr Vater gestorben war und Sie Ihre große Erbschaft angetreten hatten, sich entschlossen, Sr. Majestät dem König Ludwig XV. Ihre Huldigungen darzubringen? Sie waren, glaube ich, damals zweiundzwanzig Jahre alt und ein sehr hübscher Mann . . . Zu dieser Zeit war es, daß, nachdem Sie einer Menge von Damen die Köpfe verrückt hatten, auch der Ihrige diesem kleinen Liebes-Gott zum Opfer fiel. Am 15. August 1776, einem großen Festtage, hatten Sie bei Gelegenheit irgend eines Tumultes das Glück, ein junges schönes Mädchen zu retten, und in Ihren Armen fortzutragen. Dafür, daß Sie ihr das Leben retteten, raubte sie Ihnen Ihr Herz. Dieses junge Mädchen gehörte einer alten adrlichen Familie aus der Normandie an, deren einzige männliche Repräsentanten zu sein, ich und der Graf von Fougeray die Ehre haben. Es handelt sich, wie Sie wohl wissen, um unsere Schwester, Marie Augustine. Es ist nicht nöthig, glaube ich, Sie daran zu erinnern, daß Sie sich in unserer Familie vorstellen ließen, sich um die Hand Marie Augustinens bewarben, und daß Sie endlich dieselbe als glücklicher Bräutigam zum Altar führten. Das war zu Ende des Jahres 1777.“

„Sie waren ein wenig eifersüchtig, mein theurer Marquis,“ fuhr der Chevalier fort; „die Anbeter, welche Ihre Frau umschwärmten, machten Ihnen viel Verdruß. Als schöne und koquette Frau lachte Ihnen Marie Augustine ins Gesicht, als Sie ihr den Vorschlag machten, Versailles zu verlassen. Leider wußte das arme Kind nicht, wessen ein bretagnisches Gehirn fähig ist. Ohne weitere Förmlichkeiten entführten Sie die Marquise, und acht Tage nach Ihrer heimlichen Abreise, waren Sie Beide auf diesem alten Schlosse Ihrer Ahnen angelangt. Marie Augustine weinte, bat, flehte. Sie liebten sie und waren eifersüchtig, ein doppelter Grund für Ihren unerschütterlichen Entschluß, einsam mit ihr in dieser wilden Gegend zu leben. Allein, da Marie Augustine sich gefangen sah, träumte sie von nichts Anderem, als von Flucht und Freiheit. Alle Mittel schienen ihr gut, und sie hatte sogar kein Bedenken, sich zu kompromittiren, nur um Riegel und Gitter fallen zu sehen. Wie sie es anfing, weiß ich nicht; genug, sie fand ein Mittel, mit einem hübschen Edelmann aus Quimper, der sonst der Genosse Ihrer Vergnügungen war, in Briefwechsel zu treten . . .“

„Wie sie es anfing?“ rief der Marquis aufspringend, „ich will es Ihnen sagen. Ihre Schwester, dieses elende Weib, unwürdig des Namens, den ich ihr gegeben, bestach mit Gold einen Diener und verschaffte sich zu wiederholten Malen Zusammenkünfte mit ihrem Geliebten. Denn Sie dürfen nicht vergessen, meine Herren, Ihre Schwester war die Maitresse des Baron v. Audierne geworden!“

„Sie haben es schon früher gesagt, aber wir haben es nie geglaubt,“ versetzte der Graf von Fougeray.

„Wollen Sie Beweise? Ich habe hier Briefe. . .“

„Sie sind unnöthig,“ erwiderte der Chevalier. „Mag unsere Schwester schuldig sein oder nicht, darum handelt es sich nicht. Lassen Sie mich vollenden. Die zwei Liebenden hatten Alles zur Flucht vorbereitet, und warteten nur auf eine günstige Nacht, um zu entfliehen. Sie ahnten nicht, daß Sie, von Allem unterrichtet, sie bewachen ließen, und ebenfalls nur des Augenblicks zum Handeln harrten. In der Nacht, wo die Flucht stattfinden sollte, traten Sie Beiden in den Weg. Der Baron zog seinen Degen, Marie Augustine fiel in

Ohnmacht. Sie nahmen Ihre Frau in die Arme, und baten den Baron, Ihnen zu folgen. Der Edelmann, im Namen der Ehre aufgefordert, folgte. „Ah, entschuldigen Sie," sagte der Chevalier, sich in seiner Rede unterbrechend, „ich vergaß, was zur Erklärung des Folgenden nöthig, zu bemerken, daß Ihre Hochzeit auf dem Landgut meines Bruders, und nur im Beisein der nöthigen Trauzeugen stattfand."

„So wollte es der Graf von Fougueray," bemerkte der Marquis.

„Ich glaube mich dessen zu erinnern," sagte dieser, sich verbeugend. „Fahrend Sie fort, Chevalier."

„Nein, ich werde fortfahren," rief der Marquis. „Hören Sie mir Beide zu. Als ich die Elende, die meinen Namen entehrt, unter meinen Händen hatte, war mein erster Gedanke, sie und ihren Mitschuldigen zu tödten. Ich besann mich jedoch. Meine Verachtung gegen diese Frau war so tief, daß meine Hand es für unwürdig hielt, ihr Blut zu vergießen; ich that etwas Besseres."

„Ja, Sie ersannen dafür ein anderes geistreiches Mittel," bemerkte der Graf, indem er kokett mit den Spitzen seines Busenstreifes spielte.

„O, diese Scene ist mir noch sehr gut im Gedächtniß," fuhr der Marquis fort, ohne auf die Bemerkung seines seltsamen Schwagers zu achten. „Marie Auguftine lag in demselben Armstuhl, in welchem Sie jetzt sitzen, denn ich hatte die beiden Schuldigen in diesen Saal gebracht. Der Baron von Audierne stand vor ihr, indem er meine Befehle erwartete, und ich bin fest überzeugt, daß er geglaubt, seine letzte Stunde sei gekommen. So bald Ihre Schwester wieder zur Besinnung gekommen war, rief ich meine Leute zusammen, alle ohne Ausnahme, vom Hausbofmeister bis zum letzten Hundejungen. Ich deutete auf Marie Auguftine, welche halb todt vor Schrecken war und rief: Meine Freunde, Ihr seht dieses Weib, das Ihr bisher Eurer Ehrfurcht für würdig erachtet habt, weil Ihr glaubtet, daß sie meinen Namen trage. Nun denn, ich hatte Euch getäuscht. Dieses Mädchen war nie meine rechtmäßige Frau. Sie war nur meine Maitresse, wie sie jetzt die Maitresse des Baron von Audierne, meines braven und treuen Freundes, ist. Wenn ich so zu Euch rede, so geschieht es darum, weil es ein Fehler von mir war, daß ich für dieses verächtliche Geschöpf Eure Achtung verlangte, und weil ich es mir und Euch schuldig bin, die volle Wahrheit öffentlich zu enthüllen. Und nun kann der Herr Baron seine Maitresse, auf die ich verzichte und die ich ihm überlasse, führen, wohin er will. Eine Stunde später verließ Marie Auguftine mit dem Baron das Schloß."

„Und Sie, mein lieber Freund," unterbrach ihn der Graf, „haben sofort die Wichtigkeit ihrer Erfindung erkannt, Sie ließen sich noch an demselben Abend ein Pferd satteln und ritten im Galopp gen Fougueray, um ihre den Dienern erzählte Fabel zur Wahrheit zu machen. Sie kamen in finsterer Nacht zu Fougueray an, und drangen in die Wohnung des Priesters. Dieser alte Mann, der Ihren Ehebund eingesegnet hatte, war außer einer Magd allein in seiner Behausung. Eingeschüchtert von Ihrem Range, erschreckt durch Ihre Pistolen, willigte er ein, daß Sie aus dem Pfarregister das Blatt ausrissen, auf welchem Ihre Heirath verzeichnet stand. Das war um so klüger, als von den vier unterschriebenen Zeugen zwei, der Chevalier und ich, wegen unserer nahen Verwandtschaft zu dem Opfer vor der Justiz nichts beweisen konnten, die beiden Andern aber gestorben waren. Nachdem das Blatt entwendet war, gab es keinen Beweis für die Heirath mehr; die Marquise von Loc-Ronan war fortan nur noch ein Fräulein von Fougueray, Sie behaupteten, sie sei nur Ihre Maitresse, nie aber Ihre Frau gewesen; Niemand konnte das Gegentheil beweisen. Sie waren Ihrer Fesseln ledig, welche angefangen hatten, Ihnen lästig zu werden. Sie waren frei."

(Fortsetzung folgt.)

Reise unter den Wulwa- und Mosskito-Indianern.

(Fortsetzung.)

Am Morgen des 14. machte ich mich in Begleitung eines jungen Wulwa aus der oberen Niederlassung in einem kleinen Boote auf nach dem Rama-Arme, eine kleine Tagereise weiter, und gelangte am anderen Morgen frühzeitig an den Ausfluß des Rama. Die Aussicht war sehr hübsch und wir genossen sie bis spät im Nachmittag, ohne einen Landungsplatz finden zu können, da die Ufer überall niedrig sind, ausschließlich mit Bambusgräsern bedeckt, unter welchen der Sturm arge Verheerungen angerichtet hatte. In geringer Entfernung stromaufwärts erhebt sich ein sehr eigenthümlich kegelförmiger Hügel, von den Indianern Assanuka benannt.

Andern Tages hielten wir etwas weiter nach dem Innern zu, aber die Strömung wurde da schon sehr stark. In dieser Gegend erhebt sich auf dem linken Ufer eine Felsklippe senkrecht aus dem Wasser, welches an deren Fuß sehr tief zu sein scheint. Indianische Niederlassungen finden sich an diesem Flusse sehr wenige und erst sehr weit oben; am untern Theil desselben sind die Ufer durchaus zu seicht, da die Indianer es lieben, ihre Behausungen auf den Anhöhen über ihre Flüsse zu bauen. Zwei Tage später kehrten wir nach Kissalala zurück, und bald darauf setzte ich meine Reise am Hauptfluß aufwärts fort.

Am Morgen des 30. erreichten wir einen Platz, wo der Fluß unter den aufgethürmten Steinen, die von

einem felsigen Hügel hineingeführt sind, ganz verschwindet. Wir waren genöthigt, unsere Boote und Gepäcke auf einem langen, steilen, aber gut passirbaren Weg durch Waldungen über den Hügel zu transportiren, um den Fluß auf der andern Seite zu erreichen, wo er, aus den Hindernissen befreit, sich in eine felsige Bucht ergießt, welche, wie die ganze Umgebung des Flusses mit üppiger Vegetation reich bedeckt ist. Nach einem weitern Transport zu Lande erreichten wir eine indianische Niederlassung, genossen dort etwas Maniok (cassada) und setzten dann unsere Reise fort.

Am folgenden Tage bot uns eine Stelle des Flusses, genannt „der zweite Hügel," ernstliche Schwierigkeiten; der Fluß war abermals ganz eingegraben und unter den ungeheuren Felspartien, doch war der Weg äußerst lieblich durch schattige Wälder geführt. Es ist bemerkenswerth, daß bei den besuchteren Uebergangsplätzen die Höhlungen in den Felsen mit älteren und frischeren Cedernspänen gefüllt sind, die durch die rauhen Steine von den Booten abgeschabt wurden. Auf der andern Seite angelangt, kochten wir unser Mittagsmahl auf der Kiesbank am Ausfluß einer schattigen Quelle, welche sich hier mit dem Flusse verbindet. Dieses verborgene kleine Flüßchen, Billwas genannt, wurde mir als von Wulwas an seinen Ufern bewohnt bezeichnet; wie ich später mehrmals Gelegenheit hatte zu bemerken, daß diese Indianer mit einer gewissen Vorliebe die Ufer kleiner, abgelegener Flüßchen zu ihren Wohnsitzen wählen.

Wir setzten unsere Reise fort und erreichten bald trotz der andauernden Schwierigkeiten die uns das mit Steinen angefüllte Flußbett bot, eine Niederlassung, Wuki genannt, am Fuß des gleichnamigen Wasserfalls gelegen. Ein Theil der Fälle war von der Hütte aus sichtbar, wie überhaupt diese Niederlassung bei weitem die schönste ist, eben so wohl was ihre Lage, die Bauart ihrer Häuser, als was den Stand der umherliegenden Grundstücke betrifft. Neben der allgemein verbreiteten „Supa"-Palme, welche schon in der Entfernung das Dasein einer Ansiedelung verräth, so wie anderer bei den Wulwas gewöhnlicher Pflanzenarten fand ich hier in ziemlicher Menge Cacao und Baumwolle, eine schöne Art Brodbaum und andere Obstbäume. Der alte Mann, welcher der Patriarch des Ortes zu sein schien, hatte ein lahmes Bein in Folge eines Schlangenbisses, versicherte aber es sei schlimmer gewesen und bessere sich jetzt schneller.

Unsere Leute hatten Wuki schon verlassen, und die Boote und deren Ladung über eine Reihe von Wasserfällen oberhalb dem Dorfe hinüber transportirt, wo sie auf uns warteten, wir folgten ihnen am nächsten Morgen auf einem rauhen Pfade den Waldessaum entlang, wo spitze Steine in allen Richtungen aus dem Boden hervorstaken, über umgefallene Bäume, dann wieder am Rande des Wassers von einem ausgespülten Felsblock zum andern kletternd, bis wir endlich die Fahrzeuge erreichten.

Am 7. gelangten wir nach dem Orte Ka-Ka, welches nach Aussage der Wulwas das letzte, von ihrem Stamm bewohnte Dorf an diesem Strom aufwärts sein soll. Ich bezweifle dieß jedoch, denn wenn gleich der Fluß hier schon ziemlich schmal ist, so ist doch anzunehmen, daß er eine gute Strecke aufwärts immer noch viel mehr Wasser enthalten muß, als manche der kleinen Quellen, deren Ufer bewohnt sind, und die sich weiter unten in den Fluß ergießen. Ka-Ka ist ein niedlicher Ort, inmitten schattiger Wälder gelegen, mit der Aussicht auf das gegenüber liegende prächtig grüne Ufer des hier schmalen Flusses. Die langen geraden Stämme und Aeste der Bäume zeigen sich in Zwischenräumen durch das verschiedenartige Laubwerk, welches eine dichte Wand bildet und durch schöne blühende Schlinggewächse, die hier und da in Guirlanden aufgerafft sind, oder als dichte wogende Draperien herunterhängen, so wie durch die schlangenartigen Verkettungen der kletternden Pflanzenfädn und die eleganten Wedel einer Palme unterbrochen wird. Auf einer Seite der Hütten ergießt sich in den Strom, was man bei uns einen Forellenbach nennen würde; ähnliche flache Gesteine, ähnliche Vertiefungen, kleine Fälle und rauschende Tiefen; hier aber ragen majestätische Palmen, mitunter baumartige Farn, und viele andere fremde Pflanzenformen, die nur in der Vegetation der Tropen vorkommen, über die Wasserfläche herüber, und aus den grünen Pflanzenmauern die auf beiden Seiten den Fluß einschließen, und nur da oder dort dem Sonnenstrahl erlauben durchzudringen, erschallen die Schreie der Tukane, Papageien und anderer Vögel; fremdartige Töne, die ganz zu der Umgebung stimmen. Hier fand ich die größte Zuckerplantage dieses Landes; die Indianer fabriziren eine sehr wohlschmeckende Art von Zucker, welchen sie zu Kuchen formen und mit ihren Bananen und gebackenem Maniok genießen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein neuer Leuchtthurm.] Nach achtjähriger Arbeit ist endlich der Leuchtthurm auf dem großen Wolfsfelsen an der englischen Küste so weit fertig, daß man an das Aufsetzen der Laterne denken kann. Diese, nahe an der Küste von Cornwall am Eingange des Kanals gelegene Felsengruppe steht bei den Schiffern von jeher in üblem Geruche, denn manches schmucke Fahrzeug hat daselbst sein Grab gefunden. Eben weil diese Felsen bei hoher Fluth kaum sichtbar sind, gefährden sie die Schifffahrt mehr, als gewaltig aufsteigende Klippen, und aus demselben Grunde waren die Schwierigkeiten, ihnen einen Leuchtthurm aufzuzwingen, ungewöhnlich groß. Konnte doch nur während der nied-

rigsten Ebbezeit gebaut werden, und auch dann oft nur sehr kurze Zeit, gar nicht zu reden, daß bei einigermaßen bewegter See die Felsen schlechterdings unnahbar sind. Vor wenigen Tagen wurde der letzte Quaderstein eingefügt, und ehe das Jahr um ist, leuchtet das neue Licht wahrscheinlich schon von 110 Fuß Höhe weit hinaus in die Meereswüste.

[Naturforscher-Versammlung in Innsbruck.] Die Vorbereitungen zu der am 18. September beginnenden Naturforscher-Versammlung werden mit großer Rührigkeit betrieben. Die Versammlungen werden in den zu diesem Zwecke ganz geeigneten Gebäuden, nämlich im Theater und in den Redoutensälen, stattfinden. Die Tageseintheilung ist so entworfen, daß gesellige Ausflüge und Unterhaltungen mit ernster Thätigkeit abwechseln. So finden z. B. am 19. September eine Festfahrt über den Brenner, in den übrigen Tagen Ausflüge auf den Haller Salzberg, den Berg Isel, die Lanser Köpfe statt. Auch musikalische Feste werden veranstaltet.

[Selbstmord.] Am 20. d. Mts. hat sich ein junger Wundarzt im Klausenburger Karolinen-Spitale vergiftet. Er starb in Folge dessen noch vor Mitternacht, behielt jedoch seine Geistesgegenwart bis zum letzten Athemzuge. So lange er mit der Hand die Feder zu führen vermochte, zeichnete er alle Phasen auf, die er unter der Wirkung des Giftes an sich verspürte. Unter seinen dießfälligen Notizen ist auch Folgendes zu lesen: „Ich zittere am ganzen Körper, nicht so sehr wegen der Schmerzen, als vielmehr wegen des Vorwurfs, den mir das Gewissen macht." Die Ursache, die ihn zum Selbstmorde trieb, ist unbekannt.

[Wieliczka.] Aus Wieliczka wird der amtlichen „Gaz. Lwow." unter dem 20. ds. Mts. berichtet: Nach einem von der Salinen-Direktion entworfenen und vom Ministerium bestätigten Projekte wird der gegenwärtig unpassirbare Corridor „Klozki" nicht restaurirt, sondern parallel mit demselben ein neuer Corridor bis an die Quelle gegraben. Der Bau dieses Corridors wird gleichzeitig von zwei Seiten in Angriff genommen. Das im Corridor fließende Wasser ist bereits in Röhren geleitet und in den Elisabeth-Schacht geführt worden, von wo es mittelst der großen Pumpe an die Oberfläche gehoben wird. Heute ist der Wasserstand 2 Klafter 3 Zoll unter dem Horizonte „Haus Oesterreich".

[Das neue Luftschiff.] Wenn einem Berichte des San Francisko News Letter (vom 26. Juni) Glauben zu schenken ist, so hat das Problem, an dessen Lösung schon Herr Dandaius den Hals gebrochen, endlich seinen Meister gefunden, und zwar wird schon binnen vier Wochen das erste Luftschiff die Reise nach New-York „und anderen entfernten Plätzen" antreten. Dasselbe enthält Raum für sechs Passagiere, und wird mit einer Geschwindigkeit von mindestens 30 (englischen) Meilen per Stunde fortbewegt. Der New-York Tribune verspricht, wenn die Maschine anlangt, zwölf Berichterstatter zu ihrer Beschreibung auszuschicken. Damit wird es aber doch wohl noch gute Weile haben, denn selbst in San Francisko theilen nicht Alle die sanguinischen Hoffnungen des Erfinders. Sagt doch die in genannter Stadt erscheinende Alta, die letzten Experimente mit dem Luftschiffe seien daran verunglückt, daß dasselbe dem Winde zu sehr ausgesetzt ist.

Friedrich II. wandte sich an einen alten Premier-Lieutenant mit der Frage: „Wie viel Katholiken, Reformirte und Lutheraner hat Er in Seiner Kompagnie?" Der Gefragte nannte die Summen. „Welchen Glauben hat Er?" „Majestät, daß ich endlich Kapitän mit entsprechenden Einkünften werde," antwortete schnell der Offizier. „Mag sein — nur verleite Er Niemanden zu diesem Glauben," antwortete der König.

Räthsel.

Ist die Zweite das Ganze, dann bebt in banger Bewegung
Selig die Erste beglückt und auch beglückend zugleich;
Denn daß die Erste die Zweite verdient, beweiset das Ganze,
Welches die Zweite nur bleibt, wenn ihm die Erste gebricht.

Auflösung der Charade in Nr. 166:
Schlagbaum.
Richtig gelöst von M. M.

Geschichtskalender.

29. Juli 353. Ende des römischen Reiches.
„ 1831. Todestag des edeln Freiherrn v. Stein.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Waisandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 174 Freitag, 30. Juli 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Sagen Sie das nicht, mein Herr, fiel der Marquis bewegt ein, „zu der Zeit, von welcher Sie sprechen, liebte ich Ihre Schwester aufrichtig und tief, und es war, um diese Liebe aus meinem Herzen zu reißen, nöthig, daß ich mir alle die Stunden der Eifersucht, alle Qualen und Schmerzen, die mir dieses verworfene Weib bereitet, ins Gedächtniß zurückrief. Es bedurfte der meinem bis dahin fleckenlosen Namen drohenden Schande, es bedurfte des dem Schilde meiner Ahnen zugedachten Schmutzfleckens, um mich zu der Gewaltthat zu drängen, die ich jetzt verwerfe. Uebrigens kann sie nicht in ihrer ganzen Ausdehnung zur Geltung, da Sie, ich weiß nicht, in welcher Absicht, im Voraus ein Duplikat jenes verwünschten Trauungsaktes genommen hatten."

„Ja wohl, Marquis," lachte der Graf, „wir spielten noch feiner wie Sie, und Sie verloren. Doch kehren wir zu unserer Geschichte zurück. Nachdem Sie Fougueray verlassen hatten, hielten Sie sich für frei, für so frei und so wenig verheirathet, daß Sie sich zwei Jahre später in Rennes in ein reizendes junges Mädchen verliebten, und da Sie seitdem weder von Ihrer Ex-Gattin noch Ihren Ex-Schwägern etwas vernommen hatten, alles Ernstes meinten, ruhig und sicher den Eingebungen Ihres Herzens folgen zu können. Das heißt, Sie wurden einunddreißig Monate nach Ihrer gewaltsamen Trennung von Marie Augustine von Fougueray der glückliche Gatte von Julie Antoinette von Chateau-Giron. Aber wie mochte es Ihnen zu Muthe gewesen sein, als Sie sich nach einigen Wochen eines wolkenlosen Glücks der ersten Marquise von Loc-Ronan wieder gegenüber befanden, als Sie dieselbe aus Ihrem Hotel zu Rennes werfen lassen wollten, und als diese Ihnen den Trauungsakt vor die Augen hielt . . .

„Wenn wir an die etwas unangenehme Vergangenheit erinnerten, so geschah es nur, um für die Gegenwart eine feste Basis zu finden. Die Gegenwart ist aber folgende: Sie haben zwei Frauen; die eine, Marie Augustine von Fougueray, welche, wie Sie wissen, nach unserer Verabredung, unter einem erborgten Namen in Paris lebt; die Andere, Julie Antoinette von Chateau-Giron, die, als sie von der sonderbaren Lage, in welche sie von Ihnen gebracht worden war, Kenntniß erhielt, sich aus der Welt zurückzog und in ein Kloster schloß. Ihnen und der Familie dieser Frau lag zuviel an der Geheimhaltung der ganzen Angelegenheit, als daß sie ihrem Willen einen Widerstand hätten entgegensetzen dürfen. Kurz, Herr Marquis von Loc-Ronan, Sie haben in diesem Augenblick zwei Frauen, zwei lebende Frauen. Die Bigamie war aber, wie Sie wissen, in Frankreich stets ein hängenswerther Fall, und das Gehenktwerden ist für einen Edelmann ein garstiger Tod."

„Kommen Sie zur Sache!" rief der Marquis, „Sie haben für Ihr Stillschweigen schon ungeheure Summen von mir erpreßt, und welche Summe verlangen Sie heute?"

„Keine," erwiderte der Chevalier.

„Keine," bestätigte der Graf.

Der Marquis stand einen Augenblick verdutzt. „Und was wollen Sie denn?" fragte er leise.

„Ich werde es Ihnen mit kurzen Worten auseinandersetzen," sagte der Chevalier, indem er sich mit jener spöttischen Miene verbeugte, welche er während der ganzen langen Unterredung keinen Augenblick abgelegt hatte. Ich und mein Bruder dachten, es sei denn doch ein fatales Ding, daß der alte Name Loc-Ronan aussterben solle. Nun haben Sie zwar zwei Frauen, aber keine Kinder. Diese Lücke muß Ihre Gedanken trübstimmen, Marquis, und wir beschlossen demnach, sie auszufüllen. Von heute an sollen Sie Vater sein. Es existirt ein Knabe von acht Jahren, kräftig und schön wie ein Engel. Für dieses Kind interessiren wir uns Beide sehr. Der Knabe ist ein Waise. Aus Gründen, die wir nicht mittheilen mögen, können wir persönlich nichts für dieses Kind thun. Sie müssen uns also zu Hülfe kommen. Hören Sie, was Sie thun sollen. Sie müssen diesen Knaben adoptiren und als einen Sohn aus Ihrer Ehe mit Marie Augustine anerkennen, Sie müssen auf ihn Ihren Namen und Vermögen übertragen, mit Ausnahme einer lebenslänglichen Rente von zwölftausend Livres, die Sie sich vorbehalten. Endlich werden Sie uns, mich und den Chevalier zu Vormündern Ihres Sohnes ernennen, und uns das Recht einräumen, über die beweglichen und un-

Digitized by Google

beweglichen Güter, welche Sie demselben vermachen, nach unserm Gutdünken frei verfügen zu können, als ob Sie schon gestorben wären."

„Und dann?" fragte der Marquis.

„Dann? Nun ich glaube, das sind die hauptsächlichsten Punkte unserer Forderung. Uebrigens ist hier ein genauer Entwurf des Dokuments, welches Sie ausfertigen lassen werden." Dabei reichte der Graf dem Edelmann ein Heft Papiere.

„Und wenn ich mich weigere, meinen Namen einem Kinde zu geben, das ich nicht kenne und das ihn eines Tages entehren könnte, wenn ich nicht darein willige, mich meines ganzen Vermögens zu Ihren Gunsten zu entäußern, so wollen Sie mir wie bisher immer mit der Veröffentlichung des Geheimnisses drohen, nicht wahr?"

„Leider würden Sie uns dazu zwingen," sagte höhnisch der Chevalier. „Und, Sie müssen gestehen, der Tod am Galgen ist ein elender und ein entehrender, denn mit ihm ist der Verlust des Adels verbunden, wie Sie doch wissen werden."

„Sie sind Beide wahnsinnig," rief der Marquis, „denn Sie haben nicht bedacht, daß ich eher den Tod wähle, als die Entehrung, daß ich aber auch, bevor ich an mein Leben Hand anlege, früher Sie Beide, meine Henker, tödten werde. Nein! Nein! Nie werde ich den edlen Stamm der Loc-Ronan durch einen unedlen Sproß beflecken, nein, nie werde ich die Erben meiner Wahl Dessen berauben, was mir meine Ahnen hinterließen, nie werde ich Euren gierigen Händen mein Vermögen übergeben, das nur Euren schlechten Leidenschaften zur Beute werden würde. Nie! Nie! Graf Fouzeray! Chevalier von Theffy! wir müssen alle Drei mit einander sterben, und zwar diese Nacht noch!"

Bei diesen Worten ergriff er die Pistolen, welche Jocelyn ihm gebracht hatte, spannte sie rasch und stellte sich mit einem Sprunge vor die Thüre. Graf Fouguerey griff gleichfalls zu seinen Waffen. Einen Augenblick standen beide Männer, die todtbringenden Waffen auf sich gerichtet, regungslos einander gegenüber. Da flog die Thür auf und Jocelyn sprang mit einer Muskete in der Hand herein. Er schlug auf den Chevalier an. Eine furchtbare Katastrophe stand bevor. Einige Sekunden noch, und diese vier starken Männer tödteten sich gegenseitig ohne Gnade und Barmherzigkeit. Auf des Marquis Gesicht spiegelte sich eine so feste Entschlossenheit, daß der Graf Fouguerey, dem er grad' gegenüber stand, leichenblaß wurde.

„Marquis von Loc-Ronan!" rief plötzlich der Chevalier, „bedenken Sie, daß, wenn wir einmal todt sind, Diejenigen, welche uns zu rächen haben, ihre Rache an Marcof von St. Malo nehmen werden!"

„Was sagen Sie? welchen Namen nannten Sie?" rief der Marquis, und die Pistolen entsanken seinen Händen.

„Den Ihres natürlichen Bruders," flüsterte ihm der Chevalier ins Ohr, doch so, daß Jocelyn diese Worte nicht hören konnte. „Sie sehen, daß Sie vollständig in unsern Händen sind. Schicken Sie also Ihren Diener fort — keine Gewaltthat weiter — und thun Sie, was wir wünschen; es ist so am besten für uns Alle."

(Fortsetzung folgt.)

Reise unter den Wulwa- und Moskito-Indianern.

(Schluß.)

Am 9. brachen wir, Temple und ich, auf nach Consuelo. Der an manchen Stellen fast unkenntliche Pfad führte durch einen feuchten, düstern Wald, überschritt mehrmals ein Flüßchen und schlängelte sich dann einen steilen Hügel hinan, welcher mit einem Dickicht von hohen Bäumen und niederm Gestrüpp, jungen Bäumchen und Zwergpalmen bewachsen war, das Ganze hier und da durch Schlinggewächse verbunden und zusammengehalten. Es war unmöglich, einen Ueberblick der Gegend zu erlangen, bis wir die höchste Spitze und eine Lichtung erreicht hatten. Als wir nun aus dem Dickicht befreit, erschöpft von den Beschwerden des Steigens, da wir oftmals Stämme und Zweige, die über den Weg gefallen waren, übersteigen mußten, auf diesem Wiesenplatz anlangten, öffnete sich unsern erstaunten Blicken eine Aussicht von weitem Umfang und großer Schönheit. Zu unsern Füßen streckte sich die Ebene mit mehr oder minder bedeutenden Hügeln aus, die in der Ferne von hohen Bergen begrenzt waren.

Die Wälder scheinen nicht viel thierisches Leben zu bergen; wir stießen auf eine einzige Schlange, ein unscheinbares, kleines, braunes Ding, vor welchem jedoch die Indianer sich sehr zu fürchten schienen, denn sie verschmähten es nicht, dasselbe mit einem langen Stecken todtzuschlagen und es vom Wege zu räumen ehe sie denselben betraten.

Wir verließen die Lichtung auf der Höhe und bedurften nicht viel Zeit, um auf der andern steilern Seite in ein enges Thal zu gelangen, welches offenbar erst kürzlich seiner Waldungen beraubt war. Was mich während unseres ganzen Marsches sehr verwunderte, war der Umstand, daß wir die Sonne fortwährend im Gesicht hatten, und demnach die ganze Zeit, seit wir Ka-Ka verlassen hatten, fast direkt östlich gegangen waren. Ich war überrascht davon, weil ich der Meinung gewesen war, daß alle Niederlassungen auf spanischem Besitzthum im Westen gelegen seien.

Digitized by Google

In der ersten Hütte, die wir beim Austritt aus dem Walde erreichten, zogen wir Erkundigungen ein, und hörten zu unserer Verwunderung, daß wir uns in einer der Chontales'minen befanden, während ich der Karte nach geglaubt hatte, daß der Lauf des Blewfields-Stromes noch viel weiter nördlich geführt haben müsse. Die Leute dort waren auch ganz verdutzt, als sie Temple und mich mit wenigen Mulwas im Gefolge aus dem Walde heraustreten sahen. Sie waren von waldbedeckten Hügeln derart eingeschlossen, daß sie gar nicht an die Möglichkeit gedacht hatten, irgend Jemand könne zu ihnen gelangen, außer auf der Straße vom Nicaragua-See her durch die Stadt Libertad.

Kapitän Pim, von der königl. Flotte, kam zu einem Besuch nach Chontales während meines dortigen Aufenthaltes. Er besprach sich mit Dr. Seemann von den Javali-Minen wegen eines Projektes, eine Communikation mit Blewfields mittelst eines Pfades für Maulthiere durch den Wald bis Kissalala anzubahnen, und von dort mittelst eines Fahrzeuges auf dem Fluß weiter zu führen, da derselbe, wie ich ihm bestätigen konnte, dort ganz frei von Hemmnissen war, bis unmittelbar vor dem Orte. Dieß würde natürlich viel Weg ersparen, denn vorläufig geht alle Kommunikation nach der Küste über den Nicaragua-See, den St. Juan-Fluß und Grey-town. Wenn dieser Plan ausgeführt wird, ist zu vermuthen, daß die Nicaraguenser einen Einfall machen werden, um sich in Besitz von Blewfields zu setzen, wie sie es früher mit Grey-town gethan haben. Hoffentlich wird die englische Regierung mit unsern alten Freunden, den Moskitos, diesmal ehrlicher verfahren, als sie es im Vertrag von 1861 gethan, wegen welchem ich, so oft die Eingebornen desselben erwähnten und mich darnach frugen, wirklich eine Art von Scham fühlte.

Am 23. März verließ ich Santo Domingo, um nach Ka-Ka auf dem Küstenweg zurückzukehren.

Die Finanzlage Indiens.

Nachdem durch das Vordringen Rußlands gegen die indobritische Gränze durch die große Rolle, welche Indien jetzt als baumwollliefernder Staat spielt, und durch die mit raschen Schritten der Vollendung entgegen gehende europäisch-indische Telegraphenverbindung das Interesse für die politischen und finanziellen Zustände des großen asiatischen Staates nicht blos in England, sondern auch auf dem Festlande gestiegen ist, dürfte es an der Zeit sein, die finanzielle Lage Indiens übersichtlich ins Auge zu fassen. Die Angaben des indischen Ministeriums bieten dafür erwünschte Anhaltspunkte. Seit dem Jahre, welches dem großen Aufstande vorherging, bis auf den heutigen Tag haben sich die Staatseinnahmen Indiens von 33,330,000 auf 48,500,000 L., somit um 45½ pCt. gehoben, doch stiegen in demselben Zeitraume die Ausgaben in gleichem Maßstabe, nämlich von 33,000,000 auf 49,500,000 L. Die eine Hälfte der gestiegenen Einnahmen verdankt ihr Dasein neuen Steuerauflagen, die andere Hälfte dem größeren Ertrage der Bodensteuer (um 2 Mill. L.), der Opiumsteuer (um 4 Mill. L.) und dgl. mehr. Im Jahre vor dem Aufstande hatte die Einfuhr den Werth von 29 Mill. nicht erreicht, im Jahre 1866|67 war sie bereits auf 44 Mill. angewachsen, was eine Steigerung von 55 pCt. ausmacht, während gleichzeitig die Ausfuhr von 26 500,000 auf 50,200,000 L., somit um nahezu 90 pCt. vermehrt worden war. Hier haben wir somit Licht und Schatten gepaart, in so fern als gleichzeitig mit den Staats-Einnahmen und dem Verkehre auch die Staatsausgaben gleichmäßig anwuchsen. In der That hatte das gewohnte Defizit während eines Zeitraumes von sieben Jahren nur dreimal einem bescheidenen Ueberschusse Platz gemacht, und ist die Staatsschuld von 53,500,000 auf 96,250,000 L. angeschwollen. Die Veranlassung dazu lag nun allerdings in der großen Rebellion, aber von einer namhaften Ermäßigung des Budgets ist leider noch heute keine Rede. Letzteres klingt wenig trostreich, doch ist andererseits hervorzuheben, daß die Defizits der letzten Jahre sich allesammt auf die Anlage der Eisenbahnen, Kanäle und anderen öffentlichen Bauten zurückführen lassen, somit auf Ausgaben, die in anderen Staaten gewöhnlich durch Anleihen, nicht aber durch die ordentlichen Staatseinnahmen gedeckt werden. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet und in Erwägung, daß die erwähnten Bauten zur raschen Entwicklung der Hülfsquellen des Landes dienen, sehen sich die indischen Defizits so häßlich gar nicht an und liegt in ihnen kein Grund, an einer gedeihlichen Zukunft der indischen Finanzen zu verzweifeln. Was speziell die Eisenbahnfrage betrifft, ist die Regierung zu dem Entschlusse gelangt, den Weiterbau derselben von nun an selber in die Hand zu nehmen. Es ist dies ein sehr gewaltiges Unternehmen, denn um das projektirte Bahnnetz zu vollenden, bleiben noch an 7000 Meilen zu bauen übrig. Bisher lag der Bau in den Händen von Privatgesellschaften, denen ihr Anlagekapital von der Regierung mit 5 pCt. garantirt wurde. Die Folge dieser Garantie war, daß die Gesellschaften bei dem Baue recht verschwenderisch verfuhren, und daß die Regierung ein viel größeres Kapital, als bei guter Verwaltung zum Baue der Bahnen von Nöthen gewesen wäre, mit 5 pCt. verzinste, während sie selbst das Geld zu 4 pCt. aufnehmen könnte. Um nach beiden Seiten hin zu sparen, will sie, wie bemerkt, von nun an den Bau selber leiten und gedenkt, das Netz in etwa 10 Jahren vollendet zu haben. Zunächst soll die Strecke von Bombay nach dem Vendschab ausgebaut werden, theils um die dazwischen liegenden Gebiete dem Verkehre zu erschlie-

ßen, theils aus strategischen, dem russischen Vordringen gegenüber sehr begreiflichen Gründen. Dann werden die anderen Linien an die Reihe kommen.

Mannigfaltigkeiten.

Der Graf Gabriel Mastai Feretti, Bruder des Papstes und Oberhaupt der Familie, der am 20. Juli in Sinigaglia den Folgen eines Sturzes erlegen, den er auf der Treppe seiner Wohnung gemacht hatte, war 90 Jahre weniger 2 Monate alt. Sein Titel geht auf seinen nächsten Bruder Gaëtan, der 84 Jahre alt ist, über. Pius IX. selbst steht erst im 77. Jahre.

Eine interessante Schwurgerichtsverhandlung fand jüngster Tage in München statt. Der dortige Kaufmann Franz Paul Tillmetz wünschte eine Frau mit etwa 20—25,000 fl. Mitgift und gerieth deßhalb an eine alte Kupplerin, die 63jährige Hellriegel, die mit ihrer Schwester, der Frau des Postfunktionärs Schöttl, dem Tillmetz jun. eine schöne, junge und heirathslustige Dame vorspiegelte, die Tochter eines Wiener Weinhändlers; Eltern und Geschwister waren schon todt, das Mädchen sollte ein Vermögen von 80,000 fl. haben, stehe aber unter der Tyrannei eines Vormunds. Die Sache mußte als Geheimniß behandelt werden und dieses Geheimniß ist Herrn Tillmetz jun. und dessen Vater, der sich der Heirathsspekulation seines Sohnes gleichfalls annahm, theuer zu stehen gekommen. Es klingt fast unglaublich, wenn man hört, daß beide Männer um 7480 fl. geprellt worden sind. Beide Weibspersonen, so wie die Tochter der Schöttl, Monika, ein zur Zeit der Gaunerei 13jähriges Mädchen, kamen in Untersuchungshaft, in der jedoch die Schöttl starb. Die Hellriegel erhielt eine 7jährige Zuchthausstrafe, Monika Schöttl ward freigesprochen.

[Kühle Waggons.] Von Wien wird geschrieben, daß die Südbahn eine neue Art Salonwägen bauen läßt, die nach Art des Eisschränke mit doppelten Wänden versehen sind, deren Zwischenraum mit Eis ausgefüllt wird. Die Einrichtung ist derart, daß der Eisbestand auf den Hauptstationen rasch erneuert werden kann. Für diese Waggons soll das Fahrgeld erster Klasse und noch außerdem ein Spezialzuschlag erhoben werden.

Die Fabrikation von Liebig'schem Fleischextrakt hat im Jahre 1866 50—60,000 Pfund betragen, und die Fabrikanten hoffen, daß sie bis zu 1,000,000 Pfund liefern können. Da ein Ochs nur 8—9 Pfund Fleischextrakt liefert, so würden 125,000 Stück Hornvieh dazu nöthig sein. In La Plata in Brasilien werden jährlich 3½—4 Millionen Stück, das Stück zu 13 Thaler, geschlachtet.

[Eine durstige Bäuerin], die vor der Franziskanerkirche in Laibach ihren Kopfschmuck an eine Haarjägerin um den Preis von 3 fl. 40 kr. abgelassen hatte, ließ sich den unerwarteten Erlös in folgender Weise wohlbekommen: Sie verbrachte den Nachmittag von 1—8 Uhr in einer dortigen Kneipe und trank 16 Krügel Bier, 12 Seitel Wein, 2 Seitel Sauerbrunn, dazu aß sie 4 Portionen Eingemachtes und soll, wie ein slovenisches Blatt meldet, keinen Kapitalrausch davongetragen haben.

Die Kunst, Schulden abzutragen, versteht Niemand besser, als der neue Präsident Grant in Nordamerika. Er ist ein guter Haushalter. Für den Monat Juni hat er die Staatsschuld um 16 Millionen verringert und im ersten Vierteljahr 36 Mill. abgetragen. Die ganze Staatsschuld beläuft sich bis jetzt noch auf 2489 Mill. Dollars.

Charade.

(Dreisylbig.)

An meinem ersten Sylbenpaar
Stellt schuldlos sich mein Drittes dar,
Mein Ganzes aber hängt am Dritten
Und hat, nicht schuldlos viel gelitten.

Auflösung des Räthsels in Nr. 167:
Eider, Eider, Neider, Schneider.
Richtig gelöst von M. M.

Geschichtskalender.

30. Juli 1589. König Heinrich III. von Frankreich wird ermordet.
„ 1848. Die Oesterreicher erobern die Stadt Cremona.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Waidandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 175 Samstag, 31. Juli 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Auf einen Wink seines Herrn entfernte sich Jocelyn.

„Nun?" fragte der Graf, als die drei Männer wieder allein waren.

„Nun, ich will über Ihr Verlangen nachdenken," sagte der Marquis langsam. „In diesem Augenblick ist es mir unmöglich, weiter darüber zu verhandeln. Wir haben heut den 25. Juni, eben bricht der Tag an; kommen Sie am 1. Juli wieder, meine Herren, und dann sollen Sie meine Antwort erhalten. Das ist mein fester, unerschütterlicher Entschluß."

„Gut, wir verlassen uns auf Ihr Wort," versetzte der Graf, „am 1. Juli, bei Sonnenaufgang, sind wir wieder hier."

Beide Männer entfernten sich mit kaltem Gruß und wurden von Jocelyn bis ans Schloßgitter begleitet. Hierauf eilte der Diener zu seinem Herrn zurück. Der Marquis ging mit großen Schritten im Saale auf und nieder. „Jocelyn," sagte er, als er seinen alten Diener eintreten sah.

„Gnädiger Herr?"

„Kann ich auf Dich zählen?"

„Zweifeln Sie daran?"

„Nein, mein Freund."

„Mit Leib und Seele stehe ich Ihnen zur Verfügung."

„Dann schreite ich heute noch zur Ausführung meines Planes," sagte der Marquis.

„Wie, Sie wollten?" rief Jocelyn entsetzt.

„Ich muß. Entferne Dich jetzt! Die Leute im Schloß stehen bald auf, und dürfen uns nicht so Früh finden. Ich gehe auf mein Zimmer. Um acht Uhr erwarte ich Dich."

Jocelyn verneigte sich und der Marquis ging in das Zimmer, wo das Bild des alten Mannes hing, vor dem sich Marcof diese Nacht so tief verbeugt hatte.

VIII.

Während nun der Marquis von Loc-Ronan vor dem großen Porträt seines Vaters stand, und während das Herz des treuen Jocelyn von schmerzlichen Gefühlen bewegt wurde, wenn er an das Vorhaben seines Herrn, ein Vorhaben, das wir erst später kennen lernen werden, gedachte, entfernten sich der Chevalier von Tessy und Graf Fougueray mit raschen Schritten vom Schlosse, wobei sie sich von Zeit zu Zeit umsahen, als ob sie fürchteten, es könnten einige nachgeschickte Kugeln um ihre Ohren pfeifen.

Am Stand angekommen, eilten sie auf eine kleine Hütte zu, an deren Thür sie pochten. Ein Diener erschien, und als er die beiden Edelleute erblickte, lief er in den Stall, zäumte zwei hübsche normännische Pferde, denen man den Sattel nicht abgenommen hatte, und führte sie zu der Stelle, wo die beiden Herren warteten, welche sich sofort in den Sattel schwangen.

„Picard," sagte der Graf zu dem Diener, „Du kehrst nach Quimper zurück."

„Ja, Herr Graf."

„Und wirst der Frau Baronin sagen, daß wir erst morgen Früh zurückkommen," fügte der Chevalier hinzu.

Der Diener verneigte sich, und beide Reiter sprengten in der Richtung gen Penmarch davon.

„Corpo di Bacco!" rief der Graf, indem er den Lauf seines Pferdes etwas mäßigte und dem Chevalier leicht auf die Schulter klopfte, „corpo di Bacco! unsere Sachen stehen prächtig; was meinst Du, carissimo?"

„Ich glaube, Diego," erwiderte der Chevalier lächelnd, daß wir die Thaler dieses Tölpels schon in der Tasche haben."

„Ganz sicher, bevor acht Tage vergehen."

„Er wird Henrique adoptiren."

„Gewiß."

„Hermosa wird in Freude schwimmen."

„Bei Gott, ich glaube ihr diese Freude schuldig gewesen zu sein, meinst Du nicht auch, Raphael?"

„Um so mehr, als es uns Nutzen bringen wird. Wir verlassen doch Paris?"

„Ganz sicher."

„Und wo werden wir hingehen?"

„Ueberall hin, nur nicht nach Neapel."

„Corpo di Bacco, ich glaub's; das hieße uns in den Rachen des Wolfes stürzen. Also wir verlassen Paris — man kann nicht vorsichtig genug sein — aber warum sollen wir denn aus Frankreich fliehen?"

Digitized by Google

„Weil noch dem, was uns noch zu thun übrig bleibt, mein Theurer, wir in Marseille, Bordeaux oder Lille nicht sicherer wären, als im Mittelpunkt von Paris selbst. Ich glaube, das Beste ist, wir gehen nach Sevilla, der Stadt der lustigen Feste. Mit unserem Gelde können wir dort als große Herren leben, gefällt Dir das?"

„Mir ist's recht, aber Hermosa?"

„Ihr Sohn wird einen Namen haben, sie bekommt einen Theil des Geldes; sie mag dann thun, was ihr beliebt. Will sie mit uns gehen, ist's recht; ich werde sie nicht hindern."

„Alle Wetter, wir werden ein prächtiges Leben führen!"

„Inzwischen laß uns die Gegenwart nicht vergessen, und darauf Acht haben, was um uns vorgeht," versetzte der Graf. „Du weißt, Chevalier, Marat ist ein trefflicher Freund, aber in politischen Dingen versteht er keinen Spaß, und meiner Treu, wie die Sachen jetzt stehen, so denke ich stets mit einem geheimen Schauder an die sinnreiche Maschine jenes guten Herrn Guillotin, welche man in unserer Gegenwart am 15. April in Bicêtre bereits mit so schönem Erfolge probirt hat."

Die beiden Reiter hatten bald die Höhe von Penmarkh erreicht, und ritten nun den Kamm des Gestades entlang nach der Todtenbucht zu, welche den Tag vorher dem Lugger Marcof's beinahe so verderblich geworden wäre.

Die Sonne stieg am Horizont herauf und färbte die zackigen Felsen des Gestades mit rosigem, goldenen Lichte, ein frischer Morgenwind blies scharf vom Meer herüber und die Möven und andere Seevögel flogen lustig in den azurblauen Lüften umher, zu den Füßen der Reiter, in einer schwindelnden Tiefe, erblickte man die Häuser von Penmarkh.

Die beiden Reiter hielten unwillkürlich ihre Thiere an, und betrachteten das großartige Naturschauspiel, das sich ihren Blicken bot.

„Apropos, mein Lieber," sagte der Graf, „hat nicht gestern Abend Marcof in dieser Bucht Anker geworfen, und hol' mich der Teufel, wenn ich nur den Schatten eines Luggers entdecken kann."

„In der That, die Bucht ist leer."

„Dieser verdammte Marcof ist also heute Früh schon wieder unter Segel gegangen?"

„Es scheint so. Ist es Dir nicht recht?"

„Im Gegentheil; wenn ich darüber nachdenke, finde ich, daß diese Abreise ganz gut für uns ist."

„Ohne Zweifel. Marcof ist schwer einzuschüchtern, und wenn der Marquis von Lee-Ronan den Einfall hätte, ihn um Rath zu fragen . . ."

„Das brauchst Du nicht zu fürchten, Raphael," unterbrach ihn der Graf.

„Der Marquis wird ein solches Geheimniß nie seinem Bruder entdecken. Nein, was mir die Abreise Marcof's erwünscht scheinen läßt, ist, daß dieser Mensch — Du weißt es so gut wie ich — früher auch in Neapel war, und uns, wenn er uns jemals träfe, vielleicht wieder erkennen würde."

„Unmöglich, Diego; er hat uns nur ein einziges Mal gesprochen."

„Er hat ein gutes Gedächtniß."

„Fürchtest Du ihn vielleicht?"

„Jetzt nicht, da er abwesend ist. Nur möchte ich gern wissen, wie lange er abwesend sein wird. Ah, das ist recht, sieh, dort kommen Leute auf uns zu, welche uns vielleicht Auskunft geben können."

Drei Personen stiegen einen in das Gestade gehauenen Pfad hinan, und kamen auf die Reiter zu. Es waren der alte Yvon, seine Tochter und Jahoua. Alle Drei hatten Marcof danken wollen, und nun Penmarkh wieder verlassen, da der Lugger bereits die Anker gelichtet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Vierter deutscher Journalistentag in Wien.

Am Sonntag den 25. d. Mts. wurden im grünen Saale der Akademie der Wissenschaften die Verhandlungen des vierten deutschen Journalistentages unter Betheiligung von mehr als zweihundert Vertretern deutscher Zeitungen und Zeitschriften eröffnet. Den ausführlichen Berichten der Wiener Blätter entnehmen wir darüber Folgendes: Nachdem Dr. Kletke (Berlin) als Vorsitzender des Ausschusses die Versammlung begrüßt, und Steinitz (Berlin) den Kassenbericht vorgelegt hatte, schritt man zur Konstituirung des Bureaus. Zum Vorsitzenden wird Dr. Kletke, zum ersten Stellvertreter Dr. Friedländer (Wien), zum zweiten Stellvertreter Hammeran (Frankfurt); zu Schriftführern werden Z. K. Lecher (Wien) und Straßer (Temesvar) gewählt.

Herr Steinitz referirte zunächst über einen Antrag auf Statutenänderung, der dahin ging, aus dem deutschen Journalistentag einen festen Verband zu schaffen, und, dem Wesen dieser Aenderung entsprechend, auch den Namen in „Journalisten-Verein" umzuwandeln.

Nach einer lebhaften Debatte, in der darauf hingewiesen wurde, daß die beabsichtigte Abänderung an den Vereinsgesetzgebungen vieler deutscher Staaten scheitern müsse, zog Herr Steinitz seinen Antrag zurück; die übrigen vorgeschlagenen Statutenänderungen wurden bis zum nächsten Kongreß vertagt.

Es folgte hierauf das Referat über das geistige Eigenthum mit Bezug auf Zeitungen und Zeitschriften. Berichterstatter Prof. Biedermann (Leipzig) war nicht anwesend, hatte aber seinen Bericht im Druck übersendet.

Es knüpfte sich daran eine sehr lebhafte Diskussion, in der einerseits im Interesse der kleineren Blätter vor der Annahme drakonischer Bestimmungen gewarnt, und

derseits auf die Nothwendigkeit hingewiesen wurde, Journale, die schamlos genug wären, ganze Bogen ohne Angabe der Quelle nachzudrucken, in gebührender Weise zu brandmarken. Nachdem schließlich der Biedermann'sche Antrag, „daß thatsächliche Berichte, Korrespondenzen und andere selbstständige Artikel nur mit Quellenangabe abgedruckt werden dürfen," fast einstimmig angenommen, wurden die Verhandlungen bis zur folgenden Sitzung vertagt.

Dieselbe fand am nächsten Morgen statt und beschäftigte sich zunächst mit der Altersversorgung der Journalisten. Der Referent Dr. Stolp (Berlin) verlas einen Vortrag über die Alterversorgung der Journalisten, wobei er feststellte, wer Journalist und was Alterversorgung ist. Er schlägt eine Zwangsverpflichtung, gleichsam eine Alterversorgungssteuer vor, und kommt schließlich zu zwei Resolutionen, deren erste die Erklärung enthält, daß die Frage durchgreifend und allgemein befriedigend nur in Gemeinschaft mit der Altersversorgungsfrage der besitzlosen Mehrzahl der übrigen Berufskassen derartig gelöst werden kann, daß eine auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit beruhende allgemeine und zwangsverbindliche öffentliche Alterversorgungskasse errichtet wird u. s. w. Zur allgemeinen Diskussion nimmt Lecher (Red. der alten „Presse") das Wort und zeigt, wie der Wiener Schriftsteller- und Journalisten-Verein „Concordia" die Altversorgungsfrage seiner Mitglieder gelöst habe, der bald 10,000 Gulden jährlich Rente haben werde. Der Redner erklärt sich gegen die erste Resolution, und wünscht, daß Wiens Vorgang überall befolgt werde. Kuh (Prag) bringt der Wiener Muster-Anstalt „Concordia" ein Hoch. Dr. Stein (Breslau) beantragt Schluß der Debatte und Verweisung des Materials an den Vorort, der einen förmlich paraphirten Entwurf vorzulegen habe. Stolp nimmt als Referent noch das Wort und adoptirt Stein's Antrag, welcher angenommen wird.

In Bezug auf einen andern Punkt der Tagesordnung, Preßverfolgung, beantragt Dr. Stein: „In Erwägung, daß die Schwurgerichte für Preßprozesse der Presse zwar noch nicht die Freiheit bringen, aber ihr doch die erste und nothwendigste Grundlage für die Entwickelung der Presse zur Freiheit geben, legt der deutsche Journalistentag Gewicht darauf, gerade in Wien, der Hauptstadt des Reiches, das der Presse diese Grundlage gegeben, es auszusprechen, daß die Einführung der Schwurgerichte für Preßprozesse in ganz Deutschland von allen, denen die Freiheit der Presse nicht ein leeres Wort ist, mit allen gesetzlichen Mitteln zu erstreben ist."

Dieser Antrag wurde einstimmig angenommen; ebenso die von Dr. Friedländer beantragte Resolution:

„Der Journalistentag gibt wiederholt die Erklärung ab, daß die Abgaben, welche — sei es als Stempel, als Inseratensteuer, als Postprovision oder in irgend welcher Form auf der Presse lasten, verwerflich sind und beauftragt den Ausschuß, den Stand der einzelnen deutschen Gesetzgebungen in dieser Materie zu untersuchen, und Reformvorschläge vor den nächsten Journalistentag zu bringen.

Alle weiter vorliegenden Anträge wurden dem Vororte zum Referate überwiesen.

Als Vorort wurde Wien, als nächster Versammlungsort Frankfurt a. M. angenommen. Als Mitglieder des Vorstandes wählte man (mit dem Rechte sich aus Mitgliedern norddeutscher Städte zu coopiren) die „Medizinische Wochenschrift" (Wien), „Presse" (Wien), „Neue Freie Presse" (Wien), „Fremdenblatt" (Wien), „Wanderer" (Wien), „Tagblatt" (Wien), „Vossische Zeitung" (Berlin), „Volkszeitung" (Berlin), „Zukunft" (Berlin), „Breslauer Zeitung", „Elberfelder Zeitung", „Neueste Nachrichten" (München), „Frankfurter Zeitung" und „Deutsche Allgemeine" (Leipzig). Mit Hoch's auf den Wiener Journalisten-Verein Concordia und auf den Vorsitzenden schloß die Sitzung um 1 Uhr.

Es knüpfte sich hieran ein glänzendes Diner, welches der Wiener Gemeinderath den Journalisten in dem geschmackvoll dekorirten Kursalon des Stadtparkes veranstaltet hatte.

Sobald der Champagner die Tafel und die Stimmung beherrschte, welche noch durch die Musikkapelle des Herrn Eduard Strauß auf das Lustigste belebt wurde, begannen die Toaste. Dr. Kletke, der Präsident des Journalistentages, hatte das erste Wort und brachte „auf den mächtigen Kaiser, unter dem sich eine so prächtige Kultur-Entwicklung vollzogen, ein dreimaliges Hoch aus!" Ihm folgte der Bürgermeister Dr. Felder, der die achtunggebietende, lebenskräftige freie Presse leben ließ. Dr. Wittelshöfer, als Vorstand der Concordia, dankt der Stadtvertretung von Wien für den herzlichen Empfang, den sie den Journalisten bereitet und schloß mit einem Hoch auf den Vorredner. Hierauf brachte Dr. Stein (Breslau) ein begeistertes Hoch auf den Fortschritt aus, der glänzend von dem Cäsarismus eines deutschen Nachbarn absteche.

Minister Dr. Giskra antwortet auf diesen Toast in einer Rede, die, glänzend in der Form, gediegen durch den Inhalt, durch die eminente Vortragsweise, wie sie dem Redner eigen ist, einen nicht zu beschreibenden, zündenden Eindruck machte. Der Minister begann inmitten einer lautlosen Stille: „Meine hochgeehrten Herren! Es gereicht mir zur großen Genugthuung, als Mitglied der Regierung Worte freundlicher Anerkennung gehört zu haben aus dem Kreise von Männern, welche sich aus ganz Deutschland und Oesterreich zusammengefunden haben, um weniger die Interessen des Standes als die Interessen der Presse zu vertreten, und im freundschaftlichen Beisammensein sich zu erholen, im gemüthlichen und herzlichen Austausche von Gedanken und Gefühlen (Beifall). Denke ich mir

Digitized by Google

doch zunächst, daß Sie, meine Herren, nicht blos durch das Gastmahl, das Ihnen die gastfreie Stadt Wien bot, sich zu größerer freundlicher Stimmung gehoben fühlen, sondern daß Sie, meine Herren, auch gehoben sind zu höherer Stimmung in Anbetracht der glücklichen Verhältnisse, welche die Presse in Oesterreich gefunden (lebhafter Beifall), weil die Regierung und Volksvertretung Institutionen in Oesterreich geschaffen, welche der Geist, die Zeit und der Geist der Zeit gefordert und ein weiser und ein gerechter Kaiser gnädig seinen Völkern gewährt hat. (Beifall und Zurufe). Und ich brauche wohl nicht Sie zu versichern, meine Herren, wie auch ich mich mitgehoben fühle in dem Kreise dieser Männer, von denen ich weiß, daß sie zu ihrer Lebensaufgabe sich gewählt haben, mitzuarbeiten auf dem Wege der Aufklärung, der Sicherung und Entwickelung der freiheitlichen Institutionen, des Wohles der Völker. (Enthusiastischer Beifall).

Ich gehöre Ihnen, meine Herren, nicht berufsmäßig als Ihr Kamerad an, aber dessen kann ich Sie versichern, daß ich von dem Augenblicke an, seit ich mündig geworden bin, in geistiger Genossenschaft mit jeder freien Bewegung auf dem Gebiete der Presse mich gefühlt habe (stürmischer, langdauernder Zuruf), und heute, als Mitglied der parlamentarischen Regierung, fühle ich mich Ihnen, meine Herren, näher als jemals. (Stürmischer Beifall von allen Seiten.)

Meine Herren, die parlamentarische Regierung hat ihre Kraft und ihren Halt nur in der öffentlichen Meinung, und wenn auch der theoretische Satz richtig steht, daß eine parlamentarische Regierung nicht blos zu Recht, sondern mit allem Recht aufrecht steht, wenn sie die Majorität einer Kammer hinter sich hat, so besteht sie doch trotz der Majorität der Kammer nicht auf die Dauer, wenn nicht die öffentliche Meinung für sie ist. (Lebhafter, stürmischer Beifall.) Die parlamentarische Regierung muß daher zu allen Zeiten sich hüten, sich der öffentlichen Meinung zu verschließen, sie muß ihr aufmerksam lauschen, sie muß sie zu erforschen, zu ergründen suchen, sie muß ihren Impulsen folgen, wo dieselben ungetrübt durch abseits liegende Interessen, die Reinheit der Tendenz für das öffentliche Wohl zu Tage bringen. (Lebhafter Beifall.)

Und darum, meine Herren, sage ich, daß die Männer der Presse in ihrer Gesammtheit auf die Regierung des Landes einen nicht minder wichtigen Einfluß üben als die Männer der Regierung selbst, mit ihr die Verantwortlichkeit theilen, moralisch mehr als die Minister. (Beifall und Rufe: Sehr richtig!) Denn die Verantwortlichkeit der Minister ist definirt durch die Gesetze des Staates; die der Männer der Presse in ihrer Gesammtheit hat die unbegränzte Weite des geistigen Wirkens vor sich (lebhafter Beifall) und neben dem geschriebenen Rechte besteht noch weit mehr die Verantwortlichkeit ihres Gewissens und des Bewußtseins ihrer Pflicht nur für das Gute zu wirken (stürmische, kaum enden wollende Zustimmung von allen Seiten), für die Männer der Presse, die unter dem Schutze der Anonymität täglich und stündlich die öffentliche Meinung beeinflussen, die durch Aufklärung das Verständniß der Regierungsmaßregeln vermitteln, die durch Skizen des Mißtrauens die Erfolge der Regierung hemmen und vereiteln können. (Lebhafter Beifall.)

Deßhalb sage ich Ihnen, meine Herren, die Männer der Presse haben eine gewaltige Waffe in Händen, und in dem Augenblicke, wo ich sie hier versammelt sehe, mögen Sie bei mir, der ich wünsche, daß die Waffe niemals roste (Beifall), den Wunsch erklärlich und natürlich finden, daß die Presse jederzeit ein reiner Ausdruck der geläuterten öffentlichen Meinung sei. (Minutenlanger Beifall.) Die geläuterte öffentliche Meinung, meine Herren, ist ein Quell, bei dem eine redliche parlamentarische Regierung inmitten der vielen Schwierigkeiten, wie sie sich in Oesterreich finden, neuen Muth holen mag und holen kann, um auszuharren auf dem dornenvollen und mühsamen Wege, den sie betreten. (Stürmischer Beifall.)

Daß, meine Herren, der Quell der öffentlichen Meinung rein, ungetrübt, unverfälscht, reichlich und immer fließe, das ist ein Herzenswunsch, dem ich in diesem Augenblicke in Ihrer Mitte Ausdruck gebe, indem ich Sie bitte: heben Sie mit mir das Glas auf das reichliche Sprudeln der geläuterten öffentlichen Meinung und auf das Wohl der Männer, welche diese männlich und würdig vertreten. Sie leben hoch!"

Endloser Zuruf antwortete dem Minister von allen Seiten.

Die Musikkapelle spielte nach diesem Toaste, der an allen Tischen seine zündende Wirksamkeit übte, das „Deutsche Vaterland". Alles drängt sich um den Minister des Innern, um seinen Dank über diese Flammenrede Ausdruck zu geben.

Gemeinderath Dr. Billing brachte noch einen Toast „auf den Druck, der uns von dem Druck befreit, und auf die Staatsmänner, die gleichen Schritt mit der freiesten Entwickelung halten."

Zwei nachfolgende Redner, Dr. Straffer aus Temesvar, welcher gleichfalls die freie Presse leben ließ, und Gemeinderath Wilhelm Frankl, der einen sinnigen Trinkspruch auf die Frauen ausbrachte, konnten sich nur noch für einen kleinen Kreis Gehör verschaffen.

Gegen 6 Uhr war das Diner offiziell zu Ende. Die Theilnehmer des schönen Festes lösten sich in plaudernde, scherzende Gruppen auf, und verweilten lange in den glänzenden Räumen, die noch selten eine so fröhlich angemuthete, von gegenseitig aufrichtigen Sympathien erfüllte Gesellschaft, wie der Wiener Gemeinderath und die deutschen Journalisten sie darstellten, beherbergt haben mögen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 176 Montag, 2. August 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„He, meine braven Leute!“ rief der Graf den Herankommenden zu, „könnt Ihr uns nicht Auskunft geben? Wir kommen aus dem Schlosse von Loc-Ronan und fürchten, uns verirrt zu haben. Wohin führt der Weg, auf dem wir sind?“

„Gnädiger Herr,“ erwiderte der Alte, respektvoll seinen Hut ziehend, „links hinab führt er über die Todtenbucht nach Audierne.“

„Und rechts hinauf?“

„Nach Fouesnan.“

„Danke, mein Freund.“

„Gern geschehen, gnädiger Herr.“

Während dieses Zwiegespräches hatte der Chevalier mit lebhafter Bewunderung die jungfräuliche Schönheit des reizenden Landmädchens betrachtet.

„Alle Wetter!“ rief er, „wenn alle Mädchen hierzuland diesem reizenden Kind hier gleichen, so wird Mohamed eines Tages gewiß sein Paris hierherverlegen.“

„Schweig doch! Du erschreckst ja diese guten Christen,“ unterbrach ihn der Graf, „aber,“ fragte er den alten Yvon weiter, „lag gestern Abend nicht ein Lugger in dieser Bucht?“

„Ja, gnädiger Herr.“

„Was ist aus ihm geworden?“

„Er ist heute Morgen abgesegelt.“

„Wißt Ihr, wohin?“

„Ich glaube, nach Palmboeuf.“

„Wie heißt der Schiffspatron?“

„Marcof von St. Malo.“

„Und wann kommt der Lugger zurück.“

„In zwölf Tagen, wenn das Wetter gut bleibt.“

„Ich danke nochmals, lieber Freund. Wie heißt Ihr denn?“

„Yvon, zu dienen.“

„Und das hübsche Mädchen da ist wohl Eure Tochter?“

„Ja, gnädiger Herr.“

„Und der junge Mann da Euer Sohn?“

„Er wird es bald sein, denn in sechs Tagen heirathet Jahoua meine Tochter.“

„Ah,“ rief der Chevalier dazwischen, „da Ihr Euch verheirathet, schöne Bretagnerin, und die Hochzeit gerade auf den ersten Juli fällt, wo unser Freund, der Marquis von Loc-Ronan, uns zu sich geladen hat, so werde ich ihn bestimmen, mit mir nach Fouesnan zu gehen, damit ich Eurer Trauung beiwohnen, und Euch mein Hochzeitsgeschenk überreichen kann.“

„Der gnädige Herr ist gar zu gütig,“ stotterte Yvonne und machte einen tiefen Knix.

„Jetzt, lieben Leute, lebt wohl und Glück auf den Weg!“ sagte der Graf, indem er sich mit einer gnädigen Handbewegung verabschiedete, und mit dem Chevalier fortsprengte.

Alle Drei verbeugten sich und setzten dann ihren Weg fort, nicht ohne sich mehrere Male umzuschauen, um den Reichthum der Kleidung und die Schönheit der Pferde zu bewundern.

„Was Teufel ist das wieder eine Idee mit dieser Hochzeit?“ fragte lächelnd der Graf, als sie eine kurze Strecke geritten waren.

„Nun, findest Du das kleine Ding nicht bezaubernd?“

„O ja, das Mädchen ist nett.“

„Mehr als nett; sie ist göttlich, reizend!“

„Ah, Du bist verliebt?“

„Nun! Die kleine Bretagnerin gefällt mir. Es ist eine Laune, die ich befriedigen will, weiter nichts.“

„Da sie aber heirathet.“

„Bah! binnen sechs Tagen haben wir zehnmal Zeit, die Heirath zu hindern.“

„Meinetwegen; thue, was Du willst,“ sagte der Graf, „aber jetzt laß uns eilen, daß wir nicht immer zu spät kommen.“

„Kennst Du den Weg?“

„Vollkommen.“

„Wir müssen noch bis zur Bucht herabreiten, nicht wahr?“

„Ja, er erwartet uns am Ufer, und Dank dem Aberglauben, welcher diesen Ort zum Aufenthalt der Gespenster und Geister der Verstorbenen gemacht hat, können wir versichert sein, daß Niemand unsere Unterredung stören wird. Doch jetzt vorwärts!“

Die beiden Reiter spornten ihre Pferde und sprengten etwa eine halbe Stunde immer auf dem Kamm des Gebirges dahin. Endlich erreichten sie eine Stelle, wo ein schmaler Pfad jäählings zu dem Strand hinab-

Digitized by Google

führte. Mit den Pferden hier hinab zu kommen, war unmöglich. Sie stiegen also ab, und banden die Thiere an einen vom Blitze zersplitterten dicken Baumstamm.

„Das ist aber," begann der Chevalier, „ein Weg für Eidechsen und nicht für Menschen."

„Erinnere Dich unserer Kletterwege in den Abruzzen, Raphael, und Du wirst nicht zögern."

„Oh, ich zögere nicht, Diego. Du weißt wohl, daß ich keine Furcht kenne."

„Daß ist wahr, Du bist brav."

„Aber mißtrauisch, darum bitte ich Dich, zuerst hinabzusteigen."

„Traust Du mir nicht, Raphael?"

„Das nicht, lieber Diego, aber ich dächte doch, wir sollten uns kennen."

Der Graf antwortete kein Wort und begann hinabzusteigen. Der Weg war gefährlich, und es bedurfte allerlei Geschicklichkeit und Vorsicht der Beiden, um ohne Unfall hinabzukommen. Endlich erreichten sie den Strand. Sie befanden sich in der Mitte einer halbrunden Bucht, die durch riesige Felsblöcke von der Seeseite her ganz verdeckt erschien. Die Wellen brachen sich mit furchtbarer Gewalt an dem wilden Gestein.

„Das ist also die Todtenbucht?" fragte der Chevalier umherblickend.

„Ja," erwiderte der Graf, „und dort ist der Mann, den wir suchen." Er deutete dabei mit dem Finger nach der äußersten Spitze eines der Vorgebirge.

Auf einem riesigen Felsblock, den die brandenden Wogen mit ihrem weißen Schaum bespritzten, stand ein Mann von hohem Wuchs, den Kopf mit dem breiten Bretagner Hut bedeckt, den Körper in ein unbeschreibliches Gewand, ein sonderbares Gemenge von Lumpen gehüllt, die rechte Hand auf einen eisenbeschlagenen Stock gestützt.

Dieser Mann war der Hirt Jan Carfor von Penmarkh, oder wie man ihn in der ganzen Gegend nannte, Jan der Zauberer.

Es war derselbe, der in der Johannisnacht so plötzlich vor Keinec erschienen war und ihn abgehalten hatte, Yvonne und Jahoua zu tödten, indem er ihm seine Beihülfe zur Rache an Beiden versprochen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Atmosphärische Verfinsterungen in Italien.

Auch der Garten Europas leidet zuweilen an Anfällen einer trübseligen Stimmung, die den dort weilenden Deutschen lebhaft an ähnliche Vorfälle in seinem lieben Vaterlande erinnern. Seit mehreren Wochen bereits ärgern sich die Einwohner von Modena, Mailand, Turin und wahrscheinlich noch mancher anderer Städte über ihren vielbesungenen Himmel, der allen Poeten zum Trutz ein kläglich trübes, bleiernes Aussehen zur Schau trägt. Die Sonne zeigt ein blasses Fieberangesicht und verbreitet eine drückende Schwüle, die Umrisse der Schatten sind verschwommen, die Luft hat an Durchsichtigkeit verloren und entferntere Gegenstände sehen sich undeutlich an, wie mit einem schmutzig gelben Schleier verhüllt. Selbst der Schatten versagt dem ermatteten Menschen die gewohnte Kühlung. Der Direktor des astronomischen Observatoriums von Modena, Domenico Ragona, hat seinen Landsleuten die Erklärung zugehen lassen, daß diese, vom berühmten Meteorologen Kaemtz im August 1867 in der Umgebung von Modena beobachtete und als „Moorrauch" (?) bezeichnete Erscheinung, von einem feinen Staube herrühre, der in den Luftschichten verbreitet sei. Ueber Herkunft und Vaterland des unbequemen Eindringlings könne man zweifelhaft sein. Hitze und trockene Luft seien seine beständigen Begleiter, und unter solchen Verbedingungen habe Sachi ihn zu Rom selbst im Winter angetroffen und vorgeschlagen, ihn nicht „Nebel", sondern „Finsterling" (caligine) zu benennen. Denn der klarste Beweis für seine Herkunft vom Staube seien die kleinen Schmutzflecken, welche aufgefangene Regentropfen zur Zeit einer solchen Verfinsterung auf Glas- oder Krystallplatten zurücklassen. Serchi wollte die Sahara für diese Erscheinung zur Verantwortung ziehen, und wies darauf hin, daß nicht immer Südwest- und Südwind als unumgängliche Bedingung gelten dürfe, da nach den Beobachtungen von Kaemtz die an einem Orte herrschenden Staubwolken von jedem beliebigen Winde irgendwo anders hingetragen werden könnten. So hat bei der dießmaligen Verfinsterung in Modena nur am 7. Juni der Südwest mit einiger Regelmäßigkeit geweht, aber mit der schwachen Durchschnittsgeschwindigkeit von 6 Kilometern in der Stunde. Herrn Ragona scheint es wahrscheinlicher, daß man den Ursprung des Phänomens im eigenen Lande zu suchen habe. Im verflossenen Juni haben an mehreren Gegenden Italiens starke Stürme geweht, hier und da von Regen, Hagel und selbst von Schneefall begleitet. Das war aber nicht überall der Fall, an vielen Orten war der Boden heiß und trocken, und es läßt sich ohne Schwierigkeit annehmen, daß viele Massen feinen Staubes aufgewirbelt worden sind, und nun als eine lästige Landplage in weiter Ausdehnung die Luft erfüllen. Andere haben in Mailand beobachtet, daß nach einem kurzen, nächtlichen Gewitter am anderen Morgen der Himmel klar, Wärme, Licht und Schatten in ihr normales Verhältniß zurückgekehrt waren, bis gegen Abend die alte Plage, wenn auch mit verminderter Intensität, zurückkehrte. Ein ungünstiger Einfluß dieses Phänomens auf die Vegetation wird zwar von Herrn Kaemtz in Abrede gestellt; doch stehen seiner Meinung die auch diesmal wieder angestellten Beobachtungen erfahrener modenesischer Agronomen entgegen. Ragona fügt hinzu,

Digitized by Google

daß der atmosphärische Elektrometer zur Zeit der Verfinsterung zu keinen besonderen elektrostatischen Beobachtungen Gelegenheit geboten habe. Dagegen zeigte der Galvanometer eine unvermuthete und außergewöhnliche Thätigkeit. Daß der italienische „Finsterling“ mit dem deutschen „Moorrauch“ keine Verwandtschaft habe, darüber belehrte uns das Zeugniß unseres Geruchorganes, welches von jenem in keinerlei Weise affizirt wurde. Die Alpen scheinen unserem „Stänkerling“ einen wirksamen Damm entgegenzusetzen. Die Bauern der Lüneburger Haide werden also von hier aus keinerlei Proteste zu gewärtigen haben; ob aber diese Erscheinung, welche sich in Spanien noch häufiger zeigt und dort „calina“ genannt wird, vom Staube der Sahara oder des eigenen Landes oder sonst wo herrührt, darüber werden umfassendere und genauere Beobachtungen zu entscheiden haben. (Köln. Ztg.)

Rettungsflöße.

Auf der am 29. Mai in Bremen abgehaltenen Generalversammlung der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger wurde der Beschluß gefaßt, an den deutschen Küsten die Verwendbarkeit der sogenannten Monitor-Rettungsflöße praktisch zu erproben, jener seltsam geformten Kautschuk-Fahrzeuge, auf deren größtem 1867 ein Danziger den Ocean kreuzte. Die beschlossenen Versuche haben zunächst an der Nordseeküste begonnen, am 14. Juli auf Sylt und am 24. auf Norderney. Auf Sylt ward vor Westerland über einen am Strande aufgerichteten Mast hinweggeschossen und alsdann das Manöver der Kommunikation mittels der Trossen vorgeführt; zu Norderney legte sich die königl. Jacht „Grille“ zwischen Herren- und Damenstrand und diente als Zielobjekt. Beide Male traf Geschoß wie Leine sehr gut; es war besonders ein prachtvoller Anblick, als die Rakete mit der Leine über die in vollem Flaggenschmuck prangende „Grille“ hinwegflog; beide Male gingen auch die übrigen Operationen sehr rasch von Statten, wie man von noch ungeübten Mannschaften kaum erwarten konnte. Auf Sylt, wo Rettungsboote nicht stationirt sind, wurde das Floß bei bewegter See und frischem Westnordwest-Winde zwei Male in's Meer hinausgerudert und bewies, daß es leichter als ein Boot vom Strande ab- und über die Brandung hinüber zu bringen sei. Auf Norderney wurde bei ruhigem Wetter mit den Booten der beiden dortigen Stationen, einem Francisboot von 32 Fuß Länge und 12 Remen, so wie einem Bonnefau'schen Boote von 28 Fuß Länge und 8 Remen, eine vergleichende Ruderprobe veranstaltet, die für das Floß ein nicht ungünstiges Ergebniß lieferte. Den Norderneyer Versuchen wohnte der Kronprinz von Preußen nebst Familie bei; dort werden die Versuche bei schwerem Seegange und starkem Winde fortgesetzt werden; alsdann sollen die nächsten Proben an der Ostsee stattfinden.

Sobald eine Leinenverbindung zwischen Land und Wrack hergestellt ist, bietet das Kautschukfloß die wichtigen Vortheile, daß mehr Personen auf einmal zu retten sind, daß eines der Verbindungstaue völlig gespart werden kann, daß auch, wenn am Wrack keine Masten mehr stehen, die Trossen hoch genug festzumachen sind, und daß endlich erforderlichen Falls durch Rudern das Hin- und Herziehen zu unterstützen ist.

Einige Vortheile der Flöße liegen auf der Hand, z. B.: außerordentliche Leichtigkeit des Landtransportes, größere Billigkeit, Unmöglichkeit des Umschlagens. Dem gegenüber bietet aber das Floß den Ruderern und Passagieren nicht den geringsten Schutz gegen das Wasser, was im Winter nicht ohne Bedenken sein möchte; seine große Leichtigkeit ist vielleicht auf Kosten der Ruderkraft oder der Steuerfähigkeit erkauft u. s. w. Hier müssen erst bei schwerem Wetter an den Küsten selber Erfahrungen gesammelt werden.

Mannigfaltigkeiten.

[„Heil Dir im Siegerkranz.“ Ein kleiner Beitrag zur Geschichte der „Volks-Hymnen“.] Hr. Eduard Sack in Berlin schreibt: Für ein „Weltliches Gesangbuch“, an welchem ich seit mehreren Jahren arbeite, und das nächstens erscheinen wird, war ich genöthigt, oft sehr weitläufige Nachforschungen anzustellen, um die meistens geradezu unglaublichen Verballhornungen der Lieder beseitigen zu können. Bei dieser Gelegenheit spürte ich auch der Geschichte des „Heil Dir im Siegerkranz“ nach. Sie ist in mehrfacher Beziehung interessant genug, um eine Stelle hier zu finden, zumal noch immer falsche Ansichten über den Ursprung dieser Volkshymne bestehen. Zur Zeit des Königs Christian VII. lebte zu Brüage bei Flensburg ein Prediger, Namens Heinrich Harries. Er war 1762 geboren, und starb 1802. Es steht fest, daß Harries fromm und gelehrt und tugendhaft war. Es steht ferner fest, daß er weder von dem König, noch seinen Räthen besonders begünstigt worden ist, ja er hat nicht einmal eine ihm besonders zusagende Stelle erhalten können. Dieser Prediger Harries verfaßte Anfangs der neunziger Jahre ein „Lied für den dänischen Unterthan, an seines Königs Geburtstag zu singen,“ und dieses Lied ist kein anderes, als die in vielen deutschen Staaten geltende Volks-Hymne.

[Napoleons I. Geburtstag.] Verschiedene öffentliche Blätter enthalten die Notiz, daß der Geschichtsforscher Boullé mit der Behauptung aufgetreten

sei, Napoleon I. sei nicht im Jahre 1769, sondern im vorhergehenden Jahre geboren worden; Boulls beweise seine Behauptung mit unwiderleglichen Aktenstücken. Diese Entdeckung ist keineswegs neu, indem schon längst der 15. August 1769 als Geburtstag des Kaisers bestritten und der 7. Januar 1768 als der wahre, sowie die Stadt Corte als Geburtsort angegeben wurde. Woher nun diese Geschichtsfälschung? Ganz einfach daher, daß es Napoleon darum zu thun war, ein geborener Franzose zu sein. Denn da Corsika in Folge seines Freiheitskampfes unter Pascal Paoli durch den Traktat von Compiegne am 15. Mai 1768 von Genua in Frankreich abgetreten, das Schicksal der Insel durch die Schlacht von Pontenuovo am 9. Mai 1769 besiegelt und an Unabhängigkeit nicht mehr zu denken war, so wäre Napoleon, wenn 1768 geboren, nicht geborener Franzose, sondern, wie alle vor dem 15. Mai 1768 geborene Corsen, ein geborener Italiener gewesen. Daß der französische Gouverneur General Marboeuf zu dem Hause Buonaparte in der möglichst intimsten Beziehung stand und der junge Nabulion hauptsächlich auf seine Empfehlung hin in die Militärschule zu Brienne aufgenommen wurde, ist gleichfalls geschichtliche Thatsache. Uebrigens wurde die Insel, nachdem Paoli dieselbe mit 300 tapferen Corsen verlassen hatte, 1774 völlig und thatsächlich französische Provinz.

[Schlittschuhe für den Sommer.] Herr Turnlehrer Zürcher hat vor einigen Tagen in der Turnhalle von Aarau Proben mit auf kleinen Rollen gehenden Schlittschuhen gemacht. Hr. Zürcher ging, wie ein Einsender des „Schweizerboten" mittheilt, von dem Gedanken aus, das Schlittschuhlaufen — diese anerkannt so sehr gesunde Körperbewegung — sollte nicht auf die kurze Zeit beschränkt sein, während der wir hier zu Lande Eisbahn haben. Er bemühte sich daher vielfach um Verbesserung der, allerdings seit zwanzig Jahren bekannten (Schlittschuhläufer-Ballet in der Oper „Prophet"), aber bisher fast nur für diesen speziellen Zweck verwendeten Rollenschlittschuhe, und ist nun zu einem Modelle gelangt, mittelst dessen nicht nur gewandte Schlittschuhläufer sich leicht und rasch bewegen und wenden können, sondern das auch für Anfänger zweckentsprechend ist und auf Holzboden und glatten Landstraßen benutzt werden kann.

[Spielwuth.] Obwohl Oesterreich-Ungarn keine Spielbanken hat, berichtet man doch von dort fortwährend über Opfer der Spielwuth. Kürzlich wurde ein Mann, der 160,000 fl. in der Lotterie verspielt hatte, unter Kuratel gesetzt. Jetzt schreibt ein Wiener Blatt: „Eine neue Defraudation wird dem „Szaz." vom Pesther Platze berichtet. W—r., Kassier bei einem Pesther Produkten-Großhandlungshause, soll 35—40,000 fl. unterschlagen haben. Der Betreffende, ein noch junger Mann und in naher Verwandtschaft zu seinem Chef stehend, soll den größten Theil des unterschlagenen Geldes an der Börse verspielt haben.

Nach der so eben erschienenen Uebersicht der Bevölkerung sämmtlicher zum deutschen Zollverein gehörenden Staaten, wie solche nach der Zählung vom 3. Dezember 1867 den Abrechnungen über die gemeinschaftlichen Zolleinnahmen für 1868/70 zu Grunde zu legen ist, beträgt dieselbe 37,512,005, hiervon fallen auf den norddeutschen Bund 28,704,621, Luxemburg 199,958, Bayern 4,830,534, Württemberg 1,778,396, Baden 1,433,528 und Großherzogthum Hessen südlich des Mains 564,971.

Auflösung der Charade in Nr. 169:

Ob Wasser klappern läßt die „Mühl'",
Ob Dampfkraft oder Wind:
Ein Müller, der's Geschäft versteht —
Verdirbt nicht so geschwind.

Und wär' ein „Berg" zehntausend Fuß —
Und selbst viel höher noch,
Ein leidenschaftlicher Tourist
Besteigt ihn darum doch.

Ein preußisch Städtchen „Mühlberg" ist,
Gering an Umfang zwar,
Doch war es Zeuge einer Schlacht,
Vor fast dreihundert Jahr.

Ein Mühlberg liegt auch noch — zum Schluß —
Bei Frankfurt an dem Main;
Und wenn du, Leser, gehst des Wegs,
Dann kehr' beim Henrichs ein.

M. M.

Geschichtskalender.

31. Juli	1024.	Krönung Kaiser Konrad's II., des Saliers, in Mainz.
„	1849.	Die Ungarn werden von den Russen bei Schäsburg geschlagen.
1. Aug.	1798.	Seeschlacht bei Abukir.
„	1838.	Abschaffung der Sklaverei auf englischen Gebieten.
„	1866.	Die Preußen ziehen in Nürnberg ein.
2. Aug.	1802.	Napoleon Bonaparte wird auf Lebzeiten Konsul.
„	1848.	Mahomed Ali Pascha stirbt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Waiandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 177 Dienstag, 3. August 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

IX.

Als Carfor die beiden Fremden auf sich zukommen sah, verließ er den Felsblock, und ging ihnen entgegen. Nur noch einige Schritte von einander entfernt, machten die drei Männer Halt.

„Jean Carfor," sagte der Graf, „erkennst Du mich?"

„Ja," erwiderte der Schäfer.

„Du weißt, woher ich komme?"

„Vielleicht."

„Ah, Du verlangst Beweise, daß wir wirklich die sind, welche Du erwartest?"

„Ja."

„So frage."

Der Schäfer blieb einige Minuten unbeweglich, dann hob er den Kopf, blickte die beiden Fremden kalt und forschend an, und fragte langsam:

„Woher kommst Du?"

„Aus der Stadt der Unterdrückung," erwiderte der Graf ernst.

„Wohin gehst Du?"

„Zur Freiheit."

„Wem gilt Dein Haß?"

„Dem Tyrannen."

„Was bringst Du?"

„Den Tod."

„Gut. Folgt mir Beide."

Und Jan Carfor führte den Grafen und Chevalier zu einer kleinen Felsengrotte. Er winkte den Beiden, sich auf eine Bank aus Moos und Haidekraut niederzulassen; er selbst setzte sich auf einen großen Stein.

„Wünschest Du Nachrichten?" fragte Jan Carfor.

„Ja," erwiderte der Graf. „Hast Du solche?"

„Gewiß."

„Gute?"

„Nein."

„Das Land ist in Aufregung?"

„In. Ehe 14 Tage vergehen, steht es unter Waffen."

„Wer befehligt hier?"

„Der Marquis von Lee-Ronan, der mit dem Marquis von La Rouairie in Verbindung steht."

„Sie wollen die Konstitution umstürzen?"

„Ja und die Monarchie wieder herstellen, wie sie ehedem war."

„Marat hat wahr gesprochen," wandte sich der Graf an den Chevalier, „Du siehst, die Bretagne wird sich erheben."

„Nun gut, so laß sie sich erheben," sagte der Chevalier gleichgiltig, „das kann uns nur von Vortheil sein."

„Aber für Frankreich wird es kein Vortheil sein, Bürger," rief plötzlich eine Stimme aus dem Hintergrunde der Grotte, die völlig im Dunklen lag.

Der Graf und sein Begleiter sprangen erschrocken auf. Jan Carfor rührte sich nicht.

„Wer hat uns behorcht?" fragte heftig der Graf.

„Jemand, der das Recht dazu hat," erwiderte die Stimme, und aus der Dunkelheit trat ein Mann heraus ans volle Tageslicht.

„Jemand, der das Recht dazu hat, Bürger Fougueray," fuhr er fort, „und der die Antwort Deines Gefährten sonderbar findet."

„Billaud-Varennes!" murmelte der Graf, indem er einen Schritt zurückwich.

„Ei, zum Teufel, warum findest Du meine Antwort sonderbar? fragte der Chevalier, ohne einen Augenblick seine Ruhe zu verlieren.

„Weil sie nicht die eines guten Bürgers ist."

„Woher weißt Du das?"

„Du wünschest die Rebellion dieses Landes!"

„Ich wünsche sie," versetzte der Chevalier, „weil es uns dann leichter sein wird, die Verräther zu erkennen und zu züchtigen."

„Gut geantwortet!" rief Jan Carfor, „das ist ein guter Bürger."

„Es ist der Chevalier von Tessy," sagte Billaud-Varennes, „ich kenne ihn und die Dienste, die er unserer Sache bereits geleistet."

„Ohne jene zu rechnen, die er noch leisten kann."

„Nehmt Eure Plätze wieder ein, Bürger, und laßt uns ernstlich berathen," sagte Billaud-Varenne, „denn, wie Jan Carfor richtig bemerkte, die Lage ist schwierig, der Bürgerkrieg steht bevor. Schon regt sich die Vendée, die Bretagne wird nicht zögern, ihrem Beispiel zu folgen."

Digitized by Google

Es folgte nun zwischen den vier Personen eine lange und lebhafte Berathung, die sich mehrere Stunden hinzog. Billaud-Varennes war von den Republikanern in Paris abgeschickt, an Ort und Stelle Erkundigungen über die Stimmung in den Provinzen einzuholen. Jan Carfor war ein Spion der Republikaner, und hatte die Schritte der Adeligen zu beobachten. Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als die Sitzung aufgehoben wurde.

Im Augenblick, wo sich die vier Männer trennen wollten, wandte sich Billaud-Varennes an den Hirten.

„Also, Jan Carfor, Du versprichst uns von allen Botschaften, die zwischen La Rouairie und Loc-Ronan gewechselt werden, Kunde zu geben?"

„Ja, ich verspreche es."

„Du hast uns aber noch nicht erklärt, durch welche Mittel Du selbst Kenntniß davon erlangen willst."

„Das ist sehr einfach, der Agent zwischen den Beiden ist Marcof."

„Ja, aber Marcof ist schwer auszuforschen."

„Das ist möglich, Bürger, aber Marcof hat einen Burschen zum Freund, in den er sein ganzes Vertrauen setzt, und dieser heißt Keinec. Dieser wird mir Alles sagen, ich überwache ihn deßhalb, und noch heute Nacht wird er mich aufsuchen."

„Sehr gut, diene uns treu und das Vaterland wird sich erkenntlich zeigen," sagte Billaud-Varennes.

Dann wandte er sich an die beiden Edelleute.

„Lebt wohl, Bürger; ich muß fort und lasse Euch hier zurück; aber es bleibt ausgemacht, daß Ihr noch drei Monate lang in dieser Gegend bleibt. Ich glaube, der Monat September wird uns und unsern Freunden günstig sein, und wenn wir in Paris einen großen Schlag ausführen, dann ist es dringend nothwendig, daß wir in den Provinzen Köpfe und Arme haben, welche uns unterstützen."

Hierauf grüßte der künftige Terrorist lebhaft die Drei und entfernte sich, indem er mit Leichtigkeit den Pfad hinanteilte, der an der entgegengesetzten Seite der Bucht minder steil emporführte. Oben angekommen, grüßte er noch ein Mal mit der Hand, und verschwand in der Richtung nach Quimper.

Kaum war er verschwunden, als der Chevalier den Grafen bei Seite zog und ihm ins Ohr flüsterte:

„Du denkst doch nicht daran, Diego, dem Kerl zu folgen, und noch drei Monate hier zu bleiben?"

Dummheit! wir werden thun, wie es uns gefällt. Was geht uns das Vaterland an. Wir bleiben so lange, als es uns frommt. Doch jetzt komm, Raphael; unsere diplomatische Mission ist zu Ende, und mein Magen ist leer wie das Faß der Danaiden."

(Fortsetzung folgt.)

Das Haar und die Haarmittel.

Kein Theil des menschlichen Körpers ist so sehr das beliebte Feld der Ausbeutung für Verkäufer von Wundermitteln, als das Haar. Die angepriesenen Mittel betreffen entweder das Ergrauen oder das Ausfallen der Haare, aber hier wie irgendwo gilt der Grundsatz, daß leichter dem Uebel vorzubeugen, als das vorhandene zu beseitigen ist. Wir sehen dabei von den Fällen ab, wo das Uebel erblich, in der Familie begründet ist, in diesen Fällen versagt auch jede Sorgfalt. Zwar kann man das ergrauende Haar färben, aber um so gewisser führt man das größere Uebel, das Ausfallen desselben herbei. Das Ausfallen der Haare ist durch einen gewissen Grad von Ernährungsstörung (Atrophia) der Haarzwiebel bedingt, und das Haar wird, sobald die Atrophie bis zu einem gewissen Punkte vorgeschritten ist, wie ein todter Körper vom Organismus ausgestoßen. Die Atrophie der Haarwurzeln ist eine natürliche oder künstliche. Erstere kommt in allen den Krankheitsfällen vor, in welchen der Organismus in Folge von Säfteverlusten nicht mehr im Stande ist, das Haar genügend zu ernähren. Wir beobachten daher massenhaftes Ausfallen des Haares nach großen Blutverlusten, nach heftigen Fiebern, besonders Typhen (Nervenfiebern), nach den meisten strohülsen Krankheitsformen, sowie nach Krankheiten des Gehirns und Rückenmarks und der Kopfhaut selbst (Gesichtsrose), im Marasmus der Greise und nach Wochenbetten. Nur ist der Unterschied, daß, wenn das Ausfallen der Haare nicht in Folge von hohem Alter oder mit zunehmender und bleibender Erschöpfung geschieht, die Haare der kahlen Stellen wieder nachwachsen, und zwar mitunter in einer anderen Farbe, in solchem Falle meist dunkler als früher. Künstlich hervorgerufen wird diese Atrophie durch den Mißbrauch gewisser Arzneistoffe und durch die Einwirkung giftiger Dämpfe. Am häufigsten sind Quecksilberpräparate die Ursache oder Bleipräparate, welche eben zum Färben ergrauter Haare benutzt werden sollen. Aehnlich wirken Blei-, Quecksilber- und Arsenikdämpfe, noch mehr aber schaden anhaltende geistige und körperliche Anstrengung, Kummer und Sorge, Furcht und Schrecken. Alles, was die Ernährung des Körpers im Allgemeinen herabsetzt, schadet auch dem Haarwuchs, also auch die Ausschweifungen in geschlechtlicher Beziehung wie im Genusse geistiger Getränke. Mehr örtlicher Natur sind folgende Momente: 1) Der Schweiß ist durch seine saure Beschaffenheit den Haaren schädlich, wie denn auch bei manchen Fällen von plötzlichem Ergrauen eine saure Beschaffenheit der Absonderung der Kopfhaut nachgewiesen ist. Der Schweiß begünstigt das Ausfallen der Haare, wie denn Leute, die den Kopf warm halten und ungeachtet eines genügenden Haarwuchses auch zu Hause eine warme Kopfbedeckung tragen, bald kahlköpfig werden; schon Hippocrates sagt;

Digitized by Google

Frigus capiti conveni. (Den Kopf muß man kühl halten.) 2) Beim weiblichen Geschlecht geben oft unsinnige Haarmoden, wie beispielsweise die gerade jetzt herrschende, durch zu festes Binden und Anspannen, Flechten und Wickeln Veranlassung zum Ausfallen. 3) Endlich ist in manchen Fällen ein Antagonismus zwischen zu starkem Bart und schwachem Haarwuchs beobachtet und daraus geschlossen worden, daß der starke Bart dem Körper zu viel Hornstoff entzieht. Nach Vauquelin rührt die Färbung der Haare von einem klartigen Stoffe her, der sich mittelst Aether und Alkohol aus den Haaren ausziehen läßt. Bei dem plötzlichen Ergrauen des Haares in Folge heftiger Gemüthsbewegungen bleibt dieß Pigment unverändert, und die helle Farbe rührt davon her, daß eine reiche Entwicklung von Luft im Haarschafte vor sich geht, welche in kleinen Bläschen in der Mark- wie in der Rindensubstanz abgelagert wird. Bei dem allmähligen Ergrauen durch Alter oder Krankheitsvorgänge dagegen verschwindet das Pigment und gleichzeitig wird die Rindenschicht des Haares dicker und minder durchsichtig. Auch das Brennen der Haare wirkt auf die frühzeitige Entfärbung derselben ein. Aus dem Vorhergesagten ergibt sich, daß eine zweckmäßige Lebensweise viel zur Erhaltung eines dichten und dunkeln Haarwuchses beizutragen vermag, daß aber gegen die bereits vorhandenen Uebelstände die Behandlung nur eine doppelte sein kann; zuerst eine allgemeine mit kräftiger Ernährung des Körpers, sodann eine örtliche, welche einestheils den Haaren die zu ihrer Färbung nöthigen Fettbestandtheile zuwendet, andererseits durch Waschungen die schädliche Einwirkung des Schweißes mindert. Zu dem letzteren Zwecke dient auch die Wahl einer zweckmäßigen porösen Kopfbedeckung im Sommer. Wer keinen Stroh-, oder Bast-, oder Roßhaarhut tragen kann, bringe an seinem Filzhut ein Luftloch an.

Mannigfaltigkeiten.

Bemerkenswerth ist, daß seit einigen Jahren Phosphorgift häufiger als Arsenik bei verbrecherischen oder auch freiwilligen Tödtungen angewendet wird. Die chemischen Zündhölzer, so wie auch Phosphorteig, das Zerstörungsmittel für schädliche Thiere, bieten einem Vergifter naheliegende Mittel für seinen verderblichen Zweck. Die Phosphorvergiftung ist um so erschreckender, da man bis jetzt noch kein wirksames Gegengift kannte. Nach verschiedenen von dem französischen Chemiker Personne gemachten Versuchen dürfte derselbe endlich die befriedigende Lösung in dieser wichtigen Frage getroffen haben. Länger her schon ist bekannt, daß der Terpentin im Phosphor die Eigenschaften der Leuchtkraft und des Geruches niederschlägt. Hr. Letheby, ein anderer Mann der Wissenschaft, hatte es dahin gebracht, daß um die Zündholzarbeiter vor dem trockenen Gliederbrand, namentlich in der Kinnbackengegend, zu bewahren, sie ein kleines, offenes Gefäß mit Terpentinessenz um den Hals hängend tragen, wodurch sie deren Ausdünstung einathmen. Kürzlich theilte Hr. Dr. Bouchardat der medizinischen Akademie in Paris mit, wie bei einem Selbstmordversuch mit Phosphor die Wirkung eben dadurch neutralisirt worden ist, weil der betreffende Unglückliche, in der Meinung, seinen Tod zu beschleunigen, eine Portion Terpentin dem Phosphor beigemengt hatte, wodurch er seine Absicht vereitelte. Auf diese Thatsachen hin unternahm es Hr. Personne die speziellen Eigenschaften der Terpentinessenz durch Versuche an Thieren zu erforschen; alle Jene, denen er das Gegengift nicht beibrachte, kamen um, während bei zehn Hunden, welche nach der Vergiftung mit Terpentin behandelt wurden, nur zwei starben. Hr. Personne erklärt wie folgt den glücklichen Einfluß des Terpentins. Der Phosphor tödtet, weil mit Ausscheidung des Sauerstoffes, die er bewirkt, die Verwandlung des Nahrungssaftes in Blut verhindert wird, demgemäß Erstickung folgen muß. Die Terpentinessenz unterdrückt dagegen im Phosphor seine verzehrende Gewalt, er wirkt im Blut gleichwie in der Luft, weßhalb Erstickung ausbleibt, denn der Phosphor ist weggeschafft. Die Erfahrungen des Hrn. Personne sind überzeugend, weil beweisend, auch liegt es im allgemeinen Interesse, daß sie in der Oeffentlichkeit verbreitet werden.

[Lachse mit Nummern.] Da ist in Scheveningen ein Herr F. C. L. Pollen, der scheint einem guten Gericht Lachs nicht abhold zu sein, dieser Herr Pollen ist bemüht, die etwas unergiebig gewordene Lachszucht zu verbessern. Zu diesem Behuf wird er eine Anzahl ganz junger Lachse an verschiedenen Orten in den Rhein und in die Maas setzen, um, wenn diese Thiere später eingefangen würden, die Art ihrer Entwickelung und Rückkehr genau zu bestimmen. Damit er aber seine Zöglinge wieder erkenne, befestigt er an der Schwanzflosse des Fisches ein Blättchen von galvanisirtem Eisen mit dem Wort „Nederland," einer Krone und Ordnungszahl. Wird ein solcher Fisch im Jahre 1869 lebendig gefangen, so soll er wieder in Freiheit gesetzt, vom Fischer aber soll dem nächsten Bezirksamt Anzeige von der Ordnungsnummer, so wie davon, wann, wo und wie der Fisch gefangen wurde, gemacht werden. Wird der Fisch todt gefangen, so müssen dieser Anzeige noch Angaben über Länge, Farbe und Gewicht des Fisches beigefügt werden. Diese Maßregel ist vom badischen Handelsministerium angenommen und verkündigt worden. Ob sie aber die Fischer halten? Ob sie den Fisch wieder frei lassen, wenn sie für das Pfund 1½ bis 2½ fl. erhalten können? Ob sie wegen der Anzeige

auf's Bezirksamt oft stundenweit gehen? Und die Plättchen aus galvanisirtem Eisen mit der Ordnungsnummer? Der Wolf frißt auch die gezeichneten Schafe; Hr. Pollen scheint an ideale Fischer zu denken, mit solchen können wir aber nicht aufwarten.

Der „Südd. Telegr." berichtet über die Bauten im Münchener Hoftheater: Bezüglich der neuen Maschinerie läßt sich mit vollem Recht behaupten, daß die Münchener Hofbühne in ihrer neuen technischen Umgestaltung in ganz Deutschland keine Rivalin finden wird. Das neue Podium ist so eingerichtet, daß ganze Dekorationen und die größten Gruppen in die Tiefe versinken können. Man ist früher wegen der technischen Schwierigkeiten, die das Aufbauen und Abbrechen des Riesenschiffes erforderte, an die Aufführung der Oper „Afrikanerin" immer mit Zagen geschritten; von nun an wird das große Schiff einfach versinken, und kann wochenlang in der Tiefe bleiben, bis man seiner wieder bedarf. Die Schnürboden und die Gaseinrichtung ist gelegt, so daß mit dem Podium nun begonnen wird, bei dessen Konstruktion Bedacht genommen wurde, in Zukunft bei Salonstücken die lästige Hinwegräumung der Meubels dadurch wegfallen zu lassen, daß die Einrichtung eines ganzen Zimmers in dem Momente versinkt, wo eine andere Einrichtung durch die Versenkungen erscheint. Was das Tieferlegen des Orchesters anbelangt, so ist die Absicht der Intendanz, vorderhand eine Probe Betreffs der Klangwirkung zu machen, später aber dem Orchesterraume statt seiner seitherigen Darmfront eine runde Form zu geben, um das Streichquartett mehr zu vereinigen.

Die Heirath einer Wittwe aus der Kaste der Brahminen gehört keineswegs zu den alltäglichen Ereignissen, und das Interesse, welches die indische Presse bei dem letzten derartigen Ereignisse bekundet, ist deßhalb ganz natürlich. Es ist dies die Wiedervermählung der verwittweten Venu Bai mit Pandurana Venayek Karmarkar, welche in Bombay stattgefunden hat. Die Braut, welche ihren ersten Gatten verloren hatte, nachdem sie erst neun Jahre alt und erst acht Monate verheirathet war, wäre nach altem Gesetze zum Feuertode auf dem Scheiterhaufen ihres verstorbenen Lebensgefährten und nach dem erst jetzt von der „Fortschrittspartei" mit Zagen vernachlässigten neuen Brauch zu lebenslänglichem Cölibat verurtheilt gewesen, hätte sie nicht alle Vorurtheile hinter sich geworfen. Daß eine große Anzahl von Brahminen an der Zeremonie Theil nahmen, ist am Ende mehr zu verwundern und ein deutlicheres „Zeichen der Zeit", als daß die Familiengötzen, welche nach allen Regeln des Ritus in den Wohnungen vor Braut und Bräutigam installirt wurden, nicht unheilverkündend das Haupt schüttelten.

Aus dem Jahresberichte des historischen Vereins für Unterfranken für 1868 vom Vereinsdirektor Regierungsrath L. Frhrn. v. Gumppenberg ersehen wir, daß der Verein gegenwärtig 225 ordentliche und 59 Ehren-Mitglieder zählt. Vergleichen wir die sämmtlichen Jahresberichte, so finden wir, daß die Mitgliederzahl des Vereins, der am 22. Januar 1831 mit 28 Mitgliedern gegründet wurde, seit dem Jahre 1855, wo derselbe 429 ordentliche und 108 Ehrenmitglieder zählte, von Jahr zu Jahr immer mehr an Mitgliedern verliert. Namentlich ist diese Minderung außerhalb Würzburg's, so in Aschaffenburg, Kitzingen, Schweinfurt, eine sehr auffallende, und es dürfte einmal an der Zeit sein, zu untersuchen, wer hieran die Schuld trägt.

Räthsel.

Zwei Wesen sind es, klein und niedlich,
Sie schmückt ein sanftes Purpurroth,
Ein sinnig Paar, gar treu und friedlich,
Es trennt sie nur der kalte Tod.
Ihr meint, es wären jene Vögel,
Die unzertrennlichen genannt?
Ach nein! Ihr wißt, an Wort und Regel
Ist ja der Dichter nicht gebannt,
Die Vögel sind zwei Rosen, glühend
Frisch wie das junge Morgenroth,
Am schönsten Strauch beständig blühend,
Hold bis zu ihrem sel'gen Tod.
Trägt sie das Mägdlein, dann gelüstet
Euch, und ach! dem, der zu Euch spricht.
Doch glaubt d'rum nicht, als ob Ihr's wüßtet,
Die Monatsrosen sind es nicht.
Sind mehr als Vogel, mehr als Blüthe,
Zwei Wesen ohne Mark und Bein,
Und doch aus menschlichem Geblüte.
Nun sprecht, was mögen sie wohl sein?

Geschichtskalender.

3. Aug. 1492. Christoph Columbus segelt im Hafen von Palos ab, um den neuen Erdtheil zu entdecken.
„ 1645. Schlacht bei Nördlingen.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 178 Mittwoch, 4. August 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Einen Augenblick, Diego, ich habe mit Jan Carfor noch einige Worte zu reden.“

„Noch immer Politik?“

„Nein.“

„Was denn?“

„Das Mal gilt's der Liebe.“

„Dummheit, Chevalier.“

„Meinetwegen Dummheit oder nicht, die kleine Bretagnerin steckt mir im Herzen.“

„Meinst Du, daß Carfor etwas für Dich thun kann.“

„Ich weiß es nicht; doch will ich ihn fragen.“

Der Chevalier näherte sich dem Schäfer.

„Carfor,“ sagte er, „willst Du fünfzig Louisd'or auf einen Schlag verdienen?“

Die Augen Jan Carfor's blitzten und er erwiderte: „Man ist nie böse, wenn man auf ehrliche Weise ein Stück Geld verdient.“

„Nun gut, so höre mich. Kennst Du einen gewissen Yvon, der ein hübsches Mädchen mit schwarzen Augen und blonden Haaren zur Tochter hat?“

„Und die mit dem Pächter Jahoua verlobt ist!“ fügte Carfor hinzu.

„Ja. Ich habe das Mädchen heut' Früh gesehen, es gefällt mir außerordentlich; ich möchte es mit mir nach Paris nehmen.“

„Das läßt sich machen,“ sagte der Schäfer.

„Glaubst Du?“

„Ich stehe dafür ein.“

„Vortrefflich, Carfor, wenn es uns gelingt, sollst Du hundert Louisd'or bekommen.“

„Ich nehme sie an,“ sagte der Schäfer, aber ich stände Ihnen auch bei, wenn Sie mir nichts geben würden!“

„Ei, und was für ein Interesse hast Du dabei?“

„Das der Rache.“

„Gegen Yvonne.“

„Nein.“

„Gegen wen sonst?“

„Fragen Sie mich nicht; „Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß Yvonne am 1. Juli um 10 Uhr Morgens getraut wird, und daß Sie an demselben Tage, hören Sie, an demselben Tage, wenn die Sonne untergeht, das Mädchen führen können, wohin Sie wollen.“

„Und mit welchen Mitteln willst Du dieses Wunder bewirken?“

„Das ist meine Sache; finden Sie sich am 1. Juli Nachmittags 4 Uhr hier wieder ein.“

„Gut, hier sind zehn Louisd'ors auf Abschlag, mein Lieber!“ rief der Chevalier, ihm eine Börse in die Hand drückend. Ich werde pünktlich sein, am 1. Juli um 4 Uhr Nachmittags.“

„Nun?“ fragte der Graf, als der Chevalier sich ihm wieder näherte.

„Nun, wenn Hermosa mit uns reist, werden wir die Reise zu Vieren machen.“

„Wirklich?“

„Ganz sicher, dieser Carfor ist ein prächtiger Kerl. Doch jetzt, mein sehr lieber Freund, bin ich ganz aufgelegt dazu, eine solide Mahlzeit zu halten. D'rum rasch auf den Weg!“

Und die beiden Männer kletterten den steilen Pfad wieder empor, um zu ihren Pferden zu gelangen.

Carfor folgte ihnen mit zerstreutem Blick. „Ja,“ murmelte er, „diese Rache ist mir hundert Mal lieber, als die, welche mir Keinec verschaffen könnte. Doch auch er soll mir dienlich sein.

X.

Keinec erwartete des andern Tages mit Ungeduld die Stunde, wo er in der Todtenbucht eintreffen sollte, um des Hirten Weissagung zu vernehmen.

Endlich kam die Nacht, und 10 Uhr schlug es auf der kleinen Kirche zu Penmarkh.

Keinec nahm die von Carfor verlangten Gegenstände, legte sie in seinen Kahn, und fuhr durch Klippen und Riffe zur Wohnung des Zauberers.

Es war halb 12 Uhr, als er vor der Grotte landete.

Carfor kauerte am Ufer, und schien in die Betrachtung der Sterne verliest.

„Bist Du da, mein Junge?“ fragte er erstaunt.

„Hast Du mich nicht erwartet?“ fragte der Matrose.

„O ja, aber nicht von der Meeresseite.“

„Warum?“

„Weil ich glaubte, Du würdest Dich vor den Geistern der Todtenbucht fürchten."

„Ich fürchte mich weder vor den Lebendigen noch Todten, verstehst Du?" rief Keinec. „Hier hast Du den schwarzen Bock, die weißen Hühner, meine Flinte und Kugeln und Pulver, wie Du verlangt hast. Und nun sprich schnell. Doch halt, bevor Du sprichst, erinnere Dich meines unbeugsamen Willens, ich muß Yvonne zur Frau haben, oder sie muß sterben und ich mit ihr!"

„Halt ein! Unsinniger! Du bist nicht hierher gekommen, um zu befehlen, sondern um zu gehorchen, denn ich habe die Sterne gefragt, und sie sagten mir: Jahoua wird Yvonne heirathen, und doch Yvonne nicht das Weib des Jahoua werden!"

„Was willst Du damit sagen?" rief Keinec.

„Ich will damit sagen, daß, so lange der Priester den Ehebund nicht eingesegnet hat, Jahoua gegen Deine Kugeln unverwundbar ist."

„Unverwundbar?"

„Ja. Von dem Augenblick aber, wo er aus der Kirche tritt, wird er nicht mehr gefeit gegen Dich sein. Höre mich an! Yvonne liebt Jahoua; wenn Du Jahoua tödtest, wird sie Dir den Mord nie verzeihen. Jahoua muß also wie durch einen Zufall sterben. Der für die Hochzeit bestimmte Tag ist auch der des Schwingerfestes. Dieß Jahr kommt die Reihe, um den Preis von Penmarkh zu ringen, an Foueknan; die Alten haben es so beschlossen. Dieser Zufall scheint mir besonders günstig für Dich . . . Du weißt, daß bei diesem Schwingerfest nicht selten ein Todesfall vorkömmt?"

„Ich weiß."

„Nun wohl, so kann Jahoua an diesem Tage sterben."

„Und dann?"

„Dann wird Yvonne ihren Bräutigam beweinen; aber Yvonne ist kokett; alle Weiber sind es. Wenn die Zeit ihren Schmerz gelindert haben wird, wird sie wieder an schöne Jacken und bunte Röcke denken; sie wird wieder auf Liebesanträge hören . . . sie wird Dich wieder lieben, wie sie es bereits einmal gethan."

„Wenn aber Yvonne ihre Liebe einem Andern schenkt als mir?" fragte Keinec.

„Das ist unmöglich."

„Unmöglich? warum?"

„Weil an dem Tage, wo Jahoua stirbt, Yvonne die Gegend verlassen wird."

„Die Gegend verlassen?" rief Keinec. „Und wohin soll sie gehen?"

„Das werde ich Dir sagen, wann es Zeit ist."

„Ich will es augenblicklich wissen."

„Ich kann Dir nicht antworten."

„Du mußt."

„Ich kann und will es nicht."

Es folgte eine lange Pause des Schweigens. Der Schäfer in tiefes Nachsinnen versunken, schien Keinec's Gegenwart vollständig vergessen zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Künstler-Jubiläum von Karl Devrient.

(Von Hermann Uhde.)

Die Theaterzettel, welche am 28. Juli 1819 an den Straßenecken der Stadt Braunschweig klebten, verkündigten für den Abend die Vorstellung von Schiller's „Tell." Drei Sternchen, welche sich in dem Verzeichniß der darstellenden Künstler gegenüber der Partie des Ulrich von Rudenz befanden, lenkten das Auge des Lesers auf die folgende Anmerkung: „Herr Devrient, Neffe des berühmten Schauspielers gleichen Namens, wird hier seine theatralische Laufbahn eröffnen, und sich in der Rolle von Rudenz versuchen. Seine Neigung und sein sichtbares Talent für die Bühne werden ihm die gütige Nachsicht des geehrten Publikums zusichern." Es war Karl Devrient, den der Direktor des Braunschweig'schen National-Theaters Dr. August Klingemann, auf diese damals gebräuchliche Weise bei dem Publikum einführte; Karl Devrient, welcher nun, nachdem er längst den steilen Gipfel der Kunst erstiegen, am 28. Juli sein fünfzigjähriges Jubiläum als Schauspieler feiert.

Der älteste von den drei Neffen des genialen Ludwig Devrient, der zu jener Zeit (1819) von Preußens Hauptstadt aus die Welt mit seinem Ruhme erfüllte, ist unser Künstler geboren zu Berlin am 5. April 1797. Sohn eines renommirten Kaufmanns, besuchte er das Gymnasium zum grauen Kloster bis Secunda und erlernte dann die Handlung auf dem Komptoir eines Großhändlers. Die Jugend Karl Devrient's fiel in eine bewegte Zeit; die Franzosen hatten Berlin besetzt, und der Unterdrücker herrschte im deutschen Vaterlande. Früh schon hatten freiheitliche, hochherzige Ideen in der Brust des begabten Knaben ihre Wurzeln geschlagen, und bei dem Wiederausbruch des Freiheitskrieges 1815 sehen wir den 18jährigen Jüngling kühn zum Schwerte greifen, um muthvoll mitzuwirken an dem großen Werke, Deutschlands vom Feinde neu bedrohtes Glück zu schützen. Er trat als Freiwilliger in das achte Husaren-Regiment, und focht als solcher in der Schlacht bei Belle-Alliance. In den ersten Reihen kämpfte der tapfere Streiter; eine Wunde, welche er erhielt, schreckte ihn vom weiteren Vordringen nicht ab, bis seinem Muthe durch den Verlust des kleinen Fingers Entsagung auferlegt wurde. Im Dezember 1815 ward der junge Held mit allen kriegerischen Ehren entlassen; er erhielt das Patent als Offizier und blieb zum ferneren Kriegsdienste verpflichtet.

Digitized by Google

Im nächsten Jahre, 1816, nahm Karl Devrient die unterbrochene friedliche Beschäftigung wieder auf. Er trat in ein kaufmännisches Komptoir und leitete mit derselben Energie, dem nämlichen feurigen Eifer, wodurch er sich auf dem Schlachtfelde ausgezeichnet hatte, in den Jahren 1817 und 1818 die merkantilischen Angelegenheiten der chemischen Fabrik eines seiner Oheime in Zwickau. Hier war es, wo sein jüngster Bruder Emil unter ihm in seine kaufmännische Laufbahn eintrat. Aber — „was dem Wesen angeboren, davon trägt es das Gepräge." Die Natur hatte in Devrient's Brust einen theatralischen Funken gelegt, welcher durch die großen Vorbilder des Berliner Theaters — mit den größten, welche die Annalen der Schauspiel-Kunst aufweisen: Iffland und Ludwig Devrient — bald zur hellen Flamme angefacht werden mußte. Die Idealwelt auf der Scene hatte auf die reiche Phantasie des Jünglings den berückenden Zauber ausgeübt, welchem sich Niemand in jener Lebensphase ganz entziehen kann; ihr anzugehören, regte sich in ihm ein immer lebhafteres Verlangen und im Jahre 1819 faßte er den Entschluß, sich ganz der Schauspielkunst zu widmen.

Auf die Empfehlung seines Oheims Ludwig ging er nach Braunschweig, wo, wie wir gesehen haben, des bühnenkundigen August Klingemann bewährte Meisterhand die ersten Schritte des Kunstnovizen fördernd unterstützte. Planvoll und umsichtig ging Klingemann mit der Ausbildung des ihm anvertrauten Talentes, dessen hohe Bedeutung er mit richtigem Blicke sogleich erkannte, zu Werke, und wenn man sich nachmals der wohlthuenden harmonischen Durchbildung Karl Devrient's erfreute, so ist es, weil dem Anfänger das Erlernen des Handwerks in der Kunst nicht erspart blieb. Von der Picke auf hat er gedient, und er, den wir jetzt als Meister bewundern, war zuerst Lehrling und Geselle.

Sein zweites Auftreten war am 1. August 1819 als Herzog von Feria in Schiller's „Don Carlos", und es ist eine interessante Notiz, daß der später als Carlos, Posa, Tell Gefeierte in den betreffenden Dramen zu Anfang die unbedeutendsten Nebenpartien spielte. Auch in kleinen rezitirenden Rollen der Oper wurde Devrient beschäftigt; lange Zeit gab er den Offizier von Joseph's Leibwache in Mehul's „Joseph und seine Brüder."

Die schönen körperlichen und geistigen Mittel des rüstig Strebenden veranlaßten Klingemann indeß bald, ihm viele bedeutendere Rollen zu übertragen und bereits im Dezember 1821, nach 2½jähriger Wirksamkeit in Braunschweig, war Devrient gereift genug, bei dem Hof-Theater in Dresden die Stellung eines jugendlichen Helden auszufüllen.

In diese Zeit fällt Devrient's erste Verheirathung, die mit der nachmals so berühmten Wilhelmine Schröder. Mitte Juli 1822 war die Tragödin Sophie Schröder mit ihren holden Töchtern Wilhelmine und Betty in Dresden zum Gastspiele eingetroffen, zum ersten Male ihre Kinder, von denen Wilhelmine bald die Zierde der Dresdener, der Stolz der deutschen Bühne werden sollte, dem Publikum der sächsischen Residenzstadt vorführend. Durch ihre Lieblichkeit und den jungfräulichen Reiz eines knospenden, großen Talentes bezauberte die jugendliche Sängerin die Herzen des Publikums wie der Kunstgenossen und die ausgesprochene Neigung des jungen, schönen und glänzenden Devrient erwidernd, reichte sie diesem die Hand; im Sommer 1823 wurde das Bündniß zu Berlin geschlossen. Nach einigen Reisen übersiedelte das junge Paar wieder nach dem heimathlichen Dresden, herzlich empfangen von den treuen Freunden, zu denen unter Andern auch Karl Maria v. Weber und Ludw. Tieck zählten, welch Letzterer die weiteren Schritte des Darstellers auf dem schwierigen Pfade der Kunst in seinen „Dramaturgischen Blättern" rathend und anerkennend begleitete. Zwei Söhne und zwei Töchtern schenkte Wilhelmine Schröder-Devrient das Leben. Das jüngste Kind, die kleine Louise, ereilte ein schreckliches Geschick; die Kleine fiel der unachtsamen Wärterin vom Arme, während die Mutter in der Probe war, und verschied nach wenigen Stunden in den heftigsten Krämpfen. Ein Sohn, Friedrich Devrient, wendete sich der Bühne zu und bekleidet augenblicklich das Fach der gesetzten Helden am deutschen Hoftheater zu Petersburg.

(Schluß folgt.)

Ueber Inhalationen.

Die erste Idee, die Erkrankungen der Athmungswerkzeuge durch Einathmungen in Staubform übergeführter arzneilicher Flüssigkeiten zu behandeln, ging von dem französischen Arzte Sales-Giron's aus. Obgleich sich sowohl Technik als Wissenschaft der neuen Methode mit anerkennendem Interesse zuwandten, so blieb dieselbe doch lange Jahre in enge Gränzen, und auf die vereinzelte Ausübung weniger, dem Fortschritte besonders geneigter Aerzte beschränkt. Erst als es dem Stuttgarter Spezialarzte, Hofrath Dr. Siegle, gelungen war, einen ingenieusen, einfachen und billig herzustellenden Inhalationsapparat, bei welchem er dem gespannten Wasserdampfe die Rolle eines Motors zuwies, zu konstruiren, gewann dieses rationelle Verfahren eine rasche und unbeschränkte Verbreitung. Indessen nicht nur durch Erfindung dieses jetzt in zahllosen Exemplaren und mannigfachen Modifikationen von den Aerzten aller gebildeten Länder mit Vorliebe gehandhabten Apparats, sondern auch noch besonders dadurch, daß es der Autor verstand, denselben an der Hand eines praktischen und wissenschaftlichen Leitfadens, welcher mit der Zeit auch

Digitized by Google

in fremde Sprachen übertragen, jetzt in dritter, verbesserter und stark vermehrter Auflage vor uns liegt*), in die ärztliche Praxis einzuführen, hat er sich um die Popularisirung der Inhalationsmethode die wesentlichsten Verdienste erworben. Es ist hier nicht der Ort, des Näheren auf den reichhaltigen Inhalt dieser Arbeit, welche mit der Zeit von einer kleinen Broschüre zu einem Buche herangewachsen ist, und sich vor vielen anderen Monographien durch objektive Beschränkung und ansprechende Diktion auszeichnet, einzugehen, aber wir möchten es nicht versäumen, darauf aufmerksam zu machen, daß unter den in diesem Werke abgehandelten Krankheitsformen besonders die Diphtheritis, eine eingehendere Würdigung gefunden hat. Auch die Kapitel über Croup, Keuchhusten, gegen welch letztere Krankheit der Siegle'sche Apparat in vielen Familien selbst ein Hausmittel geworden ist, enthalten viel Beachtenswerthes. In der größeren interessanten Betrachtung über die inhalatorische Behandlung der Lungenschwindsucht versucht es der Verfasser und, wie es scheint mit Glück, den Werth und die Bedeutung einer lokalen Bekämpfung dieses Leidens mit den neueren, und besonders auch von Riemeyer vertretenen Ansichten über das Wesen der Phthise und Tuberkulose der Lunge in Einklang zu bringen.

*) Hofrath Dr. Emil Siegle, die Behandlung der Hals- und Lungenleiden mit Inhalationen. 3. Aufl. Stuttgart 1869, bei A. Krömer.

Mannigfaltigkeiten.

[Theepflanzungen in Californien.] Die japanischen Flüchtlinge, welche unter dem Schutze des Herrn Schnell in Californien eingewandert sind, versprechen sich von ihren Projekten der Seiden- und zumal der Theekultur einen äußerst günstigen Erfolg. Die dreijährigen Maulbeerbäume, welche sie mit aus Japan brachten, haben sich in der kurzen Zeit ganz ausgezeichnet gemacht, und auch die Theepflanzungen geben alle Aussicht. Im nächsten Jahre kann bereits eine kleine Thee-Ernte stattfinden, die ein Urtheil über die Qualität des neuen Produkts ermöglicht. Schnell ist der Ansicht, daß das Klima Californiens der Kultur der Theestaude weit günstiger sei, als Japan.

Durbury in Massachusetts, Vereinigten Staaten, der Landungsort des neuen französisch-atlantischen Telegraphenkabels, ist eine kleine Stadt am Plymouth Hafen, an der Mündung der Cap Cod Bay, 30 Meilen südöstlich von Boston. Der eigentliche Landungspunkt des Kabels ist Rouse's Hammock am Eingange des Hafens, ein kegelförmiger Hügel mit circa 40 Morgen Oberfläche, deren höchster Punkt 50 Fuß über die Meeresfläche hinausragt. Seit etwa einem Monat hat sich der Preis von Grund und Boden in Durbury um fast das Doppelte erhöht und der Ort verspricht in kürzester Zeit eine bevölkerte Stadt zu werden.

In Lindau hatte man dieser Tage Gelegenheit, die ersten Versuche mit dem Wasser-Velocipede zu beobachten. Ein dortiger Kaufmann hatte sich in den Besitz eines solchen gesetzt, und damit eine Fahrt nach dem Bade Schachen auf dem See unter dem Eisenbahn-Damm hindurch gemacht. Es ist sehr leicht manövrirbar und vollkommen sicher. Die zahlreichen Badegäste des stark besuchten und beliebten Schachenbades konnten sich hinlänglich daran ergötzen.

Räthsel.

Mein Zweites deckt mein Erstes ganz nach Brauch,
Mein Ganzes aber deckt mein Erstes auch,
Durch Modesucht wird in dem Ganzen mein Ganzes nicht vermehrt,
Indeß in meinem Ganzen man mein Erstes hoch verehrt.

Auflösung der Charade in Nr. 170:

Wenn auch der „Ahorn" uns nicht
Saftige Früchte verspricht:
Gibt er als stattlicher Baum
Nutzholz und schattigen Raum.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. D.

Geschichtskalender.

4. Aug.	1704.	Die Engländer erobern die Festung Gibraltar.
"	1772.	Erste Theilung Polens.
"	1866.	König und Kronprinz von Preußen kommen aus dem böhmischen Feldzug in Berlin an.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 179 Donnerstag, 5. August 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Der Matrose dachte ebenfalls darüber nach, was er gehört hatte. Endlich blickte er auf, legte seine nervige Faust auf des Schäfers Schulter und sagte:

„Jan Carfor! es gehen sonderbare Reden über Dich. Man behauptet, Du verräthst die, welche Dir ihr Vertrauen schenken. Höre mich an! Ueberleg' es wohl, Jan Carfor, bevor Du aus mir Dein Gespött und Deinen Spielball machst! Du kennst mich genug, um zu wissen, daß meine Hand eine rauhe ist, und bei Gott! wenn Du mich betrügst, wenn Du mir schlecht räthst, tödte ich Dich wie einen Hund."

Der Schäfer zuckte kalt mit den Achseln.

„Wenn Du meinen Verrath fürchtest," sagte er zu Keinec, „so handle nach Deinem Gutdünken und höre nicht auf meine Rathschläge. Wer zwingt Dich denn, ihnen zu folgen? Wenn Du Dich dagegen von mir leiten lassen willst, so spare Dir die Drohungen, die ich nicht fürchte. Ich habe Dir gesagt, was ich in den Sternen las. Entscheide Dich nun! Tödte Jahoua auf der Stelle! tödte Yvonne mit ihm, mir ist es einerlei."

„Und wenn ich Dir gehorche?

„Dann mache ich Dich reich, Keinec, und bevor ein Jahr verfließt, ist Yvonne Dein Weib."

„Nun gut, ich werde Dir gehorchen. Sag', was muß ich thun?"

„Am Schwingerfeste wirst Du Dich an Jahoua heften, Du wirst mit ihm um den Preis ringen und ihn dabei in Deinen Armen erdrücken. Fühlst Du Dich stark genug dazu?"

Keinec lächelte. Seine furchtbare Muskelstärke war in der ganzen Gegend bekannt, und Niemand wagte es so leicht, mit ihm anzubinden. — „Wenn aber Jahoua an dem Ringen keinen Antheil nimmt? Er ist nicht aus Fouesnan . . ."

„Er heirathet ein Mädchen aus dem Dorfe," erwiderte der Schäfer, und muß sonach auch den Kampf mit den Burschen des Dorfes aufnehmen. Gib mir nun den schwarzen Bock und die weißen Hühner, ich will Dir mit Gewißheit sagen, ob Du Sieger bleibst, und welches Deine Zukunft sein wird."

Es begann nun eine überaus abenteuerliche und phantastische Scene, wie sie eben nur bei dem argen Aberglauben des Bretagner Volkes denkbar ist. Carfor legte den schwarzen Bock mit gebundenen Füßen auf eine breite glatte Felsenplatte, zog ringsherum einen feurigen Kreis aus brennendem Laub und Haidekraut, und führte in diesem Kreise, nachdem er seinen Oberkörper entblößt, und seine Arme in das Meer getaucht hatte, unter allerhand fremdartig lautenden Gesängen die tollsten Sprünge und Tänze aus. Dann ergriff er ein großes Messer, schlitzte mit einem Schnitt dem schwarzen Bock den Bauch auf, und riß ihm die zuckenden Eingeweide heraus. Das Gleiche that er mit den Hühnern. Sodann rief er Keinec, der halb mit Grauen, halb mit Neugier etwas abseits dem sonderbaren Schauspiel zugesehen hatte, herbei, und sagte:

„Wie viel Thiere hast Du mir gebracht, Keinec?"

„Drei."

„Nicht wahr? bloß drei, und hier sind vier Lebern. Vier rothe, makellose Lebern. Sieh her, die des schwarzen Bocks war eine doppelte. Ein untrügliches Zeichen von Erfolg und Glück. Sieh die glatten, schönen, gesunden Herzen an. Keinec, Du wirst glücklich sein, Du wirst Jahoua im Kampfe tödten und Yvonne wird die Deine werden. Geh in Frieden, mein Junge! Die Geister sind mit Dir, sie werden Dich unterstützen."

Carfor nahm eine Hand voll Lorbeerblätter, tauchte sie in das Blut der geschlachteten Thiere und besprengte damit dreimal den Kopf des jungen Matrosen. „Geh' Keinec," rief er, „geh'! Du wirst reich, Du wirst mächtig, Du wirst gefürchtet werden. Yvonne wird Dein Weib. Geh' und erdrücke Jahoua im Kampf."

„Ja, ich werd' es thun!" rief Keinec entschlossen.

„Das ist noch nicht Alles," sagte der Schäfer, „Du mußt auch alle Geheimnisse Marcof's zu erfahren suchen und sie mir berichten."

„Warum das?"

„Frage nicht das Schicksal! Gehorche!"

„Ich werde gehorchen," sagte Keinec, sich unter dem Eindruck des eben Erlebten beugend.

XI.

Am nächsten Sonntag nach den eben erzählten Ereignissen ritt der Marquis von Loc-Ronan in Begleitung Jocelyn's und zweier Diener in Livrée in

gewohnter Weise nach Fouesnan, um da dem Gottesdienste beizuwohnen. Der Marquis schien ernster und trauriger als gewöhnlich; sein schlanker Körper beugte sich sichtlich unter der Last eines körperlichen Leidens oder eines schmerzlichen Gedankens.

Auf dem Rückwege, ungefähr eine Viertelstunde vom Schlosse, hielt er sein Pferd an, und rief Jocelyn. Der Diener eilte herbei. Der Marquis war blaß wie eine Leiche.

„Sie leiden, gnädiger Herr?“ fragte Jocelyn.

„Fürchterlich,“ erwiderte der Marquis, „es brennt wie Feuer in meiner Kehle . . . Mein Kopf schwindelt . . . mein Athem stockt . . . Jocelyn, Du warst mit mir in Brest, als ich den Baron von Pont-Louis besuchte?“

„Ja, gnädiger Herr.“

„Er starb eben damals an Gift.“

„Man erzählte wenigstens so, gnädiger Herr.“

„Und man täuschte sich nicht, Jocelyn,“ sagte der Marquis. „Er hat mir alle seine Schmerzen geschildert, und es scheint, daß es dieselben waren, die ich jetzt empfinde.“

„O mein Gott!“ jammerte der treue Diener, „warum haben Sie gethan, was ich Ihnen so widerrieth?“

„Weil ich geglaubt, daß Gott mir dieses Mittel angerathen, was ich auch jetzt noch glaube,“ erwiderte der Marquis. „nur dachte ich nicht, daß ich so schrecklich leiden würde. Ich vergehe vor Durst.“

„Gnädiger Herr, wir sind nicht mehr weit vom Schlosse.“

„Ja, Du hast Recht. Doch ich sehe nichts mehr, es liegt wie eine schwere Wolke vor meinen Augen, es ist, als ob ein Ring von glühendem Eisen meine Schläfe umklammerte. Bleibe an meiner Seite, Jocelyn, verlaß mich nicht mehr.“

„Lassen Sie mich lieber einen Wagen bestellen, gnädiger Herr.“

„Nein, nein, es nützt nichts; ich will versuchen bis nach Haus zu reiten.“

Der Marquis drückte mit dem Rest seiner Kraft die Sporen in die Weichen seines Pferdes, und dieses sprengte im raschen Galopp vorwärts. Jocelyn hielt knapp an der Seite seines Herrn, Steigbügel an Steigbügel, und verlor ihn nicht eine Sekunde aus den Augen. Der Marquis, sonst einer der geschicktesten Reiter, hielt sich nur mit äußerster Mühe im Sattel; und als sie den Hügel hinansprengten, der zum Schlosse führte, ließ er sogar die Zügel fallen und klammerte sich mit den Händen an die Mähne seines Thieres. Ein krampfhaftes Zittern schüttelte alle seine Glieder.

Im Hofe angekommen, verlor er endlich alle Kraft und sank in Ohnmacht. Jocelyn fing ihn in seinen Armen auf. Die übrigen Diener sprangen herbei und trugen ihren Herrn in sein Schlafzimmer, wo sie ihn auf das Bett niederlegten. Nach einigen Minuten schlug der Edelmann die Augen wieder auf.

„Jocelyn,“ flüsterte er, „Du erinnerst Dich doch noch meiner Befehle und wirst sie pünktlich ausführen?“

„Gewiß, gnädiger Herr, so wahr ich einst selig zu werden hoffe.“

„Gut, Jocelyn, reiche mir Deine Hand; ich sehe nichts mehr.“

„Muth, gnädiger Herr, Muth!“ sagte der alte Diener.

Plötzlich richtete sich der Marquis zur Hälfte auf und rief: „Jocelyn, wenn wir uns getäuscht hätten!

„Um Gotteswillen!“ schrie der Diener entsetzt, „sprechen Sie nicht so!“

„Einerlei,“ fuhr der Marquis fort, „ich fühle den Tod nahen; vielleicht ist es besser so. Geh, schicke nach einem Priester!“

Der Athem des Marquis wurde kurz und heftig und verwandelte sich allmälig in ein krampfhaftes Röcheln. Seine Züge zeigten sich immer mehr verstört, seine Finger kalt und gekrümmt, bohrten sich vor Schmerz in die Bettdecke. Der Marquis sah und hörte nichts mehr . . . Jocelyn lief wie wahnsinnig im Zimmer umher; er weinte, er betete, er verwünschte sich und die ganze Welt.

„Das Porträt meines Vaters!“ flüsterte der Edelmann. Jocelyn nahm rasch ein Bildniß von der Wand, und hielt es vor die brechenden Augen seines Herrn. Dieser wollte noch einige Worte stammeln; er brachte aber keinen artikulirten Laut mehr hervor, seine Hand fuhr krampfhaft nach der Brust, die Augen traten aus ihren Höhlen, der Kopf und die Arme sanken zurück, der Körper war todt.

Jocelyn ließ das Porträt auf den Boden gleiten, warf sich über seinen Herrn, und legte seine Hand auf das Herz des Marquis; es schlug nicht mehr. Mit einem lauten Schmerzensschrei brach Jocelyn zusammen. Die Diener eilten herbei. „Der gnädige Herr?“ fragten sie mit flüsternden Stimmen.

„Der Herr Marquis von Lec-Ronan ist gestorben,“ erwiderte Jocelyn, „zieht, wie er vor seinem Tode befohlen, die schwarze Fahne auf dem Schloßthurm auf.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Künstler-Jubiläum von Karl Devrient.

(Schluß.)

Die Künstlerehe war keine glückliche; sie wurde nach fünf Jahren, 1828, wieder getrennt. Aber erst 1834 verließ Karl Devrient Dresden, und zwar aus Anlaß von Streitigkeiten, welche um den Besitz seiner Kinder entstanden waren. Zwei Jahre zuvor, 1832, war sein

Digitized by Google

Bruder Emil, der ebenfalls in Braunschweig unter Klingemann seine theatralische Carrière begonnen, für Dresden gewonnen worden, und das Brüderpaar wirkte in bester Eintracht und schönem Wetteifer zusammen. Jene Stücke, in welchen dasselbe entsprechende Rollen bekleidete, gehörten zu den Lieblings-Vorstellungen der Dresdener, deren Zuneigung dem bis zum Ende seines künstlerischen Wirkens der sächsischen Hofbühne angehörenden jüngeren Bruder treu blieb bis zum letzten Tage seines Auftretens.

Nachdem Karl Devrient sein Engagement verlassen, machte er 1½ Jahre lang eine Kunstreise, überall begleitet von dem Beifall der Würdigsten und Besten. Er benutzte die freie Zeit, um unter Andern auch in Petersburg Gastrollen zu geben, und seine künstlerische Durchbildung in Paris weiter zu vervollkommnen. Im November 1835 nahm er, dessen herrliche Begabung sich nunmehr zur vollsten Blüthe entfaltet hatte, ein Engagement für das Fach der ersten Helden zu Karlsruhe an, wo er drei Jahre blieb, bis er im Dezember 1838 auf dem mit der Thronbesteigung des Königs Ernst August in glänzender Weise reorganisirten königlichen Hoftheater zu Hannover als Gast auftrat. Jede seiner neuen Rollen weckte erhöhtes Interesse an den eigenartigen, fein empfundenen Schöpfungen des Künstlers, und die unmittelbare Folge des Gastspiels war ein Engagement, welches am 1. März 1839 in Kraft trat.

Seit dieser Zeit, seit länger als dreißig Jahren, ist Karl Devrient in seinem Dienstverhältniß als königlicher Hofschauspieler zu Hannover in ununterbrochener Thätigkeit geblieben. Die lebhafte Theilnahme, welche der Gast fand, wußte auch der dauernd Gefesselte voll und ganz zu bewahren, und die Sympathien der Hannoveraner sind dem Künstler, wie dem Menschen treu bis auf diesen Tag. Vom vormals hannover'schen Hofe wurden seine Verdienste durch Verleihung der goldenen Ehrenmedaille für Kunst und Wissenschaft anerkannt.

Karl Devrient ist seit einer Reihe von Jahren in das Fach der Heldenväter und Charakterrollen übergegangen. Als Beweis seiner Vielseitigkeit möge von seinen Schöpfungen angeführt werden: Shylock, Nathan, Muley-Hassan, Odoardo, Galotti, Lear, Tell, Richard III., Wallenstein, Pitt (im „Statthalter von Bengalen"), Oranien, Necaut ꝛc. Früher war seine Glanzrolle der Hamlet. Von wundersamer Farbenfrische, voll tief innerlichsten Lebens, sind die Gebilde, welche der greise Meister uns vorführt; der Grundton seines Spiels ist hohe Einfachheit, Wahrheit, wohlthuende Wärme und ein Hauch des erfrischendsten Humors. Ein Repräsentant jener glorreichen Epoche der Schauspielerkunst, wo die Sache noch über der Person, das Ensemble noch über dem Ich stand, verschmäht er jeden äußerlichen Effekt, jedes falsche Hilfsmittelchen, um zu wirken — und wirkt gerade dadurch um so eindringlicher.

Gleichen Beifall, wie auf der heimathlichen Bühne, fand Karl Devrient auch bei den Gastvorstellungen, welche er während seiner ganzen Laufbahn zahlreich gegeben hat. Nur an Hoftheatern wurde er wenig zugelassen; es fehlte ihm an Konnexionen. Und wenn gleich sein Erscheinen nicht überall jenes Aufsehen erregte, welches seinem Bruder Emil stets zur Seite blieb, wenn namentlich die Kritik von jeher wenig Notiz von ihm genommen, so hat Karl Devrient dennoch den Besten seiner Zeit genug gethan, und so „gelebt für alle Zeiten."

(Wien. Pr.)

Mannigfaltigkeiten.

[Türkische Lebensweisheit.] Während seines Aufenthalts im Orient schrieb der englische Reisende Layard an einen türkischen Kadi, den er hatte kennen lernen, um sich von ihm einige Details über die Bevölkerung, über den Handel und die frühere Geschichte der Stadt zu erbitten, in der er angestellt war. Er erhielt folgende Antwort: Mein berühmter Freund, o Du Freude der Lebendigen! Was Du von mir verlangt hast, das ist zugleich unnützlich und schädlich. Obwohl meine Tage in diesem Lande verflossen sind, so habe ich doch niemals daran gedacht, die Häuser dieser Stadt zu zählen, oder nach der Zahl seiner Einwohner zu fragen; und ob dieser Handelsmann seine Waaren auf Maulthiere ladet und jener sie im Boden seiner Barke fortführt, das ist in Wahrheit eine Sache, die mich ganz und gar nichts angeht. Was die frühere Geschichte dieser Stadt betrifft, Gott weiß sie; Er allein könnte Dir sagen, in wie viel Sünde und Irrthum ihre Einwohner sich gewälzt haben, bevor der Islam eingeführt wurde. Für uns würde es gefährlich sein, sie kennen zu wollen. O mein Freund, o Du mein Schaf! suche nicht kennen zu lernen, was Dich nichts angeht. Du bist unter uns gekommen, und wir haben Dir den Gruß des Willkommens gegeben; geh' wieder in Frieden! Alle die Worte, die Du mir geschrieben hast, haben mir in Wahrheit kein Leids gethan, denn es ist Einer, der spricht, und ein Anderer, der hört. Nach der Sitte der Leute Deines Volkes hast Du viele Länder durchlaufen, bis Du in keinem das Glück gefunden hast, wir (Allah sei dafür gepriesen!), wir sind hier geboren und wir verlangen nicht, von hier fortzugehen. Aber Du wirst vielleicht zu mir sagen: „Schweige, o Mann, denn ich bin gelehrter als Du, und ich habe Dinge gesehen, die Du nicht weißt." Wenn Du glaubst, daß diese Dinge Dich besser gemacht haben, als ich bin, so sei zweifach willkommen; ich aber preise Allah dafür, daß ich nichts suche, was ich nicht bedarf. Du bist unterrichtet in Dingen, die mir nicht wichtig sind, und das, was Du gesehen hast, das verachte ich. Wird Dir Deine große Wissenschaft einen zweiten Magen erschaffen, und werden

Deine Augen, wenn sie so viel herumschweifen, Dich ein Paradies finden lassen? O mein Freund! Wenn Du glücklich sein willst, so rufe aus: Gott allein ist Gott! Thue nichts Böses, alsdann wirst Du weder die Menschen noch den Tod fürchten, denn Deine Stunde wird kommen. Iman Ali Tadif.

Die Geburt des jüngsten sächsischen Prinzen wurde vom Hoftheater-Intendanten v. Platen mit einem großartigen Feste gefeiert, bei welchem sich nach der Versicherung des Korresp. des „International" ein komischer Zwischenfall zutrug. In einem der zum Feste heranrollenden offenen Wagen lag hingegossen eine sehr schöne und elegante, der fremden Diplomatie angehörende junge Dame. Eines der vor dem hinterher kommenden Wagen angespannten Pferde bemerkte den mit künstlichem Gras und Blumenwerke gezierten Hut der Dame nicht ohne Lüsternheit, und plötzlich schnappte es Gras, Blumen, Hut und Chignon der Dame weg und verzehrte dieses Potpourri mit gutem Appetit. (!) Darauf homerisches Gelächter des gaffenden Publikums. Die Dame war klug genug, gute Miene zum bösen Spiele zu machen und mit dem Ansehen einer Königin nach Hause zu fahren. Eine Stunde später erschien sie neu geschmückt mit triumphirender Miene in den Salons des Herrn v. Platen und sprach zu diesem: „Ich wünsche jenem Pferde eine schlechte Verdauung, damit es einsehen lerne, wie ich es heute auf meine Kosten gelernt habe, daß fremdes Gut nicht gedeiht!"

Eiertafeln sind ein beachtenswerther Handels-Artikel der Neuzeit. Der Inhalt der zerschlagenen Eier, auch die Dotter nur allein, wird zu einem vollkommen gleichartigen Brei geschlagen; dieser wird auf polirte Stahlplatten in dünner Tafelform ausgegossen, welche in Trockenstuben so aufgestellt werden, daß ein starker sanft erwärmter Luftstrom sich ununterbrochen über dieselben hinbewegt. Zur besseren Aufbewahrung setzt man etwas Gyps oder der Gesundheit nicht schädliche Stoffe zu. Die völlig getrockneten Tafeln, welche den ganzen Nahrungsgehalt der Eier haben, werden in luftdicht verschlossenen Blechkisten verpackt und halten sich auf diese Weise jahrelang. Beim Gebrauche lösen sich die Eiertafeln schon im kalten Wasser auf, lassen sich leicht zu Schaum schlagen und haben völlig den Geschmack frischer Eier. Die Eiertafeln stellen sich daher im Gebrauchswerthe neben dem Fleisch-Extrakt und der condensirten Milch.

Das Themse-Polizeigericht in London war jüngst der Schauplatz einer in den Annalen dieses bemerkenswerthen Themistempels fast unerhörten Scene. Vier irische Tagearbeiter, vielfach bestrafte Subjekte aus dem berüchtigtem östlichen Quartier Poplar, wurden wegen brutaler Mißhandlung einer Frau jeder zu mehrmonatlicher Zwangsarbeit verurtheilt. Als der Richter, ein würdiger Greis, das von einer entrüsteten Bemerkung über die Brutalität der Angeklagten begleitete Urtheil verkündet, erhoben die vier Delinquenten ein fast kannibalisches Wuthgeheul, überhäuften den Richter mit den fürchterlichsten Schmähworten, warfen Steine nach ihm und versuchten über die Anklagebank zu klettern, um den Richtersitz zu erreichen. Die anwesenden Gefängnißwärter und Konstabler waren zu schwach, die Wüthenden zu bändigen und der Magistrat schwebte in größter Gefahr. Erst einer telegraphisch herbeigerufenen starken Polizei-Eskorte gelang es, die Uebelthäter zu binden und in sicheren Gewahrsam zu bringen.

Wie aus den amerikanischen Zeitungen ersichtlich ist, gedenken die Bewohner von Philadelphia ein Musikfest zu halten, dem gegenüber das Bostoner Friedensfest als winzig erscheinen soll. Am 4. Juli 1876, dem hundertsten Jahrestage der Unterzeichnung der Unabhängigkeitserklärung, soll nämlich ein Riesenmusikfest gefeiert werden, zu dem man ein besonderes Gebäude zu errichten gedenkt, welches 100,000 Zuschauer und 12,000 Musiker zu fassen vermag.

Auflösung des Sylbenräthsels in Nr. 171.

Manches „Gedicht"
Verewigt den Dichter;
Manches „Gesicht"
Verklärt die Gesichter;
Manches „Gewicht"
Wird befunden zu leicht —
Wenn das „Gericht"
Den Betrüger erreicht."

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. R.

Geschichtskalender.

5. Aug. 1787. Geburtstag des berühmten Rechtsgelehrten Mittermaier.
„ 1795. Friedensschluß zu Basel.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 180 Freitag, 6. August 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

XII.

„Der Marquis von Loc-Ronan ist gestorben!“ Auf den Flügeln des Windes flog diese Trauerbotschaft durch das Land, und erregte allenthalben laute Klagen und Wehrufe. Der Marquis war, wie wir bereits erwähnten, in der ganzen Gegend hochverehrt und geliebt. Von allen Seiten strömten die Landleute herbei, um sich zu überzeugen, ob die Unglücksbotschaft wirklich wahr sei.

Daß der plötzliche Tod des Marquis zu den verschiedenartigsten Deutungen und Reden Anlaß gab, ist begreiflich. Am lebhaftesten geschah dies in Fouesnan, wo man den Edelmann noch kurz vor seinem Tode in der Kirche gesehen und begrüßt hatte.

Während des ganzen Tages standen die Leute in dichten Gruppen bei einander, und besprachen das traurige Ereigniß. Die wichtigste Rolle bei diesen Gesprächen spielte ein kleiner schwächlicher Mensch mit einem Höcker am Rücken. Es war der Schneider von Fouesnan, mit Namen Kersan. Der Schneider hat in der Bretagne eine ganz besondere Stellung. Er ist das Faktotum der ganzen Gegend, der Universal-Spaßmacher, der Bote aller Liebesleute, der Stifter der meisten Heirathen. Er ist der Günstling aller Frauen und Mädchen, deren Herzensgeheimnisse er durchweg kennt.

Er hat keine feste Wohnung. Er wandert von Pachthof zu Pachthof, wohnt bald in diesem, bald in jenem, so lange man ihn eben da braucht, um die Beinkleider der Knaben zu flicken und die Jacken der Mädchen zu nähen. Bei seinem Nomadenleben ist er die lebendige Zeitung der Gegend. Es gibt kein Fest, keine Hochzeit, keine Kindtaufe, bei der er nicht zugegen wäre; er ordnet Alles, er ist Gelegenheitsdichter, erzählt Mährchen und Gespenstergeschichten, arrangirt Musiken, mit einem Worte, er ist der Allerweltsmann.

„Heiliger Gott!“ sagte der kleine Schneider von Fouesnan zu den ihn umstehenden Dorfleuten, „ich kann mich noch immer nicht von dem Schrecken erholen; der Marquis von Loc-Ronan todt! O, mit diesem Tode ist es nicht richtig.“

„Was wollt Ihr damit sagen, Schneider?“

„Was ich damit sagen will?“ versetzte dieser, „ei, als ich vor einiger Zeit in Brest war, da ist der Baron von Pont-Louis, Gott hab' ihn selig! ganz auf dieselbe Weise, und eben so plötzlich wie unser braver Marquis gestorben.“

„Ja, ja!“

„Und wißt Ihr, was man sagte?“

„Nun?“

„Man sagte, daß der Baron vergiftet war.“

„Vergiftet?“ schrieen die Umstehenden entsetzt.

„Ja wohl vergiftet, und meine Ansicht ist, daß der Tod des Marquis von Loc-Ronan dem des Baron von Pont-Louis auf ein Haar ähnlich sieht.“

Die Landleute standen erschrocken und bestürzt über den schrecklichen Verdacht, den der Schneider ausgesprochen hatte.

„Wie, Schneider?“ rief Jahoua, „Ihr glaubt, daß man an der Person des Marquis ein Verbrechen verübt habt?“

„Ich sage es, daß es dem sehr ähnlich sieht.“

„Und wen schuldigt Ihr des Verbrechens an?“

Der Schneider zuckte die Achseln; dann sagte er: „Seit einigen Tagen hat man Fremds um das Schloß herumschleichen gesehen.“

„Nun, und?“ —

„Ei, wißt Ihr denn gar nicht, was in Frankreich vorgeht?“ rief der Schneider verächtlich. „Nun freilich, in diesem abgelegenen Winkel erfährt man nie eine Neuigkeit; aber ich, der ich in die Städte zu kommen pflege, weiß Alles, was geschieht.“

„Nun, und was gibt es denn?“ fragte ein Greis.

„Was es gibt? In Paris hat man sich geschlagen und die Adeligen ermordet.“

„Ermordet?“

„Ja, meine Jungens. Sie machen in Paris, was man eine Revolution nennt. Sie wollen den König zwingen, Edikte zu unterzeichnen; und da die Edelleute auf der Seite des Königs stehen, so bringen sie dieselben um. Wer steht dafür, daß sie nicht auch unserm armen Marquis an das Leben gegangen sind? Jedermann weiß ja, daß er seinen König liebte!“

„Das ist wahr, das ist wahr,“ murmelte die Menge.

„Man erzählte mir, daß in der Vendée bereits Blauröcke sind, welche die Pachthöfe in Brand stecken, und die Bursche niedermetzeln!“

„Blauröcke!“ rief Jahoua, sich stolz aufrichtend. „Nun wohl, sie sollen es einmal wagen, in die Bretagne zu kommen. Wir haben Flinten und werden sie zu empfangen wissen.“

„Jungens!“ rief der alte Yoon mit kräftiger Stimme, „wenn das wahr ist, was der Schneider sagt, wenn man unsern gnädigen Herrn ermordet hat, dann wollen wir ihn rächen, nicht wahr?

„Ja, ja, wir schlagen alle Blauröcke todt!“

Der Schneider, der ein Agent der Royalisten war, hatte den Tod des Marquis geschickt zu benützen gewußt, um die Gemüther zu erhitzen, und in eine Stimmung zu versetzen, die für die keimenden Pläne eines Bürgerkrieges, welche in der Vendée und in der Bretagne vielfach gehegt wurden, günstig war.

Der Marquis von La Rouairie, welcher es zuerst gewagt, das Banner der Gegenrevolution aufzupflanzen, hatte sich, wie mit allen Leuten von Einfluß, so auch mit dem kleinen Schneider in Verbindung gesetzt.

„Jungens!“ fuhr Yoon fort, „morgen sollte die Hochzeit meiner Tochter und das Schwingerfest stattfinden. In einem so traurigen Augenblicke wäre Alles, was einer öffentlichen Belustigung ähnlich sähe, wenig passend. Wir, eure Väter und ich, haben also beschlossen, daß beide Feste auf morgen über acht Tage verschoben werden.“

Die Bauernburschen nickten mit den Köpfen als Zeichen ihrer Zustimmung und zerstreuten sich in ihre Hütten.

Am nächsten Morgen sammelte sich die ganze Bevölkerung auf dem Dorfplatze und zog nach dem Schlosse, um dem Leichenbegängnisse, das, wie Jocelyn bemerkte, nach des Marquis ausdrücklichem Willen gleich am Tage nach seinem Ableben stattfinden sollte, beizuwohnen.

In demselben Augenblicke sprengten auf der Straße von Quimper zwei Reiter in derselben Richtung gegen Loc-Ronan. Die Reiter waren der Graf Fougueray und der Chevalier von Tessy. Sie hatten einige Stunden vorher die Nachricht von dem Tode des Marquis vernommen, und wollten ihren Ohren nicht trauen. Beide waren bleich, und ihre Gesichter verriethen die Aufregung, in der sie sich befanden.

„Alle Teufel, Raphael, wenn die Geschichte wahr ist, sind wir verloren!“ sagte der Graf.

„Ich gebe noch keineswegs alle Hoffnung auf,“ erwiderte der Chevalier.

„Ist der Arzt nach Loc-Ronan abgereist?“

„Ja, ich habe ihn selbst geweckt und zu Pferde steigen gesehen.“

„Wenn man aber eine Untersuchung des Leichnams nicht zulassen sollte?“ warf der Graf ein.

„Unmöglich,“ rief der Chevalier, „wir werden so viel Lärm machen, daß man es nicht wagen wird, unserem Begehren Widerstand entgegenzusetzen.“

Als die beiden Reiter am Schlosse anlangten, war der Hof bereits von Landleuten und Dienern gefüllt. Der Graf und der Chevalier sprangen von ihren Pferden, und die Menge machte den beiden Kavalieren ehrerbietig Platz. Ein schwarzgekleideter Mann trat sofort auf sie zu. „Ah, Doktor!“ sagte der Chevalier.

„Haben Sie den armen Marquis schon gesehen?“

„Noch nicht; ich wartete auf Sie.“

„Gut, folgen Sie uns.“

Alle drei gingen auf den unteren Saal zu, an dessen Schwelle sie Jocelyn empfing.

„Was wünschen Sie,“ fragte derselbe barsch.

„Den Marquis von Loc-Ronan.“

Der gnädige Herr ist gestern Mittag halb 1 Uhr gestorben.“

„Können wir denselben nicht noch ein Mal sehen?“

„Treten Sie in die Schloßkapelle.“ Dabei deutete der alte Diener auf den Eingang zu der geheiligten Stätte und zog sich zurück.

„Das Gesicht dieser alten Bulldogge weissagt mir nichts Gutes,“ flüsterte der Graf.

„Sollte der verwünschte Marquis wirklich todt sein?“

„Das werden wir gleich sehen,“ sagte der Chevalier, „komm!“

(Fortsetzung folgt.)

Das Königreich Siam.

Das jetzige Königreich Siam zerfällt in drei Theile, das eigentliche Siam und die zwei erst seit dem vorigen Jahrhundert mit ihm vereinigten Provinzen Laos und Kambodscha. Ersteres begrenzt die nördliche, die zwei letzteren die östliche Seite des Golfs von Siam, während die Halbinsel Malacca die westliche Küste desselben bildet. Ueber die zahlreichen Häuptlinge von dieser beansprucht Siam eine sehr zweifelhafte Oberherrlichkeit, und ebenso regieren die Radschas von Laos und Kambodscha ziemlich unabhängig und liegen mit ihrem siamesischen Lehensherrn häufig in offenem Kampfe. Die Haupt- und Residenzstadt Bangkok liegt am Flusse Mainam, einem der prachtvollsten Ströme der Welt. Auf den Gebirgen der chinesischen Südprovinz Yünnan entsprungen, hat er einen Lauf von 200 deutschen Meilen, und von Bangkok bis zum Seegestade stört keine Untiefe oder Sandbank die Fahrt auf demselben. Außer ihm ist das siamesische Flachland noch von drei anderen großen Strömen durchschnitten, dem Bangpakong, Jachin und Meklong. Die Anlage einiger Kanäle würde alle 4 Flußgebiete mit einander verbinden und ganz

Digitized by Google

Siam mit einem Netze von Strömen überspannen, das beim Mangel an anderen Verbindungswegen, welche die Natur des sumpfigen Bodens nicht zuläßt, die letzteren in reichem Maße ersetzen und die Erzeugnisse des Innern auf die schnellste und billigste Weise zum Meere führen könnte. Der Mainam ist aber nicht nur für Handel und Verkehr von Wichtigkeit, sondern dem Lande auch eine Quelle seiner Fruchtbarkeit, indem er es, wie der Nil Aegypten, mit seinem Schlamme segnet, welchen sein jährliches Austreten öfters um 6 Fuß über den gewöhnlichen Wasserstand daselbst ablagert. Dieß ist besonders wichtig für Siams Haupterzeugniß, den Reis, welcher bekanntlich Monate lang unter Wasser stehen muß, bis die Aehren anfangen, gelb zu werden. Wie aber das jeweilige Steigen des Flusses zu ungewöhnlicher Höhe, z. B. an den Zuckerplantagen, und unter den Hausthieren auch großen Schaden anrichtet, so folgt desgleichen auf das Ausbleiben der Ueberfluthung eine Mißernte und damit großes Elend für das Land. Der Mainam windet sich von seiner Mündung bis Bangkok hinauf in mehreren großen Krümmungen durch das Flachland, und man erhält auf der Fahrt zur Stadt hin sogleich ein Bild von Siam im Kleinen. Dörfer, Tempel, Wald und Reisfelder, seine Ufer begrenzend, sind die Grundzüge dieses Bildes; üppiges Grün und der in ruhiger Majestät dahin strömende Mainam die Staffage. Die ganze Umgebung von Banakok ist ein großer Obstwald mit den trefflichsten Arten aller Früchte, wie Ananas, Mango's, Orangen u. a. Der Anbau des schon seit undenklichen Zeiten in Siam bekannten Zuckerrohrs zur Bereitung des Zuckers selbst ist erst seit Anfang unseres Jahrhunderts durch chinesische Ansiedler eingeführt worden. Im Jahre 1822 belief sich der Ertrag dieses weißesten und besten Zuckers von ganz Indien schon über 8 Millionen Pfunde, die ihren Absatz nach China, Westindostan, Persien und auf den europäischen Markt fanden. Die Kultur des schwarzen Pfeffers, gegenwärtig allein in den Händen der Chinesen, wirft jährlich 8 Millionen Pfunde ab, während die Pfefferproduktion auf der ganzen Erde etwas über 50 Millionen Pfunde betragen soll. — Die Wälder machen einen großen Reichthum von Siam aus, der unstreitig noch vieles Unbekannte verborgen hält. Das Aloeholz findet sich in Menge und größter Vollkommenheit auf der Ostküste des Siamesischen Golfs. Die Farbhölzer und Gerbstoffe dieser Wälder, seit undenklicher Zeit nur den Chinesen bekannt, wurden blos von diesen benützt. Das Sapanholz, ein rother Farbstoff, kam bisher allein auf europäische Märkte, neuerlich erst das gelbe Sapanholz, und durch den Freihafen von Singapore mit seinem mannigfaltigen Verkehr hat man erst die Schätze der malayischen, sundischen, siamesischen Wälder kennen gelernt. Von Hölzern, welche gelbe Farbstoffe liefern, gibt es vorzüglich zweierlei Arten, das Kieh, welches nach Indien ausgeführt, zu einer dauerhaften, sehr glänzenden Farbe benützt wird, und das Holz des Dakebaumes, welcher das allgemeine Färbematerial in Siam, das beliebte Gelb der Priestertracht liefert. Ein anderes Rothholz der siamesischen Wälder ist unter dem Namen Rosenholz durch die Portugiesen bekannt geworden, aber ein von dem bei uns sogenannten Rosenholze ganz verschiedenes Gewächs. Das Teakholz endlich dient wie zum Schiffsbau, so vorzüglich auch zur Errichtung von Häusern und Tempelgebäuden. Freilich wird neben diesen Reichthümern des Bodens Siam und sein Golf auch von einer Unzahl schädlicher und garstiger Thiere heimgesucht. — Der erste Eindruck, den Bangkok vom Mainamflusse aus macht, ist imponirend. Eine meilenlange Häuserreihe erhebt sich zu beiden Seiten des Stromes, überragt von Hunderten von Tempeln mit ihren oft 300 Fuß hohen mächtigen Domen und Spitzen, vom königlichen Palaste und anderen öffentlichen Gebäuden, die wie Riesen auf die einstöckigen Bambus-Hütten des Volkes herabschauen. Auf dem Flusse selbst schwimmt eine zweite Stadt. So weit das Auge reicht, reiht sich Floß an Floß, und auf ihnen ruhen die schwimmenden Häuser, die Wohnungen der halben Einwohnerzahl Bangkoks. Die Häuser für die höheren Klassen sind aus Teakholz, ziemlich solid, in einem dem maurischen ähnlichen Style gebaut. Immer aber, wie hoch auch der Rang oder Eigenthümer, und wie groß ihr Reichthum sein mag, sehen diese Gebäude ärmlich, elend und schmutzig aus. Gestank und Koth scheinen ein nothwendiges Lebenselement für die Siamesen zu sein. Eleganz oder Comfort in unserem Sinne kennen selbst die reichsten nicht; im Innern ihrer Häuser ist Alles aus rohem Holz gearbeitet und sehr selten mit Farben angestrichen. Ein in Bangkok ansässiger Deutscher führte mich zu einer der angesehensten dortigen Damen, deren zweite Tochter der Premierminister geheirathet hatte; aber trotz diesem und unerachtet sie sehr reich war, sah ihre Wohnung nicht feiner aus, als die eines Taglöhners bei uns. Zudem war sie selbst ärmlich genug gekleidet, dazu sehr häßlich und alt, hatte schwarze Zähne und kaute Betel.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Wie man heutzutage Millionen erwirbt.] Ein sehr bekannter Spekulant kaufte vor einigen Jahren von einem Grafen aus bekannter Adelsfamilie in Ostpreußen ein Gut um den Preis von 450,000 Thaler, ließ jedoch in den Kaufkontrakt die Klausel aufnehmen, daß die Kaufsumme in Aktien einer ihm gehörigen Eisenbahn gezahlt werden sollte. Der alte Landjunker, mit den Finessen des Sports mehr vertraut, als mit den weit gefährlicheren und halsbrechenderen Manipula-

tionen der heutigen Spekulation, ging arglos diese Bedingung ein. Darauf reiste der alte Graf mit seiner Familie nach Berlin, um die Eisenbahnaktien umzusetzen und seine alten Tage hier zu verleben. Aber welch' ein Entsetzen erfaßte ihn, als ihm von dem Banquier, an den er sich wandte, erklärt wurde, daß die Aktien sich höchstens zum Course von 22 würden umsetzen lassen; also ca. 90,000 Thlr. statt 450,000! Dieser Verlust reichte gerade hin, um den Grafen, der mit diesen 90,000 Thlrn. nicht einmal den auf ihm lastenden Verbindlichkeiten nachkommen konnte, zum Bettler zu machen. Heute befindet sich der Graf im Irrenhause, seine Töchter, zu stolz, Verwandten zur Last zu fallen, arbeiten in Noth und Armuth hier für ein Tapisserie-Geschäft und der Spekulant — nun der schweigt in seinen Millionen. Es ist dies eine von den vielen in ganz gleicher oder ähnlicher Weise gemachten „Spekulationen" dieses Millionärs.

Der Berliner Magistrat veröffentlicht eine Uebersicht über das Schulwesen Berlins. Nach derselben sind an öffentlichen Schulen vorhanden einschließlich der zwei jüdischen, 115 mit 1010 Klassen und 43,240 Schülern und Schülerinnen, an Privatschulen 100 mit 720 Klassen und 29,724 Schülern und Schülerinnen, zusammen also 215 Schulen mit 1708 Klassen und 77,900 Besuchern. Unter den öffentlichen Schulen befanden sich 10 Gymnasien, 10 Real-, höhere Bürger- und Gewerbeschulen und 2 höhere Töchterschulen, unter den Privatschulen 8 höhere Knabenschulen und 32 höhere Töchterschulen. Die städtische Schul-Deputation verwaltet 51 städtische Unterrichtsanstalten (mit den Gymnasien und Realschulen hat sie nichts zu thun) und beaufsichtigt außerdem noch 96 Privatschulen. Für den Unterricht der ärmeren Kinder in Elementarschulen gab die Stadt 1863 etwa 420,000 Thlr. aus.

Dem Vernehmen nach wird sich das bevorstehende Konzil in Rom auch mit der Musik befassen. Es soll die Einheit der Vortragsweise des Choralgesanges angestrebt werden. Es sind bezüglich dieser Frage von Liszt, Fétis und St. d'Arod, ehemaligem Hofkapellmeister Viktor Emanuel's, Denkschriften abverlangt worden, über welche in der betreffenden Kommission Berathungen gepflogen worden. Liszt beantragt die Annahme des „Rituels von Avignon", so genannt von der aus Avignon datirten Bulle, mit welcher dieses Ritual angeordnet wurde. Fétis beantragt eine kritische Revision aller Gesangweisen und Feststellung einer einzigen authentischen durch das Konzil selbst; d'Arod empfiehlt die Revision nach den Manuskripten Palestrina's.

Die Insel Monte-Christo, besonders bekannt aus dem gleichnamigen Roman des Alexander Dumas (im toskanischen Archipel) soll von der italienischen Regierung ihrem gegenwärtigen Eigenthümer, Watson Taylor, abgekauft werden. Dieser hatte sie im Jahre 1853 um beiläufig 50,000 Francs erworben, und gab mehr als eine Million aus, um die Insel bewohnbar und kulturfähig zu gestalten. Er kolonisirte sie, ließ Häuser, Gärten, Spaziergänge und vortreffliche Brunnen herstellen, mußte sich aber plötzlich aus politischen Gründen flüchten. Seitdem war die Insel nur mehr von kleinen Militärabtheilungen bewohnt, und seit 1863 gänzlich verlassen. Nur Fischer und Schiffe, die Wasser brauchen, legen zeitweilig an; alle Bauten sind zerfallen. Die italienische Regierung soll für die Insel 100,000 Francs zu zahlen gewillt sein.

Ein aus angesehenen Bewohnern Rügens bestehendes Komite fordert zu Beiträgen für ein Denkmal auf, das Ernst Moritz Arndt, der vor hundert Jahren zu Schoritz geboren wurde, auf dem Rugard, einem der höchsten bei Bergen gelegenen Punkte der Insel errichtet werden soll.

In Boston (Nordamerika) gedenkt man das Humboldtfest in würdiger Weise zu begehen. Eine gelehrte Stiftung wird gegründet werden und Professor Agassiz, einer der intimsten Freunde Humboldt's, wird in der naturhistorischen Gesellschaft einen Vortrag über dessen Leben und Wirken halten.

Gleichname.

1.

In alter grauer Vorzeit, eh' man das Christenthum kannte,
Von den Germanen ward einst, ich als Gott verehrt.

2.

Das Eigenthum zu schützen, bin ich dem Fremden verschlossen,
Doch den vertrauten Freund laß ich ohn' Hinderniß ein.

3.

Wer ohne Absicht handelt, vorwitzig und unüberlegt,
Den nennt schließlich mein Wort: strenge entgegen von klug.

Geschichtskalender.

6. Aug. 1806. Franz II. erklärt das deutsche Reich für aufgelöst und wird Kaiser von Oesterreich.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 181 Samstag, 7. August 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Die Schloßkapelle war ganz mit schwarzem Tuch ausgeschlagen. In der Mitte erhob sich eine mit schwarzem Sammet überdeckte Estrade, auf welcher der Marquis von Loc-Ronan in offener Bahre lag. Er war mit seinen reichsten Kleidern und Ordensdekorationen angethan. Auf massiven Kandalabern, welche die Bahre umstanden, brannten zahlreiche dicke Wachskerzen. Zu den Füßen des Katafalks knieten Geistliche und beteten für den Verstorbenen.

Die beiden Kavaliere gaben einen so tiefen Schmerz bei dem Anblick des Marquis kund, daß die Umstehenden sich von herzlichem Mitleid ergriffen fühlten. Auf einen Wink des Grafen stieg der Doktor die Stufen der Estrade hinan, und untersuchte den Leichnam auf das Sorgfältigste. Niemand hinderte ihn daran. Das plötzliche Hinscheiden des Schloßherrn machte es allen Anwesenden begreiflich, daß seine Freunde, und als solche gaben sich die beiden Kavaliere kund, kaum an seinen wirklichen Tod glauben mochten.

Nach längerer Untersuchung ließ der Arzt die kalte Hand des Marquis sinken, und sagte zu dem Grafen und dem Chevalier: „Meine Herren, hier vermag die Wissenschaft nichts mehr. Um den Herrn Marquis von Loc-Ronan wieder ins Leben zu rufen, müßte man mehr als Menschenkraft besitzen. Der Marquis ist wirklich todt!“

Vor diesem Ausspruch mußten sich der Graf und sein Gefährte beugen. Sie verließen langsamen Schrittes die Kapelle.

„Hölle und Teufel!“ murmelte der Chevalier zwischen den Zähnen; „wir sind ruinirt.“

Die beiden Männer standen einen Augenblick unbeweglich und starrten einander fragend an. Plötzlich warf der Graf den Kopf stolz zurück. Ein plötzlicher Gedanke erhellte seine Stirn.

„Komm, Raphael,“ flüsterte er, „komm, ich habe einen Plan.“

„Was für einen?“

„Das wirst Du gleich sehen.“

Der Graf trat gerade auf Jocelyn zu, der im Hofe stand und zog ihn bei Seite.

„Wir haben mit Euch zu reden,“ sagte er.

„Mit mir?“

„Ja, mit Euch, und zwar auf der Stelle und ohne Zeugen.“

„Aber jetzt . . . in einem solchen Augenblicke?“ stammelte Jocelyn.

„Eben dieser Augenblick bestimmt uns, die Unterredung zu verlangen.“

„Nun wohl, meine Herren, ich stehe zu Ihrer Verfügung.“

Der alte Diener führte die Beiden in ein Gemach neben der Bibliothek.

„Sprechen Sie jetzt,“ sagte er, „hier hört uns Niemand, nur muß ich Ihnen bemerken, daß ich wenig Zeit habe.“

„Oho, mein alter Knabe,“ sagte der Graf, indem er sich nachlässig in einen Armsessel warf, „wie mir scheint, lasset Ihr es bedeutend an dem Respekt fehlen, der einem Bedienten von Eurer Sorte zwei Edelleuten gegenüber geziemt.“

„Mag ich Bedienter sein, so viel ich will,“ erwiderte Jocelyn stolz, „ich habe meinen Einfluß hier, vergessen Sie das nicht. Alle die braven Landleute, welche da unten im Hofe stehen, beten meinen gnädigen Herrn an; wenn ich denselben erzähle, wie sehr Sie Beide ihn bis zum Grabe gequält haben, seien Sie versichert, daß Sie dann nicht lebend aus dem Schlosse kommen.“

„Wie? Schurke,“ rief der Chevalier, „Du wagst es, so mit uns zu reden?“ . . .

„Nun, beliebt's etwa, den Versuch zu machen?“ fragte Jocelyn, und ging auf die Thüre zu.

„Wir sind nicht gekommen, um mit Euch zu streiten,“ rief der Graf lebhaft dazwischen. „Hört mich, Jocelyn, und dann handelt nach Eurem Gutdünken. Ihr besaßet das Vertrauen Eures Herrn?“

„Ja, ich genoß diese Ehre.“

„Ihr habt dem Marquis seit beinahe dreißig Jahren gedient?“

„Ja.“

„Nun wohl, so müßt Ihr auch wissen, in was für Beziehungen wir, ich und mein Bruder da, zu dem Marquis standen.“

Jocelyn schwieg. Der Graf fuhr fort:

„Ihr wißt also, daß Euer Herr in unserer Gewalt, daß seine Ehre in unseren Händen war. Nun müßt Ihr aber auch wissen, daß die Ehre eines Edelmannes, besonders wenn dieser Edelmann ein Loc-Ronan ist, keineswegs in demselben Augenblicke mit stirbt, wenn er aus dem Leben scheidet."

„Ich verstehe Sie nicht!"

„Mit andern Worten, mein lieber Jocelyn, der Marquis von Loc-Ronan kann jeden Augenblick, ob er nun lebend oder todt ist, durch uns entehrt werden. Sein Name bleibt für alle Zukunft gebrandmarkt."

„Wie? Sie wollten?"

„Hört, Jocelyn," fuhr der Graf fort, „der Tod des Marquis hindert die Ausführung gewisser, zwischen uns getroffener Verabredungen, von denen unser ganzes künftiges Glück abhängt. Ihr begreift also, daß wir gerade nicht sehr freundlich gegen ihn gestimmt sind, da er uns den Possen spielte zu sterben. An ihn selbst können wir nun zwar leider nicht mehr, dafür soll aber sein Name, sein Andenken der Schande preisgegeben werden. Was haltet Ihr von diesem Plan, treuester, alter Diener? Sprecht ohne Furcht!"

„Ich halte dafür, daß Sie zwei elende Wichte sind," rief Jocelyn, empört.

„Bah, leere Worte."

„Und Sie glauben, daß ich Sie Ihren schwarzen Plan ausführen lassen werde?"

„Ei freilich."

„Da täuschen Sie sich," rief der alte Diener, „ich eile . . ."

„Die Narren unten gegen uns aufhetzen?" fiel ihm der Graf in die Rede. „Armer Tropf! Das wäre gerade das sicherste Mittel, den Namen Eures Herrn an den Pranger zu bringen. Wir sind keine Gimpel, daß wir uns so leicht fangen ließen. Ja, mein lieber Jocelyn, ich und der Chevalier haben unsere Vorsichtsmaßregeln getroffen. Ihr habt gesehen, daß neulich ein einziges Wort von uns genügte, dem Marquis die Waffen aus der Hand zu winden. Wisset denn, daß die Papiere, welche die Geheimnisse Eures Herrn enthalten, zu Quimper in den Händen einer uns ergebenen Person niedergelegt sind. Wenn wir durch irgend einen Zufall heut' Abend nicht nach Quimper zurückkommen, werden diese Papiere augenblicklich der Justiz überliefert. Nun wißt Ihr aber auch, daß die Justiz in diesem Augenblicke es sehr scharf auf die lieben Edelleute abgesehen hat, um den Volksleidenschaften zu schmeicheln."

„Mein Gott! mein Gott!" rief Jocelyn. „lassen Sie die Asche meines gnädigen Herrn in Ruhe. Greifen Sie nicht zu so schrecklichen Mitteln!"

Als der Graf sah, daß der alte Diener hinlänglich eingeschüchtert war, sagte er: „Hört, Jocelyn, die Sache läßt sich beilegen, wenn Ihr vernünftig seid. Hat der Marquis ein Testament gemacht?"

„Das weiß ich nicht."

„Jedenfalls haben wir keine Erbansprüche an ihn," fuhr der Graf fort, „aber so lange die Justiz noch nicht die Siegel angelegt hat, sind wir die Herren des Hauses. Die Justiz wird bald da sein, es heißt also eilen."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte Jocelyn.

„Daß Ihr uns Alles, was im Schlosse an Gold, Silber und Edelsteinen sich vorfindet, unverzüglich ausliefert."

„Unmöglich."

„Keine Zögerung! Die Ehre Eures Herrn steht auf dem Spiele, also . . ."

„Ich kann nicht; das hieße ja einen Diebstahl begehen."

„Nennt es, wie Ihr wollt; doch wenn Ihr uns mit leeren Händen von hier fortziehen lasset, so soll die ganze Umgegend noch vor Abend erfahren, daß der Marquis von Loc-Ronan in Bigamie gelebt hat."

Jocelyn stand einige Augenblicke unentschlossen. Ein heftiger Kampf schien in seinem Inneren vorzugehen. Endlich faßte er einen Entschluß. „Kommen Sie, ich will Ihnen zu Willen handeln; aber das Verbrechen falle auf Ihr Haupt!"

„Schon gut, schon gut!"

Der alte Diener führte sie in ein anstoßendes Gemach, wo in schweren Eichenschränken die Archive und Schätze der Loc-Ronan aufbewahrt waren. Mit wilder Gier fielen die Beiden über die Kostbarkeiten her, und rafften, was sie nur immer einstecken konnten, eine Anzahl von Werthpapieren, Familiendiamanten und eine Summe von mehr als dreißigtausend Livres in Gold zusammen.

Die Taschen schwer beladen, verließen sie das Gemach, und eilten auf den Hof hinab. Dort schwangen sie sich auf Ihre Pferde und sprengten zum Schloßthor hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Das Königreich Siam.

(Fortsetzung.)

Wäre Tempelpracht ein Maßstab für Religiosität eines Volkes, so müßten die Bewohner von Bangkok die frömmsten Menschen sein; denn selbst die herrlichsten Dome des christlichen Mittelalters treten vor einzelnen dieser Buddhatempel in Schatten. Allein nirgends herrscht wohl mehr religiöse Gleichgültigkeit, nirgends ist ein Kultus mehr zur bloßen Form zusammengeschrumpft, nirgends sind seine Träger, die Priester, mehr entartet und geistig verkümmert, als in Siam. Wie in China, so

Digitized by Google

liegt hier der Buddhismus im Todeskampfe; die Tempel bleiben leer und verschlossen, die Priester, vom Volk zu unterhalten, werden als eine Last betrachtet. In Bangkok gibt es nicht weniger als 50,000 derselben, im ganzen Reiche eine halbe Million. Bei den Europäern heißen sie Talapoies, nach dem Talapat oder Palmblattfächer, den sie nach ihren religiösen Satzungen stets vor dem Gesicht halten sollen, um nicht durch Außendinge von ihrer innerlichen Beschaulichkeit abgezogen zu werden!

Ein vielbesuchter Wallfahrtsort ist Phrabat, etwa 10 Meilen östlich von Bangkok gelegen, welcher seine Heiligkeit der von ihm beherbergten Fußspur Buddha's verdankt. Hier residirt in einem von mehreren Mauern eingeschlossenen Kloster der oberste Bischof oder Sangkarat, d. h. der König der Klausner. Jene Reliquie findet sich in einem von Außen ganz vergoldeten thurmartigen Tempel, dessen Inneres auf's Kostbarste ausgestattet und der Fußboden daselbst mit silbernen Matten belegt ist, im Hintergrunde steht eine 6 Fuß hohe silberne Statue des Buddha, unter einem goldenen, mit Edelsteinen verzierten Thronhimmel. Die kostbare Fußspur selbst befindet sich in der Mitte des Tempels hinter einem silbernen Gitter, ist aber mit goldenen und silbernen Ringen und Geschmeiden, welche fromme Gläubige geopfert haben, so überdeckt, daß man nichts davon sehen kann!

Die Regierung von Siam ist natürlich despotisch. Es sind zwei Könige im Lande; allein der zweite, obgleich mit einem Hofstaat, Beamten und einem Heere von Amazonen umgeben, wie der erste, ist doch nur eine Puppe. Im Kriege ist er Oberbefehlshaber; bei Besuchen, welche er dem ersten Könige pflichtgemäß zu machen hat, ist er die einzige Person im Reiche, welche sich vor jenem nicht niederwirft, sondern nach einem Gruß mit aufgehobenen Händen sich neben ihn setzen darf. Um keine mächtigen Schwiegersöhne befürchten zu müssen, dürfen des Königs Töchter nicht heirathen. Dieß schließt aber eine gute Erziehung derselben nicht aus, und während wir in Singapore waren, erließ der König von Siam in den dortigen Blättern eine Bekanntmachung, wonach eine im Französischen bewanderte und musikalisch gebildete Engländerin als Gouvernante für die königlichen Töchter gesucht wurde, für einen Monatsgehalt von 150 Thalern.

Der gegenwärtige erste König heißt Mongkut. Nach einer Photographie — der König gibt sich nämlich nicht nur selbst gerne zu solchen Aufnahmen her, sondern zwingt auch seine widerstrebenden Frauen dazu — hat Mongkut ein gutmüthiges Gesicht und abgesehen von der kupferbraunen Hautfarbe das Ansehen eines gemüthlich behäbigen Bürgers. Er spricht und schreibt das Englische ziemlich korrekt und besser als irgend einer seiner Unterthanen. Früher dem Priesterstand angehörig, hat er diese Stellung auf's Beste benützt, um jene Sprache, sowie Sanskrit und Pali zu lernen. Außerdem hat er sich ernstlich mit Theologie, Geschichte, Geographie, Physik, Chemie, Astronomie und Astrologie beschäftigt. Seine Seeoffiziere prüft er selbst in der Schifffahrtskunde, und weiß nach deren Versicherung genau darin Bescheid und mit dem Sextanten wie der beste Praktiker umzugehen. Nach dem Beispiele Kaiser Karls V. hat er ein ganzes Zimmer voll Chronometer und Uhren, deren Gang er gleichmäßig zu machen strebt und sie zu diesem Zwecke öfters auseinander nimmt und wieder zusammensetzt. Trotz seiner für einen asiatischen Fürsten bedeutenden wissenschaftlichen Bildung ist Mongkut doch gleich seinem Volke den Träumereien der Astrologen sehr ergeben. Diese werden über jede wichtige Reichsangelegenheit befragt und müssen die Witterung, sowie Krieg und Frieden vorherlagen. Trifft ihre Weissagung ein, so wartet ihrer reicher Lohn, wo nicht, Absetzung und dazu eine Tracht Schläge.

Das Volk, über welches Mongkut herrscht, gehört zur mongolischen Race und ist ein kräftiger Menschenschlag, aber sehr träge; geringe Arbeit deckt bei dem fruchtbaren Boden ihre Lebensbedürfnisse. Am liebsten sitzen sie in süßem Nichtsthun mit untergeschlagenen Beinen da und kauen Betel. Was an einträglicher Arbeit im Lande geschieht, verrichten die Chinesen, welche zu Millionen eingewandert sind. Diese fleißigen Menschen bauen den Reis und Zucker zur Ausfuhr; in ihren Händen ist die gesammte Industrie und der ganze Handel.

Die Häßlichkeit des siamesischen Volkes fällt besonders beim weiblichen Geschlechte auf. Stark hervortretende Backenknochen, platte Nase und großer Mund markiren das Gesicht, welches durch die bei Männern und Frauen fast gleiche Haartracht noch mehr entstellt wird. Der Kopf ist nämlich kahl geschoren und nur vorn steht ein kreisförmiger Schopf von zollangen struppigen Haaren. Dazu kommt das beständige Betelkauen, wovon Lippen und Zahnfleisch blutroth gefärbt werden, indeß man zugleich die Zähne mit einem Pulver schwarz macht und das dunkelbraune Gesicht gelb schminkt. Uebrigens nehmen die Frauen in Siam keine sklavische Stellung ein, sondern sind die Gefährtinnen ihres Mannes. Im Ganzen soll das Familienleben musterhaft sein, dagegen auf die eheliche Treue der Frauen, von denen reichere Leute gewöhnlich mehrere haben, wenig Werth gelegt werden. Sonst wird den Siamesen Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, Friedfertigkeit und große Ehrlichkeit nachgerühmt; in den Schattenseiten ihres Charakters, wie namentlich der Arbeitsscheue und der sklavischen Unterwürfigkeit gegen Vornehme, wird ein billiger Beurtheiler die leidigen Einflüsse des Klimas und des auf ihnen lastenden Despotismus nicht verkennen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Was die chinesischen Geographen von den Europäern berichten.] Wenn sie von den Europäern sprechen, wundern sie sich, daß es bei uns auch Kalender gibt, und sogar andere Bücher, von denen aber nicht viele verkauft würden, da die Europäer im Allgemeinen nur selten lesen könnten. Es wächst in Europa auch Waizen, jedoch ist derselbe schwarz, und von Reis hat dort Niemand etwas gehört; die Felder werden schlecht bestellt, und zu jäten versteht Niemand. Sie tragen nicht alle dieselben Kleider, sondern je nach dem Stande verschiedene. Zum ehelichen Stande läßt man nur Dienstboten zu. Die Frauen zeichnen sich durch ihre Flatterhaftigkeit und Frechheit aus, sie haben große Füße und zeigen sich sogar öffentlich ohne Hosen. Zum Essen bedient man sich goldenen und silbernen Tischzeuges. Die Häuser bestehen aus mehrstöckigen Thürmen. Zu Fuße geht man nicht gern, und gewöhnlich fährt man in hohen schwerfälligen Kutschen. Die Europäer haben viel Geld, bezahlen aber nicht gern Schulden, und sind im Allgemeinen sehr gewinnsüchtig. Der Gewerbfleiß ist bei ihnen in einem traurigen Zustande. Bei den Gerichten gibt es keine Wahrheit. Offenheit findet man selbst unter Brüdern und Freunden nicht. Ihre ganze Staatskunst beruht auf Falschheit.

Der Doktor C . . ., einer der bekanntesten Prediger New-Yorks, besteigt eines Sonntag Morgens, als die Hitze eine wahrhaft tropische war, die Kanzel und ruft der andächtig versammelten Gemeinde statt aller Anrede die Worte zu: „Gott verdamm' mich, wir haben heute eine verfluchte Hitze!" — Durch die bestürzten Mienen und die Aufregung seiner Zuhörer, die ihren Ohren nicht trauten, aufmerksam gemacht, wischt er sich den Schweiß von der Stirn, und wiederholte dennoch, jedes einzelne Wort deutlich betonend, die oben erwähnte Phrase. — Darauf heftet er einen ruhigen, frommen Blick auf die nun erst recht empörte Gemeinde und fuhr fort: „Diese Worte, meine theuren Brüder, entfuhren dem profanen Munde eines jungen Mannes, als ich grade über die Schwelle dieses Gotteshauses ging." Und nun weiter predigend, nahm er das achte Gebot: Du sollst nicht fluchen! zum Vorwande seiner Predigt und sein Vortrag war so erbaulich, daß alle Anwesenden in tiefster Rührung und mit Seelenfrieden im Herzen die Kirche verließen!

[Katzenmusik als Serenade.] Zwei Verehrer einer Schönen wollten neulich in Hernals bei Wien ihre Huldin mit einem Ständchen überraschen, ohne daß der eine von der Absicht des andern Kenntniß hatte. Nachts um die elfte Stunde erschien nun das eine Orchester — bald darauf das zweite, selbstverständlich jedes unter der Anführung eines von den beiden Verehrern. Keines wollte vom Platze weichen und während das eine die Polka „Frauenlob" spielte, stimmte das andere „die schöne blaue Donau" an. Eine heillose Katzenmusik war das Resultat dieses Doppelständchens. Endlich rissen beiden die Saiten der Geduld und die Katzenmusik löste sich in eine großartige Katzenbalgerei auf, welche erst durch das Einschreiten des zahlreich angesammelten Auditoriums beglichen wurde. Da eine Anzahl von den Violinen zerschlagen und von den Clarinetten zerbrochen war, so nahm das Ständchen von selbst ein Ende.

[Ein übertölpelter Heirathsspekulant.] Der Berliner „Börsen-Z:g." entnehmen wir folgende Anekdote: „Eine verwittwete Dame, welche in einer der fashionabelsten Stadttheile Londons ein schönes Haus bewohnte, ließ einen sehr reichen Notar zu sich kommen, um ihr Testament aufzunehmen, in welchem sie verschiedenen wohlthätigen Stiftungen eine Summe von 60,000 L. vermachte. Nicht lange Zeit darauf machte der Notar ihr das Anerbieten, Hand und Herz mit ihr zu theilen. Die Dame nahm den Antrag günstig auf und am Tage nach der Hochzeit befand sich der Notar im Besitze einer verschmitzten Abenteurerin, welche sich den Plan ausgesonnen hatte, sich zugleich einen Mann und ein auskömmliches Leben zu sichern, denn sie selbst persönlich besaß nichts unter der Sonne."

Ein Volk von 15 Millionen Seelen, welches von der Geschichte vergessen worden ist. Eine Petition an den französischen Senat von Casimir Delamarre. Aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt mit einem Anhange und Bemerkungen von Charlier v. Steinbach. (Paris, Amiot.) Das vergessene Volk sind die Ruthenen, und der Zweck des vorliegenden Schriftchens der, die Aufmerksamkeit auf die wichtige Thatsache hinzulenken, daß diese keineswegs stammverwandt mit den Moskowiten, die letzteren überhaupt keine Slawen sind, also auch der Name Panslawismus, sofern er auf den Völkerkompler Rußlands angewendet wird, keine Berechtigung hat.

Geschichtskalender.

7. Aug.	1106.	Todestag von Kaiser Heinrich IV. zu Lüttich.
"	1809.	Herzog Bernhard von Braunschweig schifft sich mit seinen Gefährten zu Elsleth nach England ein.
8. Aug.	1827.	Der brit. Staatsmann Georg Canning stirbt.
"	1850.	Enthüllung der Bavaria in München.
"	1866.	Erste Geschwornensitzung Rußlands in Petersburg.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 182 Montag, 9. August 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

XIII.

Die beiden Reiter blieben auf der offenen Straße. Als sie an die Stelle kamen, wo der Weg nach dem Gestade zu abzweigte, bogen sie in denselben ein. „Und nun in Galopp, Raphael!“ sagte der Graf, seinem Pferde die Sporen gebend, „man kann nicht wissen, was geschieht.“

Nach zehn Minuten gestreckten Laufes ließen die Reiter ihre Thiere wieder in einen mäßigeren Gang fallen. „Alle Wetter, Diego!“ sagte der Chevalier, „der Fang war nicht schlecht.“ „Gewiß,“ erwiderte der Graf, heute Morgens hätte ich das nicht gehofft. Und doch, wenn ich darüber nachdenke, ärgere ich mich ganz gewaltig. Dieser Todesfall hat einen so schönen Plan zu Schanden gemacht. Wir haben Geld, aber wir sind nicht reich und Henrique hat keinen Namen.“

„Bah, Du kannst ihm den Deinen geben; heirathe Hermosa.“

„Hermosa ist nicht mehr jung,“ sagte der Graf.

„Das wohl, aber sie ist noch immer hübsch.“

„Ei, was hilft das Alles, wenn kaum fünfundsiebzigtausend Livres auf Einen von uns kommen.“

„Nun,“ sagte der Chevalier, „so verlassen wir das Land nicht. Bleiben wir hier und werfen wir uns ganz in die Politik. Wenn Billaud-Varennes wahr sprach, so ist der Adel binnen Kurzem zu Boden geworfen. Wir legen dann unsere Titel ab, nehmen unsere wahren Namen an, und werden inmitten der Revolution Mittel genug finden, unsere Kapitalien fruchtbringend zu machen.“

„Und wenn der Adel siegt?“

„Nun dann behalten wir unsere Titel, und da wir einen Theil der Geheimnisse der Revolutionäre kennen, so werden wir sie um so leichter bekämpfen.“

Da der Weg am Gestade wegen der glatten Felssteine weniger angenehm zu reiten war, so schlugen die beiden Männer eine schmale, aber bequeme Straße ein, die parallel mit dem Meere hinführte, und zu beiden Seiten von einer dichten Ginsterpflanzung begränzt war. Nach einiger Zeit schien der Graf aufmerksam nach links und rechts zu horchen. Der Chevalier war in Gedanken vertieft. Endlich hob er den Kopf und sagte:

„Diego . . .“

„Still!“ erwiderte der Graf, sich zu ihm neigend.

„Was gibt es denn?“

„Man folgt uns.“

„Man folgt?“ wiederholte der Chevalier, und wandte sich rasch um.

„Nicht auf der Straße, sondern dort im Dickicht ist Jemand, der uns belauscht. Halt einmal die Zügel meines Pferdes.“

Der Chevalier that, wie ihm geheißen worden, und der Graf sprang vom Pferde. Er drang in das Gebüsch zur Rechten, und forschte mit Blicken und Händen. „Niemand!“ rief er endlich.

„Du wirst Dich getäuscht haben,“ sagte der Chevalier, „vielleicht hieltst Du das Geräusch des Windes für Menschentritte.“

„Möglich.“ Und der Graf begann noch einmal seine Nachforschungen, ohne daß der Erfolg ein besserer gewesen wäre, als das Erstemal.

„Zum Teufel!“ sagte er, zu seinem Pferde zurückkehrend, „dieses Dickicht ist unausstehlich. Man kann Einen belauschen, ihm Schritt für Schritt folgen, ohne daß man bemerkt wird.“

„Du bist ein Narr, Diego! Gesetzt auch, daß wirklich ein Mensch in derselben Richtung gegangen wäre wie wir, weßhalb gleich voraussetzen, daß er uns belauschte?“

„Nun denn, so habe ich mich getäuscht.“

„Ja wohl,“ sagte der Chevalier, sein Pferd wieder in Gang setzend. „Höre, Diego, ich habe Dir eine prächtige Idee mitzutheilen, welche mir eben durch den Kopf fährt.“

„Wart einen Augenblick!“ unterbrach ihn der Graf, „reiten wir zuvor wieder auf den Gestadeweg hinüber. Von der Höhe der Felsen beherrscht man wenigstens die Gegend und Niemand kann uns belauschen.“

„Gut, ich bin's zufrieden.“

Die beiden Reiter setzten durch's Gebüsch und ritten die Felsenhöhe hinan. Der Wind rauschte in den Wipfeln des Ginsters, so daß weder der Chevalier noch der Graf die Bewegung bemerkten, die dadurch entstand, daß ein Mensch sich rasch durch das Gebüsch drängte, um ihnen zuvor zu kommen. Dieser Mensch, von dem

Digitized by Google

weder die Gestalt noch das Gesicht zu unterscheiden war, erreichte die Gestadefelsen, setzte mit einem Sprung über dieselben, während die Reiter sich noch durch das Dickicht arbeiteten, und glitt mit der Behendigkeit eines Affen auf eine Art schmalen Felsengesimses hinab, das über dem Meeresabgrund das ganze Gestade entlang sich bis zur Todtenbucht hinzog. Man konnte dieses Felsengesims nur gewahren, wenn man ganz knapp an den Rand des Gestades herantrat. Der geheimnißvolle Mensch konnte also seinen Weg neben den beiden Reitern ungestört fortsetzen, und ihre Worte belauschen, ohne Furcht entdeckt zu werden, um so mehr, als die glatte Straße den Pferden nur im Schritt zu gehen erlaubte.

„Nun, Raphael?“ sagte der Graf, um sich blickend und mit Befriedigung aufathmend, „was für eine Idee hast Du mir mitzutheilen?“

„Sie besteht einfach darin, daß wir uns vor Allem hier in der Gegend ein Versteck aufsuchen, wo wir, ohne daß eine Partei davon weiß, in Sicherheit leben, und die Ereignisse abwarten können. Du nimmst Hermosa und Henrique mit; ich meinerseits bringe meine kleine hübsche Bretagnerin hin, und so werden wir die drei Monate des Harrens, von denen Billaud-Varennes sprach, lustig zubringen. Natürlich wird zeitweilig einer oder der andere auf Neuigkeit ausgehen.“

„Das Ding gefällt mir. Nur möcht' ich Eins bemerken.“

„Was denn?“

„Daß Deine Leidenschaft für die hübsche Yvonne aus Fouesnan Dir doch mehr am Herzen liegt, als Du dieser Tage zugeben wolltest.“

Als der Mensch, der auf dem Felsengesimse hinkroch, den Namen Yvonne hörte, schrack er so zusammen, daß er beinahe das Gleichgewicht verloren hätte.

„Und Du bauest auf das Versprechen Carfor's, sie zu entführen?“

„Gewiß.“

„Die Sache soll, wenn ich nicht irre, morgen stattfinden?“

„Ja, morgen nach der Hochzeit.“

„Ha, ha,“ rief der Graf, „wenn ich an das Gesicht denke, das der alberne Bräutigam machen wird, so reizt es mich herzlich zum Lachen.“

Der Graf, welcher seine Blicke immer auf das Meer hinausschweifen ließ, riß plötzlich sein Pferd mit solcher Gewalt zurück, daß das Thier sich beinahe überschlagen hätte. „Raphael!“ rief er.

„Was gibt es?“

„Sieh, dort nach links?“

„Nun?“

„Siehst Du das Schiff nicht, das im raschen Laufe auf Penmarch lossteuert?“

„O ja, ich seh' es, aber was kümmert uns das Schiff?“

„Gott verdamm' mich!“ rief der Graf, „wenn das nicht der Lugger Marcof's ist!“

„Der Lugger Marcof's?“ wiederholte Raphael.

„Ja, es ist der Jean Louis; ich kenne ihn an seinem schlanken Mastwerk und stolzem Gange.“

„Unmöglich,“ entgegnete der Chevalier, „der Landmann, dem wir dieser Tage begegnet sind, hat ja gesagt, daß Marcof nach Paimboeuf gegangen sei und mindestens zwölf Tage ausbleiben werde.“

„Das weiß ich, aber nichts destoweniger ist das der Jean Louis; ich täusche mich nicht.“

„Vielleicht ist Marcof nicht an Bord?“

„Ach! der Jean Louis fährt nie, ohne seinen Herrn.“

„Nun, Diego, wenn Marcof wirklich zurück ist, dann gibt das einen Grund mehr, ein sicheres Versteck aufzusuchen.“

„Das ist auch meine Ansicht, Raphael; denn wenn dieser eingefleischte Teufel die Warheit erfährt, und Jocelyn wird ihm sie jedenfalls erzählen, dann wird er uns auch nachsetzen. Ich habe ihn in voller Thätigkeit gesehen, und weiß, wessen er fähig ist . . . Du weißt, daß ich so leicht vor Niemand zurückweiche, aber Marcof ist der einzige Mensch, den ich fürchte. Eilen wir darum, daß wir Quimper erreichen, und setzen wir ohne Verzug Deinen Plan in Ausführung. Eines Tages werden wir schon Gelegenheit finden, uns dieses verwünschten Menschen zu entledigen.“

Der Graf und der Chevalier gaben ihren Pferden die Sporen, verließen den Weg am Gestade, und jagten im gestreckten Galopp auf der Straße nach Quimper dahin.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Königreich Siam.

(Schluß.)

Das Königreich Siam umfaßt einen beträchtlichen Theil von der Südhälfte der hinterindischen Halbinsel. Mit demselben Rechte, womit die Engländer seit Jahrhunderten auf der vorderindischen Halbinsel annektirt haben, d. h. mit dem Rechte des Stärkern, wollen, so scheint es, in unseren Tagen ihre guten Freunde und Nachbarn, die Franzosen, auf jenem hinterindischen Chersonese sich festsetzen. In der Ermordung einiger katholischen Bischöfe fand sich Gelegenheit, mit dem anamitischen Reiche von Cochinchina im östlichen Theile Hinterindiens anzubinden. Nach fünf Jahren und großen Geld- und Menschenopfern hat man es endlich dahin gebracht, das eroberte Land mit dem Finger am Drücker der Gewehre in Departements einzutheilen und Präfekten zu ernennen, wenn auch großentheils über

Digitized by Google

Landstriche, deren Besitz noch in Frage steht. Jetzt aber hat sich herausgestellt, daß Cochinchina für Europäer ein Kirchhof und sein Werth als Kolonie noch sehr zweifelhaft ist. Deßhalb wendet man seine Blicke auf eine gesündere Gegend hin, und zwar zunächst auf die mit Anam zusammengrenzende Provinz Kambodscha. Wohl gehört dieselbe jetzt zu Siam, kann aber, weil im vorigen Jahrhundert mit Cochinchina verbunden, von den Franzosen kraft ihres beliebten Nationalitätsprinzips beansprucht werden. Und so haben sie denn vorläufig wenigstens die bisher dem siamesischen König unterworfene Insel Pulo Condore 1861 besetzt. Ziemlich groß und mit zwei schönen Häfen vor der Mündung des Kambodschaflusses gelegen, bietet dieselbe eine vortreffliche Flottenstation und beherrscht durch ihre Lage die ganze Provinz. Bis jetzt sind die freundschaftlichen Beziehungen Siams zu Frankreich hiedurch nicht gestört worden, vielmehr überbrachte von dorther vor zwei Jahren die heimkehrende siamesische Gesandtschaft an den König Mongkut einen eigenhändigen Brief des Kaisers und das Großkreuz der Ehrenlegion. Allein trotzdem scheinen mehrere Maßregeln der Franzosen darauf hinzudeuten, daß diese gegen Siam selbst Größeres im Schilde führen, zu dessen Abwehr die dortigen Streitkräfte zu Wasser und zu Land, theilweise zwar auf europäischen Fuß eingerichtet, aber nicht in gehörigem Stande erhalten und überdieß zu unbedeutend, nimmermehr ausreichen würden. Jedenfalls könnte sich eine europäische Macht für die auf Siams Eroberung verwendeten Kriegskosten schon mit den im Königspalaste und in einem der Buddhatempel der Residenz Bangkok aufgehäuften Schätzen gehörig entschädigen, die, wenn auch durch orientalische Ueberschwenglichkeit vergrößert, doch immerhin sehr bedeutend und für europäische Begriffe fabelhaft sind. So stehen in jenem Tempel einige dreißig Buddhastatuen von 6 Fuß Höhe aus massivem Golde, und die Stirne eines jeden dieser Götzen ist mit einem nußgroßen Diamant geschmückt. Außerdem enthält derselbe Tempel noch eine andere Statue Buddha's von 1½ Fuß Höhe aus einem einzigen Smaragd geschnitten, von anderen Prachtstücken Bangkoks hier nicht zu reden. Uebrigens ist jenes lebhafte, derzeit sich regende Interesse der Franzosen für Siam, möchte man sagen, ein an sie überliefertes Erbtheil ihrer Ahnen aus den Tagen Ludwig's XIV. Damals brachte nämlich ein Grieche, Namens Phaulkon, das Land auf einige Jahre (1684—89) in nähere Berührung mit Frankreich. Dieser Abenteurer, auf irgend eine Weise nach Siam verschlagen und zur Würde eines Premierministers daselbst emporgestiegen, suchte durch Verbindung mit Europäern sich zur höchsten Gewalt zu erheben. Ludwig XIV., durch eine siamesische Gesandtschaft an seinem glänzenden Hofe aufgesucht, ging auf die Vorschläge des Griechen mit Freuden ein, und sandte Schiffe, Handwerker, Künstler, Soldaten und Priester, um Siam nicht allein zu französiren, sondern auch sofort christlich zu machen. Aber seine despotische Ungeduld, die Intriguen der Jesuiten und eine Verschwörung, von Phaulkon zum Sturze des erkrankten Königs von Siam eingeleitet, verdarben Alles. Die Verschwörung wurde entdeckt und ihr Anstifter hingerichtet. Viele seiner Mitschuldigen wurden zu Tode geprügelt, die Jesuiten eingekerkert, die Franzosen zur Flucht genöthigt, und seitdem ist Siam bis vor 30 Jahren den Europäern so ziemlich verschlossen und bis auf Nachrichten über seine blutigen Kämpfe mit Birma und Cochinchina fast unbekannt geblieben. Ob nun das Frankreich unserer Tage mit größerem Glücke und zu längerer Dauer Einfluß und Herrschaft daselbst gewinnen werde, muß die Folgezeit lehren. Immerhin aber ist das reich gesegnete Land für Europa in kommerzieller und industrieller Hinsicht, wie gesagt, von nicht geringer Bedeutung. Versuchen wir es nun, die nöthigen Belege hiefür aus den Mittheilungen Werners und zum Theil Ritters beizubringen.

Morgenländische Sage vom Wein.

Als nach der Sündfluth langgefall'nem Regen
Den Weinstock Noah pflanzt' im Sonnenschein,
Da kam der Satan auch auf seinen Wegen
In Noah's blüthenreichen Traubenhain.
Und zu der Rebe sprach er das gewicht'ge Wort:
„Ich will zur Stelle Dir ein Opfer bringen,
Ich will Dich, zarte umrankte Pflanze, düngen,
Damit Dein edler Saft gedeih' an diesem Ort."
— D'rauf schlachtet er zuerst ein duldend Lamm,
Das er aus Noah's kleiner Heerde nahm;
— Ein dummer Affe, der sich frech genaht,
Fand vor dem Ueberlist'gen keine Gnad';
— Dann tödtet er mit seinem Höllenschwert
Den Leu, den man als Thierefürsten ehrt;
— Zuletzt noch mordet er ein schmutzig Schwein,
Um dieses auch dem Rebenstock zu weih'n.
Nun goß er um der Rebe Heiligthum
Der Opferthiere rauchend Blut herum. — —
D'rum stimmt des klaren Weines mäßiger Genuß
Auch lammesmild des Menschen leichtbewegtes Herz,
Und des Gemüthes edler Harmonieenfluß
Lenkt süß umspielt die treue Seele himmelwärts.
Ein Gläschen mehr umnachtet schnell des Menschen Geist,
Aus seinem Mund erklinget kein vernünft'ger Laut,
Gleich einem faden Affen steht er da zumeist,
Und Dummheit ihm und Rohheit aus den Augen schaut.
Muthiger fühlt sich und riesenstark
Der Mensch — und wie ein Leu tritt er einher:
Dringt der Rebensaft ins innr'e Mark
Und in der heißen Adern brausend Meer.
Doch überschreitet er des Maßes Ziel,
Genießt der edlen Gabe er zuviel:
Dann wälzt der Mensch als wie ein schmutzig' Schwein
In Pfützen sich und Schlamm und Koth hinein. —

Alois Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

In Mailand starb am 22. Juni der Maler Karl Blau, geb. den 28. März 1809 in Szantov im südlichen Ungarn. Jude von Geburt, floh er, 10 Jahre alt, sein elterliches Haus, in Folge der barbarischen Behandlung von Seiten seiner Stiefmutter. Ein Maler nahm den irrenden Knaben aus Mitleiden auf und verwendete ihn zum Pinselwaschen und Farbenreiben. Hier lernte er mit Liebe, gutem Willen und unbesiegbarer Geduld die ersten Anfangsgründe der Malerei, in welchen er sich später in Wien weiter ausbildete und endlich, nach einer langen Wanderung nach Mailand, bei dem Professor Sabatelli viele Vortheils in der Ausübung der Kunst erlernte. Bald darauf trat er zur christlichen Religion über und kopirte viele Gemälde in den Gallerien von Mailand und Rom; er erhielt sogar die Erlaubniß, das Weltgericht von Buonarotti in der sixtinischen Kapelle nachzubilden. Die Liebe zur Malerei war bei ihm aber stärker als das Talent, doch suchte er dasselbe mit Geduld und eisernem Fleiße zu ersetzen, und er erfand durch unablässiges Forschen eine Manier, alte Oelgemälde auf neue Flächen zu übertragen. San Gerolamo, ein sehr berühmtes Bild von Gaudenzio Ferrari in der Kirche San Giorgio in Mailand, war von Holzwürmern beinahe gänzlich ruinirt; Karl Blau trug mit bewunderungswürdiger Geduld Splitter um Splitter auf eine neue Tafel und hatte das Glück, das ganze Bild auf dauerhaftem Grunde noch für einige Jahrhunderte zu erhalten. Da Blau seine Mittelmäßigkeit in eigenen Schöpfungen erkannte, so malte er häufig zu niederem Preise in armen Dorfkirchen; er wohnte dann stets bei Bauern und aß mit denselben Maisbrei. Milch oder gesottene Kastanien. Wein, noch sonstige geistige Getränke, genoß er nie. Jeden Kreuzer Ausgabe geizte er seinem Körper ab und ersparte sich die schöne Summe von 12,000 Fr., welche er den armen Taubstummen auf dem Lande hinterließ. Nur eine Person, ein hoher Patrizier in Mailand, kannte seine intimsten Verhältnisse und wurde von ihm dazu bestimmt, nach seinem Ableben die Summe von 12,000 Fr. den Taubstummen abzuliefern.

Die „Zeitschrift für Preußen" schreibt: „Die Rinderpest ist geschichtlich auf 1400 Jahre verfolgt, sie war eine stete Begleiterin großer Armeen auf ihren Feldzügen und trug sich mit diesen in alle Länder. In den Jahren 1709 bis 1717 soll Europa über 1,500,000 Stück Vieh durch dieselbe verloren haben; in der Mitte des vorigen Jahrhunderts kam sie auch nach England, es wurden im dritten Seuchenjahre 20,000, im vierten eine noch größere Anzahl von Rindvieh getödtet; in den Grafschaften Nottinghamshire, Leicestershire und Cheshire fielen im Jahre 1747 allein 70,000 Stück; in den 30 Jahren, wo damals die Seuche wüthete, sollen in Europa über 3,000,000 Rinder gefallen sein. Holland ließ in dem Jahr 1770 375,000 Rinder erschlagen, verlor den größten Theil seines Viehstandes; in den Jahren 1793 bis 1795 sollen in Italien 3 bis 4,000,000 Thiere derselben erlegen sein; im folgenden Jahr verlor Frankreich für 12,000,000 Frcs. Vieh. Die Kriege Rußlands in diesem Jahrhundert führten die Seuche mit den Heeren überall hin; es starb in Deutschland im Jahr 1813 in einzelnen Gegenden fast der ganze Rindviehstand aus. Die neueren Verwüstungen dieser Pest sind bekannt; die österreichische Monarchie ist nur zeitweise von derselben ganz verschont, es wäre thöricht, zu hoffen, daß sie dort wieder ganz verschwinden werde, da ihr Herd Rußland solche immer wieder von Neuem einschleppt."

Eine Wallfischjagd **en gros** fand am 24. Juli in dem schottischen Hafen Stornoway statt, in welchem am genannten Tage eine ungewöhnlich große Anzahl von Wallfischen aller Größen sichtbar wurde. Eine Flotille von 50 Booten mit ca. 140 Mann ging zu ihrer Verfolgung aus und nach 12stündiger mühevoller Arbeit waren 185 dieser Thiere harpunirt, darunter einige von 20 Fuß Länge und 12 Fuß Umfang. Der Gesammtfang erzielte auf Auktion einen Erlös von 550 L., welche Summe unter die Jäger zur Vertheilung kam. Je nach ihrer Größe realisirten die Wallfische 3 bis 12 L. pro Stück.

„Vor einigen Tagen," so berichtet die „Arader Ztg.", „hat der letzte politische Gefangene die Festung Arad verlassen. Es ist dies Herr Felix Koszlowski, bürgerlicher Schneidermeister aus Krakau, Vater von sechs unmündigen Kindern, welcher, in Folge des letzten polnischen Verzweiflungskampfes um Freiheit und Vaterland im Jahre 1864 als politischer Verbrecher zu 14jährigem Kerker verurtheilt, in der Arader Festung seine Strafe bisher abbüßte und auf Verwendung des Landtages jetzt amnestirt wurde."

Auflösung des Räthsels in Nr. 172:

Strumpf.

Richtig gelöst von M. M.

Geschichtskalender.

9. Aug. 1738. Cambert in Mühlhausen erfindet die perspektivische Zeichenmaschine.

„ 1848. Fürst von Leiningen wird Präsident des deutschen Reichsministeriums.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Mailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 183 Dienstag, 10. August 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

XIV.

Der Graf hatte sich nicht getäuscht; es war der Lugger Marcof's, der mit vollen Segeln auf der See tanzte. Unten am Strande stand ein Mensch, der jeder Bewegung des Schiffes mit Ungeduld folgte. Dieser Mensch war Keinec. Sein Körper zitterte vor Aufregung; trotzdem, daß der Jean-Louis vierzehn Faden in der Stunde machte, fuhr er ihm noch viel zu langsam; er warf sich in eine Barke, zog einen kleinen Mast auf, hißte ein Segel und steuerte gerade auf den Lugger zu. In weniger als einer Stunde hatte er das Schiff erreicht. Bervic erkannte Keinec, und warf ihm ein Tau zu. Keinec befestigte dasselbe am Vordertheile seiner Barke, kletterte die Treppe an der Schiffswand hinan und sprang auf's Deck.

„Wo ist der Kapitän?" fragte er Bervic.

„In seiner Kajüte."

„Gut, ich will ihn aufsuchen."

Keinec eilte durch die Decklucke hinab und gerade auf Marcof's Kabinet zu, dessen Thüre offen stand. Marcof saß über einen Tisch geneigt und studirte eine Seekarte. Er war so vertieft in seine Arbeit, daß er Keinec nicht eintreten hörte.

„Marcof!" sagte der junge Mann, nachdem er eine Weile schweigend geharrt hatte.

„Ah, Keinec!" rief der Kapitän aufblickend und dem jungen Matrosen die Hand reichend. „Deine Gegenwart zeigt mir, daß Deine Worte nicht zur That geworden sind, und ich Dir ohne Zögern die Hand reichen kann!"

„Ich habe noch nichts unternommen," murmelte Keinec stotternd. „Aber, Kapitän, es handelt sich jetzt um andere Dinge. Ich bringe Dir schlimme Nachrichten."

„Schlimme Nachrichten?"

„Ja, ich habe oft aus Deinem Munde gehört, daß Du den Marquis von Loc-Ronan liebst."

„Den Marquis von Loc-Ronan?" rief Marcof, „bei Gott, ja, es ist der Mann, den ich am höchsten achte in der Welt."

„Nun, Kapitän, so fasse Dich" . . . sagte Keinec

„Mich fassen? . . . warum?"

„Weil der Marquis gestern gestorben ist."

„Der Marquis von Loc-Ronan gestorben?" rief Marcof aus zusammengeschnürter Kehle.

„Ja."

„Durch einen Unfall?"

„Nein, er starb in seinem Bette."

„Marcof saß eine Weile unbeweglich. Seine verstörten Züge kündeten deutlich, was in seinem Innern vorging. Er warf dann den Kopf auf den Tisch und schluchzte laut wie ein kleines Kind. Keinec betrachtete ihn mit heiligem Stillschweigen.

Endlich erhob Marcof sein Haupt. Seine Thränen versiegten. Er stand auf und schritt einige Male im Zwischendeck auf und ab. Dann trat er wieder zu Keinec und sagte: „Erzähle mir die Einzelheiten."

Der junge Matrose erzählte Alles, was er von dem Tode des Marquis wußte.

„Der Marquis ist also gestern Mittag verschieden?" fragte Marcof.

„Ja," erwiderte Keinec, „und eben jetzt senkt man ihn in die Gruft seiner Ahnen."

„So werde ich ihn nicht einmal mehr sehen können!" rief Marcof.

„Sobald ich von dem Unglücksfalle Kenntniß erhielt," fuhr Keinec fort, „dachte ich daran, Dir mit der ersten Gelegenheit Nachricht davon zu geben. Ich wußte nicht, daß Du so bald zurückkommen würdest."

„Ich ging nicht bis Paimboeuf, sondern nur bis zur Insel Groix. Der Himmel wollte es ohne Zweifel so."

„Sobald ich Deinen Lugger erkannte, fuhr ich Dir entgegen."

„Dank Keinec, Dank, Du bist ein braver Bursche! O, Du glaubst nicht, was ich leide," sprach Marcof, dessen Thränen von Neuem wieder flossen. „Es wundert Dich gewiß, mich so niedergeschmettert zu sehen? mich, den Du so oft mitten im Todesgewühl voll kalten Blutes gesehen hast! Es kommt Dir lächerlich vor, Marcof, den Mann mit dem stählernen Herzen, wie ihn seine Matrosen nennen, weinen zu sehen? . . . O Keinec, der Marquis von Loc-Ronan war Alles, was mir auf Erden theuer war! Nie habe ich meinen Vater oder meine Mutter umarmt; nie die zärtliche

keit eines Bruders gekannt; nie ein Weib geliebt! Vater, Mutter, Bruder, Geliebte, dies Alles zusammen war mir der Marquis von Loc-Ronan! . . . Du wunderst Dich, daß ein einfacher Matrose, wie ich bin, eine solche Zuneigung zu einem Edelmann von alter und edler Familie haben kann, nicht wahr? Das ist ein Geheimniß, welches ich Dir später mittheilen werde. Für jetzt wisse nur, daß alle Quaten, welche ein Herz foltern können, das meinige jetzt tragen muß. O, ich bin unglücklich, sehr unglücklich!"

Keinec sah ein, daß einem so heftigen Schmerze gegenüber jeder Trostversuch vergeblich wäre. Deßhalb schwieg er, und betrachtete den Kapitän mit tiefer Wehmuth.

Marcof beruhigte sich allmälig wieder. „Matrose!" sagte er, „glaubst Du, daß wir noch zeitig genug ankommen, um der Bestattung beizuwohnen?"

„Nein," erwiderte Keinec. „Als ich von der Küste abstieß, um Dir entgegen zu fahren, hatte eben der Trauergottesdienst begonnen, und jetzt ruht der Leichnam des Marquis gewiß schon in der Gruft."

„Ihn nicht mehr gesehen zu haben!" murmelte Marcof, „ihn nie mehr wieder zu sehen! . . ." Plötzlich schien ihn ein Gedanke zu durchzucken. „Keinec!" rief er.

„Was willst Du?"

„Du liebst mich, nicht wahr?"

„Ja!"

„Du bist mir treu?"

„Ja, treu und ergeben, Marcof."

„Ich bedarf Deiner heute Nacht; willst Du mir beistehen?"

„Heute Nacht, wie immer."

„Gut, finde Dich um zehn Uhr bei der Parkmauer von Loc Ronan ein, dort, wo der Seitenpfad von der Hauptallee abzweigt."

„Ich werde mich einfinden. Kann ich sonst noch etwas für Dich thun, Kapitän?"

„Ja, wir nähern uns dem Kap von Penmarch. Steig auf's Deck und übernimm die Leitung des Luggers."

Keinec gehorchte und Marcof blieb allein. Bis zum Abend sah ihn Niemand auf dem Deck. Zweimal war der Schiffsjunge, der ihn bediente, in die Cabine getreten, um das Abendessen aufzutragen; beidemal war der arme Knabe wieder traurig fortgegangen, ohne es zu wagen, das verzweiflungsvolle Brüten seines Herrn zu unterbrechen. Die Matrosen fragten sich mit den Blicken, was geschehen sei, daß ihr Kapitän dem Ankerwerfen nicht beiwohnte. Keinec hatte Allen auf das Strengste untersagt, in das Zwischendeck hinabzusteigen.

Gegen 8 Uhr Abends sprang endlich Marcof auf, öffnete eine Kiste, nahm einige Schlüssel heraus, steckte seine Pistolen in den Gürtel, ergriff ein kurzes Enterbeil und eine starke Hacke, und stieg auf das Verdeck. Er warf einen langen prüfenden Blick über sein Schiff, schritt an den Matrosen vorüber, ohne ein Wort zu verlieren, und stieg ans Land.

Die Nacht war finster. Doch Marcof war mit der Gegend so vertraut, daß er trotz der Dunkelheit rasch dahin schritt. Er erreichte die Parkmauer von Loc-Ronan. An der verabredeten Stelle traf er Keinec.

„Folge mir!" sagte Marcof und setzte mit einem behenden Sprunge über die Mauer. Der junge Matrose folgte ihm auf dem Fuße. Marcof schritt wie ein Mensch, der alle Lokalitäten genau kennt, durch die Alleen und Gebüsche des Parks gerade auf einen der Erkerthürme des Schlosses zu. Dort bog er eine dichte Hecke, die sich an der Mauer hinzog, auseinander. Eine kleine eiserne Thüre zeigte sich den Blicken. Der Kapitän des „Jean Louis" zog einen der Schlüssel, die er zu sich gesteckt, hervor und öffnete die Thüre. Ein Strom kalter, feuchter Luft drang den beiden Männern entgegen. Marcof zog ein Feuerzeug aus seinem Gürtel, schlug Feuer und zündete eine Fackel an.

„Komm!" sagte er zu Keinec, und trat ein. Eine schmale Wendeltreppe führte eine ziemliche Anzahl von Stufen hinab.

„Wo sind wir?" fragte Keinec, als sie in einem schmalen gewölbten Gange angelangt waren.

„In der Gruft von Loc-Ronan," erwiderte Marcof.

Der junge Matrose bekreuzte sich.

Am Ende des Ganges befand sich eine schwere eiserne Thüre. Marcof öffnete sie mit dem mitgebrachten Schlüssel, und die beiden Männer traten in ein weites Gewölbe, an dessen Wänden eine lange Reihe von Grabsteinen hinlief. Die Marmorplatte auf dem letztem Grabe zeigte deutliche Spuren, daß sie erst Neuestens auf die Gruft gelegt worden war.

„Hier ruht er," murmelte Marcof, „nun frisch ans Werk, mein Junge!"

„Was willst Du thun, Marcof?" fragte Keinec.

„Den Stein hier wegheben."

„Und dann?"

„Den Sarg hervorzuziehen, öffnen, den Marquis zum letzten Male umarmen und seiner letzten Ruhestätte wieder zurückgeben."

„Wie? eine Entweihung, Marcof?"

„Keine Entweihung," erwiderte der Kapitän, „ich schwöre Dir, daß ich das Recht habe, so zu handeln."

„Aber . . ."

„Keine Einwendungen, Keinec; ja oder nein. Gehe oder bleibe, wie Du willst."

„Wohlan, ich bleibe."

„Dank, mein Junge, doch jetzt schnell ans Werk!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kriminalverbrechen in Frankreich.

Die unlängst veröffentlichte amtliche Statistik der Kriminalverbrechen des Jahres 1867 gibt dem „Journal des Debats“ den Stoff zu einigen Betrachtungen über diesen Gegenstand. Es geht aus jenem Bericht hervor, daß trotz der gegentheiligen Versicherung des Justizministers gerade die allerschwersten Verbrechen, als Mord, Giftmord, Vatermord, diejenigen also, welche von der tiefsten Verderbtheit zeugen, in starkem Verhältnisse (18%) zugenommen haben (der Elternmord sogar 40%), während dagegen die anderen schweren Verbrechen, Todtschlag, Kindesmord u. s. w. stehen geblieben sind. Man hat nun gut sagen, jene schweren Verbrechen haben fast immer so heftige und oft so verwickelte Leidenschaften zum Beweggrunde, daß dieselben allen gewöhnlichen Vorbeugungsmitteln entgehen; es ist darum doch nicht minder eine betrübende Erscheinung und eine schreckliche Warnung für die Gesellschaft. Wenn das Gemälde auch nicht gerade der Art ist, ein Heilmittel für ein so großes Uebel abzugeben, so kann es doch immerhin einige nützliche Fingerzeige ertheilen. Da sehen wir z. B., daß die städtische Bevölkerung ein beinfach stärkeres Verhältniß der Verbrecher aufweist, als die ländliche (22 Angeklagte auf 100,000 Bewohner in den Städten über 2000 Seelen, 7 nur in den Ortschaften unter dieser Bevölkerungszahl). Man braucht nicht gerade in die Idylle zu verfallen, um die Meinung zu äußern, daß es nicht wohlgethan ist, die Landbevölkerung durch den Reiz hoher Löhne und eines ungesunden Luxus in die Städte zu ziehen. Es ist das eines der unvermeidlichen Resultate jener Verschönerungsarbeiten, deren Manie dereinst als ein Kennzeichen unserer Epoche wird angesehen werden. Von einem andern Gesichtspunkt angesehen, demjenigen des öffentlichen Unterrichtes, bietet diese Armee von Verbrechern, welche der Bericht aufmarschiren läßt, einen etwas überraschenden Anblick, der aber bei näherer Ueberlegung nicht länger erstaunen kann. Das Verhältniß der gänzlich ungebildeten Verbrecher zu denjenigen, welche eine Erziehung (freilich sehr verschiedenen Grades) genossen haben, nimmt nämlich seit 12 Jahren beharrlich ab. Von 1856—60 gab es 43 Analphabeten auf 100 Verbrecher, von 1860—1865 nur noch 39, im Jahre 1867 nur 36. Die Uebertreter des Gesetzes rekrutiren sich also immer mehr aus demjenigen Theil der Bevölkerung, welcher lesen und Schreiben gelernt hat. Aber einmal kommt für den Werth der Erziehung in hohem Maße der Grad derselben in Betracht, zum Andern darf nicht vergessen werden, daß, wenn auch langsam, die Zahl der Analphabeten immer mehr abnimmt, woraus hervorgeht, daß der wahre Einfluß des öffentlichen Unterrichts auf die allgemeine Moral aus jenen Listen nicht zu ersehen ist, es hiezu vielmehr einer neuen und verwickelten Arbeit bedürfte. Die Zahl der Selbstmorde scheint sich zu vermindern. Unter den Angeklagten, die vor die Assisen gezogen wurden, waren 56 Prozent unverheirathet, 37 Prozent verheirathet, mit oder ohne Kinder; unter den Selbstmördern ist das Verhältniß umgekehrt; auf 2373 Verheirathete kamen 1693 Unverheirathete. Was das Geschlecht betrifft, so figuriren bei den Verbrechern die Männer mit 84 Proz., die Frauen mit 16; bei den Selbstmördern ganz ähnlich: die Männer mit 80, die Frauen mit 20 Proz. Auch hier thut sich die städtische Bevölkerung hervor. In der Stadt kamen 22 Selbstmörder auf 100,000 Einwohner, auf dem Lande nur 10. Was die Ursachen der Selbstentleibung angeht, so ist es nicht gleichgiltig, zu wissen, daß ein Drittel derselben durch Gehirnkrankheiten veranlaßt wird, die übrigen durch Leidenschaften, Kummer oder Elend; das Seinedepartement allein lieferte 14 Proz. Fügt man dazu die Ziffern für die Selbstmorde in zwei großen und bevölkerten industriellen Departements des Nordens (Nord- und Seine-Inférieure) und vier anderen Paris benachbarten Departements (Seine et Oise, Oise, Marne, Aisne), so ergibt sich, daß diese sieben Bezirke allein mehr als das Drittel der Selbstmorde in ganz Frankreich (1681 auf 5011) stellen. Für die beiden Norddepartements erklärt sich das aus der Stärke der Bevölkerung, für die vier anderen aber nicht. Ist es die Nähe der Hauptstadt, die hier einwirkt?

Mannigfaltigkeiten.

Unter den letzten Londoner Polizeigerichts-Verhandlungen findet sich ein Fall, den wir als Warnung mittheilen. Ein deutscher Reisender Namens Julius Michael Benedict war angeklagt, einer Landsmännin, Marie Brenner, 3 L. 4 S. gestohlen zu haben. Dies die Form der Anklage, das wirkliche Verbrechen aber, dessen der Angeklagte geziehen wird, besteht den Aussagen der Klägerin gemäß in Folgendem: Die Beiden trafen einander am 25. Juli auf einem Dampfer zwischen Dieppe und London, und Benedict schloß sich an seine Reisegefährtin an. Bei ihrer Ankunft gingen sie miteinander in dasselbe Hotel, wo sie getrennte Zimmer bewohnten, und drei Tage darauf war Hochzeit. Die Braut unterzeichnete ein Dokument, dessen Inhalt sie ihrer Unkenntniß des Englischen wegen nicht kannte. Zwei Tage später nahm der Angeklagte 80 Franken von ihrem Gelde und legte es zu dem seinigen, und bald darauf machte er ihr die Enthüllung, daß sie betrogen und daß die Heirath nur eine Scheinheirath gewesen sei. Daß es dem Angeklagten nicht um die 89 Franken zu thun war, geht klar genug aus den übrigen Aussagen der Klägerin hervor, und es ist wohl nur eine einzige Annahme über seine Motive möglich. Der Sachverhalt scheint folgender zu sein. Die Klägerin = deren Vater

Digitized by Google

seit 40 Jahren als k. k. österreichischer Beamter in Wien angestellt ist — kam nach London, um die Sprache zu erlernen und dann in ein Kloster zu gehen. Sie traf den Angeklagten, wies dessen schamlosen Antrag, ihr 1000 Franken zu geben, wenn sie mit ihm leben wollte, zurück, ließ sich aber schließlich doch zu einer Heirath oder Scheinheirath verleiten. Der Polizeirichter vertagte die Angelegenheit um 8 Tage und ließ den Angeklagten inzwischen in Haft abführen, um Untersuchungen über den Fall zu ermöglichen.

[Die Deutschen in Amerika.] In der letzten Jahresversammlung der deutschen Pioniere zu Cincinnati hob der Vereinssekretär Dengler den zivilisirenden Einfluß des Deutschthums u. A. folgendermaßen hervor: „Was die deutschen Pioniere gethan, ist in keiner Weise zu unterschätzen. Sie waren die Männer, welche Musik in dieses Land brachten, die dort, wo Alles stumm und todt war, das höhere Leben einhauchten. Wo hat man früher Pianos gefunden, und wo braucht man solche heutzutage zu suchen? Auch in der Mechanik und in den Künsten bahnten gerade die Deutschen das Schönste und Beste an. Ackerbau und Viehzucht sind der deutschen Pioniere Lieblingsbeschäftigung gewesen, und wo sie Disteln und Dornen ausgerottet haben, da haben sie auch in demselben Jahre die ersten Blumen gepflanzt. Uebrigens ist auch in der Versammlung ein Herr anwesend, welcher das Sauerkraut hier zur Geltung gebracht hat, und das ist auch ein deutsches Verdienst. Wie mit dem Bier, so ist es auch mit dem Sauerkraut gegangen, Bahn ist gebrochen worden der deutschen Nahrung durch das deutsche Element. Die Amerikaner haben sich jetzt schon recht schön daran gewöhnt, ein deutsches Glas Bier im Sitzen zu trinken, das sie früher nur im Fluge in das Innere schütteten; sie haben sich den deutschen Sitten gefügt, die Deutschen sind ihnen lieb geworden, und außer den deutschen Einwanderern, deren sie ohne alle Frage bedurften, haben sie auch noch deutsche Spatzen verschreiben müssen.

(„Es wird fortgeprügelt.“) Der „Herrmannst. Ztg.“ wird folgende tragi-komische Episode mitgetheilt, welche anläßlich der Verhandlung über die Justizministerial-Vorlage von Mitgliedern der ungarischen Rechten im Privatverkehre unter einander auch als weiterer Grund für die Annahme der Vorlage allen Ernstes erzählt wurde: Jemand wurde zu 25 Stockprügeln (es ist das die beliebte Komitats-Portion) verurtheilt; gegen dieses Diktat meldet der Verurtheilte die Berufung an. Diese wird ihm zwar gestattet, nichts destoweniger läßt man ihn niederziehen und ihm 25 aufsalzen. Die Erledigung des Rekurses gelangt herab mit dem Bemerken, daß die 25 auf 12 zu ermäßigen seien. Der Stuhlrichter läßt den zu 12 Begnadigten rufen und zeigt ihm die Bank mit der Frage, ob er nicht auch gegen die 12 rekurriren wolle? Der Gefragte besinnt sich nicht lange und sagte: „Die 12 kriege ich jedenfalls; rekurrire ich, so muß ich sicher noch sechs aushalten; ich brächte es dann auf 43; lieber begnüge ich mich mit den neuen 12, zusammen mit 37,“ — sagt's, legt sich nieder und erduldet auch die „ermäßigte“ körperliche Züchtigung.

Der englische Velocipedritter, welcher vorige Woche von London nach Edinburgh fuhrwerkte, wird von einem Kollegen jenseits des Oceans noch bei Weitem übertroffen. In New-York legte nämlich ein gewisser Meissenger innerhalb 50 auf einander folgenden Stunden 500 Meilen auf einem Velociped zurück. Es galt einen Preis von 250 Doll. Um 8 Uhr 50 Minuten Abends begann er seine Rundreise in einer großen Rennbahn, umkreiste dieselbe 10,000 Mal, ehe er die abgemessenen 500 Meilen hinter sich hatte. Daß übrigens solche Bravorstückchen sich nicht alle Tage ausführen lassen, geht schon daraus hervor, daß Meissenger unmittelbar nach seinem Ritt sieben Pfund weniger wog, als bei Beginn.

Der „Pesther Lloyd“ schreibt: „Auf dem jüngsten Annaballe in Füred ereignete sich ein Skandal, dessen Held der bekannte Graf Karl Esterhazy ist. Der Gutsbesitzer Ferenczy wünschte, daß die Zigeuner, welche am Tische des Grafen E. spielten, sich von dort entfernten, dem widersetzte sich Graf E. Herr v. Ferenczy blieb die gebührende Antwort nicht schuldig, und dieß hatte zur Folge, daß Graf E. seinen Gegner beleidigte. Allein diesmal war Graf Esterhazy auf den rechten Mann getroffen. Ferenczy, ein sehr muskulöser Mann, gab dem Beleidiger eine machtvolle Ohrfeige, welche den ganzen Saal durchhallte. Bemerkenswerth ist, daß das Publikum aus den intelligentesten Elementen bestand, und daß Graf E. nach der Raststunde ruhig weiter tanzte, als ob gar nichts geschehen wäre.“

Auflösung des Räthsels in Nr. 173:
Brautschatz.
Richtig gelöst von M. M.

Geschichtskalender.

10. Aug. 955. Kaiser Otto der Große schlägt die Ungarn auf dem Lechfeld.
„ 1860. Todestag von Wessenberg (Konstanz.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Bailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 184 Mittwoch, 11. August 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

XV.

Marcof zog nun die Haue, die er mitgenommen, unter dem Arme hervor, und in wenigen Minuten hatten die beiden starken Männer die schwere Marmorplatte von dem Grabe gehoben. Sodann sprang Marcof in das Grab hinab, schlang einen Strick um den Sarg, und zog diesen mit Keinec's Beistand in die Höhe. Mit dem kurzen Enterbeil, das er im Gürtel trug, zog Marcof die Nägel heraus, mit denen der Sargdeckel befestigt war, und hob mit fester Hand den Deckel. Ein langes, weißes Leichentuch zeigte sich den Blicken. Keinec wich zurück. Marcof faßte das Tuch, zog es hinweg und neigte sich über den Sarg. Seine Augen traten aus ihren Höhlen, seine Haare sträubten sich, ein lauter Schrei entrang sich seiner Brust.

„Keinec!" rief er, auf die Knie stürzend, „der Marquis ist nicht todt!"

Der junge Matrose bemeisterte seinen Schrecken und sprang hinzu.

„Was sagst Du?"

„Daß der Marquis nicht gestorben ist . . . Da, sieh her!"

Und indem Marcof das Leichentuch wegriß, enthüllte er statt eines Leichnams eine Anzahl schwerer Eisenstangen.

„Ein Wunder!" rief Keinec.

„Nein, kein Wunder!" versetzte Marcof. „Der Marquis wollte an seinen Tod glauben machen."

„Zu welchem Zwecke?"

„Das weiß ich nicht . . . Doch komm, komm . . . ich ersticke vor Freude. Der alte Jocelyn wird uns Alles sagen."

Eiligen Schrittes verließ er die Gruft, ohne sich die Mühe zu geben, den Sarg wieder zu schließen und an seine Stelle zurückzubringen. Bevor er aus der Thür trat, sagte er: „Keinec, ehe wir diesen Ort verlassen, mußt Du mir bei Allem, was Dir heilig ist, schwören, nie und Niemandem etwas davon zu enthüllen, wovon wir eben Zeugen waren."

„Ich schwöre es Dir, Marcof," erwiderte Keinec, „für mich, wie für alle Welt, ist der Marquis von Locronan todt."

„Gut, gehen wir jetzt."

Die beiden Männer eilten durch den Park, sprangen über die Mauer zurück, und begaben sich ans Schloßgitter, wo sie die Klingel zogen. Es dauerte lange, ehe ein Diener erschien. „Was wollt Ihr?" fragte er.

„Wir wollen den alten Jocelyn sprechen."

„Jocelyn?"

„Nun ja," rief Marcof ungeduldig.

„Das ist unmöglich."

„Warum?"

„Weil Jocelyn fort ist."

„Fort?"

„Ja; er hat heute, gleich nachdem man den Leichnam unseres armen Herrn in die Gruft gesenkt hatte, das Schloß verlassen."

„Und wohin ist er?"

„Das weiß man nicht. Man hat ihn allenthalben gesucht. Die Leute sagen, er werde sich aus Verzweiflung das Leben genommen haben."

Marcof und Keinec verließen das Schloßgitter und schritten schweigend auf das Gestade zu. Plötzlich blieb Marcof stehen, faßte den Arm des jungen Matrosen, und sagte: „Keinec, ich gehe morgen beim Eintritt der Fluth unter Segel, Du kommst mit an Bord."

„Ich kann nicht, Marcof."

„Und warum?"

„Weil Yvonne sich demnächst verheirathet."

„Nun? und . . ."

„Und Du weißt, Marcof, daß ich Jahona tödten muß."

„Noch immer diese Mordgedanken?"

„Noch immer."

Marcof blieb einige Minuten in Nachdenken versunken. „Was hast Du seit meiner Abreise gethan?" fragte er plötzlich.

„Nichts."

„Lüge nicht!"

„Ich spreche die Wahrheit."

„Du hast aber Jemanden gesehen?"

Keinec schwieg.

„Antworte!"

„Ich habe geschworen, zu schweigen."

„Ah, ich errathe," rief Marcof, „Du haſt Carfor um Rath befragt?„

„Es iſt möglich."

„Er iſt es, der Dich zum Böſen treibt."

„Nein," erwiderte der junge Matroſe düſter, „mein Entſchluß war ſchon früher gefaßt."

„Er iſt es, der Dir ihn früher einflüſterte," rief Marcof, „ich weiß es . . . der verdammte Hexenmeiſter! er ſoll noch eines Tages am äußerſten Ende einer meiner Raen baumeln."

Keinec blieb unempfindlich. Marcof ſtampfte vor Zorn mit dem Fuße. Noch einmal rief er: „Komm an Bord!"

„Nein."

„Du weigerſt Dich?"

„Ja."

„Und Du wirſt doch kommen!" rief der Seemann, ſtürzte auf Keinec zu und warf ihn mit furchtbarer Schnelligkeit zu Boden. Im Nu war Keinec gebunden und geknebelt, ohne daß er nur daran denken konnte, ſich zu wehren. Hierauf nahm Marcof den jungen Matroſen in die Arme und ſchleppte ihn in die Ginſterhecke, welche den Weg beſäumte. „So," ſagte er, „hier werde ich Dich wieder abholen."

Hierauf eilte Marcof nach dem Schloſſe zurück, um den Auftrag des Marquis zu erfüllen und die in der Bibliothek verborgenen Papiere zu holen.

Kaum war er verſchwunden, als ein Mann aus dem Dickicht hervorhuſchte, zu Keinec ſchlich, ein Meſſer aus der Taſche zog, die Bande des jungen Matroſen zerſchnitt, und ihm den Knebel abnahm.

„Ich danke Euch, Carfor!" ſagte Keinec, ſich wieder auf ſeine Beine ſtellend.

„Komm ſchnell!" erwiderte der Schäfer.

„Ah," murmelte er vor ſich hin, „Du willſt mich an einer Deiner Raen baumeln machen? Verdammter Seeräuber, da ſollſt Du mich noch kennen lernen!" Ohne ein Wort weiter zu verlieren, ſetzten Beide ihren Weg nach Carfor's Höhle fort.

Inzwiſchen drang Marcof abermals in den Park von Loc-Ronan, und zu dem Erkerthum, in deſſen erſtem Stockwerk ſich das Bibliothekzimmer befand, kletterte mit der, erfahrenen Seeleuten eigenen Behendigkeit an den Geſimſen empor, drückte eine Fenſterſcheibe ein, öffnete von innen die Riegel, und ſprang dann durch das offene Fenſter in das Gemach. Er hatte ſich die Art und Weiſe, wie der verborgene Eiſenſchrank zu öffnen war, genau gemerkt, und nach wenigen Minuten war er im Beſitz der Papiere, welche ihm der Marquis bezeichnet hatte. Er ſchloß den Schrank wieder zu, und ſtellte Alles in ſeine alte Ordnung zurück.

Dann trieb ihn die Neugierde, wenigſtens einen flüchtigen Blick in die Papiere zu werfen. Er hatte kaum einige Zeilen geleſen, als er ſchmerzlich ausrief: „O armer Philipp . . . jetzt begreife ich Alles, jetzt verſtehe ich Dein Unglück!"

Er ſteckte die Papiere zu ſich, und kehrte auf demſelben Wege, den er gekommen, zurück.

Als er nach einigen Minuten an die Stelle kam, wo er Keinec gelaſſen hatte, fand er den Ort leer. „Carfor hat uns belauſcht! murmelte er, „Keinec iſt frei. Wehe dem armen Jahoua! Wehe der armen Yvonne! Verdammter Hexenmeiſter! ich ſchwöre Dir, alles Blut, das durch Deine Schuld vergoſſen wird, ſollſt Du mir Tropfen für Tropfen bezahlen!"

(Fortſetzung folgt.)

Die Menſchenkraft und der Dampf.

Worin lag denn das eigentliche Uebel der alten Weltordnung mit ihrem Deſpotismus und Kaſtenweſen, mit ihrer Sklaverei und Leibeigenſchaft, mit ihrem ſcheinbaren Glanze und wirklichen Elend, mit allen ihren Eigenthümlichkeiten und Abſurditäten?

Doch offenbar nur in der Geringfügigkeit der phyſiſchen Kraft des Menſchen und in der gegenſeitigen Entfernung und Iſolirung der Völker. Erſt der Dampf und die Elektrizität haben dieſe Feſſeln zerbrochen und die Menſchheit von der Scholle befreit, indem ſie die Verhältniſſe der phyſiſchen Kraft und Arbeit, des Raumes und der Zeit total umgeſtoßen, die einen bis ins Rieſenhafte vergrößert, die anderen bis zum Verſchwinden verkleinert haben.

Beide haben auch manchen Erfindungen und Entdeckungen der Vorzeit erſt ihren wahren Werth verliehen. Mit der Handpreſſe ein Buch von einigen Bogen und Exemplaren zu drucken, erforderte viele Tage. Die heutigen Dampfpreſſen ſtellen viele Tauſende von Zeitungs-Exemplaren in rieſigem Formate binnen wenigen Stunden her.

Columbus hat wohl eine neue Welt entdeckt, aber ſie lag in ungeheurer Ferne und blieb fremd; der Dampf hat Amerika zu unſerem Nachbar, die Elektrizität hat es zu unſerem Hausgenoſſen gemacht, und ſeitdem ſind alle Schickſale Europa's und Amerika's auf's Engſte mit einander verwebt.

Nach wiſſenſchaftlicher Berechnung hat der Dampf, der mittelſt fünf Pfund Steinkohle erzeugt werden kann, dieſelbe Kraft, wie ſie ein Mann in einer zehnſtündigen Arbeit zu entwickeln vermag.

Großbritannien allein zieht aus ſeinen Schachten jährlich Steinkohlen im Gewichte von 100 Mill. Tons. Nach obigem Calcül repräſentirt dieſe Maſſe, in Zeit und Arbeitskraft verwandelt, 40,000 Mill. Arbeitstage oder nach Abzug der Sonn- und Feiertage, das Jahr zu 300 Werktagen angenommen, mehr als 133 Mill. Arbeitsjahre für eine Perſon, d. h. die in England allein jährlich gewonnene Steinkohle hat eine Arbeitskraft von 133 Mill. Männern in einem Jahr.

England trägt aber nur den zehnten Theil zur Kohlenmenge bei, welche jetzt jährlich auf der ganzen Erde gewonnen und verbraucht wird. Diese Gesammtmasse besitzt demnach eine Leistungsfähigkeit von 1330 Mill. Arbeitern. Wäre von der ganzen lebenden Generation jedes Individuum ohne Unterschied des Alters, des Geschlechtes und Standes ein robuster Arbeiter, so würde demnach dieses Riesenheer immerhin noch kaum ausreichen, um die gleiche Kraft zu entwickeln. Und außer der mineralischen Kohle gibt es noch andere Brennstoffe in Menge, die zur Erzeugung des Dampfes verwendet werden können.

Nach mechanischen Gesetzen ist zur Hebung der Steinmassen für die Cheops-Pyramide in Aegypten, das riesigste Wunderwerk der alten Welt, die lebenslängliche Arbeit von einer halben Million Sklaven erforderlich gewesen. Der Dampf, welcher heute in England jährlich blos dazu verwendet wird, um die Steinkohlen aus den Gruben zu ziehen, wäre mit jener Arbeit in weniger als sechs Tagen zu Ende gekommen. Wenn ein Weber auf seinem Handstuhl sechs Ellen Tuch in einem Tag verfertigt, so braucht er zwei Arbeitswochen, um einen gewöhnlichen Ballen von 72 Ellen zu Stande zu bringen. Solcher Ballen kann aber ein Kraftstuhl bis zu 20 in einer Woche liefern, und da eine einzige Dampfmaschine in unseren Fabriken 6—800 und mehr mechanische Webstühle in Thätigkeit setzt, so leistet sie in einem Jahr eine Arbeit, für welche während des gleichen Zeitraumes eine Schaar von 30,000 Webern kaum hinreichen würde.

Und doch ist die Verwendung des Dampfes als Arbeitskraft erst in der Kindheit. Ganze Länder und Völkerstämme haben noch kaum eine Ahnung davon, und selbst da, wo er bereits in Wirksamkeit steht, beschränkt er sich auf einzelne Zweige der Industrie; die Landwirthschaft gebraucht ihn gleichsam erst versuchsweise. Welches werden erst die Leistungen der Zukunft sein?

(Deutsche illustr. Gewerbezeitung, 1869, S. 146.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Yacht „Makrussa" des Vizekönigs von Aegypten bietet, wie kaum ein anderes Objekt, auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume eine wirklich sehenswerthe Vereinigung orientalischer Pracht und abendländischer Industrie. In England um den Preis von 400,000 Pfd. St. gebaut, soll diese Yacht unter allen ähnlichen Fahrzeugen an Pracht nur der andern Yacht nachstehen, welche der Vizekönig dem Sultan zum Geschenk gemacht hat. Die „Makrussa" ist ein Raddampfer von etwa 400 Fuß Länge mit einer Maschine von 800 Pferdekraft und 8 Armstrong-Kanonen; sie hat den Weg von Venedig nach Triest in 3½ Stunden zurückgelegt, so daß auf die Stunde die außerordentliche Geschwindigkeit von über 16 Seemeilen kommt. Auf dem Hinterdeck befindet sich der sehr geräumige Speisesaal, in Weiß und Gold gehalten. Ringsherum läuft ein breites Ruhebett, das, gleich den um den großen in der Mitte aufgestellten Mahagonitisch befindlichen Lehnstühlen, mit kostbarem, farbenprächtigem Tapetenstoffe überzogen ist. Fünf in der Längenaxe des Schiffes angebrachte Säulen von silberähnlichem Metalle stützen den Plafond und tragen je einen Kranz von Leuchtern mit tulpenförmigen Gläsern. Gleiche Leuchter sind an den Seitenwänden in zahlreichen Gruppen abwechselnd zwischen den Fensterlucken und den auf Schildkrot- und Perlmuttergrund eingelegten Obststücken angebracht. Vor diesem Speisesaal befindet sich ein geräumiges Stiegenhaus, in welchem eine Doppeltreppe unter Deck führt. Die einzelnen Stufen dieser, einen wahrhaft überraschenden Anblick gewährenden Treppe sind von starkem Milchkrystalle mit hellblauer Zeichnung, verbunden mit weißem, silberglänzendem Metalle, welches auch in schönen Arabesken das Geländer bildet. Die Treppe mündet in einen reich dekorirten Raum, vor welchem Achter der Empfangssalon, gegen die Maschine zu die Schlafgemächer des Vizekönigs liegen. In letztere, welche für Fremde nicht zugänglich sind (es soll dieses Verbot auf unangenehmen Erfahrungen beruhen), gelangt man durch Thüren aus Spiegelglas und Ebenholz. Den beiden Stiegenabsätzen gegenüber befinden sich die mit kostbaren Vorhängen versehenen Eingänge zum Empfangs-Salon. Hier wiederholt sich im erhöhten Grade die Pracht des Speisesaals; kunst- und werthvolle kreisrunde Mosaiktische wechseln mit prächtigen Ottomanen ab; die Wände sind ebenfalls mit Mosaikstücken herrlicher Arbeit eingelegt. Den übrigen Theil des Schiffes bis zur Maschine und den Radkästen nehmen die Kabinen für das Gefolge und die Schiffsoffiziere ein; die vorderen Räume sind für die Mannschaft (dermalen 387 Mann). Unter den gehißten Schiffsbooten sticht insbesondere der fast blutrothe Gig des Vizekönigs, aus Mahagoniholz heraus.

Aus Agram wird berichtet, daß bei der Lizitation der Erzbischof Haulik'schen Verlassenschaft an Werthsachen allein folgende Gegenstände versteigert werden: 1) Beiläufig sieben Zentner Silber, bestehend in Tischgeräthen, als: prächtige Aufsätze, Tassen, Schüsseln, Bestecke, Kaffee- und Thee-Services u. s. w. 2) Einige sehr werthvolle aus Gold und Silber gearbeitete Kunstwerke, mit Edelsteinen geziert. 3) Viele kleinere Werthsachen aus Edelsteinen, Elfenbein und Holz gearbeitet. 4) Acht mit Brillanten gezierte Bischofskreuze mit Ketten und Ringen. 5) Einige kleinere Kreuze aus Gold. 6) Drei goldene Busennadeln mit großen Solitären. 7) Vierzehn goldene Schnupftabaksdosen, darunter einige

Digitized by Google

Meisterwerke. 8) Eine Anzahl goldener Uhren, Stutzuhren und eine sehr werthvolle antike Uhr. 9) Ueber hundert goldene und silberne Denkmünzen, worunter eine die vier Zoll im Durchmesser hält. 10) Bei hundert kleinere und größere Oelgemälde, darunter viele Originale von großen Meistern. Haulik war der Sohn armer Bauersleute.

Ueber die Klöster in Preußen, welche zur Zeit restaurirt sind, veröffentlicht die „Neue evangel. Kirchen-Zeitung" folgende Uebersicht. Es bestehen in der Diöcese Breslau 142 klösterliche Oedensanstalten und zwar unter 16 verschiedenen Namen und Regeln, Jesuiten, Franziskaner, barmherzige Brüder, Ursulinerinnen, Franziskanerinnen u. s. w., mit 1028 Priestern, Professen und Laienmitgliedern. Die Diözese Köln enthält 159 klösterliche Anstalten von 30 verschiedenen Arten mit 1812 Ordensleuten. Der Sprengel des Bischofs von Trier umschließt 59 Ordensinstitute von 16 Namen mit 774 Mitgliedern. Das Bisthum Münster hat 168 Klöster von 17 Regeln mit 1227, Paderborn 73 Klöster mit 387, Gnesen-Posen 25 Klöster mit 214, Culm 16 Klöster mit 166 Gliedern. Außerdem bestehen in den Sprengeln von Fulda, Limburg und Glatz noch 57 Klöster, deren Bewohnerzahl nur theilweise angegeben werden kann. Es ergibt das für Preußen eine Summe von etwa 700 Klöstern mit 6000 Ordensleuten. Darunter sind nicht weniger als 13 Jesuitenklöster: in Köln 5, Breslau 2, Trier 2, Münster 2, Paderborn 1, Gnesen 1.

Der Verein der dramatischen Dichter von Paris hat das Theater der Folies-Dramatiques in den Bann gethan. Mit einer solchen Aechterklärung ist nicht zu scherzen; denn ein Theater, welches von ihr betroffen wird, darf kein einziges Stück mehr von den Autoren, die zu dem Verein gehören, aufführen und ist einzig auf die dramatischen Dichtungen junger Anfänger angewiesen, die auf das Publikum wenig Anziehungskraft ausüben. Man beschuldigt den Direktor der Folies-Dramatiques, sich einen Theil der Tantième von den aufgeführten Stücken angeeignet zu haben. Der letzte Bann wurde von dem Verein, zu dem alle namhaften dramatischen Dichter gehören, im Jahre 1840 über das Gymnasetheater verhängt. Der Direktor versuchte zwei Jahre lang zu widerstehen, indem er kleine Stücke junger Autoren aufführte; dann waren seine Mittel erschöpft und die Direktion ging in andere Hände über.

Frau Lucca, welche sich noch in Berlin befindet, trotz der Ferien, liegt mit dem Konzert-Unternehmer in London, der sie auf mehrere Jahre engagirt hat, im Prozeß. Obgleich sie Atteste berühmter Aerzte eingesandt hat, daß ihr wegen ihres Halsübels jetzt das Singen untersagt sei, will er sie von ihren Verpflichtungen nicht entbinden. Er verlangt von ihr die sehr bedeutende Konventionalstrafe, man spricht von 30,000 Thalern. Merkwürdig ist dabei, daß ihr der Unternehmer noch ein sehr bedeutendes Honorar für die vorjährige Saison schuldet.

Auf Borneo sind ausgedehnte Lager natürlichen Zinnobers entdeckt worden. Nach den in London vorgezeigten Proben soll er dem feinsten künstlichen Zinnober an Reinheit gleich kommen. Man schließt auf das Vorhandensein sehr reicher Quecksilbergänge auf der Insel und die Bestätigung wäre um so wichtiger, als der Bedarf an Quecksilber außerordentlich gestiegen ist, die Quecksilbergruben von Almaden aber in neuester Zeit an Ergiebigkeit sehr abnehmen.

Palindrom.

Nun lieb mich von vorne,
Und lieb mich zurück,
Ich bleibe doch immer
Derselbe dem Blick.

Ich habe der Brüder
Auf Erden wohl viel,
Nicht Jeder doch waget
Mein flüchtiges Spiel.

Und weil nur so Wen'gen
Beschieden die Kunst,
So folgt dem Gelingen
Oft goldene Gunst.

Auflösung der Charade in Nr. 174:

„Galgenstricke" gibt's in Menge;
Galgenkandidaten, fängt man
Oefter in dem großen Haufen:
Aber nur die kleinen hängt man —
Und die großen läßt man laufen.

M. M.

Geschichtskalender.

11. Aug. 1298. Krönung von Kaiser Albrecht (Aachen).
„ 1449. Johanna d'Arc, Jungfrau von Orleans, rettet Karl VII. von Frankreich.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 185 Donnerstag, 12. August 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

XVI.

Als Carfor und Keinec an der Todtenbucht angelangt waren, traten Beide in die Grotte. Der junge Matrose sprach auf dem ganzen Wege nicht ein Wort. Düster und schweigsam schritt er neben dem Schäfer einher, der triumphirend lächelte.

„Nun, mein Junge," sagte Carfor, als sie in der Grotte angekommen waren, „Du siehst, was Dir Marcof angethan hat? Bist Du jetzt davon überzeugt, was ich Dir eines Tages sagte?"

„Ich erinnere mich dessen nicht mehr," erwiderte Keinec.

„Ich sagte, daß Marcof Dein Freund nicht sei, und Du behauptetest das Gegentheil . . ."

„Und ich behaupte es noch."

„Wie? nachdem, was vorgefallen ist? . . ."

„Ja, auch nach dem, wenn mich Marcof haßte, wie Du glaubst, so würde er mich getödtet haben."

„Vielleicht hat er es nicht gewagt?"

„Marcof wagt Alles, er fürchtet sich vor Nichts; doch reden wir jetzt nicht mehr von Marcof. Du magst sagen, was Du willst, meine Meinung über ihn wirst Du nicht ändern."

„Du verzeihst ihm also die Gewaltthat, die er an Dir geübt?" fragte Carfor.

„Ja."

„Du bist ihm am Ende gar noch dankbar dafür?"

„Und warum nicht? ich weiß, seine Absicht war gut."

„Du bist ein prächtiger Bursche!" höhnte der Schäfer, und da Du schon einmal im Zuge bist, so verzeihe auch der hübschen Yvonne, und danke ihr, daß sie den Jahoua heirathet."

„Schweig!" schrie der junge Matrose, „schweig!"

„Bah, warum solltest Du Dir Zwang anthun?"

„Schweig, sag' ich, oder ich schnüre Dir die Kehle zusammen. Wenn ich heute Nacht darein willigte, daß Du mich befreitest, so geschah es, weil mein Racheentschluß feststeht."

Carfor schwieg und schien in Nachdenken zu versinken. Endlich stand er auf, trat auf den Strand hinaus und prüfte den Himmel. Dann kehrte er zu dem jungen Manne zurück. „Es ist drei Uhr vorüber, Keinec," sagte er, „ich muß Dich verlassen. Bis ich zurückkomme, wollen wir über Deine Rache weiter reden. Willst Du mich hier erwarten?"

„Ja."

Carfor ergriff seinen eisenbeschlagenen Stock, und entfernte sich. Am Gestade angekommen, ging er die Straße nach Quimper entlang, bis er ein Weidengebüsch erreichte, das sich an einem kleinen Bache hinzog. Als er dasselbe betrat, kam von der andern Seite ein Reiter auf ihn zu. Es war der Chevalier von Tessy.

„Alle Wetter, Du läßt auf Dich warten!" rief der Chevalier dem Schäfer entgegen. „Schon dachte ich, Du hättest meine Botschaft in dem alten hohlen Eichenstamme, der nach unserer Uebereinkunft als Briefkasten dient, nicht gefunden."

„Ich habe sie gefunden. Was wünschen Sie von mir?"

„Höllenelement! Die Frage ist naiv! Hast Du etwa die zehn Louisd'or vergessen, die ich Dir gegeben, und die fünfzig, die ich Dir versprochen habe?"

„Hundert, wenn's beliebt."

„Bravo, Du hast ein gutes Gedächtniß!" lachte der Chevalier. „Nun, mein lieber Hexenmeister, wenn ich nicht irre, so ist heute der für die Entführung bestimmte Tag."

„Die Entführung kann nicht stattfinden."

„Was sagst Du?"

„Sie müssen noch acht Tage warten."

„Beim Teufel, ich werde nicht eine Stunde über die Frist warten, die ich Dir bestimmt habe, Schurke!" rief der Chevalier zornig.

Carfor antwortete nicht.

„Nun, hast Du mich nicht verstanden?"

„O ja," erwiderte der Schäfer.

„Nun?"

„Ich wiederhole Ihnen, die Entführung ist unmöglich."

„Und ich wiederhole Dir, ich will nicht länger warten."

„Sie müssen."

„Und warum?"

„Weil der Marquis von Loc-Ronan gestorben ist," sagte Carfor.

„Zum Henker, was hat sein Tod mit meinem Entführungsplan zu thun?"

„Sehr viel; denn in Folge dessen ist die Hochzeit Yvonne's verschoben worden."

„Ei, alter Narr, glaubst Du denn, mir liege etwas daran, daß die hübsche Yvonne am Altar ihr Eheversprechen gebe? ich will sie entführen, und damit basta!"

„Ja, aber die Hochzeit war zum Gelingen dieser Entführung nothwendig."

„Erkläre Dich deutlicher."

„So hören Sie denn," sagte der Schäfer. „Meine Maßregeln waren bereits getroffen. Mit Yvonne's Hochzeitstag fällt das Schwingerfest zusammen, wo die jungen Bursche des Dorfes mit einander um die Wette ringen. Bei dem Ringkampf wäre Jaßona, der Verlobte Yvonne's, getödtet worden. Begreiflicher Weise wäre darüber ein bedeutender Tumult entstanden, und in diesem Tumulte wäre nichts leichter gewesen, als sich des Mädchens durch List oder Gewalt zu bemächtigen. Ich hätte den Tumult durch allerlei Mittel, die mir zu Gebote stehen, noch vermehrt, und die Entführung wäre sicher gelungen. Leider ist das Schwingerfest verschoben worden, und wir müssen somit unser Unternehmen ebenfalls vertagen."

Der Chevalier, welcher ruhig zugehört hatte, lächelte. „Ich bin nicht Deiner Ansicht," sagte er; „ich werde Yvonne noch heute entführen."

„Ohne mich?"

„Im Gegentheil, mit Dir."

„Wie das?"

„Höre aufmerksam zu! Du sagst, wir brauchten zur Bewerkstelligung unseres Planes einen Tumult im Dorfe. Nun, so wisse denn, daß wir noch heute in Fouesnan nicht bloß einen Tumult, sondern einen förmlichen Sturm, vielleicht selbst eine Emeute und den Anfang einer Contre-Revolution haben werden."

„Sprechen Sie deutlicher, Herr Chevalier," rief Carfor erschrocken.

„Wie?" Du weißt nichts?"

„Nein."

„Und Du bist ein revolutionärer Agent?" erwiderte der Chevalier, innerlich erfreut, dem Schäfer zeigen zu können, daß derselbe doch nur einer der untergeordneten Agenten sei, die nicht in Alles eingeweiht sind. „Du wirst doch wenigstens wissen," fuhr er fort, „daß ein Theil der Bretagne seit einigen Monaten aus Anlaß der Priester in Aufregung ist?"

„Ja, das weiß ich, viele unserer Priester wollen den Eid auf die Konstitution nicht leisten, und das Volk steht diesfalls zu ihnen."

„Ganz richtig."

„Ich weiß aber auch, daß Cornwallis bisher ruhig geblieben ist, und das Departement die Pfarrer nicht gezwungen hat, wie anderwärts geschehen ist."

„Nun, mein lieber Carfor, das wird jetzt anderes werden. Die gesetzgebende Versammlung in Paris hat ein Dekret erlassen, welches allen nicht beeideten Priestern jede Funktion in Parochieen verbietet. Cornwallis, oder wie es jetzt heißt, das Departement von Finisterre, hat, wie Du ganz richtig sagtest, noch nichts gegen die Priester unternommen. Aber die Verwaltung hat strenge Weisungen erhalten, denen sie ohne Verzug gehorchen muß."

(Fortsetzung folgt.)

Unglücksfall am Schreckhorn.

Aus amtlicher Quelle kann der Berner „Bund" Folgendes über den Unglücksfall des Engländers Elliot, welcher sich am 27. Juli am Schreckhorn ereignete, mittheilen: Der Verunglückte, Julius Elliot, Pfarrer aus Brighton, ledig, circa 29 Jahre alt, scheint ein tüchtiger Bergsteiger gewesen zu sein. Seit 4 Jahren besuchte er die Schweiz jeden Sommer und machte jedes Jahr Gletschertouren, so letztes Jahr diejenige des Matterhorns und des Mönchjochs. Sein steter Begleiter war Franz Biner, genannt Weißhorn, aus Zermatt in Wallis, einer der besten dortigen Führer. Biner wurde schon im Winter für den vorigen Monat nach Luzern bestellt, zum Beginn der dießjährigen Kampagne. Herr Elliot war dieses Jahr von einem Freunde, William Philipps, ebenfalls Geistlicher aus Brighton, begleitet. Mit noch einem zweiten Führer, Joseph Lauber, aus Zermatt, traten sie am 21. Juli von Luzern aus die Reise an, bestiegen den Pilatus, Engelberg, den Titlis und kamen Samstag den 24. Juli über die Scheidegg nach Grindelwald. Dort wurde noch der Führer Peter Baumann engagirt. Montags den 26. traten alle fünf die Reise an; sie kamen bis zum sogenannten Kastenstein, wo sie die Nacht zubrachten. Am Dienstag, 27. Juli, mit Tagesanbruch trat die Karavane die Besteigung des Schreckhorns an. Dieselbe ging ganz gut von Statten, bis unten an den sogenannten Schreckhornsattel, von wo aus man einen Ueberblick über die einzuschlagende Richtung hatte. Elliot, der rasch marschirte, ging voraus, gefolgt von seinen beiden Führern, während Peter Baumann mit Hrn. Philipps noch zurückblieb, um diesen etwas ausruhen zu lassen und ihn ans Seil zu binden. Während dieses geschah, kamen jene drei nun circa eine halbe Stunde in Vorsprung. Hr. Elliot immer rasch voraus und, weil etwas viel zu seitwärts vom gewöhnlichen Wege, Stellen passirend, die selbst die Führer für höchst gefährlich erklärten und ihn davon abmahnten. Dessenungeachtet kamen sie auf den Kamm,

der den Anfang des eigentlichen obersten Schreckhorns bildet. Hier wurde Hrn. Elliot vorgeschlagen, sich anbinden zu lassen, was derselbe aber ablehnte. Nach kurzer Rast setzten die drei den gefährlichen Marsch fort. Herr Elliot befand sich in der Mitte. Der voranschreitende Führer mußte stellenweise Stufen in den Gletscher hauen. Als sie weiter oben wieder auf Felsen kamen, sagte Hr. Elliot zu Lauber, der voranging, „gehen Sie etwas links in die Felsen." Lauber trat etwas links aus, rief aber zurück, es sei dort nicht fest, es gehe nicht gut und stand stille. Zu gleicher Zeit trat Herr Elliot rechts aus, wahrscheinlich in der Absicht, Lauber vorauszugehen und der Erste oben zu sein. In diesem Momente (es war noch auf dem Gletscher) glitschte Hr. Elliot aus, fiel auf den Leib und rutschte neben dem nachfolgenden Führer Biner hinab. Dieser konnte ihn noch am Arme fassen, allein nicht fest genug, um ihn zu halten. Herr Elliot rutschte auf dem Eisfeld weiter, Anfangs nicht besonders geschwind und suchte sich noch zu halten, jedoch vergebens. Bald kam er in's Rollen wie ein Stein und verschwand den Blicken der entsetzten Begleiter. Die beiden Walliser Führer kehrten zu Hrn. Philipps Führer Baumann zurück. Diese Beiden sahen Hrn. Elliot von Anfang an über die Eisfläche hinabrollen, kaum 50 Schritte von ihnen vorbei. Baumann wurde hierauf an beide Seile festgebunden und über den Abhang hinunter gelassen, um nachzusehen, ob er etwas vom Verunglückten entdecken könne, aber vergebens, worauf alle vier den Rückzug antraten. Das Unglück fand Morgens 9 Uhr statt, um 7 Uhr Abends erreichte die Gesellschaft Grindelwald. Hier wurden sofort sechs bewährte Gletscherführer zum Aufsuchen ausgerüstet. Sie verließen Abends ungefähr 8 Uhr Grindelwald, passirten den obern Gletscher, das Wetterhorn, den Gleckstein, Berglistock und Lauteraarsattel und entdeckten endlich von hier aus am gegenüber befindlichen Schreckhorn Spuren vom Heruntergestürzten. Sie stiegen nun vom Lauteraarsattel zum Gletscher gleichen Namens hinab und gelangten endlich am Mittwoch Mittags, nach ununterbrochenem Marsch unten an den Fuß des Schreckhorngletschers, wo sie den Verunglückten im Schnee und Eis fanden. Wegen herabstürzender Steine konnten sie die Leiche nur mit Lebensgefahr fortbringen. Dieselbe wurde in Leintücher gelegt und mittelst einer mitgenommenen Stange getragen. Die Führer wählten nun die Strahlegg zum Rückweg. Sie kamen am Mittwoch Abends bis zum sog. Abschwung. Donnerstag Früh setzten sie den Weg nach der Strahlegg fort und erreichten erst um Mitternacht Grindelwald. Der Transport war mit ungeheurer Anstrengung und Mühe verbunden. Außer einer großen Kopfwunde war Herr Elliot merkwürdiger Weise wenig verletzt und zerschlagen, obschon der Fall 3000—4000 Fuß beträgt. Die Leiche wurde am 30. Juli in Grindelwald unter Beisein vieler Fremden beerdigt.

Mannigfaltigkeiten.

[Was einem Schauspieler passiren kann.] Wohl selten ist es einem Sekretär so schlecht ergangen, wie dem Sekretär „Weber" im „Präsident," welcher kürzlich im Theater zu Meidling aufgeführt wurde. Vor Allem vergaß der unglückliche „Weber," auf der Bühne, wie es die Rolle vorschreibt, mit einem „Buckel" zu erscheinen; er erinnerte sich erst daran, als er schon auf der Scene stand. Als gewandter Mann aber geht er rücklings zur Coulisse, wo in Hemdärmeln der Inspizient steht und den Statisten einschärft, sich nicht zu dumm zu benehmen, und ruft diesem zu: „Um Gotteswillen, rasch einen Buckel!" Der Inspizient hat nichts bei der Hand, zieht deshalb in seiner Noth die Weste aus und stopft sie dem „Weber" unter den Rock. Doch Jammer über Jammer! Der Inspizient hat vergessen, den Schlüssel, die Uhr und die Kette, an welcher zwei Schützenthaler hingen, ferner einiges Geld aus den Taschen der Weste zu nehmen. Bei jedem Schritte nun, den der unglückliche „Weber" that, klimperten diese Dinge eine eigene Melodie. „Weber" war in Verzweiflung, der Inspizient nicht minder, denn er befand sich um seine Uhr in einer wahren Höllenangst. Da spricht „Weber": „..... man behauptet, in einer solchen Hülle könne kein ehrlicher Mensch stecken!" K'ino, klang! und etliche Sechser lagen auf der Erde. Das Publikum lacht. „Weber" ist der Verzweiflung nahe. Der Inspizient reckt seine Hände in die Scene und ruft: „Geben's um Gotteswillen Acht auf die Uhr!" „Unglückliches Vorurtheil," sagt die „Landräthin". Da fällt „Weber" ein Schlüssel aus dem Buckel; erneuertes Gelächter. Erregt sagt „Weber": „Glauben Sie mir, ich habe schon so manches Weh dadurch erlitten." Krach! liegt die Uhr in Splittern sammt den Thalern neben dem Schlüssel und den Sechsern. Der Inspizient stürzt in Hemdärmeln hervor und schreit: „Jesus Maria! Do legst Di nieder, trampelt der Esel wie a Elephant auf meiner Cylinderuhr herum!" Der Vorhang fällt; einige Knaller beweisen, daß auf der Bühne jetzt in allem Ernste mit den Händen agirt wird. Das Publikum ruft: „Außa! Außa!" Wieder hebt sich der Vorhang, und Hand in Hand, die Wangen noch hochroth in Striemen gefärbt, treten die Beiden holdselig lächelnd vor die Lampen, um sich unter dem dröhnendsten Gelächter des Publikums zu bedanken. Ja, ernst ist das Leben und heiter ist die Kunst!

Mitglieder des Berliner Velocipede-Klubs, mit ihrem Präsidenten Prof. Bezold, haben, wie der „Schles. Ztg." aus Warmbrunn geschrieben wird, am 30. Juli eine Riesengebirgstour gemacht. Früh ritten sie von Warmbrunn über Giersdorf nach Seldorf bis zur Annakapelle; dann marschirten sie bis auf die Schneekoppe,

wohin die Führer ihnen ein Velociped nachtrugen. Als der Rückmarsch von dem sehr steilen Koppenkegel angetreten wurde, legte der Berliner Velocipeden-Fabrikant Langer den bekanntlich im Zickzack führenden Weg etwa zum dritten Theil auf dem Velociped zurück, da er aber hier in so schnelles Tempo gerieth, daß „Roß und Reiter" sich überschlugen, so verhinderten die Gefährten die Weiterfahrt. Auf der letzten Strecke des Kegels bestieg er das Velociped wieder und fuhr nun das Gebirge hinunter, natürlich an zu steilen Stellen, wie bei der Hampelbaude u. s. w., sein Velociped führend. Die Tour vom Kegel bis in den Gasthof zu Seidorf wurde in 1 Stunde 27 Minuten zurückgelegt. Gegen Abend trafen die Herren dann sämmtlich auf ihren Velocipeds in Warmbrunn wieder ein. Am 31. Juli fuhren dieselben dann zur Josephinenhütte und kehrten Abends auf den nachgeschickten Velocipeds zurück, indem sie den Weg, 2½ deutsche Meilen, in 46 Minuten zurücklegten. Es kommt hierbei allerdings in Betracht, daß die Chaussee bis Petersdorf fast fortwährend schräg abfällt und spätere Steigungen immer ohne Hinderniß genommen werden konnten. In den letzten Tagen machten die Herren Ausflüge nach Hirschberg, Erdmannsdorf ꝛc.

Als Illustration zu dem oft besprochenen Kapitel über Sinekuren im englischen Staatsdienste sei folgende Thatsache, welche durch das Budget für das laufende Jahr belegt wird, erwähnt. Herr Thomas Thurlow, ein Geistlicher der anglikanischen Kirche, welcher das Glück hat, Neffe des verstorbenen und Bruder des jetzigen Lord Thurlow zu sein, bezieht bis zu seinem Ende ein Jahrgehalt von 7352 L., für welches er nichts zu thun braucht, da das Amt eines „Patentee beim Konkursgerichte", das er früher bekleidete, im Jahre 1832 abgeschafft wurde. Als Entschädigung wurde er mit vollem Gehalte pensionirt. Was das Amt eines „Patentee beim Konkursgerichte" eigentlich gewesen, läßt sich gegenwärtig nicht genau mehr ermitteln, keinesfalls aber — Das steht fest — bürdete es seinem Träger schwere Arbeit auf. Hr. Thurlow war außerdem königlicher Schatzkammermeister (Kloper and Clerk of the Hanaper), ein gleichfalls ziemlich mysteriöses Amt, welches gleichzeitig mit dem obigen Pöstchen abgeschafft wurde und seinem Inhaber als „billige Entschädigung" das Sümmchen von 4028 L. jährlich einbringt. Außerdem bezieht der hochwürdige Herr die Bagatelle von 335 L. und einigen Schillingen für den schmerzlichen Verlust des Amtes, welches die vorige Generation, oder doch ein beschränkter Theil derselben, unter dem Namen „Prothonotary of the court of Pleas" kannte. Hr. Thurlow steht daher im Genusse einer Jahrespension von 11,716 L., und da er dieselbe seit 37 Jahren bezieht, hat die Nation ihm seine gewiß nicht hoch genug zu schätzenden Verdienste um das Vaterland mit dem Sümmchen von 4,325,030 L. 9 P. vergütet.

Ein schwimmendes Dock für Bermuda trat am 23. Juni seine Reise von London aus an. Das imposante Schauspiel hatte Tausende von Neugierigen herbeigelockt. Zuerst waren 6000 Tonnen Wasser aus dem untern Theil ausgepumpt worden und dann schleppten 6 Dampfer, je zwei zusammen an den Flügeln und an der Spitze, die gigantische Masse dahin bis zu dem Punkte, wo, in tieferm Wasser, die Kriegsschiffe warteten. — Bis dahin war ein siebenter Dampfer vorausgegangen, um den ziemlich schwierigen Kurs für die Expedition anzugeben. An Ort und Stelle kamen darauf die Panzerschiffe „Agincourt" und „Northumberland," die bereits eingeheizt hatten, heran und das letztere Fahrzeug nahm das Dock an einer zu diesem Zweck eigens fabrizirten Hanfschlinge von 30 Zoll im Umfange ins Schlepptau, hing sich mit einem ähnlichen Taue an den „Agincourt" und unter dem Beifall der Zuschauer — der Marineminister Childers war mit einem glänzenden Marinestabe zugegen — setzte sich der 3400 Fuß lange Zug, welchen der „Terrible" hauptsächlich des Steuerns wegen schloß, in Bewegung und begab sich auf die Reise zunächst nach Madeira (wo die Panzerschiffe „Warrior" und „Black Prince" den „Northumberland" und „Agincourt" ablösen) und von da nach Bermuda.

Charade.

(Dreisylbig.)

Dem Ersten öffne ich gerne mein Haus,
Und heiß es freundlich willkommen,
Und für das Zweite ist stets mein Herz
In treuer Liebe entglommen,
Das Dritte trag' ich an jedem Fuß,
Der Krieger trägt's in den Händen,
An der Kleidung nur, an der Waffe ihm,
Uns Beiden soll Schutz es spenden.
Das Ganze zoll ich dem Ersten froh,
Das Zweite und Dritte dem Zweiten.
O, würde Beides noch herzlich geübt
Und treu, wie in alten Zeiten.

Geschichtskalender.

12. Aug. 1759. Schlacht bei Kunnersdorf.
„ 1845. Enthüllung des Beethoven-Monumentes in Bonn.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 186 Freitag, 13. August 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Wie, sie wird gegen die Geistlichen auftreten?“ rief Carfor mit leuchtenden Augen.

„Ohne Zweifel.“

„Und wann das?“

„Auf der Stelle. Höre, was die Verwaltung verfügt hat. Der Chevalier zog ein bedrucktes Papier aus der Tasche und las:

„Wir Verwaltungs-Räthe ꝛc. verordnen hiermit:

1) Alle Kirchen und Kapellen, welche nicht Pfarrkirchen sind, werden binnen vierundzwanzig Stunden geschlossen werden.
2) Alle Priester, welche den Eid auf die Verfassung verweigern, sind zu verhaften.
3) Jeder Bürger, der statt sein Kind durch einen konstitutionellen Priester taufen zu lassen, sich an einen der unbeeidigten wendet, wird dem öffentlichen Ankläger überwiesen werden.

Beschluß des Departements Finisterre, 30. Juni 1791.“

„Nun aber,“ fuhr der Chevalier fort, geht aus den Erkundigungen, die ich eingeholt, hervor, daß der Rektor von Jonesnan keineswegs beeidet ist. Es werden also noch heute die Gendarmen hier erscheinen und ihn verhaften. Die Dorfleute hängen an ihrem Pfarrer fester als an ihrer eigenen Haut. Glaubst Du, daß sie ihn ruhig wegführen lassen werden?“

„Nein, gewiß nicht,“ sagte Carfor.

„Wenn man die Massen geschickt vorwärts drängt, und das ist Deine Sache, so wird leicht ein kleiner Aufruhr daraus. Kein Aufruhr, und wäre er noch so klein, geht aber ohne Tumult vorbei, und bei einem Tumult gibt man wenig auf junge Mädchen Acht. Verstehst Du mich?“

„Vollkommen.“

„Und Du wirst handeln?“

„Sie können sich auf mich verlassen. Wann sollen die Gendarmen nach Jonesnan kommen?“

„Gegen Einbruch der Nacht.“

„Gut, so finden Sie sich um sieben Uhr Abends mit einem guten Pferde und einem verläßlichen Diener am Eingang des Dorfes, da wo der Weg nach den schwarzen Steinen führt, ein.“

„Und Du führst mir das Mädchen zu?“

„Ja.“

„Gut, so ist die Sache abgemacht. Leb' wohl, bis auf heute Abend.“

Der Chevalier machte sein Pferd, das er an einen Weidenstamm gebunden hatte, los, schwang sich in den Sattel und galoppirte davon.

Carfor stand eine Weile in Nachdenken versunken. „O,“ murmelte er mit haßerfüllten Blicken, „so geht es jetzt an die Rektoren! Um so besser! Die Bauern werden rebelliren! Flintenschüsse werden fallen. Es gibt Bürgerkrieg! O, alsdann wird es ein Leichtes werden, seine Feinde zu treffen! Wie Schade, daß der Marquis von Lee-Ronan so schnell gestorben ist! Ja einigen Monaten hätte ich ihn vielleicht tödten können! Doch, einerlei, es bleiben mir noch die Uebrigen, und Jahoua soll der Erste sein!“

Und der Schäfer klatschte wildauflachend in die Hände. „Ja, ja, Alle sollen sie sterben; und ich werde reich und mächtig werden!“

XVII.

Zur Zeit, wo unsere Erzählung spielt, d. h. im Jahre 1791, hatte sich die Bretagne noch nicht offen erhoben, aber geheime Kunstgriffe erregten schon in den Köpfen der Bauern unbestimmte Ideen von einem Kampfe gegen die neue Regierungsweise.

Seit der Proklamirung der Konstitution, hatte sich im Klerus eine Spaltung gebildet, und diese Spaltung drohte nicht nur die Priester, sondern auch die Angehörigen von deren Parochien zu ergreifen.

Die meisten Geistlichen weigerten sich Anfangs, die Verfassung zu beschwören, und zogen es lieber vor, auf ihre Stellen zu verzichten. Hauptsächlich waren es die den westlichen Departements Angehörigen, welche sich dem Beschlusse der Regierungen widersetzten, und in diesem Widerstande von ihren Beichtkindern unterstützt wurden.

Es gab fast keine Gemeinde, welche nicht einen solchen von seinem Amt vertriebenen Geistlichen in ihren Mauern versteckt hielt.

Schloß die Regierung die Kirchen, so versammelten sich die Landleute im Wald, in Ruinen, an Druidene

steinen oder sonst wo bei Nacht, und da wurde von einem solchen vertriebenen Geistlichen der Gottesdienst abgehalten.

Dieses Widerstandes überdrüssig, versuchten die Mehrzahl der Verwaltungsräthe denselben mit Gewalt zu brechen, andere drückten wieder ein Auge darüber zu.

Auf die letztere Art war im Departement Finisterre und überhaupt in den südlichen Provinzen verfahren worden, und die beeidigten sowohl wie die unbeeidigten Priester lebten dort ruhig in Parochieen. Unglücklicherweise sollte diese Ruhe von keiner langen Dauer sein.

Gerade so wie der Chevalier von Tessy zu Cafor gesagt hatte, geschah es. Die Verwaltung des Departements, welche von ihren oberen Behörden dazu angehalten wurde, erließ einen Verhaftsbefehl gegen alle unbeeidigten Priester, und dieser Befehl sollte noch an demselben Tage in Fouesnan seine strenge Ausführung erfahren.

Gegen sieben Uhr Abends, als die Sonne bereits sich anschickte, in den Ozean zu tauchen, nahte ein Trupp Reiter in der Gendarmerie-Uniform unter Kommando eines Wachtmeisters in scharfem Trab auf der Straße von Quimper, und nahm seine Richtung gegen Fouesnan. Als die Leute das Pferdegetrappel vernahmen, traten sie neugierig aus ihren Wohnungen. Der Anblick der Blauröcke war in diesem Theile von Cornwallis ein seltenes Schauspiel. Die Kinder liefen schreiend hinter den Reitern einher, von denen man glaubte, es sei eine Patrouille, die irgend einem Zollwachtposten zu Hülfe eile. Niemand ahnte den wahren Zweck ihres Erscheinens. Auf dem Dorfplatze angekommen, ließ der Wachtmeister sechs Mann absitzen, während die übrigen sechs die Pferde hielten, und marschirte gerade auf das Pfarrhaus zu.

Zufälliger Weise trat der alte Rektor eben aus der Kirche; seine Kleidung machte ihn derart kenntlich, daß der Wachtmeister keinen Augenblick im Zweifel war. Er ging gerade auf ihn los. Als die Landleute die Gendarmen, statt weiter zu reiten, auf dem Dorfplatze halten sahen, waren sie allmälig näher gekommen, und bildeten einen neugierigen Kreis um die Soldaten. Einer von ihnen, der den Wachtmeister kannte, trat zu ihm heran und sagte: „Guten Abend Herr Christoph."

„Guten Abend, Alter," erwiderte der Wachtmeister. „Was führt Euch denn hierher?"

„Das sollt Ihr gleich sehen; einstweilen macht Platz da . . ." und bei diesen Worten schob er den Bauer ziemlich unsanft bei Seite.

Der Rektor, der ohne Zweifel ahnte, daß er es sei, auf den es der Unteroffizier abgesehen habe, wartete ruhig am Eingang der Kirche. Als der Wachtmeister ihm gegenüber stand, fragte er: „Der Pfarrer von Fouesnan?"

„Der bin ich," erwiderte der Pfarrer, „was wollt Ihr von mir, guter Freund?"

„Sie vor Allem fragen, ob Sie, wie es das Gesetz verlangt, den Eid auf die Konstitution geleistet haben?"

„Ein armer Diener des Herrn beschäftigt sich nicht mit Politik," antwortete der Rektor, „er predigt den Frieden, das ist Alles."

„Ei was, diese Redensarten sind keine Antwort!" rief der Wachtmeister; „ich vertrete hier die Nation, und die Nation hat keine Zeit, Predigten anzuhören; antworten Sie mir also rund heraus!"

Diese Worte erregten unter den Umstehenden ein Gemurmel des Unwillens.

„Still da!" fuhr er fort, „es wäre denn, daß Einige von Euch Lust haben, ins Gefängniß zu wandern."

Die Bauern sahen einander an, aber Niemand erwiderte Etwas.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Aloys Ritter v. Auer.

(Nekrolog.)

Wir entlehnen der Wiener „Presse" folgende aus der Feder eines Freundes des Verblichenen geflossene Lebensskizze, des am 10. Juli zu Hietzing verstorbenen verdienstvollen ehemaligen Direktors der Wiener Hof- und Staatsdruckerei.

Zu Wels in Oberösterreich als der Sohn eines armen Traunflößers am 11. Mai 1813 geboren, trat Auer nach sechsjährigem Normalschulbesuch am 2. Januar 1825 in die kleine Buchdruckerei des Michael Haas zu Wels als Schriftsetzer in die Lehre. Die Mittellosigkeit seiner Eltern hielt ihn von den Studien fern, und er konnte seinem glühenden Wissensdrang auf keine andere Weise folgen, als daß er nach vollbrachter Tagesarbeit die Nächte zu Hülfe nahm, um durch das Lesen deutscher Schriftsteller sich die gediegenere Kenntniß seiner Muttersprache anzueignen. Nach seiner Freisprechung als Schriftsetzer begann er das Studium fremder Sprachen mit größtem Eifer, legte an der Universität zu Wien aus dem Französischen, Italienischen, Englischen und der Erziehungskunde öffentliche Prüfungen ab, und erhielt die günstigsten Zeugnisse.

Am 15. Mai 1836 verließ er die Buchdruckerei seines Lehrherrn M. Haas, der nicht unterließ, am Schlusse seines Abgangszeugnisses Folgendes zu bestätigen: „Da er (Auer) nun seinem Hange zum Sprachstudium und Unterrichtgeben nicht mehr widerstehen kann, um die Aufstellung seines typometrischen Sprachsystems in allen verwandten Idiomen verfolgen und ausführen zu können, so habe ich ihn mit dem

Digitized by Google

Beifall entlassen: daß er allerorten und bei Jedermann, sowohl seiner ausgezeichneten Kenntnisse als auch besonders seiner Moralität wegen, bestens anempfohlen zu werden verdient. Zu mehrer Bekräftigung meine eigene Unterschrift und Siegel. Wels, 15. Mai 1836. M. Haas, bgl. Buchdrucker."

Seiner Wirksamkeit als Sprachlehrer in Wels verdankte er es, daß ihm 1837, in seinem 24. Lebensjahr, die oberösterreichischen Stände eine Lehrkanzel der italienischen Sprache und die Studienhofkommission die gleiche Lehrkanzel am Lyzeum in Linz verliehen. Zugleich wurde er zum gerichtlichen Dolmetsch der französischen und italienischen Sprache beim k. k. Stadt- und Landgericht in Linz ernannt. Während der Zeit seiner Linzer Professur erschienen auch seine „Theoretisch-praktische französische" und seine „italienische Sprachlehre für den öffentlichen und Selbstunterricht." Diese beiden Sprachlehren hatte er dem Fürsten Metternich gewidmet, und auf diese Weise kam es, daß dieser sein Protektor wurde.

Im Jahre 1837 hatte Auer dem Fürsten Metternich und dem Grafen Kolowrat einen Plan zur Gründung eines „polygraphischen Institutes in Wien, zum Behuf der Anbahnung eines östlichen Stapelplatzes der Literatur", überreicht. Diese beiden Männer hatten dem ohne alle Empfehlung nach Wien gekommenen, für eine große vaterländische Aufgabe begeisterten 24-jährigen Oberösterreicher keine rosige Zukunft in Aussicht gestellt; er wurde aber am 24. Januar 1841, auf die Fürsprache dieser beiden Gönner, zum Direktor der Staatsdruckerei in Wien ernannt. Er übernahm am 13. März 1841 die Anstalt, fand 45 Arbeiter, fast keine Arbeit, alte Holzpressen, Lettern nach altem Schnitt und alten zusammengewürfelten Kegeln, kurz, eine Einrichtung, die nur mit den elendesten Druckereien hätte konkurriren können, zwei 76jährige Oberfaktore, die nur Altes kannten, verrostete Ansichten in der Kanzlei, kein Geld in der Kasse, und im Verschleiß nur verlegene, schlecht gedruckte Verlagsartikel. Die Hofkammer gab zu neuen Einrichtungen keine Vorschüsse. In solcher Lage ging Auer von Amt zu Amt, ersuchte um Arbeit, versprach die beste Ausstattung, suchte in allen Winkeln der Staatsdruckerei das alte Eisen, Messing, wie überhaupt altes Metall, und verwerthete es zu gutem Preis, aber nicht im Licitationsweg, auf welchem es einige Mal früher geschehen, daß von klugen Käufern mehrere volle Wagen gegen Vergütung von nur wenigen Gulden an das Aerar zum Thore der Staatsdruckerei hinausbefördert wurden. Er nahm dafür mittelst Eintausches vier eiserne Handpressen und eine neue Guillochirmaschine im Werthe von 2620 Gulden. Für dieses selbstständige Vorgehen erhielt er ein „lobendes" Verweisdekret (wie Frhr. v. Kübeck es lächelnd nannte). Neue schöne Titelschriften mußte er pfundweise kaufen. Sogenannte Deutschschriften, später fremdländische, ließ er schneiden, und nach einem von ihm eingeführten typometrischen System die alten vorhandenen Lettern umgießen. Später hat es ihn sehr gereut, daß er nicht auch die übermäßige Höhe der Lettern geändert; doch reichte damals sein Muth dazu nicht aus, denn dadurch wären in der Anstalt für einige Zeit zwei verschiedene Setzereien entstanden. Der 76jährige Oberfaktor fiel fast in Ohnmacht, als er auf einem Haufen das alte Letternzeug fand; er lief zur Hofkammer, vor Allem zu Hofrath Scharff, und klagte; doch nützten diese Klagen nichts, da Frhr. v. Kübeck und der Referent Ruekleser mit Auer einverstanden waren.

Auf Betrieb Hammer-Purgstalls ertheilte Frhr. v. Kübeck den mündlichen Auftrag, daß Auer bei der Wiener Ausstellung im Jahre 1845 den orientalischen Letternschnitt vertrete. Die Orientalisten-Versammlung in Darmstadt (1845) brach in lauten Beifall aus über Oesterreichs Fortschritte in dieser Richtung. Im Jahre 1851 war durch Auers energisches Vorgehen die Staatsdruckerei im Stande, die Londoner Weltausstellung so reichlich zu beschicken, daß ihr durch Beschluß der Jury eine besondere Medaille zuerkannt wurde, die nach dem Votum der Engländer und Franzosen an keinen zweiten Aussteller gegeben ward, um das Verdienst der Wiener Staatsdruckerei nicht abzuschwächen. Schon im Jahre 1849 stieg die Staatsdruckerei von 5 auf 40 Schnellpressen, und vermehrte ihr Inventar um 20 lithographische Pressen. In gleichem Maß wurde die Schriftgießerei erweitert. Das Personal stieg auf mehr als 1000 Personen. Die Anstalt druckte unter dem Ministerium Kraus Geldzeichen, Centralkassenscheine, Reichsschatzscheine und ferner das Reichsgesetzblatt in zehn Sprachen mit einer Auflage von mehr als 30,000. Der Papierverbrauch war ein so enormer, daß ein förmlicher Papiermangel entstand, und der Preis desselben um mehr als 100 Proz. stieg, so daß der Staat beschloß, eine eigene Papierfabrik zu bauen, um sich vor zu hohen Papierpreisen zu schützen. So entstand die Schlögelmühle, die jedoch so kostspielig und zweckwidrig gebaut wurde, daß später vollständige Reformen vorgenommen werden mußten, um die unter so günstigen Umständen entstandene Fabrik nicht im Defizit verkommen zu lassen. Frhr. v. Bruck übertrug zu diesem Behuf die Leitung der Fabrik an Auer. Auer übernahm die Leitung nur unter der Bedingung, daß ihm dafür weder Diäten noch Reisekosten vergütet würden, da er leider schon die Erfahrung gemacht, daß Neid die edelsten Bemühungen zu entstellen wisse. Die Diäten der früheren Ministerial-Oberleitung verschlangen nämlich große Summen, und die Gehalte der Administration betrugen allein 9000 fl. jährlich. Minister v. Bruck billigte nicht nur die gestellte Bedingung, sondern setzte noch hinzu, daß er nach gelöster Aufgabe und Entfernung des Defizits bei Seiner Majestät für den gerechten Ersatz sorgen werde.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Neue Sonette von Herman Lingg.

I.

Still lächelnd sitzt die Sphinx der Weltgeschichte
Am Thor der Zukunft, und sie gibt den Thronen
Ihr Räthsel auf, und über Nationen
Am Strom der Zeiten sitzt sie zu Gerichte.

Ringsum liegt Todtenbein und Trümmerschichte;
Doch wenn sie hebt den Schleier nach Aeonen,
Dann sieht man erst, daß sie gewollt nur schonen,
Und daß sie stets bedacht war, wie sie schlichte.

Sie hat verletztes Recht mit edlem Grimme
Zu strafen stets gewußt, und stets gewacht,
Damit der Rachefunke nicht verglimme.

Sie sprach auch einst, nachdem sie lang gelacht,
Voll Löwenzorns aus Dantons Donnerstimme
Dein Sturmgeheul — Bartholomäusnacht.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber das Unglück, welches sich am oberen Grindelwaldgletscher mit einer Dame und ihrem Kinde ereignete, werden dem „Bund“ von einem Augenzeugen folgende nähere Mittheilungen gemacht: Die Dame war die Frau eines Bankdirektors aus Dresden, der in Interlaken die Saison mitmachte (des Herrn Wanschaffe). Dieselbe ritt am Sonnabend Nachmittag einzig mit ihrem 10—12jährigen Knaben von Grindelwald bis zum Chalet in der Nähe des Gletschers, wo Pferde und Sänfte zurückblieben. Von dort gingen sie mit einem Führer über die Lütschinen. Die gewöhnliche Lütschinenbrücke war durch vorausgegangene Regengüsse arg zugerichtet worden und konnte nicht passirt werden. Man hatte weiter unten sehr kümmerlich eine Nothbrücke hergestellt. Beim Vorübergehen reichte der Führer der Dame seinen Stock, daß sie sich daran festhalte. In diesem Momente trieb das Wasser einen mächtigen Eisblock daher, der sich vom Gletscher losgelöst hatte; derselbe riß die wackelige Brücke nieder und die drei wurden in die Fluthen des tosenden Wassers geschleudert. Der Führer konnte sich an einem Theil des Geländers festklammern und aus dem Wasser emporarbeiten; die Dame aber und das Kind konnten nicht mehr gerettet werden. Die Leiche des Knaben fand man mit gebrochenem Beine und zerquetschter Schulter in einiger Entfernung von der Brücke am Sonnabend Abend auf, die der Dame, welche vom Geschiebe und Schutt des Baches bereits ganz überdeckt worden war, erst am Sonntag.

[Eine geheimnißvolle Entführung.] Der „Précurseur“ von Antwerpen berichtet: Am 1. Juli zwischen 10 und 11 Uhr Morgens hielt ein Wagen vor einem anständigen Hause. Vier gut gekleidete Herren stiegen aus, traten mit Hülfe eines Schlüssels, den sie bei sich führten, in das Haus und erschienen nach kurzer Zeit wieder mit einem Menschen, der in ein weißes Leintuch gehüllt war und sichtbare Anstrengungen machte, sich daraus zu befreien. Sobald die vier Herren mit ihrer Bürde in dem Wagen Platz genommen hatten, jagte derselbe im Galopp davon. Der Entführte war ein kranker und dem Tode naher Greis von 76 Jahren, welcher an demselben Morgen um 11 Uhr ein junges, armes Mädchen heirathen sollte. Der Verlobte lag im Bette, seine künftige Frau und die Hochzeitsgäste erwartend, als die Entführer mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit und Kühnheit in das Krankenzimmer eindrangen, um keine Zeit zu verlieren, den Bräutigam einfach in seine Betttücher einwickelten und so davon trugen. Man kann sich die Ueberraschung der Trauzeugen und der Braut vorstellen, als sich diese um 11 Uhr einfanden und Haus und Bett leer fanden. Bis jetzt ist es den sofort angestellten Nachforschungen noch nicht zu entdecken gelungen, was aus dem entführten Greise geworden ist.“

[Ein wandernder Restaurant.] Man telegraphirt von Sherman (Gebiet von Wyoming) auf dem Gipfel der Schwarzen Berge, 8258 Fuß über dem Meeresspiegel, 7. Juni, 7 Uhr Abends, dem **Messager franco-américain**: „Der Restaurantwagen, genannt **Pullmann dining-car international**, der Pionier der Wagen dieser Art, passirt in diesem Augenblick nebst zwei Schlaf-Waggons den Gipfel der Gebirge. Diese drei Waggons gehören zu dem Postzug nach Sacramento.“ Der wandernde Restaurant vermag 48 Reisende auf einmal zu speisen und obgleich alles aus einer Küche kommt, die dreißig (engl.) Meilen in der Stunde zurücklegt, so ist es darum nicht minder vortrefflich zubereitet. Der Speisesaal ist luftig und vollkommen bequem.

Der Pungolo von Neapel vom 3. d. M. spricht von einer wichtigen Entdeckung, die man in Pompeji gemacht hat. Man hat nämlich ein Gemälde aufgefunden, welches den Circus von Pompeji darstellt, wie er kurz vor der Verschüttung der Stadt war. Das Bild hat wenig künstlerischen, aber desto mehr geschichtlichen Werth. Es stellt einen Kampf zwischen den Bewohnern von Nocera und von Pompeji dar, in welchem, wie Schriftsteller der damaligen Zeit melden, mehrere Hunderte von Menschen umkamen. Das Gemälde ist ins Museum gebracht worden.

Geschichtskalender.

13. Aug. 1792. Ludwig XVI. wird mit seiner Familie ins Gefängniß gebracht.
„ 1849. Görgey streckt mit 30,000 Ungarn die Waffen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 187 Samstag, 14. August 1869.

Der social-demokratische Arbeiterkongreß.

Eisenach, 8. Aug. I. Nachdem im Laufe des gestrigen Tages mit den verschiedenen Zügen so viel Delegirte eingetroffen, daß deren Zahl sich wohl auf 250 annehmen läßt, wurden deren Mandate von dem Komite vorläufig geprüft und die Legitimationskarten vertheilt. Die Anhänger der Schweitzer'schen Partei zogen meist in geschlossener Reihe 10 Uhr Vormittags ein, die Mandate derselben wurden erst vor Beginn der Abendversammlung geprüft, und sind dann die Zutrittskarten ihnen behändigt worden. Nachdem in den Nachmittagsstunden einzelne Berathungen der Parteifraktionen mehr vertraulicher Natur stattgehabt, füllte sich gegen 7 Uhr Abends der Saal im „Löwen", so daß um 8 Uhr der Kongreß eröffnet werden konnte. Hr. Geib aus Hamburg knüpfte an die Eröffnung einige Worte über den Anlaß zur Einberufung des Kongresses und die Bedeutung desselben, und machte den Vorschlag, zunächst das Bureau zu wählen, das nach seiner Ansicht aus zwei Präsidenten, zwei Stellvertretern und vier Schriftführern bestehen möge. Hr. Greulich aus Zürich schloß sich diesem Vorschlage an, und schlug zu Präsidenten die Herren Geib und Bebel und zu deren Stellvertretern Oberwinder aus Wien und Lichtenberg aus Genf vor. Dem entgegen erklärten die Herren Lehder aus Hamburg, Richter aus Wandsbeck und Klein aus Elberfeld, daß vor der Konstituirung des Bureaus zunächst die Mandate der Delegirten durch ein Komite geprüft werden sollten, das aus sechs Personen, von jeder Fraktion drei Mitglieder, zu bestehen haben werde. Damit war schon die Krisis eingetreten. Obwohl die Delegirten aus Oesterreich sich für parteilos erklärten, und nur die Interessen der österreichischen Arbeiter zu vertreten gekommen sind, daher sie sich der Partei zuwenden würden, die den meisten parlamentarischen Takt bewiesen, und deßhalb zum Frieden riethen, so war doch jetzt schon ersichtlich, daß an eine friedliche Ausgleichung oder Verständigung nicht zu denken sei. Beifall und Mißfall wurden den Rednern fraktionsweise und so stürmisch mitunter zu erkennen gegeben, daß förmlicher Lärm entstand. Es wurde zwar über die Frage, ob erst Bureauwahl oder erst Mandatsprüfung? formell der Schluß der Debatte erzielt, in der darauf folgenden Geschäftsordnungsdebatte kam man aber immer wieder darauf zurück. Die Unterbrechung der Redner und der Lärm auf der einen Seite wurde öfters durch den Ruf „Ruhe!" auf der anderen Seite übertönt, so daß an eine irgendwie verständliche Berathung nicht zu denken war. Es konnte zu einer Konstituirung des Kongresses an diesem Abende nicht kommen, das ließen die Gegner nicht zu, die sogar die sogenannte „Arbeiter-Marseillaise" anstimmten. Während dem zogen sich die Herren vom Komite und die übrigen Führer der sozial-demokratischen Partei aus dem Versammlungslokal zurück, um in anderen Lokalen über die weiteren Schritte für die Abhaltung des Kongresses zu berathen. Den Delegirten der Schweitzer'schen Partei sollten, wie wir hören, heute Morgen ihre Mandate zurückgegeben werden. Somit war die erste Versammlung eine total gescheiterte. Ob der Kongreß heute Vormittag im Mohrensaal seine Berathungen fortsetzen wird, ist in diesem Augenblicke, da wir dieses schreiben, noch nicht sicher. Es wird übrigens dafür genügend gesorgt, daß die Ruhe der Stadt auch nicht einen Moment gestört werden sollte. Eben, kurz nach 8 Uhr Früh, hält der Gothaer Arbeiterverein mit fliegender Fahne seinen Einzug.

Eisenach, 8. Aug. II. Nach den Erfahrungen des gestrigen Abends konnte an eine gemeinsame Verhandlung der beiden Fraktionen der Arbeiterpartei nicht mehr gedacht werden, ist auch von den Betheiligten selbst eine solche nicht gewünscht worden. Für die Berufer des Kongresses war die nächste Aufgabe: den Kongreß ohne die Delegirten der Schweitzer'schen Partei zu halten. Es mußte daher eine formelle Scheidung erfolgen, die man dadurch herbeiführte, daß den Gegnern die Mandate zurückgegeben, die Anhänger aber mit andern Legitimationskarten versehen wurden. Die Rückgabe der Mandate war mit folgendem Schreiben begleitet:

„Eisenach, 8. Aug. 1869. Herrn C. W. Tölcke z. Z. hier. Da ich gestern Abend wegen stets wachsenden Lärmens und wegen Singens Seitens der Anhänger des Herrn v. Schweitzer den Kongreß schließen mußte, so sende ich Ihnen im Auftrage der Berufer des allgemeinen deutschen social-demokratischen Arbeiter-Kongresses anbei diejenigen Mandate zurück, welche beim Eintritt in den Kongreß von den durch die im „Schiff" zu einer Vorversammlung berufenen Hrn. Delegirten

an das betreffende Komite abgegeben wurden. Indem ich Sie höflichst ersuche, die Ihnen hierbei zugehenden Mandate gefälligst an die einzelnen Delegirten auszuhändigen, zeichne ergebenst August Geib, Vorsitzender des allgemeinen deutschen social-demokratischen Kongresses."

Der Kongreß wurde nun unter Vorsitz der Herren Geib und Bebel im Saale des Gasthofs zum Mohren eröffnet, und sofort in die Tagesordnung: Berathung des Programms und der Organisationsvorlage, eingetreten. Herr Bebel als Referent motivirte in längerer Rede das aufgestellte Programm und betonte besonders die Nothwendigkeit einer Organisation, die sowohl dem Vorsitzenden als den Ausschuß vor Ueberschreitung seiner Befugnisse sichere und die Erfahrungen beim allgemein deutschen Arbeiterverein verhüte. Auch die vorgelegten Statuten der Lokalarbeitervereine wurden im Allgemeinen motivirt und hervorgehoben, daß es nicht möglich sei, als Verein der internationalen Arbeiter-Assoziation beizutreten, es vielmehr den Einzelnen vorbehalten werden müsse, den Einzelbeitritt zu vermitteln. Nachdem die Generaldiskussion über drei Stunden gedauert, trat um 1 Uhr eine anderthalbstündige Pause ein. Inzwischen war aber auch die Schweitzer'sche Partei nicht müßig. In einem Plakat laden die Herren Tölcke aus Berlin, Richter aus Dresden, Cylinsky aus Paris, Leinhos aus Altona, Liebisch aus Hamburg, Tauscher aus Augsburg, Hilbert aus München ebenfalls zu einem social-demokratischen Kongreß, welche im Löwensaal tagt, auf 4 Uhr Nachmittags ein, über dessen Verlauf wir nach Schluß dieses Referats besonders referiren werden. Zunächst setzen wir unsern Bericht über die Verhandlungen im Mohrensaale fort. — Pünktlich um 2½ Uhr wurden die Besprechungen wieder aufgenommen und in die Spezial-Diskussion des Programms eingetreten. Bei derselben sind manchfach interessante Darlegungen und Auffassungen zu Tage getreten, wie z. B. über den Gegensatz von Staats- und Selbsthülfe, über das der Ausübung des aktiven Wahlrechts berechtigende Alter (man hatte von einer Seite das 17. Lebensjahr gefordert), über den Rechtsboden für's gesellschaftliche gegenüber dem persönlichen Eigenthum und Anderes. Auch hier müssen wir uns ein spezielleres Eingehen auf die Einzelreden versagen. Der Antrag, statt „sozial-demokratische" „sozial-republikanische Partei" zu setzen, wurde aus Opportunitätsgründen abgelehnt. Das Programm wurde in seinen ersten drei Hauptpunkten bis 7 Uhr Abends in folgender Fassung angenommen:

I. Die sozial-demokratische Partei Deutschlands erstrebt die Errichtung des freien Volksstaats.

II. Jedes Mitglied der sozial-demokratischen Partei verpflichtet sich, mit ganzer Kraft einzutreten für folgende Grundsätze: 1) Die heutigen politischen und sozialen Zustände sind im höchsten Grade ungerecht und daher mit der größten Energie zu bekämpfen. 2) Der Kampf für die Befreiung der arbeitenden Klassen ist nicht ein Kampf für Klassenprivilegien und Vorrechte, sondern für gleiche Rechte und gleiche Pflichten, und für die Abschaffung aller Klassenherrschaft. 3) Die ökonomische Abhängigkeit des Arbeiters von dem Kapitalisten bildet die Grundlage der Knechtschaft in jeder Form, und erstrebt deshalb die sozial-demokratische Partei unter Abschaffung der jetzigen Produktionsweise (Lohnsystem) durch genossenschaftliche Arbeit den vollen Arbeitsertrag für jeden Arbeiter. 4) Die politische Freiheit ist die unentbehrlichste Vorbedingung zur ökonomischen Befreiung der arbeitenden Klassen. Die soziale Frage ist mithin untrennbar von der politischen, ihre Lösung durch diese bedingt und nur möglich im demokratischen Staat. 5) In Erwägung, daß die politische und ökonomische Befreiung der Arbeiter-Klasse nur möglich ist, wenn diese gemeinsam und einheitlich den Kampf führt, gibt sich die sozial-demokratische Partei Deutschlands eine einheitliche Organisation, welche es aber auch jedem Einzelnen ermöglicht, seinen Einfluß für das Wohl der Gesammtheit geltend zu machen. 6) In Erwägung, daß die Befreiung der Arbeit weder eine lokale noch nationale, sondern eine soziale Aufgabe ist, welche alle Länder, in denen es moderne Gesellschaft gibt, umfaßt, betrachtet sich die sozial-demokratische Partei Deutschlands, soweit es die Vereinsgesetze gestatten, als Zweig der internationalen Arbeiter-Assoziation, sich deren Bestrebungen anschließend.

III. Als die nächsten Forderungen in der Agitation der sozial-demokratischen Partei sind geltend zu machen: 1) Ertheilung des allgemeinen gleichen direkten und geheimen Wahlrechts an alle mündigen Männer vom 20. Lebensjahr an, zur Wahl für das Parlament, die Landtage der Einzelstaaten, die Provinzial- und Gemeinde-Vertretungen, wie alle übrigen Vertretungs-Körper. Den Vertretern des Volks sind genügende Diäten zu gewähren. 2) Einführung der direkten Gesetzgebung, Vorschlags- und Abstimmungsrecht durch das Volk. 3) Aufhebung aller Vorrechte des Standes, des Besitzes, der Geburt und Konfession. 4) Errichtung der Volkswehr an Stelle der stehenden Heere. 5) Trennung der Kirche vom Staat, und Trennung der Schule von der Kirche. 6) Obligatorischer und unentgeltlicher Unterricht in Volks-, und unentgeltlicher Unterricht in allen öffentlichen Schulen. 7) Unabhängigkeit der Gerichte, Einführung der Geschwornen- und Fachgewerbe-Gerichte, Einführung des öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahrens, und unentgeltliche Rechtspflege. 8) Abschaffung aller Preß-, Versammlungs-, Vereins- und Koalitionsgesetze. Einführung des Normalarbeitstages, Verbot der Kinderarbeit und Einschränkung der Frauenarbeit in den industriellen Werkstätten. 9) Abschaffung aller indirekten Steuern und Einführung einer einzigen direkten progressiven Einkommen- und Erbschaftssteuer. 10) Staatliche Förderung des Genossen-

Digitized by Google

schaftswesens und Staatskredit für freie Produktiv-Assoziationen unter demokratischen Garantien.

Die Verhandlungen werden heute Abend und morgen fortgesetzt. Die Betheiligung betreffend, so sind 262 Delegirte zur Vertretung von 148,250 Stimmen aus 193 Städten und Ortschaften anwesend. Von den Mandaten wurden 324 für richtig befunden und 26 beanstandet, nach den Staaten waren sämmtliche deutsche und außerdem noch Oesterreich, Ungarn, Frankreich und die Schweiz vertreten.

Der Kongreß der Schweitzer'schen Partei im Saale des „Löwen" wurde Nachmittags 4 Uhr durch den Sekretär des allgemeinen deutschen Arbeiter-Vereins Herrn Tölcke in Stellvertretung Schweitzers eröffnet. Derselbe referirt in längerer Rede über die Entwickelung des Vereins, die Vereinigung der Parteien Schweitzer und Mende, über das Ausscheiden eines Theiles der Vereinsgenossen und die Entstehung des sozial-demokratischen Kongresses, wozu auch sie, da die Einladung eine allgemeine gewesen, Delegirte entsendet und zwar seien sie hier als Beauftragte von 102,900 Stimmen in 110 Delegirten erschienen. Nachdem über die Vorgänge des gestrigen Abends motivirend referirt war, wurde das oben erschöpfliche Schreiben Geib's verlesen und beschlossen, den Kongreß hier fortzusetzen. Es wurden die Herren Tölcke und Lebder als Präsidenten gewählt. Eine Debatte zur Aufklärung über die Lassalle'schen Prinzipien, welche vorzugsweise für die zahlreich anwesenden Eisenacher Arbeiter berechnet war, bildete die Tagesordnung. Daß dabei heftige Ausfälle besonders gegen die Bebel-Liebknecht'sche Partei nicht fehlten, ist sehr erklärlich. Ja, eine Zeit lang beschäftigten sich, auf Aufforderung des Präsidenten, die einzelnen Redner lediglich damit, eine Reihe von Enthüllungen über die Vergangenheit der Herren Bebel und Liebknecht der Versammlung vorzuführen, bis die Annahme des Antrags, die genannten Herren seien nicht werth, daß man sich weiter im Kongreß mit ihnen beschäftige, dieser Seite der Debatte ein Ende machte. Dann wurden folgende Anträge von Richter und Lübkert in sehr begeisterten Worten motivirt und von den Delegirten einstimmig angenommen:

I. Der in Eisenach tagende sozial-demokratische Arbeiterkongreß sieht sich in der Sitzung vom 8. August 1869 veranlaßt, den Arbeitern Deutschlands folgende Erklärung über die Vorgänge auf diesem von den Herren Liebknecht und Bebel im Löwen zu Eisenach anberaumten sozial-demokratischen Kongreß abzugeben:

„In Erwägung, daß auf unehrliche Art die Einberufer des Kongresses eine Anzahl Arbeiter zu demselben beschieden haben, um durch deren Stimmenzahl ihre Ansichten als die allein richtigen dem deutschen Arbeiterstande aufzudringen. In Erwägung, daß der Eröffner des Kongresses, Hr. Geib aus Hamburg, Anträge nicht zur Diskussion und Abstimmung brachte, welche denselben nicht gefielen, und dadurch ein frevelhaftes Spiel mit den heiligsten Interessen des Arbeiterstandes trieb, weil dieselben folgenschwer auf die Entwickelung der Arbeiterbewegung einwirken. In Erwägung, daß oben genannter Herr nicht auf unsern Antrag (eine sofortige Prüfung der Mandate vornehmen zu lassen) einging, sondern eigenmächtig den Kongreß schloß, erklärt der Kongreß:

Es ist jenen Herren nicht um die Einigung der Arbeiter Deutschlands, sondern nur um die Herrschaft über dieselben zu thun.

Der Kongreß erklärt ferner: Der Kongreß konstituirt sich selbst und kann sich nur selbst schließen, weßhalb die Schließung desselben von einzelnen Männern nicht anerkannt und die Fortsetzung desselben eine gerechte ist.

II. Der in Eisenach tagende sozial-demokratische Arbeiterkongreß erklärt in der Sitzung vom 8. August 1869 die von Ferdinand Lasalle geschaffene Organisation der Arbeiter für den allgemeinen deutschen Arbeiterverein für die zweckentsprechendste und beste.

Er erblickt in den von Bebel, Liebknecht und Genossen angestrebten Versuchen zur Zerstörung des allgemeinen deutschen Arbeitervereins, einen Versuch, die Arbeiter in das Schlepptau anderer dem Arbeiterstande feindlichen Parteien zu nehmen. Er erkennt die von Ferd. Lasalle aufgestellten Prinzipien als die allein richtigen an, und ist deßwegen gegen alle halben Sozialisten.

Die einheitliche Leitung des Vereins findet er im Interesse der Arbeiter selbst geboten, da ohne dieselbe der Verein als kämpfende Partei zur Ohnmacht verdammt sein würde. Der Kongreß fordert daher alle ehrlich denkenden Arbeiter auf, sich diesem Vereine anzuschließen und allen entschieden den Rücken zu kehren, die Ferd. Lasalles Prinzipien und Organisation zu zerstören suchen.

Die Arbeiter Oesterreichs und die außerdeutschen Mitglieder der internationalen Arbeiter-Association begrüßt er als getreue Mitkämpfer für gemeinschaftliche Ziele, welche sind: „Zerstörung der Kapitalmacht und Vernichtung der Reaktion."

Dieser Kongreß schloß mit Absingung der Arbeiter-Marseillaise Abends 8 Uhr.

Nach Schluß der Verhandlung forderte der Vorsitzende Tölcke die Delegirten zu einem gemeinsamen Mahl im Vereins-Lokale auf. Derselbe hat für morgen (Montag) Abend eine allgemeine Arbeiter- und Volksversammlung anberaumt. — Sowohl bei der Versammlung im „Mohren", wie bei der im „Löwen" trafen zahlreiche Zustimmungstelegramme ein. (Eis. Tgbl.)

Im Verlaufe der Debatten des Kongresses vertheidigte sich Bebel gegen die Behauptung Tölcke's, er beziehe vom Hietzinger Hofe einen Jahrgehalt von 600 Thalern. Der geringe Beitrag der Mitglieder des Nürnberger Arbeiterverbandes habe zu den großartigen Agita-

tionen freilich lange nicht ausgereicht, und es seien dazu allerdings von anderer Seite Mittel geflossen, aber nicht von Hetzing, sondern durch Dr. Ladendorf in Zürich, der aus dem 1848er Revolutionsfond 900 Thaler zur Disposition gestellt habe, demselben Fond, den Kinkel im Jahre 1850 unter den Emigranten der Jahre 1848 und 1849 in Amerika für revolutionäre Zwecke in Deutschland sammelte. Das sei das vielbesprochene Hetzinger Geld. — Der Kongreß beschloß darauf, über Thiele „mit Verachtung" zur Tagesordnung überzugehen. (Volksztg.)

Neue Sonette von Herman Lingg.

II.

Wind, Wolke, Lichtstrahl, zieh'n die alte Reise
Um unsern Erdball, thürmen Nacht und Wogen,
Versenken Schiffe, wölben Regenbogen —
Das alte Schauspiel, stets in neuer Weise.

Die Monde wiederholen ihre Kreise,
Die Schaar der Vögel kommt ins Jahr geflogen,
Geschlecht kommt um Geschlecht herangezogen,
Es wird zum Mann das Kind, der Mann zum Greise.

Wir seh'n, wie bis hinauf zum Glanz der Kronen
Das Unglück dringt, wie Schuld und Noth und Schande,
Pest, Krieg und Feuer nirgends ruh'n und schonen;

Was klagst Du, wenn Du nicht gleich alle Bande
Zerbrechen kannst, um wie ein Gott zu thronen?
Auf! rüste Dich zu größ'rem Widerstande!

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus London, 8. August: Auf dem Themsequai ist eine Reihe von Experimenten mit einer neuen Maschine zum Behauen von Steinen, einer amerikanischen Erfindung, im Gange. Dieselbe besteht aus einer einfachen Vorrichtung, welche einen Steinblock unter einer mit einer Reihe von Meißeln, oder einem einfachen Messer versehenen Querstange durchsägt. Die Querstange wird durch eine Kurbelachse in eine Art oscillirende Bewegung gesetzt, welche die Bewegung von Hand und Klöpfel des Steinhauers genau nachahmt, und sie nur an Kraft und Schnelligkeit übertrifft. Zumal für verschiedene Granitsorten, welche bisher wegen ihrer Härte nicht wohl verwendbar waren, ist die neue Maschine nicht hoch genug zu schätzen. So wurden bei den erwähnten Experimenten zwei ganz gleiche Steinblöcke, der eine durch einen geübten Steinmetzen, der andere durch die Maschine bearbeitet, und während die letztere ihre Aufgabe in 2 Stunden gelöst, brauchte der erstere zu seiner weniger exakten Arbeit 15½ Stunden. Der Prozeß ist folgender: Der rauhe Steinblock wird zuerst unter eine Reihe von Meißeln gebracht, welche die Oberfläche mit Rinnen durchziehen und dann unter ein einziges großes Messer, welches die gerinnte Oberfläche gänzlich glättet. Für einige der weichern Steinsorten scheint die Maschine — die übrigens wenn nicht durch Dampf von einem einzigen Mann leicht getrieben werden kann — vorerst nicht verwendbar zu sein, da dieselben sich unter dem Einflusse der Meißel schichtweise abblättern und oft Unebenheiten zurücklassen, die für das Messer zu tief sind.

Die Ehefrau eines dreisten Bankerotteurs, welche mit ihrem Ehemanne in Elberfeld vor den Assisen stand, stellte demselben ein vollgiltiges Maturitätszeugniß über seine zeitgeistige Bildung in folgenden Worten aus: „Ihr Mann habe Spaß am Bankerottmachen gehabt und sie sei immer dagegen gewesen; ihr Mann aber habe gesagt: es habe das Erstemal gut gegangen, nun werde es auch das Zweitemal gut gehen, und dann können sie auch vorwärts!" Beide Ehegatten wurden verurtheilt, der Mann zu 2 Jahren Zuchthaus, die Frau (wegen Beihülfe) zu 6 Monaten Gefängniß.

Auflösung des Räthsels in Nr. 177:

Von den „Lippen" kommt es honigsüß,
Aber sauer auch, und gallenbitter,
Oft erschließen sie ein Paradies —
Oft verkünden sie ein Ungewitter;
So geneigt, zum Guten wie zum Bösen,
Sind's empfindlich räthselhafte Wesen.

M. M.

Geschichtskalender.

14. Aug.	1759.	Todestag des Komponisten Händel.
„	1845.	Adolph v. Trützschler wird in Mannheim von den Preußen erschossen.
15. Aug.	1760.	Schlacht bei Liegnitz.
„	1769.	Geburtstag von Napoleon I. (Ajaccio).
„	1867.	Brand des Kaiserdoms in Frankfurt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 188 Montag, 16. August 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Nun?“ wandte sich der Wachtmeister wieder zu dem Rektor, „antworten Sie!“

„Was wollen Sie von mir? ich frage Sie bereits zum Zweitenmale.“

„Haben Sie den Eid auf die Konstitution geleistet, wie es das Gesetz vorschreibt? ja oder nein?“

„Nein,“ erwiderte der Priester.

„Sie gestehen also,“ fuhr der Wachtmeister fort, „daß Sie ein Widerspenstiger sind?“

„Ich gestehe, daß ich mich bloß um das Seelenheil meiner Pfarrkinder bekümmere.“

„Alsdann schnüren Sie Ihr Bündel und kommen mit mir,“ sagte der Wachtmeister.

„Und wohin wollen Sie mich bringen?“

„Nach Quimper.“

„Ins Gefängniß vielleicht?“

„Möglich; doch das ist nicht meine Sache; das mögen Sie dort mit den Herren vom Amte ausmachen.“

„Mein Gott, was hab' ich denn gethan?“

„Sie sind unbeeidet.“

„Aber“ . . .

„Kein Aber! lassen Sie das Geschwätz und kommen Sie!“ Dabei streckte der Wachtmeister seinen Arm aus, um den Priester zu fassen.

Der würdige Greis machte sich mit einer raschen Bewegung los, das Gemurmel der Dorfleute verwandelte sich in Rufe der Entrüstung, und die stärksten und kühnsten Bursche warfen sich zwischen den Priester und die Gendarmen. Mitten im lautesten Tumult eilte der alte Yoon herbei, seinen Stock in der Hand.

„Meine Jungens!“ rief er, „man hat unsern Marquis ermordet, man will unsern Rektor ins Gefängniß stecken! Werdet Ihr das dulden?“

„Nein! nein!“ schrie es von allen Seiten.

„Laroſe!“ kommandirte der Wachtmeister einem Trompeter, „blase Appell!“

Der Trompeter gehorchte.

Der Wachtmeister zog hierauf den Departementsbeschluß hervor und verlas ihn mit lauter, vernehmlicher Stimme. In der Menge trat ein Moment des Zauderns ein. Der Wachtmeister wollte ihn benützen; er packte den Rektor zum Zweitenmal beim Arm, aber die Bauern stürzten sich auf ihn und machten den Priester los. Der Wachtmeister stieß zornig den Kolben seines Karabiners auf die Erde. Er hatte blos zwölf Soldaten gegenüber einem Haufen von mindestens hundertfünfzig Bauern. Er begriff, daß trotz Karabinern, Pistolen und Säbeln der Kampf ein ungleicher war.

„Aufsitzen!“ rief er seinen Leuten zu. Die Menge, welche glaubte, er wolle zum Abmarsch kommandiren, machte ihm Platz. Doch er wandte sich abermals zum Rektor und sagte: „Im Namen der Nation, des Königs und des Gesetzes, befehle ich Ihnen, mir zu folgen!“

„Nein, nein!“ heulte die Menge.

„Habt Acht!“ kommandirte der Wachtmeister.

„Um Gotteswillen, Kinder!“ . . . flehte der Rektor, und suchte den Tumult zu beschwichtigen; aber seine Stimme wurde von den wilden Rufen der Menge übertäubt. Von allen Seiten schlüpften die Kinder herbei und brachten ihren Vätern die eisenbeschlagenen Stöcke, welche ihnen ihre Weiber schickten.

„Ziehet den Säbel!“ kommandirte der Wachtmeister.

Die Säbel rasselten aus den Scheiden. Die Bauern wichen zurück. Der Augenblick war entscheidend.

Plötzlich erscholl Pferdegetrappel und ein neuer Trupp Soldaten, stärker als der Erstere, sprengte heran auf den Dorfplatz. Der Wachtmeister stieß einen Freudenruf aus. „Soldaten! rief er, „haut die Canaille nieder!“

„Nieder mit den Blauröcken!“ heulte die Menge, nieder mit der Konstitution!“

„Ah, meine kleinen Bretagner!“ rief der Unterlieutenant, welcher den neu angekommenen Trupp kommandirte, „ihr spielt Rebellion? . . . Habt Acht! vorwärts marsch!“

Der Zusammenstoß war kaum mehr aufzuhalten. Die Frauen weinten, die Kinder schrieen, die Soldaten fluchten, und die Bauern erwarteten kalt und ruhig, die Waffen in der Hand, stehenden Fußes den Angriff der Reiter.

Der alte Yoon eilte in seine Wohnung. „Yvonne!“ rief er.

Digitized by Google

„Vater! erwiderte das junge Mädchen, am ganzen Körper zitternd.

„Wo ist Jahoua?“

„In Penmarkh, Vater, Ihr wißt es ja.“

„Kommt er nicht zurück?“

„Ja, Vater, ich erwarte ihn jeden Augenblick.“

Mittlerweile hatte der Alte eine Flinte, die über dem Kamine hing, herabgenommen. „Höre, Mädchen,“ sagte er, „gehe rückwärts durch den Obstgarten, dringe durch die Ginsterhecken auf den Weg nach Penmarkh und eile Jahoua entgegen, damit er seine Schritte beflügle; wir haben zu wenig Bursche hier, und ich möchte nicht, daß Dein Bräutigam, während es hier losgeht, fern bleibe.“

„O, mein Gott!“ rief Yvonne, man wird sich also schlagen?“

„Ja wohl?“

„Vater, um des Himmelswillen, schont Euch.“

„Still, Kind, denk' an das, was ich Dich geheißen und gehorche.“

„Ja,“ erwiderte das junge Mädchen, umarte zärtlich den alten Mann und eilte davon.

„Mindestens wird sie vor aller Gefahr geborgen sein!“ murmelte der alte Yvon, und eilte hinaus zu seinen Freunden.“

Yvonne flog mehr als sie ging, in der von ihrem Vater angegebenen Richtung. Ihr Herz schlug heftig vor Angst und Aufregung. Sie durcheilte den Obstgarten, das Ginstergestrüpp, und hatte bereits den Seitenrand der Straße erreicht, als ein plötzlicher Ruf in ihrer Nähe sie in ihrem Laufe aufhielt. Bevor sie noch Zeit hatte, in der hereingebrochenen Dämmerung zu erkennen, von wem dieser Ruf ausgegangen, fühlte sie sich von zwei kräftigen Armen erfaßt und von der Erde gehoben. Sie wollte sich wehren, um Hülfe rufen, aber ein mit Blitzesschnelle um ihren Mund geknüpftes Tuch erstickte jeden Schrei, und eine um ihre Hände geworfene Schlinge vereitelte jeden Widerstand. Drei Männer umringten sie. Ohne ein Wort zu reden, faßte sie einer derselben in seine Arme und eilte auf die Straße. Ein kräftiges Pferd stand da gesattelt und gezäumt. Der Unbekannte legte Yvonne auf den Hals des Pferdes und schwang sich dann selbst in den Sattel. Seine beiden Begleiter traten heran; der Reiter griff in die Tasche und warf ihnen eine Geldbörse zu. Dann umschlang er Yvonne mit seiner Rechten, ergriff mit der andern Hand die Zügel, und galeppirte in der Richtung gegen Penmarkh davon.

Aus Fousnan scholl in demselben Augenblick ein heftiges Flintenfeuer herüber. Der Zusammenstoß war geschehen.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Aloys Ritter v. Auer.

(Schluß.)

Die Erfolge Auers, die Anerkennungen, die ihm von allen Seiten zu Theil wurden, mußten ihm natürlich viele Feinde zuziehen, und die Bureau-Intrigen nahmen kein Ende. Von seinen Feinden wurde ein förmliches Spionier-System gegen ihn organisirt; anonyme Briefe beschuldigten ihn sogar des Mißbrauchs ärarischen Eigenthums. Auer verlangte eine strenge Untersuchung, deren Ergebniß war, daß Seine Majestät den Regierungsrath Auer zum wirklichen Hofrath mit dem Gehalt von 4000 fl. ernannte.

Bruck, der das Streben Auers zu würdigen verstand, ließ ihm auch volle Gerechtigkeit widerfahren, und stand für die Deckung der Aufträge an die Staatsdruckerei stets ein, was unter den vorherigen Ministerien nicht der Fall war, da damals die meisten Aufträge mündlich ertheilt wurden. Da Gesetze zu Hunderten produzirt und widerrufen wurden, entstand Makulatur im Werthe von Tausenden von Gulden. Das Stempelgesetz allein wurde viermal gedruckt, weil es von falschen Zitaten wimmelte, die durch Umänderungen entstanden waren. Dieß Alles geschah auf Kosten der Staatsdruckerei, ohne Rücksicht auf ihre Kasse, in einer Hast, daß die Korrekturen nicht mehr aufzuzählen waren, und die Conti kaum mit Belegen versehen werden konnten. Fast nichts in der allgemeinen oder Kreditsabtheilung wurde gedruckt, das nicht während der Drucklegung sistirt worden wäre, so daß die Auflagen verworfen, vernichtet wurden, und an deren Stelle neue gedruckt werden mußten. Conti wurden jahrelang nicht erledigt und bezahlt. Alles mußte in der kürzesten Zeit vollendet werden, so daß das große Personal Tag und Nacht ununterbrochen arbeitete, und dadurch alles drei-, viermal so hoch zu stehen kam, als es gekostet haben würde, wenn es vor der Drucklegung richtig gestellt worden wäre. Die Existenz der Staatsdruckerei wurde dadurch bedroht, da hintendrein Niemand die Verantwortlichkeit übernahm, und sich die Ansicht geltend machte, als produzire die Staatsdruckerei zu theuer, während die Arbeiter nach dem in allen Druckereien Wiens eingeführten Tarif, also gerade so bezahlt wurden wie die Arbeiter der Privatbuchdruckereien.

Trotzdem daß Auer Direktor der Staatsdruckerei mit etwa tausend Arbeitern, und Direktor der Schlögelmühle mit fünfhundert Arbeitern war, übertrug man ihm auch noch im Jahre 1862 die Oberleitung der Porzellanfabrik mit zweihundert Arbeitern, weil die damalige Direktion sich aus ihren Rückständen nicht retten konnte, und von der Ordnungsliebe Auers zu hoffen war, daß Alles ins Geleise kommen werde. In der That war auch in kürzester Frist Alles aufgearbeitet, und Auer erhielt hiefür, so wie für die Anwendung

der Photographie auf Porzellan, ein Belohnungsdekret. Der Finanzausschuß des Abgeordnetenhauses drang jedoch auf Aufhebung der Porzellanfabrik, und Auer erhielt auf sein wiederholtes Ansuchen am 3. April 1864 seine Enthebung von der Oberleitung dieser Fabrik.

Dem rastlosen Streben Auers gelang es aus der Maisstrohfaser ein dauerhaftes Papier zu erzeugen, und im Anfang 1864 wurde eine Ausstellung verschiedener Gattungen dieses Papiers in der Staatsdruckerei veranstaltet, welche jedoch von keinem der Minister, mit Ausnahme des Polizeiministers Freiherrn v. Mecsery, besucht wurde, der sich sehr befriedigt darüber aussprach. Die Proben mit der Maisstrohfaser wurden auf Aufforderung Freiherrn v. Bruck angestellt und jahrelang fortgesetzt, und als Auer zu einem günstigen Ergebniß gelangt war, wurde die Maisstrohpapier-Erzeugung vom Finanzministerium eingestellt, obgleich der preußische Justizminister Graf Zur Lippe eine bedeutende Quantität davon beziehen wollte, und, der großen Dauerhaftigkeit des Stoffes wegen, die preußischen Hypothekenbücher daraus herstellen zu lassen, um den Preis dafür nach dem Tarif bezahlen wollte. So trieb man in Oesterreich Nationalökonomie.

Der kleinen und großen Nadelstiche müde, ersuchte Auer um seine Pensionirung, welche auch der Kaiser, die großen Verdienste Auers anerkennend, mit vollem Gehalt bewilligte. Auer nahm sich aber die ihm widerfahrenen Kränkungen sehr zu Herzen, ein Schlaganfall im vorigen Jahre lähmte ihn zur Hälfte, und am 10. Juli d. Js. verschied der Mann, der während seines Wirkens 24 Orden und 2 Medaillen sich errungen, und von vielen gelehrten Gesellschaften zum Mitglied ernannt worden war. Was Auer für Oesterreich, für Kunst und Wissenschaft gethan, wird noch lang im Andenken der Mitwelt bleiben.

Der fünfte internationale Thierschutzvereins-kongreß zu Zürich am 2., 3., 4., 5. und 6. August 1869.

Von 32 europäischen, 2 amerikanischen und 2 Vereinen aus dem Norden Afrikas, aus Algier und Oran, beschickt, fand in den ersten Tagen des Augusts zu Zürich in dem Kantonsrathhaus der 5. internationale Thierschutzkongreß unter lebhafter Betheiligung Seitens der Einwohnerschaft Zürichs statt. Einzelne Deputirte waren von ihren Frauen und Töchtern begleitet, welche, das sei hier rühmend vorausgeschickt, den langandauernden, bisweilen recht geschäftsmäßigen Verhandlungen mit lobenswerther Bebarrlichkeit anwohnten, als Repräsentanten eines Geschlechts, das, wenn es erst einmal der Sache des Thierschutzes mit dem rechten Sinne sich hingibt in Wort und That, bald alle Vereine zum Schutze der Thiere entbehrlich machen dürfte. Wozu auch dann noch Vereine, wenn jede Hausfrau in ihrem Hause bei Gesinde und Kindern Rohheit und Grausamkeit gegen die Thiere energisch niederhält, wenn jede Mutter in den zarten Herzen ihrer Kinder den göttlichen Funken der Liebe und des Erbarmens gegen alles Geschaffene heat und pflegt? Doch soweit sind wir leider noch nicht, Vereine bestehen noch, müssen noch bestehen, Kongresse müssen beschickt werden, gemeinsame Beschlüsse, gemeinsames Voraeben und Handeln zu fördern. So in Zürich. Am 2. August begannen die Sitzungen des Kongresses, nachdem am Abend zuvor im Baugarten die Deputirten sich gegenseitig begrüßt und das Bureau gewählt hatten, unter dem Präsidium des Hrn. Pfarrers Wolff von Weiningen, mit einem Gebete des Präsidenten und einer vortrefflichen Eröffnungsrede, in welcher er vor Allem dem Thiere sein Recht auf unverkümmerte Existenz, auf humane Behandlung vindizirte, und die Vereine die Advokaten ex officio für dieses Recht nannte. Daß sie dieß wirklich sind, ging auch sofort aus den Berichten der einzelnen Abgeordneten über die Thätigkeit ihrer Vereine seit dem letzten, dem Pariser Kongresse, hervor, und erfreulich war es zu hören, wie diese Männer, die so häufig vom Unverstand und der Gleichgültigkeit bespöttelten und verhöhnten, doch auch hohe Erfolge ihres Strebens, ihrer regen Thätigkeit für das Wohl ihrer Mitgeschöpfe zu berichten vermochten, erfreulich zu sehen, wie die Macht des Gedankens, welchen sie vertreten, da und dort weite Breche gemacht hat in den Wall des Vorurtheils und Irrthums. Besonders hervorzuheben sind die Erfolge, welche der Verein in Boston dadurch errang, daß er ein Gesetz zum Besten der gequälten Kreatur zu Wege brachte, das mit drakonischer Strenge Mißhandlungen der Thiere wehrt, Vergehungen gegen dieselben mit Strafen bis zu 1500 Dollars oder 1 Jahr Gefängniß ahndet und, entgegen der geringen Theilnahme, die derartige Unternehmen bei uns finden, in 500,000 Exemplaren sein Vereinsblatt verbreitet. Aehnliches wurde von New-York berichtet, Anderes aus anderen Gegenden und Ländern. Doch sind bis jetzt auch die Amerikaner noch nicht im Stande gewesen, allem Mißbrauch zu steuern, was die nach diesen Berichten folgenden Verhandlungen über Viehtransport auf den Eisenbahnen bewiesen. Wie bei uns, so ist dort in Bezug auf Art und Weise des Transports und der Behandlung auf demselben noch viel zu wünschen übrig, und unsere Schaftransporte finden ihr Pendant in dem Transporte von Großvieh aus dem fernen Westen Amerika's nach Boston, das auch in enge Wagen zusammengepreßt, ohne Nahrung und Trank nach Boston gebracht wird, so daß einzelne Stücke noch genauer Ermittlung an Ort und Stelle bis zu 200 Pfd. auf dem Transport an Gewicht verloren. Wäre das nicht ein Wink auch für unsere Viehhändler, dürfte es nicht auch in ihrem

Digitized by Google

eigenen Interesse liegen, ihre Thiere selbst noch auf dem Wege zur Schlachtbank menschlich zu behandeln? Bessere Transportwagen, Ruhestationen bei längerer Reise mit Futterhäusern, Einführung und Ueberwachung des Tränkens während des Transports wurden als Hilfsmittel empfohlen und zu erstreben beschlossen, und vor Allem die Bestimmung, daß die Tarifsätze nicht mehr nach ganzen Waggons, sondern nach der Zahl der zu transportirenden Thiere von Seiten der Bahnverwaltungen berechnet und die Zahl der höchstens in einem Waggon zu transportirenden Thiere an demselben angeschrieben werden möchte. Ueber das folgende Thema: Schädlichkeit des Genusses vom Fleische gemarterter Thiere, ist allenthalben schon so viel gesprochen und geschrieben, daß hier nichts wesentlich Neues und Interessantes zur Sprache gebracht, auch keine Resolution gefaßt werden konnte.

(Schluß folgt.)

Neue Sonette von Herman Lingg.

III.

Geh nur, so wie du stets vorbeigegangen,
Vorbei an mir, o Glück, wenn Gold und Ehre
Dein Schooß enthielt; mein Wahlspruch heißt: „Entbehre,
Entsage jedem irdischen Verlangen!"

Zwar hab' ich stets mit Dankgefühl empfangen,
Gab mir das Schicksal eine weise Lehre,
Auch wenn ein Honigtropfen in die Leere
Der Tage fiel, die nur ein Klaglied sangen.

Weht nur in unsern Frühling, rauhe Winde,
Kein Schneefall soll mich in dem Glauben stören,
Als ob auch die Natur mit uns empfinde!

Ich könnte nicht der Lerche Jubel hören
In meinem Mißmuth, und das wonneblinde
Geschlecht der Blumen müßte mich empören.

Mannigfaltigkeiten.

In Ain-Sola in Algerien wurde ein artesischer Brunnen gegraben. Nachdem eine Tiefe von 44 Meter durchsenkt war, schlug ein dicker Wasserstrahl in die Höhe, welcher eine Unzahl kleiner Fische zu Tage förderte. Die Fische sind einen halben Zoll lang und gleichen Weißfischen. Die Weibchen unterscheiden sich von den Männchen durch dunkle Streifen am Körper. Aus der Thatsache, daß der Sand, der aus dem Bohrloche gehoben wurde, identisch ist mit jenem des Nilflusses, ergibt sich die Schlußfolgerung, daß eine unterirdische Verbindung zwischen diesem Brunnen und dem Nil bestehen muß.

Nach der Einkommensteuerliste von San Francisco ist ein Deutscher der reichste Mann Kaliforniens. Klaus Spreckles, aus Hannover gebürtig, gegenwärtig Präsident der Cal. Sug. Rafinery, der vor ungefähr fünfzehn Jahren mit wenigen Hundert Dollars seine Laufbahn in San Francisco begann, hat sein jährliches Einkommen auf 113,000 Dollars angegeben.

Obst von der Küste des stillen Oceans erscheint seit Eröffnung der Pacificbahn in New-York auf dem Markte. Die prächtigen Trauben, Pflaumen und Birnen, die von Kalifornien lange schon gerühmt worden waren, haben so starke Nachfrage gefunden, daß man einem schwunghaften Obstgeschäft auf der neuen Linie entgegensieht.

Am 26. Juli langte in Odessa ein Eisenbahnzug an, dessen Lokomotive zum Erstenmale anstatt mit Steinkohlen mit roher Naphtha geheizt worden war.

Räthsel.

Das Erste frißt,
Das Zweite ißt,
Das Dritte wird gefressen;
Das Ganze wird gegessen.

Rebus.

N 8 K P.

Geschichtskalender.

16. Aug. 1312. Ein Deutscher baut in Venedig die erste Orgel.
„ 1863. Großer Fürstentag in Frankfurt a. M.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 189 Dienstag, 17. August 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

XVIII.

Eine halbe Stunde, bevor die Gendarmen in Fouesnan eingedrungen waren, trabte Jahoua, der Bräutigam Yvonne's, auf seinem Pferde den Weg der schwarzen Steine gegen das Dorf zu. Der junge Pächter war ganz in Gedanken an die bevorstehende Hochzeit versunken, und wiegte sich in glänzenden Hoffnungsträumen. Schon erblickte er die Kirchthurmspitze von Fouesnan; eine halbe Stunde Weges, und er war am Ziele.

Wenn sich der Leser an die Scene erinnern will, die wir am Anfange unserer Erzählung bei Gelegenheit des Mordanschlags Keinec's gegen Jahoua und Yvonne schilderten, so wird er sich erinnern, daß der Weg zu beiden Seiten mit dichtem Ginstergesträuch bepflanzt war. Daraus brach plötzlich, als eben Jahoua sein Pferd zu schnellerem Lauf antreiben wollte, ein Mensch hervor. Dieser Mensch mit todtenbleicher Miene und wirren Blicken war Keinec. Jahoua hatte keine andere Waffe, als seinen Bretagner Stock. Keinec hielt seine Flinte in der Hand. Die beiden jungen Männer blieben einen Augenblick unbeweglich und blickten einander starr ins Gesicht. Jahoua war ein beherzter Bursche; als er seinen Nebenbuhler erblickte, errieth er sofort, daß eine tragische Scene bevorstehe. Nichtsdestoweniger kündete seine Miene die geringste Furcht, und als er sprach, klang seine Stimme ruhig und fest.

„Was willst Du von mir, Keinec?" fragte Jahoua.

„Das weißt Du wohl, Jahoua!" erwiderte der junge Matrose, „oder hast Du Dich nie bei Dir selbst gefragt, ob Du meine Rache zu fürchten hast?"

„Weßhalb sollt' ich sie fürchten? Was hast Du mir vorzuwerfen, daß Du mir mit Rache drohen willst?"

„Wie?" rief Keinec, „Du wagst es, zu fragen? Muß ich Dich an die Schwüre Yvonne's und ihren Verrath erinnern?"

„Höre, Keinec," erwiderte der junge Pächter, „ich wünschte schon lange eine Gelegenheit, mit Dir ohne Zeugen zu sprechen.

„Du?... mit mir?" fragte der Matrose erstaunt.

„Ja, ich; denn zwischen uns ist eine Erklärung nothwendig; das Glück und die Ruhe Yvonne's hängen davon ab. Keinec, Du wirfst mir vor, Dir die Zuneigung des Mädchens, das Du liebst, geraubt zu haben. Keinec, Du wirfst Yvonne vor, daß sie ihren Schwur gebrochen habe. Du bedrohst uns Beide mit Deiner Rache, und wenn Du uns bis jetzt kein Leid zugefügt hast, so geschah es nur, weil Gottes Wille es verhindert. Ist dem so oder nicht?"

„Ja, es ist so," versetzte Keinec finster.

„Ueberlege doch, bevor Du ein Verbrechen begehst!" fuhr Jahoua fort. „Was habe ich Dir gethan? ich kannte Dich nicht; Du galtst hier für todt; ich sah Yvonne und liebte sie. Habe ich mich also gegen Dich vergangen, da ich von Deinem Daseyn gar keine Ahnung hatte? Yvonne ihrerseits hat Dich lange Zeit beweint. Yvonne hielt Dich für immer verloren. Willst Du, daß sie, jung und schön, wie sie ist, in ewiger Einsamkeit leben sollte?..."

„Jahoua," unterbrach ihn Keinec heftig, „ich bin nicht gekommen, um Deine Reden anzuhören."

„Weßhalb bist Du eigentlich gekommen?"

„Um Dich zu tödten."

„Keinec," rief Jahoua, „ich bin ohne Waffen, willst Du mich morden?"

„Hast Du nicht mein Glück gemordet?"

„Einen Menschen tödten, der sich nicht vertheidigen kann, ist die That eines Feiglings."

„Einerlei, so will ich ein Feigling sein!"

Und Keinec machte sein Gewehr fertig. Jahoua erblaßte, aber rührte sich nicht.

„Höre," sagte Keinec, dessen Gesicht bleicher und verstörter aussah, als das des jungen Pächters, „ich will Deine Seele nicht zu gleicher Zeit mit Deinem Leibe tödten; ich gewähre Dir fünf Minuten zum Beten."

„Ich brauche sie nicht," rief Jahoua. „Gott steht uns Beide; Gott liest in unseren Herzen, er wird uns Beide richten."

„Jahoua, ich frage Dich noch einmal, willst Du auf Yvonne verzichten?"

„Niemals!"

„Dann Gnade Dir! Du hast Dir selber Dein Urtheil gesprochen! Wohlan, so stirb."

Digitized by Google

Wüthend legte er an und drückte los. Der Schuß versagte. Blos das Pulver auf der Pfanne zischte auf.

Keinec stieß einen Schrei aus.

„Er ist unverwundbar!“ rief er, „unverwundbar, wie Carfor gesagt hat.“

„Keinec,“ sagte Jahoua gelassen, „jetzt bist Du Deinerseits ohne Waffe.“

„Nun? und?“ rief Keinec, sich aufrichtend.

„Jetzt bist Du ohne Waffe und ich habe meinen Stock. Bei diesen Worten sprang Jahoua vom Pferde. Keinec faßte seine Flinte beim Laufe, um sie als Keule zu gebrauchen. Die beiden jungen Männer blickten sich einige Sekunden lang drohend an.

Man erriet, daß ein Kampf zwischen ihnen fürchterlich werden mußte, denn Beide waren fast von gleichem Alter und von gleicher Stärke.

Da ertönten plötzlich in der Ferne Flintenschüsse.

„Was ist Das?“ rief Keinec.

„Das ist offenbar in Fouesnen; man schlägt sich dort. Yvonne ist vielleicht in Gefahr.“

„Nun denn, wenn sie wirklich in Gefahr ist, so will ich allein sie retten,“ rief Keinec und stürzte auf Jahoua zu.

(Fortsetzung folgt.)

Der social-demokratische Arbeiterkongreß.

Eisenach, 9. Aug. Der sozial-demokratische Kongreß hat in seiner gestrigen Abendsitzung, so wie heute Vor- und Nachmittags die Berathung der Organisations-Vorlage fortgesetzt und zum Abschluß gebracht. Bei der Debatte traten auch heute manche interessante Momente zu Tage, über die ein Näheres zu berichten wir uns versagen müssen. Der Name der Partei gab zu heftigen Debatten in einem Umfange Anlaß, daß die Konstituirung fast zweifelhaft wurde; man entschied sich schließlich für die Bezeichnung „Sozial-demokratische Arbeiter-Partei.“ Die gefaßten Beschlüsse lauten folgendermaßen:

IV. Jedes Mitglied der Partei hat einen monatlichen Beitrag von 1 Groschen (3½ kr. südd., 5 kr. österr., 12 Centim) für Parteizwecke zu entrichten. Die Parteigenossen, welche auf das Parteiorgan abonniren und dies glaubhaft nachweisen, sind während der Dauer des Abonnements ihrer Beitragspflicht enthoben. Der Ausschuß ist ermächtigt, Ermäßigungen eintreten zu lassen.

V. Der Beitrag ist monatlich franko an den Partei-Ausschuß abzuliefern.

VI. Wer drei Monate lang seine Pflichten gegen die Partei nicht erfüllt, wird als Parteimitglied nicht mehr betrachtet.

VII. Mindestens Ein Mal im Jahr findet ein Partei-Kongreß statt, auf dem über alle die Partei berührenden Fragen berathen und beschlossen, der Vorort der Partei, sowie der Sitz der Kontrollkommission und der Ort für den nächsten Parteikongreß bestimmt wird. — Die Entschädigung für den Ausschuß, resp. einzelne seiner Mitglieder setzt der Kongreß fest.

VIII. Außerordentliche Kongresse finden statt, wenn der Ausschuß oder die Kontrollkommission mit absoluter Majorität dies beschließt, oder wenn $\frac{1}{5}$ sämmtlicher Parteimitglieder darauf anträgt.

IX. Zu jedem Kongreß ist die vorläufige Tagesordnung mindestens vier Wochen vorher durch den Ausschuß im Parteiorgan bekannt zu machen. Die innerhalb der nächsten 10 Tage nach erfolgter Bekanntmachung von Seiten der Parteigenossen einlaufenden Anträge sind alsdann mindestens 14 Tage vor dem Kongreß als definitive Tagesordnung zu veröffentlichen. Auf dem Kongreß gestellte selbstständige Anträge kommen nur dann zur Verhandlung, wenn sich mindestens $\frac{2}{3}$ der Delegirten dafür erklären.

X. Jeder Delegirte hat eine Stimme. Die Parteigenossen, welche sich an einem Orte an der Wahl der Delegirten betheiligen, dürfen nur 5 stimmberechtigte Abgeordnete zum Kongreß entsenden, Parteimitglieder, welche nicht Delegirte sind, haben nur berathende Stimme.

XI. Spätestens 3 Wochen nach dem Kongreß muß das Kongreßprotokoll allen Mitgliedern zum Kostenpreise zugänglich gemacht werden. Alle Kongreßbeschlüsse, welche Abänderungen des Statuts, der Grundsätze und der politischen Stellung der Partei oder die Besteuerung derselben betreffen, müssen innerhalb 6 Wochen nach dem Kongreß der Urabstimmung aller Parteimitglieder unterbreitet werden. Einfache Majorität der Abstimmenden entscheidet. Das Resultat der Abstimmung wird im Parteiorgan veröffentlicht.

XII. Die Leitung der Parteigeschäfte ist einem Ausschuß von 5 Personen, als einem Vorsitzenden und dessen Stellvertreter, einem Schriftführer, einem Kassirer (der eine entsprechende Kaution zu leisten hat) und einem Beisitzer, übertragen. Sämmtliche Ausschußmitglieder müssen an Einem Orte oder in dessen einmeiligem Umkreise wohnhaft sein und werden von den, am Vororte der Partei wohnhaften Parteimitgliedern in besonderen Wahlgängen durch Stimmzettel mit absoluter Majorität gewählt. Treten im Laufe des Jahres im Ausschusse Vakanzen ein, so hat der Vorort — mit Ausnahme des in § 17 erwähnten Falles — nach demselben Wahlmodus die Ergänzungswahlen vorzunehmen.

XIII. Der Ausschuß muß innerhalb 14 Tage nach stattgehabtem Kongresse gewählt sein bis zu dieser Wahl verbleibt dem bisherigen Ausschuß, falls der Kongreß nicht anders verfügt, die Geschäftsführung.

XIV. Der Ausschuß faßt alle Beschlüsse gemeinsam und ist nur dann beschlußfähig, wenn in einer ordentlich einberufenen Sitzung wenigstens 3 Mitglieder anwesend

Digitized by Google

sind; derselbe gibt sich, soweit nicht der Kongreß darüber bestimmt, selbst eine Geschäftsordnung.

Der Ausschuß ist dem Parteikongreß für alle seine Handlungen verantwortlich.

XV. Um Eigenmächtigkeiten des Ausschusses möglichst zu verhüten, konstituirt die Partei eine Kontrollkommission von 11 Personen, an die alle von dem Ausschuß unberücksichtigt gelassenen Beschwerden zu richten sind, und die zugleich die Geschäftsleitung des Ausschusses zu kontroliren hat.

XVI. Die Kontrollkommission wählen die Parteimitglieder desjenigen Orts und seines halbmeiligen Umkreises, welcher von dem Parteikongreß als Sitz der Kontrollkommission bestimmt worden ist. Die Wahl erfolgt durch Stimmzettel und hat spätestens 14 Tage nach dem Kongreß stattzufinden. Das Protokoll ist in 14 Tagen zu veröffentlichen.

XVII. Die Kontrollkommission kann die Geschäftsführung, Akten, Bücher, Kasse ꝛc. des Ausschusses jederzeit prüfen und untersuchen, und ist berechtigt, falls sie begründete Ursache hat und der Ausschuß Abhülfe der Unregelmäßigkeiten verweigert, einzelne Mitglieder, wie den gesammten Ausschuß zu suspendiren, sowie die nöthigen Schritte für provisorische Weiterführung der Geschäfte zu thun. Es müssen solche Beschlüsse mit $\frac{2}{3}$ Majorität der Kontrollkommission gefaßt werden und ist, wenn mehr als die Hälfte der Ausschußmitglieder suspendirt wird, innerhalb 4 Wochen ein Parteikongreß einzuberufen, der endgiltig in der Sache entscheidet.

XVIII. Die Partei gründet eine Zeitung als Organ unter dem Namen „Volksstaat, Organ der sozialdemokratischen Arbeiterpartei.“ Das Organ erscheint in Leipzig und ist Eigenthum der Partei. Personen und Gehalt des Redaktions- und Expeditionspersonals, des Druckers, Preis des Blattes wird durch den Ausschuß bestimmt. Streitigkeiten hierüber entscheidet die Kontrollkommission, in letzter Instanz der Parteikongreß. Die Haltung des Blattes ist streng dem Parteiprogramm anzupassen. Einsendungen von Parteigenossen, welche dem entsprechen, sind — soweit der Raum des Blattes ausreicht — unentgeldlich aufzunehmen. Beschwerden über Nichtaufnahme oder tendenziöse Färbung der Einsendungen sind bei dem Ausschuß, in zweiter Instanz bei der Kontrollkommission anzubringen, welcher die endgiltige Entscheidung zusteht.

XIX. Redakteur und Expediteur des Organes dürfen nicht Mitglieder des Ausschusses sein.

XX. Die Parteimitglieder verpflichten sich, überall auf Grund des Parteiprogramms die Gründung sozialdemokratischer Arbeitervereine in die Hand zu nehmen.

Nachdem die Versammlung die Organisationsvorlage angenommen, erklärt der Präsident die sozial-demokratische Arbeiterpartei für konstituirt. (Beifall.) Hiernach wurden die behufs der Organisation nöthigen Anordnungen besprochen und zum Abschluß gebracht. Eine Redaktionskommission für das Sitzungsprotokoll wurde in fünf Personen sofort durch Akklamation gewählt. Als nächster Vorort wurde Braunschweig, als Sitz der Kontrollkommission Wien und als Versammlungsort für den nächsten Kongreß Stuttgart bestimmt. Die Kosten des Kongresses sollen durch Beiträge der Lokalvereine gedeckt werden. — Nachträglich zu den gefaßten Beschlüssen erhielt noch folgender Antrag die Zustimmung der Versammlung: „Beseitigung der durch die Zucht- und Arbeitshausarbeit den freien Arbeitern bereitete Konkurrenz.“ — Sodann berührte man die Genossenschaften und empfahl die Vereinigung mit denselben auf internationaler Grundlage, sowie die Befestigung derselben durch Rückversicherungs-Verträge. Das Vereins-Organ solle auch den Genossenschaften dienen. Als Delegirter zum September-Kongreß der Internationalen in Basel wird Herr Liebknecht gewählt, und den Delegirten der Beitritt zu jenen empfohlen. Die Absendung eines Grußes an die versammelten Lehrer in Weimar, mit dem Ersuchen, die Sache der Arbeiter zu der ihrigen zu machen und die Kinder zu tüchtigen freien Menschen zu erziehen, wird lebhaft unterstützt, obgleich dieser Antrag Tags vorher fallen gelassen wurde. Mühlwasser aus Brünn räth schließlich noch zu einem Aufruf an die Tschechen und Böhmen, damit sie sich zur Erstrebung der Gleichberechtigung der Nationalitäten und zur Hebung gemeinsamer Interessen verbänden, so wie zu einem Manifest an die Lehrer und das ländliche Proletariat in Oesterreich. Als provisorischer Leiter des Verbandes wird Bracke, Spier, Reidel und Ehlers ernannt. Nachdem noch mehrere Delegirte in begeisterter Weise die Schlußreden hielten, und ein frohes Wiedersehen in Stuttgart wünschten, ward der Kongreß um halb 9 Uhr Abends geschlossen.

Dürfen wir uns schließlich ein Urtheil über den Kongreß nicht versagen, so geht dieß einfach dahin, daß wir die Social-Demokratie, sei es nun im Sinne der Schweitzer'schen oder Bebel'schen Partei, mit dem gesammten staatlichen Organismus sowohl in Europa, als selbst in Amerika, nicht praktisch vereinbar halten, daß hingegen eine Lösung der einmal bestehenden Arbeiterfrage gesucht und gefunden werden muß, und zwar in Harmonie mit dem modernen Staatsrecht, das gleiches Recht für Alle will. Dem Arbeiter gleiches Recht, aber auch gleiche Pflicht, mit seiner Kraft und Fähigkeit, und auch auf dem Wege der genossenschaftlichen Assoziation sich den Erwerb für's Leben zu sichern. Jeder thue an seiner Stelle seine Schuldigkeit! Die erste gestörte Abendversammlung abgerechnet, war die Haltung des Kongresses eine anständige, die Leitung des Präsidiums eine geschickte. (Els. Tabl.)

Eine Korrespondenz der „K. Z.“ läßt sich über die Eisenacher Versammlung also vernehmen: Das Verlangen, die seit Monaten auf so pomphafte Weise verkündigte Versammlung der Delegirten aller sogen.

social-demokratischen Vereins Deutschlands zu Eisenach in größerer Nähe zu sehen, führte uns am 8. August in dieses kleine thüringische Städtchen. Was wir dort sahen und hörten, erfüllte uns mit allem Anderen mehr, als mit dem Gefühl der Achtung vor der Mehrzahl der dort versammelten Wortführer der Social-Demokraten, und die Ueberzeugung, daß von jenen Herren nun und nimmermehr eine neue Umgestaltung unserer sozialen Zustände hervorgehen wird, ward fester denn je in uns. Es war in der That ein komisches Schauspiel, was wir in Eisenach sahen, wobei sich freilich das Bedauern mit einmischte, daß noch immer so viele brave, fleißige Arbeiter einen Theil ihrer Zeit und ihres nur zu sauer erworbenen Geldes, was sie beides wahrscheinlich ungleich angenehmer und nützlicher verwenden könnten, dazu aufopfern, um die Schwindeleien dieser Agitationen zu unterstützen. Zuerst fiel schon die Uneinigkeit, ja, theilweise sogar bittere Gehässigkeit auf, die zwischen den verschiedenen Parteien dieser Social-Demokraten herrschte. Die Anhänger Bebel's, ungefähr 170—180 Mann stark, die sich äußerlich weitaus am anständigsten benahmen, versammelten sich im Gasthofe zum „Löwen", die von Schweitzer, ungefähr 200 Köpfe stark, dagegen im Gasthof zum „Schiff". Unter Letzteren bemerkte man viele Gesichter, die schon am Morgen von dem übermäßigen Genuß starker spirituoser Getränke sehr erhitzt aussahen.

Gleich zweien feindlichen Heereslagern unterhandelten beide Parteien durch zahlreiche Sendboten mit einander, die aber zu keinem Resultate gelangen konnten, denn die Mehrzahl der Schweitzerianer erklärte, die Bebelianer hinauswerfen und durchprügeln zu wollen, wenn diese sich ihren Beschlüssen widersetzen würden. Letztere, die in der Minderheit waren, suchten nun für etwaige Gewaltmaßregeln den Schutz der Polizei nach, und so geschah das unbeschreiblich Lächerliche, daß die Führer einer Partei, die sich vermißt, ganz Deutschland reformiren zu wollen, und allen bestehenden Verhältnissen den Krieg auf Leben und Tod zu erklären, sich sogleich unter den Schutz der Polizei einer kleinen thüringischen Landstadt stellten, um sich vor den Fäusten ihrer eigenen Gesinnungsgenossen zu sichern. Der eigentliche Kongreß selbst, dem wir nicht beiwohnten, hat kaum eine Stunde gedauert und mußte dann wegen des allzu großen Tumults, der in eine Prügelei auszuarten drohte, ohne irgend ein Resultat aufgelöst werden. Ein Herr Tölke, Sekretär eines Arbeiter-Vereins der Schweitzerianer, erhielt übrigens am Abend noch von seinen eigenen Reisegenossen gehörige Prügel, angeblich, weil er ihnen ihre starken Zechschulden nicht bezahlen wollte.

Mehrere fremde Literaten, so besonders auch ein Dr. Walster aus Dresden, Herausgeber jenes sogenannten Bulletin internationale, welches offen und ohne nur das leiseste Gefühl von Scham und Schande die Einmischung der Franzosen in unsere deutschen Verhältnisse fordert, machten sich durch ihre große Geschäftigkeit besonders bemerklich. Um es kurz zu fassen, mit einem ungetheilten Gefühl des Spottes und der Verachtung über diesen ganzen Kongreß der Social-Demokraten verließen wir am Abend Eisenach wieder, und mit uns theilten alle ruhig und unbefangen Urtheilenden dieselbe Ansicht.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Berlin, 12. Aug.: Die Anwendung des Velocipedes für den Postdienst ist bereits in der Praxis eingeführt. Der Postfußbote, welcher die Postbotengänge zwischen Celle und Bergen bei Celle zu besorgen hat, legt seit einiger Zeit seine Touren auf dem Velocipede zurück; in Folge dessen hat die Beförderungsfrist bei der Botenpost zwischen den genannten beiden Orten schon vorläufig von 5 auf 4 Stunden herabgesetzt werden können und es ist wahrscheinlich, daß eine weitere Abkürzung dieser Frist möglich wird. Es scheint somit die Verwendung des Velocipede zur Beförderung von Botenpostsendungen ganz geeignet und hat die norddeutsche Postverwaltung in Folge dieser Thatsache bereits in Erwägung gezogen, ob dieses Beförderungsmittel in der Postverwaltung, wo es thunlich, namentlich bei Beförderung von Botenposten in weitere Anwendung kommen soll. Uebrigens hat der betreffende Postfußbote in Celle, wie wir hören, sich das Velocipede aus eigenen Mitteln angeschafft und zur Verwendung desselben auf seinen Dienstlouren die Genehmigung der Oberpostdirektion in Hannover erhalten.

Homonyme.

Wer's versucht hat, mag es sagen,
Ob er's liebt, auf mir zu ruh'n;
Ganz gewiß, ich kann auch schlagen,
Ohne gerade weh' zu thun.

Geschichtskalender.

17. Aug. 1786 Todestag Friedrich des Großen in Sans-Souci.
„ 1794. Die Polen ermorden die Besatzung von Warschau.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 190 Mittwoch, 18. August 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Durch ein gegenseitiges stummes Uebereinkommen hatten Beide ihre Waffen weggeworfen; der Eine seinen Stock, der Andere sein Gewehr. Sie umschlangen sich mit den Armen und Einer suchte den Andern vom Boden zu heben und zur Erde zu werfen. Ihre Muskeln spannten sich, ihre Augen unterliefen mit Blut; die Gleichheit ihrer Körperstärke hob ihre gegenseitigen Kräfte so zu sagen auf. Die beiden Ringer näherten sich immermehr dem Straßenrande. Plötzlich fühlte Jahona den Boden unter seinen Füßen schwinden; er umschlang seinen Gegner fester, und Beide rollten, eng umklammert, den abschüssigen Seitenrand hinab in den Straßengraben.

Mittlerweile war die Sonne hinabgesunken und die Dämmerung hereingebrochen. Die beiden jungen Männer begannen in der Tiefe des Grabens den Kampf von Neuem. Es war klar, daß Einer von ihnen sterben mußte; an ein Ende des Kampfes war früher nicht zu denken. Bereits begann Jahona zu ermatten. Keinec, der seine Kräfte mehr geschont hatte, gewann immer mehr die Oberhand. Von beiden Seiten floß Blut; ein dumpfes Röcheln wand sich aus der Brust der Kämpfenden.

Fünf Minuten noch — und nur ein Lebender wäre noch auf dem Kampfplatz gewesen.

In diesem Augenblicke ertönte auf der Straße der Galopp eines heransprengenden Pferdes. Die beiden jungen Männer, die sich blutend und keuchend am Boden wälzten, achteten nicht darauf. Die Tritte des Pferdes kamen näher; der Reiter, der auf demselben saß, gewahrte in der Dämmerung die Schatten der beiden jungen Männer auf der Erde; er ward stutzig und wollte schon umkehren; aber das in seinem Rücken fortdauernde Flintengeknatter zu Fouesnan trieb ihn vorwärts. Er drückte seinem Thiere die Sporen in die Weichen, daß es einen heftigen Satz machte, und wie ein Pfeil an den Kämpfenden vorüberflog.

Ein gellender Hülfeschrei drang durch die Dunkelheit . . . Die beiden Kämpfenden ließen einander los, und sprangen, wie von einer Feder geschnellt, empor.

„Hast Du gehört?“ fragte Keinec.

„Ja,“ erwiderte Jahona zitternd.

Die beiden jungen Männer sahen einander an; Keiner dachte mehr daran, den Andern zu tödten. Der Schrei, der an ihre Ohren gedrungen war, schien Beiden Yvonne's Stimme gewesen zu sein, und es war ihnen, als ob ein Reiter mit einer weiblichen Gestalt im Arme an ihnen vorübergesprengt wäre. Beide liebten Yvonne zu sehr, als daß ihr Haß in der Liebe aufgegangen wäre. Von Fouesnan her knatterten unausgesetzt die Flintenschüsse.

„Man schlägt sich im Dorfe,“ murmelten die jungen Männer, und Beide standen abermals unentschlossen. „Jahona!“ sagte endlich Keinec, „Du bist tapfer. Schwöre mir, morgen, bei Tagesanbruch, wieder an derselben Stelle hier zu erscheinen.“

„Ich schwöre es.“

„Gut, und nun laß uns berathen, was zu thun ist. Ein Hülfeschrei ertönte, und ein Schatten kam an uns vorbei. Ich glaubte Yvonne zu erkennen.“

„Ich auch.“

„Wenn dem so ist, dann ist sie in Gefahr; retten wir sie vorerst, und dann kämpfen wir weiter.“

„Du hast Recht, Keinec, eilen wir. Halt! man schlägt sich in Fouesnan . . . vielleicht war das, was wir zu sehen und zu hören glaubten, nur eine Täuschung!“

„Möglich.“

„So eile nach Fouesnan, Jahona.“

„Und Du?“

„Ich setze dem Reiter nach,“ erwiderte Keinec.

„Nein, nein,“ rief der junge Pächter, „ich weiche nicht von Deiner Seite; wenn Yvonne in Gefahr ist, so will ich sie retten. Geh' Du nach Fouesnan!“

„Nein, ich mag nicht.“

Die beiden jungen Männer sahen einander zornig an; der Kampf schien von Neuem beginnen zu wollen. Jahona bückte sich, und raffte eine Hand voll kleine Steinchen auf. „Das Loos soll entscheiden,“ sagte er, „gerad oder ungerad?“

„Gerad,“ erwiderte Keinec.

In der Hand Jahonas befanden sich sechs Steinchen. Keinec stieß einen Freudenruf aus.

„Geh' Du nach Fouesnan also. Ich eile dem Reiter nach.“

Digitized by Google

Jahoua warf zornig die Steinchen weg, packte seinen Stock, schwang sich auf sein Pferd, das ruhig am Straßenrand graste, und jagte gegen das Dorf. Keiner eilte in entgegengesetzter Richtung davon.

XIX.

Als Jahoua in Fonsanan anlangte, war der Kampf bereits auf das Hitzigste entbrannt. Der Lieutenant, welcher das Kommando der Gendarmen übernommen hatte, war seiner Weisung, jedes Blutvergießen so viel als möglich zu vermeiden, getreu nachgekommen. Er hatte alle Beredtsamkeit aufgeboten, um die Dorfleute zur Besinnung zu bringen. Da er aber andererseits auch wieder den gemessenen Befehl hatte, den Rektor jedenfalls gefangen zu nehmen, so war alle Beredtsamkeit vergeblich.

Ueber diesen Punkt ließen die Bauern nicht mit sich sprechen, sie waren entschlossen, ihren Pfarrer mit Gut und Blut zu vertheidigen.

Der Lieutenant kommandirte, als er sah, daß alles Reden nicht fruchtete, zum Angriff. Die Reiter sprengten gegen die Menge an. Ein allgemeiner Schrei ertönte; drei von den Dorfleuten waren unter den Säbeln der Soldaten gefallen. Nun begann der förmliche Kampf. Es entstand ein furchtbares Handgemenge. Einige von den Pferden stürzten unter den Sensenhieben der Bauern zu Boden und rissen ihre Reiter mit. Die Gendarmen schlossen sich enger an einander und gaben Feuer aus ihren Karabinern. Die Bauern erwiderten mit Flintenschüssen.

Schlecht bewaffnet, schlecht geleitet, waren die Dorfleute dem Kampfe nur durch die Ueberzahl gewachsen; es war indessen klar, daß sie am Ende unterliegen mußten. Gegen eine Stunde schlug man sich bereits; auf beiden Seiten gab es Todte und Verwundete. In der ersten Reihe der Kämpfenden that sich der alte Yoon hervor. Mit einem lauten Freudenrufe begrüßte er Jahoua, als dieser an seiner Seite erschien.

Inzwischen gewannen die Soldaten immer mehr an Terrain; es war ihnen gelungen, sich des Rektors zu bemächtigen; sie bildeten um ihn eine geschlossene Kolonne, und schickten sich an, einen Durchgang zu erzwingen. Da erschien plötzlich ein neuer Trupp Männer im Sturmlauf und gab dem Kampfe mit Einemmale eine andere Wendung. Der Trupp bestand aus einigen dreißig Burschen, sämmtlich mit Karabinern und Piken und Enterbeilen bewaffnet. Es waren die Matrosen des „Jean-Louis" unter dem Kommando Marcof's. Wie ein Jaguar sprang dieser, in der einen Hand ein Pistol, in der andern ein Enterbeil, mitten unter die Soldaten, und begann ein furchtbares Gemetzel.

„Zurück, Ihr Andern!" rief er, den Bauern zu, und „Auf und dran!" seinen Leuten; „Feuer! Nieder mit den Blauröcken!"

„Tod den Banditen!" schrie seinerseits der Offizier; „es lebe die Nation!"

„Es lebe der König! Nieder mit der Konstitution!" schrie Marcof, und so heulte und lärmte es wild und furchtbar durcheinander.

(Fortsetzung folgt.)

Der fünfte internationale Thierschutzvereinskongreß zu Zürich am 2., 3., 4., 5. und 6. August 1869.

(Schluß.)

Die Frage, wie dem Zerstören der Vogelnester, dem Einfangen, Verkaufen und Wegschießen der nützlichen Vögel am nachhaltigsten gesteuert werden könnte, wurde nach längerer Besprechung der Vorurtheile gegen nützliche Thiere jeder Art, durch die Resolution beantwortet:

1) Anträge bei den betreffenden Regierungen zu stellen auf Erlaß von Gesetzen zum Schutze der nützlichen Vögel sowohl, als gegen das Tödten, Einfangen, Halten in Käfigen. Zerstören der Nester, Ausnehmen von Jungen und Eiern ꝛc.

2) Nach Möglichkeit populäre Schriften zu verbreiten zur Kenntniß der Vögel, besonders hinsichtlich ihrer Nützlichkeit.

Als schmerzloseste und humanste Schlachtmethode wurde durch Hofthierarzt Dr. Sondermann von München der Betäubungsschlag auf den Kopf, bei großen Thieren mit dem im Stuttgarter Schlachthaus längst eingeführten Lochbeile, und darauffolgende Oeffnung der Hauptblutgefäße empfohlen. Wenn hiebei auch anerkannt wurde, daß das Schächten der Schlachtthiere, wie es bei den Israeliten gebräuchlich, an sich keine Thierquälerei sei, so konnte doch selbst von Vertretern dieser Methode nicht in Abrede gezogen werden, daß bei den Vorbereitungen zum Schächten manche unnöthige Qual den Thieren bereitet werde. Der von den französischen Kongreßdeputirten empfohlene Nickfang fand als nur scheinbar schmerzlose Todesart keine Zustimmung. Ueber Pferdeschlächtereien und deren Einführung sprach der Abgeordnete von Hannover, dem in genannter Stadt die Einführung einer solchen gelungen war, die jetzt neben anderen mit großem Nutzen betrieben wird. Es wurde hiebei hervorgehoben, daß die höheren Stände hier mit gutem Beispiel vorangehen sollten, sowohl im Genuß des Fleisches, als auch dadurch, daß sie ihre abgängigen Pferde, statt sie zu verkaufen und so bis zum letzten Athemzug durch Arbeit ausnützen zu lassen, bei Zeit in die Pferdeschlächtereien abgeben. Unter den Mitteln, durch welche am meisten für Popularisirung des Thierschutzes geschehen könnte, wurde vor Allem

Bildung von Vereinen und lebhafte Betheiligung bei denselben hervorgehoben, sowie die Verbreitung guter Jugend- und anderer Schriften, dann aber, daß besonders durch gute Gesetze die Thierwelt geschützt werden müsse, und deßwegen beschlossen, sämmtliche Vereine zu veranlassen, sich an ihre Regierungen, wo nämlich ein gutes Thierschutzgesetz fehle, mit der Bitte zu wenden, ein solches zu erlassen, das den Begriff der Thierquälerei nach Thunlichkeit feststelle und erweitere und auch die Strafrahme möglichst ausdehne. Es wurde dies als einziges Mittel gegen die jeder Belehrung unzugängliche Rohheit mancher jungen und alten Thierquäler anerkannt. Nachdem noch gegen die Mißbräuche der Jagd gesprochen und beschlossen war, auch hiegegen also vorzugsweise nach oben, den Schutz der Gesetze anzurufen, wurde als nächster Kongreßort London gewählt und die Versammlung vom Präsidenten mit einigen herzlichen Worten geschlossen. Zahlreiche Schriften vieler Vereine waren zur Vertheilung an die Abgeordneten aufgelegt, darunter auch eine solche vom württembergischen Thierschutzverein, welche noch im Laufe dieses Herbstes zur allgemeinen Vertheilung kommen wird.

Aufs Liebenswürdigste von den Zürichern empfangen, werden den Gästen noch lange die schönen Tage von Zürich im Gedächtniß bleiben; eine Festfahrt im buntbewimpelten Schiffe auf die liebliche Ufenau zum Grabe Ulrichs von Hutten, die Besichtigung der Sammlungen Zürichs, ein Besuch in einer der lieblichsten Villen am See, deren Besitzer die Gäste einlud und aufs Beste bewirthete, ein Konzert und Feuerwerk in der Tonhalle am See und ein solennes Schußbankett im glänzend dekorirten Saale bildeten die Glanzpunkte des geselligen Beisammenseins nach der ernsten Arbeit des Tages. Kein Mißton störte die Harmonie der schönen Tage.

Marschall Niel.

Der am 13. August gestorbene Kriegsminister Marschall Adolf Niel war 1802 geboren und genoß seine militärische Erziehung erst in der polytechnischen Schule, dann als Unterlieutenant auf der Ingenieurschule zu Metz. 1827 wurde er erster Lieutenant, 1835 Kapitän im Geniekorps. 1836 schiffte er sich nach Afrika ein und war 1837 dem Generalstab des Expeditionskorps gegen Constantine zugetheilt. Bei der schwierigen und blutigen Wegnahme dieses Platzes, die man wesentlich den Arbeiten des Geniekorps verdankte, zeichnete er sich dermaßen aus, daß er vom Kriegsministerium beglückwünscht und später zum Geniekommandanten dieses Platzes ernannt wurde. Schon im folgenden Jahre, 1837, erfolgte seine Ernennung zum Chef de Bataillon, 1838 die zum Oberstlieutenant. Nach Frankreich zurückgekehrt, diente er im 3. Genieregiment zu Metz, zu dessen Oberst er 1846 ernannt ward. Sein Ruf als einer der fähigsten und gelehrtesten Ingenieur-Offiziere war schon dermaßen begründet, daß er im Jahre 1849 der Expedition nach Rom als Generalstabschef des Genie zugetheilt wurde, welcher Stellung zwei Monate später die Ernennung zum Brigadegeneral und Kommandanten des Genieweſens der Expedition folgte. Als solcher leitete er die dreiwöchentliche Belagerung von Rom, nachdem General Oudinot durch kopfloses Anrennen mit seiner geringen Macht vergeblich versucht hatte, die von Garibaldi und seinen zahlreichen begeisterten Schaaren vertheidigte ewige Stadt mit Sturm zu nehmen. Die Fachmänner loben einstimmig Niels Belagerungsoperationen, welche durch glückliche und geschickte Wahl des Angriffspunktes und energische Ausführung der Trancheearbeiten sich auszeichneten. Nach drei Wochen war eine Bresche fertig, die den 20. Juni gestürmt wurde; am 29. gelangten die Franzosen in den Besitz der ersten und beherrschenden Bastion, was den 3. Juli die Kapitulation der Stadt zur Folge hatte. Von dieser Expedition ruhmgekrönt heimkehrend, ward Niel dem Kriegsministerium zugetheilt, Mitglied des Geniekomites und 1853 Divisionsgeneral. Als solcher befehligte er die Genietruppen in dem Korps des Generals Baraguay d'Hilliers, der im August 1854 mit der baltischen Flotte nach Bomarsund entsendet wurde. Niel erbaute hier gegen den die ganze Befestigung beherrschenden sogenannten südlichen Thurm zwei Batterien und brachte binnen zwei Tagen nicht nur deren Bau zu Stande, sondern auch die Geschütze des Thurmes zum Schweigen, und die günstig plazirten Batterien der Franzosen überschütteten den Platz dermaßen mit ihrem Feuer, daß derselbe schon den 16. August kapitulirte. Diese kurze, aber erfolgreiche Begebenheit erhöhte Niels Ansehen und Bedeutung außerordentlich, und die Hochachtung des Kaisers für den ausgezeichneten Ingenieur steigerte sich zum Vertrauen, als er ihn zu Anfang 1855 zu seinem Adjutanten ernannte und beauftragte, sich persönlich nach der Krim und vor das belagerte Sebastopol zu begeben und ihm zu berichten, weßhalb die begonnene Belagerung des Platzes durch die Franzosen und Engländer keine Fortschritte mache. Dieser Besuch Niels fällt in den Monat Februar des Jahres 1855, nachdem die Belagerung Sebastopols bereits vier Monate im Gange war. Ein dreiwöchentlicher Aufenthalt Niels in den Laufgräben machte ihm klar, daß der entscheidende Angriff nicht gegen die Stadtseite von Sebastopol, sondern gegen die Vorstadt Karabelnaja unternommen werden müsse. Hier führte aber der Weg zu dem wichtigsten und stärksten Punkte der Russen, der sogenannten Malakoffbastion. War diese genommen, so beherrschte man von ihr aus die ganze Südseite und den Hafen Sebastopols. Als am 9. April der zeitherige Geniekommandant General Bizot durch eine Kanonenkugel getödtet wurde, übernahm Niel den Befehl der

Angriffsarbeiten. Aber erst am 8. Sept. 1855 gelang es, die Festung, nachdem die Laufgräben bis auf dreißig Schritte an den Grabenrand methodisch vorgetrieben waren, durch Sturm einzunehmen. Die Bezwingung Sebastopols ist nicht allein vom militärischen, sondern auch vom politischen Standpunkte ein weltgeschichtliches Ereigniß geworden, und die Namen der die Vertheidigung wie den Angriff leitenden Ingenieure, des russischen Generals Todtleben und des französischen Generals Niel, sind unzertrennlich mit demselben verknüpft worden. Später wurde Niel mehrfach zu vertraulichen Sendungen verwendet. So im Jahre 1858 nach Turin, wo er militärische Rathschläge zu ertheilen und den engsten Anschluß Sardiniens an Frankreich vorbereitend, um die Hand der Prinzessin Clotilde für den Prinzen Napoleon zu werben hatte. Im Jahr 1859 übertrug ihm der Kaiser das Kommando des 4. Korps der in Italien eingerückten französischen Armee. Obgleich eigentlich Ingenieur, entwickelte doch Niel bei seinem Kommando große strategische Befähigung, die er besonders am Schlachttage von Solferino, den 24. Juni, an den Tag legte, wo er, von dem Korps des Marschall Canrobert mangelhaft unterstützt, auf dem rechten Flügel der Franzosen bei Medole ganz allein den Hauptstoß der weit überlegenen österreichischen Armee unter Wimpfen geschickt parirte und diesen endlich zum Weichen brachte. Dafür wurde er zum Marschall von Frankreich und Herzog von Solferino ernannt. Das Kriegsministerium übernahm er am 20. Januar 1867. Bekannt ist, daß er als solcher die neue französische Heeresreform durchführte. In 1858 erschien von ihm ein Werk über die Belagerung Sebastopols, das von dem württembergischen General v. Harbegg eine deutsche Bearbeitung erfahren hat.

Neue Sonette von Herman Lingg.

IV.

Obwohl erdrückt beinah' vom Seelenschmerze,
Obwohl allein und auf dem schlimmsten Pfade,
Doch sucht' ich nicht bei Menschenherzen Gnade,
Ich wußte wohl, ich schlüge nur an Erze.

Ich höhnte meines Grams, ich schwang im Scherze
Das volle Glas und pries auch alles Fade,
Und Mancher sprach: „Das Licht brennt schön gerade,"
Und doch war's uns das Licht der Leichenkerze. —

Das Wort des Lebens schließt mit trüber Endung,
Zum schwarzen Stein inmitten einer Wüste
Zieht jedes Strebens gottbeseelte Sendung.

Beglückt, wer glaubensfroh sein Mekka grüßte,
Wer sich verzehrt in seliger Verschwendung,
Wer nie mit Hohn sein kühnstes Wollen büßte.

Mannigfaltigkeiten.

[Verdauungs-Tabelle.] Ueber die Durchschnittszeit der Verdauung eines großen Theils der menschlichen Speisen hat eine ärztliche Autorität folgende Beobachtungen gemacht. Reis erforderte 1 Stunde, gekochte Milch 2 St., dgl. rohe 2½ St., Wildpret ¾ St. 35 Min., Gans 2½ St., Rindsleber 2 St., harte Eier 3½ St., dgl. weich gesottene 3 St., geräucherter Lachs 4 St., frische Austern 2½ St., dgl. gebackene 3½ St., Rindfleisch, gekocht, 3 St., Pöckelfleisch 2 St. 45 Min., dgl. mit Mostrich 3½ St., Schweinefleisch, gebraten, 5½ St., dgl. gekochtes 4½ St., Hammelfleisch 3½ St., Kalbfleisch 4 St., Enten und kleines Geflügel, so wie Rindfleischsuppe 4 St., Butter und Käse 3½ St., Griessuppe 1 St. 30 Min., Hühnersuppe 3 St., Schinken 5½ St., Weißbrod 3½ St., Aepfel 1½ bis 2 St. 50 Min., Mohrrüben 3½ St., Kartoffeln 3½ St., dgl. gebraten 2½ St., und endlich Kohl 2½ Stunde. Hiernach würden also Schweinebraten und Schinken am schwersten zu verdauen sein.

Räthsel.

Die Erste suche in der Pfalz,
Die Zweite ist den Lesern als
Ein Heidengötze wohlbekannt,
Der in der Bibel wird genannt,
Und der, wie wir in dieser lesen,
Ein Vielfraß darum ist gewesen,
Weil für ihn und an seiner Statt
Das Priestervolk gegessen hat.
Im Ganzen wird etwas erzählt,
Doch werden Sprecher d'rein gewählt,
Die, wie genau wir Alle wissen,
Der Rede Gabe öfters missen.

Geschichtskalender.

18. Aug. 1765. Joseph II. wird deutscher Kaiser und Mitregent in Oesterreich.
„ 1807. Jerome Bonaparte wird König von Westphalen.
„ 1867. Napoleon besucht das österreichische Kaiserpaar in Salzburg.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 191 Donnerstag, 19. August 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

In der Mitte des blutigsten Handgemenges und in dem Augenblicke, als sich Marcof, umringt von fünf Gendarmen, zwar wie ein Löwe vertheidigte, aber doch nicht alle Schläge abwehren konnte, erschien ein neuer Ankömmling, welcher mit einem Schlag seines Karabiners zwei von den Gendarmen, die Marcof bedrohten, niederschlug.

„Keinec!“ rief Marcof, sich umdrehend. „Hab' Dank, mein Junge.“

Das Gefecht dauerte fort.

Der Offizier sank von einer Kugel getroffen zu Boden. Das Soldatendetachement schmolz immer mehr zusammen; endlich waren nur noch fünf oder sechs Mann ohne Anführer übrig. Sie gaben das Zeichen, daß sie sich ergeben wollten. Marcof ließ das Feuer einstellen.

„Ihr habt Euch brav gehalten!“ sagte er zu den Gendarmen. „Ihr seid wackere Soldaten. Reitet nach Quimper zurück, denn hier stehe ich nicht für Eure Sicherheit!“

Die Soldaten steckten ihre Säbel in die Scheide und jagten zum Dorfe hinaus. Die Dorfleute umringten nun ihren alten Rektor, hoben ihn auf ihre Arme, und trugen ihn im Triumphe bis an die Schwelle der Kirche. Der würdige Greis weinte heiße Thränen des Schmerzes über das Vorgefallene. „Denken wir vor Allem an die armen Verwundeten!“ sagte er, „und bringt Alle, die kein Obdach haben, in das Pfarrhaus.“

Marcof, in der Besorgniß, daß neue Truppenabtheilungen herbeikommen könnten, stellte Vedetten auf den Anhöhen aus. Die Männer des Dorfes versammelten sich bei dem alten Yoon. Jahoua, mit Blut und Staub bedeckt, trat ein, und fragte lebhaft. „Wo ist Yvonne?“

„Yvonne?“ wiederholte der Greis, „das mußt Du am besten wissen.“

„Wie so?“

„Sie ist Dir ja entgegen gegangen.“

„Wann?“

„Beim Beginn des Kampfes.“

„Und sie ist nicht zurückgekehrt?“

„Nein,“ erwiderte Yoon, bestürzt über den Schrecken, der sich in den Zügen des jungen Mannes malte.

„Sie ist nicht zurückgekehrt? wiederholte Jahoua.

„Ja, hast Du sie denn nicht mitgebracht?“

„Ich habe sie mit keinem Auge gesehen; aber ich fürchte, sie gehört zu haben.“

Und Jahoua erzählte zum Entsetzen des alten Fischers seine Begegnung mit Keinec, und die Erscheinung, welche sie Beide gehabt. Seine einzige Hoffnung war, daß Keinec dem Reiter, der aller Wahrscheinlichkeit nach Yvonne entführt hatte, nachgeeilt war.

„Keinec?“ sagte Marcof, der eben mit einigen Leuten eingetreten war, „er ist ja hier.“

„Wie?“ rief Jahoua, „er ist schon zurück?“

„Da bin ich,“ sagte der junge Matrose vortretend.

„Meine Tochter?“ rief der alte Yoon die Hände ringend; „meine Yvonne?“

„Ich habe keine Spur von ihr gefunden,“ erwiderte Keinec düster. „Da der Weg der „schwarzen Steine,“ auf welchem wir den Reiter sahen, nur nach Penmarkh führt, so eilte ich am Gestade entlang, um ihm den Weg abzuschneiden. Ich hörte von fern den Galopp des Pferdes. Als ich in Penmarkh ankam, horchte ich, um zu errathen, welche Richtung der Reiter genommen habe; aber ich hörte nichts mehr. Da dachte ich, er dürfte das Meer gewonnen haben. Ich rutschte also an den Gestadehängen hinab und gelangte rasch an den Strand. Er war verlassen. Ich horchte neuerdings. Nichts war zu hören. Doch schien es mir, während ich am Ufer hinellte, als ob eine Barke auf den Wellen hinglitte. Ich eilte zu meinem Kahn. Das Tau war zerschnitten, und die Fluth hatte ihn fortgeschwemmt. Sonst war kein Fahrzeug da. Keine der Schaluppen des „Jean-Louis“ war auf dem Meere. Am Bord des Lugger hörte ich, daß Marcof und seine Leute hier seien. Da packte mich eine eigene Wuth. Ich glaubte, einen bösen Traum gehabt zu haben, und daß nichts von dem, was ich gehört, wahr sei. Ich sagte zu mir, daß Niemand ein Interesse haben könne, Yvonne zu entführen, und daß sie in Fouesnan sein müsse. Uebrigens zog mich das fortdauernde Schießen an. In der Ueberzeugung, daß ich das Mädchen hier

Digitized by Google

finden würde, kletterte ich wieder das Gestade hinan und eilte hierher. Das Uebrige wißt Ihr."

Tiefes Schweigen folgte der Erzählung Keinec's. Keiner der Anwesenden vermochte die Wahrheit zu errathen. Marcof versank in ernstes Nachdenken. Der alte Yvon gab sich ohne Rückhalt seinem Schmerze hin; Jahoua und Keinec traten zu ihm, um ihn zu trösten.

Ihre Hände berührten sich beinahe; und so groß war ihre Leidenschaft, daß sie nicht mehr an den einige Stunden vorher stattgehabten Kampf, und auch nicht an den für den andern Morgen anberaumten dachten.

„Beim Himmel!" rief Marcof, mit der geballten Faust auf den Tisch schlagend, „wir werden das Mädchen wiederfinden! Vor Allem müßt ihr, Keinec und Jahoua, aufhören, euch gegenseitig zu hassen, und dann mir beistehen."

„Die beiden jungen Männer blickten einander an. „Keinec," sagte Jahoua nach kurzem Schweigen, „wir lieben Beide Yvonne, und waren heute im Begriffe, uns um des Mädchens willen zu tödten. Yvonne ist in Gefahr, wir müssen sie retten. Du hörst, was Marcof sagt. Was mich betrifft, so schwöre ich Dir, daß bis zu dem Augenblicke, wo wir Yvonne ihrem Vater wiedergegeben haben werden, ich keinen Haß gegen Dich hegen, und Dir selbst ein treuer und aufrichtiger Verbündeter sein werde. Willst Du?"

„Ich nehme das Versprechen an," erwiderte Keinec, „später werden wir sehen, was geschieht."

„Reicht Euch die Hände!" befahl Marcof.

Es kostete die beiden jungen Männer sichtliche Ueberwindung, nichtsdestoweniger gehorchten sie.

In diesem Augenblicke stürzte ganz außer Athem der kleine Schneider von Fouesnan in die Stube und gerade auf den alten Yvon zu.

„Eure Tochter!" stammelte er, . . . „Eure Tochter, Vater Yvon!"

„Weißt Du etwas von ihr?" fragte Marcof.

Der Schneider nickte mit dem Kopf.

„Sprich! sprich!" riefen alle Umstehenden.

„Man hat sie entführt?" fragte der Schneider.

„Ja."

„Heut' Abend?"

„Ja."

„Ich habe den Entführer geseh'n."

„Wie heißt er?" rief Keinec vorspringend.

„Das weiß ich nicht; nichtsdestoweniger kann ich Euch einige Andeutungen geben. Ihr erinnert Euch der beiden Unbekannten, von denen ich Euch sagte, daß ich sie um das Schloß von Loc Ronan schleichen gesehen habe?"

„Ja, ja," riefen die Bauern.

„Nun denn, einer dieser Beiden hat Yvonne auf seinem Pferde entführt."

(Fortsetzung folgt.)

Unser heutiges Wissen von der Sonne.

(Aus dem Magazin für die Literatur des Auslandes.)

„Düstres Dunkel ist mein Dunkel: zur Sonne blick' auf, sie ist's, die allein Leben gibt strahlend!" So lautete nach der Ansicht eines geistreichen Forschers die Inschrift, welche sich auf der Statue der ephesischen Diana, dieser vielbrüstigen Personifikation der allnährenden Natur, befand. Erst die neuere Naturforschung weiß den tiefen Gehalt dieser Inschrift zu würdigen. Denn sie fand in der That, daß alle Thätigkeit, alles Leben auf der Erde das Werk der Sonnenstrahlen ist. Wind und Wetter, die Zirkulation des Wassers am Himmel und auf der Erde, das Leben von Pflanze und Thier, es ist Alles Arbeit der Sonne. Und wenn heute unsere Dampfmaschinen die Wagen durch die Länder jagen, die Schiffe durch das Weltmeer treiben, die Arbeit zahlloser Hände verrichten, so ist auch das am Ende nur das Werk der Sonne, welche die unersetzliche Kraftquelle der Kohle in ungeheuren Vorräthen vor Jahrtausenden aus der Kohlensäure der Luft, des Wassers und der Gesteine abgeschieden. Empfinge die Erde blos Sternenlicht, so würden sich schwerlich höhere Lebensformen auf ihr entwickelt haben und entwickeln können.

Es erhellt, daß der Sonnendienst aller Völker tief in der Naturanschauung begründet gewesen sein mag, ebenso wie die Verehrung des wohlthätigen Feuers, dieses mysteriösesten aller sogenannten vier Elemente, das eben nichts weiter als umgewandeltes, konservirtes Sonnenlicht ist, welches bis zu seiner chemischen oder mechanischen Wiederinsdaseinrufung latent gewesen war. Es wird zugleich der ungemeine Eifer verständlich, welchen die Naturforschung der letzten Zeit der Ergründung des Sonnenzustandes gewidmet. Denn unser Wissen von der Sonne war noch vor zehn Jahren ungemein dürftig. Man hatte Entfernung, Durchmesser, Gewicht, Dichtigkeit, Anziehungskraft ꝛc. des Sonnenkörpers berechnet, aber über die eigentliche physikalische Beschaffenheit desselben besaß man so gut wie keine Kenntniß, Hypothesen desto mehr. Aus einer Zeit, wo über die „Mehrheit der bewohnten Welten" zu schreiben, fast Modesache des populären Schriftstellers war, stammte die Vorstellung, daß die Sonne an sich ein nicht selbstleuchtender, aber kühler Weltkörper sei, möglicherweise bevölkert mit riesenhaften Bewohnern, doch umgeben von einer Licht und Wärme verbreitenden Gashülle. Herschel, der eigentliche Schöpfer dieser Hypothese, hielt die seit mehreren Jahrhunderten eifrigst beobachteten sogenannten Sonnenflecke für Oeffnungen in dieser Photosphäre, durch welche der dunkle Sonnenkörper hindurchscheine, aber er brauchte bereits zwei Lichthüllen, um weitere Eigenthümlichkeiten der Sonnenflecke und Poren zu erklären. Littrow verbrauchte im Jahre 1866 be-

reits sechs solcher Hüllen, welche den Sonnenkörper wie die Schalen einer Zwiebel umgäben.

Durch die Spektral-Analyse kamen alle diese Hypothesen zu Fall, und es bildete sich eine auf positiven Grundlagen beruhende Wissenschaft über die Beschaffenheit der Sonne, welche, durch die umfassende, obwohl vom Wetter nicht begünstigte Beobachtung der vorjährigen totalen Finsterniß, reichhaltiges Material und Bestätigung erhielt. Den gesammten Inhalt unseres heutigen Wissens über die Sonne hat Dr. Paul Reis zum Gegenstand zweier Vorträge*) gemacht, welche nicht nur in klarer Weise die bisherigen Errungenschaften darstellen, sondern auch schätzenswerthes Material für künftige Erwägung und Erforschung beibringen. Wir theilen das Wichtigste mit:

Bereits Kirchhoff, in seiner klassischen Arbeit über die Spektral-Analyse, hatte geschlossen, daß die Sonne aus einem Kerne fester oder flüssiger, in höchster Weißgluth befindlicher Materie bestehe, welcher eine große Menge der auf der Erde vertretenen elementaren Stoffe enthalte. Diese Licht und Wärme ausstrahlende Masse sei umgeben von einer Atmosphäre, welche dieselben Körper in nichtselbstleuchtender Gas- und Dampfform enthält, denn die hellen Linien, welche das Gemenge glühender Körper in dem Spektrum ihres Lichts erzeugt haben würde, waren durch das Absoeptions-Vermögen der Dämpfe in dunkle Linien verwandelt. Diese Dampf-Atmosphäre, welche bei totalen Sonnenfinsternissen als ein leuchtender Hof (Corona) um die Mondscheibe erscheint, ist vermuthlich gar nicht selbstleuchtend, denn ihr Licht erscheint wie alles zurückgeworfene und gespiegelte Licht polarisirt; dennoch mag ihre Temperatur 3000 Grad wohl übersteigen, denn sie enthält unter Anderem reichliche Mengen Eisendampf, welchen man kaum in der größten Gluth der Porzellanöfen in kleinster Menge erzeugen kann. Es läßt sich daraus schließen, daß der Sonnenkörper selbst eine Temperatur von weit über 10.000 Grad besitzen werde. Gold, Silber, Blei, Zinn sind in der dampfförmigen Hülle nicht vertreten; sie bilden vermuthlich mit anderen schwerflüchtigen Stoffen den Kern der Sonne. In ihrer Dampfhülle sind ohne Zweifel die schwereren Dämpfe, wie z. B. die des Eisens, am tiefsten gelagert, darüber mögen die Dampfschichten der Leichtmetalle (Natrium, Magnesium ꝛc.) folgen, höher herauf beginnen die Gase, Sauerstoff, Stickstoff ꝛc., während gewiß der Wasserstoff, dieser leichteste aller Körper, die oberste Schicht einnehmen wird. Die sehr verschiedene Helligkeit der den einzelnen Elementen entsprechenden Linien im Sonnenspektrum berechtigt ohne Weiteres zu diesem Schlusse. Es versteht sich von selbst, daß in den verschiedenen Höhen dieser Atmosphäre eine Stufenleiter aller Temperaturen, von der höchsten Gluth bis zu der Kälte des Weltraums in den oberen Schichten, die noch unter 100 Grad herabgehen mag, anzunehmen ist.

(Schluß folgt.)

*) Die Sonne. Zwei physikalische Vorträge, gehalten in der rheinischen naturforschenden Gesellschaft zu Mainz. Nebst einer neuen Sonnenflecken-Theorie. Leipzig, 1869. (110 S.)

Heimweh.

Ach, ich fühl's, ich bin verlassen,
In der Fremde ganz allein;
Meine Augen schon erblassen,
Meine Wangen fallen ein.

Heißer Sehnsucht schmälernd Treiben
Lastet schwer auf meinem Sinn;
Munter kann ich nimmer bleiben,
Welke wie das Laub dahin.

Wie der Herbst in Wald und Auen
Alles trotzig sterben heißt,
Wie die Felder in den Gauen,
Also bin auch ich verwaist.

Hier ist eine and're Sonne,
Strahlt ein and'res Sternenheer;
Die Erinn'rung — einz'ge Wonne —
Liegt auf meiner Seele schwer.

Ach, es treibt ein tiefes Wehe
Thränen mir ins Aug' hinein.
Wo ich weile, wo ich gehe,
Bin ich ganz, so ganz allein!

Keine Freundschaft, keine Liebe
Wärmet hier mein fühlend Herz —
Und mit drängendem Getriebe
Zieht mich's wieder heimathwärts.

Ach, unendlich sind die Stunden,
Ewig jeder Augenblick,
Heimweh hat mich starr umwunden,
Liebelos ist das Geschick.

Thränen wollen immer fließen, —
Fließet, dränget, strömt herab!
Müsset fremdes Land begießen,
Bald wird wohl dieß Land mein Grab.

Alois Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

In San Francisco ist unser Landsmann Dr. Ed. Staub im kräftigsten Mannesalter gestorben. In Sol-

Digitized by Google

dendem geben wir einen kurzen Auszug der langen Nekrologe, welche sämmtliche in Francisco erscheinende Zeitungen dem Verschiedenen gewidmet. Einer unserer besten Deutschen, schreiben dortige Blätter, ist dem unerbittlichen Tode am 15. Juli c. im Alter von 36 Jahren zum Opfer gefallen! Dr. Ed. Staub, aus Burgebrach in Bayern gebürtig, machte seine Studien in Erlangen, München, Würzburg, wo er als Dr. med. mit Auszeichnung promovirte, und zuletzt in Göttingen, wo er unter Leitung seines Onkels, des in der gelehrten Welt berühmten Professors Dr. Fuchs, die Absicht hatte, sich zum Universitätslehrer auszubilden. Der zu frühe Tod desselben vereitelte jedoch seine Hoffnung, und er beschloß die Uebersiedelung nach Kalifornien. Unbekannt in San Francisco angekommen, blieben seine bedeutenden medizinischen Kenntnisse nicht verborgen, und bald zählte er zu den geachtetsten Aerzten aller hier vertretenen Nationen. Sein Wirkungskreis war umfassend, seine Thätigkeit allseitig beansprucht. Mitglied vieler deutscher Gesellschaften, stand er bei Allen, die so glücklich waren, ihn zu kennen, in hoher Achtung. Sein männlich edles und treues Herz war stets bereit, Hülfsbedürftigen beizuspringen und Arme — ohne jede Belohnung — zu behandeln. San Francisco verliert an ihm viel, und sein Verlust wird schwer zu ersetzen sein.

In der Fabrikation künstlicher Augen steht Paris bis jetzt ohne jegliche Konkurrenz da. Weder den Engländern, noch den Deutschen ist es gelungen, etwas Gutes und Brauchbares in diesem Artikel zu verfertigen. Es gibt in Paris in der Faubourg St. Honoré 10 bis 12 größere derartige Fabriken, die über 200 geschickte Arbeiter beschäftigen und doch nicht im Stande sind, alle Aufträge auszuführen. Kleinere Fabriken, die nicht so gute Fabrikate liefern, liegen außerdem noch in den kleinen Querstraßen des Boulevard du Temple. Ganz Europa wird mit diesen Augen versorgt, Reisende gehen damit nach Petersburg und Madrid, London und Neapel. Die luxuriösen Empfangszimmer der Fabrikanten in Paris zeigen, daß sie gerade mit den höchsten Schichten der Gesellschaft in Verbindung stehen. Gewöhnlich haben sie einen einäugigen Diener, den sie dem Hülfe Suchenden präsentiren, ihm die Gleichheit des gesunden und gläsernen Auges zeigen und durch das leichte Herausnehmen des letzteren alle Furcht benehmen. Ein passendes, gut gearbeitetes Auge kostet 40 bis 50 Francs. Es gewährt einen eigenthümlichen Anblick, die große Menge der blauen, braunen und grünen Augen ausgestellt zu sehen, die alle den Blick auf den Beschauer gerichtet zu haben scheinen. Augen auf Bestellung, die nicht nach Wunsch ausgefallen sind, werden an die ärmeren Klassen billig verkauft; noch ärmere, die selbst den geringen Preis nicht bezahlen können, miethen sich Augen, natürlich nur zu festlichen Gelegenheiten.

In der Neustadter (Pfalz) Zeitung finden wir folgende Anzeige in Knittelversen:

Hier isch jetzt Brod, des thut nett drücke
Und isch gebake ohne Mücke;
Ach hol's ken Abfall von der Nas',
Gekneitet ohne Bäckerschwas,
Die Krusch isch a vun Aesch nett dick,
Schön ausgebacke van der Mannemer Brodfabrik
Bei Conr. Mönhardt, der isch ach net dick, aber lang,
Do werd's em a vun der Hitz nit so bang.

Auflösung des Räthsels in Nr. 178:

Einst war ein schlichter Damenhut
Auch noch nach Jahren zuckergut,
Und einen „Herrenhut" sogar
Trug man fast fünfundzwanzig Jahr;
War dann der Hut auf's Neu' gegerbt,
Daneben auch frisch aufgefärbt,
So war es seinem Herrn nicht bang,
Daß er noch halte Jahre lang;
Allein die schlimme Modewelt,
Hat Alles auf den Kopf gestellt:
Und was die Herrschaft einstens trug,
Ist kaum der Magd jetzt gut genug;
Doch von der Sache abzugeh'n,
Und nach dem Herrenhut zu seh'n,
Zeigt ihn der Mode Allgewalt
In sehr verschiedener Gestalt:
Bald nieder, wie ein Batzenbrod,
Bald aufwärtsstrebend, wie ein Schlot;
Bald unten eng, und oben weit,
Bald oben schmal, und unten breit;
Bald breit geändert und bald schmal,
Bald zirkelrund, und bald oval,
Bald hängt die Krempe abwärts flach,
Und dient zugleich als Wetterdach;
Und was zum Schluß betrifft die Schnur:
So liegt es ja in der Natur
Der Sache, daß sie sei modern;
Denn's Letzte ist des Pudels Kern.

M. M.

Geschichtskalender.

19. Aug. 281. Um diese Zeit brachten die Römer, unter Kaiser Probus, den Weinstock nach Deutschland.

„ 1691. Markgraf Ludwig von Baden, kaiserl. Feldherr, schlägt die Türken bei Salankamen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wasland.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 192 Freitag, 20. August 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Bist Du dessen gewiß?“ rief Marcof.

„Ja,“ erwiderte der Schneider. „An dem Tage, wo unser armer Marquis begraben wurde, folgte ich den beiden Männern, erst in dem Ginsterdickicht, dann auf dem Felsgesims neben dem Gestade weg und belauschte ihre Unterredung. Der Wind, der von der See her blies, hinderte mich, Alles zu hören. Aber so viel unterschied ich, daß unter Anderm auch der Name Yvonne ausgesprochen wurde. Als ich nun heute Abend von Penmarkh heimkehre und den Strand entlang gehe, erkenne ich den einen der beiden Männer wieder. Er trug eine Frauensperson im Arm. Da ich im Schatten war, konnte er mich nicht sehen. Er sprang in eine Barke, in welcher sich bereits zwei Männer befanden, und sie stießen sofort vom Ufer ab. In demselben Momente trat der Mond hervor, und ich glaubte Yvonne zu erkennen. Indessen war ich meiner Sache nicht sicher. Da erinnerte ich mich plötzlich des belauschten Gespräches, und daß ich Yvonne's Namen aus dem Munde des fremden Mannes vernommen hatte. Ich lief so schnell mich meine Füße trugen, hierher, und als ich ankam, erzählten mir die Weiber, daß Yvonne verschwunden sei. Da zweifelte ich nicht mehr.“

„Und nach welchem Punkte der Küste steuerten sie?“ fragte Yvon.

„Sie schienen die hohe See gewinnen zu wollen, indessen glaube ich, daß sie den Lauf gegen die Todtenbucht genommen haben dürften.“

„Und ich bin dessen gewiß,“ rief Marcof heftig dazwischen. „Auf denn, meine Jungens,“ wandte er sich zu Keinec und Jahoua. „Ich lasse meine Leute hier zurück, daß sie das Dorf bewachen. Mit Tagesanbruch sind wir hoffentlich wieder zurück. Ihr aber, meine Kinder, wandte er sich an die umstehenden Leute, „verbergt den Rektor, denn ich glaube sicher, daß die Gendarmen zurückkehren.“

Dann nahm er den Schneider bei Seite und führte ihn aus der Stube. „Du hast das Gespräch der beiden Männer belauscht?“ fragte er.

„Ja, Kapitän!“

„Und was sprachen sie?“

Der Schneider erzählte, was er vernommen. Waren es auch nur unvollständige Bruchstücke, so schienen sie Marcof doch sehr willkommen. Daß der Name Carfor's mehremale in dem Gespräch vorkam, schien ihn besonders zu interessiren.

„Carfor ist in die ganze höllische Intrigue verwickelt,“ murmelte er, „ich hätte es voraussehen können. Er ist der böse Dämon der Gegend. Ich danke Dir,“ fuhr er zu dem Schneider gewendet fort, „komm' morgen an Bord meines Luggers, und ich werde Dir das Geld einhändigen, welches der Marquis von La Rouairie für Deine Dienste überschickt.

Eine Viertelstunde später schritten Marcof, Keinec und Jahoua schweigend auf dem Gestadewege gegen die kleine Bucht, wo der „Jean-Louis“ vor Anker lag. „Wer da?“ rief der Matrose, der auf dem Schiffe die Wache hielt. Statt der Antwort legte Marcof die Hand an den Mund, und ahmte den wilden Schrei der Nachteule nach. — Auf dieses Signal ertönte in einiger Entfernung ein zweiter ähnlicher Ruf.

„Was ist das?“ rief Marcof. „Der Schrei kommt vom Lande und ich habe doch Niemanden dort zurückgelassen. Er gab den beiden jungen Männern ein Zeichen, an derselben Stelle stehen zu bleiben, und schritt vorsichtig am Fuße des Gestades vorwärts. Nachdem er einige hundert Schritte gethan, wiederholte er den Eulenruf, obgleich etwas schwächer. Sofort trat ein Mann hinter einer Felsspalte hervor und schritt auf ihn zu. Marcof blickte ihn fest an, dann reichte er ihm die Hand.

„Du bist's, Jean Chouan?“ sagte er erstaunt, „Was machst Du in dieser Gegend?“

„Ich hatte bereits vor acht Tagen Kenntniß von dem Dekrete, welches das Departement erlassen werde,“ erwiderte der nachmals so berühmt gewordene Anführer der Insurgenten des westlichen Frankreichs, „und ich kam deßhalb selbst nach Cornwallis, um zu sehen, was die Leute thun würden.“

„Nun, für den ersten Tag war die Geschichte nicht schlecht,“ sagte Marcof.

„Ja, die Leute von Fouesnan haben sich brav geschlagen und Du hast sie unterstützt.“

„Leider habe ich kaum fünfzig Mann hier.“

Digitized by Google

„Morgen kommen ihrer fünfhundert aus der Haide von Bönnalle. La Rouairie wird mit ihnen sein. Die Gendarmen werden mit Tagesanbruch wieder zurückkehren und die Bauernhöfe in Brand stecken. Man muß die Leute warnen. Den Rektor laß in die Haide in Sicherheit bringen, und schicke auch Deine Leute hin."

„Gut, das soll geschehen."

„Das ist Alles, was ich Dir zu sagen habe, Marcof. Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Jean Chouan! auf Wiedersehen!"

Marcof kehrte zu seinen Begleitern zurück. Sie stiegen an Bord des Luggers, versahen sich mit Waffen und Munition, dann ließen sie ein Boot ins Meer und ruderten ab.

„Wohin steuern wir?" fragte Keinec.

„Nach der Todtenbucht," antwortete Marcof.

„Und was wollen wir dort?"

„Den verdammten Carfor zwingen, daß er uns sagt, wohin man Yvonne gebracht hat; und bei der Seele meines Vaters, er wird es sagen. Ich bürge dafür!"

(Fortsetzung folgt.)

Unser heutiges Wissen von der Sonne.

(Schluß.)

Sehr wahrscheinlich bleibt es, daß die meisten Bestandtheile der Sonne im unverbundenen elementaren Zustande sich befinden, da wenigstens die heutige Chemie nicht viele Verbindungen namhaft machen könnte, welche bei so hohen Temperaturen ungersetzt zu existiren vermöchten. Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß nicht dennoch gewaltige chemische Prozesse, zumal in den kälteren Schichten der Dampfhülle, wo die chemischen Affinitäten wieder wirksam werden, vor sich gehen könnten. Vielmehr führt unmittelbar auf diese Annahme die Beobachtung der schon längst bekannten, aber erst bei der letzten Sonnenfinsterniß mit Erfolg studirten Protuberanzen, so wie der Sonnenflecke. Sobald der Mond bei totalen Finsternissen die Sonnenscheibe vollkommen bedeckt hat, treten an deren Rande hier und da rosenroth bis karminroth gefärbte Hervorragungen, zum Theil niedrig und in die Breite gestreckt, zum Theil schmal und hornartig in die Höhe ragend, hervor. Es hatte z. B. die große hornartige Protuberanz der vorjährigen Finsterniß nach Spörer's Messung eine Höhe von 30,000 und einen Durchmesser von circa 400 Meilen. Bei der spektral-analytischen Untersuchung derselben erkannten die Astronomen der verschiedenen Expeditionen gleichmäßig, daß diese Protuberanz aus einer Säule brennender Gase und zwar hauptsächlich aus Wasserstoffgas bestand. Weitere Studien, ermöglicht durch die wichtige Entdeckung des französischen Astronomen Janssen, die Protuberanzen jederzeit beobachten zu können, zeigten, daß die Sonne auf ihrer ganzen Oberfläche mit unzähligen kleineren Protuberanzen, wie der Seeigel mit Stacheln, besetzt sei, welche auch bei der Bedeckung der Sonnenscheibe durch den Mond, unmittelbar um dieselbe, einen hellleuchtenden Ring erzeugten, welchen alle Astronomen beobachteten. Genauere Studien und Vergleichungen haben mit großer Wahrscheinlichkeit ergeben, daß diese sehr veränderlichen Hervorragungen, welche bei Verfinsterungen en profil gesehen, die Protuberanzen bilden, bei der gewöhnlichen en face-Ansicht der Sonne die sogenannten Fackeln darstellen, hellere Stellen, welche namentlich in der Umgebung der Sonnenflecke auftreten.

Nachdem die Theorie des dunklen Sonnenkerns und der durchlöcherten Lichthülle durch Kirchhoff gestürzt war, erklärte dieser Forscher, daß er die Sonnenflecken gleichsam für Wolken in der Sonnenatmosphäre halte, Wolken, die sich pyramidal nach außen erweitern, und daher im Fernrohr, abgesehen von dem höchst wandelbaren äußeren Umriß, stets mit einem dunklen Kerne und abschattirten helleren Rändern erscheinen müßten. Trotz der heftigen, obwohl unmotivirten Angriffe, welche der französische Akademiker Faye gegen diese Theorie vorgebracht, trifft sie im Wesentlichen gewiß das Richtige, und hat die Grundlage abgegeben zu einer sehr geistreichen Hypothese, welche Dr. Reis über die Sonnenflecken aufgestellt. Derselbe hält sie geradezu für Produkte der Fackeln oder Protuberanzen, für Rauchmassen, welche diese ungeheuren Verbrennungsprozesse absondern. Hierdurch erklärt sich mit Einem Male die beständige Gemeinschaft der Fackeln und Flecke, wie auch ihr Verborgenbleiben in der Corona, sofern man sie von der Flamme der Protuberanz umzüngelt denken muß. Der Verfasser meint, daß diese Gebilde neben Wasserstoff vorzüglich in Sauerstoff verbrennenden Eisendampf enthalten mögen, die Flecken mithin ungeheure Wolken von braunem Eisenrost seien, wirkliche Rostflecken über dem glühenden Schilde der Sonne, welche nach und nach herabsinken und neuen Platz machen. Die seit lange festgestellte 11½jährige Periode der Sonnenflecke und Fackeln bringt Verf. mit dem Jahr des Jupiter, des mächtigsten Planeten, in Verbindung, und erinnert, daß sie zugleich mit derjenigen unserer Nordlichter und Kompaßstörungen zusammenfällt — magnetische Einflüsse, die wohl denkbar sind, durch Sonnenflecken, welche Eisenoxidwolken repräsentiren, die zuweilen die Oberfläche der ganzen Erde an Ausdehnung übertreffen. Verfasser gibt seine Hypothese nur als eine Phantasie, und sie ließe sich ja in der That nicht Punkt für Punkt beweisen; es ist aber eine Phantasie, die sich sehr vortheilhaft von den früheren Sonnenflecken-Theorieen unterscheidet, z. B. von der neuen Faye'schen, welche die Flecken noch immer für Oeffnungen hält, durch welche

Digitized by Google

man den Kern der Sonne sähe, welcher bei ihm aus einem dunklen Gase besteht.

Wir kommen zu den Schlußsätzen dieser interessanten Vorträge, welche von der Ernährung und dem endlichen Schicksal der Sonne handeln. Die Sonne gibt jährlich die undenkbare Menge von 3000 Quintillionen Calorieen an den Weltraum ab, von welcher natürlich unser Erdenkügelchen das Wenigste auffängt. Sie würde, wenn sie ein einziger brennender Kohlenblock wäre, nur 5000 Jahre hindurch diese Hitze spenden können und dann verzehrt sein. Wollte man aber die ausgestrahlte Wärme nur von einer vorhandenen ungeheuren Gluthtemperatur abziehen, so ergibt sich, daß sie sich schon in 2000 Jahren um 4000 Grad abgekühlt haben müßte, welchem Schlusse entschieden die Beständigkeit des Klimas und der Tageslänge in der gedachten Zeit widerspricht. Es wird für wahrscheinlich gehalten, daß die Gluth durch eine allmähliche Verdichtung der Sonnenmasse konstant erhalten wird.

Helmholtz hat eine Rechnung ausgeführt, nach welcher die Masse der Sonne, wenn sie durch plötzliche Verdichtung eines Urnebels von der Ausdehnung ihres Planetersystems (also nach der Kant-Laplace'schen Theorie) entstanden wäre, eine Temperatur von 28 Millionen Grad Celsius erhalten haben würde. Dieselbe Wärmemenge wird natürlich auch bei der allmählichen Verdichtung frei.

Außerdem hat Dr. Mayer, der geniale Begründer der mechanischen Wärmetheorie, eine Muthmaßung über die Ernährung der Sonnenwärme, durch den Zusammenstoß der unzähligen, auf den Sonnenkörper beständig herabregnenden Welten und Weltchen aufgestellt, die für uns jedoch keine innere Wahrscheinlichkeit besitzt. Wir beharren vielmehr bei der bereits vor mehreren Jahren aufgestellten Hypothese, daß der Sonne, in gleicher Weise wie der Erde, die Kraft, welche sie konsumirt, von außen her, durch eine allschaffende, allbelebende Urkraft, heiße diese nun Zentralsonne, oder wie sonst, ersetzt wird, und daß eine beständige Wechselwirkung und Ausgleichung der mit einander korrespondirenden Weltkörper im unendlichen Raume stattfindet.

Was wir vorstehend mitgetheilt, ist weniger ein Auszug der Reis'schen Vorträge, als eine Zusammenstellung der Hauptfolgerungen derselben zu einem allgemeinen Bilde, dessen reiches Detail der Leser daselbst in bestverständlicher Darstellung und Anordnung findet und mit Befriedigung lesen wird.

Seliges Vergnügen.

Ach, gönnte mir ein freundliches Geschick
Nur wieder einen kurzen Augenblick
Das selige Vergnügen, dich zu seh'n,
Voll Trosts wollt' ich zurücke wieder geh'n.
Ja, könnt' ich muthig schwingen freie Flügel,
Wie die stolzen Sänger in des Aethers Duft,
Zur Stund' umkreist' ich diese fremden Hügel,
Leichtbeschwingt durchflög' ich hoch die milde Luft.

Wie wollt' ich schätzen dieses selt'ne Glück,
So unverhofft zu schauen deinen Blick,
Zu sehen wieder dein erquickend Angesicht,
In dem d'r Liebe höchster Zauber liegt.
O, könnte ich in süßverklärten Küssen
Innig liegen dir an treugeliebter Brust:
Dann würd' in Glück ganz aufgelöst — nicht missen
Ich die schnöde Welt und ihre eitle Lust.

Es liegt ja doch in deinem Engelkuß
Ein Wonnestrom, ein heil'ger Zauberfluß:
Denn da wo Tugend liebt und Reinheit küßt,
Wo frommer Unschuld Thränenquelle fließt,
Wo ideale Lieb' den Busen schwellet,
Anmuth lächelnd auf der frischen Wange spielt:
Da wird der Seele Tiefe lichterhellet,
Wird das Herz von reinem Gotteshauch umhüllt.

D'rum möcht' ich einen eing'gen Augenblick
Begünstigt sein vom wechselnden Geschick,
Möcht' schauen dir ins klare Aug' hinein,
Und küssend einmal wieder glücklich sein!
Dann flög' ich froh, in trunk'ner Lust versunken,
Stille in die dunkle Einsamkeit zurück,
Und wollt' in der Erinn'rung Schooß mich wiegen,
Träumen von der Liebe wunderbarem Glück.

Alois Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

Die neuesten amerikanischen Blätter bringen nähere Nachrichten von dem schrecklichen Unglücke, welches sich in der Nacht vom 15. Juli auf der Erie-Eisenbahn durch Zusammenstoß eines Schnellzugs mit einem Güterzug ereignet hat. Die schwere Lokomotive des Schnellzugs fuhr in rasender Eile auf den sich rückwärts bewegenden Packzug, ein donnerähnlicher Krach und das eiserne Dampfroß war ein Trümmerhaufen. Der Kohlen- und der Expreßwagen stürzten auf die zerschmetterte Lokomotive, der Rauchwagen wurde gerade auf die prasselnden feurigen Kohlen derselben geworfen und im Nu standen 6 Wagen in hellen Flammen, während die Heftigkeit des Zusammenstoßes den hintersten Wagen des Zuges umstürzte. Der Schnellzug bestand aus 9 Wagen mit 400 Passagieren, von welchen die meisten zur Zeit des Zusammenstoßes im Schlafe lagen. Der Verlust von 15 Menschenleben ist zu beklagen; die Leichname der Verunglückten wurden verkohlt aus den

Digitized by Google

Trümmern aufgelesen. Die reichlichste Ernte hielt der Tod unter deutschen Einwanderern; die meisten der Verunglückten wurden gleich durch den Zusammenstoß getödtet, nur einer, Dr. Halleck, war, zwischen Holzstücken eingeklemmt, fast gar nicht beschädigt und konnte den Umherstehenden zurufen, daß er keine Verletzungen erhalten habe, sich aber nicht aus dem Holzwerke heraus arbeiten könne, als die Flammen ihn umhüllten und keine rettende Hand im Stande war, ihn dem schrecklichsten Tode zu entreißen.

Der Elephant ist im Zustand seiner Wildheit unendlich schneller, als das beste Pferd. Dies mußten zu ihrem Unglück zwei Engländer erfahren, die während einer Jagd auf der Insel Ceylon einen wilden Elephanten mit Flintenschüssen angegriffen und nicht ahnten, daß dies so schwerfällig scheinende Geschöpf sie in den Windungen eines dicht bewachsenen Gehölzes würde verfolgen und erreichen können. Allein vergebens verkroch sich einer der beiden Jäger in den dichtesten Unterbusch; die Spurkraft des Elephanten übertrifft die jedes anderen Thieres. Durch alle Windungen folgte er der Spur der Fliehenden, witterte einen der Versteckten im tiefsten Dickicht, zog ihn mit seinem Rüssel hervor und zermalte ihn in Stücken. Kaum hatte der Gefährte des Unglücklichen Zeit und Kraft, einen hohen Baum zu erklimmen und von dort aus das klägliche Geschick seines Begleiters anzuschauen. Doch auch hier witterte das rachedürstende Thier seinen Feind und hielt viele Stunden lang unter dem Baume Wache, bis es endlich der Hunger von dannen trieb.

[Der millionste Theil einer Sekunde meßbar.] Der ehemalige Artilleriekapitän Andreas Noble hat ein Chronoskop erfunden, welches den millionsten Theil einer Sekunde mit verläßlicher Genauigkeit anzeigt, und zum Messen der Geschwindigkeit bei Geschützproben dient. Das geistreich erfundene und sehr komplizirte Instrument ist in Woolwich schon einige Zeit bei den Proben mit verschiedenen Arten Schießpulver in schweren Geschützen angewendet worden und soll sich auf das Beste bewährt haben.

Aus neuen statistischen Tabellen geht hervor, daß die eingeborene Bevölkerung der am dichtesten bewohnten Theile der Vereinigten Staaten rasch in der Abnahme begriffen ist. Die Geburtsrate ist geringer, wie selbst in Frankreich. Auf 50 Köpfe kommt eine Geburt; in Oesterreich und Preußen schon auf 26 Köpfe. Die Deutschen jedoch in den Vereinigten Staaten haben eine Geburt auf 20 Köpfe, und haben also hiedurch, wie durch die mächtige deutsche Auswanderung nach Amerika Aussicht, einst das überwiegende Element der Bevölkerung zu bilden.

In London hat sich ein Techniker auf eine Gas-Erzeugungsmaschine ein Patent genommen, welche in allen Dimensionen angefertigt werden kann, je nach ihrer Bestimmung für Kirchen, Theater, Schiffe, Privathäuser ꝛc. Die kleineren Nummern sind tragbar. Die Gaserzeugung ist eine sofortige, und geht ohne Anwendung von Hitze durch eine selbstthätige Maschine vor sich. Der Prozeß ist einfach und besteht in einer Mischung atmosphärischer Luft mit Mineralöl-Gasen.

Ueber den Gesundheitszustand Dawison's liegen betrübende Details vor. Die krankhafte Irritation des Künstlers hat den höchsten Grad erreicht. Die Geistesstörungen treten nicht mehr sporadisch auf, und es steht das Schlimmste zu befürchten. Die Aerzte scheinen die Hoffnung aufgegeben zu haben, Dawison jemals dem deutschen Theater wiedergeben zu können.

Charade.

Mein Erstes spricht dich an aus süßer Unschuld Mund,
Wird's dir zum Erstenmal in deinem Leben kund,
Dann hebt es dich empor zu zärtlich froher Regung,
Dann wogt dein fühlend Herz in wonniger Bewegung.
Hienieden ist dein Glück kein flücht'ger Morgentraum,
Hast du des Zweiten viel vom großen Erdenraum.
Dein ist das schöne Loos, viel Menschen froh zu machen,
Du kannst im Frieden ruh'n, wenn And're sorgvoll wachen,
Vereint bin ich ein Wort, das aus dem Himmel stammt,
Das dir voll Hochgefühl im Busen glühend flammt,
Und von den Dichtern, ach, wie oft besungen!
Sind, o Germania! die Töne ganz verklungen.

Auflösung der Gleichname in Nr. 180:

Ist ein „Thor" der Herr vom Haus:
Geht kein Weiser ein und aus.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. Sundheimer.

Geschichtskalender.

20. Aug. 1400. Kaiser Wenzel der Faule wird von den Wahlfürsten zu Rense abgesetzt, Ruprecht II. von der Pfalz wird Kaiser.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Bauernfeld.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 193 Samstag, 21. August 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

XX.

Sobald der Chevalier Tessy mit Yvonne im Arm sich auf das Pferd geschwungen hatte, waren Carfor und der Diener auf dem kürzesten Wege nach dem Gestade, und von da nach dem Strande hinab geeilt. Zur Vorsicht schnitten sie das Tau an dem Kahne Keinec's entzwei, und verfügten sich hierauf in eine kleine Bucht, wo ein Fahrzeug bereit lag, das sie sofort segelfertig machten. Bald darauf kam der Chevalier auf der Straße herangesprengt. Er stieg ab; der Diener führte das Pferd in einen offenstehenden Schuppen, hierauf schifften sich die drei Männer ein. Carfor, ein ziemlich guter Lootse, steuerte das Boot mit Kühnheit über die Brandung hinaus. Yvonne war wiederholt in Ohnmacht gefallen, und dieser Umstand, der das junge Mädchen am Schreien hinderte, erleichterte die Flucht der Männer auf eine ganz besondere Weise.

In weniger als einer Stunde umsegelten sie die Todtenbucht, und fuhren auf die Insel Seinr zu; auf der Höhe von Audierne angelangt, begannen sie jedoch die Küste entlang zu laviren. Der Wind trieb sie rasch vorwärts. Sie fuhren in eine kleine verlassene Bai ein. Dort erwartete sie der Graf Fougeray mit frischen Pferden.

„Nun?“ rief er, als der Chevalier ans Ufer sprang.

„Die That ist gelungen,“ erwiderte dieser.

„Bravo! Schnell zu Pferd! Wo hast Du die kleine Bretagnerin?“

„Sie liegt in fortwährender Ohnmacht.“

„Komm! Hermosa hat Alles zu ihrem Empfang vorbereitet. Entledige Dich aber vorher des Schäfers.“

Der Chevalier führte Carfor bei Seite, reichte ihm eine zweite Börse, welche die versprochene Summe vervollständigte, und sagte, er könne sich jetzt entfernen.

„Ich danke, Herr Chevalier, und viel Glück auf den Weg!“

Der Chevalier und der Graf setzten sich zu Pferde; der Erstere legte Yvonne vor sich auf den Hals des Pferdes, und so galoppirten sie, von dem Diener gefolgt, davon. Carfor folgte ihnen mit den Blicken, dann schiffte er sich wieder ein, um nach der Todtenbucht zurückzukehren.

Die Reiter sprengten eine Weile schweigend neben einander her.

„Sage mir, Diego,“ hub endlich der Chevalier an, „bist Du mit dem Asyl, das Du gefunden hast, zufrieden?“

„O, entzückt bin ich davon; Niemand wird uns dort suchen!“

„Es ist ein altes Kloster, wie ich glaube.“

„Ja, die Abtei von Plogastel, auf dem halben Wege zwischen Quimper und Audierne. Die Aebtissin hat sich geweigert, den Eid auf die Konstitution zu leisten; sie sagte, sie anerkenne keine andere Souveränetät, als die des Königs. Die Folge war, daß die Departements-Behörden die Aufhebung des Klosters dekretirten. Eines Tages erschien eine Abtheilung Gendarmen in der Abtei, und die Nonnen wurden genöthigt, augenblicklich das Kloster zu verlassen. Es soll mit Allem, was dazu gehört, verkauft werden; bisher hat sich aber kein Käufer gefunden. Ich erhielt von alledem zufällige Kenntniß, und erkannte sofort, daß dieses abgelegene Gebäude sich trefflich für unsern zeitweiligen Aufenthalt eignen würde. Ich begab mich also zum Maire, wies ihm die Briefe unserer Pariser Freunde vor, und erhielt die Erlaubniß, einstweilen, bis sich ein Käufer gefunden, die Abtei zu bewohnen.“

„Du warst doch nicht so unklug, unsere Leute mitzunehmen?“ sagte der Chevalier.

„Narr! wie kannst Du so etwas denken? Unsere Leute mitnehmen. Bloß Hermosa und der kleine Henrique sind dort. Als einzige Bedienung werden wir den treuen Jasmin haben.“ Dabei deutete er auf den Diener, der ihnen folgte. „Jasmin!“ rief er.

„Gnädiger Herr?“ antwortete der Diener heransaloppirend.

„Reite voraus und benachrichtige die Frau Baronin von unserer Ankunft.“

Der Diener gehorchte und sprengte im gestreckten Lauf davon.

„Ah,“ sagte der Graf, „ich sehe bereits die Glockenthürme der Abtei.“

„Yvonne kommt zu sich!“ rief der Chevalier.

In der That schlug das junge Mädchen die Augen auf. Erstaunt blickte sie um sich. Die Nacht neigte sich ihrem Ende zu, und die Morgenröthe begann bereits am fernen Horizont zu dämmern. Yvonne heftete ihre Augen auf den Mann, der sie in seinen Armen hielt. Heftig warf sie sich zurück, und schrie aus Leibeskräften: „Zu Hülfe! zu Hülfe!"

„Alle Wetter!" rief der Graf, „gut, daß wir am Ziele sind."

Die Reiter sprengten in der That in diesem Augenblicke in den Klosterhof, wo Jasmin sie bereits erwartete. Sie stiegen ab; der Chevalier faßte Yvonne, welche sich wehrte und schrie, in seine Arme, und trug sie in das Innere des Klostergebäudes, während Jasmin die Sorge für die Pferde übernahm.

„Zum Teufel mit allen Verliebten!" sagte der Graf, dem Chevalier auf dem Fuße folgend, die Närrin zerreißt mir die Ohren mit ihrem Geschrei. „Warum hast Du ihr den Knebel abgenommen?"

„Sie erstickt sonst, erwiderte der Chevalier."

„Ah, dumme Ziererei! Wäre auch nicht viel verloren gewesen. Doch jetzt wende Dich nach rechts... so... da ist die ehemalige Zelle der Aebtissin... Das Zimmer hat gute Riegel von Außen; Du kannst die kleine Bretagnerin hier aufbewahren.

Der Chevalier setzte Yvonne auf einen Lehnstuhl nieder; doch das Mädchen entschlüpfte seinen Armen, und eilte hülferufend der Thür zu. Der Graf packte sie an der Schulter und hielt sie fest. „Hoho, mein Schätzchen! so verläßt man uns nicht. Alle Wetter, das erschrockene Täubchen ist reizend," fuhr er, sie aufmerksam betrachtend, fort. „Doch komm jetzt, Raphael, das Ding ist für eine Liebeserklärung vorläufig nicht gestimmt. Das Fenster ist vergittert. Gehen wir, und sperren wir sie hier ein. Sie entkommt Dir nicht. Später kannst Du Dein Glück versuchen. Bis dahin wird Hermosa ihre Meinung abgegeben haben, und Du weißt, sie ist ein Weib, das überall Rath kennt."

„Sei es; ich habe keine Furcht, daß sie mir entschlüpft. Später wird sie sich vielleicht eines Besseren besonnen haben; ich mag Weiberthränen nicht gern!"

„Ah ha, Raphael, Du bist ein gefühlvoller Mensch. Die Thränen einer hübschen Frau haben Dich immer gerührt. Erinnere Dich nur an unsere letzte Geschichte in den Schluchten von Tarent. Hätten wir damals Deinem Rath gefolgt, und die kleine Französin geschont, was würden wir heute sein. Entweder trügst Du noch das zerlumpte Kamisol des Lazzaroni Raphael, oder," fügte er mit leiser Stimme hinzu, „führen wir Beide auf irgend einer Galeere Sr. Majestät des Königs von Neapel."

Der Chevalier schauderte bei diesen fremdartigen Worten zusammen, warf noch einen Blick auf die ohnmächtige Yvonne und wandte sich zum Gehen.

Die beiden Männer verließen die Zelle, verriegelten sie fest von außen, durchschritten einen langen Corridor und traten in ein kleines freundlich ausgestattetes Gemach. Alles zeigte, daß die Nonnen an eine gewaltsame Vertreibung nicht geglaubt, und keine Vorbereitungen für die Räumung des Klosters gemacht hatten. Allenthalben sah man noch werthvolle Gegenstände, welche die von den Gendarmen überraschten Klosterfrauen mit sich fortzunehmen keine Zeit gehabt hatten. Die schwarzen Banden, welche später raubend und verheerend das Land durchzogen, waren damals noch nicht organisirt, so daß die herrenlos zurückgebliebenen Schätze bisher unangetastet geblieben waren.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rastatter Gesandtenmord *).

(Aus dem Magazin für die Literatur des Auslandes.)

Ueber den Gesandtenmord in Rastatt hat der Professor K. Mendelssohn-Bartholdy ein interessantes Schriftchen erscheinen lassen, worin er die bisherige Darstellung der namhaftesten Historiker, als sei diese beispiellose Verletzung des Völkerrechtes von Oesterreich ausgegangen, zu widerlegen sucht und die Schuld auf die französischen Emigranten wirft. Der Verfasser beginnt mit einer anziehenden Schilderung des Kongresses selbst, der seit dem Dezember 1797 in Rastatt tagte, der Hoffnungen, die er anfänglich erweckte, und der Enttäuschung, die bald genug eintrat. Ursprünglich waren von französischer Seite die drei Bürger Treilhard, Bonaparte und Bonnier als Abgesandte nach Rastatt geschickt worden, später wurden der zum Mitglied des Direktoriums gewählte Treilhard und Bonaparte, der am 20. Mai 1798 nach Aegypten segelte, durch die Republikaner Jean Debry und Roberjot ersetzt. „Die Gesandten — bemerkt unser Verfasser — schienen nur in der Grobheit ein Zeichen ächt republikanischer Bürgertugend und überdies ein probates Mittel zu sehen, die deutsche Bidderkeit zu überrumpeln." Auf österreichischer Seite scheint man jedoch Manches für Grobheit und absichtliche Verletzung des Anstandes gehalten zu haben, was einfach ein Hinwegsetzen über veraltete Formen der Etikette war.

So berichtet der Graf Metternich voll Entrüstung an den Kaiser: „Die französischen Gesandten zeichnen sich in der Kleidung sonderbar aus. Sie haben uns einen Besuch in Frack und langen Pantalons gemacht, was mit dem bisherigen Gebrauch im wahren Kontrast steht, und da ich zufolge Allerhöchster Instruktion zu-

*) Mit Benutzung handschriftlichen Materials aus den Archiven von Wien und Karlsruhe, von Karl Mendelssohn-Bartholdy, Professor der Geschichte an der Universität Freiburg. Heidelberg, Verlagsbuchhandlung von Fr. Bassermann. 1869.

gewiesen bin, die Würde Ew. K. M. und des Reiches nach dem Herkommen zu behaupten, gleichwohl aber es unmöglich schien, sie in ein anderes Kostüm zu setzen, so entschloß ich mich, die Einleitung nicht in meiner Wohnung, sondern am dritten Orte vorzunehmen. Durch diesen Ausweg wird dem Geschäft wünschenswerth genügt und die ungewöhnliche Hinstellung der französischen Bevollmächtigten kann zu keiner Zeit als Herabsetzung des kaiserlichen und Reichsansehens angesehen werden." In einem späteren Bericht führt der kaiserliche Gesandte bittere Klagen darüber, daß keine Aussicht vorhanden sei, diese hartnäckigen Franzosen dahin zu bringen, daß sie lateinisch antworten.

Im Frühjahr 1799 war das Bündniß zwischen Oesterreich und Rußland gegen die französische Republik offenkundig. Schon nahte Suwarow mit seinen Russen. Der österreichische Gesandte hatte bereits Rastatt verlassen; die französischen Bevollmächtigten blieben, weil sie annahmen, daß der Friede mit dem deutschen Reiche noch bestehe. Seit Mitte April streiften österreichische Patrouillen bis an die Thore von Rastatt, hielten mehrere Gesandten bei ihren Spaziergängen an und schnitten die französische Korrespondenz ab. Auf die Beschwerde einiger Gesandten erfolgte von dem Kommandanten der österreichischen Vorposten, dem Obersten Barbaczy, der Bescheid: er könne für die Sicherheit des diplomatischen Korps nicht einstehen; seit Abberufung des kaiserlichen Bevollmächtigten, Grafen v. Metternich, habe er keine Verpflichtung mehr, Rastatt als Sitz des Kongresses zu schützen. In der That wurde ein französischer Kurier von kaiserlichen Husaren gefangen und nach dem Hauptquartier des Obersten Barbaczy abgeführt. Auf Reklamation der gesammten Reichsdeputirten und des preußischen Gesandten gab Barbaczy den kurzen Bescheid: er finde sich augenblicklich außer Stande, den Wünschen der Gesandten Folge zu leisten. Die Absicht Oesterreichs war, die französischen Gesandten vom deutschen Boden zu vertreiben.

Diese waren endlich entschlossen, Rastatt zu verlassen. Auf die Anfrage des kurmainzischen Gesandten Albini an den Obersten Barbaczy, ob die Franzosen auf ihrer Reise irgend ein Hinderniß zu besorgen hätten, schrieb dieser an die französischen Gesandten: „Minister, Sie werden von selbst einsehen, daß in der von den k. k. Truppen besetzten Position keine französischen Bürger geduldet werden können. Sie werden es mir daher nicht übel deuten, wenn ich Ihnen, Minister, andeuten muß, Rastatt binnen 24 Stunden zu verlassen." Aus authentischen Quellen ergibt sich, daß der Befehl, die französischen Minister sofort auszuweisen, von dem Erzherzog Karl ausgegangen war. Mündlich hatte Barbaczy dem Herrn von Albini angesagt, daß die Franzosen innerhalb der nächsten 24 Stunden mit Sicherheit abreisen könnten. An demselben Tage, am 28. April, langte eine Abtheilung von 60 Szekler Husaren unter Anführung des Rittmeisters Burkhard in Rastatt an und besetzte die Thore. Die Wagen der Gesandten, welche nach 9 Uhr Abends die Stadt verlassen, wurden am Thore angehalten und erst auf Verwendung Albini's freigelassen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Gerichtssaale.

Leipzig, 16. Aug.

Am letzten Sonnabend wurde am hiesigen Bezirksgericht über jenen Prozeß verhandelt, zu welchem das bekannte Pistolenduell zwischen dem Studenten der Forstwissenschaften v. Gablenz aus Dresden und dem Studenten der Rechte Großmann aus Wiesbaden Veranlassung gegeben hatte. Großmann hatte sich in der Nacht vom 29. zum 30. Juni nebst einem Freunde, dem Studenten B., in einer Weinwirthschaft des Sporergäßchens befunden, wohin auch jener v. Gablenz in Begleitung noch anderer Personen gekommen war. Beim Vorübergehen hatte nun v. Gablenz den Freund Großmann's, jenen B., auf den Fuß getreten, eine Entschuldigung ob dieses Vorfalls war nicht erfolgt, und so geschah es, daß B., um den Namen des Beleidigers festzustellen, sich aus dem Zimmer in ein anderes begab. Mittlerweile aber war Großmann in Wortwechsel mit v. Gablenz gerathen und hatte überhaupt das Interesse seines Freundes gewahrt, wobei jedoch Großmann den v. Gablenz durch Stöße vor die Brust thätlich beleidigte und damit einen fast allgemeinen Tumult herbeiführte, dessen Folge die Herausforderung Großmann's zum Duell war. Eine am andern Tage von letzterm Seitens v. Gablenz geforderte schriftliche Revokation hatte derselbe unter Bezugnahme darauf, daß solche in Studentenkreisen nicht üblich und überhaupt inkommentmäßig sei, abgelehnt, auch eine auf dem Kampfplatze selbst versuchte Aussöhnung hatte keinen Erfolg. Es kam vielmehr zum Zweikampfe, dessen Bedingungen glatte Pistolen, dreimaliger Kugelwechsel und fünf Schritt Barrière waren. Nach dem ersten Kugelwechsel wurde Seitens des Unparteiischen wiederholt Versuch zur Aussöhnung gemacht; Großmann glaubte indeß die Aufforderung hierzu von der andern Seite gewärtigen zu müssen; dort wurde jedoch keine Geneigtheit dazu gezeigt, sodaß auch dieser Versuch scheiterte. Nach dem zweiten Kugelwechsel stürzte v. Gablenz, in der rechten Schläfegegend getroffen, zusammen und war am Vormittag des andern Tags, 2. Juli, verschieden; Großmann aber hatte noch am Tage des Duells, 1. Juli, Leipzig verlassen und sich erst vor Kurzem dem hiesigen Untersuchungsgericht gestellt. In der Hauptverhandlung legte Großmann im Allgemeinen ein Bekenntniß seiner Schuld ab, wiederholte hierbei, daß er zu jeder andern

entsprechenden Ehrenerklärung, nicht aber zu jener von Gablenz geforderten schriftlichen ungebräuchlichen bereit gewesen, daß er niemals die Absicht gehabt, den v. Gablenz zu tödten oder zu verwunden, daß er (wie auch von anderer Seite bestätigt wurde) nicht gezielt, überhaupt erst beim Kommando Eins, Zwei, Drei, Los! sein bis dahin gesenkt gehaltenes Pistol erhoben und sogleich, ohne bestimmt zu zielen, nach der Richtung seines Gegners hin abgedrückt habe, daß er unerfahren im Gebrauche von Schußwaffen sei und daß ihm das geschehene Unglück zu den Worten: „Ich habe einen unschuldigen Menschen erschossen!“, Veranlassung gegeben habe, wie er überhaupt durch jenen Ausgang des Duells auf's Tiefste betrübt worden sei. Hierauf erfolgte das Zeugenverhör und nach geschlossener Beweisaufnahme die Schlußvorträge der Staatsanwaltschaft und der Vertheidigung. Erstere, an den Satz anknüpfend, daß das Duell weder vor der Vernunft noch vor der Moral zu rechtfertigen sei, glaubte indessen den ꝛc. Großmann mit Rücksicht auf seine Haltung sowohl bei als nach der That der richterlichen Milde empfehlen zu dürfen, während die Vertheidigung die dem Zustande der ächten Noth gleichkommende gezwungene Stellung des Angeklagten hervorhob. Das Gericht erkannte gegen Großmann wegen Zweikampfes auf drei Jahre sechs Monate Gefängniß.

Die Rose.

Sinnend sah der Wellen Spiele
Ich am Bachesufer zu,
Ward entfernt der Welt Gewühle,
Süß erquickt von Waldesruh.

Eine Rose von dem Strauche
Brach ich nah am Waldessaum,
Schlief, umspielt von Zephyrs Hauche,
Ein — und träumte süßen Traum.

Und, vom Traume wonnetrunken,
Neigt' ich mich zur Rasenwand —
Als im Traum der Arm gesunken,
Fiel die Rose aus der Hand.

Rollte in des Baches Wogen
Von des Ufers schmalem Hang,
Habe mich ihr nachgebogen,
Sah noch, wie sie unterſank.

Wie die Rose in den Fluthen,
Sich im Wellenbad ertränkt,
Sind auch meiner Seele Gluthen
In ein tiefes Meer gesenkt.

Und die Rose kehret nimmer
Aus dem nassen Grab zurück:
So sinkt jeder Hoffnungsschimmer,
So sank meiner Liebe Glück.

Immer hör' ich noch das Rauschen
Und der Rose leichten Fall —
Immer möcht' ich wieder lauschen
Dort am stillen Waldesthal.

Alois Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

In New-York starb am 22. Juli einer der Millionäre und „Eisenbahn-Könige“, Namens Henry Keep. Der Verstorbene war im vollsten Sinne des Wortes „selfmademan“, der sich, von armer Abkunft, durch allerlei geschickte Finanzoperationen zu einem der reichsten Börsenmatadore hinaufgeschwungen. Daß es ihm auch an Gemeinsinn nicht mangelte, ist daraus ersichtlich, daß er sich erbot, für die von ihm angeregte Errichtung einer National-Akademie für Künste die fürstliche Summe von 1½ Mill. Dollars beizusteuern.

[Mord aus Gefälligkeit.] Aus dem Gefängniß des Repser Stuhles (Ungarn) meldet man dem „Hon“ folgenden seltsamen Fall. Dieser Tage putzte einer der Gefängnißwärter im Hof des Gefängnisses sein Gewehr, als eine gefangene Zigeunerin ihn aufforderte, sie zu erschießen, weil sie nicht werth sei, zu leben. Er antwortete ihr, daß er keine Kapsel habe; als ihm aber die Zigeunerin eine solche gab, erfüllte er ihren Wunsch, und das arme Weib stürzte todt nieder.

Räthsel.

Was hat Feuer und ist nicht heiß?
Was glänzt hell und ist nicht weiß?
Was hängt am Kreuz, und ist nicht todt?
Was gilt Tonnen Goldes und wiegt nicht ein Loth?
Was hat Wasser und ist nicht naß?
Lieber Leser, errath' mir das.

Geschichtskalender.

21. Aug. 1648. Ende des 30jährigen Krieges. Allgemeines Friedensfest in Deutschland.
„ 1810. Marschall Bernadotte wird König von Schweden.
22. Aug. 896. Gerbert zu Magdeburg erfindet die Sonnenuhr.
„ 1796. Kaiser Paul I. gibt Kosciusco die Freiheit.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 194 Montag, 23. August 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Im Hintergrunde des Gemaches lag eine Frau nachlässig auf einem Sopha hingestreckt. Obgleich sie die Gränzen der ersten Jugend bereits überschritten hatte, konnte die Frau noch immer für sehr schön gelten. Prächtige schwarze Haare, die trotz der Mode nie ein Puder berührt hatte, umschlossen eine hohe, reine Stirn. Eine römische Nase von tadelloser Feinheit erhob sich stolz über einem kleinen Munde mit Lippen feurigroth wie die Blüthen des Granatapfels. Dunkle Augen, überschattet von dichten, kühn geschwungenen Brauen, vervollständigten das herrliche Gesicht. Der Teint war brünett und matt wie bei den Frauen des Südens, welche die Gluth ihrer Sonne nicht scheuen. Prüfte man das Gesicht aufmerksamer, dann gewahrte man freilich einige Fältchen an den Schläfen und an den Mundwinkeln, und die Contouren des Gesichtes hatten bereits ihre Frische verloren.

Diese hübsche Frau, welche der Graf mit dem italienischen Namen Hermosa bezeichnete, ward in der Welt Fräulein Marie Augustine von Fougeray genannt, und galt für die Schwester des Grafen und des Chevalier. Es war dieselbe, welche den Marquis von Loc-Ronan berückt hatte, sie zu seiner Frau zu machen. Auf welche Art sie die Zuneigung ihres Mannes verloren hatte, wissen wir bereits.

In dem Augenblicke, als die beiden Männer eintraten, hatte Hermosa einen kleinen, hübschen Knaben von acht bis zehn Jahren bei sich, welcher zu ihren Füßen spielte.

„Ein herrliches Familienbild!“ rief der Graf, „beim Himmel; ich würde mich darüber zu Thränen gerührt fühlen, wenn mein Magen minder ausgehungert wäre.“

„Du sollst gleich bedient werden,“ sagte die Frau, und wandte sich dann zu dem Chevalier: „Guten Morgen, Raphael.“

„Guten Morgen, liebe Schwester!“

„Was hat man mir denn von Deiner verliebten Expedition erzählt?“

„Man hat nicht gelogen.“

„Und sie ist gelungen?“

„Wie immer.“

Hermosa lachte und ging hinaus. Fünf Minuten später kam Jasmin, und deckte in einer Ecke des Gemaches einen Tisch, den er mit reichlichen Speisen besetzte.

„Nun bring' Deinen Magen in Ordnung,“ sagte Hermosa zu dem Grafen, „inzwischen wird mir der Chevalier die Abenteuer von heute Nacht erzählen.“

„Von Herzen gern, Schwester, um so mehr, als ich Deines Rathes bedarf.“

Und der Chevalier erzählte alle Einzelheiten der Entführung.

Sobald Diego und Raphael die Zelle, in welche sie Yvonne gebracht, wieder verlassen hatten, sprang das junge Mädchen auf. Ihre Thränen trockneten, eine kühne Entschlossenheit spiegelte sich auf ihrem schönen Gesichte. Langsam durchschritt sie das Gemach. Sie überzeugte sich, daß die Thüre von Außen fest verriegelt war; sie begab sich zum Fenster, es war verschlossen und vergittert. „Wo bin ich? Was will man von mir?“ murmelte das arme Kind. Was ist in Fousnan seit meiner Abwesenheit geschehen? Was wird mein armer Vater denken? Und die beiden Männer, die ich auf der Straße zu bemerken glaubte . . . es schien, als ob es Jahoua und Keinec gewesen wären. O mein Gott, mein Gott, was ist vorgegangen?“

Und die Verzweiflung erfaßte neuerdings ihr Herz. Sie sank regungslos zu Boden. Eine furchtbare Nervenkrise ergriff ihren gebrochenen Körper. Sie krümmte sich am Boden, und stieß ein herzzerreißendes Geschrei aus.

Die Thüre öffnete sich und Hermosa trat in Begleitung des Chevaliers in die Zelle. Sie beeilten sich, Yvonne aufzuheben und zu Bett zu bringen. Hermosa schickte nach dem Grafen.

„Du bist ein wenig Arzt, Diego,“ sagte sie, „sieh einmal, was dem Mädchen fehlt, und was wir thun sollen.“

Der Graf trat an das Bett, ergriff die Hand des Mädchens, und nachdem er einige Zeit den Puls beobachtet hatte, sagte er kalt: „Raphael hat eine Albernheit begangen, die ihm keinen Nutzen einbringen wird.“

„Warum?“

Digitized by Google

„Weil das Mädchen von einem Gehirnfieber ergriffen ist, zu dessen Heilung wir hier kein Mittel besitzen. Bevor achtundvierzig Stunden um sind, ist die Kleine todt."

„Todt?" rief der Chevalier.

„Ja wohl, todt!"

„Und Du vermagst Nichts dagegen zu thun, Diego?"

„Nichts, als daß ich ihr zur Ader lasse, obwohl ich glaube, daß es wenig helfen wird. Eine schlimme Geschichte das: Du hast hundert Louisd'or hinausgeworfen, Raphaël!"

Hierauf nahm der Graf ein kleines Besteck, welches er immer auf der Reise bei sich führte, zog eine Lanzette hervor und öffnete dem jungen Mädchen, das von dieser Operation nichts zu fühlen schien, eine Ader.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rastatter Gesandtenmord.

(Fortsetzung und Schluß.)

Auf das wiederholte Gesuch um eine Eskorte traf nur eine unbefriedigende, ausweichende Antwort ein. Vor der Brücke bei der Rheinau, fünf Minuten von der Vorstadt entfernt, sprengte aus dem Dickicht zur Rechten des Weges eine Abtheilung Husaren hervor. Jean Debry, der im ersten Wagen saß, wurde gezwungen auszusteigen, erhielt einen Säbelhieb über den Kopf und einen über den Nacken und rettete sich nur dadurch, daß er sich in den am Wege befindlichen Graben rollte, wo er, nachdem man ihm noch einige Hiebe und Stiche versetzt und ihn ausgeplündert hatte, für todt liegen blieb. Er schleppte sich später mit Mühe fort und fand endlich gegen Tagesanbruch eine Zuflucht in einem hohlen Baume. Hier wurde er aufgefunden und nach Rastatt in die Wohnung des preußischen Gesandten von Görtz gebracht. Die beiden anderen Gesandten, Bonnier und Roberjot, wurden aus den Wagen gezogen und vor den Augen der Ihrigen ermordet. Kaum hatten die anderen Gesandten in Rastatt, die gerade in dem Kasino versammelt waren, die Kunde erhalten, als sie zu dem Rittmeister Burkhard eilten, um von ihm das Nähere zu erfragen. Sie wurden nur mit Mühe vorgelassen und sehr ungnädig empfangen. Erst nach den ernstesten Vorstellungen ließ sich Burkhard bewegen, dem badischen Major von Harrant eine Patrouille beizugeben und an den Schauplatz der That zu senden. Dieser kam gerade zur rechten Zeit, um der Plünderung Einhalt zu thun; er traf die Husaren, wie sie eben im Begriffe waren, die Wagen mit den darin befindlichen Personen um die Stadt herumzuführen, und brachte sie nur durch starke Drohungen dahin, daß sie dieselben in die Stadt zurückgeleiteten. Auf Verwendung des preußischen Legations-Sekretärs v. Jordan gestattete Barbaczy am folgenden Tage die Abreise Jean Debry's und der Hinterlassenen der ermordeten Gesandten.

Wer war der Urheber der verbrecherischen That? Der Ritter von Lang und Hormayr beschuldigen den österreichischen Gesandten Grafen von Lehrbach, der nach Lang im Solde Pitt's und der englischen Regierung, nach Hormayr im Auftrage der österreichischen Regierung und unter Mitwissen Thugut's gehandelt habe. Unser Verfasser sucht Lehrbach freizusprechen: der erfahrene Staatsmann mußte wissen, daß man große Bewegungen nicht durch künstliche Mittel hemmen, daß man die Revolution nicht tödten kann, wenn man einen oder zwei Republikaner ermordet. Lag es ihm daran, sich der Papiere der französischen Gesandten zu bemächtigen, so bedurfte es nicht erst eines Mordes; denn, wie Lang berichtet, konnte man sich in Rastatt von jedem Stiefelputzer um ein Geringes jedes offizielle Aktenstück verschaffen. Es kommt auch gar nicht darauf an, wer das Werkzeug, sondern wer der Urheber des Verbrechens gewesen.

Wir stimmen Herrn Mendelssohn ganz bei, wenn er England, das französische Direktorium, das unter Anderen Napoleon beschuldigte, die That angestiftet zu haben, um den erkalteten Kriegseifer der Franzosen von Neuem anzuregen, und Oesterreich von der Schuld freispricht. „Die österreichische Regierung — sagt er — besaß Klugheit genug, um ein nutzloses, ja wahnsinniges Verbrechen zu unterlassen." Der Mord der Gesandten konnte nur den Emigranten einen wesentlichen Nutzen bringen, indem er die Versöhnung zwischen dem legitimen Europa und der französischen Republik unmöglich machte. Daß die Emigranten einer solchen That fähig waren, beweist unser Verfasser aus einem handschriftlichen Zeugniß des Dr. Gall in Freiburg. Dieser hatte im November 1795 mehrere Republikaner, die theils durch den Verrath von Dumouriez, theils durch andere Kriegsereignisse in die Hände der Oesterreicher gerathen waren, ärztlich zu behandeln. Sein Zeugniß geht dahin, daß er in der Apotheke bei der Bereitung der Mixturen selbst stets zugegen sein mußte, damit denselben nicht Gift beigemischt würde. Denn es hielten sich zu gleicher Zeit zahlreiche Emigranten in Freiburg auf, denen jene Republikaner tödtlich verhaßt waren und die nun Alles daran setzten, die etwaige Annäherung zwischen Oesterreich und der Republik zu hintertreiben. Während des Kongresses suchten sich Emigranten unaufhörlich in Rastatt einzudrängen; die badische Polizeikommission stand in fortwährendem Kampfe mit denselben. Besonders nahm im Frühjahre 1799 das unheimliche Treiben der Emigranten in und um Rastatt bedenklich zu. Die Wirthe, welche Emigranten beherbergten, wurden mit strengen Geldstrafen belegt. Unter den verdächtigen Privatleuten werden unter Anderen ein gewisser St. Germain, der später als österreichischer

Digitized by Google

Oberst in Brünn gestorben ist, Dugravier, Bauge und ein Graf Toulouse, der sich der Abstammung von Heinrich IV. rühmte, namhaft gemacht. Von Letzterem findet sich in Lehrbach's Papieren ein Schreiben vom 11. April 1799 an Dugravier, worin es heißt: „Binnen Kurzem, lieber Freund, wird sich etwas ereignen, worüber die Welt erstaunen wird." Um dieselbe Zeit erhielt der Graf die Summe von 6000 Livres ausbezahlt. Beziehungen zwischen den Emigranten und den österreichischen Offizieren bestanden seit längerer Zeit. Der rohe und unwissende Rittmeister Burkhard, den der Graf Lehrbach selbst als eine äußerst gewissenlose und verdächtige Persönlichkeit charakterisirt, war ganz der Mann dazu, sich von den Emigranten zu einem Verbrechen brauchen zu lassen; auch der Oberst Barbacy kannte allem Anscheine nach die Absichten der Emigranten. Daher ließ auch der Erzherzog Karl Beide gefänglich einziehen und ordnete eine Untersuchung unter Vorsitz des Feldmarschall-Lieutenants von Sporck an. Was diese ergab, wissen wir nicht; daß aber der Erzherzog Karl die Urheberschaft der That den Emigranten zuschrieb, geht aus einer Erklärung hervor, welche er dem badischen Minister von Eyben machen ließ: es sei ihm glaublich, daß Emigrirte sich durch Korruption unter die Szekler Husaren eingeschlichen und das Verbrechen begangen hätten; das sei ihm um so wahrscheinlicher geworden, weil einer der Mörder auf Französisch zu dem noch lebenden Minister Jean Debry gesagt habe: Es-tu le ministre Jean Debry? Keiner der Szekler Husaren könne französisch, wenigstens sei es nicht wahrscheinlich, da dies ein Regiment sei, das keine Fremden habe.

Auch in Wien war man über die eigentlichen Anstifter des Mordes nicht in Zweifel; da aber das alte Frankreich, die Emigranten, die Bourbons dabei betheiligt waren, so war dies Grund genug, der Regierung aus legitimistischen Rücksichten Vorsicht und Diskretion zu empfehlen. Der Kaiser Franz beklagte in einem Handbillet an den Fürsten Colloredo, vom 28. Mai 1799, den bedauerlichen Vorfall und erkannte die Nothwendigkeit einer strengen Untersuchung und einer exemplarischen Bestrafung der Schuldigen. „Damit aber — heißt es in dem Schreiben — die Bosheit der Franzosen aus der Form der Untersuchung nicht neuen Stoff zu verleumderischen Anschuldigungen entnehme, und da das Verbrechen auf deutschem Reichsboden geschehen, so ergehe an die versammelten Reichsstände mein Ansinnen, dies wichtige Ereigniß zum Gegenstande der Berathung zu nehmen und in einem Gutachten mir baldmöglichst und freimüthig an Hand zu geben, was bei der Untersuchung in jeder Rücksicht zu beobachten sein wolle, um der Sache vollkommen auf den Grund zu gehen und sohin die unparteiische Welt zu überzeugen, daß wegen dieser auf dem Reichsboden verübten Missethat weder mir, noch dem gesammten Reich einige Konnivenz vorgeworfen werden könne, sondern hierbei so verfahren worden sei, wie es die Größe des Verbrechens und die strenge Gerechtigkeit erfordern." In einem mit dem kaiserlichen Placet versehenen Memoire vom 7. Juni gab jedoch der Fürst Colloredo den Reichsständen zur Erwägung, daß man den willenlosen und schwachen Werkzeugen das, was Andere verbrochen, nicht entgelten lasse, und daß man die Greuelthat, die von einem Trupp in kaiserliche Uniform gekleideter Personen begangen sei, nicht den Kaiserlichen imputire. Er deutet darauf hin, daß die Emigranten, in deren „wenigstens scheinbarem Interesse" die That gelegen, sie auch begangen hätten. Colloredo's Erwägungen schlugen durch. Man begnügte sich mit der Absetzung Burkhard's und gab der Untersuchung weiter keine Folge.

Das Resultat der Forschungen unseres Verfassers ist also: „Die That war eine Folge der Emigranten-Politik, Oesterreich mit der französischen Republik unheilbar zu kompromittiren; daher geht es Deutschen nicht mehr, die Schuld jener fremden Gewaltthat den Deutschen aufzubürden." Kein Verständiger hat jedoch jemals den Deutschen die Schuld aufgebürdet; wohl aber hat die allgemeine Stimme Oesterreich als den Schuldigen bezeichnet, das auch nach der Darstellung unseres Verfassers nicht von aller Schuld freizusprechen ist, wenigstens nicht von der, seine und seines Heeres Ehre zu Gunsten einer rachsüchtigen Partei, die ihren König feige verlassen und jetzt durch Meuchelmord und fremde Waffen die Wiederkehr in ihr verrathenes Vaterland erzwingen wollte, preisgegeben zu haben. Dem Kaiser, als dem Oberhaupt des österreichischen Staates und des deutschen Reiches, lag die Pflicht ob, das verletzte Völkerrecht durch rücksichtslose Strafe der Schuldigen zu sühnen; indem er es nicht that, machte er sich zum moralischen Mitschuldigen und gab so ein böses Beispiel, das später von Napoleon nur zu gut befolgt wurde, als er ebenso widerrechtlich den Herzog von Enghien erschießen ließ und die spanischen Bourbons in Bayonne gefangen nahm. Seinem eigenen Heere war der Kaiser die Genugthuung schuldig, es von dem Verdachte zu reinigen, als berge es mord- und plünderungssüchtige Wegelagerer in seinen Reihen. Auch dies hat er nicht gethan, und so hat sich denn auch nicht lange darauf ein solches Hinwegsetzen über die Forderungen des Rechtes und der Ehre an Staat und Herr bitter gerächt.

Ein Traum.

Zum Fenster blickt der Tag herein
Mit wunderbarem Maienschein,
Und süßem Vogelsang;
Doch immer seh' ich noch vor mir,
Ein scheußlich graufes Ungethier
Am steilen Felsenhang.

Digitized by Google

Wie glücklich, daß ich doch erwacht
Zum hellen Tag aus finst'rer Nacht,
Aus fürchterlichem Traum;
Es pocht mein Herz noch schwer und bang,
Gepreßt von der Gebilde Zwang
Im lüfteleeren Raum.

Wie angewurzelt stand ich da,
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Es stockte mir das Blut;
Die Haare bäumten wild sich auf,
Gehemmet war der Füße Lauf:
Da sank mir aller Muth.

Die Hände hingen steif herab,
Entfallen war der Wanderstab,
Erstorben jeder Laut;
Wie mit geheimer Zauberkraft
War jeder Nerv in mir erschlafft —
Ich schien des Drachen Braut.

Er grinst mich an so starr und stumm —
Er schleichet lauernd rings herum
Und fletscht die Zähne wild;
Schon fühl' ich seinen gift'gen Hauch,
Er legt sich nieder auf den Bauch —
Jetzt schnaubt er kurz — und brüllt.

Mir ist die Kehle zugeschnürt,
Kein Auge sich, kein' Muskel rührt,
Mit mir ist's wohl vorbei!
Schon krümmt der Drach sich wie zum Sprung',
Da löst sich plötzlich meine Zung'
Zu einem lauten Schrei!

Und durch den Schrei war ich erwacht,
Zum hellen Tag aus finst'rer Nacht,
Bei frohem Vogelsang;
Doch seh' ich immer noch vor mir
Den Drachenwurm, das Ungethier,
Vom Traum am Felsenhang!

Aloys Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

Laut Depeschen aus San Francisco befindet sich die japanische Kolonie in Kalifornien in sehr gedeihlichem Zustande und dürfte durch neue Einwanderung, zu welcher Briefe der Kolonisten dringend auffordern, bald bedeutend an Ausdehnung gewinnen. Die Theestauden und Maulbeerbäume sind in der Entwicklung bereits weit vorgeschritten, und nächstes Jahr beabsichtigt man auch Reispflanzungen anzulegen. Die Nachricht, daß südstaatliche Pflanzer von dem Vorzuge der japanischen, gegenüber amerikanischen Arbeitskräften überzeugt, wirklich für 50,000 Kulis kontrahirt haben sollen, hat zu abermaliger Erörterung der bereits längst erledigten Frage geführt, ob der Kulihandel gesetzlich sei oder nicht. Der Finanzminister Boutwell hat allen etwaigen Zweifeln durch die bestimmteste Behauptung ein Ende gemacht, daß die Akte von 1862, welche amerikanischen Bürgern die Betheiligung am Kulihandel verbietet, nicht abgeschafft worden ist. Der Steuerdirektor von New-Orleans hat diese Erklärung durch eine amtliche Anfrage bei seinem Chef veranlaßt und ist angewiesen worden, diese neue Spielart des Sklavenhandels nach Kräften zu unterdrücken. Auch der am 28. Juli v. J. zwischen den Vereinigten Staaten und China abgeschlossene Vertrag, welcher jetzt der Bestätigung des Kaisers von China wartet, erklärt in Zusatzartikel V jede unfreiwillige Auswanderung für ungesetzlich und macht die Betheiligung am Kulihandel zu einem Kriminalvergehen.

Ein Kahlkopf trieb seinen Scherz mit einem Bekannten, der ein Toupet trug. „Sie sehen, wie kahl ich bin, und ich trage doch keine Perrücke." „Das ist wahr," entgegnete ihm der Andere, „aber eine leere Scheune bedarf auch keines Daches."

Rebus.

Mn Edelmuth.

Auflösung des Palindroms in Nro. 184:

Flüchtigen Fußes durcheilet
Der „Renner" die kreisende Bahn,
Leicht und geschmeidig voraus —
Der feu'rige stolze Araber;
Ihm folget das berberische Pferd,
(Ich meine, an edler Rage,)
Und diesem, das spanische dann,
So wie auch das englische Vollblut;
Doch holt sich das Pferd der Ukraine —
Aus Dänemark, Holstein und Friesland,
So wie auch manch' Anderes noch,
Goldenen Preis auf der Rennbahn.

M. M.

Geschichtskalender.

28. Aug. 70. Erster Ausbruch des Vesuvs, die Städte Herculanum und Pompeji werden verschüttet.
„ 1268. Schlacht bei Tagliazzo. Konrad, der letzte Hohenstaufe, wird gefangen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 195 Dienstag, 24. August 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

XXI.

Die Abtei Plogastel war eines jener Klöster, die Anfangs klein angelegt, später durch eine Menge Zubauten immer größer und ausgedehnter geworden waren. Es zählte mehrere Flügel- und Seitengebäude, von welchen jedes in einem andern Style erbaut erschien. Durch die späteren Vergrößerungen war das ursprüngliche Kloster so zu sagen verschwunden; auf den alten Zellenreihen hatten sich neue erhoben, und wie dieß bei so vielen alten Klöstern, deren Ursprung in das Mittelalter zurückreicht, der Fall ist, gab es auch in Plogastel ausgedehnte unterirdische Räumlichkeiten, die Anfangs benützt, später ganz aus dem Gebrauch gekommen waren. Als Graf Fougueray die Abtei zu seinem zeitweiligen Aufenthalte auserkoren, untersuchte er als ein kluger, vorsichtiger Mann, auch diese unterirdischen Gänge nach allen Richtungen. Man konnte nicht wissen, wozu sie dienen konnten. Was er aber bei aller seiner sorgfältigen Durchsuchung nicht erforscht hatte, war ein schmaler Gang, der unter einem der Seitenflügel des Klosters hinführte und eine Reihe kleiner, unter der Erde liegender Zellen enthielt. Der Eingang zu denselben war so geschickt versteckt, daß er nur von Eingeweihten gefunden wurde.

In einer dieser schmalen unterirdischen Zellen, die ihr Licht nur durch eine kleine, unter Arabesken verborgene Oeffnung erhielt, befand sich zu derselbe Zeit, wo im gegenüberliegenden Hauptgebäude der Abtei Yvonne in Fieberträumen lag, eine Dame in weißem Nonnenkleide mit weißem Schleier. Sie mochte etwas über dreißig Jahre zählen, war aber noch immer eine vollendete Schönheit zu nennen. Ihre blauen klaren Augen gaben dem feinen sanften Gesichte einen unbeschreiblich anmuthigen Ausdruck.

Die Nonne kniete vor einem kleinen eisenbeinenen Christusbilde in andächtigem Gebete, als ein leises Klopfen an der Thüre ertönte. Herein! rief die Dame und stand auf. Ein Mann in einem dunkeln Mantel gehüllt, trat über die Schwelle.

„Guten Morgen, mein Freund,“ sagte die Nonne, dem Eintretenden die Hand reichend, der sie ehrfurchtsvoll ergriff und einen Kuß auf dieselbe drückte.

„Guten Morgen, theure Julie?“

„Hast Du Dich bereits ein wenig an dieses sonderbare Dasein gewöhnt?“

„Ich würde mich an Alles gewöhnen, nur um das Glück zu haben, Dich zu sehen!“ rief der Mann feurig.

„Still, still, Philipp, vergiß das Kleid nicht, das ich trage,“ sagte die Nonne mit sanftem Ernst.

„Ach, Julie, dieses Kleid verursacht mir den heftigsten Gewissensschmerz.“

„Sprich nicht so,“ versetzte die junge Dame, „sage mir lieber, ob Du den Eingang zu dem Korridor gut verschlossen hast?“

„Gewiß; doch warum die Frage?“

„Weil wir seit gestern neue Bewohner in der Abtei haben.“

„Wen denn?“

„Ich weiß es nicht; sie wohnen drüben im Hauptgebäude.“

„Wo ist Jocelyn?“ fragte die Nonne nach einer kurzen Pause.

„Hier bin ich,“ erwiderte der alte Diener des Marquis von Loc-Ronan eintretend.

„Hast Du Lebensmittel gebracht, alter Freund?“

„Ja, Frau Marquise.“

„Nenne sie nicht so, sie will nicht anders als Schwester Julie heißen,“ sagte der Mann im Mantel.

„Gut, gnädiger Herr!“

Der Fremde nahm den Mantel ab und warf ihn auf einen Stuhl. Es war der Marquis von Loc-Ronan.

Bevor wir hier unsere Erzählung weiter fortsetzen, sind wir dem Leser schuldig, zu erklären, wie der Marquis in die Souterrains des Klosters von Plogastel gekommen ist.

Als der Marquis nach dem letzten Besuche Diego's und Raphael's auf Schloß Loc-Ronan sich überzeugt hatte, daß die Unersättlichkeit der beiden Geier, in deren Klauen er sich befand, keine Gränzen kannte, hatte er den Entschluß gefaßt, das Aeußerste zu wagen. Er hatte von einer früheren Reise in Italien ein mächtiges Narkotikum mitgebracht, das er von einem geschickten Chemiker erhalten hatte, und das die Eigenschaft besaß, einen dem Tode ganz ähnlichen Starrkrampf her-

vorzurufen. Er entschloß sich, von diesem verzweifelten Mittel Gebrauch zu machen.

Wir wissen, mit welch' vollständigem Erfolge. Sobald der angebliche Leichnam in das Leichentuch gehüllt, und in den Sarg gelegt worden war, hatte der alte Jocelyn, der Einzige, der in das Geheimniß eingeweiht war, es auf Grund eines vom Marquis geschriebenen Befehls zu veranstalten gewußt, daß er beim Schluß des Sarges allein in der Kapelle blieb. Dieses Alleinsein benutzte er, den angeblich todten Marquis in ein verborgenes Gemach hinter dem Altar zu bringen, und an seiner Statt eine Anzahl bereits vorbereiteter Eisenstangen in den Sarg zu legen. In der Nacht, nachdem der Sarg in die Gruft gesenkt worden war, erwachte der Marquis aus seinem Todesschlafe und verließ, auf Jocelyn gestützt, in aller Stille das Schloß.

Sie lenkten ihre Schritte nach dem Kloster von Plogastel. Der Marquis wußte, daß seine zweite Frau, Julie von Chateau-Giron, seit einiger Zeit sich dort aufhielt. Was er aber nicht wußte, war die einige Tage vorher erfolgte Vertreibung der Nonnen. Als er gegen Tagesanbruch bei der Abtei anlangte, war er nicht wenig erstaunt, sie verlassen zu finden. Der Marquis beschloß, sich in dem Kloster bis zur einbrechenden Nacht verborgen zu halten. Jocelyn kannte die geheimen Gänge des Klosters auf das Genaueste. Sein Vater war Gärtner daselbst gewesen, und er hatte als Kind alle Freiheit gehabt, sich in den Gängen und Zellen herumzutreiben. Er führte seinen Herrn in die unterirdischen Räume hinab. Da erblickten sie mit Einemmale den matten Lichtstrahl einer Lampe, der unter einer schlechtschließenden Zellenthür hervordrang. In der Ueberzeugung, daß einer der Diener des Klosters sich hierher geflüchtet haben dürfte, traten sie ein, in der Hoffnung, nähere Auskunft darüber zu erhalten, was mit den Nonnen geschehen war.

Kaum traten sie über die Schwelle, als ein doppelter Freudenschrei ertönte.

In der Zelle befand sich eine Nonne, und diese Nonne war niemand Anderes, als die Gattin des Marquis, Julie von Chateau-Giron.

Der Marquis verbrachte die Stunden des ersten Tages mit der Erzählung der verschiedenen Ereignisse, die ihn zu dem verzweifelten Entschlusse, sich für todt auszugeben, getrieben hatten. Julie hatte für ihren Gatten die zärtlichste Neigung bewahrt. Sie hatte den Schleier nur genommen, um die Ruhe des Marquis zu sichern. Sie empfing ihn wie einen Bruder, wie einen Freund, für den sie mit Freuden ihr Leben gegeben hätte. Sie billigte vollkommen seine That. Hierauf erzählte sie ihm, daß sie sich seit der Vertreibung der Nonnen durch die Soldaten allein im Kloster befand. Sie hatte sich bei Ankunft der Soldaten in den unterirdischen Gang geflüchtet und beschlossen, darin so lange als möglich zu bleiben. Niemand als eine Pächterin in der Umgegend wußte von dem Geheimniß ihrer Anwesenheit im Kloster und trug ihr täglich Lebensmittel zu, die sie am Eingange zu dem unterirdischen Gange niederstellte.

Es wurde ausgemacht, daß der Marquis und Jocelyn eine benachbarte Zelle bewohnen, und nur des Nachts in der Tracht von bretagnischen Bauern das Kloster verlassen sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Für Auswanderer nach Californien.

In San Francisco hat sich unter dem Namen „California-Labor-Exchange" im April 1868 eine Gesellschaft gebildet, zu dem Zweck, armen Leuten, sowohl Einheimischen als Einwanderern, Arbeit zu verschaffen, und denselben nutzenbringende Aufklärung über die Erwerbsquellen der Staaten und Territorien an der Küste des stillen Meeres zu geben. Es ist ein durchaus wohlthätiger Zweck, welchen diese Gesellschaft verfolgt; der Arbeitsuchende wird kostenfrei mit dem Gewünschten versehen, da die Verwaltungs- und sonstigen Betriebskosten des Instituts durch freiwillige Beiträge von den Bürgern San Francisco's getragen werden. Um eine Anschauung von dem Erfolge dieses wohlthätigen, gemeinnützigen Unternehmens der Labor-Exchange zu geben, sei bemerkt, daß innerhalb der ersten acht Monate ihres Bestehens, also bis zum 31. Dezember 1868, einer Anzahl von 12,000 Personen Beschäftigung vermittelt worden ist. Der Arbeitslohn war und ist in Californien so bedeutend, daß Arbeitsleute aus allen Ländern nach dem Lande pilgern und die schriftlichen Erkundigungen, welche bei Kaufleuten und Beamten von Landleuten einlaufen, die ihre Heimath dort zu gründen beabsichtigen, sind fortwährend so zahlreich, daß es öfters lästig wird, alle zu beantworten. Um diese mühevolle Arbeit zu erleichtern, wurde der Sekretär der genannten Gesellschaft beauftragt, eine kurz gefaßte Schilderung aller jener Verhältnisse zu geben, welche für Solche, die nach Californien auswandern wollen, von Interesse sind. Aus diesem Aufsatz theilen wir nun in Nachfolgendem das Hauptsächlichste mit, indem wir glauben, bei der zur Zeit wieder zunehmenden Auswanderung nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika damit Vielen einen Dienst zu leisten.

Californien und seine allgemeinen Erwerbsquellen. Der Staat Californien dehnt sich in einer Länge von 700 Meilen und in einer Breite von durchschnittlich 220 Meilen, im Breitengrade 32,20 bis zum 40. aus, mit einem Flächeninhalt von 98,634,240 Ackern Land, wovon 65,000,000 zu Ackerbauzwecken, 15,000,000 zu Weiden verwendbar sind, 4,000,000 Acker sind Sumpf und Moraſt, von denen der größte

Digitized by Google

Theil urbar gemacht werden kann. Von allen Ländereien sind etwa 10 Prozent eingefriedigt und ungefähr 5 Prozent bereits urbar gemacht.

San Francisco, die Geschäftshauptstadt von Californien, ist gleichzeitig der Platz, aus dessen Niederlagen und Speichern die Bewohner von Ländern, größer als ganz Europa, ihre Waaren beziehen; wir nennen nur Oregon, Nevada, Washington, Arizona, Idaho und Alaska. Diese unermeßlich großen Länderstrecken sind wahrscheinlich von nicht mehr als einer Million Menschen bevölkert, während hundert Millionen Raum und Gelegenheit finden könnten, eine vortheilbringende Niederlassung zu gründen. Der Landwirth findet den Boden von unvergleichlicher Fruchtbarkeit und der Bergmann hat die Erfahrung gemacht, daß die mineralhaltigen Gegenden von sehr reichem Gehalte und Werthe sind. Die klimatischen Verhältnisse sind im Allgemeinen günstig.

Bezahlung der Arbeit. Der Bericht des Sekretärs führt hier alle jene Gattungen von Arbeitern auf, welchen durch Vermittlung der Arbeiterbörse vom 27. April bis 31. Dezember 1868 Beschäftigung verschafft worden ist, nebst den Löhnen (in Gold), welche sie erhielten. Wir finden darin beispielsweise, daß 4550 Taglöhner verlangt und nur 3551 beschäftigt wurden, also die Nachfrage das Angebot von Arbeitskräften weit überstieg; der Lohn war durchschnittlich 30 Dollars mit, 60 ohne Kost per Monat; Anstreicher erhielten 3 Dollars täglich, Maurer 4—5 Dollars täglich u. s. w. Zimmerleute namentlich waren immer sehr gesucht, wie sie nothwendigerweise in einem Lande gesucht sein müssen, wo jeden Monat neue Städte aufwachsen, und wo jeden Tag neue Landgüter eingegränzt werden. Die Zimmerleute erhalten 3—4 Dollars per Tag. In dem Verzeichniß der beschäftigten Arbeiter finden sich verhältnißmäßig wenig Professionisten; das darf aber nicht zu dem Mißverständnisse führen, daß geschulte Gewerbetreibende weniger gesucht sind; dieselben sind gewöhnlich in der Lage, selbst für sich zu sorgen, und brauchen deßhalb wegen Arbeit nicht die Vermittelung der Arbeiterbörse, deren Hauptzweck bloß der ist, nur solchen Leuten mit Arbeitsnachweis an die Hand zu gehen, welche nicht selbst wissen, wo Beschäftigung zu finden. Es gibt zweifelsohne kein anderes Land in der Welt, wie Californien und seine Nachbarländer, welches in der Lage ist, ähnliche Preise für Arbeit zu zahlen. Es kann einem nüchternen, ausdauernden, klugen und fleißigen Manne nicht entgehen, sich in wenigen Jahren zu einer gewissen Stufe von Unabhängigkeit emporzuschwingen. Wenn es einem solchen Manne nicht glücken sollte, so liegt unbedingt die Nichterreichung seines Zieles entweder an seiner Schwäche oder an Unglücksfällen, deren Abwendung nicht in Menschenhand stehen. Die Erfolge, welche persönliches Schaffen und Wirken begleitet haben, sind sehr außerordentliche. Californien's Kaufmanns-Fürsten, seine reichen Kapitalisten und Grundeigenthümer sind größtentheils Leute, die von der Pike auf gedient haben; Alles, was sie besitzen, verdanken sie neben der göttlichen Vorsehung ihrem eigenen Schaffen und ihrem Unternehmungsgeiste.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der deutsche Ingenieur Röbling, der die Drahtbrücke über den Niagara gespannt hat und jetzt im Begriff war, den East River zwischen New-York und Brooklyn zu überbrücken, ist auf eine unglückliche Weise ums Leben gekommen. Bei der Amputation einiger Zehen, die ihm durch einen Balken zerquetscht waren, trat die Mundsperre und in Folge davon am 22. Juli der Tod ein. Er war 1806 in Mühlhausen in Thüringen geboren. Im Jahr 1831 ging er nach Amerika, ward zuerst Farmer, kehrte aber bald zu seinem Berufe als Ingenieur zurück. Nachdem er mehrere Jahre Vermessungen für die Pennsylvania-Zentral-Eisenbahn und Kanalbauten gemacht hatte, war sein erstes, Aufmerksamkeit erregendes Werk: das Einführen von Drahtseilen und der nöthigen neuen Maschinerie für die geeigneten Ebenen der Pennsylvania-Eisenbahn, zur Ueberschreitung des Alleghany-Gebirges. Der Pennsylvania-Kanalaquadukt, über den Alleghany nach Pittsburg einmündend, bedurfte einer Erneuerung, und Röblings Plan, ihn in Drahtseile zu hängen, wurde der Vorzug über 44 Mitbewerber gegeben. In 9 Monaten 1844 vollendete er das große Werk. Sodann folgte die Monongahela-Hängebrücke bei Pittsburg, 1500 Fuß mit 8 Spannungen und eine Reihe von kleinen Brücken und Aquadukten für die Delaware und Hudson-Kanal-Gesellschaft, welche 1848 beendet wurden. In diesem Jahre zog Röbling vom Westen nach Trenton, New-Jersey, woselbst er die größte bestehende Drahtseilfabrik begründete. 1851 begann er die große Niagarabrücke, 820 Fuß Spannung, ein Zweidecker, die obere Seite für die Eisenbahn, die untere für Wagen und Fußgänger. 1854 wurde dieser Bau beendet, das Wunder und Entzücken eines jeden Besuchers der Fälle, und noch einzig in seiner Art. Der Niagarabrücke folgte die 1200 Fuß lange Hängebrücke über den Ohio bei Cincinnati, welche durch ihre Sicherheit, Stärke und Eleganz des Baues nur von dem projektirten Riesenbau der East River Brücke zwischen New-York und Brooklyn übertroffen werden wird. Dieses kolossale Werk wird 5000 Fuß lang werden mit einer Mittel-Spannung von 1600 Fuß über dem East River. Der Sohn des Verstorbenen, Washington Röbling, wird es im Geiste des Vaters vollenden.

Digitized by Google

Der in Hickman, Kentucky, erscheinende „Kurier“ theilt mit, daß Susan Karoline Godsey, das „schlafende Wunder“, am 14. Juli etwa 8 englische Meilen von Hickman gestorben sei. Sie war ungefähr 26 Jahre alt, von denen sie die letzten 14 Jahre geschlafen haben soll. Die Geschichte dieses „schlafenden Wunders“ wird von genanntem Blatte folgendermaßen gegeben: Im Alter von 12 Jahren wurde sie von heftiger Erkältung ergriffen, und als das dieser folgende Fieber nachließ, fiel sie in einen tiefen Schlaf, aus welchem sie seither nur für kurze Intervalle erwachte. Anfangs wurde sie alle 24 Stunden regelmäßig zweimal, und zwar fast genau um die nämliche Stunde und Minute, wach, später indeß erwachte sie öfter. Ihr wacher Zustand dauerte fünf, zehn oder höchstens fünfzehn Minuten an, worauf sie wieder in einen tiefen Schlaf verfiel, ohne daß es möglich gewesen wäre, sie zu wecken. Während des Schlafes empfand sie allem Anscheine nach keinen Schmerz, während des Wachens jedoch wurde sie regelmäßig von Krämpfen befallen und meist kennzeichnete sich der Uebergang aus dem einen Zustand in den anderen durch einen heftigen Paroxismus. Das „schlafende Wunder“ wurde eine Zeit lang in Nashville und an anderen Orten ausgestellt, und die überall von ärztlicher Seite angestellten Untersuchungen lassen keinen Zweifel übrig, daß man es hier mit keiner Betrügerei zu thun hatte.

Ueber einen Velocipedenschwindel auf dem Seil berichtet man aus Berlin: Der Arrangeur des Ganzen, ein geborner Finne, Namens Maimström, hatte einen jener Gymnastiker, wie sie in den Cafés chantants auftreten, einen jungen Menschen von etwa 16 Jahren, dazu ausersehen, die Rolle des Luft-Velocipedisten zu übernehmen. — Schon bei der Fahrt am Sonnabend brach der Unwille des Publikums, das sich zu einer Entreezahlung hatte verleiten lassen, gegen den Velocipedisten los, als die Maschine, deren ausgehöhltes Rad das Seil umspannte, während sie durch Stricke im Gleichgewicht gehalten und gleichsam gezogen wurde, auf der Rückfahrt plötzlich stehen blieb und nochmals in die Höhe gezogen werden mußte, um dann ihren Ablauf auf's Neue zu nehmen. Das ganze Experiment gleicht auf's Haar dem unter dem Namen „Künstliche Seiltänzer“ in allen Spielwaarenläden zu habenden Spielzeug. Unter dem Rufe: „Schwindel!“ „Herunter!“ stieg der an allen Gliedern zitternde Mensch die Leiter herab. Trotz des Fiaskos fand am Sonntag Nachmittag vor vielleicht 200 Zuschauern im Innern des Platzes und 12,000, die von außen zusahen, noch einmal dieselbe Vorstellung statt. Hier aber kam der junge Mensch nur dazu, sich einmal das Seil entlang ziehen zu lassen, denn das sehr erregte Publikum forderte stürmisch seinen Abgang. Als er bleich die Leiter herabstieg, nahmen ihn etwa 30 Soldaten und mehrere berittene Schutzleute in ihre Mitte und brachten ihn nach einem naheliegenden Hause, wo er sich in einem Stall verkroch und bis Abends 9 Uhr versteckt hielt. Die Menge forderte seine Herausgabe, und es entstand eine ernste Schlägerei, bis endlich nach langem Bemühen die aufgeregte Menge sich verlief, nachdem zuvor noch ein dem Velocipedisten ähnlicher Mann für die Firma Malmström eine arge Tracht Prügel erhalten hatte.

Ein Amerikaner in Neapel machte mit einigen jungen Italienern eine Wette, daß er alle Lahme und Gichtbrüchige, die an einer gewissen Ecke dieser Stadt sich ihr Brod mit Betteln verdienten, zum Davonlaufen veranlassen wolle. Als die Wette abgeschlossen war, zog er sich zurück, und nach einer kurzen Zeit kam er um die nächste Ecke gesprungen, und hinter ihm her eine Menge Gassenbuben, die Alle riefen: „Der Tiger ist los! Der Tiger kommt!“ ꝛc., während sie wie wahnsinnig vor den Bettlern vorüberliefen, welche in ihrem Schrecken ihre gewerbsmäßige Betrügerei vergaßen, auf ihre Beine sprangen und mit der Menge eilig davon liefen.

Ein Herr, der sich mit seinem Gärtner unterhielt, drückte seine Bewunderung über das schnelle Wachsthum der Bäume aus. „Nun ja, Sir,“ antwortete ihm der Mann, aber Sie müssen doch auch erwägen, daß sie nichts weiter zu thun haben.“

Auflösung der Charade in Nr. 185:

Die „Gastfreundschaft“ war wohl vor Zeiten im Brauch,
Doch wenig beliebt ist sie heute;
Die gastlichen Dächer verschwanden, und auch
Die guten freigebigen Leute;
Man zählt jetzt zum Luxus das gastliche Bett,
Und glaubt an das Sprichwort: Selbsteffen macht fett.

M. M.

Gleich richtig gelöst von Em. Sundheimer in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

24. Aug.	410.	Die Westgothen unter Allarich erobern Rom.
„	1313.	Kaiser Heinrich VII. wird auf seinem Zuge gegen Rom in Verona vergiftet.
„	1572.	Bluthochzeit in Paris.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 196 Mittwoch, 25. August 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Es war der zweite Besuch des Marquis bei seiner Gattin, wo wir ihn eben trafen. Jocelyn stellte ein Tischchen zurecht, deckte es mit den Lebensmitteln, die er mitgebracht, und alle Drei setzten sich zu Tisch. Der alte Diener mußte, so sehr er sich auch sträubte, neben seinem Herrn Platz nehmen.

„O, wie glücklich bin ich!" rief der Marquis, „zwischen der edelsten Liebe und treuesten Freundschaft! Seit den zehn Jahren, daß Du mich verheßest, ist dieß der erste Augenblick ungetrübten Glückes!"

„Es fehlt Dir also nichts zu Deinem Glücke mehr?"

„Ach, theure Freundin, erwiderte der Marquis, „sieh, wie unersättlich der Mensch ist! Mein Glück wäre vollständig, wenn ich noch einen Freund neben mir sähe!"

„Welchen?"

„Marcof."

„Marcof?" fragte Julie, „in der That, Philipp, ich habe schon seit Jahren diesen Namen in Deinem Munde gehört; Du liebst diesen Mann also sehr?"

„Ja, theure Julie, das ist ein Mann, gegen den sich das Schicksal eben so grausam gezeigt hat, wie gegen uns.

„Aber, wer ist er denn eigentlich?"

„Mein Bruder."

„Dein Bruder! — Ihr Bruder!" riefen die Nonne und der alte Diener zugleich.

„Ja, mein Bruder," versetzte der Marquis. „Vergebt, daß ich bisher dieses Geheimniß vor euch gewahrt habe. Wenn ich es euch jetzt enthülle, so geschieht es, weil die Umstände sich geändert haben, weil ich der übrigen Welt gegenüber für todt gelte, und ich es für nützlich halte, dieses Geheimniß nicht für immer zu begraben. Marcof selbst, dieses brave Herz, wird den Schleier nie zerreißen, so will ich es thun. Hört mich an; ich will euch die ganze Wahrheit von Marcof's Geschichte erzählen. Geh' Jocelyn und hole mir unter den vom Schloß mitgebrachten Büchern das in schwarze Seide gebundene große Heft."

XXII.

Nach einigen Minuten brachte Jocelyn das Manuskript, doch bevor der Marquis begann, dessen Inhalt mitzutheilen, wandte er sich an seine Frau und sagte: „Liebe Julie, sobald ich Dir das, was diese Zeilen enthalten, mitgetheilt habe, wirst Du alle Geheimnisse meiner Familie kennen gelernt haben. Höre darum aufmerksam zu. Und auch Du, braver Alter," bemerkte er zu Jocelyn, „auch Du, vergiß das nicht, was Du zu hören bekommst, und wenn mich Gott abruft, bevor ich das, was ich muß, vollbracht habe, so schwört mir mit allen euren Kräften auf die Erfüllung meiner letzten Wünsche hinzuarbeiten. Schwöre mir, Julie, daß Du überall und immerdar Marcof als meinen Bruder anerkennen willst. Schwöre mir, Jocelyn, daß Du unter allen Umständen Marcof wie mir gehorchen willst!"

Nachdem Beide das Versprechen abgegeben hatten, begann der Marquis folgendermaßen:

Gegen das Ende des Jahres 1756 wohnte zu St. Malo ein armer Fischer, Namens Marcof. Er lebte allein, ohne Familie, von dem Ertrag seines Gewerbes. Eines Abends, als er nach seiner Gewohnheit finster und schweigsam auf der Schwelle seiner niedrigen Hütte saß und seine Netze flickte, sah er einen Reiter heransprengen, der sich nach links und rechts umsah. Als der Reiter, dessen Kleidung den reichen Edelmann leicht erkennen ließ, den Fischer gewahrte, heftete er einen prüfenden Blick auf ihn, sprang vom Pferde, und trat auf die Hütte zu.

„Wie heißest Du?" fragte er den Fischer.

„Was geht Sie das an?" erwiderte der Alte.

„Vielleicht mehr, als Du denkst . . ."

„Sie irren sich; ich bin nicht Derjenige, den Sie suchen," brummte der Fischer.

„Das werden wir sehen, wenn Du auf meine Frage geantwortet haben wirst. Wie heißest Du?"

„Marcof."

„Was ist Deine Beschäftigung?"

„Sie sehen es," versetzte der Alte auf seine Netze deutend.

„Du bist hier geboren?"

„Ja, darum nennt man mich auch den Marcof von St. Malo."

„Du bist nicht verheirathet?"

„Nein."

„Du haſt keine Verwandte?"

Ich ſtehe allein in der Welt."

„Keine Freunde?"

„Dann biſt Du wirklich mein Mann," ſagte der Edelmann, band ſein Pferd an einen Pfahl und ſagte zu dem Fiſcher: „Tritt in Deine Hütte."

„Warum das?" fragte Marcof erſtaunt.

„Weil, was ich Dir zu ſagen habe, ſtreng geheim bleiben muß."

Der Fiſcher führte den ſonderbaren Beſucher in die Hütte. Der Edelmann ſetzte ſich auf einen Schemel und blickte um ſich.

„Wie viel beſitzeſt Du?" fragte er plötzlich.

„Nichts als meine Barke und meine Netze," erwiderte Marcof.

„Wenn Deine Barke nicht beſſer iſt, als die Netze, die ich ſah, dann beſitzeſt Du nicht ſehr viel."

„Möglich, aber ich bitte Niemanden um etwas mehr."

„Du biſt ſtolz?"

„So ſagen wenigſtens die Leute."

„Wenn man Dir hundert Louisd'or anböte, würdeſt Du ſie annehmen?"

„Nein."

„Warum?" fragte der Edelmann ſeinerſeits überraſcht.

„Weil ein großer Herr, wie Sie es zu ſein ſcheinen, einem armen Teufel, wie ich es bin, eine ſolche Summe nur anzubieten pflegt, wenn er ihn zu einer böſen Handlung dingen möchte. Ich bin aber gewohnt, mit meinem Gewiſſen in Frieden zu leben, denn das iſt meine einzige Geſellſchaft."

„Ah, Du biſt ehrlich!"

„Ich rühme mich deſſen. Sie ſehen alſo, daß Sie ſich anderswohin wenden müſſen."

„Im Gegentheil," erwiderte der Edelmann, „ich habe die Augen auf Dich geworfen: Du biſt der Mann, der mir zuſagt, der mir dienen wird."

„Ich glaube nicht," brummte der Fiſcher.

„Das werden wir ſehen."

(Fortſetzung folgt.)

Für Auswanderer nach Californien.

(Fortſetzung.)

„Der Faullenzer allein, welcher entweder zu träge oder zu ſtolz zum Arbeiten, heißt es in dem Bericht, ſollte uns durchaus verſchonen, ſollte es gar nicht verſuchen, eine Heimath und mit ihr Unabhängigkeit zu ſuchen, da wir weder mit ſeinem dummen Stolze noch mit ſeinem Mangel an Willenskraft ſympathiſiren, viel mehr wird er im Gedränge der hieſigen Geſchäfte ſtraucheln und fallen. Es hat ſich in tauſend und aber tauſend Fällen bewährt, daß der ſtrebſame und treue, wenngleich arme Mann, von dem Augenblicke ſeiner Landung ſeinem Glücke ſogleich mehr und mehr entgegen geſchritten iſt; die Arbeit, mit Energie angegriffen, ſparſam leben, um einen eigenen Herd bauen zu können, das iſt der Weg für einen Arbeiter, der zu ſeiner Unabhängigkeit führt."

Erwerbsgelegenheiten für das weibliche Geſchlecht. Vom Lande liefen bei dem Bureau der Geſellſchaft bisher ſo zahlreiche Aufträge ein, daß die Anzahl der Stellen ſuchenden Frauenzimmer zu deren Erledigung nicht ausreichte. Vom 7. Juli 1868 bis Ende Dezember wurde von dem Bureau für 2137 Frauen und Mädchen (aller Nationen) Beſchäftigung gefunden; die Löhne, welche dieſen Perſonen bezahlt worden, ſind: für junge Kindermädchen und leichte Hausarbeit 10—15 Dollars per Monat; Köchinnen in Familien, je nach ihrer Fähigkeit, von 25—40 Doll. per Monat; Köchinnen für Hotels 40—60 Doll. per Monat; Wäſcherinnen, welche das Bügeln, Kräuſeln und feine Arbeit verſtehen, in einer Wäſcherei 40 Doll., in Hotels und Familien von 25—30 Doll. per Monat; Ammen 20—25 Doll. per Monat; Nähterinnen, Kammermädchen und Hilfsmädchen in Familien 20—25 Doll.; Nähterinnen in Läden und Fabriken werden gewöhnlich „beim Stücke" bezahlt und können guten Lohn verdienen. Verkäuferinnen in Läden erhalten im Verhältniß zu den geleiſteten Dienſten 30—60 Doll. per Monat; Hemdennäherinnen (an der Maſchine) 3 Doll. 25 Cents bis 8 Doll. per Dutzend, Hemdenknopflochmacherinnen ꝛc. von 1 Doll. 25 Cents bis 3 Doll. per Dutzend, je nach der Qualität der Waare und der Arbeit. Lehrerinnen und Gouvernanten in Familien je nach Fähigkeiten 30 — 40 Doll. per Monat. Vielen jungen Mädchen wurden Stellen nachgewieſen, wo ſie ein Geſchäft erlernten, wie z. B. das Verfertigen von Papierträgen und künſtlichen Blumen. Die Löhne werden alle in Gold bezahlt; die meiſten und dringendſten Nachfragen für gute Dienſtboten kommen vom Lande.

Landwirthſchaft. Der Preis des Ackerlandes richtet ſich natürlich nach Lage und Güte; der Acker Regierungsland nächſt der Eiſenbahn koſtet 2½ Dollars, entfernter 1¼ Dollars; eben ſo ſind die Koſten der Einfriedigung ſehr verſchieden. Das Haus, einfach und ſolid hergerichtet, iſt um 200—300 Dollars fertig zu ſtellen. Der Durchſchnittspreis für Pflügen iſt 2 Doll. per Acker und muß der Arbeiter dabei ſich ſelbſt beköſtigen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Schiffbruch der Germania.

Bord der Cimbria, im August.

Es wird Ihre Leser interessiren, schreibt man der Köln. Ztg., etwas Näheres über das Schicksal der verunglückten „Germania" zu erfahren:

Am 10. August begab ich mich zu New-York an Bord der „Cimbria", um nach Hamburg zu fahren. Es war gegen 1 Uhr Nachmittags; das Schiff sollte um 2 Uhr auslaufen. Mit der Bitte, den mitreisenden Damen vorläufig nichts davon zu sagen, wurde mir von einem Freunde mitgetheilt, daß einige Stunden vorher eine Depesche von St. Johns, Neufundland, eingelaufen sei — kurz bedeutend, daß die vor acht Tagen abgegangene „Germania" bei Cape Race gescheitert wäre, Passagiere und Mannschaften aber gerettet seien. Es wurde mir dann klar, warum in so später Stunde Baumwolle ausgeladen und Mehlfässer eingenommen wurden. Wir hatten auf unserem Wege die Schiffbrüchigen aufzunehmen; dafür wurde Platz gemacht, denn das spärlich besetzte Zwischendeck war theilweise als Laderaum benutzt worden, und Proviant war nöthig für den neuen Zuwachs.

Gegen 5 Uhr liefen wir aus. Früh am 14. passirten wir Cape Race. Langgezogene Nebel lagen über den Wassern; ein schimmernder Eisberg fesselte den Blick, und fern schlossen die schroffen Felsen Neufundlands den Horizont; die Brandung, ein weißer Streifen, deutlich sichtbar zwischen Meer und Gebirg. Bald wandte sich unser Schiff nördlich, und um Mittag hielten wir vor dem Felsenthor des Hafens von St. Johns, um den hier wartenden Lotsen aufzunehmen. „Passagiere und Mannschaft sind hier, Alle wohlauf; das Schiff ist hin!" Langsam kämpften wir zwischen steilen, kümmerlich mit Moos begrünten Bergen, in die tiefer sich ausweitende Bucht. Eine wohnliche Stadt mit hübschen Kirchen bedeckt, die ziemlich steil abfallenden Thalwände, Schiffe und Fischerbarken füllen den Hafen. Bald rauscht ein kleiner Dampfer, mit Menschen dicht bedeckt, Kopf an Kopf, an uns heran. Tücherschwenken und Hurrahs! Es sind die Passagiere der Germania.

Am 3. August war die „Germania" von New-York abgegangen und sollte sich, nach der Berechnung des Kapitäns, am 7. Früh um 5 Uhr 8 bis 12 Meilen südöstlich vom Cape Race befinden. Am Tage vorher war wegen trüben Wetters keine Mittags-Observation möglich gewesen und jetzt fährt die „Germania" durch dichten Nebel. In kurzen Zwischenräumen warnt die Dampfpfeife; wohl ist es Tag, aber vom Steuer läßt sich der Schornstein kaum erblicken. Beunruhigt durch das ewige Pfeifen, sind einige Passagiere schon aufgestanden und aufs Deck gekommen. Der Kapitän ist hier. Plötzlich wird das Signal gegeben, die Maschine mit halber Kraft arbeiten zu lassen — aber schon wenige Minuten nachher erfolgt ein heftiger Stoß — das Schiff sitzt fest! Die Maschine wird reversirt, um durch Rückwärtsdrehung der Schraube den Dampfer los zu bekommen.

Die See war unruhig; das Schiff hebt sich und wird wiederholt aufgestoßen; das Brausen der nahen Brandung ist deutlich hörbar. Jetzt bewegt sich der stolze Bau rückwärts — er ist flott. Man glaubt sich sicher, aber die Freude währt nur wenige Minuten. Das Schiff sinkt rasch; die Feuer unter den Kesseln verlöschen, aber es glückt, mit dem noch vorhandenen Dampf die Maschine zu einer letzten und — rettenden Anstrengung zu zwingen; sie treibt das unglückliche Schiff auf den Felsen zurück. So war Zeit gewonnen, alle Passagiere auf die acht Rettungsboote zu vertheilen, dieselben entsprechend zu bemannen und dann niederzulassen. Die vorhandenen Personen, dabei viele Familien mit Kindern, füllten genau die Boote; aber an Mitnahme von Effekten irgend welcher Art war nicht zu denken. Passagiere sowohl als Offiziere und Mannschaft haben sich ruhig und besonnen benommen, und ist es diesem Umstande zu danken, daß die Operation des Umschiffens ohne jeden Unfall von Statten ging. Der hintere Theil des Schiffes sank jetzt rasch; das Wasser reichte schon bis nach der Mitte des Deckes hin, als der Kapitän, als Letzter, endlich ein Tau ergreift und sich in das letzte der flott gemachten Boote herabläßt. Dieses Boot hatten weder Wasser noch Lebensmittel bekommen, während andere in der Eile einiger Maßen versorgt worden waren. Es war beim Niederlassen der Boote Befehl gegeben worden, daß alle zunächst beisammen bleiben sollten; aber schon nach wenigen Minuten hatten sich drei derselben im dichten Nebel verloren, und es gelang nicht, sie herbeizurufen.

Die fünf Boote nun, mit Einschluß dessen, in welchem sich der Kapitän befand, versuchten jetzt, eine Landung zu bewerkstelligen; aber wo immer sie der Küste nahe kamen, wurden sie durch das Donnern der Brandung belehrt, daß hier keine Stätte sei. Endlich, nach zehnstündigem Suchen, lichtet sich der Nebel an einer Stelle, wo Landung möglich scheint. Bellende Hunde stehen am Ufer und ein kleines Haus zeigt sich am Abhange. Ein Boot nach dem anderen schießt heran auf das Steingerölle und schüttet seinen Inhalt in buntem Durcheinander aus. Ein Kind wird zurückgeholt von den Wellen, aber im Nu hat es ein großer Neufundländer im Nachen und trägt es stolz an das Ufer. Alle gerettet, Niemand beschädigt. Eine bewegte Scene folgt; Händeschütteln, Beglückwünschen, Umarmen.

Doch wo sind die drei übrigen Boote? Um die Sache kurz zu machen, sei hier eingeschaltet, daß diese an zwei verschiedenen Punkten, schon mehrere Stunden früher, glücklich gelandet waren, etliche Wegstunden westlich von da; sie hatten in Fischerhütten und Kuhställen nothdürftiges Unterkommen gefunden.

Man richtete sich nach Möglichkeit ein; Segelzelte

wurden gebaut, Feuer gemacht und das Wenige, was die paar Fischerhütten der Nachbarschaft an Eßbarem hergeben konnten, wurde verzehrt. Eine Stunde nach geschehener Landung trat Sturm und Regen ein!! Durch Fischer wurde die Landung an den drei Orten gegenseitig bekannt und am dritten Tage setzte sich Alles in Bewegung, um, theils zu Boot, theils über die Berge, nach Trepassy Bay zu gelangen. Von hier, 14 Meilen von Drook, war die Einladung des Kapitäns eines kleinen französischen Kriegsdampfers an die Schiffbrüchigen ergangen, dorthin zu kommen und sich von ihm nach St. Johns bringen zu lassen. Dort fanden die müden, hungrigen Wanderer das liebenswürdigste Entgegenkommen, und die Reisenden wissen gar nicht genug zu erzählen von der Gastfreundschaft und Artigkeit des Kapitäns Basset vom Dampfaviso Latouche Tréville. Dieser brachte sie denn in acht Stunden nach St. Johns, in den Herbergen welchen Ortes sie gut und schlecht aufgehoben blieben, bis unsere Cimbria ihnen vier Tage später Erlösung brachte.

Was aus der schönen Germania mit all ihrer reichen Einrichtung, ihren Wandspiegeln, Statuetten, Sammetpolstern, ihren blanken Maschinen und der werthvollen Ladung von Talg und Havannah-Cigarren geworden ist? Eine werthlose Schale von Eisenblech, zerbrochen und dann ausgeraubt von den gierigen Wogen, die Alles an wilde Felswände schleppen und es da zermalmen! Viele Kisten und Kasten trieben schon auf den Wogen umher, als die fünf Boote während ihrer Nebelfahrt noch einmal am Wrack vorüberkamen; Mancher erkannte auch seine Habe, mußte sie aber schwimmen lassen. Einzelne dieser Stücke wurden fast gleichzeitig mit den Booten ans Ufer geworfen; die Fischer bemächtigten sich derselben und ließen sich schweres Lösegeld bezahlen, denn dem Berger gehört von Rechtswegen die Hälfte.

Wir erfuhren übrigens noch, daß es Tauchern gelungen sei, mit ihren Apparaten in das Schiff zu dringen und bedeutenden Werth, bestehend in edlen Metallen zu retten. Die Taucher haben auch die Post, welche wir in Form eines Haufens durchweichter Säcke an Bord bekamen, herausgeholt.

Mittlerweile hat es heftig gestürmt, und da mag denn nicht viel übrig geblieben sein. Der Kapitän blieb mit seinem zweiten Offizier am Lande, in der Nähe des Wracks, zurück, um den Erfolg der Taucher abzuwarten.

Wer nur entfernt mit den Gefahren einer felsigen Meeresküste bekannt ist, wird zugeben, daß die so glücklich gelungene Rettung aller Leben ein halbes Wunder ist. Ein höherer Seegang, Einbrechen der Nacht ohne Landung — und der Ausgang wäre ein ganz anderer geworden!

Wenn ich in deine Nähe komm'.

Wenn ich in deine Nähe komm',
Weiß nicht, wo's Herz mir blieb,
Warum auch blickst so treu und fromm,
Warum auch bist so lieb!

Es liegt um mich in Dämmerschein
Die ganze Welt verhüllt,
Dein lieber Blick, so fromm und rein,
Mein Herz mit Sehnsucht füllt;

Und leise denk' ich in tiefer Brust:
Wenn dies Herz zum Leben erwacht,
Wie süß da der Liebe holdselige Lust —
Nicht steht es in meiner Macht.

Daß wenn in deine Näh' ich komm',
Ich träumend still stets blieb,
Warum auch blickst so treu und fromm,
Warum auch bist so lieb!

Carl Haberland.

Mannigfaltigkeiten.

Eine sonderbare Wette wurde jüngst in Antwerpen gemacht. Ein junger Mann machte sich anheischig, in der Schelde auf dem Rücken eine Viertelstunde lang mit einer Brille auf der Nase zu schwimmen. Er begann seine Wette auszuführen, doch stngen die Sonnenstrahlen schließlich dermaßen an, durch die Brillengläser zu brennen, daß er seine Uebung einstellen mußte. Das Gesicht des jungen Mannes ist dergestalt angegriffen, daß man befürchtet, er werde dasselbe verlieren.

Charade.

Die Erste sagt nein,
Die Zweite fließt fort,
Die Dritte und Vierte
In Spanien wird sein.
Das Ganze ein Mann,
Der's Annektiren erdacht,
Und weil er's nicht kann,
D'rob Luxemburg lacht.

Geschichtskalender.

25. Aug. 1748. Joseph II. besucht Friedrich den Großen im Lager zu Neisse.
„ 1831. Todestag von Gneisenau.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 197 Donnerstag, 26. August 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Marcof war von heftiger Gemüthsart. Er suchte mit dem Blick seinen eisenbeschlagenen Stock. Der Edelmann lächelte, indem er diesem Blick folgte. „Ehrlich, stolz, tapfer!“ murmelte er, „der Himmel selbst hat mich hierher geführt. Höre mich, Marcof,“ fuhr er, zu dem Fischer gewendet, fort, „ich will nur noch eine Frage an Dich richten. Du wirst mir darauf antworten, und wenn wir uns nicht verständigen, verlasse ich Dich wieder. Du sagtest, Du würdest jede Summe zurückweisen, die man Dir für eine schlechte Handlung böte?“

„Ja.“

„Wie denn aber, wenn von einer guten Handlung die Rede wäre?“

„So würde ich vielleicht das Geld nicht nehmen, aber das Gute thun . . . wenn es in meiner Macht steht.“

„Sprich bestimmt,“ versetzte der Edelmann. „Du nimmst entweder Geld und lässt die gute Handlung, oder Du weisest eines wie das andere zurück. Es handelt sich, ich wiederhole es, um ein Werk der Barmherzigkeit, das Dir hundert Louisd'or eintragen soll. Nimmst Du es an?“

„Nun, meinetwegen, ja,“ erwiderte der Fischer nach einigem Zögern.

„Gut!“ rief der Edelmann aufstehend, morgen um dieselbe Stunde bin ich wieder hier.“

Er trat aus der Hütte, bestieg sein Pferd und entfernte sich im raschen Galopp.

Am nächsten Tage stellte sich der Edelmann pünktlich wieder ein. Nur kam er diesmal zu Fuß und führte an der Hand einen Knaben von etwa drei Jahren. Er trat in die Hütte und legte eine goldgefüllte Börse auf den Tisch. Der Handel, den er dem Fischer vorzuschlagen hatte, bestand darin, daß Marcof das Geld und das Kind annehmen sollte. Der Fischer willigte ein.

„Wie heißt der Kleine?“ fragte er.

„Er trägt Deinen Namen.“

„Meinen Namen?“

„Jawohl, er wird Dein Sohn sein und Marcof heißen.“

„Gut, ich bin einverstanden. Werde ich Sie wiedersehen?“

„Nie!“

„Und wenn ich Ihnen begegne?“

„So thust Du, als ob Du mich nicht kennen würdest.“

„Und wenn der Knabe groß wird, was soll ich ihm sagen?“

„Nichts.“

„Aber er wird von den Leuten erfahren, daß er nicht mein Sohn ist, und wird nach seinen Eltern fragen.“

„So wirst Du ihm antworten, daß Du ihn bei einem Schiffbruch gefunden hast, und daß seine Eltern ohne Zweifel todt sind.“

„Ist er getauft?“

„Ja.“

„Nun wohl, so behalte ich ihn. Sie können gehen.“

Der Edelmann ging einigemal in der Hütte auf und nieder. Er schien bewegt. Endlich näherte er sich rasch dem Knaben, hob ihn in seinen Armen in die Höhe, drückte ihn an sein Herz, küßte ihn; dann stellte er ihn wieder nieder und eilte hinaus. Von dem Tage an wurde er in der Gegend nicht mehr wiedergesehen.

Der alte Fischer hielt sein Versprechen und zog den Knaben auf. Marcof war ein eigenthümlicher Mensch. Das Geld, welches ihm der Edelmann gegeben hatte, beschwerte wie eine böse That sein Gewissen. Er vertheilte es unter die Armen und behielt nicht das Geringste davon für sich. Der Knabe war stark und rüstig, so daß sein Pflegevater ihn bald in seiner Fischerbarke mit auf das Meer hinaus nahm. Die harte Arbeit dabei entwickelte die Glieder des Kleinen, und gewöhnte ihn zeitig an die Gefahren, denen die Seeleute ausgesetzt sind. Mit zehn Jahren war er der geschickteste, unerschrockenste Junge in der ganzen Gegend. Gut von Charakter, beschützte er die Schwachen und kämpfte mit den Starken. Er war noch nicht elf Jahre alt, als der alte Fischer ernstlich krank wurde. Ein ehemaliger Marinearzt, der zu dem Kranken gerufen wurde, erklärte ohne Umstände, daß alle Hülfe vergeblich sei. Als der Kranke sein Ende herbeikommen fühlte, rief

Digitized by Google

er seinen Adoptivsohn zu sich. Der Knabe weinte bitterlich.

„Weßhalb weinst Du sehr, meine Junge?“ fragte der Fischer.

„Ich weine über das, was der Arzt gesagt hat.“

„Der Arzt ist ein braver Seemann und ich bin ihm dankbar, daß er mir die Wahrheit gesagt hat. Ich bin ein altes leckes Schiff, das an seinem Nothanker treibt. In einigen Stunden steuere ich zum sieben Gott, und ich hoffe, er wird mich in Gnaden in den Hafen des Friedens einlaufen lassen. Mein Gewissen ist so rein, wie das Verdeck eines Küstenfahrers, und wenn der Tod seine Enterhaken nach meinem alten Rumpf werfen will, so werde ich ihm das Entern nicht verwehren. Sei also ruhig, mein Junge.“

Der Knabe weinte fort.

„Höre“, sagte der alte Fischer, „wir sind nicht reich. Dort unterm Heerde ist ein alter Holzschuh vergraben, in welchem Du ein Dutzend Goldstücke finden wirst. Das ist das Einzige, was ich Dir hinterlassen kann. Doch, Du bist ein braver Junge, und wirst Dich schon durch die Welt bringen.“

Der Sterbende versank in tiefes Nachdenken. Er erinnerte sich des Besuches des Edelmanns, der ihm vor acht Jahren den Knaben überbracht hatte, und des Versprechens, dem Kinde nichts zu sagen. In diesem Augenblicke jedoch, wo er aus der Welt scheiden sollte, erschien es ihm wie eine schwere Sünde, dem Knaben die Wahrheit zu verheimlichen. Er schickte nach einem Geistlichen, und nachdem er gebeichtet, fragte er, was er thun solle. Der Geistliche rieth ihm, dem Knaben das Geheimniß seiner Herkunft zu enthüllen. Leider war das, was der alte Fischer zu erzählen vermochte, nicht sehr viel.

Die Erzählung machte auf den Knaben wenig Eindruck.

„Wenn mein Vater mich verlassen hat,“ sagte er, „so hatte er wahrscheinlich seine Gründe dazu. Ich werde nie Diejenigen aufsuchen, die sich meiner schämen. Ich kenne nur einen Menschen, der von meiner Seite den Namen Vater verdient, und dieser seid Ihr.“ Er kniete an dem Bette des Sterbenden nieder, und bat weinend um seinen Segen. Gerührt legte der alte Fischer seine abgezehrten Hände auf das Haupt des Knaben und betete inbrünstig.

Am nächsten Morgen hauchte der brave Alte seinen Geist aus. Der Knabe beweinte ihn bitterlich. Am Abend nach der Bestattung des alten Fischers, fand es der Junge so traurig und öde in der Hütte, daß er sich entschloß, nicht nur sie, sondern überhaupt St. Malo zu verlassen. Die Paar Goldstücke, die er unter dem Herd verborgen fand, benutzte er, um seinem Adoptivvater einen Grabstein setzen zu lassen, und nachdem er dies Geschäft besorgt, begab er sich nach Brest.

Das war im Jahre 1765.

(Fortsetzung folgt.)

Für Auswanderer nach Californien.

(Schluß.)

Der größte Theil des Landes, auf welchem Getreide gezogen wird, kann mit Hülfe von Maschinen bebaut werden. 6 Leute mit einer Sichelmaschine, dem Sichelwagen und 10 Pferde können in einem Tage von 20—25 Acker mähen und 8 Leute mit 2 Sichelmaschinen und 14 Pferden mit 5 Wagen können in einer Gegend, wo keine Nebel sind, von 40—50 Acker in einem Tage mähen und das Getreide der Dreschmaschine überliefern, wobei die Unkosten des Schoberns ꝛc. vermieden werden. Ein Farmer mit weniger Land kann natürlich für seine Farm keine Nutzanwendung in Maschinen finden, aber mehrere kleinere Farmer können solche Maschinen kaufen und thun es auch und verrichten dann ihre Arbeiten gemeinschaftlich. Drescher erhalten für das Dreschen 4—5 Cents per Bushel. Die Eigenthümlichkeiten des Klimas in Californien sind insofern günstig für den Farmer, als er mehr als in andern Ländern thun kann, weil er längere Zeit dazu hat. Der Farmer kann bei dem ersten Regen im November zu pflügen und säen anfangen und kann damit bis Januar mit vieler Gewißheit einer Ernte fortfahren; von dieser Zeit bis Mitte April kann er überpflügen; dann fängt er an Heu zu ernten bis Anfang Juni; hierauf folgen 5 Monate ohne Regen, während welcher er seine Ernte unbeschadet und ohne Gefahr unter Obdach bringen kann; nach dieser Zeit kann er seine Nachernte sammeln und sich somit für das Winterpflügen bei Eintreten des Regens vorbereiten. Ueber die Nachernte wollen wir die Erklärung geben, daß solche aus den abgeschüttelten Körnern des vorhergegangenen Jahres wächst. Dieselben bedürfen weiter keiner Arbeit, als eines leichten Eggens und selbst dieses ist nicht immer nothwendig, weil der Regen die Körner tief genug in die Erde spült. Zuweilen ist die Nachernte besser als die Haupternte, weil sie den Vortheil der ganzen Regenzeit hat.

Erziehungsanstalten. Die öffentlichen Schulen Californiens können sich mit denen der anderen Unionsstaaten wohl messen; in den größeren Städten, Flecken und in den dichter bevölkerten Gegenden wird 10 Monate des Jahres Schule gehalten, in zwei Semester vertheilt mit je 1 Monat Ferien; in den anderen Gegenden 8 Monate des Jahres. Man findet auch gute Privatschulen. In den Küstenplätzen gibt es mehrere höhere Schulen. Die Gründung einer Staats-Universität ist vom gesetzgebenden Körper in seiner jüngsten Sitzung beschlossen worden.

Kosten des Lebensunterhaltes. Im Osten Amerika's und in Europa herrscht der irrige Glaube, daß die Kosten des Lebensunterhaltes in Californien sehr bedeutend wären, so daß es drückend auf den Arbeiter wirke. Der Luxus ist hier wie allent-

Digitized by Google

halben kostspielig, aber der solide einfache Mann wird bald ausfinden, daß er hier besser und billiger, als in den östlichen Staaten lebt. In Städten und Flecken kann man Häuser für kleine Familien für 10 bis 20 Dollars per Monat miethen; möblirte Zimmer für einzelne Leute von 4 Dollars per Monat; unverheirathete weibliche Personen können Kost und Logis für 5 Dollars per Woche finden. Schwer arbeitende Leute von San Francisco, deren Erfahrung man alles Vertrauen schenken kann, behaupten, daß der Lebensunterhalt, einschließlich der Miethe billiger, als in den östlichen Staaten zu stehen kommt. Sobald ein unverheiratheter Mann nach San Francisco kommt, kann er sich für eine Zeit lang ein Hotel und Garküche ausfinden, wo er billige Zimmer und gute Kost erhält; das am Besten bekannte und zu empfehlende Gasthaus ist das „What Cheer House"; hier werden täglich 4000 Personen gespeist und kann man für 15 Cents eine ganz gute Mahlzeit haben. Beispielsweise führen wir noch an, daß dort die Portion Beefsteak, Kalbskotelettes, Schweinskrippchen, Hammelkrippchen, geschmortes Hammel-, Rind-, Kalbfleisch je 10 Cents (15 kr.) kostet. Die Wohnung kostet ihn 1½ Dollars die Woche.

Briefe sind an den Sekretär der Gesellschaft John White (Nr. 319 Battery-Straße San Francisco) zu adressiren.

Eisenbahn-Unglück in Amerika.

Ein schrecklicher Eisenbahnunfall hat sich auf der Erie-Bahn in der Nacht auf den 16. Juli in der Nähe von Mast Hope zugetragen. Der Nachtschnellzug ging am 15. Juli, Abends 7 Uhr, von New-York ab. Die Wagen waren voll von Passagieren, etwa 400 an der Zahl. Die Senkungen bei Milltown waren glücklich passirt. Der Kondukteur machte einige Male seine pflichtgemäße Runde durch die Rauch- und Schlafwaggons und fand Alles in Ordnung. Jedes Bett war besetzt. Während so Alles in den Waggons der Ruhe pflegte, die Raucher ihre Pfeifen ausgehen ließen, und nur die Thüren der Wagen manchmal leise knarrten, wenn der Kondukteur seine Runde machte und der Zug in seiner rasenden Schnelligkeit dahin jagte, schweifte der geübte Kennerblick des Maschinisten über die Fläche, wo eben eine im weiten Bogen sich windende Kurve seine volle Aufmerksamkeit erheischte. Die Signallichter von Mast Hope glänzten weithin in die Nacht, und schon mag der Führer sich auf die kurze Rast in der nahegelegenden Station gefreut haben. Da auf einmal schreckt er zusammen. Nicht etwa, daß die Kurve etwas Gefährliches für ihn wäre; hundert Male hat er mit sicherer Hand seine Maschine über dieselbe gebracht. Heute ist es etwas ganz Anderes. Ein Blick in die Ferne hatte ihm alles Blut aus dem Gesicht getrieben. Ein zweiter Blick durch das „Ochsenauge", und er sieht, er hat sich nicht getäuscht. Da ist etwas Dunkles, Außerordentliches und Unrichtiges in seine Linie gerathen — jeder Augenblick kann den fürchterlichsten Zusammenstoß bringen. Ein Moment noch und sein Licht beleuchtet die Lokomotive des Lastzuges vor ihm, während sein Ohr ängstlich lauscht auf die Bewegungen desselben, ob er denn noch nicht schneller rückwärts fahre. Nein — das Unglück kommt schnell. — Er läßt den Dampf aus allen Pfeifen strömen, und zischend und pfeifend tönt sein Nothsignal durch die stille Nacht. Erschreckt lauscht mancher den ihm wohlbekannten Zeichen — doch kaum hat er noch begriffen, was eigentlich vorgeht, war die mächtige Maschine mit ihrer ganzen Kraft in die des Lastzuges gefahren, hatte dieselbe umgeworfen, einige Wagen zertrümmert und war dann selbst mit fürchterlichem Gekrache umgefallen. Der Tender stürzte über die Lokomotive, der Postwagen fuhr gegen den Berg von Eisentrümmern, die Bagage- und Personenwagen, drei an der Zahl, mit sich in die Zerstörung reißend, und in kurzer Zeit waren alle von einem Feuermeere eingeschlossen. Der Stoß war ein furchtbarer, in seiner ganzen Kraft bis in den letzten Wagen fühlbarer. Die Schläfer wurden aus ihren Betten geschleudert und Stücke Holz oder Bettzeug flogen um sie her. Halb nackt sprangen sie aus den Wagen, unbewußt einer Gefahr entgehend, deren ganze furchtbare Größe sie erst jetzt kennen lernen sollten. Die Auswanderer im Rauchcoupe waren mit demselben in das Feuermeer geschleudert worden. Für die war keine Hoffnung mehr. Stücke von zertrümmerten Wagen deckten das Geleise. Der Postwagen lag an der einen, der Gepäckwagen an der andern Seite, während über dieselben, mit dem Dach nach unten, die Rauchwaggons lagen. Wohin immer das Auge sah, züngelten gierig die Flammen an dem leichten trockenen Material heran. Es war eine erschütternde herzzerreißende Scene, in langer Reihe hoch gen Himmel die Flammen emporlodern zu sehen, zu wissen, daß ein Dutzend Menschen, von ihnen umgeben, dem sichern Tode geweiht sind, und kein Sterblicher von den Hunderten, die es sehen und fühlen, kann sie retten. Dr. Hallock war im Schlafwaggon, als der Zusammenstoß geschah; die heftige Erschütterung warf ihn nach vorn unter die Trümmer der zerschmetterten Wagen, jedoch ohne ihn auch nur im Geringsten zu verletzen. Von dem Wirrwar der Eisen- und Holztrümmer umgeben und eingezwängt stand er da; wohin auch sein Auge sah, nahte das schreckliche Element. Er versuchte sich mit gewaltiger Kraftanstrengung loszureißen, aber umsonst — die Masse war zu dicht und zu schwer. Mit besorgten vom Schreck fast verzerrten und todtenbleichen Gesichtern rannten seine Bekannten hin und her, indem sie riefen: „Ist keine Hülfe für Dr. Hallock?" Mit Blitzesschnelligkeit griff das Feuer die nächste Umgebung des Doktors an; er verschwand im Flammenmeere, indem er immer wieder rief: „Ich bin nicht im

Geringsten verletzt, aber ich kann nicht entkommen!“ Nach und nach wurde es still. Entsetzt blickte einer den andern an — keiner wollte seine fürchterliche Ueberzeugung laut aussprechen. Alles wußte, daß der Doktor verbrannt war. Mit ihm zusammen verbrannte ein Deutscher, Namens Daniel Bauer, ein noch junger Mann. Als man endlich des Feuers Herr geworden, fand man 6 menschliche Körper vollständig verkohlt unter den Trümmern des Rauchwaggons, und am Nachmittag wurden noch weitere 13 von den Arbeitern aufgefunden. Verwundet wurden sehr Wenige. Herumfliegende Splitter waren nur von Wenigen bemerkt worden; vielmehr läßt sich bei der Heftigkeit des Stoßes annehmen, daß außer Dr. Hallock alle schnell gestorben waren. Vom Personal des Expreßzuges war keiner todt, nur zwei leicht verletzt. Unter den Todten sind noch als Deutsche bekannt: Ein Mann und ein Weib mit drei Knaben und ein junger Mann D. Baer. Ein Gottfried Kraus ist schwer verwundet. Alle sind Auswanderer nach dem Westen. Unter 150 Wagen waren 11 zuverletzt geblieben. Die Ursache des furchtbaren Unglücks war folgende: Der Schnellzug, der mit der vorgeschriebenen Schnelligkeit fuhr, mußte nämlich bei Mast Hope an einem Frachtzug vorüberfahren, der an einer bestimmten Stelle in ein Seitengeleise einbiegt, um den Schnellzug vorüber zu lassen. Der Frachtzug war auch vorschriftsmäßig ausgefahren und erwartete das Passiren des signalisirten Schnellzuges; der Führer des ersteren, James Griffin, war während des Haltens eingeschlafen, erwachte jedoch plötzlich und öffnete, ohne zu wissen, was er eigentlich wollte, das Dampfventil, so daß der Train sich rückwärts in Bewegung setzte. In diesem Moment sauste der Schnellzug mit einer Geschwindigkeit von etwa 25 Meilen pro Stunde heran. Ein schriller Pfiff gab das Signal zum Bremsen, doch es war zu spät. Die schwere mächtige Lokomotive des Schnellzuges fuhr in rasender Eile auf den Frachtzug.

Mein Liebchen.

Besingt nur Dichter, wie es Brauch,
Von euren lieben Mädchen: Aug'
Und Lippe, Zähne, Mund und Wangen —
Ich habe keineswegs Verlangen,
Ein Gleiches jetzt mit euch zu thun.

Ich hab' ein Lieb', so hold und schön,
Gar wunderlieblich anzuseh'n;
So ward noch keins von euch besungen,
So ganz von Herrlichkeit durchdrungen,
Von Anmuth und von Liebesreiz.

Ich sorge nicht, daß untreu je
Mir werden möge diese Fee;
Wer könnt' ihr Liebesmeer ergründen,
Da immer neue Funken zünden
Von Liebe sich im Herzen tief?

Die Seele mein ist ganz erfüllt
Von diesem hehren Götterbild —
Sie — ewig mein — geht nie verloren,
Mit jedem Morgen neu geboren,
Umstrahlt sie mich mit gold'nem Duft.

Ihr mustert wohl der Mädchen Reih'n
Und fragt: „Wer wird dies Liebchen sein?“ —
Und zähltet ihr der Fürsten Töchter,
Die Damen adeliger Geschlechter —
Bei ihnen ist mein Liebchen nicht.

Und wollt ihr wissen, wer sie ist,
Die unaufhörlich zaub'risch küßt?
Es ist der Wald mit kühlem Schatten,
Die Au mit fruchtbesäten Matten,
Es ist der Himmel licht und blau.

Ja, Thal und Berg und Wies' und Feld,
Es ist die schöne, schöne Welt,
Umwirkt von Grazien und Musen;
Ihr sink' ich an den warmen Busen,
Dem treusten Liebchen: „der Natur!“

Alois Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

Der Historienmaler **Wilhelm Cordes**, geboren 1824 in Lübeck und seit 1860 in Weimar, ist nach langem Leiden, das ihn schon seit Monaten an größerer Thätigkeit hinderte, am 16. d. M. in seiner Vaterstadt gestorben. Von seinen Schöpfungen, die ihm in weitesten Kreisen Anerkennung verschafft, nennen wir vornehmlich zwei: Die „Leichenwacht“ und der „Wilde Jäger.“

Die „apostolischen Gemeinden von **Amsterdam** und **Enkhuizen**“ machen durch Anzeige in holländischen Blättern bekannt, daß die persönliche Wiederkunft unseres Herrn Jesu Christi jetzt sehr nahe bevorsteht, wie der Herr, sprechend durch den heiligen Geist, in unserer Versammlung angezeigt hat, mit dem Befehl, dieß öffentlich zu verkünden“ und ersuchen Jeden, diese Ankündigung des Herrn so viel als möglich bekannt zu machen.

Geschichtskalender.

26. Aug. 1806. Der Buchhändler Palm aus Nürnberg wird auf Befehl Napoleons in Braunau erschossen.
„ 1813. Schlacht an der Katzbach.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 198 Freitag, 27. August 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Marcof fand eine Stelle als Schiffsjunge auf einem Fahrzeuge, das nach Indien, und von da nach Virginien ging. Er blieb dritthalb Jahre aus. Bei seiner Rückkehr war sein Engagement zu Ende, aber der alte Kapitän, der die Menschen kennen gelernt hatte, behielt ihn als Matrose an Bord. Kurz, mit neunzehn Jahren hatte Marcof von St. Malo — er hatte den Beinamen seines Pflegevaters geerbt — alle bekannten Meere durchschifft. Er hatte zahlreiche Stürme überstanden, fünf- oder sechsmal Schiffbruch gelitten, und mehr als zwanzigmal dem Tod ins Angesicht gesehen. Kurz und gut, seine Erziehung als Seemann war vollendet. Er war bei allen Seeoffizieren und Rhedern als ein junger Mann voll Muth, Tapferkeit und Ehrlichkeit bekannt.

Gegen das Ende des Jahres 1773 faßte einer der der reichsten Rheder der Bretagne, dem nacheinander sieben Schiffe von den muhamedanischen Seeräubern im Mittelmeere gefangen oder in Grund gebohrt worden waren, den Entschluß, sich für diese vielfache Unbill zu rächen. Er ließ zu Lorient eine leichte, flinke Brigg bauen, die ganz dazu geeignet war, Jagd auf die Seeräuberschiffe zu machen, rüstete sie mit zwölf Kanonen aus, und erlangte vom Ministerium einen Kaperbrief für den Kapitän. Dieser, ein ehemaliger tapferer Flottenoffizier, Namens Cornic, wählte Marcof zu seinem Lieutenant, und Marcof nahm mit Freuden an.

Der neue Korsar, dessen Schiff den Namen Félicité führte, kreuzte an den Küsten von Afrika, und machte auf die Seeräuberschiffe mit so viel Muth und Geschick Jagd, daß er bei seiner Rückkehr nach Brest für mehr als fünf Millionen Edelsteine in die Hände seines Rhéders legen konnte. Bei der Vertheilung der Beute kamen auf Marcof zweimalhunderttausend Livres. Noch an demselben Tage bestieg er eine Postchaise und jagte nach Paris. Er sah ein, daß Brest eine zu kleine Stadt sei, um sein Geld rasch zu verthun. Er wollte die Hauptstadt mit all ihren Vergnügungen kennen lernen. Durch vier Monate führte er das tollste Leben. Eines schönen Morgens machte er die Bemerkung, daß seine Brieftasche und seine Börse leer waren. Mit philosophischer Ruhe kehrte er nach Brest zurück, und traf eben in einem Augenblicke ein, wo Cornic neuerdings Mannschaft warb, um nochmals in See zu stechen. Marcof folgte ihm abermals.

Wie das Erstemal ging die Félicité wieder nach dem Mittelmeere, und auch diesmal eröffnete die Kreuzfahrt unter den günstigsten Aussichten. Der Korsar hatte schon im griechischen Archipel zwei Piratenschiffe genommen, und wollte eben seinen Kurs nach den afrikanischen Küsten fortsetzen, als das Schiff auf der Höhe von Malta von einem heftigen Sturme erfaßt wurde, und nach dreitägigem Kampfe mit dem Unwetter entmastet und leck war. Die Brigg mußte verlassen werden. Die Mannschaft vertheilte sich in zwei Boote; das eine befehligte der Kapitän, das andere Marcof. Bald hatte der Sturm die beiden Fahrzeuge getrennt. Cornic's Boot erreichte glücklich Neapel; Marcof's Boot dagegen wurde, nachdem es mehrere Tage auf den Wellen umhergetrieben worden, an die Küsten von Süd-Calabrien geschleudert und an den Klippen zerschmettert. Mit Ausnahme Marcof's gingen sämmtliche Matrosen zu Grunde. Er allein erreichte das Ufer. Einmal in Sicherheit auf dem festen Lande, verließen ihn die Kräfte und er sank in Ohnmacht.

Wie lange diese Ohnmacht dauerte, hat er nie erfahren. Als er wieder zur Besinnung kam, befand er sich in der großen Stube eines italienischen Wirthshauses. Es war hoher Tag. Um Marcof herum standen, saßen und lagen etwa fünfzehn Männer von unheimlichem Aussehen, in einem unbeschreiblichen Kostüm, welches die Mitte hielt zwischen einem Bergbewohner und einem Soldaten. Die Einen standen auf ihre Flinten gestützt, die Andern sangen und plauderten, wieder Andere spielten oder tranken von dem köstlichen Wein der Küsten Siciliens.

Als Marcof die Augen aufschlug, machte er eine leichte Bewegung. „Nun, Pietro?“ fragte einer der Männer einen jungen Menschen, der neben dem Matrosen saß.

„Hauptmann,“ erwiderte der junge Mensch, „ich glaube, der Ertrunkene ist nicht todt.“

„Alle Teufel, dann kann er sich rühmen, ein zähes

Digitized by Google

Leben zu haben." — Diese Worte wurden im neapolitanischen Dialekt gewechselt.

Marcof hatte als Seemann eine leichte Kenntniß von allen Sprachen, die an den Küsten gesprochen wurden, und namentlich hatte er mit seinen Kreuzfahrten im Mittelmeere so viel italienisch sich angeeignet, daß er die gesprochenen Worte verstand und zur Noth sich auch verständlich machen konnte.

Derjenige, den der junge Mensch Hauptmann genannt hatte, trat auf den Schiffbrüchigen zu.

„Wie befindest Du Dich?" fragte er.

„Das weiß ich nicht," erwiderte Marcof naiv; er fühlte seinen Körper so zerschlagen, seinen Kopf so wüst, daß er sich wirklich über sein eigenes Befinden keine Rechenschaft geben konnte.

„Woher kommst Du?" fragte der fremde Mann weiter.

„Vom Meere."

„Zum Henker, das weiß ich wohl, denn wir haben Dich ja am Strande gefunden. „Du bist ein Franzose?"

„Ja."

„Matrose?"

„Ja."

„Dein Fahrzeug hat also Schiffbruch gelitten?"

„Ja," erwiderte Marcof zum Drittenmale, unfähig mehr hervorzubringen.

„Du bist sehr kurz angebunden," bemerkte der Andere verdrießlich. Marcof machte eine äußerste Anstrengung.

„Seit mehreren Tagen habe ich nichts in den Mund bekommen," stammelte er, „um Gotteswillen gebt mir zu trinken; ich sterbe vor Hunger, Durst und Müdigkeit."

Der junge Mensch neben ihm schien gerührt. Er nahm seine Feldflasche, und führte sie dem Schiffbrüchigen an den Mund. Marcof that einen gierigen Zug daraus.

„Pietro," sagte der Hauptmann zu dem jungen Menschen, „wir kehren ins Gebirge zurück. Du wirst bei diesem Manne bleiben. Morgen kommen wir wieder her, und wenn er will, nehmen wir ihn in unsere Mitte auf. Er scheint stark; er wäre ein vortrefflicher Rekrut."

Wenige Minuten darauf brachte man Marcof etwas Essen, und bereitete ihm ein ärmliches Bett. Er aß mit Heißhunger und schlief ohne Unterbrechung fünfzehn Stunden lang. Bei seinem Erwachen fühlte er sich wieder frisch und gestärkt. Pietro befand sich in seiner Nähe und begann mit ihm ein Gespräch. Der junge Calabrese war geschwätzig wie die Mehrzahl seiner Landsleute, und Marcof erfuhr, daß er von einer der gefürchteten Banditenschaaren der Abruzzen aufgefunden worden war. Da er nichts bei sich führte, was die Habsucht dieser Leute reizen konnte, nahm er diese Mittheilung mit der größten Ruhe hin.

Im Laufe des Tages kamen die Banditen in das Wirthshaus zurück. Der Hauptmann, welcher sich Cavecciotti nannte, machte Marcof ohne lange Umschweife den Vorschlag, in seine Bande einzutreten, und rühmte ihm die Annehmlichkeiten und Vortheile des Banditenthums. Marcof zauderte. Das Wort klang unangenehm in seinen Ohren. Aber andererseits überlegte er, daß er sich in einem fremden Lande ohne alle Existenzmittel befand. Sein Schiff war verloren, seine Gefährten waren zu Grunde gegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Es wurde vor Kurzem gemeldet, daß in Berlin der bekannte Augenarzt Dr. Böhm an Leichengift gestorben sei. In einem Nekrologe, den ihm die „Kreuzzeitung" widmet, findet sich folgende Schilderung des fürchterlichen Todes, den der Unglückliche erlitt: Am 19. Juli fand an Böhm eine geringfügige Verletzung des mittleren Gelenkes des kleinen Fingers der linken Hand statt, während er an einer sehr verwesten Leiche seinen Schülern eine Operation demonstrirte. Am 20. Morgens war das Gelenk roth, geschwollen und schmerzend, trotzdem wiederholte er am Abend seinen gewohnten zweistündigen Unterricht im Obduktionshause. Am 21. Juli Morgens hatte die Entzündung den ganzen kleinen Finger ergriffen; er hielt das bis dahin rein örtliche Leiden für zu unbedeutend, um sich veranlaßt zu sehen, seine Thätigkeit einzustellen. Seine Gattin, welche ihn stets mit zärtlicher Sorgfalt überwachte, hatte er mit den Kindern für die Zeit der Schulferien nach Thüringen geschickt. Am Nachmittag des 21., nach seiner Rückkehr aus der Praxis, ersuchte er schriftlich einen Freund, statt seiner den Operations-Unterricht zu ertheilen. Vorher war er auf Bitten einer alten Freundin bewogen worden, Geheimerath v. Langenbeck in dessen Wohnung zu konsultiren. Am Abend des 21. nahm die Krankheit eine durchaus unerwartete Wendung, Schüttelfrost, Schluchzen, heftiges Fieber mit Delirien traten auf; das Leichengift hatte, durchaus unabhängig von der mäßigen, örtlichen Affektion, eine intensive Blutvergiftung herbeigeführt. Geheimerath v. Langenbeck verhehlte sich die Gefahr nicht und stand ihm mit der Sorgfalt eines treuen Freundes zur Seite. Die rosenartige Entzündung der Haut und der sehnigen Binde des Armes zog sich immer höher und höher hinauf; wo Einschnitte gemacht wurden, verschwand die Entzündung, doch ohne sich im Fortschreiten aufhalten zu lassen. Das Bewußtsein des Kranken kehrte wieder, er ordnete seinen letzten Willen; seine auf die Nachricht der Erkrankung eiligst herbeigeeilte Gattin tröstete er auf das Zärtlichste, empfing mit ihr, der er

in tiefer Liebe ergeben war, das heilige Abendmahl und war freudig bereit, zu scheiden, wenn der Herr es von ihm fordere. Das Fieber stieg, die Wunden zeigten keinen Eiter. Geheimerath Frerichs wurde am 26. zugezogen. Bei aller Klarheit des Geistes trat Schwächung des Herzmuskels als Wirkung des lähmenden Giftes ein, die Erkaltung nahm immer mehr und mehr zu. Als bleierne Schwere seine Glieder ergriff und Todesbeklemmung auf der Brust sich lagerte, flüsterte er leise zu den beiden Freunden, Professor Peters und Dr. Lender, die sein Bett mit umstanden: „Ist das nun Sterben?" Er wollte noch manche Frage stellen, allein die Werkzeuge des Körpers versagten, er wurde mit zunehmender Nacht stiller und stiller, und so schlummerte der edle Mann unter den ersten Glockenklängen des Sonntagmorgens sanft hinüber."

In Betreff der Feierlichkeit bei der Enthüllung des Göthedenkmals in München am 27. d. Mts. ist bis jetzt folgendes Programm bekannt: Morgens um 11 Uhr wird der Herr Oberkämmerer Graf Pocci als Bevollmächtigter des Königs die Feierlichkeit mit einer Ansprache beginnen und das Denkmal als Geschenk Sr. Majestät des Königs dem Bürgermeister, als dem Vertreter der Stadt München, übergeben. Auf ein gegebenes Zeichen fällt die das Denkmal umgebende Hülle und in demselben Augenblick stimmen sämmtliche Männergesangvereine Münchens einen Festchor an. Der Festchor, komponirt von Professor Jos. Rheinberger, dem Dirigenten des Münchener Oratorienvereins, lautet folgendermaßen:

Hört ihr es nah und näher klingen?
Es schwebt sein Geist mit Aetherschwingen
Aus Sphären der Unsterblichkeit!
Und wer mit ihm, umströmt vom Glanze?
Der Musenchor, gereiht zum Tanze;
Sie schmücken reich mit frischem Kranze
Sein Bild, das ihm ein König weiht.

Heil ihm dem Stern im Reich der Geister,
Des deutschen Wort's unkräft'gen Meister,
Der sich gebaut den Ruhmesthron!
Germania, in dunkeln Tagen
Fühlst Du Dein Herz doch hoffend schlagen,
Der eine Welt in sich getragen
Ja er ist Dein, Dein Sohn!

Hier ist nicht Süden, hier ist nicht Norden,
Er ist uns Allen eigen worden.
Hier ist der Eintracht Stätte noch.
O haltet fest am ewig Schönen,
Das uns vereinen wird, versöhnen!
Dem Liebling huldigt der Kamönen:
Für Göthe ein begeistert Hoch!

Wahrlich, ein schönes und Göthe's würdiges Lied! Zur Beendigung der Feierlichkeit wünscht Graf Pocci, daß nach diesem Festchor noch ein kurzes Lied gesungen werde. Man wird seinem Wunsche entsprechen, und, so viel bis jetzt bestimmt ist, einige Verse aus dem „Deutschen Lied" singen. Mittags ist dann große Tafel in der königl. Residenz und Abends als Festvorstellung: „Der Tasso."

Ein paar Meilen hinter Gumbinnen liegt der Bahnhof Trakehnen; aber von hier aus ist es noch ¾ Meile bis zu dem gleichnamigen Gestütshof. Kommt man mit dem Frühzuge, so hat man Postverbindung dorthin. Mit dem ersten Schritt befindet man sich schon im Bereiche des Gestüts, das 16 bis 17,000 Morgen Landes, fast eine Quadratmeile umfaßt und aus zwölf Vorwerken besteht, auf welchen die edlen Rosse nach Geschlecht und Alter, Farbe und Gebrauchsschlägen vertheilt sind. Es ist ein klassisches Terrain, denn es war Jahrhunderte hindurch das Jagdrevier der litthauischen Großfürsten. Allmählig verlor sich jedoch das Wild, und nach der schrecklichen Pest von 1709—11 befand sich hier nur eine große, mit kurzen Ellern, Birken, Werftweiden, Rohr und hohem Schilfgrase bestandene Sumpfebene. Ueber diese sprach Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1725 sein schöpferisches Wort. Nach einem Plane und unter Leitung des Ingenieur-Geographen von Suchodolez wurde zunächst ein beinahe eine deutsche Meile langer Hauptkanal gegraben. Dann wurden Binnengräben gezogen und das Strauchwerk durch Soldaten gerodet. Nach sechs Jahren war das große Werk geschehen, die Entwässerungs- und Rodungsanlagen beendigt und die nöthigen Etablissements aufgeführt. Der König vereinigte hier sämmtliche über die Provinz verstreuten Gestütsabtheilungen, zusammen 1101 Köpfe stark, darunter 513 Mutterstuten; so entstand das „königliche Stutamt Trakehnen", wie es zuerst hieß. Der Gesammtbestand sämmtlicher Gestütspferde auf den zwölf Vorwerken beläuft sich auf ungefähr 1400 Häupter, darunter 14 Hauptbeschäler, 84 Landbeschäler, 300 Mutterstuten, das Uebrige ein- bis dreijährige Füllen. Alle diese Thiere werden nur zur Zucht, nicht zur Arbeit benutzt; zum Betriebe der Landwirthschaft sind außerdem noch über 1000 Arbeits- und Deputatspferde vorhanden.

Ueber den Untergang der Fregatte „Oleg" meldet der „Kronst. Bote": Das Geschwader, welches u. A. aus der Panzerbatterie „Kreml" und der Schraubenfregatte „Oleg" bestand, war am Abend des 14. August aus Helsingfors ausgelaufen und hatte sich im Laufe zweier Tage mit Evolutionen beschäftigt. Sonntag, 15. August, nach 7 Uhr Abends, wurde auf dem Geschwader das Signal „Flankenveränderung mit Schwenkung rechts" aufgezogen. Bei Ausführung dieses Manövers erfolgte der Zusammenstoß der Fregatte „Oleg"

mit 57 Kanonen und der Panzerbatterie „Kreml“ mit 20 Kanonen, wobei die Batterie „Kreml“ mit dem Sturmkopf in den unter der Wasserlinie befindlichen Theil der Fregatte stieß und derselben zwischen dem Maschinenraum und dem Kohlkasten vor dem großen Maste ein Leck schlug. Die Fregatte begann sofort zu sinken. Augenblicklich wurden von allen Schiffen die Schaluppen zur Rettung der Equipage entsendet. Die Fregatte sank zuerst mit dem Vordertheile, setzte sich dann auf das Hintertheil, legte sich auf die rechte Seite und ging endlich, 15 Minuten nachdem sie den Stoß erhalten, auf den Grund, der hier 35 Faden tief liegt. Das Unglück ereignete sich zwischen den Inseln Hochland und Sommers, 7½ Meilen von dem südlichen Leuchtthurm Hochlands. Zum Glück war heiteres und ruhiges Wetter. Die Schaluppen der Fahrzeuge gelangten so schnell zur Unglücksstätte, daß trotz des ungewöhnlich schnellen Sinkens der Fregatte, Dank der Aufrechterhaltung der vorzüglichsten Ordnung, fast die ganze Mannschaft gerettet werden konnte. Auf den Fahrzeugen des Geschwaders wurden 32 Offiziere und Gardes-Marines (darunter auch der Kommandeur, der erste Offizier und 497 Mann) nach Kronstadt befördert. Umgekommen sind bei der Strandung 16 Mann, darunter kein Offizier.“

Aus Mexiko, 10. Juli, schreibt der Korrespondent der „Morning-Post“: Das Banditenunwesen dauert fort, doch haben die Schnapphähne neuerdings ihr Augenmerk auf ein Feld gerichtet, das früher gänzlich von ihnen verschont blieb, nämlich die Kirchen. Früher waren die Ritter von der Landstraße äußerst fromm, und wenn sie gelegentlich einem geistlichen Herrn die Taschen erleichterten, so benützten sie zugleich die Gelegenheit, den Segen des Hochwürdigen zu erbitten und ihn zum Anhören ihrer Beichte zu ersuchen. Einem Geistlichen aus Puebla geschah es, daß zwei Wegelagerer ihn rein ausplünderten und ihm buchstäblich nur das Hemd ließen. Sie führten ihn darauf in den Schatten und wollten beichten, was der Beraubte aber mit der Bemerkung von der Hand wies, sie seien nicht in bußfertiger Stimmung. Die Räuber waren indessen nicht so leicht abzuweisen und wußten die Bedenken des Klerikers durch das unheimliche Knacken ihrer Revolverhähne zu beschwichtigen, worauf er ihnen die Beichte abnahm, Absolution ertheilte und von den reumüthigen Spitzbuben schließlich mit einer Unze Gold belohnt wurde. Kirchenraub war noch bis vor Kurzem unerhört, aber jetzt werden die Fälle häufig, wo Räuber sich in Kirchen einschließen lassen, um die silbernen und goldenen Altargefäße sich unter dem Schutze der Nacht anzueignen.

[Deutsche Bühnenkünstler in Amerika.] Fanny Janauschek ist in den ersten Tagen dieses Monats in New-York eingetroffen. Die Künstlerin, welche sich bekanntlich der englischen Bühne zuwendet, wird zunächst in Booths Theater auftreten und dann eine längere Kunstreise durch die ganze Union machen. Bei dieser Gelegenheit theilen wir aus einem Privatbriefe der „New-York. Handelsztg.“ folgenden Auszug mit: „Sie haben keinen Begriff, was Alles nach Amerika gehen will. Raabe, Bulovsky, Berfing, selbst der alte Hassel von Frankfurt hat die Absicht, dem New-Yorker Publikum seine Hampelmänner aufzutischen. Wachtel und Niemann wollen auch hinüberfegeln; Wachtel sagte mir persönlich, unter 2000 Dollars Gold per Abend sänge er nicht und 10 Doll. Gold der Platz; da Haase nämlich aussagt, er habe über 60,000 Doll. Gold verdient, so ist Jeder sehr besorgt, es ihm nachzumachen. Wie viel Haase verdient hat, ist uns Allen wohl bekannt, und scheint es ihm auf eine Null mehr oder weniger nicht anzukommen. Es werden sich Viele die Finger verbrennen.“

[Wie sich die Zeiten ändern!] Der Paradiesgarten in München, unmittelbar anstoßend an den englischen Garten und aus großen Lokalitäten bestehend, um 72,000 fl. im Jahre 1857 durch Kauf erworben, im Jahre 1869 auf 50,000 fl. gerichtlich geschätzt, und die Gebäude mit 21,550 fl. gegen Brand versichert, wird jetzt von der Bank um den fixen Preis von 35,000 fl. gegen eine baare Anzahlung von 10,000 fl. verkauft; der Rest kann zu 4 Prozent Zinsbeischlag unkündbar liegen bleiben und wird dadurch binnen 43 Jahren getilgt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 188:

Das „Sauerkraut“ ist recht! doch zu frugal —
Soll man es ohne Zuthat essen,
Und bitten d'rum den Koch ein andermal
Den Erbsenbrei, und's Fleisch nicht zu vergessen.

M. M.

Gleich richtig gelöst von Em. Sundheimer.

Geschichtskalender.

27. Aug. 1770. Geburtstag des Philosophen Hegel (Stuttgart).
„ 1845. Rußland erhält vom Kaiser Nikolaus ein neues Gesetzbuch.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 199 Samstag, 28. August 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Cavaccioli wiederholte seinen Vorschlag. Marcof zögerte nicht länger.

„Ich nehme an," sagte er, „unter einer Bedingung."

„Die ist?"

„Daß ich, wenn es mir beliebt, wieder von Euch fortgehen kann."

„Zugestanden," sagte der Bandit lächelnd, während er bei sich dachte: „Bist Du einmal bei uns, so bleibst Du auch bei uns, und willst Du entfliehen, so birgt uns eine Kugel in Deinen Kopf für Deine Verschwiegenheit."

Marcof wurde der Bande vorgestellt, und mit Freudenrufen empfangen. Namentlich schien Pietro überaus erfreut. Marcof fragte ihn um die Ursache.

„Ich weiß sie nicht," erwiderte der junge Mensch, „aber seitdem ich Dich sah, fühlte ich mich zu Dir hingezogen; es ist, als ob Du ein alter Freund von mir wärest."

„So gibt es denn gute Seelen überall!" murmelte Marcof.

Am nächsten Morgen, bei Tagesanbruch, begab sich Marcof mit seinen neuen Kameraden ins Gebirge. Er hoffte auf den Zügen der Bande in die Nähe von Neapel oder Reggio zu gelangen, und dann in einer dieser Städte sich nach Frankreich einschiffen zu können. Er war ein zu guter Matrose, als daß ihm bange gewesen wäre, in welchem Hafen immer eine Stelle zu finden.

Aber, wie wir eben lesen werden, er hatte dabei nicht an die Zufälle gedacht, die ihm in seinem neuen Stande zustoßen könnten.

Um jene Zeit befanden sich die kalabresischen Banditen im offenen Kriege gegen die regulären Truppen des Königs von Neapel. Es verging selten ein Tag, wo es nicht zu einem mörderischen Gefechte kam. Dieses abenteuervolle Leben gefiel dem jungen behenden Matrosen nicht übel. Seine Tapferkeit und Unerschrockenheit verschafften ihm bald eine Art moralischen Uebergewichtes über seine Genossen.

Die Truppen waren dieser fortgesetzten Kämpfe, in welchen sie sich in stetem Nachtheil befanden, bald müde, zogen sich nach Neapel zurück, und überließen Calabrien und die Abruzzen nach wie vor der Räuberwirthschaft. Die Banditen kehrten zu ihren alten Gewohnheiten zurück, und Raub, Plünderung und Mord wurden wieder ihre Tagesarbeit. Da man sich aber nicht mehr gegen Bewaffnete schlug, da man Menschen, die sich nicht vertheidigen konnten, hinmordete, schwache Kinder, welche ihre Arme, um Erbarmen bittend, emporstreckten, mit kaltem Blut niederstieß, so empörte sich alles Edle in Marcof's Natur dagegen. Bei der ersten Expedition dieser Art zerbrach er seine Flinte an einem Felsen. Bei der zweiten weigerte er sich entschieden, die Bande zu begleiten. Cavaccioli befahl ihm, zu gehorchen, doch Marcof erwiderte: „Ich weiß zu kämpfen, aber nicht zu morden. Es graut mir, länger unter Menschen euerer Art zu verweilen; morgen verlasse ich Euch."

„Du beleidigst Deine Freunde!" rief der Hauptmann zornig.

„Du beleidigst mich, indem Du voraussetzest, diese Menschen hätten einen Werth für mich," erwiderte Marcof.

Bei diesen Worten erhob sich ringsum ein Murren und drohendes Rufen. Einige der Banditen griffen an ihre Dolche. Marcof warf den Kopf in die Höhe, kreuzte seine nervigen Arme über seiner breiten Brust, und schritt gerade auf die drohendste Gruppe los. Im Angesicht dieser kalten, ruhigen Haltung verstummten die Banditen. Marcof kehrte zu dem Hauptmann zurück. „Du hast mich verstanden," sagte er, „morgen Abend geh' ich fort. Bis dahin gehorche ich Dir nicht mehr."

Sodann entfernte er sich langsam, ohne daß er es für werth hielt, sich umzusehen.

Marcof hatte die Gewohnheit, sich gegen Abend nach einem stillen, freundlichen Plätzchen, einer Art natürlichen Gartens mitten unter Felsen, zurückzuziehen. Dort pflegte er, auf seinen Mantel hingestreckt, von Frankreich, von seinen Gefährten, von seiner Vergangenheit und Zukunft zu träumen. Auch am Abend nach dem Auftritt mit dem Banditenhäuptling zog er sich wieder hierher zurück. Er wußte, daß er seinen Genossen nicht trauen dürfe, und legte seine Waffen zu

recht. Die Nacht brach herein; die ersten Stunden vergingen ohne alle Störung; doch in dem Augenblick, als der Mond sich hinter eine Wolke verhüllte, glaubte er ein leises Geräusch zu vernehmen. Er spannte den Hahn seines Pistols.

Eine bekannte Freundesstimme flüsterte: „Pst, pst, Marcof!“ Marcof erkannte den jungen Pietro.

„Was willst Du?“

„Dich in aller Eile warnen. Als Du fort warst, beriethen unsere Genossen, was mit Dir zu thun sei, und man beschloß, Dich zu tödten. Es offen zu thun, fürchtet man sich; man kennt Deine Tapferkeit, und Keiner mag sich der Gefahr aussetzen, der Erste zu sein, der Dich angreift. Man greift also zur List. Morgen, ehe Du Dich wieder hierher zurückziehst, werden sich fünf Mann, welche das Loos dazu bestimmen soll, vorher auf verschiedenen Umwegen hierher begeben und Dir auflauern. Wenn Du dann erscheinst, werden fünf Kugeln gleichzeitig Dich niederstrecken...“

„Und wer sind Die, welche dieses angenehme Geschäft zu besorgen haben.“

„Das weiß ich noch nicht, morgen erst wird man loosen.“

„Du bist gut, Pietro, wann Du willst, werde ich Dich mit mir nehmen.“

„Du gehst also noch heut Nacht fort?“

„Nein! erst die nächste, denn so sähe es aus, als wolle ich fliehen.“

„Aber sie werden Dich morgen tödten!“

„Habe keine Angst, mein Plan ist fertig; ich brauche mich nicht zu fürchten, binnen vierundzwanzig Stunden verlasse ich Cavaccioli's Bande. Gute Nacht.“

Marcof wußte, daß er diese Nacht nichts mehr zu besorgen hatte, und schlief ruhig bis zum Morgen. Den andern Tag ging er unbefangen, als ob er nichts wüßte, umher; sprach mit Cavaccioli über seine Abreise in der künftigen Nacht, und machte einen kleinen Spaziergang durch das Gebirge. Als er sich überzeugt hatte, daß man ihm nicht folgte, machte er einen Umweg, und kehrte auf steilen Pfaden nach seinem Lieblingsplätzchen zurück. Nun legte er sich seinerseits auf die Lauer, und so oft einer von den Meuchelmördern erschien, stürzte er aus seinem Versteck auf ihn, und machte ihn mit einem Schlage nieder.

Als die blutige That vollbracht war, trat er mitten in den Kreis der Banditen, die bei seinem Erscheinen, stumm vor Ueberraschung und Entsetzen zurückwichen. In der Ueberzeugung, daß Marcof todt sei, glaubten sie, es sei sein Gespenst. Marcof kümmerte sich nicht um den Eindruck, den er hervorbrachte, sondern schritt gerade auf Cavaccioli los. Vor ihm angekommen, zog er ein Pistol aus seinem Gürtel.

„Befiehl Deinen Leuten, sich nicht zu rühren,“ sagte er, „denn wenn ich auch nur die geringste Bewegung einer Flinte höre, so schieße ich Dich nieder, ehe noch die Kugel mich erreicht.“ Dann wandte er sich halb zu den Banditen: „Wenn Ihr sehen wollt, was aus Jenen geworden ist, die mich morden wollten, so geht und überzeugt Euch. Ist Euch das Leben Eures Hauptmanns lieb, so zieht Euch zurück; ich habe mit ihm allein zu reden.“

Die Räuber wichen scheu und erschrocken zurück. Marcof und Cavaccioli blieben allein.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Einfluß des Baumwuchses auf die Verbreitung der Cholera.

Die „Süddeutsche Presse“ erhält über diesen Gegenstand die folgende sehr interessante Mittheilung des Herrn Dr. v. Pettenkofer:

München, 14. Aug. Die „Süddeutsche Presse“ hat vor einigen Tagen einen Artikel über den Einfluß der Bäume auf den Wassergehalt des Bodens und damit auch auf den Stand des Grundwassers enthalten, der mich veranlaßt, Ihnen einige mit diesem Gegenstand in Verbindung stehende Notizen aus dem auf Befehl der indischen Regierung gedruckten, zu Ende Juni dieses Jahres erschienenen und mir vom Verfasser zugeschickten neuesten Berichte über die Cholera in Indien, vom General-Inspektor der Hospitäler im Bengalischen Medizinal-Departement, Dr. John Murray, mitzutheilen.

Dieser Bericht, welcher in den medizinischen Zeitschriften einläßlich besprochen werden wird, ist wesentlich auf die Beantwortungen der von der indischen Regierung an sämmtliche Aerzte Indiens gerichteten Fragen gegründet. Eine dieser Fragen (l. 8) betrifft den Einfluß der Bäume auf die Einschränkung der Cholera und beweist, daß man auch in Indien auf einen gewissen Einfluß von Baumpflanzungen aufmerksam geworden ist. Unter den auf diese Frage eingelaufenen Antworten sind einige sehr schlagend.

So werden von Beatson (J. F. Officiating Deputy Inspector General, Bengal I.) folgende Thatsachen angeführt: In der sehr weit verbreiteten Cholera-Epidemie von Allahabad im Jahre 1859 sind unbezweifelt jene Truppenabtheilungen, deren Wohnungen den Vortheil naheſtehender Bäume hatten, verschont geblieben, und zwar genau im Verhältniß der Dichtigkeit und Nähe dieses Schutzes. Die europäische Kavallerie in den Wellington Barracks, die zwischen vier Reihen stattlicher Mangobäume obschon immer noch etwas offen liegen, litt viel weniger als das vierte europäische Regiment, dessen Quartiere auf einem der ganzen Kraft der Winde ausgesetzten Hügel lagen; während in der bengalischen reitenden Artillerie, die ihren Wohnplatz in einem Mangowäldchen hatte, nicht ein einziger Krank-

Digitized by Google

heitsfall vorkam. Und diese Ausnahme kann nicht als zufällig betrachtet werden, da im folgenden Jahre das Verhältniß sich genau ebenso wiederholte.

Griffith (H. Assistant Surgeon Madras I.) äußert sich in folgender Weise: Die Gegenwart von Bäumen wirkt wohlthätig, und ich glaube, daß einige Baumarten vortheilhafter wirken als andere. Von einem Dorfe Namens Bhudrogaum in diesem Distrikte wird behauptet, daß es noch niemals von der Cholera heimgesucht worden sei. Es ist von Neembäumen umgeben. Vor einigen Monaten bat ich den Kapitän Doveton, welcher Forstmeister ist, um Auskunft über diesen Ort. In 1865, so sagte er, wo die Cholera im Hoshungabad-Distrikte wüthete, besuchte ich Bhudrogaum, wo ich zu meinem Erstaunen erfuhr, daß daselbst nicht ein einziger Cholerafall vorgekommen war, während in den umliegenden Dörfern die Menschen in großer Zahl starben. Dieses Dorf, welches nach allen Angaben niemals von der Cholera besucht worden ist, liegt auf einer hohen Uferstelle des Sungulflusses und ist im Osten und Westen von nordwärts und südwärts laufenden Waldstrichen eingeschlossen. Diese Jungleſtrecken liegen aber tiefer als das Dorf, und in dieser Beziehung sind alle benachbarten Dörfer ebenso günstig gelegen. Aber einen bemerkenswerthen Umstand hat der Ort für sich: er ist von einer außerordentlichen Zahl von Neembäumen umgeben; und auf diesen Umstand wurde meine Aufmerksamkeit gleich bei meiner Ankunft gelenkt. Nach den Beobachtungen, die ich in den vergangenen neun Jahren zu machen Gelegenheit gehabt, bin ich zu dem Schluß gekommen, daß ein von Wald umgebenes Dorf (a jungle village) der Gefahr der Cholera weniger ausgesetzt ist, als ein Dorf ohne Bäume in seiner Umgebung, daß aber, wenn in einem Walddorfe einmal die Krankheit ausbricht, die Wirkungen viel schlimmer sind, indem eine größere Verhältnißzahl der Bevölkerung von derselben befallen wird.

Ein anderer Beobachter, Guise (J. A. Deputy Inspr. Genl. Bengal I.) erklärt sich wie folgt: Dieses Jahr wurde wieder eine Abtheilung des 77. Regiments in ein Lager geschickt, weil sich am 17. September einige Fälle von Cholera gezeigt hatten. Die Regen hatten aufgehört. Lagergrund mit einem guten Wasserabfluß wurde in einem ausgedehnten Bestand von Mangobäumen gefunden. Die Leute waren den ganzen Tag in der freien Luft unter dem Schutze der Bäume und die Wirkung sowohl in der Beseitigung aller Cholerasymptome wie überhaupt in dem Gesundheitszustande und der Gemüthsstimmung der Mannschaft war höchst befriedigend.

Williams (W. Surgeon Major Madras I.) sagt: Ich kann aus eigener Erfahrung kein Beispiel anführen, daß Bäume der Verbreitung der Cholera Schranken gesetzt; Beispiele aber sind bekannt, daß nach dem Abschlagen von Bäumen die Cholera an Orten erschienen ist, die vorher davon frei gewesen waren.

So sehr ich an die Richtigkeit der angeführten Thatsachen glaube, so wenig kann ich die manchmal gegebenen Erklärungen annehmen. Die Einen meinen, das Wirksame sei der Schatten, den die Bäume dem Menschen gegen die Sonnenhitze gewähren; Andere meinen, es liege in der luftreinigenden Kraft der vegetirenden Blätter, und wieder Andere sind der Ansicht, daß die Bäume durch Abhaltung gewisser Luftströmungen wirken. Daß das alles nicht das Wesentliche sein kann, geht aus den Beobachtungen von Griffith und Doveton hervor, wonach Jungle-Orte zwar häufiger verschont bleiben als andere, aber viel schwerer leiden, wenn in ihnen die Krankheit doch einmal ausbricht. Interessant ist für mich, was Mac Leod (Surgeon Major, Madras I.) sagt: Da Fieber-Malaria fähig ist, vom Winde weiter getragen zu werden, so ist es ganz begreiflich, daß dieselbe von Bäumen aufgehalten werden kann, und es gibt Thatsachen, welche stark dafür sprechen. Von der Cholera aber glaube ich, daß sie tellurischer Entstehung ist, und daß die Erde selbst ein Hauptmedium für die Fortpflanzung dieser Krankheit bildet. Was immer aber diese Hypothese werth sein mag, — eins ist sicher, nämlich, daß das Cholera-Gift sich gegen den Wind verbreitet, dem schärfsten Passatwinde entgegen, und eine solche Fähigkeit scheint mir unvereinbar mit der Annahme, daß dieses Gift in seiner Fortbewegung von Bäumen aufgehalten werden könne. Daß jedoch Bäume wohlthätig wirken, indem sie die Luft reinigen, bin ich überzeugt, und deßhalb glaube ich in der That, daß ihre Anpflanzung und Erhaltung anzurathen ist.

Auch in Europa haben schon einige darauf aufmerksam gemacht, daß in einer sonst gleich beschaffenen Gegend hier und da große Wälder der Ausbreitung der Cholera Schranken setzten. Wilkens führte jüngst einige Beispiele aus Schlesien, aus der Umgegend von Breslau an, und erklärt den Einfluß der Wälder, übereinstimmend mit mir, unter Beziehung auf das Grundwasser.

Dieser Einfluß großer Baumpflanzungen und Wälder erinnert mich lebhaft an das Verhalten der Moore in Bayern während der Cholera-Epidemie des Jahres 1854, wo z. B. die zahlreichen und bevölkerten Ortschaften im Donaumoos, zwischen Pöttmös, Schrobenhausen, Ingolstadt und Neuburg, von einem Gürtel von Ortsepidemieen umgeben waren, ohne daß sich die Krankheit epidemisch ins Donaumoos hinein fortsetzte, trotz der individuell doch gewiß sehr disponirten armen Bevölkerung derselben. Der Boden des Donaumooses scheint damals noch zu feucht gewesen zu sein, als die Epidemie in der Nähe war und ihr Keim eingeschleppt werden konnte. Wenn die Mango- und Neem-Wälder in Indien unter gewissen Umständen eine Immunität gegen Cholera verleihen, so hat das unzweifelhaft keinen anderen Grund, als die Immunität der niederen Stadttheile von Lyon, welche durch den Einfluß der Rhone auf die örtlichen Grundwasserverhältnisse bedingt ist. An einem Orte könnte daher das Niederschlagen eines Wal-

des dieselben Folgen und aus den nämlichen Ursachen haben, wie anderswo das zeitweise Austrocknen eines Moores oder die zeitweise Ableitung eines Flusses.

Die Tochter des Müllers.

Dort d'runten im Grunde, an rauschendem Bach,
Da liegt eine freundliche Mühle,
Da stand als Soldat ich auf einsamer Wach'
Im Garten in schattender Kühle.

Die Tochter des Müllers, ein schüchternes Kind,
In frischem, gar lieblichen Prangen,
Die brachte mir Trank und auch Speise geschwind,
Ich mochte was immer verlangen.

Ich sprach ihr von Krieg und von Tod und von Brand,
Kanonen und Schwert und Gewehren,
Da strich sie mit weicher und zärtlicher Hand
Vom Auge sich schmerzliche Zähren.

Es griffen mir tief in das Herze hinein
Die schluchzend vergossenen Thränen.
Ich wagte es gleich, um das Mädchen zu frei'n,
Beim Müller, dem Vater der Schönen.

Der sprach: „Kommst auf's Jahr du zur nämlichen Stund',
Wenn sicherer Friede im Lande,
Dann geb' ich den Segen zum eh'lichen Bund,
Doch jetzt nicht bei lohendem Brande."

Mich führte der heillos verheerende Krieg
In feindliche Lande hinüber,
Erklimmte mir Orden, erfocht mit den Sieg —
Drei Jahre doch zogen vorüber.

Durch Narben entstellt und verwilderten Bart
Unkenntlich nun kehrt' ich zurücke;
Ich träumte von Liebe in seligster Art,
Nach Kriegen: vom friedlichsten Glücke.

Und kam an die Mühle, da ruhte das Rad —
Die Liebste war heute gestorben!
Zum ersten Mal weinte ich harter Soldat —
Um's Mädchen, um das ich geworben.

Alois Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

Berliner Blätter berichteten vor Kurzem über das räthselhafte Verschwinden eines hiesigen Malers und Photographie-Retoucheurs. Die Gewohnheit desselben, an den Nachmittagen oft meilenweite Spaziergänge in den Umgebungen Berlins zu machen, hat seine Familie schon oft in Sorgen gesetzt, diesmal leider mit Recht. Erst mehrere Tage nach dem Verschwinden gelang es den besorgten Seinigen, die den Telegraphendraht inzwischen nach allen Richtungen hin in Anspruch genommen hatten, zu ermitteln, daß der Vermißte schwerkrank im Krankenhause zu Charlottenburg darniederliege, wohin er von mehreren Soldaten transportirt worden ist. Dieselben hatten im Grunewald manövrirt und hierbei den Maler, besinnungslos und in einem entsetzlichen Zustande, an der Erde liegend aufgefunden. Nachdem ihm das Bewußtsein zurückgekehrt, hat er bekundet, daß er in der Haide hinter Charlottenburg von drei Strolchen überfallen und, da er sich zur Wehre gesetzt, mit Stöcken und Messern derart mißhandelt worden sei, daß ihm schließlich das Bewußtsein geschwunden. Er ist vollständig ausgeplündert; es fehlen Uhr, Kette, Ringe, Geld- und Brieftasche. Noch befindet sich der Bedauernswerthe in jämmerlichem Zustande. Von den ruchlosen Thätern ist bis jetzt noch keine Spur gefunden.

Ueber das Projekt des Herrn v. Lesseps, Wasser aus dem rothen Meere in die Sahara zu leiten, und so im Binnen-Afrika ein zweites Mittelmeer zu schaffen, spricht sich der bekannte Afrika-Reisende Charles Beke im Athenäum aus. Er bemerkt: Dazu würde ein Tunnelkanal unter dem Nil nöthig sein. Einen solchen zu bauen, hält er nicht für unmöglich, aber die Kanalführung durch die das Nilthal vom rothen Meer trennenden Berge wäre ein so kolossales Unternehmen, daß ihm der ganze Plan als chimärisch erscheint. Leichter wäre es, einen Kanal in die Sahara vom Mittelmeer auszuführen, und zwar von der ersten Syrte her in westlicher Richtung auf Bengasi. Beke entwickelt dann seinerseits einen Plan, die Sahara vom obern Nil aus zu bewässern.

Auflösung des Rebus in Nr. 188:

Nachtkappe.

Richtig gelöst von M. M. und Em. Sundheimer in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

28. Aug.	1749.	Geburtstag von Göthe (Frankfurt a. M.)
„	1867.	800jähriges Jubiläum der Wartburg.
29. Aug.	1497.	Gustav Weiß aus Nürnberg erfindet das erste Flintenschloß.
„	1813.	Schlacht bei Culm.
„	1862.	Garibaldi wird bei Aspromonte verwundet.
„	1867.	Todestag des Rechtsgelehrten Karl Jos. Ant. Mittermaier in Heidelberg.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers K. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 200 Montag, 30. August 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Du willst mich tödten?“ fragte der Hauptmann erbleichend.

„Nein, beim Himmel! außer Du zwingst mich dazu.“

„Was willst Du also von mir?“

„Mich verabschieden.“

„Nein, Du darfst nicht fort; Du kennst alle unsere Schlupfwinkel; Du könntest uns verrathen.“

„Ich werde es nicht thun; ich gebe Dir mein Wort; ich habe es nie gebrochen.“

„Nun denn, so geh.“

„Halt, noch einen Augenblick,“ sagte Marcof.

„Was verlangst Du noch?“

„Einen Geleitschein, der mir bei Deinen Freunden freie Passage gewährt.“

„Aber . . .“

„Kein Aber . . . schreibe!“

Cavocioli mußte gehorchen. „Hier hast Du den Geleitschein,“ sagte er, Marcof ein Papier reichend; „eine Tagereise von hier wirst Du die Bande Diego's finden; auf meine Empfehlung wird er Dir die Mittel verschaffen, weiter zu gehen, wohin Du willst.“

„Gut,“ sagte Marcof, „und jetzt befiehl Deinen Leuten, hier zu bleiben, leg' Deine Waffen ab und begleite mich bis auf die Straße. Vergiß nicht, daß, wenn ich auch eine Kugel in den Rücken bekäme, ich immer noch so viel Kraft behalten würde, vor meinem Tode Dir den Dolch in die Brust zu stoßen.“

Cavocioli fühlte sich in der Gewalt einer eisernen Faust und gehorchte Punkt für Punkt Marcof's Befehlen.

An der Straße angelangt, entließ Marcof den Räuberhäuptling, und setzte allein und unbehelligt seinen Weg fort. So wanderte er zwei Tage fort, bis er am Ende des dritten in einem kleinen Gehölz Halt machte, um sich zu erquicken, und von dem Mundvorrath, den er bei sich führte, einen Theil zu verzehren.

Schon längere Zeit hatte er hinter sich Peitschenhiebe und Pferdegetrappel vernommen, als er, aufblickend, eine mit vier Pferden bespannte Postchaise erblickte, in welcher er zwei junge Herren und eine hübsche Dame gewahrte. Er wunderte sich, wie ein Wagen sich in diese verrufene Gegend verirren konnte, kümmerte sich nicht weiter darum, und streckte sich behaglich in dem weichen Rasen nieder. Es mochte keine Viertelstunde vergangen sein, als er in der Ferne ein lebhaftes Flintenfeuer vernahm.

Wie von einer Feder geschnellt, sprang er auf und horchte. Das Schießen dauerte fort. Marcof vergaß sein Mahl, seine Müdigkeit, prüfte die Pfanne an seinen Pistolen, hing sein Enterbeil mittels Stahlkette an seine Faust, und eilte rasch wie der Blitz der Gegend zu, woher der Lärm kam. Die Nacht war hereingebrochen; Marcof drang auf's Gerathewohl vorwärts. Zweimal mußte er vor tiefen Schluchten Halt machen und umkehren. Das Schießen hatte aufgehört; aber je weiter er vordrang, desto deutlicher vernahm er Angst- und Hülferufe. Zwischen denselben drangen Töne ganz verschiedener Art, Gesang und Lachen an Marcof's Ohren. Er beflügelte seinen Lauf. Bald erblickte er den Schein von Kienfackeln, welche einen freien Platz im Walde erleuchteten. Er schritt behutsam vorwärts. Endlich langte er an der Stelle an, ohne daß ihn die Leute, die er überraschen wollte, bemerkt hatten. Er bog die Zweige eines dichten Gebüsches, das ihn verbarg, auseinander, und vermochte jetzt den ganzen Ort zu überblicken. Es war ein fürchterliches Schauspiel, das sich ihm hier bot. Fünfzehn bis zwanzig Männer, in denen er auf den ersten Blick elende Banditen erkannte, saßen, lagen oder standen umher. Die auf der Erde saßen, spielten mit Würfeln und reichten einander der Reihe nach den Becher. Die, welche umher standen, warteten wahrscheinlich, bis die Reihe an sie kam, und schauten dem Spiele zu. Fast Alle tranken aus ungeheuren Weinschleuchen, die von Hand zu Hand gingen. Die Hälfte der Bande lag bereits in tiefem Rausche.

Einige Schritte davon lagen zwei Leichname in ihrem Blute und von Dolchen durchstochen. Es waren die beiden jungen, reichgekleideten Männer, welche Marcof in der Postchaise erblickt hatte. Der Eine hielt noch ein abgebrochenes Stück seines Degens krampfhaft in der Hand. Etwas weiter davon, halb entkleidet, stand eine junge, schöne Frau an einen Baumstamm gebunden. Im Hintergrunde der Lichtung erblickte man

Digitized by Google

den noch angespannten Wagen. Die Postillone lachten und spielten mit den Banditen. Wie die meisten kalabresischen Postillone und Gastwirthe waren sie Mitglieder der Diebsbande. Marcof kannte die Gewohnheiten zu genau, um nicht augenblicklich zu wissen, was hier vorging. Die Banditen hatten die junge Frau sehr schön gefunden und spielten um sie. Bei Tagesanbruch sollte sie dann getödtet werden.

Marcof bog die Zweige des Gebüsches auseinander, und trat keck in die Lichtung. Er machte keine drei Schritte, als einer der Banditen, der ihn erblickte, laut aufschrie, und sofort fünf bis sechs Flintenläufe sich gegen seine Brust kehrten.

„Hollah!“ rief dieser, die Flintenläufe mit dem Stiel seines Beiles in die Höhe schlagend, „Ihr habt eine sonderbare Art, Leute, die an Euch empfohlen sind, zu empfangen!“

„Wer bist Du?“ fragte einer der Männer barsch.

„Das sollst Du gleich erfahren.“

„Was willst Du? . . . sprich!“

„Oho, Du bist sehr eilig.“

„Corpo di Bacco!“ rief der Bandit. „soll ich Dir eine Kugel in den Schädel jagen, um Deine Zunge zu lösen?“

„Das Mittel wäre weder neu noch geistreich,“ erwiderte Marcof ruhig. „Freundchen, wozu der Zorn? Du bist sehr häßlich, wenn Du ein so grimmiges Gesicht schneidest. Da, nimm das Papier und lies, wenn Du lesen kannst.“

Der Bandit, von solcher Verwegenheit auf das Höchste überrascht, streckte die Hand nach dem Papiere aus.

„Halt, einen Augenblick!“ rief Marcof.

„Noch!“ schrie der Bandit außer sich vor Wuth.

„Vor Allem müssen wir uns wohl verständigen,“ sagte Marcof ruhig; „kennst Du einen gewissen Diego?“

„Der bin ich selbst.“

„Ah, Du bist's?“

„In Person.“

„Dann kannst Du das Papier nehmen.“

Der Bandit entfaltete das Geleitschreiben, während seine Genossen halb neugierig, halb drohend Marcof umringten. Kaum hatte Diego die Schrift durchflogen, als er sich zu dem Matrosen wandte:

„Du heißest Marcof?“

„So wie Du Diego.“

„Corpo di Bacco! jetzt wundere ich mich nicht mehr über Deine Verwegenheit.“

„Du weißt jetzt, wie ich heiße,“ entgegnete Marcof, wirst Du thun, warum Dich Cavaccioli bittet?“

„Er empfiehlt Dich mir,“ sagte Diego, „ohne Zweifel willst Du Dich zu meiner Bande anwerben lassen. Da Deine Tapferkeit allgemein bekannt ist, nehme ich Dich mit Freuden auf.“

Marcof schüttelte den Kopf. „Das ist's nicht, was ich will.“

„Was denn?“

„Einen Führer will ich, der mich nach Reggio geleitet.“

„Wie? Du verlässest Calabrien?“

„Ja.“

„Warum?“

„Das geht Dich nichts an.“

„Höre, Du bist sehr keck, daß Du mit mir so zu reden wagst,“ rief Diego.

„Ich rede, wie es mir gefällt,“ erwiderte Marcof.

„Ich werde Dich für Deine Unverschämtheit züchtigen.“

„Versuch's.“

„Du vergißt, daß Du Dich in meinen Händen befindest.“

„Und Du vergißt, daß Dein Leben in den meinen ist,“ rief Marcof mit einem drohenden Blick auf sein Enterbeil.

Die beiden Männer sahen einander fest an, während die Banditen, welche diese ganze Scene nicht zu begreifen schienen, erstaunt dastanden.

(Fortsetzung folgt.)

Eine aussterbende Race.

Der Aufenthalt des Kapitäns C. F. Hall in den arktischen Regionen und seine Entdeckungen in jenen Schrecken und Ehrfurcht gebietenden Einöden haben auch das Interesse für die Eskimos und ihre Zustände in erhöhtem Maße wieder wach gerufen. Die wilden Eingebornen der schöneren und fruchtbareren Gegenden der Erde sind schon längst mit großer Aufmerksamkeit und Sorgfalt von den verschiedenen Reisenden beobachtet und ihr Charakter und ihre Anlagen studirt worden, und die Ergebnisse dieser Forschungen haben zu hoffnungsreichen Versuchen zu ihrer Zivilisirung geführt. In demselben Maße, wie sich die Karte der Welt unserer Kenntniß eröffnet hat, haben sich uns auch neue Pläne und Aussichten für den Fortschritt des Menschengeschlechtes erschlossen; Gelehrte, Künstler, Missionäre, Kaufleute haben sich zu dem Kampf mit den materiellen und moralischen Bedingungen der Völker gerüstet, welche sich noch, trotzdem so manche Jahrtausende seit dem Entstehen der Welt hingegangen sind, in ihrer Kindheit befinden, deren unbekannte Zukunft aber möglicher Weise eine eben so glänzende Geschichte aufweisen mag, wie diejenige der Zivilisation der antiken und modernen Welt. Aber die Race der Eskimos in den Eisregionen des Nordens hat solche Hoffnungen nicht zu erregen, solche Bestrebungen nicht aufkommen zu lassen vermocht, — es ist ein Volk, dessen Leben, eine ununterbrochene Kette

von unerträglich scheinenden Mühsalen und Beschwerden, uns an die Qualen der Phantome der Mythologie erinnert, und welches durch seine physischen Lebensbedingungen, deren Verbesserung eine Unmöglichkeit ist, außerhalb des Bereichs unserer Sympathien gestellt wird. Hinter der starren Gränzlinie, welche die Natur in dem nördlichsten Theil ihres gewaltigen Reiches hingestellt hat, hinter dem furchtbaren Wall von Schnee und Eis, von Sturm und Finsterniß, wohnen Jene. Wer in ihre Heimath vordringen will, muß jeden vertrauten Gegenstand hinter sich lassen, und auf jede Bequemlichkeit, jedes gewohnte Bedürfniß des täglichen Lebens verzichten. Er muß den grünen Bäumen, dem lachenden Gefilden, den fruchttragenden Aeckern Lebewohl sagen; er muß die Hausthiere mit ihren mannigfachsten Diensten, er muß die einfachsten Werkzeuge und Geräthe entbehren lernen; er muß sich an eine Kleidung und Nahrung gewöhnen, wie sie selbst die ärmsten und rauhesten Söhne eines weniger schrecklichen Klimas zurückwerfen würden; er muß darauf verzichten, die tausend Stimmen der Natur zu hören, die sonst überall, selbst in ihren abgeschlossensten Winkeln ertönen.

Es klingt fast wie ein Hohn, wenn man von den arktischen Regionen als von dem Gebiete der Eskimos spricht; denn nirgends auf der Erde ist der Mensch so wenig Gebieter, wie hier. Die Natur entfaltet sich in diesen Gegenden in einer unendlichen Großartigkeit; aber diese Großartigkeit hat etwas Furchtbares. Marmorkaltes, Unnahbares. Auf den Menschen blickt sie mit kalter Verachtung herab; er ist ihr ein Gegenstand ohne alle Bedeutung, eine unnütze Last für die Eisfelder, auf denen er den wilden Thieren, die, mehr Herren als er selbst, in dem Eise keine Schranke, keine Sklavenkette sehen, die Mittel ablernt, sein trauriges Leben zu fristen, und unbekümmert um ihn, um seinen Hunger und sein Elend, um seine hoffnungslose Einsamkeit, baut sie ihre Eispaläste in den Meeren auf und schließt das Land in ihren glitzernden Eisgürtel ein; weit hinauf am nördlichen Himmel entfaltet sie, wie ein Siegeszeichen, ihr schrecklich schönes Flammenbanner, und kalt, rauh und mitleidlos brüllt ihre Stimme durch die aufgeregten Tiefen des Wassers und die zerrissenen Massen der in tausend Farben spielenden Eisberge. Die Natur ist in der That schön an ihren nördlichen Festen; aber ihre Schönheit zeigt sich nur im Furchtbaren, ihre Großartigkeit nur im Entsetzlichen. Das Antlitz alma mater hat kein mildes Lächeln für ihren Jüngstgebornen; es blickt streng und starr in seiner schreckenerregenden Erhabenheit auf ihn herab.

Zwischen diesem Eisreiche und der europäischen Kultur existirt auch nicht der geringste Berührungspunkt; wir wenden uns verhüllten Gesichts, von seinem geheimnißvollen Gebiete ab, es ist nicht das Grab so mancher von den unerschrockensten und geehrtesten Entdeckern Europa's? Vor drei Jahrhunderten bekam es zuerst diesen üblen Ruf, welcher bei dem damaligen elementaren Zustand der geographischen Kenntnisse und bei der allgemeinen Verbreitung des Aberglaubens einen so mystischen und verderblichen Charakter annahm. In unseren Tagen ist derselbe in der Intensität nur stärker geworden, wenn er auch seine Natur geändert hat; wir denken an die arktischen Regionen als an das Land, wo jene großen Männer ihr Grab gefunden haben, über deren Geschick während langer Jahre nie ganz ersterbender Hoffnung ein mitleidsloses Stillschweigen beobachtet wurde.

Für seine Bevölkerung haben wir keinen Gedanken übrig; wir sind zufrieden, eine vage Vorstellung von ihrer Existenz überhaupt zu haben, und uns, bei Betrachtung der vielen Wunder, die jenes gewaltige Problem — die Vertheilung des Menschengeschlechts auf der Erde — uns bietet, darüber zu wundern, wie jemals menschliche Wesen ihren Weg in jene furchtbaren Einöden gefunden haben, die dem Menschen grausamere Mühen und Entbehrungen auferlegen, als selbst die Wüste und der Urwald. Diese Gleichgiltigkeit macht jedoch einem unendlichen Mitleide Platz, wenn wir erfahren, was für ein Dasein jene Menschen führen, die wir nach dem Indianischen Eskimos, d. i. Fresser rohen Fleisches nennen, die sich selbst aber in einem uns allerdings ein Lächeln entlockenden Selbstgefühl schlechthin als die „Innuit", d. i. „die Männer oder menschlichen Wesen" bezeichnen, dem gegenüber die Europäer Kablunäs, dem βαρβαροι der Hellenen entsprechend, genannt werden. Ihren Ursprung erklären sie durch eine Mythe, der gleichfalls ein lebhaftes Zeugniß davon ablegt, wie jedes Volk, mag es noch so unvollkommen sein, sich für das auserwählte Volk der Schöpfung hält. Sie sagen, daß der Schöpfer die weißen Menschen zuerst machte, aber mit ihnen unzufrieden und sie als werthlose, unvollkommene Kreaturen betrachtend, in einem zweiten Versuch das Innuit-Volk erschuf, welches sich als vollkommen zu seiner Zufriedenheit erwies.

Kapitän Hall lebte zwei und ein halbes Jahr bei dieser merkwürdigen Menschenrace, um Nachrichten und Ueberreste von der Expedition Frobisher aufzufinden, und er war in seinen Bemühungen ebenso erfolgreich, wie er unternehmend und energisch war. Seine Entdeckungen waren in jeder Beziehung merkwürdig, und in manchen geradezu von umwälzendem Charakter, und wir sind diesem heiteren, muthigen und einfachen amerikanischen Gentleman, welcher uns die Eskimos ebenso enthüllt hat, wie Dr. Barth die afrikanischen Stämme, und die Orient-Reisenden die Bewohner der Wüsten, in vieler Hinsicht zu Dank verpflichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Am Abend der Schlacht.

Vorbei die Schlacht. Der Mond am Himmel blinkt,
Der Thau der Nacht herab zur Erde sinkt,
Und Leich' an Leiche, Feind beim Feinde ruht,
In Blut gekühlt des Hasses wilde Gluth.

Und Labung spendend schweifen durch' Gefild
Wohl Mann und Weib, des Trankes Frische kühlt
Vor'm nahen Tode noch des Durstes Brand,
Manch' Wunde stillt des Mitleids weiche Hand.

Fernab da ruht ein Jüngling unterm Baum;
Kaum sprosset um das Kinn der erste Flaum;
Der Brust, zerrissen von dem scharfen Blei,
Entströmt das Blut, das Pfand der Kriegertreu'.

Ein Mägdlein ihn vom Schlachtfeld aus erblickt,
Vielleicht daß ihre Hand den Sterbenden erquickt,
Eilt sie herbei, schnell, aber doch zu spät,
Den letzten Hauch hat schon der Wind verweht.

Nicht hat der Tod die Züge ihm entstellt,
Krampfhaft noch seine Hand die Waffe hält —
Sie beugt hinab sich und das Blut sie stillt
Mit weicher Hand, dem Aug' die Thrän' entquillt.

Rührt sie die Jugendfrische, kaum erblüht,
Schnell in des Sturmes rauhem Hauch verglüht?
Kämpft auch ein Bruder, von der Heimath fern,
Für's Vaterland, für seines Glückes Stern?

„Kein Auge weint in deiner Sterbestund',
Nicht Lieb' entküßt die Seele deinem Mund,
Verlassen starbst du, trostlos und allein,
Dein Grab bezeichnet nicht ein Leichenstein.

Wohl weint die Mutter einst im Heimathland,
Doch lang liegst du dann schon im kühlen Sand;
Jetzt ruh'st du unbeweinet und allein
Auf blut'ger Erd' im blassen Mondenschein.

Für deine Mutter küss' ich deinen Mund,
Daß friedlich schläfst du in dem kalten Grund;
Nimm von der Mutter denn den letzten Gruß,
Ihr Lebewohl und ihren letzten Kuß!"

Und ihre Lippen auf den Mund sie drückt,
Die Händ' gefaltet, sie empor dann blickt,
Der Nachtwind leise durch die Bäume weht,
Zum nächt'gen Himmel steigt ihr still Gebet.

Carl Haberland.

Mannigfaltigkeiten.

Die „Augsb. Abendztg." schreibt: „Die Schwimmapparate der Rheinnixen in Wagner's „Rheingold" entbehren nicht der Originalität. Dieselben bestehen in Rollwagen mit dichtumwundenen Rädern, die jedoch ganz von den Gewändern der Rheintöchter bedeckt sind. In einem solchen Wagen, wie auf den Wellen schwimmend, liegen die Nixen, und stürzen sich von der Höhe in die Tiefe, schaukeln in den Wogen, tauchen unter und wieder empor. Durch angelegte Federn werden die Nixen von dem einen Wagen auf einen zur weiteren Wasserfahrt bereit stehenden Wagen förmlich geschupft, und das Alles ist so täuschend, daß man darauf schwören möchte, daß die Nixen schwimmen."

Auf einer Auktion bei Puttick und Simpson in London kam ein Exemplar der 1623 gedruckten ersten Ausgabe von Shakespeare unter den Hammer. Obwohl zwei Blätter fehlten, erzielte der sonst wenig beschädigte Band die enorme Summe von 338 L.

Räthsel.

Die Erste dient dem Thiere zum Futter,
Verschafft uns Milch und gute Butter;
Die Zweite dient die eig'ne Speise
Zu würzen nach gewohnter Weise;
Das Ganze dient, daß man entferne,
Was man nicht sieht geschrieben gerne.

Auflösung der Homonyme in Nro. 189:

Die „Pritsche" muß so mancher tragen,
Dem's an Moralität gebricht;
Doch wie dieselbe sollte schlagen —
Dieß wenigstens, begreif' ich nicht!
Es sei denn: was das Wort bedeutet —
Vom Schicksalschlage abgeleitet.

M. M.

Geschichtskalender.

30. Aug. 1423. Wurde in Nürnburg der erste Holzschnitt gefertigt.
„ 1526. Sultan Soliman II. schlägt die Ungarn bei Mohacs.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 201 Dienstag, 31. August 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Ich habe Cavacholi verlassen," sprach Marcof, „da ich weder feig noch schlecht genug bin, um ein so erbärmliches Gewerbe zu ergreifen. Er hat mich morden lassen wollen; ich aber habe die fünf gegen mich ausgeschickten Schufte aufgehenkt. Darauf hin hat er mir diesen Geleitsschein gegeben. Entschließe Dich nun, ob Du diesen respektiren willst — wenn nicht, so möge die Schuld über alles Blut, welches vergossen werden wird, auf Dich fallen."

„In der That," lächelte Diego, „Du straft Deinen Ruf nicht Lügen; Du bist über alle Maßen keck und verwegen."

„Also wirst Du mir den Führer mitgeben?"

„Bah, davon wollen wir morgen reden. Du bist ein tapferer Bursche; Deine Kühnheit gefällt mir. Bleib' bei uns! Sieh', wir haben heute Abend einen reichen Fang gemacht; ich kann Dir nicht mehr einen Theil der Beute anbieten, weil Du erst nach dem Kampfe kamst, aber wenn Dir die Frau dort gefällt, so erlaube ich Dir, um sie mit uns zu würfeln."

„Und wenn ich sie gewinne, kann ich sie mit mir fortführen?" fragte Marcof.

„Nein; bei Tagesanbruch wird sie erdolcht; sie könnte uns verrathen."

„Alsdann würfle ich nicht mit."

„Und Du thust recht daran," rief ein Bandit, „denn ich habe die Schöne gewonnen, und bin keineswegs gesonnen, sie Jemandem abzutreten."

Bei diesen Worten wankte der betrunke Schuft auf sein Opfer zu. Er legte seine noch blutige Hand auf die nackte Schulter der jungen Frau. Bei dieser Berührung schauerte die Arme zusammen; sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und rief in französischer Sprache: „Zu Hülfe! zu Hülfe!"

„Eine Französin!" schrie Marcof, und schleuderte rasch wie der Blitz den Banditen zur Seite, daß derselbe mehrere Schritte zurücktaumelte. „Wage es Keiner, Hand an diese Frau zu legen!"

„Worein mischst Du Dich?" rief Diego barsch.

„Worein es mir gefällt," erwiderte Marcof, und stellte sich drohend zwischen die junge Frau und die Banditen, die ihn lärmend umringten.

„Packe Dich! das Weib gehört nicht Dir!"

„Nun denn, so komme, wer Lust hat und hole sich die Frau!"

„Nieder mit ihm! nieder mit ihm!" brüllte es von allen Seiten.

„Hört mich!" schrie Marcof, und seine Stimme, die gewohnt war, das Brausen des Sturmes zu beherrschen, übertönte laut und mächtig den Tumult, „hört mich Alle! Diese Frau ist schwach und ohne Schutz! Sie morden, wäre die äußerste Feigheit, ihr Gewalt anthun, die elendeste Gemeinheit. Sie ist eine Landsmännin von mir; ich nehme sie in Schutz. Wehe dem, der ihr nahe kommt!"

Die Banditen wichen zurück und überlegten. Eine nicht geringe Zahl von ihnen lag im Rausche am Boden, und begriff nicht das Geringste von dem, was vorging. Bloß zehn oder elf waren bei hinlänglicher Vernunft, um dem Seemann einen ernsten Widerstand zu leisten. In Marcof's Auge blitzte so viel Entschlossenheit und Kraft, daß die Räuber nicht vorzudringen wagten; sie fühlten, daß Derjenige, welcher den ersten Schritt that, dem Tode geweiht war.

Diego war bei Seite getreten und hatte seinen Karabiner in Stand gesetzt.

„Raphael!" sagte er leise.

„Was willst Du?" fragte ein neben ihm stehender Bandit.

„Nimm die Papiere, welche in dem auf der Poststaise gefundenen Koffer versteckt waren und bringe sie Hermosa. Es ist nöthig, daß sie in Sicherheit sind, denn Du kennst die Wichtigkeit, welche sie für uns künftig haben können. Sie möchten sonst in dem Kampf, der uns mit dem verfluchten Franzosen bevorsteht, verloren gehen."

Marcof hatten indessen einen raschen Blick um sich geworfen. Er hatte all' den Vortheil erkannt, den ein schneller Angriff von seiner Seite für ihn haben könnte, und beschloß, ihn zu benutzen, und sprang mit einem Satze mitten unter die Elenden. Mit seinen beiden Pistolen streckte er zwei Banditen nieder. Die übrigen wichen zurück und schlugen ihre Flinten gegen ihn an. Aber unter dem Einfluß des Weines hatten die Räuber in der Eile vergessen, ihre Gewehre, von denen sie

Digitized by Google

im Kampfe gegen die beiden Edelleute Gebrauch gemacht hatten, wieder zu laden. Die Hähne schnappten nieder, aber bloß zwei Schüsse knallten durch den Wald; Marcof hatte sich geschickt zur Erde geworfen, und die Kugeln flogen über ihn hinweg. Eine, die etwas tiefer gegangen war, hatte ihm jedoch leicht die Schulter gestreift. Mit einem wilden Schrei stürzte er auf die Banditen, und sein Enterbeil flog mit fürchterlicher Gewalt auf und nieder, nach links und rechts, und ehe noch die Räuber zur Besinnung kamen, hatte er einen Kreis von Todten und Verwundeten um sich.

Auf den Gesichtern der vier oder fünf Uebrigen malte sich Schrecken und Entsetzen. Diego und Raphael hatten Reißaus genommen. Die übriggebliebenen Räuber sahen in Marcof einen unverwundbaren Dämon, und ergriffen ebenfalls die Flucht.

Marcof, mit Blut und Staub bedeckt, eilte zu der jungen Frau, löste ihre Bande, faßte sie in seine Arme und lief mit ihr in den Wald. Er zweifelte keinen Augenblick, daß die Räuber nicht säumen würden, mit Verstärkung zurückzukommen.

Er hoffte, nicht weit vom Meere entfernt zu sein, und richtete seine Schritte nach dem Stand der Sterne. Er eilte die ganze Nacht ohne Rast und Aufenthalt weiter. Bei den ersten Strahlen der Morgensonne erreichte er den Gipfel eines kleinen Hügels. Mit einem raschen Blick überschaute er den Horizont. Vor ihm lag das Meer. Er stieß einen Freudenschrei aus.

Bei diesem Schrei schlug die junge Frau in seinen Armen die Augen auf. Er legte sie auf das Gras nieder, und betrachtete sie einige Augenblicke. Es war eine schöne, reizende Person von kaum mehr als achtzehn Jahren. Ihre herrlichen schwarzen Haare flossen aufgelöst um ihre entblößten Schultern, und ließen die Weiße ihrer Haut noch blendender hervortreten. Sie fuhr mit den beiden Händen über die Stirn, und warf das reiche Haar zurück. Dann ließ sie ihre Blicke erstaunt umherschweifen. Marcof richtete einige Fragen an sie. Die junge Dame antwortete nicht. Marcof wiederholte seine Fragen. Endlich blickte sie ihn an, ihre Lippen öffneten sich und stießen ein fürchterliches Lachen aus. Die Unglückliche hatte den Verstand verloren.

Marcof hüllte sie in seinen Mantel, nahm sie wieder in seine Arme, und schritt auf das Meeresufer zu. Sie ließ Alles mit sich geschehen. Am Ufer fand er einen Fischer, der eben seine Barke segelfertig machte. „Wohin fährst Du?“ fragte ihn Marcof.

„Nach der Meerenge von Messina.“

„Wo gedenkst Du anzulegen?“

„In Catania.“

„Willst Du mich und diese junge Dame an Bord nehmen?“

„Warum nicht? wenn Ihr gut bezahlt.“

„Ich habe drei Zechinen in der Tasche, davon gebe ich Dir zwei für die Ueberfahrt.

„Gut, steigt ein.“

In Catania führte Marcof seine Gefährtin zu einem Arzte. Dieser erklärte, die arme Frau sei irrsinnig, und brauche eine längere, regelrechte Behandlung. Und selbst bei dieser bürge er für keine Heilung. Marcof besaß nur noch eine Zechine und schilderte dem Arzte seine Lage; doch dieser beruhigte ihn, und gab ihm ein Empfehlungsschreiben an einen ihm bekannten Arzt in Messina, der die dortige Irrenanstalt leitete. Mit diesem Schreiben begab sich Marcof nach der genannten Stadt, und die arme Frau wurde wirklich in die Irrenanstalt aufgenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine aussterbende Race.

(Fortsetzung.)

Es liegt eine gewisse poetische Harmonie in den harten Bedingungen des Lebens bei den Innuits; überall macht sich in gleicher Weise der Druck der Unfruchtbarkeit geltend, überall derselbe schwermüthige Ernst. Die Zeit selbst verändert ihre Bedeutung in einem Lande, wo die Sonne die eine Hälfte des Jahres in röthlichem Schimmer leuchtet, während in der anderen Hälfte ein düsteres Winterzwielicht herrscht. Der Weg des Reisenden muß auf der Karte, welche bis jetzt auf reinen Vermuthungen beruht, von der westlichen Seite der Davis-Straße aus verzeichnet werden; und erst von Holstenborg fort, nimmt die Reise sofort die ganze Wildheit ihres Charakters an. In dem Kielwasser des Schiffes erheben sich drohend die verderbenbringenden Massen der Eisberge; die Sonne ergießt ihre Strahlen über dieselben und badet sie in goldenem Licht; sie erscheinen in phantastischen Gestalten von gothischen Domen, von zinnenumkränzten Burgen, von kahlen Kirchthürmen, von stark umfriedigten Städten, von Demantfelsen und sich weit hinziehenden Krystallbergen; und so tauchen, wenn der Reisende Kunst und Zivilisation weit hinter sich gelassen hat, ihre erhabensten Formen in Wundergebilden der ungesessellten Natur vor seinen staunenden Augen auf und versetzen ihn durch den grellen Kontrast der Erinnerungen, die sie wachrufen, mit der umgebenden Wirklichkeit, in einem Zustand des Träumens und Zurücksehens nach den heimischen Stätten, dem er sich nur durch Zusammenraffen seiner ganzen Energie entreißen kann.

Ein furchtbares und großartiges Gewirr herrscht rings umher; der Reisende schrickt zurück vor der überwältigenden Scene, wo Bergketten, Inseln, Felsen, Burgen und gewaltige formlose Massen in der prächtigsten prismatischen Beleuchtung jenen verschwindend kleinen Punkt auf der geheimnißvollen See umgeben, von dem

er selbst wiederum ein so unbedeutendes Atom ist; und ein eigenthümliches Gefühl, halb Ehrfurcht, halb Schrecken, überkommt ihn, wenn er denkt, daß nichts von diesen erhabenen Erscheinungen am Horizont wirklich ist. Während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes in den arktischen Regionen ist er von Widersprüchen umgeben; wenn ihm auf der einen Seite die erhabensten Offenbarungen der Natur, die wunderbar schönen und majestätischen optischen Täuschungen entgegentreten, so starrt ihn auf der anderen Seite der Mensch in seiner niedrigsten Gestaltung an, durch Elend und Mangel verkümmert, und in der Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse fast unter dem Thiere stehend. Er muß die unerbittliche physische Noth der Innuits in ihrer ganzen Ausdehnung theilen; er lebt in engster Berührung mit ihnen; und doch wird ihn das Gefühl der Verlassenheit in seiner ganzen Stärke niederdrücken: seine Absichten bleiben seinen Genossen unverständlich und er selbst ist kaum im Stande, einen dunkeln und verschwommenen Begriff aus den abgebrochenen Worten ihrer elementaren Sprache zu entziffern. Und Alles dies, ohne irgend eine der Erleichterungen eines Lebens unter den Wilden in südlichen Ländern — ohne die Wärme, welche, wenn sie auch zuweilen drückend ist, doch im Allgemeinen etwas Angenehmes, etwas Belebendes hat — ohne die reichen Schönheiten der erzeugenden Natur — ohne die Reize und Hilfsmittel, welche die Jagd bietet — ohne die natürlichen Früchte des Feldes — ohne sich dem geistigen Genuß hingeben zu können, über die Entwickelung der Eingebornen zu sinnen und zu träumen, ihre Anlagen und Fähigkeiten zu ermitteln, oder die Quellen künftigen Reichthums aufzuspüren. Der civilisirte Mensch, der in den arktischen Regionen lebt, hat nichts von alledem. Er schaut in stummer Bewunderung auf die unnahbare Würde und die starre, erbarmungslose Ruhe der Natur; und ein feierliches Gefühl überkommt ihn; aber sein Herz bleibt kalt. Er träumt nicht von Schätzen, die er den Tiefen des Eiskerkers abringen will; er sucht nach den Todten — den Todten, die vor Jahrhunderten, den Todten, die erst vor Jahrzehnten hier ihr Grab gefunden haben — die er vielleicht unversehrt und mit ihrer kalten Ruhestätte zu einem einzigen starren Eisklumpen vereinigt wieder findet; denn der Gewaltspruch der Natur bannt in diesen furchtbaren Regionen, wo Leben und Tod sich stets in feindlicher Umarmung umklammert hatten, den Gang der Verwesung. Ueberall macht der Körper seinen Vorrang vor dem Geiste geltend, und der letztere kann sich vor dem auf ihm lastenden Drucke der finsteren, ihm Alles versagenden Natur nicht zu höherer Entfaltung emporschwingen; er will keinen Augenblick vergessen oder vernachlässigt werden, denn die Kälte umstellt ihn mit der unablässigen Drohung des Todes, und der Hunger zehrt an den Lebenssäften, deren Wärme in diesem erbarmungslosen Klima schnell dahinschwindet, und welche nach der Nahrung schmachten, die so schwer zu erlangen, und, wenn erlangt, so widerlich ist.

Hunger ist der gewöhnliche Zustand des Eskimos; aufreibende Arbeit ist das Gesetz des eisbekleideten Landes — Arbeit, nicht um dem Schooße der Erde den Unterhalt für ihre Kinder abzuringen, sondern um das thranige Fleisch der amphibienartigen Kreaturen, von denen sie sich gegen die Kälte zu schützen gelernt haben, und deren Felle sie bedecken, zu gewinnen, das sie roh und in enormen Massen verschlingen. Die Innuits sind im Ganzen ein Volk, das durch die harte Noth und durch die Strenge des Klimas zu enger und friedlicher Gemeinschaft getrieben wird. Sie haben keinen König, keine Regierung, keine bestimmte Religion, kein Eigenthum; sie kennen nur das Herkommen — das älteste Gesetz. Wie die alten Innuits lebten, so thun es auch ihre Nachfolger. Sie haben kein Brod, keine Arznei, kein Hausgeräth. Die Stiefkinder der Natur, leben sie, einsam und abgeschlossen von ihren glücklicheren Brüdern, auf dem weißen Busen der gefrornen See und haben bei ihrem mühseligen Leben keine Hülfe, keine Hülfsquellen als den Seehund, das Wallroß, den weißen Bär und die prächtigen Eskimohunde, welche bei Weitem die edelsten von den in jenen unfruchtbaren Einöden lebenden Wesen sind. Der Seehund ist der Lehrmeister der Innuits, von ihm haben sie gelernt, den Igluh, ihr Haus, zu erbauen; er gibt ihnen ferner Speise und Trank; sie essen sein Fleisch und trinken sein frisches warmes Blut; sie tödten das Junge und saugen gierig die Milch auf, die sie in seinem Magen vorfinden.

Wenn der Sommer kommt und der Schnee schmilzt und die Oberfläche des Eises frei wird, dann sind sie ohne Haus; das Igluh schmilzt mit hinweg, ihr Wohnhaus ist aus Schnee aufgeführt. Sie begnügen sich für den Sommer mit dem „Tupik", einer Art Zelt aus Fellen, welche, zu einer großen Decke zusammengefügt, über eine horizontale, an beiden Enden gestützte Stange gehängt werden. Ihr Bett ist eine Art Bank aus Schnee errichtet, welche zunächst mit einer dichten Schicht von dem Moos, das die Nahrung der Rennthiere bildet und dann mit Fellen bedeckt ist; ihre beliebtesten Leckerbissen sind das Fett des Rennthieres, das Mark aus den Schenkelknochen desselben und das dicke, weiße, ölige Fett der Wallfischseite.

(Fortsetzung folgt.)

Wie's Veilchen.

Wie's Veilchen ist mein Liebchen,
So duftig und bescheiden,
Bleibt gern im engen Stübchen,
Den wilden Lärm zu meiden.

Es strebt nicht zu gefallen
Den Gecken und den Thoren,
Mir hat es ja vor Allen
Treu' Liebe zugeschworen.

Ihm will mein Herz ich heil'gen,
Ihm weihen Lust und Leiden:
Dem allerliebsten Veilchen,
So duftig und bescheiden.

Alois Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

Ein deutscher Philosoph ist unter Londoner Spitzbuben gerathen. Alfred Holländer, Doktor der Philosophie aus Berlin, erschien als Kläger vor dem Polizeigerichte in Greenwich und trug unter allgemeiner Heiterkeit der im Gerichtssaale Anwesenden eine Leidensgeschichte vor, die kurz aus Folgendem besteht. Nachdem er etwa 14 Tage in England gewesen war, ging er eines Abends im Parke von Greenwich spazieren, woselbst zwei Herren sich mit ihm in ein Gespräch einließen. Der eine erzählte, er habe eben einen Oheim beerbt, welcher ihm im Testamente aufgetragen, die Summe von 5000 L. unter die Armen Englands und des Kontinents zu vertheilen. Was die letzteren angehe, so erbitte er sich seinen Rath. Unser Philosoph aus der Stadt der Intelligenz erklärte sich bereit, dem Fremden mit Rath und That zur Seite zu stehen; dieser aber sagte, Worte seien nicht genügend, Holländer müsse zunächst zeigen, daß er Vertrauen in ihn setze, damit er (der jetzige Angeklagte) auch ihm vertrauen könne. Inzwischen war der Deutsche einer Einladung der beiden Engländer in ein Wirthshaus gefolgt, wo das wohlthätige Projekt des Näheren besprochen wurde. Als die Reihe an die Vertrauens-Frage kam, bat der Engländer unserem Landsmann ihm seine mit Banknoten gefüllte Brieftasche zu geben und zu warten, bis er mit dem anderen Herrn wieder komme. Selbstverständlich zögerte unser Landsmann einen Augenblick, dem Philantropen seine Brieftasche einzuhändigen, gab ihm nach einem längeren Intermezzo einige Noten im Betrage von 350 Franks, worauf der Philanthrop und der dritte im Bunde sich entfernten. Der Philosoph wartete ihrer Rückkehr; da diese aber noch immer nicht erfolgen wollte, so setzte er, um Abwechslung in die Sache zu bringen, die Polizei in Kenntniß, der es gelang, des einen der Menschenfreunde habhaft zu werden. Die Geschichte wäre fast unglaublich, wenn sie nicht vor öffentlichem Gerichtshofe verhandelt wäre, und daß Hr. Dr. Holländer neben dem Schaden für den Spott nicht zu sorgen hatte, ist bei dem Publikum, welches meist die Gerichtssäle belebt, leicht erklärlich: Er hat zu seinem Nachtheile in Shakespeare's Vaterlande den Shakespeare'schen Spruch bestätigt gefunden, daß es viele Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, von denen sich die Philosophie nichts träumen läßt.

Die Waldfläche des Königreichs Bayern umfaßt 7,622,045 Tagwerke (1 Tagwerk = 0,341 Hektaren) oder 34 Proz. des Gesammtareals; die Pfalz, Unterfranken und Oberbayern sind am dichtesten bewaldet, mit 37 und 38 Proz. Schwaben mit 23 Prozent am wenigsten. Auf 1 Einwohner trifft es 1,58 Tagwerk, auf eine Familie 6,10 Tagwerke. Von der gesammten Waldfläche sind 36 Proz. im Besitze des Staates. 13 Prozent gehören den Gemeinden und Körperschaften, 2 Proz. Stiftungen und 49 Prozent Privaten. Seit 1861 hat sich die Waldfläche vermehrt um 97,018 Tagwerke (darunter die Staatswaldungen um 71,224 Tagwerke), obgleich an Preußen 58,000 Tagwerke (einschließlich 31,099 Tagwerke Staatswald) abgetreten worden sind.

Eine schwedische Dampffregatte, „Vanadis", geht dieser Tage in Carlskrona nach dem mittelländischen Meere ab, um an der Eröffnung des Suezkanals Theil zu nehmen.

Charade.

Mein Erstes ist ein werthlos Ding,
Am Meer weithin verbreitet;
Mein Zweites achte nicht gering,
Den Werth der Zeit es deutet.
Mein Ganzes ist als Sinnbild zwar
Oft in verhaßten Händen;
Doch ist dir's nützlich immerdar,
Die Zeit fromm zu verwenden.
Der Pfarrherr auf der Kanzel hat's,
Wenn er die Gemeind' erbauet;
Am Frühstückstisch hat's seinen Platz,
Wo mehr als Thee man brauet;
Saturnus trägt's in seiner Hand,
Und eh' mein Zweit's erfunden,
Mein Ganzes dient in jedem Land
Zur Eintheilung der Stunden.

Geschichtskalender.

31. Aug. 1523. Ulrich von Hutten stirbt auf der Insel Ufenau im Züricher See.
„ 1861. Eröffnung der Passau-Welser Eisenbahn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers K. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 202 Mittwoch, 1. September 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Wie die Dame hieß, und wer sie war, hat Marcof nie erfahren; die Banditen hatten sie so ausgeplündert, daß sie nichts an sich hatte, woraus auf ihren Ursprung gerathen werden konnte. Sie selbst vermochte bei ihrem Geisteszustande keinerlei Auskunft zu geben. Die einzige Bemerkung, welche Marcof machte, war, daß das gestickte Taschentuch, welches die Unglückliche in der Hand hielt, mit einem F und einer Grafenkrone darüber gezeichnet war. Auffällig ist, daß man in Frankreich selbst von dem Verschwinden einer adeligen Dame und zweier Kavaliere nichts erfuhr. Marcof hat die junge Frau nie wieder gesehen, und weiß auch nicht, ob sie ihren Verstand wieder erlangt hat. Wenn dies Letztere stattgefunden hätte, wäre die Dame wohl wieder nach Frankreich zurückgekehrt, und man hätte von ihr gehört.

Marcof selbst fand Gelegenheit, sich in Messina nach Frankreich einzuschiffen. Um jene Zeit war eben der nordamerikanische Krieg ausgebrochen. Marcof beschloß, für die Sache der Unabhängigkeit zu fechten und ging nach Amerika.

„Doch hier, theure Julie, beginnt der zweite Theil von Marcof's Leben," unterbrach der Marquis seinen Vortrag, „und mit diesem ist mein eignes so eng verknüpft, daß ich nicht mehr zu lesen nöthig habe, sondern Euch erzählen werde."

„Sechs Jahre später, um das Jahr 1780, das heißt nach unserer Trennung, theure Julie, schiffte auch ich mich nach Amerika ein, wo mein Freund, Herr von Lafayette, mich auf das Herzlichste empfing. Es fällt mir nicht ein, Euch die verschiedenen Kämpfe und Gefechte zu schildern, an denen ich Theil genommen habe. Nur so viel will ich erwähnen, daß im Anfang des Jahres 1783, als ich mich mit einer Anzahl Freiwilliger an einer Rekognoszirung betheiligte, wir in einen Hinterhalt der Engländer fielen. Wir schlugen uns tapfer, doch wurde ich bald von Feinden umringt, und war, mehrmals verwundet, schon im Begriff, niederzusinken, als ein Mann herbeisprang, der mit den Worten: „Muth, mein Herr, wir sind jetzt zu zweit!" mit kräftiger Faust und staunenswerthem Muthe die gegen mich gerichteten Hiebe auffing, und mich so lange gegen die Feinde vertheidigte, bis Verstärkungen herbeieilten, welche die Feinde in die Flucht jagten.

Nach dem Gefecht suchte ich meinen braven Retter sofort ausfindig zu machen, doch gelang es mir nicht, und da ich längere Zeit an meinen Wunden darniederlag, so war es mir nicht möglich, seine Spur weiter zu verfolgen.

Sechs Monate später verdankte ich inmitten eines anderen Gefechtes, und unter gleichen Umständen demselben Manne abermals das Leben. Diesmal wurde er bei meiner Lebensrettung leider schwer verwundet, und mußte nach dem Feldspital gebracht werden. Der Arzt, der ihn behandelte, staunte, als er den von mehr als vierzig Narben bedeckten Körper erblickte. Ein hitziges Fieber bemächtigte sich des Mannes und hielt ihn drei Wochen zwischen Leben und Tod. Endlich siegte seine kräftige Natur, und er begann zu genesen. Ich wußte noch immer nicht, wer der Mann war. Ich widmete ihm die dankbarste Pflege, und als er eines Tages, auf meinen Arm gestützt, seine Kraft versuchte, wagte ich es, ihn auszufragen.

„Sie sind Franzose," sagte ich, „das versteht sich, aber in welchem Theil von Frankreich sind Sie geboren?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte er.

„Wie? Sie kennen Ihren Geburtsort nicht?

„Nein."

„Und Ihre Eltern?"

„Ich kannte sie nie."

„Sie wurden also frühzeitig Waise?"

„Das weiß ich nicht."

„Wie so?" rief ich erstaunt.

„Ich bin ein ausgesetztes Kind."

„Welchen Namen tragen Sie?" fragte ich weiter.

„Den Namen eines braven Mannes, der mich von Jugend auf erzogen hat."

„Und wo wurden Sie erzogen?"

„In der Bretagne."

„In welchem Theile derselben?"

„Zu St. Malo."

„Zu St. Malo?" rief ich.

„Ja," antwortete er, „sind Sie etwa auch dort geboren?"

Digitized by Google

„Nein," sagte ich, „ich bin zwar aus der Bretagne wie Sie, aber ich bin zu Loc-Ronan in dem Schlosse meiner Ahnen geboren." Dann fuhr ich nach einer kleinen Pause voll Aufregung fort: „Sie sagten, Sie trügen den Namen eines braven Mannes, der Sie auferzogen hat?"

„Ja."

„Was für ein Gewerbe betrieb er?"

„Die Fischerei."

„Und wie hieß er?"

„Marcof von St. Malo."

Als ich diesen Namen vernahm, vermochte ich kaum einen lauten Freudenschrei zurückzuhalten. Ich konnte meiner Bewegung fast nicht Herr werden, indeß es gelang mir. Um diese tiefe Erschütterung erklären zu können, muß ich an die Geständnisse erinnern, die mir mein Vater auf seinem Sterbebett gemacht hatte. Die Aussetzung dieses Kindes, das die Frucht eines Jugendfehlers war, hatte ihm seine letzten Tage verdüstert. Er hatte nach dem Kinde geforscht, aber ohne Resultat. So setzte er mich von den kleinsten Umständen, die bei der Aussetzung dieses Kindes obgewaltet hatten, in Kenntniß, und nahm mir einen Eid ab, kein Mittel unversucht zu lassen, um den Verlorenen aufzufinden, und wenn ich ihn aufgefunden, ihn als Bruder anzuerkennen. Zufriedengestellt durch dieses mein Versprechen starb er. Ich setzte die Nachforschungen fort, doch vergebens, nur ein Mal in Brest erfuhr ich, daß Marcof am Bord eines Korsaren sei, weiter Nichts. Jetzt, meine Lieben, werdet Ihr die Bewegung, welche mich ergriff, verstehen können; doch, wie gesagt, ich beweisterte sie, da ich meine Gründe dazu hatte.

Wir waren im Jahre 1784. Frankreich hatte die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkannt und der Krieg ging zu Ende. Ich schlug Marcof vor, mich nach Frankreich zu begleiten. Er willigte ein. Drei Monate später landeten wir in Brest. Tags darauf waren wir in Loc-Ronan. Die Ungeduld verzehrte mich. Noch an dem Abend unserer Ankunft führte ich Marcof in das Bibliothekzimmer und bat ihn, mir seine Lebensgeschichte zu erzählen. Er that es. Als er geendigt hatte, fragte ich: „Und erinnern Sie sich an nichts, was Ihrer Ankunft bei dem alten Fischer vorhergegangen war?"

„An Nichts," erwiderte er.

„Wie? nicht einmal an die Züge dessen, der Sie nach St. Malo geführt hat?"

„Ich glaube nicht; meine Erinnerungen sind so verschwommen, ich war damals noch so jung."

„Vermuthen Sie auch nicht, wer jener Mann gewesen sein könnte?"

„Nein; ich suchte es niemals zu erfahren."

„Warum?"

„Weil, wenn ich meinen Vater wiedergefunden hätte, dieses für mich ein zu peinliches Gefühl gewesen wäre."

„Wenn aber dieser sein Unrecht bereut hätte, so würden Sie ihm gewiß verzeihen?"

„Ihm verzeihen, warum?"

„Weil er Sie ausgesetzt hatte."

„Ein Sohn hat seinem Vater nichts zu verzeihen, denn er hat kein Recht, ihn anzuklagen. Wenn der meinige mich ausgesetzt hat, so hat es gewiß die Vorsehung so gewollt. Er hat später deßhalb leiden müssen, und Gott wird ihm verziehen haben; was mich anbelangt, so kann ich, wenn er todt, ihn nur bedauern."

(Fortsetzung folgt.)

Eine aussterbende Race.

(Fortsetzung.)

Das Igluh ist eine kuppelartig aus großen Blöcken festgestampften Schnees von zwei Fuß Länge und ein Fuß Dicke aufgeführte Hütte, deren Schlußstein und zugleich das Fenster ein Eisblock bildet; der gewundene Eingang wird gleichfalls mit Eisblöcken versetzt, wenn die Insassen beisammen sind. Auf der mit Rennthierfellen bedeckten Schneebank, die sich an der ganzen inneren Wand herumzieht, nehmen die Frauen und die Gäste Platz. Die Kleidung der Innuits besteht für Männer und Weiber aus Rock mit Kapuze, Beinkleidern und Stiefeln, alles aus doppelten Fellen gefertigt und die mittelst Gräten als Nadeln und den Sehnen des Rennthiers als Zwirn zusammengenäht sind; die Beinkleider und Stiefel sind, namentlich bei den Frauen, von kolossalem Umfange, und man vermuthet nicht ohne Grund, daß die weiten Stiefelschäfte früher als Tragekorb für die Kinder gedient haben und aus Gewohnheit auch jetzt noch beibehalten worden sind, wo die Kinder in den Kapuzen getragen werden, die deßhalb bei den Frauen auch bedeutend größer als bei den Männern sind.

Tritt man in ein Igluh hinein, so wird der erste Eindruck wohl der des Abstoßenden sein, aber bald wird er einem Gefühl des Mitleids mit unsern so wenig begünstigten Mitbrüdern, einem Gefühl der Demüthigung für unsern Stolz als Mensch Platz machen. Da ist nichts, als die kahlen Schneewände; man sieht kein Hausgeräth irgend welcher Art — aber doch eines haben sie, es ist eine steinerne Lampe; sie gleicht einem Trog mit einer tiefen Rinne, in welchem das als Docht dienende trockene Moos in Seehundsthran schwimmt. Aber wie gewinnen sie den kostbaren Thran? Die Frauen nehmen große Stücke Seehundsspeck in den Mund und pressen, über die Lampe gebeugt, durch Kauen die werthvolle Flüssigkeit aus demselben aus. Die Lampe bildet zugleich den einzigen Heizapparat der Eskimos, und

ihre Flamme reicht aus, um die naßgewordenen Stiefel und Kleider zu trocknen. Also auch für Licht und Wärme muß der Seehund sorgen: in der That, er ist ihnen mehr als das tägliche Brod. So ist auch die Jagd auf den Seehund die Hauptbeschäftigung des Mannes. Wenn er weit unter dem Schnee, eins von den Löchern gefunden hat, zu denen die Seehunde, um zu athmen, aufzutauchen pflegen, so kann er Tage und Nächte vor demselben zubringen, einsam und unbeweglich auf dem Eise kniend und in athemlosem Schweigen abwartend, bis sich die gewünschte Beute zeigt.

Es ist ein Anstand, der auch dem eifrigsten Freunde des Sport wohl wenig Reize bieten würde; da kauert der Jäger mitten in der tiefen Einsamkeit auf dem weiten Schneefelde unter jenem nordischen Himmel mit seinem kalten, undurchsichtigen Nebel, mit verhaltenem Athem, während ihm der Hunger in den Eingeweiden wühlt, während er weiß, daß zu Hause, in dem Igluh, Weib und Kind mit der Gier des gleichen Hungers auf seine Heimkehr warten, und wartet und wartet. Zeigt sich endlich der Kopf des Seehundes an der Oeffnung, so bedarf es einer großen Sicherheit, um mit einem einzigen momentanen Stoß durch den Schnee, durch das schmale Loch im Eis in die Kehle des Thieres, dessen Augen mit ihrem menschlich trauernden Ausdruck bei dem nagenden Hunger vergeblich um Mitleid bitten, zu treffen. Stößt er fehl, so ist es für jetzt vorbei mit der Aussicht auf Nahrung, Wärme und Licht: die Lampe im Igluh erlischt und Hunger und Dunkelheit schlagen bei dem Innuit ihr Quartier auf.

Ist er aber erfolgreich gewesen und bringt den Seehund nach dem Igluh, so umlagert schon eine Schaar von Nachbarn den engen Weg zu der Schneehütte und folgen dem glücklichen Jäger, denn hier herrscht noch die einfachste Gastfreundlichkeit, und die lange Wache, der geschickte Stoß berechtigen nicht zu dem alleinigen Besitz der Beute. Das Thier wird sofort gehäutet, und die Scene, die dann folgt, erfüllt den Europäer mit unüberwindlichem Ekel. Eifrig drängen sich die vor Schmutz und Fett starrenden Gestalten um das röthlich flackernde Licht, welches auf lauter von leidenschaftlicher Gier verzerrte Gesichter fällt.

Das Fleisch wird mit steinernen Messern oder mit den bloßen Fingern von dem Körper gerissen, die Frauen lecken es ab, um es von Haaren und dergleichen zu reinigen, dann greifen wilde Hände zu und stecken die triefenden Stücke Fleisch in den weit geöffneten Mund. Gierig wird das rauchende Blut getrunken und die Eingeweide verschlungen. Die Hunde nehmen Theil an dem gemeinsamen Mahl, und es will dem weißen Mann, der mitten unter ihnen sitzt und mit ihnen spricht, bedünken, als ob die Thiere weniger thierisch seien als die Menschen. Er wendet sich schweigend von der für den Stolz des Menschen so demüthigenden Scene ab und sein Herz zieht sich zusammen von tiefem Mitgefühl mit den Unglücklichen, welche wohl schwerlich je auf eine höhere Stufe der Kultur gelangen werden; denn sie können sich nicht einmal zu einer Leidenschaft aufschwingen; sie kennen keine andern Triebe als die rein thierischen, und Hunger ist das Einzige, was sie zur Thätigkeit antreibt. Aber selbst er vermag sie nicht zu selbstständigem Denken und Erfinden zu bringen; sie begnügen sich, das nachzuahmen, was sie von den wilden Thieren sehen; so lehrt sie der Eisbär das Wallroß zu tödten, welches zur Zeit des Eistreibens, wo diese trägen Geschöpfe, auf den Eisschollen ruhend, an das Land herangetrieben, ihre Hauptnahrung ausmacht. Dann klettert der Bär auf eine überhängende Eisklippe, und einen gewaltigen Eisblock in seinen Vorderklauen haltend, schleudert er ihn mit seltener Geschicklichkeit auf das sich unten sonnende Ungethüm. Und diese Methode hat auch der Innuit adoptirt. So erzieht das Thier den Menschen in diesen schrecklichen Regionen, und nicht der Mensch das Thier. Das Leben der Innuits ist voll von solchen Widersprüchen. Und ihr Tod? Er ist der entsetzliche Schluß eines jämmerlichen Lebens; sie sind dazu verurtheilt, in gänzlicher Verlassenheit zu sterben.

(Schluß folgt.)

Die Arbeiten der Kriegsschüler.

Ingolstadt, 17. August.

Gestern gingen die von München aus den militärwissenschaftlichen Kursen zur praktischen Ausführung von Genieарbeiten hierher kommandirten Kadetten zu Vermessungs- und Krequirübungen nach Pfaffenhofen ab. Es machte einen eigenthümlichen Eindruck auf den Zuschauer, die Kriegsschüler mit ihren jugendlich frischen und intelligenten Gesichtern die schweren Werkzeuge als Hacken, Spaten, Schaufeln, Ruder ꝛc. handhaben und die nicht gewohnte Arbeit des Hackens, Schaufelns und Schubkarrenschiebens verrichten zu sehen; die vor Kurzem noch hellen, jetzt den dumpfen Studiensälen entronnenen Gesichter sind tief gebräunt, die Hände sind voller Schwielen und die knapp anliegende Uniform hat dem schlichten Arbeitskittel weichen müssen.

Die noch nicht lange vorgenommene Reorganisation unserer Militärbildungsanstalten fängt an, Früchte zu tragen und der Armee ein Führermaterial zu schaffen, das sich seiner Zeit bewähren wird. In der kurzen Zeit von zwölf Tagen wurden von den Kriegsschülern der militärwissenschaftlichen Kurse und den das Kadettenkorps absolvirenden Fahnenkadeten nachstehend verzeichnete Arbeiten ausgeführt.

Die ersten Arbeiten bestanden in Herstellung von Einschneidungen und Graben von Schützenlöchern und Schützengräben, wie sie sehr häufig bei Belagerungen

angewendet werden; dann folgten Wasserfahrten auf der Donau, Messen der Strombreite mittelst Anwendung von ähnlichen rechtwinkligen Dreiecken, Herstellung eines Stromprofils und Messen der Stromgeschwindigkeit. (Nur bei den Wasserübungen waren einige Pontoniers des Genieregiments zugetheilt; alle anderen Arbeiten wurden von den Kriegsschülern und Fahnen-Kadetten selbstständig ausgeführt.)

Am 3. und 4. August, jedesmal Vormittags von 6 bis 12 Uhr, wurde eine Pidoll'sche Batterie für 2 Geschütze gebaut, und wurden zur Errichtung dieser Batterie von 56 Kadetten circa 4700 Kubikfuß Erde ausgehoben, so daß ein Mann in einer Stunde ungefähr 8 Kubikfuß auszuheben hatte.

Am 5. und 6. August wurden verschiedene Annäherungshindernisse gegraben oder errichtet; unter anderen wurden sieben Reihen kleiner, drei Reihen großer Wolfsgruben ausgehoben, eine Pallisfadirung auf der Grabensohle einer Lünette hergestellt, dann drei Erd- und drei Steinfladderminen angefangen und vollendet; auch wurden an den Nachmittagen verschiedene Rothübergänge, als Jochstege, ein schwimmender Steg, ein Rachen-, Stangen- und Schön'scher Steg und ein Floßsteg theilweise in die Donau gebaut und wieder abgetragen. Der 7. August wurde zur Anfertigung von verschiedenen Verkleidungsmitteln mit Faschinen, Schanzkörben, Brettern, Rasenziegeln verwendet. Dieses sind im Allgemeinen die Arbeiten der ersten Woche, deren Nachmittage außerdem noch zum Schlagen einer Pontonbrücke nach Birago'schem Systeme, so wie zur Besichtigung einzelner Festungsabschnitte benutzt wurden.

(Augsb. Abdztg.)

Mag das Bächlein schäumen.

Mag das Bächlein schäumen!
Schäumt und rauscht es noch so bunt,
Fischlein schläft auf stillem Grund,
Mag gar selig träumen.

Mag der Winter wüthen
Durch das Thal und auf der Höh',
Unter starrem Eis und Schnee
Keimen schon die Blüthen.

Singt man einem Greise
Dorten Trauergrabgesang,
Wünscht man Neugebornem lang
Hier die Lebensreise.

Mag die Welt verlangen
Lust — wo es nur Thränen gibt;
Glaubt mein Herz und hofft und liebt:
Kenne ich kein Bangen.

Alois Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

Der Hai, welcher, wie gemeldet, vor vier Tagen in den Touren bei Volosca, eine Stunde von Fiume entfernt, gefangen wurde, ist nun, wie die „Triester Zeitung" meldet, im Mauroner-Theater ausgestellt. Seine Länge beträgt über 18 Fuß und sein Gewicht übersteigt 3000 Pfund. Der weite Rachen ist mit großen, spitzen und schneidigen, dreieckigen und am Rande gesägten Zähnen, welche sich in mehreren Reihen ordnen, versehen. Die erste der beiden Rückenflossen ist beinahe zolldick und von erstaunlicher Größe. Die Rickhaut, das Charakteristische bei den Menschenhaien, ist deutlich vorhanden. Das Exemplar ist ein Weibchen.

In Rothenbuch wurde dieser Tage ein Hirsch mit einer höchst seltenen Geweih-Abnormität geschossen. Während nämlich die eine Stange den gewöhnlichen Wuchs zeigt, ist die andere Stange eine kleine Strecke gerade, dann seitwärts und retour, gewunden, und dann erst wieder aufwärts gewachsen. Interessenten können solches bei dem kgl. Oberförster Friedrich in Rothenbuch, der den Hirsch erlegte, in Augenschein nehmen.

Charade.

Mein Erstes Jeder sich erkürt,
Mein Zweites geben Alle;
Mein Ganzes aber nicht Jedem wird
Gesetzt, er überrage denn Alle.

Auflösung des Räthsels in Nr. 190:

Ob in der Pfalz das „Fa" ich suche —
Oder beim Vetter Fabian,
Dem Götzen „Bel" im Bibelbuche
Liegt äußerst wenig d'ran,
Wie ich das Wort zusammentrage
Und ihn zur „Fabel" mache.

M. M.

Geschichtskalender.

1. Sept. 1715. Ludwig XIV., König von Frankreich, stirbt.
„ 1810. Die Stadt Eisenach wird durch Explosion mehrerer französ. Pulverwagen beschädigt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 203 Donnerstag, 2. September 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Ich ging hinaus und kam gleich wieder mit dem Porträt meines Vaters zurück. „Betrachten Sie dieses Porträt," rief ich, „und sagen Sie mir, ob es gar keine Erinnerung in Ihnen wachruft?"

Marcof betrachtete das Bild. Er fuhr mit der Hand über die Stirn und erblaßte. „Mein Gott, mein Gott!" murmelte er, „ist es kein Traum?"

„Woran erinnert Sie dies Bild?" fragte ich.

„Nein, nein," rief er, „und doch, je mehr ich es betrachte, desto fester wird meine Ueberzeugung, daß ich mich nicht täusche . . . Ja, ich erkenne ihn. Es ist derselbe Mann, der mich zu dem Fischer von St. Malo geführt hat."

„Und Sie täuschen sich nicht?" sagte ich.

„Dieser Mann gehört also zu Ihrer Familie?" fragte er.

„Ja."

„Sein Name?"

„Marquis von Loc-Ronan."

„Marquis von Loc-Ronan?" rief Marcof aufspringend; wie? . . . er wäre? . . .

„Ihr Vater!" rief ich.

„Und Sie?" . . . Sie?" . . .

„Dein Bruder, theurer Marcof!"

Und weinend sanken wir einander in die Arme.

Durch zwei Wochen lebten wir nur unserer Herzensfreude, und ich vergaß beinahe mein Unglück. Bloß Dein Bild, theure Julie, trat zeitweilig zwischen uns...

„Wie?" rief die Nonne, „solltest Du Deinem Bruder anvertraut haben? . . ."

„Nichts," unterbrach sie der Marquis, „er weiß nichts von meinem vergangenen Leben. Da ich die Heftigkeit seines Charakters kannte, so wagte ich es nicht, ihm ein solches Geheimniß mitzutheilen. Marcof wäre, aus Freundschaft für mich, im Stande gewesen, die Elenden, welche meine Ruhe und Ehre unablässig bedrohten, auf offener Straße vor aller Welt Augen niederzustoßen."

„Und was geschah weiter mit Marcof?" fragte die Nonne, um die düsteren Gedanken von des Marquis Stirn zu verscheuchen.

„Ich beschwor ihn, einen Theil meines Vermögens anzunehmen," fuhr der Marquis fort, „und mit dem Gute Brevelay zugleich den Namen und das Wappen der erloschenen jüngeren Linie unseres Hauses anzunehmen. Aber er lehnte es ab. „Philipp," sagte er eines Tages, als ich lebhafter denn je in ihn drang, „Philipp, gib den Gedanken auf. Sieh, ich bin ein Seemann und nicht dazu geschaffen, den Edelmannstitel zu tragen. Ich bin gewohnt, Marcof zu heißen, laß mir diesen einfachen Namen. Wenn Du mich morgen öffentlich als ein Glied Deiner Familie anerkennst, würde man nach meiner Vergangenheit forschen, und nicht verfehlen, mich tausendfach zu verleumden. Meine Fahrten auf den Corsarenschiffen würde man als Seeräuberei, meinen Aufenthalt in Calabrien als Diebeslaufbahn erklären. Endlich würde man, unter dem Vorwande, mich zu beklagen, unseren Vater noch im Grabe verunglimpfen, und das dürfen wir nimmer zugeben, Philipp! Bleiben wir, was wir sind: Du der edle Marquis von Loc-Ronan, ich der arme Matrose Marcof. Wir werden uns insgeheim sehen und sprechen, und als treue Brüder umarmen!" — Alles Zureden von meiner Seite war vergeblich; Marcof's Entschluß war nicht zu erschüttern.

Bald begann ich zu bemerken, daß ihm sogar der Aufenthalt im Schlosse allmälig zur Last wurde. Ich sagte es ihm. „Ja, erwiderte er mir aufrichtig, „ich liebe das Meer, die Gefahren und die Stürme; ich bin nicht dazu angethan, ruhig in der Stube zu hocken. Ich brauche frische Luft, Seegebraus und Freiheit."

„Du willst also fort?" fragte ich.

„Ja."

„Kann ich denn gar nichts für Dich thun?"

„O ja, Du kannst mich glücklich machen."

„Sprich!" rief ich.

„Ich wies das Vermögen und den Titel zurück, die Du mir anbietest," sagte er, „aber ich nehme die Summe an, die mir nöthig ist, um ein Schiff auszurüsten, und mein ehemaliges Seeleben wieder zu beginnen."

„Thue, was Du willst; Alles, was ich habe, gehört Dir!"

Am nächsten Morgen begab sich Marcof nach Lo-

rient. Mit dem Gelde, das ich ihm zur Verfügung gestellt hatte, kaufte er einen Lugger, ließ ihn nach seiner Idee auftakeln, warb eine Schiffsmannschaft, und ging drei Wochen darauf unter Segel. Zwei Jahre sahen wir uns nicht. Während der Zeit hatte er die indischen Gewässer durchschifft und auf die dortigen Seeräuber Jagd gemacht. Dann kehrte er nach Amerika zurück, und setzte das abenteuerliche Leben, das seiner kräftigen Natur zusagte, fort. Jedesmal, wenn er nach Frankreich zurück kam und in Brest oder Lorient vor Anker ging, eilte er zu mir. Zuletzt wählte er die kleine Bucht von Penmarkh zu seinem gewöhnlichen Ankerplatz. Als die politischen Ereignisse Frankreich zu bewegen begannen, und den Thron erschütterten, schlug sich Marcof zu der Royalistenpartei und gehört nun zu den eifrigsten Mitgliedern derselben. Das ist in Kürze Alles, was ich Euch von Marcof's Leben zu erzählen weiß."

Der Erzählung des Marquis folgte eine längere Pause. Die Nonne und der alte Diener dachten über das Gehörte nach. Der Letztere brach zuerst das Schweigen.

„Gnädiger Herr, sagte er, „haben Sie Ihren Bruder, als er vor einigen Tagen auf dem Schlosse war, von dem, was Sie vorhatten, in Kenntniß gesetzt?"

„Nein, mein Freund," erwiderte der Marquis, „ich wußte damals noch nicht, daß der Augenblick so nahe sei, denn ich hatte die beiden Schurken noch nicht gesprochen."

„Er hält Dich also für todt?" rief Julie.

„Nein. Marcof ist nach unserer Verabredung nach Paimboeuf gesegelt, um mit dem Marquis von Rouairie Rücksprache zu pflegen. Seine Abwesenheit ist auf zwölf Tage berechnet, er kommt also erst in einigen Tagen zurück, und bis dahin wird Jocelyn ihm Nachricht von dem Vorgefallenen gebracht haben."

Der Marquis ahnte natürlich nicht das Geringste, daß Marcof früher, als verabredet, zurückgekehrt war, die Nachricht von seinem Tode erhalten, den Sarg in der Gruft leer gefunden, und die Papiere, welche ihm der Marquis bezeichnet, an sich genommen hatte.

„Gnädiger Herr," sagte Jocelyn, „da Sie nunmehr in Sicherheit sind, kann ich ohne Bedenken jeden Augenblick nach dem Schlosse zurückkehren, und dort die Ankunft von Marcof's Lugger abwarten. Wenn Sie es erlauben, mache ich mich noch heute auf den Weg."

„Ich bin's zufrieden."

In diesem Augenblicke ertönte in dem Souterrain ein leichtes Geräusch. „Um Gotteswillen," flüsterte Julie, „habt Ihr gehört?"

„Still!" sagte Jocelyn leise und schlüpfte vor die Zelle. Der Marquis griff in seinen Gürtel und zog ein Pistol hervor.

Jocelyn schlich in der Dunkelheit bis an die kleine geheime Pforte, welche diesen Theil des Klosters mit den unterirdischen Gallerien verband. Er legte das Ohr an die Thüre und horchte. Er unterschied deutlich unregelmäßige, schwankende Schritte, und ein schweres keuchendes Athmen; dann war's, als ob ein Körper schwer zu Boden fiele . . . dem Fall folgte ein leises Stöhnen . . . hierauf sank Alles wieder in tiefe Stille zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Eine aussterbende Race.

(Schluß.)

Als Kapitän Hall bei dem ersten vorkommenden Fall zuerst von dieser schrecklichen Sitte hörte, brach er sofort auf, um sich von der Wahrheit des Gehörten zu überzeugen, und nachdem er zu dem betreffenden Iglu geeilt war, und die Eisblöcke, mit denen der Eingang versetzt war, entfernt hatte, fand er ein Weib, welches sich noch manchen Tag hinzuquälen hatte, ehe sie der Tod aus ihrem Eisgefängniß erlöste. Als er wiederum hörte, daß eine Frau allein gelassen worden war, um zu sterben, machte er sich nach dem fern liegenden Iglu auf und nachdem er es unter großen Beschwerden und Gefahren erreicht und den Schnee und den Eisblock entfernt hatte, welcher die Oeffnung in dem Dach verschloß, fand er, in das Innere hinabsteigend, die Frau schon todt und so fest gefroren, wie die Eisbahre, auf der sie lag; ein heiteres Lächeln umspielte ihre Marmorzüge. Das ist das Ende eines Lebens voll Mühe und Entbehrung — die Trennung von jedem befreundeten Gesichte, die furchtbare Einsamkeit, die finstere Nacht zwischen den starren Schneewänden, das tiefe Schweigen der arktischen Regionen. Dann bleibt der erstarrte Leichnam nackt und ohne Hülle liegen bis zum Tage der Auferstehung. Der Engel des Todes ist hier ein Engel der Milde, er thut ein Werk der Barmherzigkeit, wenn er den verlassenen schreckenerregten Geist hinwegführt nach jenem Lande, wo es keine Finsterniß mehr gibt. Die Erde, deren Busen diesen ihren Stiefkindern niemals Nahrung gewährt hat, gönnt ihnen auch nicht, mitleidslos bis zum letzten Augenblick, daß sie den letzten Schlaf in ihrem Schooße schlafen. Ihre Gräber sind nur Schnee- und Eisblöcke, die um und über dem Leichnam aufgethürmt sind, und welche, wenn sie hinwegschmelzen, wie es zuweilen geschieht, den Hunden, Wölfen und Bären den Zutritt zu den gefrornen menschlichen Ueberresten gestatten.

Die Innuits sind im Aussterben begriffen; die Auszehrung hält ihre Ernte unter ihnen; die Schwindsucht, von der man früher nichts wußte, lichtet ihre Zahl in ihrem langsam schleichenden, aber mörderischen Vorrücken; sie erzeugen wenig Kinder und noch weniger

werden groß gezogen; und die lange Geschichte ihrer furchtbaren Verlassenheit und Verkommenheit naht sich ihrem Ende. Wer kann es bedauern? Wer sollte nicht wünschen, daß die riesigen Einöden der nördlichen Zonen den seelenlosen Geschöpfen Gottes überlassen bleiben, auf daß der große Zwiespalt zwischen der Natur in jenen Regionen und dem Leben des Menschen aufhören.

Neue Taktik der Kavallerie.

Schon vor dem Jahre 1866 hatten einzelne Regimenter der österreichischen Kavallerie angefangen, ihre Ausbildung nach neuen Prinzipien einzurichten, und vorzüglich auch für den sogenannten kleinen Krieg, in welchem noch vor hundert Jahren die österreichische Reiterei nur an den Kosaken Rivalen hatte, sich wieder umsichtig vorzubereiten.

Das Kavallerie-Reglement, welchem später auch die Infanterie-Reglements von 1867 und 1868 nachgebildet wurden, gilt in ganz Europa für das Beste, und fand in vielen Staaten Nachahmung. Leider konnte die Kavallerie nur auf dem ihr sonst so ungünstigen Boden Italiens Bedeutendes leisten, während auf dem nördlichen Schauplatze die Heeresleitung es so einrichtete, daß die ganze Kavallerie von den ersten Begegnungen längs den Gränzen in einem unausgesetzten, aufreibenden Rückzuge bis an die Donau verbleiben mußte; den Reiterführern waren die Hände förmlich gebunden, und die großen Massen wurden in den Hauptschlachten so verwendet, daß sie an der Entscheidung selbst keinen Antheil nehmen konnten, nach derselben aber die allgemeine Verwirrung nur noch steigern mußten. Immerhin hatte aber eben in diesem böhmischen Kriege die Ueberzeugung, daß die Grundsätze und Anschauungen des Generals Edelsheim den neuen Waffen gegenüber die einzig richtigen seien, in weiteren Kreisen sich Bahn gebrochen.

Nach dem neuen Systeme ist die Unermüdlichkeit der Pferde und Ueberwindung aller Schwierigkeiten im Terrain die erste Bedingung für eine tüchtige Reiterei; in großen Massen, wie in früheren Zeiten, aufzutreten, wird ihr nur sehr selten gegeben sein; Parteigängerkrieg, Kundschafts- und Sicherheitsdienst, Lokalgefechte und heftige Verfolgung des durch die anderen Waffen erschütterten Feindes werden ihre Hauptaufgaben sein. Geschlossene Attaquen werden hauptsächlich nur wieder gegen Kavallerie gestattet sein, gegen Infanterie dagegen meistens nur in Momenten der Ueberraschung. Ein Hauptgewicht ist darauf zu legen, daß die Mehrzahl der Reiter mit Hinterladungs-Gewehren ausgerüstet sei und damit im Kampfe zu Fuß gut umzugehen wisse; sie wird nämlich berufen sein, oftmals vor und statt der Infanterie einzelne Punkte im Terrain zu besetzen und in der Weise von Tirailleuren zu vertheidigen.

Außerdem werden aber größere Kavallerieabtheilungen immer der Beigabe von Jägerbataillonen bedürfen, und beide Waffengattungen müssen so ausgebildet sein, daß sie sich gegenseitig vollständig zu ergänzen, die Schwäche der einen durch die Stärke der anderen zu bedecken wissen. Das System von Edelsheim ist, seitdem derselbe General-Inspektor der Kavallerie wurde, in Oesterreich allgemein herrschend geworden. In Preußen und Rußland sind ebenfalls dieselben Prinzipien, wenn auch noch nicht im ganzen Umfange, angenommen worden. Frankreich geht eben daran, seine Kavallerie, mit Ausnahme der Kürassiere, in einer der Edelsheimschen ähnlichen Methode auszubilden. Jedenfalls behält aber Oesterreich, theils weil es früher angefangen hat, theils wegen der Tüchtigkeit des Materials, einen namhaften Vorsprung vor den meisten übrigen Staaten. Wie weit es viele unserer Regimenter in der neuen Taktik gebracht haben, zeigt sich sehr deutlich bei den jetzigen großen Uebungen im Brucker Lager.

So werden, wie wir bereits erwähnt, Flußübergänge, deren Forzirung gegenüber den heutigen Feuerwaffen bei dem altartigen Vorgange meistens unmöglich sein würde, gegenwärtig manchmal in der Weise effektuirt, daß ein paar tausend Reiter jeder einen Jäger hinter sich auf den Sattel nehmen, dann mit einer Umgehung das Gewässer übersetzen und mit rascher Bewegung unerwartet in der Flanke oder im Rücken des Feindes erscheinen, wo sie ihre Fracht absetzen und im weiteren Kampfe unterstützen.

Indem ferner unsere Kavallerie gegenwärtig auch auf Hängen von 30 Grad Böschung und sogar darüber ganz gut fortkommt (früher galten 15—20 Grad für das Maximum), kann sie ähnliche Manöver wie das früher erwähnte auch in Gebirgsstellungen, nicht minder auch in Wäldern, falls sie von Unterholz frei sind, überraschend ausführen.

Man darf es als sichere Erwartung aussprechen, daß der Ruhm, welchen die leichte Kavallerie Oesterreichs ehemals genoß, ihr wieder erblühen werde, der nämlich, die erste ihrer Art in den regulären Armeen Europas zu sein. (N. fr. Pr.)

Mein Herz vergleich ich einer Nacht.

Mein Herz vergleich ich einer Nacht:
Doch, grausiger nicht, im Dunkeln;
's ist wie die Nacht voll Sternenpracht
Mit stolzem Leuchten und Funkeln,

Da flimmert gold'ner Sterne Licht,
Noch stolzer wie dort am Himmel;

So viel sind's Sterne droben nicht,
Als hier im bunten Gewimmel.

Die fliehen nicht vor'm Sonnenstrahl:
Vor ihm sie recht hell erst brennen;
Und's wär' der Sternlein größte Qual,
Von schöner Sonn' sich zu trennen.

Auch keine trüben Wolken zieh'n
Vor ihnen auf wind'gen Bahnen;
Die Sternlein treiben leicht und kühn
All' Lästiges fach von dannen.

Die Sterne sind der Liebe Glück.
Das tausendfach flammt im Herzen;
Die Sonne ist des Liebchens Blick,
Der leuchtet zu ewigem Märzen.

Aloïs Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

Einer der gewandtesten Berliner Taschendiebe, der Erschneidermeister Jablowsky, wurde am 13. Aug. Abends auf dem Hamburger Bahnhof auf frischer That abgefaßt; der Verhaftete steht, wegen mehrfacher Vorbestrafungen, einer vieljährigen Gefängnißstrafe entgegen, weßhalb er es für gut fand, sein Herz durch interessante Enthüllungen zu erleichtern, die er auf freundliches Zureden in gemessener Resignation bei der Kriminalpolizei deponirte. Nach seinen Mittheilungen befindet sich die Mehrzahl der Berliner Industrieritter gegenwärtig auf Reisen, und zwar größtentheils in den Bädern. Beim Beginn der Saison finden sich kleine Diebsgesellschaften, durchschnittlich vier bis fünf Personen stark, zusammen, deren jede sich ein besonderes Terrain für ihre Thätigkeit aufsucht. In der Regel befindet sich bei einer solchen Gesellschaft auch ein Frauenzimmer, welches durch eine anziehende Persönlichkeit die Unternehmungen der Gauner unterstützt. Obwohl jede dieser Berliner Diebesgesellschaften auf eigene Hand operirt, so fehlt dem Ganzen keineswegs eine einheitliche Organisation. Größere Geldsummen und Werthsachen, welche im Falle einer Entdeckung zu Verräthern werden oder der Polizei in die Hände fallen könnten, werden gleich nach ihrer Entwendung aus den Bädern nach Berlin geschickt, wo eine Allen gemeinsame Vertrauensperson, die zu dem Zwecke hier zurückbleibt, sie in Empfang nimmt und förmlich Buch darüber führt. Nachdem alle Gauner hieher zurückgekehrt sind, erfolgt erst die Vertheilung der Beute. Alles dieses geschieht mit der größten Gewissenhaftigkeit. Die Ausflüge der Berliner Gauner sollen in diesem Jahre vorzüglich auf Wiesbaden, Ems und ähnliche deutsche Bäder gerichtet sein, was durch einzelne nach Berlin gelangte Mittheilungen von Berliner Badegästen, die schon in unliebsame Berührung mit den Industrierittern gekommen sind, bestätigt wird.

Das Kabel des indo-europäischen Telegraphen, welches durch das Schwarze Meer gelegt werden soll, unterscheidet sich wesentlich von den bisherigen Kabeln. Es ist in seiner ganzen Länge statt des Eisendrahtes von einer Kupferhülle umschlossen, um das schnelle Rosten, welchem das Eisen im Schwarzen Meere erfahrungsmäßig ausgesetzt ist, und die Beschädigung des Kabels durch den Bohrwurm, der im Schwarzen Meere sehr verbreitet ist und durch den Eisendraht hindurchdringt, zu verhindern. Die Telegraphenlinie in Persien ist bereits beendet und im europäischen Rußland werden die Arbeiten auf der ganzen Länge der Linie ausgeführt. Die Eröffnung der Thätigkeit wird wahrscheinlich nicht später als zum November erfolgen.

In Hamburg hat sich ein Komite zur Gründung einer Humboldt-Stiftung gebildet, dessen Zweck es ist, ein Kapital anzusammeln, um hervorragende Leistungen deutscher Seefahrer auf den Gebieten der Meteorologie und Hydrographie durch Verleihung von Prämien aus den jährlichen Zinsen desselben zu ehren.

Räthsel.

In erste Beide gehen Gelder aus und ein;
Geht's hoch herab, kann Dritte sehr gefährlich sein;
Dem Rechner, der da ehrlich,
Ist's Ganze nicht beschwerlich.

Auflösung der Charade in Nr. 192:

Wo mir's gut geht, ist mein „Vaterland!"
Klingt zwar nicht patriotisch,
Doch zeigt es an: Verstand.

M. M.

Gleich richtig gelöst von Em. Sandheimer in Aschaffenburg, Johanna S. in München und H. in Lohr.

Geschichtskalender.

2. Sept. 1807. Kopenhagen wird von den Engländern bombardirt.
„ 1850. Der Bundestag wird erneuert.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 204 Freitag, 3. September 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

XXIV.

Nachdem der Graf von Fouqueray der armen Yvonne zur Ader gelassen hatte, war dieselbe in einen tiefen Schlaf verfallen. Hermosa, der Graf und der Chevalier ließen sie allein, um ihr die nöthige Ruhe zu gönnen.

Der Chevalier ging in den Stall hinab, um nach den Pferden zu sehen, und schritt dann im Hofe auf und ab. Der Graf und Hermosa sahen ihm aus dem Fenster zu.

„Der arme Chevalier!“ sagte Diego, „die Kleine scheint ihm wirklich den Kopf verdreht zu haben.“

„Ihm?“ erwiderte Hermosa, „Du vergissest, daß Raphael keine andere Liebe kennt, als die zum Gelde. Er fürchtet sich hier zu langweilen, und hat sich nur die Kleine zum Zeitvertreib entführt.“

„Wie es scheint, bist Du dem guten Freunde nicht allzu hold, Hermosa?“

„Ich hasse ihn.“

„Um so besser.“

„Warum um so besser?“ fragte die Frau.

„Höre, Hermosa; wie viel haben wir vom Schloß Loc-Ronan mitgebracht?“

„Beiläufig fünfundsiebzigtausend Thaler in Gold und Werthsachen.“

„Da kommt, wenn wir theilen, verteufelt wenig auf Einen.“

„Ja wohl,“ seufzte Hermosa. — „Es ist um so ärgerlicher, als wir von viel mehr geträumt hatten.“

„Ach leider!“ — „Indeß, wenn wir die fünfundsiebzigtausend Thaler für uns allein hätten, wäre es immerhin kein schlechter Bissen.“

„Ja, aber wir haben sie nicht für uns allein.“

„Wie? wenn wir Raphael beerben würden?“

„Beerben? Er ist jünger als Du.“

„Bah,“ sagte Diego, „das Leben ist reich an gefährlichen Zufällen.“

„Nenne mir einen.“

„Nun, wir sind hier allein, Niemand weiß von uns, und wenn Raphael von einem plötzlichen Unwohlsein ergriffen würde, weißt Du, Hermosa, so von einem Unwohlsein, das den Tod binnen vierundzwanzig Stunden nach sich zöge . . .“

„Diego!“ rief das Weib, ihn fest anblickend, „solltest Du in die kleine Bretagnerin verliebt sein?“

„Eifersüchtige!“ lächelte der Graf, „Du weißt recht gut, daß ich nur Dich liebe, Dich und unsern Henrique. Wenn Raphael stirbt, wird Henrique sein Erbe.“

„Du fängst mich bei der Mutterliebe, Diego.“

„Nun, bist Du nicht auch meiner Ansicht?“

„Warum nicht?“ versetzte Hermosa, „aber Raphael befindet sich wohl.“

„Wenigstens hat es den Anschein danach.“

„Also wozu diese Voraussetzungen?“

„Wozu? sieh einmal, meine Liebe, dieses kleine Fläschchen!“

Und Diego zog aus seiner Brusttasche ein hermetisch geschlossenes Krystallfläschchen, worin sich eine farblose Flüssigkeit befand.

„Was ist das?“ fragte Hermosa.

„Ein sehr interessantes chemisches Produkt,“ sagte Diego. „Unter Wein gemischt, verändert es weder dessen Geschmack noch Farbe.“

„Und seine Wirkung?“

„Einige kaum bemerkbare Schmerzen in den Eingeweiden.“

„Welche unfehlbar den Tod herbeiführen, nicht wahr?“ fragte Hermosa leise.

„Ja.“

Diego ging einigemal im Zimmer auf und ab, und trat dann zu Hermosa. „Meine Liebe,“ flüsterte er ihr ins Ohr, „Du pflegst uns nach Tisch jedesmal den Syrakuser Wein einzuschenken. Ich lasse Dir das Fläschchen hier. Man kann nicht wissen, wann man es einmal braucht. Zufälliger Weise könnte Dich die Laune anwandeln, es zu probiren. Nur verirre Dich dann nicht. Ich mache Dich im Voraus aufmerksam, daß ich das scharfe Auge eines spanischen Inquisitors habe.“

Mit diesen Worten stellte er das Fläschchen auf einen kleinen Tisch, in dessen Nähe Hermosa stand, und entfernte sich, eine Tarantella trällernd. Als er die Thür erreichte, wandte er sich um. Hermosa hatte die Hand auf den Tisch gestützt; das Fläschchen war verschwunden. Diego lächelte. „Diese Hermosa ist ein

Digitized by Google

Prachtgeschöpf!“ murmelte er, den Corridor entlang gehend.

An der Treppe begegnete er Jasmin. „Du wirst uns heute ein besonders gutes Essen bereiten,“ sagte er, „ich fühle mich mehr als je gelaunt, Deine Kochkunst zu bewundern.“

Der Diener verneigte sich, zum Zeichen, daß er gehorchen werde, und Diego eilte zu dem Chevalier hinab, nahm ihn unterm Arm, und erging sich mit ihm im vertraulichen Gespräch.

XXV.

Yvonne mochte eine Stunde lang im tiefen Schlummer gelegen haben, als sie erwachte. Anfangs blickte sie erstaunt um sich; erst nach und nach kehrte ihr Bewußtsein zurück. Sie erinnere sich der Männer, die sie mit Gewalt entführt; sie konnte nicht begreifen, was man mit ihr, dem armen Mädchen, vorhabe.

Da knarrten die Riegel draußen, die Thüre drehte sich leise in ihren Angeln, und der Chevalier trat in die Zelle. „Ach!“ rief er, als er das Mädchen wach sah, „wie es scheint, geht es bereits besser. Nun, schöne Yvonne, sage, willst Du mich anhören, bist Du im Stande, meinen Worten zu folgen?“

„Was wollen Sie von mir, mein Herr?“ fragte Yvonne mit schwacher Stimme.

„Das sollst Du gleich erfahren,“ versetzte der Chevalier, zog einen Stuhl heran, und setzte sich vertraulich an das Bett der Kranken.

Yvonne wich so weit als möglich gegen die Wand zurück. Raphael bemerkte dies und lächelte.

„Wozu die Possen?“ sagte er, Du bist ja doch in meiner Gewalt.“

„Und mit welchem Rechte haben Sie sich diese Gewalt über mich angemaßt?“ rief Yvonne voll Entrüstung, denn der drohende Ton Raphaels hatte ihre Kräfte wieder frisch angefacht. „Mit welchem Recht haben Sie mich entführt? Sie müssen einer der elendesten Feiglinge sein, daß Sie einem armen Mädchen noch zu drohen wagen, und mich daran erinnern, daß ich in Ihrer Gewalt bin.“

Der Chevalier schien auf derlei Zornausbrüche gefaßt zu sein. Er lehnte sich behaglich in seinem Sessel zurück und hörte lächelnd zu. Im Angesichte dieser kalten höhnischen Haltung, welche auf Seite des fremden Mannes einen festgefaßten Entschluß kundgab, fühlte Yvonne ihren kaum gewonnenen Muth wieder schwinden. Indessen raffte sie sich doch mit einer mächtigen Anstrengung auf und rief: „Mein Herr, wenn Sie nicht der elendeste und verworfenste aller Menschen sind, so verlassen Sie augenblicklich dies Zimmer und geben mir meine Freiheit wieder!“

(Fortsetzung folgt.)

Warum bekommt man nicht mehr so viel Strümpfe aus dem Pfund Strickgarn wie früher?

Diese Frage ist gewiß häufig von den Leserinnen aufgeworfen worden, ohne daß sie eine genügende Antwort hierfür gleich zur Hand hatten. Und doch liegt der Grund sehr nahe.

Das Garnpaquet; welches ihnen als Pfund oder halbes Pfund verkauft wird, enthält in den meisten Fällen dieses Gewicht nicht, sondern kaum die Hälfte. Wir sind in der Lage, hierüber einige Aufklärungen geben zu können und glauben unseren Leserinnen einen Dienst damit zu erweisen.

Durch langjährigen Gebrauch hat sich das Publikum gewöhnt, in den in Handel vorkommenden Bündeln und Paqueten von Strickgarn bestimmte Gewichte zu finden, so daß ein Abwägen im Detailverkauf niemals stattgefunden hat. Auf diese festeingewurzelte Gewohnheit gründete man die Spekulation, durch geringere Gewichte anscheinend billigere Garne auf den Markt zu bringen. Wir werden gleich sehen, unter welchem Vorwande der erste Schritt zu diesen Täuschungen gethan wurde, ein Schritt, durch welchen jede reelle Grundlage verloren ging und der Pfuscherei eine Bahn eröffnet wurde, auf welcher eine bestimmte Gränze nicht festgehalten werden konnte.

Wie bei so vielen deutschen Fabrikaten das gebräuchliche Maß und Gewicht vom Auslande übernommen wurde, so war es auch bei den baumwollenen Strickgarnen. Die besseren Sorten wurden früher vielfach aus England bezogen, und hierdurch — vielleicht auch um inländisches Garn als englisches erscheinen zu lassen — kam das englische Gewicht für fast alle Garne in Gebrauch.

Baumwollene Strickgarne wurden in ganzen Bündeln von 10 Pfund englisch oder in halben Bündeln von 5 Pfund englisch verpackt; jedes halbe Bündel enthielt 10 Paquete von je ½ Pfund und jedes halbe Pfund war wieder in 4 Stränge von 2 Unzen oder 4 Loth abgetheilt.

Wir müssen leider zugestehen, daß es eine deutsche Erfindung gewesen ist, welche dieses feststehende und allgemein gebräuchliche Gewicht, unter dem Vorwande, die Garne nach Rußland zu verkaufen, in das leichtere russische Gewicht umänderte.

Es erschien nun plötzlich billigeres Garn im Handel, dessen Qualität den billigeren Preis nicht rechtfertigte. Die Waage gab die Erklärung: das sonst zehnpfündige Bündel wog nur noch 9 Pfund englisch und jedes halbe Pfund oder jeder Strang $\frac{1}{10}$ weniger als alle bisher gebräuchlichen Packete und Stränge. Die Strickerinnen glaubten billigeres Garn zu kaufen und wurden doppelt getäuscht, weil sie wirklich weniger Garn erhielten und dieß in Wirklichkeit theurer bezahlten, denn

wenn auf 9 Pfund dieselben Abtheilungs- und Verpackungs-Kosten kommen, wie auf 10 Pfund, so muß dadurch das wirkliche Pfund theurer werden. Doch das war nur der Anfang.

Nur weniges Garn wird heute noch in Bündeln von 9 Pfund in den Handel gebracht; bald ging man auf 8, 7, 6½, 6 und 5 Pfund, und verkleinerte in demselben Verhältniß die Packete und Stränge. Freilich kosten diese kleineren Packetchen und Stränge nicht so viel, als früher die vollwichtigen, in Wirklichkeit sind sie aber bedeutend theurer, weil ein großer Theil der Arbeit jetzt auf 5 u. s. w. Pfund verwendet werden muß, der früher auf 10 Pfund verwandt wurde. Die Täuschung ist daher, wie schon bemerkt, eine doppelte, weil weniger Gewicht geliefert wird und dieses geringere Gewicht durch vermehrte Arbeit noch vertheuert ist.

Was half alles Sträuben der reellen Fabrikanten gegen eine Konkurrenz, die solche Seitenwege einschlug; die Mehrzahl mußte, namentlich bei den geringeren Sorten Strickgarn, dieselben Wege gehen, wollte sie überhaupt für ihre Waare Verkäufer finden, und so können wir denn die allergrößten Verschiedenheiten in den Gewichten der in Packete abgetheilten Strickgarne bei den Händlern vorfinden.

Es muß dieß für jede Hausfrau schmerzlich sein, zu erfahren, und wir können es ihr nicht verdenken, wenn sie den deutschen Handel, der dieß Alles ruhig auf sein Gewissen nimmt, mit ganz eigenthümlichen Augen ansieht. Niemand kann aber diesen Täuschungen so kräftig entgegenwirken, als die Leserinnen selbst. Wenn sie bestimmt erklären, nicht mehr getäuscht sein zu wollen und nur Garne kaufen, auf deren Einschlagspapieren neben der Fabriksfirma der Inhalt in landesüblichem Gewicht deutlich erkennbar ist, so wird es bald besser werden und die Paquete werden wieder bald das richtige Gewicht haben. In wirklichem englischem Gewicht kommt fast kein baumwollenes Strickgarn mehr im Zollverein vor, da nur sehr wenig von England eingeführt wird. Die deutschen Fabrikanten werden aber sehr gerne bereit sein, das Garn in richtigem Zollgewicht zu verpacken, wenn es so verlangt wird; einige von ihnen liefern jetzt schon kein anderes Gewicht mehr. Wir können daher unseren Leserinnen nur empfehlen, bei ihren Einkäufen das Garn auf die Waage legen zu lassen, sie werden sicher vor Täuschung sein und aus dem Pfund Strickgarn wieder so viel Strümpfe stricken können, als früher. (Aus dem Bazar.)

Du bist es!

Tief im Busen brennt es,
Durch die Seele saust es,
Wie Gewitter, schwer!

In das Herz eingreift es,
Wie die Windsbraut streift es
Wild und kühn daher!

Wie ein Feuer glüht es,
Hin- und herwärts zieht es
Ohne Rast und Ruh,
Heiße Liebe ist es,
Du, Mariechen, bist es,
Die ich liebe, Du!

Aloïs Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

In dem Hause Elisabethstraße Nr. 14 zu Wien sind sämmtliche Bewohner, Einer ausgenommen, von einem unbeschreiblichen, aber nur zu begründeten Ekel befallen. Schon seit Wochen hatte man gefunden, daß das zum Trinken und Kochen benutzte Wasser der Wasserleitung trüb und flockig war. Dasselbe geht den einzelnen Wohnungen aus dem auf dem Dachboden befindlichen Reservoir zu. Plötzlich verbreitete sich ein haarsträubendes Gerücht. Oben im Hause wohnt ein türkischer Meerschaum-Waarenhändler Namens Stojan Peanscheff, welchen man schon häufig Morgens mit nassen Haaren auf der Treppe gesehen hatte. Mehrere Beobachtungen traten zusammen, es war kein Zweifel, der Türke hatte in dem Trinkwasser-Reservoir Tag für Tag ein Bad genommen! Derselbe wurde zur Rede gestellt und leugnete keineswegs, sondern erklärte ganz unbefangen, daß er gemeint, das Wasser sei blos zum Baden da, der Hausmeister selbst habe ihm den Schlüssel gegeben. Unbegreiflicher Weise will nun aber auch der Hausmeister, welcher seit etwa einem Jahr im Hause ist und nicht in Abrede stellt, daß er dem Türken das Baden gestattet habe, nicht gewußt haben, daß das Reservoir das Trinkwasser für das Haus enthalte. Wir übergehen undelikate Einzelheiten, aber der Leser kann sich von den Gefühlen der Hausbewohner einen Begriff machen, wenn er erfährt, daß einem Gerüchte zufolge der Türke viele „Salbe" beim Baden gebraucht haben soll. Am Samstag, den 21. August, standen nun Türke und Hausmeister vor dem Gerichtshofe unter der Anklage, sich der Gefährdung der Gesundheit Anderer schuldig gemacht zu haben. Der Prozeß ist noch nicht zu Ende geführt. Von den Einzelheiten, welche die „Presse" anführt, heben wir den sehr drolligen Umstand hervor, daß einer der Hausbewohner die erste Nachricht, die er in der Zeitung über diese Bereicherung der Balneologie fand, mit ungeheurer Heiterkeit aufgenommen und sich vor Lachen geschüttelt hat — bis er, da er die komische Notiz noch einmal durchlas, die Nummer des Hauses als die seiner eigenen Wohnung erkannte.

Digitized by Google

worauf statt des Hexengesangs sein Magen in die heftigste Erschütterung gerieth.

Vor mehreren Jahren wurde zu Oxford das Manuskript eines alten Musikstückes aufgefunden mit der Angabe, daß dieses Adagio bei dem Eintritte der Königin Maria Stuart in die Schloßhalle von Fotheringhay aufgeführt worden sei. Da sich jedoch in gleichzeitigen Berichten über Maria's Hinrichtung keine Erwähnung dieser Musik vorfindet, so ist es wahrscheinlich, daß dieselbe in dem Schloßhofe aufgeführt wurde, vor der Volksmenge, welche sich außerhalb des Kastells herumdrängte. Hiebei muß bemerkt werden, daß diese Melodie, welche, langsam gespielt, einen feierlichen Eindruck gleich einem Todtenmarsche macht, in raschem Tempo nichts Anderes ist, als eine alte Volksweise, die zu jener Zeit mit trivialem Text abgeleitet wurde, um den Pöbel bei den häufigen Hexengerichten zu ergötzen. Die muthmaßlichen Absichten der Feinde der unglücklichen Königin, durch diese Klänge ihre letzten Augenblicke noch mehr zu verbittern, wurde durch die Musikanten vereitelt, welche den Gassenhauer in dem feierlichen Style der Kirchengesänge vortrugen und ihn dadurch in einen Trauermarsch verwandelten.

Aus Oppenheim a. Rh. schreibt man der „Volkszeitung“: Am 18. August hat das hier für die Hilfsbedürftigen im Plauen'schen Grund bestehende Hilfskomite einen Preis von 100 fl. für denjenigen ausgesetzt, welcher die Fragen: „Welches ist das beste Mittel zur Absorbirung der Kohlenwasserstoffgase und wie läßt sich dasselbe im Großen und in Kohlengruben mit Erfolg anwenden?“ nach dem Urtheile des Chemikers v. Liebig binnen einer Frist von drei Monaten am besten beantwortet. Das Komite wandte sich an den Präsidenten der bayerischen Akademie der Wissenschaften Herrn v. Liebig mit der Bitte um seinen Rath und die Uebernahme des Richteramtes in diesen Fragen. Herr v. Liebig erwiderte in freundlicher Weise und erklärte sich gern bereit, der gestellten Aufgabe alle seine Kräfte zu leihen, um sie zu realisiren, aber bezweifelte, daß dieselbe mit den gegenwärtigen Mitteln der Wissenschaft lösbar sei. Der berühmte Chemiker äußerte unter Anderm, daß man leicht im Stande sei, der atmosphärischen Luft Schwefelsauerstoff, Kohlensäure und manche andere Gase zu entziehen, aber nicht die Kohlenwasserstoffe, welche in den Bergwerken eine so verderbliche Rolle spielten; es sei demnach nicht zu erwarten, daß die projektirte Preisfrage einen Erfolg haben werde und er könne dazu nicht rathen; die Sicherheitslampe Davys bleibe immer das einzige Vorbeugungsmittel gegen solche Katastrophen in Kohlengruben.

Die eben erschienene Rang- und Quartierliste der preußischen Armee und Marine bestätigt wieder das Vorwiegen des adeligen Elements über das bürgerliche im Offizierkorps. Wir finden darin unter einer Generalität von 208 Köpfen nur neun einfache bürgerliche Namen, und von diesen neun gehören sieben dem wenig ritterbürtigen Artillerie- und Ingenieurkorps an. Von 51 Obersten der Kavallerie sind nur zwei bürgerlich; diesen beiden ist aber die Führung eines Regiments nicht anvertraut. Das Offizierkorps der Garde-Kavallerie hat sich bis auf die Secondelieutenants herab von bürgerlichen Elementen ungemischt erhalten.

Englische Blätter bestätigen den aus Tripoli gemeldeten Tod der holländischen Afrikareisenden Fräul. Tinné. Auf ihrer Reise in der Wüste von Murfuk nach Ghat fiel sie und zwei ihrer Begleiter, europäische Seelente, der Falschheit und Habsucht einiger Kameeltreiber zum Opfer. Mehrere Mitglieder der Familie der Fräulein Tinné haben sich bereits von Malta nach Tripoli begeben, um auf den Schauplatz der gräßlichen That zu eilen. Die Verstorbene befand sich in ihrem 30. Lebensjahre.

Charade.

Mit meinem Ersten bezeichnet man
Was hoch und würdig ist angethan.
Mein Zweites, ein Name, stets theuer ist
Bei Jud' und Heide, Moslem und Christ.
Mein Zweites das Ganze in Ehrfurcht nennt,
Und für es in Lieb' und Achtung entbrennt,
Mein Zweites vom Ganzen sicher kommt her.
Mein Ganzes ohn' das Zweite vorhanden nicht wär'.
Und wem der Himmel das Ganze beschеert,
Dem ward es zu ehren vom Zweiten gelehrt;
Und wem der Himmel das Ganze geschenkt,
Der stets mit Freud' seiner Kindheit gedenkt,
Denn zärtlich und liebreich früh und spat
War uns das Ganze, das Satan selbst hat.

Auflösung des Räthsels in Nr. 193:
Diamant.

Richtig gelöst von Johanna S. in München und M. R.

Geschichtskalender.

3. Sept. 1658. Olivier Cromwell's Todestag.
„ 1741. Schlacht bei Willmannsstrand, Sieg der Russen über die Schweden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 205 Samstag, 4. September 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Alle Wetter!“ lachte Raphael, „das nenne ich doch bescheiden sein! Sonst verlangst Du nichts? Glaubst Du wirklich, ich werde die ganze Nacht im Galopp geritten sein und meine Börse geleert haben, nur um mich so schnell als möglich wieder Deiner reizenden Gegenwart zu berauben? Nein, nein, mein Täubchen, nein, Du bist hier und bleibst hier, ob Du willst oder nicht, obgleich ich Dir aufrichtig gestehen muß, daß es mir viel lieber wäre, wenn ich zu keiner Gewalt greifen müßte.“

„Noch einmal, mit welchem Rechte handeln Sie so gegen mich?“ rief das arme Mädchen außer sich; „wo bin ich? wer sind Sie? Nach Ihrer Kleidung sollte man Sie für einen Edelmann halten. Sind Sie ein Bandit und haben den Rock, den Sie tragen, nur gestohlen?“

„Ei, ei, wozu die Heftigkeit, mein Schätzchen?“ sagte der Chevalier. „Mit welchem Rechte ich Dich entführt habe, fragst Du? Einfach darum, weil mich Deine schönen Augen von dem ersten Augenblicke, als ich Dich sah, bestochen haben.“

„Wo haben Sie mich gesehen? ich kenne Sie nicht.“

„Erinnerst Du Dich nicht, vor einigen Tagen, als Du mit Deinem Vater und einem Bauernburschen, der Dein Bräutigam sein soll, von Pennmarch heimkehrtest, zwei Reitern begegnet zu sein, die sich nach dem Wege erkundigten?“

„Ja, ich erinnere mich.“

„Der Eine davon versprach, bei Deiner bevorstehenden Hochzeit zu erscheinen, und Dir ein Geschenk mitzubringen.“

„Ja.“

„Nun?“ fragte der Chevalier, „erkennst Du mich nicht?“

„Wie? Sie sind? . . .“.

„Jener Reiter.“

„Ja, ja, jetzt erkenne ich Sie.“

„Höre mich, Yvonne,“ fuhr der Chevalier fort. „Du gefällst mir. Deine Schönheit hat mir den Kopf verdreht. Ich liebe Dich . . . Nun, nun, erschrick nicht, ein vernünftiges Mädchen erschrickt nicht über eine Liebeserklärung . . . Wenn Du vernünftig bist, so erhörst Du meine Liebe.“

„Mein Herr!“ rief Yvonne, und ihre dunkeln Augen schleuderten Blitze, „schweigen Sie . . . schweigen Sie mit Ihren frechen Reden! Sie lieben mich? sagen Sie. Nun, denn, so wissen Sie, daß ich Sie hasse und verachte.“

„So? Das werden wir doch sehen!“ höhnte der Chevalier und beugte sich über das Bett, um das Mädchen zu umarmen. Yvonne stieß einen Schrei des Entsetzens aus, während sie alle ihre Kraft zusammenraffte und den Frechen mit Heftigkeit zurückstieß. Bei dem Kampfe war die Binde an ihrem Arm losgegangen, die Ader öffnete sich von Neuem, und das Blut sprang im Strome heraus. Erschöpft, halb bewußtlos sank das arme Mädchen in die Kissen zurück.

Als Raphael das strömende Blut erblickte, hielt er inne. Er nahm den Arm des Mädchens, legte die Binde wieder an, und suchte Yvonne ins Leben zurückzubringen. Dann schritt er schweigend im Zimmer auf und nieder, um ihr Zeit zu lassen, sich zu erholen. Endlich trat er vor das Mädchen und sagte: „Yvonne, höre mein letztes Wort, Du weigerst Dich also, Dich von mir lieben zu lassen. Gut, das ist ein lächerliches Spiel, an das ich schon zu gut gewöhnt bin. Der Bauer, welchem Du Treue gelobt hast, paßt nicht für Dich; Du bist zu gut für ihn, Aber ich liebe Dich, Du bist in meiner Gewalt und Nichts in der Welt kann Dich mir entreißen. Es ist unnütz, dagegen nur weiter eine lächerliche Komödie aufzuführen. Bedenke also wohl, was ich sage. Ich bin reich. Laß Dich von mir lieben, und führe eine Zeit lang ein lustiges Leben an meiner Seite. Wenn ich die Bretagne verlasse, bist Du frei, und Du kannst zu Deinem Vater, und wenn Du noch willst, zu Deinen Verlobten zurückkehren. Hast Du aber, nachdem Du eine Zeit lang das lustige Treiben gekostet hast, keine Lust mehr dazu, so gehst Du mit mir nach Paris. Du wirst an der Dame, welche Du schon hier um Dich beschäftigt gesehen hast, eine treue Führerin haben. Jeder Deiner Wünsche soll erfüllt werden, und Du sollst die schönsten seidenen Kleider und Kostbarkeiten haben. Ueberlege Dir also meinen Liebesantrag. Besser, Du nimmst ihn freiwillig an, als ich zwinge Dich. Ich entferne mich jetzt, um Dir Zeit zur Ueberlegung zu lassen.

Heute Abend siehst Du mich wieder, und ich erwarte dann Deine letzte entscheidende Antwort. Bis dahin, Adieu!"

Langsamen Schrittes verließ er die Zelle und schob draußen mit Vorsicht die schweren Riegel vor.

XXVI.

Einige Minuten blieb Yvonne vor Entsetzen unbeweglich, ohne zu sehen, ohne zu denken. Das Fieber, das sich ihrer bemächtigt hatte, schüttelte sie mit erneuerter Heftigkeit. Sie verließ das Bett und ihre Augen suchten nach einem Messer oder sonst einer Waffe, mit der sie ihrem Dasein ein Ende machen könnte. Aber das Zimmer war leer; bloß in der einen Ecke stand ein alter, kunstvoll geschnitzter Schrank. Zu diesem schleppte sie sich; vielleicht befand sich in demselben, was sie suchte. Da sie sich abmühte, die Thüre des Schrankes zu öffnen, verließen sie ihre Kräfte und sie sank zu Boden. Endlich kam sie wieder zu sich; sie wollte sich aufraffen, und suchte einen Anhaltspunkt. Ihre Hand stützte sich auf den Kopf einer Bronce-Karyatide, welche an der einen Ecke des Schrankes als Zierrath angebracht war. Bei der Anstrengung, mit der sich Yvonne erhob, zog sie die Karyatide an sich. Plötzlich fühlte sie, daß dieselbe nachgab. Die Karyatide drehte sich um zwei Charniere, und hinter derselben trat eine kleine Messingplatte hervor, in deren Mitte sich ein Ring befand.

Ohne sich Rechenschaft zu geben, davon, was sie that, steckte die auf ihren Knieen liegende kleine Bretagnerin ihren Finger durch den Ring und zog. Der Ring gab nach. Alsbald bewerkstelligte sich in dem Schranke eine langsame, regelmäßige Bewegung. Der Schrank drehte sich um eine seiner an die Wand gelehnten Kanten und zeigte in der Mauer eine schmale Oeffnung, die aber immerhin groß genug war, um einem Menschen den Eingang zu gönnen.

Yvonne stieß einen Ruf der Freude aus, und faltete die Hände. „O, mein Gott! mein Gott!" murmelte sie . . . „Du verlässest die nicht, die auch Dich bauen!"

Mit der Hoffnung, ein Mittel zur Flucht gefunden zu haben, kehrte auch ihre Kraft wieder. Sie schlüpfte durch die Oeffnung in der Mauer und schritt langsam vorwärts. Es war eine schmale Treppe, die hinabführte. Die herrschende Dunkelheit ließ deren Länge nicht ermessen. Doch Yvonne zauderte nicht. Sie lispelte ein kurzes Gebet, hob die Karyatide, welche das Mittel ihrer Flucht verrathen konnte, wieder in die Höhe, und zog, da sie den Fuß auf die ersten Stufen der geheimen Treppe setzte, den Schrank hinter sich wieder zu. Der schwere Kasten rückte langsam und regelmäßig in seine frühere Stelle zurück, und ein schrilles Einschnappen bekundete die Güte der Feder.

(Fortsetzung folgt.)

Wagner und Bülow.

München, 8. Sept.

Es ist zur Genüge bekannt, daß Frau v. Bülow seit etwa zwei Monaten in Triebschen bei Luzern, dem gegenwärtigen Wohnsitz Richard Wagners, weilt. Wir haben seither von den Vorgängen, welche zur Trennung von ihrem Gemahl Anlaß gaben, nur geringe Notiz genommen, da wir sie als eine Privatangelegenheit betrachteten, die sich der öffentlichen Diskussion entziehe. Nachdem nun aber in Folge der mehrerwähnten Richterschen Affaire R. Wagner aus seiner bisherigen Zurückgezogenheit wieder heraus und in den Vordergrund getreten ist, so glauben wir doch über gewisse Dinge, welche durch die betheiligten Personen mit den nettesten hiesigen Theaterereignissen in mindestens mittelbarem Zusammenhang stehen, jetzt nicht mehr schweigen zu sollen. Wir lassen deßhalb einen Artikel der Berliner „Tribüne" hier folgen, welcher von dem vielen Klatsch, der in dieser Sache seinen Weg in die Oeffentlichkeit gefunden hat, durch ruhige maßvolle Schilderung der Verhältnisse sich vortheilhaft unterscheidet. Der Artikel lautet: „Der bayerische Hofkapellmeister, Dr. Hans v. Bülow, dessen Namen die Zeitungen in den letzten Wochen wiederholt erwähnt haben, ist ein Sohn des bekannten Schriftstellers Eduard v. Bülow, des Uebersetzers zahlreicher klassischer Werke aus dem Spanischen, Italienischen u. s. w. Hans v. Bülow, dessen musikalische Begabung sich sehr früh entwickelte, verlebte seine erste Jugend in Dresden und schon aus jener Zeit stammt der Einfluß, den Richard Wagner auf ihn geübt hat. 1849 bezog Bülow die Berliner Universität, um Jura zu studiren; schon damals wetteiferte er, nach dem Urtheil von Fachmännern, mit den ersten Pianisten der Hauptstadt, verfehlte auch schon damals nicht, sich durch scharfe Kritiken über manche zweifelhafte Kunstgrößen zahlreiche Feinde zu erwerben. Nach kurzem Studium hing er das Jus an den Nagel und ging nach Weimar zu Liszt, um von nun an ausschließlich der Musik zu leben. Liszt erkannte bald in ihm nicht nur den hochbegabten Musiker, sondern auch den feinen, nach allen Seiten hin gebildeten Geist, und aus dem Verhältniß des Schülers zum Lehrer wurde schnell ein freundschaftliches. Dort in Weimar erhielt auch der Enthusiasmus Bülow's für Wagner und die neue Richtung in der Musik sein festes Fundament, und als Bülow in die Welt hinauszog, um selbstständig als Pianist aufzutreten, galt er bereits für einen der fähigsten und energievollsten Apostel Richard Wagners. Ihm wurde die schwierige Aufgabe zu Theil, in Berlin, das sich sehr kühl, ja sogar angreifend gegen die neue Richtung verhielt, Terrain für dieselbe zu werben. Es gelang ihm, wenn auch unter schweren Kämpfen, die ihn in beständiger Aufregung erhielten und seinen reizbaren Geist verbitterten. Der König (damals Prinzregent),

ernannte ihn zum Hofpianisten, die Universität Jena zum Ehrendoktor und eine Anzahl bedeutender Konzerte, denen die allgemeinste Aufmerksamkeit zu Theil wurde, bekundeten sein hohes Dirigententalent, und halfen die Werke der neuen Richtung in Berlin einbürgern. Namentlich als die von ihm geleiteten Konzerte der „Gesellschaft der Musikfreunde“ nach jeder Richtung hin durchschlugen, schien Bülow dauernd für Berlin gewonnen. Da, im Frühjahre 1864, erfolgte die bekannte Berufung Richard Wagner's nach München, zu dem jungen, für Wagner begeisterten Bayernkönige Ludwig II. Es ist begreiflich, daß Bülow dem Zauber der Aussicht, in München mit voller Kraft und getragen durch die Gunst eines jugendlich begeisterten Königs für die ihm zur Herzenssache gewordene Richtung wirken zu können, nicht zu widerstehen vermochte. Vergebens suchten ihn seine Freunde in Berlin zu halten. Die Hoffnung, Großes wirken zu können und der Wunsch Richard Wagner's bestimmten ihn, die Berufung nach München anzunehmen. Wahrscheinlich wirkte auch auf ihn der Einfluß seiner Gattin, welcher die Berliner Kreise zu wenig Gelegenheit zur Entfaltung ihres Geistes und ihres Ehrgeizes darzubieten schienen. Diese Dame ist die älteste Tochter Liszt's. Der berühmte Pianist, der jetzt nach einem reichbewegten Leben als Abbé im Schooß der Kirche Ruhe sucht, ist nie verheirathet gewesen; wohl aber bestand ein längeres inniges Verhältniß zwischen ihm und der französischen Gräfin d'Agoult, geb. Flavigny, die von ihrem Gatten getrennt lebte, und welche seitdem unter dem Schriftstellernamen Daniel Stern allgemein bekannt geworden ist. Die drei aus dieser Verbindung hervorgegangenen Kinder wurden sehr sorgsam erzogen. Cosima, die ältere und Blandine, die jüngere, wohnten in den Jahren 1855 und 56 bei der Mutter Hans v. Bülow's in Berlin, um ihre Erziehung zu vervollständigen, und im Jahre 1857 wurde Cosima die Gattin Bülow's. Blandine, eines der liebenswürdigsten und anmuthigsten Mädchen, heirathete bald darauf den bekannten französischen Politiker und Führer des linken Zentrums, Emil Ollivier, starb aber an den Folgen der Geburt ihres ersten Kindes. Daniel, das jüngste Kind, starb 1858 im Hause seines Schwagers Bülow in Berlin. In München war Bülow, wie er bald gewahr werden mußte, auch nicht auf Rosen gebettet. Wagner mußte München verlassen und auch Bülow ging auf einige Zeit nach der Schweiz und Basel, erhielt aber dann eine sehr ehrenvolle Rehabilitirung als Hofkapellmeister und Direktor der neugegründeten Kunstschule. Darüber, daß er die Wagner'schen Opern in mustergültiger Weise dirigirte und in einer an das Ideal gränzenden Vollkommenheit vorführte, sind auch die Gegner der neuen Richtung einig. Leider hatte die Gesundheit Bülow's in den letzten Jahren so gelitten, daß er sich genöthigt sah, um seinen Abschied einzukommen und auf demselben zu bestehen, obwohl der König ihm nur einen Urlaub geben wollte. Wie in der neuesten Zeit verlautet, hat freilich noch ein anderer Grund zu diesem Scheiden von München beigetragen und da er durch unberufene Federn in die Presse gedrungen, so mag wenigstens die Wahrheit darüber gesagt werden. Cosima v. Bülow, der Wagner früher, als sie ihn in der Schweiz kennen lernte, persönlich antipathisch war, scheint in München bei näherer Bekanntschaft von der Genialität Wagners bis zu dem Grade geblendet worden zu sein, um eines jener Verhältnisse mit ihm einzugehen, von denen wir in den Berichten über die „geniale“ Zeit Weimars in den Tagen Göthes manches Wunderbare lesen, über welche die simple Moral unseres Jahrhunderts sich jedoch nicht so leicht hinwegsetzt. Hr. v. Bülow entschloß sich deßhalb, die Stellung aufzugeben, die ihm, wenigstens mittelbar, durch seinen Freund und Meister zu Theil geworden und die er, wie alle seine Kollegen und Schüler anerkennen, mit eben so viel Talent, wie Fleiß und Ausdauer verwaltet hat. Zu dem Bedürfnisse nach körperlicher Erholung gesellt sich die Sehnsucht nach Ruhe des Gemüthes. Er ist entschlossen, die Scheidung herbeizuführen. Um dieselbe zu ermöglichen, muß allerdings die Tochter Liszt's zur protestantischen Kirche übertreten, was ihrem Vater, dem katholischen Abbé, wahrscheinlich großes Herzeleid verursachen wird. Aber diese Eventualität, so wie eine spätere Verbindung mit Richard Wagner werden sich nicht vermeiden lassen, da sie von der Nothwendigkeit geboten sind, und wer den energischen Charakter Hrn. v. Bülow's kennt, zweifelt nicht daran, daß er auf dieser Lösung der Frage bestehen wird. So viel über eine Angelegenheit, die allerdings nicht vor die Oeffentlichkeit gehört, die aber, wenn sie einmal vor das Publikum gebracht worden ist, besser wahrheitsgemäß besprochen, als der Entstellung und halbwahren Vermuthungen überlassen wird.“

An der Kegelbahn.

Rolle, Kugel, rolle, rolle,
Wälze dich im luft'gen Spiel!
Schnurre, Kugel, trollig-tolle,
Triff das Ungesetzte Ziel.

Triff gleich Blitzesungewittern
Auf die Ecke! Sicher triff,
Daß die stolzen Neune zittern
Vor dem markig-kühnen Griff!

Bunte Burschе — kalte, warme —
Schleifen mit den Kugeltanz;
Rührt euch, streckt euch, Arme, Arme,
Werft die Kugel aus zum Kranz!

Bin ich wohl ein Demokrate? —
Reiß' den König um allein!

O, darum ist's jammerschade:
Niemals möcht' ich König sein!

Lustig stellt in Reih' und Gliede
Immer wieder auf die Neun',
Daß sich stets was Neues biete —
Mag's auch toll und trollig sein!

Rolle, Kugel, rolle, rolle,
Wälze dich im lust'gen Spiel!
Schnurre, Kugel, trollig-tolle,
Triff das ostverfehlte Ziel!

Alois Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

[Heldenthat des Turnerfeuerwehrmannes Adolph Zahn.] Am 1. Aug. wüthete, wie s. Z. gemeldet, in der Annaberger Mühle in Kassel ein so furchtbarer Brand, daß der Lack an einzelnen Spritzen vor Hitze Blasen zog und die Feuerwehrmannschaft trotz des strömenden Regens es vor Hitze nur in großer Entfernung aushalten konnte. Angränzende große Etablissements waren auch schon in Brand gerathen und die Gefahr eine allgemeine und sehr große. Bei diesem Brande führte der Turnerfeuerwehrmann Adolph Zahn, unterstützt von einigen Kameraden, eine Heidenthat aus, von welcher die „Deutsche Feuerwehr-Zeitung" folgende Schilderung gibt: Das Feuer hatte sich so rasch über die ganze Mühle verbreitet und auch das an der hinteren Seite angebaute Wohngebäude, welches über den Wasserrädern stand, ebenfalls ergriffen, so daß die im 3. Stocke wohnende Familie der Wittwe v. Bardeleben, welche zu spät wach wurde, die schon brennende Treppe nicht mehr passiren konnte, und sich vor Hitze und Rauch in ein nach dem Mühlengraben gehendes Zimmer retten mußte, von wo aus sie um Hilfe schrie. In diesem Augenblicke kamen die ersten Turner-Feuerwehrmänner auf dem Brandplatze an; — um aber fünf Menschen, eine Mutter mit ihren vier Kindern aus dem dritten Stock des bereits in Flammen stehenden Gebäudes, welches auf der einen Seite durch die in voller Lohe brennende Mühle und auf der andern durch den sehr tiefen und breiten Mühlgraben von aller Verbindung abgeschnitten war, zu retten, war nur eine etwa 30 Fuß lange schwankende Obstleiter zur Hand, diese wurde auf einen schmalen Mauerabsatz gesetzt und reichte von hier aus über den 20 Fuß tiefer liegenden Mühlgraben bis an das schräg gegenüber liegende Fenster; Zahn eilte auf diesem unsichern Wege den Bedrängten zu Hilfe, einige Kameraden hielten die sich unter ihm sehr stark biegende Leiter auf der Mauer und alle Unterstehenden erfüllte bange Sorge, ob die schwache Leiter halten, ob das Rettungswerk gelingen würde; Zahn brachte zuerst ein kleines Mädchen, dann einen Knaben herab; ein größerer Knabe und eine erwachsene Tochter hatten den Muth, nachdem sie Zahn auf die Leiter gehoben, allein herunter zu gehen; die schwerste Aufgabe blieb aber noch zu lösen, die halb ohnmächtige Frau v. Bardeleben war ganz außer Stande, irgend etwas zu thun, und so mußte sie Zahn auf dem gefährlichen Wege herabtragen, den sicheren Tod vor Augen, wenn die Leiter unter der doppelten Last brach und er mit der Frau in die Tiefe stürzte; doch Gott schützte den Braven, und ließ ihn sein schönes Werk vollbringen. Die Turner-Feuerwehr gab ihrem braven Kameraden zu Ehren ein Bankett, an welchem auch die Spitzen der Behörden theilnahmen, und wobei dem mit Recht Hochgefeierten im Namen des ganzen Korps als Zeichen der Liebe und Anerkennung ein Eichenkranz auf's Haupt gesetzt wurde.

Eine Todesanzeige aus dem „Krossener Wochenblatte" lautet: „Heute roth, morgen todt. So war's mit meiner Frau, die noch heute vor acht Tagen über Tische und Bänke sprang, und gestern schon begraben worden ist, was an ihr sterblich war. Sie war während ihrer Ehe ein munteres Weib, die sich nicht leicht ein X für ein U vormachen ließ. Darum mag jeder meinen Schmerz ermessen; so jung und so lustig, und jetzt schon begraben. Was ist das menschliche Leben, sagte ich dieser Tage wiederholt zu mir und auch gestern noch auf dem Kirchhofe, wo ich den Todtengräber bezahlte, welcher auch den Grabhügel in Ordnung hatten will. So eine heitere Frau finde ich gewiß nicht wieder. Darum mein Schmerz ein gerechter. Ich wünsche, daß der Himmel Jedermann vor ähnlichem traurigen Geschick bewahre und danke für den Blumenschmuck, so wie dem Herrn Kantor für das Grablied, welches mir durch und durch ging, aber sehr gut vorgetragen wurde. Ackermann, Schlossermeister."

Auflösung des Rebus in Nr. 194:

„Ein Mann, ein Wort!"
Das Sprüchwort gut noch hier und dort —
Wird auch den Rebus lösen;
Doch sind die Zeiten längstens fort,
Allwo des Mannes Ehrenwort
Noch heilig ist gewesen.

M. M.

Geschichtskalender.

4. Sept. 1632. Die Schweden werden von Wallenstein bei Nürnberg geschlagen.
„ 1764. Poniatowsky wird König von Polen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallaubt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 206 Montag, 6. September 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Mehreremal stolperte Yvonne auf den ausgetretenen Stufen der in tiefster Dunkelheit liegenden Treppe. Endlich hörten die Stufen auf. Die Verlegenheit des armen Kindes war außerordentlich. Sie hatte keine Ahnung, wo sie sich befand; keine Spur, nach welcher Seite sie ihre Schritte lenken sollte. Einen Augenblick stand sie und bedauerte ihre Flucht. Wie? wenn sie keinen Ausweg aus diesen unterirdischen Räumen fand? wenn sie den Qualen des Hungertodes verfiel? . . . Doch, der Gedanke an ihren Verfolger verscheuchte rasch alle Bedenken wieder. Lieber den fürchterlichsten Tod als die Liebkosungen des feigen Bösewichts! Von diesem Gedanken getragen, tappte sie entschlossen vorwärts. Da sie auch nicht die geringste Ahnung hatte, von den Räumen, in denen sie sich bewegte, so konnte sie nur langsam, Schritt für Schritt, weiter. Mehrere Stunden lang irrte sie so umher. Nirgends ein lichtes Pünktchen, das auf irgend ein Ende der Gänge, auf einen Ausgang ins Freie gedeutet hätte. Ein kalter Schweiß trat auf die Stirne des Mädchens. Bei jedem Schritte taumelte sie; mit Mühe hielt sie sich an den feuchten Wänden entlang. Das Fieber schüttelte sie immer heftiger. Ihre Gedanken wurden immer wirrer, ihre Knie zitterten, die Adern an ihren Schläfen hämmerten mit furchtbarer Gewalt.

Da wich mit Einemmale der Stützpunkt, den ihr die Mauer bisher geboten hatte; ihre Hand tappte ins Leere; unfähig, sich aufrecht zu erhalten, taumelte sie, verlor das Gleichgewicht, und sank stöhnend zu Boden. Sie hatte das Bewußtsein gänzlich verloren.

Es waren Yvonne's unsichere Schritte, ihr unregelmäßiger Athem, ihr Schmerzensruf, was Jocelyn hörte. Der alte Diener horchte noch eine Weile unbeweglich und stumm, mit ängstlich klopfendem Herzen. Als er nichts mehr hörte, kehrte er zu seinem Herrn zurück.

„Nun?“ fragte der Marquis.

„Ich weiß nicht, was vorgefallen ist, gnädiger Herr, aber sicher ist Jemand in den unterirdischen Gängen, denn ich habe das Fallen eines Körpers und dann einen Seufzer gehört.“

„Es ist vielleicht Jemand, der unseres Beistandes bedarf,“ rief der Marquis. „Komm, komm, Jocelyn.“ Doch der alte Diener, so wie die Nonne hielten den Marquis zurück. Sie stellten ihm die Gefahr vor, in die er sich tollkühn stürzen würde, wenn er unvorsichtiger Weise sich aus seinem Versteck hinauswagen wollte. Die Abtei hatte neue Bewohner erhalten, die man nicht kannte; wer weiß, ob das, was der alte Diener gehört hatte, nicht eine Falle war. Es brauchte lange, bis der Marquis sich bestimmen ließ, zu bleiben.

„Der Abend bricht ohnehin bald herein, gnädiger Herr,“ sagte Jocelyn, „dann steige ich hinauf; ich kenne alle Zu- und Ausgänge, und werde die ganze Abtei rekognosziren. Ich bringe ihnen sichere Nachricht über die Leute, welche sich außer uns noch hier befinden, verlassen Sie sich darauf. Bis dahin, bitte ich Sie inständigst, nichts zu wagen.“

„Gut!“ sagte der Marquis seufzend, „warten wir also den Abend ab!“

Als der Abend kam, machte sich Jocelyn auf, um seinen Spähergang durch die Abtei anzutreten. Doch nahm er seinen Weg nicht durch die geheime Pforte, vor welcher Yvonne lag, sondern über eine kleine Treppe, die er aus seinen Kinderjahren her noch recht gut kannte. Durch die Dunkelheit gedeckt, gelangte er bis in den großen Klosterhof. Er stellte sich hinter einen Pfeiler, und blickte forschend um sich. In dem einen Flügel waren zwei Fenster erleuchtet. Um jeden Preis mußte er erfahren, wer sich in dem Gemache dort oben befand.

Er machte im Hofe die Runde, bis er in einer Ecke eine Leiter fand, die er herbeischleppte, und gegen das eine der erleuchteten Fenster lehnte. Mit einer für sein Alter staunenswerthen Raschheit kletterte er die Leiter hinan. Doch kaum hatte er die letzte Sprosse erklommen, und einen Blick durch das Fenster in das Innere des Gemaches gethan, als er von einem heftigen nervösen Zittern befallen wurde, und von der Leiter mehr herabfiel als sprang. Er hatte die beiden Peiniger seines Herrn erkannt. Unbekannt mit den Umständen, welche diese hierher geführt, war Jocelyn fest überzeugt, daß die beiden Männer die List mit dem angeblichen Tode des Marquis durchschaut, und dessen Zufluchtsstätte entdeckt hatten. Ohne an das Geräusch, das er in dem Souterrain gehört hatte, weiter zu denken,

Digitized by Google

schleppte er die Leiter an ihren Ort zurück, und eilte, so rasch ihn seine Füße trugen, in die Zelle zu seinem Herrn hinab.

Als der Marquis und Julie ihn bleich, mit verstörten Zügen hereinstürzen sahen, stießen Beide einen Schrei des Entsetzens aus.

„Was gibt's?" — „Was ist vorgefallen?" riefen Beide. Jocelyn brauchte einige Minuten, ehe er zu Athem kommen konnte. Endlich rief er: „Fliehen Sie, gnädiger Herr! fliehen Sie auf der Stelle!"

„Fliehen?" fragte der Marquis verwundert, „weßhalb?"

„Gnädiger Herr, sie wissen Alles! Sie sind verloren!"

„Von wem sprichst Du?"

„Ah, von den beiden Elenden, dem Graf und dem Chevalier."

„Unmöglich!"

„Und doch, ich versichere Sie, es ist so."

„Deine Augen haben Dich getäuscht; in der Angst hast Du die Schreckbilder Deiner Einbildung wirklich zu sehen geglaubt!"

„Nein, nein," betheuerte Jocelyn, „ich habe mich nicht geirrt. Um einen wohlbesetzten Tisch saßen der Graf Fongueray, der Chevalier und . . . eine Dame."

„Was für eine Dame?"

Der alte Diener stockte.

„Sie?" rief der Marquis.

„Ja, ja! Die Schwester der beiden Elenden," lispelte Jocelyn.

Der Marquis zweifelte nicht länger. Auch er war wie sein alter Diener überzeugt, daß der Graf und der Chevalier Alles wußten und ihm auf der Fährte waren. Verzweiflung erfaßte seine Seele, und seine Hand griff nach dem Pistol in seinem Gürtel, um mit einer raschen That allen diesen furchtbaren Verlegenheiten ein Ende zu machen. Ein Blick auf Julie hielt ihn zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Photographischer Lichtdruck.

In der Sitzung des photographischen Vereins zu Berlin vom 20. August legte Herr Großmann, Firma Ohm u. Großmann hierselbst, Chausseestraße 5, eine Sammlung von etwa 50 Stück photographischen Bildern vor, welche das höchste Interesse und die Bewunderung der Versammlung erregten. Diese Bilder sind nach einem ganz eigenthümlichen Verfahren hergestellt. Sie sind wahre Drucke, d. h. mittelst der Presse und durch eine Art lithographischer Farbe angefertigt, und geben Zeugniß, daß das jahrelang angestrebte Ziel, die Herstellung von Photogrammen durch die Presse vollständig erreicht ist.

Die vorgelegten Muster zeigen einen hohen Grad von Vollendung und stehen in eigentlichem Sinne des Wortes als das Höchste da, was bisher in dieser Manier geleistet worden; denn alle die tausendfältigen Versuche, an denen sich die hervorragendsten Fachmänner, selbst Gelehrte und eine große Anzahl von tüchtigen Lithographen betheiligten, bleiben den Erfolgen der Herren Ohm u. Großmann sehr fern.

Der alte Erbfeind der überraschend schönen Erzeugnisse, welche die Photographie auf allen Gebieten der Kunst, Wissenschaft und des praktischen Lebens erreicht hat — die Vergänglichkeit der Silber-Copien auf Papier — ist durch diese Erfolge vollkommen beseitigt. Unvergänglich, wie der Urstoff, die Kohle, werden hinfort die Photogramme sein und — nicht mehr für Jahrzente, sondern für Jahrtausende bestehen!

Die Sammlung der vorgelegten Probedrucke umfaßt Aufnahmen nach der Natur, als Portraits, Gruppen, Architekturen und Landschaften, wie auch Reproduktionen von Stichen und Zeichnungen und alle in ausgezeichneter Schärfe und Klarheit, ohne daß in irgend einem Theile Halbton und Modulation entbehrt werden. Dabei ist am „Korn" keine Spur zu erkennen, so daß dieselben den alten, so sehr vervollkommneten Silber-Copien auf Salz- und Eiweißpapier gleichstehen.

Soviel Herr Großmann über dies Verfahren, welches unter Leitung des Herrn Gemoser in München soweit ausgebildet worden ist, sich aussprach, bietet es allen Photographen außerordentliche Vortheile. Die Herstellung einer Druckplatte auf gewöhnlichem Muse geschieht in wenigen Stunden und erfordert, je nach der Größe, für ¼ bis 1 Groschen an Präparaten. Von Aufnahmen, welche des Morgens geschehen, lassen sich zum Abend schon mehrere hundert vollendet schöne Abdrücke herstellen. Die Einrichtungskosten sind höchst unbedeutend und kostet namentlich die eigenthümlich konstruirte Druckpresse nur 30 Thaler.

Zum Drucke eignen sich alle Papiersorten, wenn es sich darum handelt, stumpfe Abdrücke zu erzielen, während für glänzende Bilder ein besonders zubereitetes Papier erforderlich ist, welches spezielle Erfindung der Herren Ohm und Großmann ist. Im Ganzen also lassen sich diese Drucke, wofür Hr. Großmann den Namen „Lichtdruck" angenommen, bedeutend billiger, in jeder beliebigen Anzahl und in kürzerer Zeit herzustellen, wie die Silberkopien nach dem alten Verfahren. Die vorgenannte Firma ist im Begriffe, im Verein mit dem Hrn. Gemoser hierselbst, Chausseestr. 5, ein großartiges Etablissement zur Einführung dieses neuen Verfahrens, welches eine völlige Umwälzung, eine neue Aera in der Photographie zu schaffen berechtigt ist, einzurichten.

Ein- und Ausfälle.

I. An eine Langnasige.

Deinen Mund, den schönen, möcht' ich längst schon einmal küssen —
Aber Furcht hält mich zurück: die Augen einzubüßen.

II. An eine breitmündige Sängerin.

„Hör'" ich dich singen, reißt dein Gesang
Unwiderstehlich, gewaltig mich fort;
„Seh'" ich dich singen, wird es mir bang —
Denn ich befürchte den gräßlichsten Mord.

III. Schnupfer.

Oekonomen bedürfen der Dunggruben:
Räumen sich solche hinter dem Viehstall stets ein.
Aber Schnupfer — pfui! — räumen der Dunggruben,
Zwei an der Zahl, — in des Gesichtes Mitte sich ein.

Aloïs Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

[Aus Pelissier's Memoiren.] Jenseits und diesseits des Kanals regnet es Memoiren. Vor Kurzem Lord Palmerston's, jetzt die des Marschalls Pelissier. Das letztere Werk wird viel Anklang finden, denn bekanntlich war Pelissier nicht blos bei sehr vielen Ereignissen betheiligt, sondern auch ein Mann von Geist und sehr ungenirter Sprache. Und so findet man auch in diesem posthumen Buche viele von den heißenden Aeußerungen, welche sozusagen seine eigenthümliche Spezialität waren. Er gestand übrigens selber gern seine ironische Brutalität ein, wie dies folgende Aeußerung zeigt, die er eines Tages machte. Es war von Tauf- oder Vornamen die Rede. Wahrlich, sagte er, der Zufall spielt in dieser Beziehung oft sehr tolle Streiche: Canrobert, der doch die Unentschlossenheit selber war, hieß mit Vornamen Certain; X.... (der Name eines Offiziers, der im Geruche steht, den Pulvergeruch nicht sehr zu lieben) heißt Achill, und ich meinestheils heiße sogar Aimable. Eine fernere Anekdote entnehmen wir dem Werke: Auf dem Gouvernementplatze zu Algier konnte der Marschall eines Abends in Zivil, ohne Gefolge, nur die Marschallin am Arm, eine riesige Rose im Knopfloch an. Die Musik eines Regiments spielte auf dem Platze und der Marschall drängte sich durch die Menge, um zu den reservirten Plätzen zu gelangen. Hinter einem Auditeur angelangt, der ihn nicht hatte kommen sehen und deßhalb nicht Platz machte, weil er aufmerksam der Musik lauschte, bleibt der Marschall stehen. Die Herzogin zog ihren Gemahl seitwärts, weil sie fürchtete, er möge sich zu einer unbedachten Handlung hinreißen lassen; der Marschall blieb einige Minuten hinter dem Musik liebenden Auditeur stehen, aber dann nahm er sein Stöckchen und hieb ihn über die Waden. Dieser kehrt sich jäh um und hebt eben die Hand zum Zuschlagen auf, als er den Marschall erkennt. „O Marschall, Sie können von Glück sagen, daß ich Sie erkannt habe; aber das Spiel, das Sie eben gespielt, könnte Ihnen einmal schlecht bekommen!" Mit diesen Worten sucht der Auditeur sich zu drücken. Dienstfertige wollen ihn zurückhalten. Lassen Sie ihn, sagt der Marschall, er ist ein Grobian, aber er hat Recht. Treffe ich ihn jedoch einmal ohne Uniform, dann kann er sich vorsehen, der Racker.

Die Bereitung von Alkohol aus Abfällen ist ein neuer, von einem Schotten, Peter Robinson, in Chicago ins Leben gerufener Industriezweig, welcher sich auszeichnet rentiren soll. Man sammelt den Kehricht der Häuser, Abfälle aller Art, verdorbene Speiseüberreste, todte Ratten, faule Kohlblätter und andere, noch weniger ästhetische Stoffe, kocht das Chaos 6 Stunden lang unter 212 Grad Fahrenheit, schöpft das Fett, welches zur Seifenfabrikation sehr geeignet ist, ab und gewinnt aus dem Reste der Flüssigkeit vermittelst Gährung und Destillation den schönsten klaren Alkohol, der nur einen etwas stärkeren Fuselgehalt hat, als der gewöhnliche. Eine Karrenladung (10 Fässer) voll Abfälle gibt durchschnittlich 30 Pfund Seifenfett und 40 Gallonen Alkohol von 90 Grad Stärke, demnach würden allein aus den Abfällen von Chicago wöchentlich 15,000 Pfund Fett und 30,000 Gallonen Alkohol zu gewinnen sein. Die schon seit einiger Zeit in Chicago in dieser Branche arbeitende Kompagnie hat der Düngergesellschaft von Cincinnati die Alternative gestellt, entweder gegen die Entschädigung von 20,000 Dollars ihr Patent für diese Stadt abtreten oder für Zahlung von 8000 Dollars und halbem Antheil am Netto-Ertrage den Betrieb dortselbst übernehmen zu wollen. Es ist dieß eine schöne Aussicht für Schnapstrinker, denn der Alkohol, der angeblich nur zu Fabrikzwecken bestimmt ist, soll sich auch zur Branntweinbereitung vorzüglich eignen.

In Interlaken ist der Besitzer des dortigen größten Hotels vor einigen Tagen das Opfer eines Schwindels geworden. Derselbe erhält nämlich von Genf aus eine Depesche: „Ich bin bereit, nächsten Montag eine militärische Soirée zum Besten der Ueberschwemmten zu geben. Steht Ihr Hotel zur Verfügung? Alexandre Dumas." Der Hotelbesitzer hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als zu antworten, daß sein

ganzes Etablissement zur Verfügung stehe. Tags darauf (Sonntag 22. August) langte der Sekretär von A. Dumas im Hotel an und erklärte, daß sein Herr nur dann die Vorlesung abhalten werde, wenn eine gewisse Summe garantirt sei. Nun gibt man sich alle Mühe, die betreffende Summe aufzubringen, und es gelingt den Anstrengungen des Hotel-Inhabers und des Sekretärs, circa 200 Billete à 12 Fr. gegen baar zu veräußern. Man telegraphirt sofort nach Genf, daß nichts mehr im Wege stehe, und machte alle Vorbereitungen, um den gefeierten Schriftsteller würdig zu empfangen. Aber Alles vergebens. Nächsten Morgen war der Sekretär verschwunden, und auf telegraphische Anfragen bei A. Dumas, der sich für einige Tage in Genf aufhält, erklärte derselbe, daß ihm die ganze Sache unbekannt sei. Von dem Schwindler, der sich für den Sekretär ausgegeben hat, ist keine Spur mehr zu entdecken.

[Aus Wieliczka.] In der abgelaufenen Woche wurde der Einbau der Saugpumpen in das vor dem Füllorte des „Elisabeth"-Schachtes angelegte wasserdichte Reservoir bewerkstelligt, wodurch es nun möglich wird, das Wasser im süßen Zustande zu heben und weiteren Salzverlusten zu entgehen. Während dieser Arbeiten mußte der Gang der Maschine am „Elisabeth"-Schachte eingestellt werden, daher auch am „Elisabeth"-Schachte das Wasser gestiegen ist und am 22. v. M. wieder den Stand von circa 2½ Klaftern unter dem Horizont „Haus Oesterreich" zeigte. Im „Franz-Joseph"-Schachte ist aber die kleinere Maschine ununterbrochen thätig geblieben und hat dort den Wasserstand um 11 Zoll vermindert. Der Parallelschlag aus dem „Albrecht"-Schlage ist derzeit (am 25. Aug.) auf sieben Klafter, drei Schuh vorgeschritten und die Kastenverzimmerung am „Franz-Joseph"-Schachte fortgesetzt worden.

Es ist wohlthuend, von einem Kavalier zu hören, der noch für Anderes Sinn hat, als für noble Passionen. In einem österreichischen Blatte lesen wir: Die Eltern in der inneren Stadt Pesth waren kürzlich in Besorgniß darüber, daß die seit 25 Jahren bestehende, mit einem Kindergarten verbundene Kleinkinderbewahranstalt des Hrn. Göbl diese sehr geeignete Lokalität verliert, weil Graf Franz Paul Zichy auf diesem großen Grunde schon lange ein Palais erbauen will. Als jedoch der Graf von diesen Besorgnissen Kenntniß erhielt, erklärte er, daß er den Bau aufschiebe, weil er am schönsten Palast der Welt keine Freude hätte, wenn die Kinderwelt dadurch Schaden erlitte.

Die deutsche Goethe-Stiftung in Weimar hat am 28. August den für dieses Jahr ausgesetzten Preis von 1000 Rthlr., um den drei Arbeiten konkurrirten, nach dem einstimmigen Urtheil der Preisrichter (Groß aus Dresden, Hänel aus Dresden, Lübke aus Stuttgart, Preller aus Weimar und Zitek aus Prag) dem Professor Hermann Wislicenus in Düsseldorf zuerkannt. Gegenstand der Aufgabe war ein Entwurf zur Ausmalung des Treppenhauses in dem neuen Museum zu Weimar.

Der Statistiker Dr. Engel in Berlin theilt die erschreckende Thatsache mit, daß 90 Prozent der einjährig Freiwilligen, d. h. der Gebildeten, wegen körperlicher Untüchtigkeit im Heere nicht dienen können. Engel beklagt, daß die jungen Leute auf den Gymnasien, Universitäten und Fachschulen zu viel sitzen, bleiche Wangen, blöde Augen und markloſe Knochen kriegen.

Eine Depesche von Trepassy Bay, Neufundland, dem Orte, wo die Dampfer „Germania" und „Cleopatra" unlängst Schiffbruch gelitten, meldet, daß Taucher mit der Rettung des Cargos der „Germania" beschäftigt sind, und daß es ihnen bereits gelungen, einen Theil der Baarfracht und neun Briefsäcke in Sicherheit zu bringen.

Charade.

Mein Erstes eigen zu besitzen
Ist jedes Menschen Wunsch und Drang;
Der Wilde aber kriegt es leichter,
Eh's Unsereinem je gelang.
Mein Zweites unter allen Gaben
Des Lebens wohl die höchst' erscheint,
Denn dieses Eine erst zu haben
Ist schwieriger als man es meint.
Jedoch mein Ganzes zu besitzen
Dem Reichen gar zu leicht gelingt;
Doch gar zu oft im Lauf der Zeiten
Erfahrung d'rob Enttäuschung bringt.

Geschichtskalender.

5. Sept.	1733.	Geburtstag des Dichters Wieland
„	1848.	Die Nationalversammlung verwirft den durch Preußen abgeschlossenen Waffenstillstand von Malmö.
6. Sept.	1634.	Schlacht bei Nördlingen, Niederlage der Schweden.
„	1849.	Die Oesterreicher nehmen die Festung Peterwardein.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Bailanht.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 207 Dienstag, 7. September 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Fliehen! murmelte er düster vor sich hin, „fliehen! wohin? Man kennt mich in der ganzen Gegend. Ja, wenn Marcof zu Penmarch wäre, würde ich nicht zaudern. Ich würde am Bord seines Luggers eine Zufluchtsstätte suchen."

„Höre, Philipp," sagte die Nonne, „ich habe Dir bereits gesagt, daß die alte Pächterin, die um meinen Aufenthalt hier weiß, mir ganz und gar ergeben ist. Ich kann ihr unbedingt vertrauen, und sie wird gewiß Alles thun, was wir von ihr verlangen. Unter dem Schutze der Nacht können wir alle Drei ungefährdet die Abtei verlassen. Wir gehen zu ihr; ihr Sohn ist ein Fischer und wohnt an der Küste unweit von Audierne. Er wird Dich nach den englischen Inseln bringen, und einmal dort, bist Du in voller Sicherheit."

„Und Du, Julie? fragte der Marquis.

„Sobald Du Dich eingeschifft hast, kehre ich wieder hieher zurück," antwortete die Nonne.

„Hierher? Nimmermehr."

„Warum?"

„Dieß hieße, Dich freiwillig in die Hände jener elenden Wichte überliefern."

„Was habe ich zu befürchten?"

„Alles."

„Sie kennen mich ja nicht."

„Was weißt Du davon? Ihr Interesse drängt sie, Dich kennen zu lernen; und sei versichert, sie werden Alles errathen.

„Was liegt daran?"

„Nein, nein," rief der Marquis, „ich fliehe nur unter einer Bedingung."

„Die ist?"

„Daß Du mich nach England begleitest."

„Das geht nicht, Philipp."

„Nun gut, so bleibe ich hier."

„Alles Bitten, alle Beschwörungen der Nonne blieben fruchtlos; der Marquis beharrte fest darauf, ohne sie Frankreich nicht zu verlassen. Es blieb ihr nichts übrig, als nachzugeben. Ohne Zögern brachen alle Drei auf. Jocelyn schritt voran und wandte sich gegen das Souterrain.

„Nein, nein!" rief Julie lebhaft, „vielleicht lauern sie schon dort auf uns. Gehen wir durch den Kreuzgang."

Die Fliehenden schlugen denselben Weg ein, den Jocelyn früher genommen hatte. Der alte Diener ging der Vorsicht halber voran, und vergewisserte sich, daß der Kreuzgang leer war. Dann gab er dem Marquis und Julien ein Zeichen, ihm unbesorgt zu folgen. Ohne irgend ein Hinderniß gelangten sie ins Freie.

Die arme Yvonne blieb unbemerkt und verlassen in dem unterirdischen Gange liegen. Kraftlos und unbekannt mit dem Ort, wo sie sich befand, war sie dem verhängnißvollen Loos verfallen, entweder in den unterirdischen Gängen ihren Tod zu finden, oder wieder in die Gewalt Diego's oder Raphael's zu fallen.

XXVII.

Jasmin hatte seiner Kochkunst Ehre gemacht. Das köstliche Mahl, das er seinen Herren bereitet, brachte dieselben in die heiterste Stimmung. In ausgelassener Lustigkeit gaben sich sowohl der Graf als der Chevalier und Hermosa den Freuden der Tafel hin. Jasmin hatte mit einer besonderen Spürnase Alles, was Küche und Keller Verwendbares bargen, aufgestöbert; ebenso hatte er die Schränke mit dem reichen Silbergeschirr aufgefunden, welches die Bewohnerinnen der Abtei mitzunehmen keine Gelegenheit gefunden hatten. So kam es, daß die nunmehrigen Bewohner von Plessatel an einer Tafel saßen, die in jeder Beziehung glänzend genannt werden durfte.

Als das Mahl zu Ende war, gab Hermosa dem Diener ein Zeichen, den kleinen Henrique zu Bett zu bringen, und sie allein zu lassen. Die Unterhaltung wurde jetzt noch ungebundener und ausgelassener. Hermosa war ganz das Weib dazu, jede gesellige Lust zur Orgie umzuwandeln. Es gab für die Drei keinen Zwang mehr.

„Nun, Hermosa, meine Königin," rief Diego, „gehe und kredenze uns den Syrakuser Wein, den prächtigen Landsmann, der den Verstand umnebelt und das Herz erquickt! O unser Calabrien ist doch ein schönes Land! Gib uns Jedem eine Flasche, wie sonst, wenn wir einen tüchtigen Fang gethan hatten."

Diego umschlang sie; zog sie an sich und rief: „Einen Kuß, meine Theure.“ Und zu ihrem Ohr geneigt, flüsterte er: „Verirre Dich nicht!“

Hermosa wechselte einen raschen Blick mit ihm, sprang auf und holte die Flaschen. Vor jeden der beiden Männer stellte sie eine.

„Raphael!“ rief Diego, indem er sein Glas füllte, „laß uns auf das Wohl unserer ehemaligen Kameraden trinken!“

„Ja, auf das Wohl unserer alten Kameraden, welche noch auf den Felsen der Abruzzen sich herumplagen, auf das Wohl Cavacciolis!“ rief Raphael anstoßend und sein Glas bis auf den Grund leerend. „Hermosa, sing' uns ein Lied, weißt Du, ein recht lustiges neapolitanisches Lied, wie wir's so oft in den Abruzzen gesungen haben. Schenk ein, Hermosa, schenk ein!“

Das Weib stimmte mit kräftiger, vollklingender Stimme ein solches Lied an, und beide Männer trällerten lustig mit. Da brach der Chevalier plötzlich ab, fuhr mit der Hand über die Stirne und sagte:

„Zum Teufel, was ist denn das? mich erfaßt ein Schwindel!“

„Vielleicht brauchst Du etwas frische Luft?“ bemerkte Diego.

„Möglich.“

„Oeffne das Fenster, Hermosa.“

„Hermso gehorchte, indem sie abermals einen Blick mit Diego wechselte, über dessen Lippen ein Lächeln flog.

„Ich fühle mich etwas wohler!“ sagte Raphael, ans Fenster tretend.

Diego stand auf, legte seinen Arm um Hermosa's Nacken, und neigte sich zu ihr, als wollte er sie küssen.

„Du hast das ganze Fläschchen ausgeleert?“ flüsterte er.“

„Ja.“

„Alle Wetter!“

„Ist das zu viel?“

„Ei freilich. Doch einerlei; die Sache wird nur um so schneller zu Ende sein.“

Raphael wandte sich in diesem Augenblicke um.

„Ei der Henker!“ rief er lachend, als er die Beiden in zärtlicher Umarmung erblickte, „welche Liebe! welche Leidenschaft! Es ist eine Freude, Euch anzuschauen!“

„Nun? mein Thenerster!“ rief Diego, „hast Du nicht auch ein schönes Liebchen, das Deiner harrt?“

„Alle Wetter, ja . . . meine schöne Yvonne! Ich hatte sie ja ganz vergessen.“

„So eine Gleichgiltigkeit ist mir bei einem Verliebten aber noch nicht vorgekommen!“ sagte lachend Hermosa.

„Daran ist der Syrakuser Wein schuld,“ entgegnete Raphael, „er wirkt heute Abend ganz sonderbar. Alle Augenblicke ergreift mich ein Schwindel. Es ist, als ob der Boden unter mir wankte.“

„Du verträgst eben nichts.

„Nein, nein, Du weißt recht gut das Gegentheil. Doch einerlei. Mein schüchternes Täubchen wird inzwischen Zeit genug gehabt haben, sich zu sammeln. Alle Wetter, ich hoffe sie Irre zu finden.“

„Du gehst zu ihr?“

„Auf der Stelle.“

Und Raphael ging auf die Thür zu. Doch auf halbem Wege taumelte er, mußte sich rasch anhalten, um nicht zu fallen und sank auf einen Stuhl.

(Fortsetzung folgt.)

Die Brillen.

Es gibt kein optisches Geräthe, welches bekannter und verbreiteter wäre, als die Brille; woher mag diese Popularität der Brille kommen? Während der Taube sein Hörrohr zu verbergen strebt und, wenn auch bisher vergebens, darauf sinnt, es mit Erfolg in seinen Dimensionen derart zu verkleinern, daß es sich irgendwo und irgendwie — etwa im Hut oder im Ohr selbst — verstecken ließe, suchen Alt und Jung mit der Brille zu glänzen, doch nicht, weil sie selbst glänzt? Beim Hörrohr vermeidet man ja gern das Auffallende des Glanzes. Vielleicht, weil die Brille nicht so plump wie das Hörrohr gebaut ist; vielleicht auch, weil sie nicht eigens wie das letztere ihre Wellenquelle zur besonderen Thätigkeit auffordert; oder weil sie nicht, wie das Hörrohr, stets zu neuen Fragen zwingt? Vielleicht, weil sie dem edelsten Sinne wirklich hilft und nicht wie das Hörrohr seinen Herrn oft im Stiche läßt? Oder weil die Brille in der Erfindung viel älter als das Rohr der Schwerhörigen ist, und weil wir sie bei den von uns verehrten Personen — Eltern, Lehrern, u. s. w. — von Jugend an sehen? Allein da stehen wir vor einem logischen Zirkel: Warum nehmen aber unsere Alten die Brille in Affektion und nicht das Hörrohr?

Die Antwort ist in den vorstehenden Fragen angedeutet. Die Brille leistet in der That mehr und Verläßlicheres als das Hörrohr und verunstaltet den Träger so wenig, daß sie in der Einbildung sogar zur Zierde ihres Besitzers werden kann. Indeß hat auch hier der gesunde Geist des Volkes das Bessere erkannt, und sein Witz reibt sich oft genug an den „Glasaugen“, an den „vier Glasaugen“ u. dgl. m., ohne daß jedoch der sogenannte gemeine Mann die Brille von sich weist, wenn er ihrer wirklich bedarf.

Der Erfinder der Brillen hat sich bis heute nicht mit Bestimmtheit ermitteln lassen, und man weiß nur, daß die Brillen gegen Ende des 13. Jahrhunderts in Italien auftauchten und gegen 1370 auch in Deutschland bekannt wurden. Die hohlgeschliffenen Brillen für Kurzsichtige kamen noch später, obwohl man aus einer undeutlichen Stelle im Plinius hat schließen wol-

len, Nero habe sich eines konkav geschliffenen Smaragdes wie eines Augenglases bedient. Sicher ist, daß die Alten die vergrößernde Kraft der Wasserkugeln und Brenngläser beim feinen Steinschnitt benützten, jedoch in anderer Weise, als dies bei der Brille geschieht; sie brachten nämlich jene durchsichtigen Mittel bis an das zu vergrößernde Objekt und hatten eigentlich ein einfaches Mikroskop.

Ihren Namen hat die Brille vermuthlich von Beryll, weil sie vielleicht Anfangs aus grünem, berylähnlichem Glase angefertigt wurde. Die Chinesen scheinen die Brillen, wie so vieles Andere, auf ihrem eigenen Kulturwege gefunden zu haben; sie schleifen die Scheiben zu ihren Brillen theils konvex, theils konkav aus dem durchsichtigen Schachi oder Theestein, welcher die Farbe eines Thee-Aufgusses besitzt, und binden diese eigenthümlichen Linsen vor die Augen mittelst hinter den Ohren geleiteter Seidenschnüre. Unter den südamerikanischen Alterthümern will man einen Kopf mit einer Brille erkannt haben; ob aber das vor den Augen jenes Kopfes befindliche Ding wirklich eine Brille ist? Gewiß würde man irregehen, wenn man den Anachronismus einiger älteren Maler ernst nähme, die den heiligen Hieronymus mit einer Brille darstellten, obschon er im vierten Jahrhundert, also lange vor Erfindung der Brillen, lebte.

Es scheint, daß man die Brillengläser anfänglich mittelst einer Fassung in der Hand hielt; später sollen sie an der Mütze befestigt und mittelst dieser vor die Augen gebracht worden sein. Gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts klemmte man die Brillen mit Hilfe ihrer federnden Fassung an die Nase, was in neuerer Zeit in verbesserter Form wieder geschieht, welches Verfahren aber jenem nachsteht, bei welchem die Brillen mittelst der Gestelldrähte hinter den Ohren gehalten werden.

Interessant war auf der zweiten Londoner Weltausstellung (1861), sowohl in Beziehung auf die äußere Form, als auch in Hinsicht auf den Schliff der Augengläser, die historische Brillensammlung des Optikers J. Brahams. Die Brillen waren von ihrem ersten Bekanntwerden fortschreitend bis zum Jahre 1862 geordnet. Auch die Brillen großer Naturforscher, z. B. Scheiner's, Newton's, Kitchener's, Herschel's u. A. m., hatte sich der Aussteller zu verschaffen gewußt. Man konnte also aus der Nummer der Brillen auf das Sehvermögen jener berühmten Männer zurückschließen.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Kunstausstellung.

CH München, 5. Sept.

Die Jury für die internationale Kunstausstellung hat ihre Aufgabe in der Hauptsache vollendet. Auf Grund der von derselben abgegebenen Gutachten wurden von Sr. Maj. dem Könige als Protektor der Ausstellung folgende Auszeichnungen zuerkannt: das Ritterkreuz 1. Klasse des Verdienstordens vom hl. Michael wurde verliehen dem Professor Oswald Achenbach, dem Künstler B. Vautier in Düsseldorf, dem Professor Ed. Steinle in Frankfurt a. M., dem Direktor der Kunstschule in Stuttgart Neher, den Malern Franz Adam, Ludwig v. Hagn und Adolph Lier in München, dem Maler Alma-Tadema in Brüssel, Gustav Doré in Paris, dem Professor van Lerius in Antwerpen, den Malern Stevens, Alex Cabanel, Courbet und Corot in Paris, dem Professor der Bildhauerkunst Dr. Drake in Berlin und dem Professor der Kupferstecherkunst Mandel in Berlin. Nächst diesen Ordensverleihungen sind für ausgezeichnete Werke der internationalen Kunstausstellung zu München 1869 Ehrenmedaillen in Gold zuerkannt worden: den Malern Alb. Brendel, Burnitz und Anton Burger in Preußen, den Malern O. v. Thoren, E. Jettel und Rob. Ruß in Wien, den Malern Brandt, Braith, L. Hartmann, Professor Th. Horschelt, Friedrich Lenbach, G. Max und Anton Seitz in München, Stückelberg und W. Füßli in der Schweiz, de Haas in Holland, Joris und Beauchi in Italien, Delaunay, Apian, César de Cock, von Marke und Jacques in Frankreich, ferner aus dem Gebiete der Plastik, den Bildhauern Carpeaux in Paris, Monteverde in Rom, Argenti in Mailand, Professor Begas in Berlin, König in Wien, Wagmüller in München, Professor Schnitzspahn in Darmstadt, dann den Kupferstechern Vogel in München, Bartelmes in Düsseldorf, endlich dem Aquarellmaler Taylor in London. Bei der Beurtheilung über die Auszeichnung der Künstler waren für die Jury folgende Grundsätze maßgebend: 1) die Mitglieder der Jury schließen sich von der Preisbewerbung aus; 2) Medaillen und Orden sollen als gleich ehrende Auszeichnungen betrachtet werden; 3) die Verleihung einer solchen Auszeichnung setzt mindestens zwei Drittheil der Stimmen voraus; 4) nur diejenigen Werke aus Privatbesitz werden bei der Beurtheilung in Betracht gezogen, welche auf Veranlassung der betreffenden Künstler zur Ausstellung eingesendet worden sind; 5) an den Preisbewerbungen können nur die Kunstwerke Theil nehmen, welche in dem letzten Dezennium geschaffen wurden; 6) diejenigen Künstler, welche von Bayern schon höhere Auszeichnungen für künstlerische Verdienste besitzen, sind als außerhalb der Preisbewerbung stehend zu betrachten; 7) mit möglichster Berücksichtigung der Nationalitäten wird die Jury die hervorragendsten Werke der Ausstellung prämiiren. Se. Majestät haben sich noch bewogen gefunden, verschiedenen Künstlern und Privaten, welche sich um das Zustandekommen und die Durchführung der Ausstellung besonders verdient gemacht haben, Auszeichnungen zu verleihen: Das Ritterkreuz 1. Klasse des Verdienstordens vom hl. Michael erhielten: der erste Vorstand des Ausstellungskomite's und

Digitized by Google

der Preisjury, Professor Schleich; dann der Professor Knoll, Vorstand der Münchener Kunstgenossenschaft und Komitemitglied; die nämliche Auszeichnung erhielten: die Künstler Fr. Friedländer und J. M. Aigner in Wien, Scanfleur in Brüssel und Peters in Stuttgart, dann die Besitzer von Gemäldegallerieen Petit in Paris, Kommerzienrath Ravené in Berlin und Lustig in Wien.

Spatzen.

Nimm dich, Mädchen, vor den Spatzen,
Diesen Häschern, wohl in Acht;
Denn sie naschen süße Früchte
Gern, wie mir der Gärtner sagt.

Deine Maienrosenlippen:
Kirschensüß und kirschenroth,
Locken wohl die losen Schelme
Zu dem leckern Vesperbrod.

Auch vor Spatzen ohne Flügel
Nimm wohlweislich dich in acht:
Wenn sie satt genascht sich haben,
Wirst du zwitschernd ausgelacht.

Alois Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

Unter der Ueberschrift „Militärischer Sport" veröffentlicht die „Pall Mall Gazette" folgendes ihr von einem „Rattenfreunde" zugeschicktes Inserat aus einer schottischen Zeitung: „Großes Wett-Rattenbeißen, Preis 10 Pfd. Sterling und die Championschaft von Schottland, nebst Zuerkennung des Schampion-Silberpokals mit der Namensinschrift des Siegers. Um genannten Preis konkurrirt ein Offizier des gegenwärtig in Glasgow garnisonirenden 100. Regiments, dessen Hündin „Rose" im Rattenbeißen mit „Lucy", der Hündin des schottischen Champions, wetteifern wird. Ort: M.?—'s Große Rattenkampfhalle, — Straße, am Mittwoch, 25. August 1869, um 8 Uhr Abends." „So amusiren sich unsere Offiziere", fügt die „Pall Mall Gazette" diesem Inserat hinzu.

Ein Schwindler machte in diesen Tagen als „durch unverschuldetes Unglück herabgekommener Arzt" seinen Wiesbadener „Kollegen" zum Zweck Bettelns seine Aufwartung. Einer derselben war mißtrauisch und stellte ein kleines Examen mit dem Unbekannten an. Auf die Frage: „Wo befindet sich der nervus sympathicus?" erhielt er sofort die Antwort: „Derselbe ist, so viel ich weiß, in Göttingen!" Sprach's und verschwand — leider zu schnell!

Als ein Prediger vor Kurzem bei einer Trauung in Delaware Jeden, der Einwendung zu machen habe, aufforderte, sich zu melden, rief eine unterdrückte Stimme: „Ich!" Aller Augen richteten sich dorthin, von wo der Schall kam und erblickten ein Individuum, das ein Taschentuch vor die Augen hielt und schluchzte. „Welche Einwendungen haben Sie zu machen, mein Freund?" fragte der Geistliche. „Ich selbst möchte Sie heirathen", stieß der unglückliche Liebende hervor, „aber sie will mich nicht."

Der Primas der norwegischen Geistlichkeit, Bischof J. L. Arup in Christiania, feierte den 28. Aug., als den 50. Jahrestag seines Eintritts in den Dienst der norwegischen Kirche. Er ist 1793 in Christiansand geboren, wo sein Vater Glöckner war.

Homonyme.

In München werden in mir leider sehr schlechte Witze gebracht;
Und dennoch hat Schiller über mich ein treffliches Lied gemacht.

Auflösung der Charade in Nr. 196:

Ein L, ein U, ein E,
Und noch zwei R, zwei O,
Jetzt noch dazu ein P,
Wird's sein „Napoleon".

A. A.

Gleich richtig gelöst von M. M. und Em. Sundheimer in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

7. Sept. 1631. Gustav Adolph schlägt Tilly bei Leipzig.
„ 1830. Volksaufstand in Braunschweig.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Maillandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 208 Donnerstag, 9. September 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Diego folgte allen seinen Bewegungen mit dem Auge eines Tigers, der seine Beute bewacht. Das Gift wirkte fürchterlich schnell; Raphaels Gesichtszüge wurden sichtlich immer mehr verstört. Er wollte sich erheben, aber vergebens; er sank ermattet auf den Stuhl zurück. Seine Stirn bedeckte sich mit kaltem Schweiß.

„O meine Brust, meine Brust verbrennt!" stöhnte er.

„Willst Du trinken?" fragte Diego.

Raphael antwortete nicht. Diego trat an den Tisch, nahm ein Glas, füllte es mit Syrakuser Wein und reichte es Raphael. Dieser streckte die Hand darnach aus und sah seinen Genossen an. Da durchzuckte ein plötzlicher Gedanke sein leichenfahles Gesicht. Er stieß das Glas heftig zurück und packte Diego's Arm.

„Warum," rief er mit heiserer Stimme, „warum hast Du heute Jedem eine besondere Flasche Wein geben lassen? warum hast Du nicht aus der meinen getrunken?"

„Zum Teufel, was für Narrheiten schwätzest Du da?" erwiderte Diego ruhig lächelnd.

Doch Raphael stürzte auf den Tisch zu, ergriff sein Glas, goß den Rest des Trankes, der noch in jener Flasche sich befand, hinein, und reichte es Diego.

„Trink!" rief er.

„Ich habe keinen Durst!" antwortete Diego ruhig.

„Trink, sage ich; ich will es!"

„Zum Henker mit Deinem ich will es!" rief der Graf, und schleuderte das Glas weit weg, daß es in Scherben flog.

„Ha!" schrie Raphael mit dem Ausdruck des höchsten Entsetzens, „Du hast mich vergiftet!"

„Du bist ein Narr," entgegnete Diego.

„Du hast mich vergiftet . . . wo ist das Fläschchen, das Dir Cavaccioli gegeben hat?"

„Hermosa hat's."

„Wo ist es? Ich will es sehen! O ich verbrenne; ich sehe nicht mehr!" jammerte Raphael, sich unter den gräßlichsten Schmerzen windend.

„Was ist da zu thun?" fragte Hermosa.

„Abwarten; es wird nicht lange dauern," erwiderte Diego.

„Ha, siehst Du, daß Du mich vergiftet hast!" rief Raphael, der diese Worte vernommen hatte, obgleich sie leise geflüstert worden waren. „Du hast mich vergiftet, doch wir werden mit einander sterben." Mit wüthender Geberde riß er einen Dolch aus dem Gürtel und versuchte, sich auf Diego zu stürzen. Aber ein neuer Schwindel packte ihn, so daß er nicht von der Stelle konnte.

Hermosa hatte sich der Thür genähert.

„Geh, geh," rief Diego lebhaft, „und verhindere, daß Jasmin hierher komme. Hermosa gehorchte mit sichtlicher Eile.

„Wenn es doch Raphael gelingen möchte, bevor er stürbe, ihn zu tödten!" murmelte sie zwischen den Zähnen.

Raphael hatte sich wieder aufgerafft. Getrieben von der letzten Kraft der Verzweiflung, von glühendem Rachedurst, eilte er auf seinen Mörder zu. Dieser kannte die Gewalt des Giftes zu genau, um an dessen Wirkung zu zweifeln. Er suchte also nur Zeit zu gewinnen. Es entspann sich nun zwischen Beiden ein fürchterlicher Kampf. Diego wich dem Wüthenden aus, indem er aus jedem Tisch, jedem Stuhl sich ein Bollwerk machte, und Raphael, todtenbleich, keuchend, sich kaum aufrecht haltend, suchte vergebens ihn zu erreichen. Diego stieß absichtlich die Leuchter auf den Tisch um. Die Dunkelheit erhöhte die Furchtbarkeit der Lage. Raphael errieth, daß Diego die Kerzen nur umgeworfen hatte, um leichter die Thür gewinnen und entfliehen zu können; er stemmte sich also fest gegen dieselbe, den Dolch krampfhaft in seinen eiskalten Fingern haltend.

Diego tappte langsam vorwärts. Da er Raphael nicht mehr hörte, so glaubte er, derselbe habe die Besinnung verloren. Er ging also auf die Thür zu. Seine tappende Hand begegnete der seines Gegners.

„Endlich!" schrie Raphael, seinen Dolch hebend und mit ziemlich fester Hand den Stoß führend. Diego aber hatte alle seine Geistesgegenwart bewahrt, und bückte sich rasch. Raphael stieß ins Leere. Diego sprang nun blitzschnell auf, packte Raphael in seine Arme, hob ihn empor und schleuderte ihn zu Boden. Dann öffnete er rasch die Thür, sprang hinaus, und zog sie hinter sich zu. Der Schlüssel, der von außen im Schlosse

Digitized by Google

steckte, machte es ihm möglich, die Thür abzusperren. Einmal draußen, athmete er wieder frei auf.

Hermosa stand vor ihm.

„Nun?“ fragte sie.

„Es wird bald aus sein mit ihm,“ erwiderte Diego.

„Wie? er lebt noch?“

„Ich wollte kein Blut vergießen.“

„Weßhalb?“

„Damit Jasmin glauben könne, was wir ihm über diesen plötzlichen Tod erzählen werden . . . Doch jetzt geh' auf Dein Zimmer, Hermosa.“

„Du gehst nicht mit.“

„Nein.“

„Wohin gehst Du denn?“

„Zu der kleinen Bretagnerin.“

„Warum das?“

„Um nachzusehen, ob sie nicht auch dem Tode nahe ist. Du weißt, ihr Fieber schien ein tödtliches.“

Die Frau heftete ihr großes, schwarzes Auge fest auf ihren Genossen.

„Diego!“ rief sie.

„Hermosa?“ erwiderte er, den durchdringenden Blick ruhig ertragend.

„Diego, Du hast gesagt, das junge Mädchen sei Dir gleichgiltig?“

„Ja.“

„Du hast gelogen.“

„Pah.“

„Du hast gelogen, sag' ich.“

„Aber ich schwöre Dir . . .“

„Laß das!“ unterbrach ihn Hermosa verächtlich, „glaubst Du denn, ich liebe Dich noch so sehr, um eifersüchtig zu sein?“

„Nun dann?“

„Ich will, daß Du mir die Wahrheit sagst.“

„Ich habe sie gesagt.“

„Gut, so gehe ich selbst zu der jungen Bretagnerin, und da sie für uns jetzt ohne Nutzen ist . . .“

„Nun?“ fragte Diego, da er sah, daß Hermosa ihren Gedanken nicht vollständig aussprach.

„Es sind noch einige Tropfen auf dem Boden des Fläschchens zurückgeblieben,“ sagte sie kalt.

Diego fuhr betroffen zurück.

„Gestehe!“ rief Hermosa.

„Nun, und wenn dem so wäre? was liegt daran?“ fragte er.

„Mir liegt vor Allem daran, daß wir das, was Ihr aus dem Schloß Loc-Ronan gebracht habt, theilen.“

„Alle Wetter, warum hast Du das nicht gleich gesagt?“

Und Diego zog die Frau rasch in ein anstoßendes Zimmer. Dort stand in einer Ecke ein schwerer, eisenbeschlagener Koffer, in welchen Diego und Raphael die im Schloß Loc-Ronan geraubten Kostbarkeiten und Werthpapiere niedergelegt hatten. Diego öffnete ihn und wollte zur Theilung schreiten. Da legte Hermosa ihre Hand auf seine Schulter und sagte: „Laß das vorerst.“

(Fortsetzung folgt.)!

Die Brillen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Brillen, welche ursprünglich nur in ihrer Sehnoth von alten Leuten gebraucht wurden, kamen später bei den Spaniern in die Mode; zum Glücke griff aber diese gefährliche Thorheit bei den übrigen Völkern nicht durch. Die Theorie der Brillen konnte selbstverständlich erst gegeben werden, nachdem das Wesen des Sehens klar geworden war. In der That glückte es erst Kepler (1604), die Leistung der Brillen in einer noch heute gültigen Weise verständlich zu machen.

Das Bild eines jeden Gegenstandes muß genau auf die Netzhaut fallen, wenn jener deutlich wahrgenommen werden soll. Da das Auge wie eine erhabene Linse wirkt, so wäre dies eigentlich nur für eine bestimmte Entfernung der Sachen vom Auge zu erwarten. Die Erfahrung zeigt aber, daß jedes Auge sich für verschiedene Entfernungen einrichte oder „accommodire“, d. h., es vermag für je andere Abstände des Objektes vom Auge ein deutliches Bild auf die Netzhaut zu bringen. Zeichnet man auf einer Glastafel einen Pfeil, so kann man willkürlich den Pfeil oder die hinter der Tafel befindlichen, abliegenden Dinge deutlich sehen. Im ersteren Falle erscheinen die Gegenstände verschwommen, im zweiten der Pfeil. In ähnlicher Weise verhält es sich mit einer Schrift, die man durch einen vor letzterer befindlichen, etwas entfernten Flor ansieht. Man kann das Seh-Organ nach Belieben auf die Fäden des Gewebes oder auf die Buchstaben scharf einstellen.

Indeß hat das Einrichtungsvermögen des Auges seine Gränze. Ein normales Auge nimmt einen Gegenstand nicht mehr deutlich wahr, wenn es denselben näher als 8 bis 10 Zoll gebracht wird. Nur jene Gegenstände, welche sich außerhalb dieser Gränze befinden, unterscheidet man scharf. An dieser Gränze selbst sieht man den Gegenstand am deutlichsten. Die Entfernung von 8 bis 10 Zoll heißt daher die Weite des deutlichen Sehens, oder kurzweg die Sehweite. Bei manchen Personen ist jedoch die Sehweite viel geringer, bei anderen bedeutend größer, als die vorhin angegebene; erstere heißen kurzsichtig, letztere weitsichtig. Weil kurzsichtige Augen eine Annäherung, weitsichtige aber eine Entfernung des in der Sehweite befindlichen Gegenstandes fordern, so müssen sich die Strahlen bei ersteren schon offenbar vor, bei letzteren erst hinter der Netzhaut ver-

einigen. Das kurzsichtige Auge wirkt also wie eine zu viel, das weitsichtige wie eine zu wenig erhabene Linse. Man muß daher jenem vermittelst eines hohl geschliffenen Glases, diesem aber vermittelst eines erhaben geformten Glases, oder mit einer passenden Brille zu helfen suchen.

Je weitsichtiger ein Auge ist, desto schärfer muß seine Brille, d. h. desto kleiner muß die Brennweite und die am Glase eingeritzte Nummer der Linse sein. Die stärksten konveren Brillen brauchen die am grauen Staar Operirten, weil bei ihnen die wegen ihrer Trübheit aus dem Auge genommene Krystall-Linse durch die Glaslinse der Brille ersetzt wird. Da ein seiner Krystall-Linse beraubtes Auge nicht adjustiren kann, so wird für dasselbe die Brille versuchsweise gewählt. Für Augen jedoch, accomodiren können, läßt sich die Brennweite berechnen, indem man die Entfernung, in welcher der Weitsichtige am deutlichsten sieht, mit dem Abstand, in welchem er durch die Brille am schärfsten sehen soll, multiplizirt und dieses Produkt durch den Unterschied beider Entfernungen dividirt. Für ein kurzsichtiges Auge gilt die nämliche Regel; man nimmt aber hiebei die Brennweite des Glases negativ, d. h. das Glas wird entsprechend concav gewählt.

Die Stecher, Feder- oder Quetschbrillen gestatten, daß man die eine oder die andere ihrer Seiten dem Auge zuwenden darf; beide Flächen ihrer Linsen müssen daher gleiche Krümmungen haben. Wird jedoch, wie bei den Sattelbrillen mit Kopfspangen, immer die nämliche Seite nach dem Auge gekehrt, dann sind die Menisken, deren Hohlflächen stets nach dem Auge hin liegen, vorzuziehen, weil sie auch das Sehen seitwärts befindlicher Gegenstände besser gestatten; solche von Wollaston (1812) vorgeschlagene Brillen heißen daher, mit Anspielung auf das seitliche Sehen, periskopische; sie haben den Fehler einer allzu starken Spiegelung.

Das grelle Sonnenlicht, wie es von weißlichen Gebäuden, Pflastersteinen u. dgl. m. zurückgeworfen wird, überreizt die Netzhaut und wird dem Sehorgan schädlich. Empfindliche Augen bedürfen daher gegen solche nachtheilige Einflüsse des übermächtigen Lichtes eines Schutzes, und man versieht sie daher mit Brillen aus blauem oder schwärzlichem Glase. Letzteres, eine neuere Erfindung der Engländer, ist vorzuziehen. In früherer Zeit verwendete man zur Lichtabschwächung auch grünes Glas; man ist aber davon abgekommen, weil es das überkräftige Licht nicht so gut mildert, wie das blaue oder schwärzliche Rauchglas, auch „Londonsmoke"-Glas. Empfindliche, aber sonst normale Augen erhalten nun solche gefärbte Gläser, welche an beiden Seiten entweder vollkommen eben oder gekrümmt wie die Uhrgläser und wie letztere überall gleich dick sind. Solche dunkle Brillen finden beispielsweise auch als Schneebrillen Anwendung, um der gefährlich blendenden Einwirkung des Gletscherfirns zu entgehen. Den gleichen Dienst leisten zur Noth künstliche Pupillen, das sind vor die Augen gebundene Brettchen, welche sehr kleine Lichtöffnungen besitzen. Die Gläser der Staubbrillen für ein normales Auge müssen dünn und beiderseits eben oder uhrglasförmig gestaltet sein. Nur in diesem Sinne haben Conservirbrillen für geschwächte, aber sonst normale Augen eine Berechtigung; mit Brillen einem ganz gesunden Auge beispringen wollen, damit es nicht anormal werde, ist ebenso lächerlich und gefährlich, als ob ein Gesunder Medizin nehmen würde, damit er nicht krank oder als ob ein Geradbeiniger auf Stelzen ginge, damit er nicht krumm werde.

Auch die Weit- und Kurzsichtigen können sich gegen das zu starke Licht blauer oder dunkler Brillen bedienen; aber diese sollen dann isochromatisch, das ist solche sein, bei denen die eigentliche Linse aus weißem Glase besteht, die aber mit einem überall gleichmäßig dicken, blauen oder dunklen Glase belegt sind. Denn wäre die Linse selbst aus blauem oder dunklem Glase, so würden die ungleich dunklen Färbungen an den verschieden dicken Stellen desselben dem Auge schädlich werden.

Sehr interessant und wichtig ist die von Arago (1835) erfundene Turmalinbrille, welche dazu dient, die den Schiffen gefährlichen unterseeischen Klippen, Riffe und Felsen zu verrathen. Sieht man nämlich durch eine zweckmäßig gelegte Turmalinplatte schräg nach einer Wasseroberfläche, so werden die von Letzterer schief reflektirten Lichtstrahlen größtentheils polarisirt, und daher vom Turmalin absorbirt. Die unter dem Wasser befindlichen Gegenstände senden natürliches Licht oder zum vorigen Lichte entgegengesetzt polarisirte Strahlen an den Turmalin, daher sie durch Letzteren ins Auge gelangen. Durch einen Turmalin erblickt man also unter dem Wasser befindliche Objekte und Schifffahrtshinderniße, was dem freien Auge nicht möglich ist, weil dann die von der Wasser-Oberfläche reflektirten Strahlen die aus dem Wasser kommenden an Stärke übertreffen. Da man sich der Turmalinbrille nur für die gefahrdrohenden Stellen der Gewässer, mithin nicht immer bedient, so genügt es, blos das eine Auge mit der Turmalinplatte zu bewaffnen und das andere zu schließen.

Bei Besprechung dieses Turmalin-Monocles fällt uns das bei den Stutzern so sehr beliebte Glas-Monocle ein, vor dessen Gebrauch wir nachdrücklichst warnen, weil dadurch ungleiche Sehweiten beider Augen, und eine ebenso lächerliche als unschöne Verzerrung der Physiognomie entspringen. Ueberhaupt ist die Frage, ob man eine Brille aufsetzen soll, eine sehr ernste Angelegenheit, die mit Sachverständigen reiflichst zu erwägen wäre, denn es nicht gleichgiltig, durch welche Brille man die Welt ansieht. (Pisko.)

Mannigfaltigkeiten.

[Einen neuen Schwindel] erfahren wir aus Berlin durch die „Spen. Ztg.“: „Ein hiesiger Schwindler, der nicht wählerisch in seinen Geschäften ist, sobald diese einen sicheren Gewinn in Aussicht stellen, begab sich neulich in ein Kleidergeschäft, das sich durch seine absonderlichen Säulenanschläge einen Namen gemacht hat. Sich an den Prinzipal selbst wendend, sagte er: „Geben Sie mir einen guten, aber billigen Rock. Wie Sie sehen, brauche ich ihn eigentlich noch gar nicht. Wenn aber der Rock indeß gut sitzt, billig ist, so läßt sich mit demselben vielleicht Reklame für Ihr Geschäft machen!“ Dem unbekannten Herrn wurde ein feiner Rock angepaßt und 7½ Thlr. in Rechnung gestellt, die der Käufer auch sofort bezahlte. Letzterer hatte darauf nichts Eiligeres zu thun, als den Rock in einer Privatleihanstalt unterzubringen, welche 8 Thaler zahlte und einen Taxwerth von 10½ Thlr. angab. Der Schein theilte das Geschick des Rocks, er wurde für 2 Thlr. abermals versetzt und der neue Schein schließlich auf Rückkauf für 1 Thlr. verkauft. Wer ist nun der Geprellte? Der Industrieritter hatte seiner Ansicht nach ein durch und durch reelles Geschäft gemacht und in dem Zeitraum von kaum einer Stunde 3½ Thlr. verdient.

[Nach dem Tode verbrannt.] Prager Blätter berichten: Als der vorgestern beerdigte Herr Anton Freiherr v. Dobrzensky, k. k. Feldmarschall-Lieutenant und Groß-Bailli des deutschen Herrenordens, in seiner Wohnung „zum Kaiser von Oesterreich“, Schillingsstraße, verschieden war, wurde eine Lampe an das Bett des Verstorbenen gestellt. Die Polster des Bettes mögen dieser zu nahe gestanden haben, denn sie fingen Feuer, und ehe man durch den Brandgeruch aufmerksam gemacht war, wurde der Leichnam bis fast zur Unkenntlichkeit verbrannt. Dies war auch der Grund, warum die irdischen Ueberreste des Herrn Feldmarschall-Lieutenants in geschlossenem Sarge auf dem Trauer-Katafalk ausgestellt waren. Die k. k. österreichische Armee verlor an Baron Dobrzensky den an Körperhöhe größten Mann des Heeres, da derselbe 6 Schuh 4 Zoll gemessen hatte.

Aus Bonn schreibt man vom 2. Sept.: Von der anderen Rheinseite wird uns folgendes Beispiel eines Zufalls mitgetheilt. Ein in einer dortigen Ortschaft wohnendes Ehepaar, dessen ältester Sohn sich zur Zeit an der Ruhr befindet, erhält von diesem einen Brief, worin der junge Mann seinen Eltern mittheilt, daß er nicht allein um sein Geld, sondern auch um seine verschiedenen Kleidungsstücke nebst Reisetasche bestohlen worden sei. Während Vater und Mutter mit dem Lesen dieser traurigen Nachricht beschäftigt sind, stürzt plötzlich ein jüngerer Sprosse der Familie mit dem Ausruf ins Zimmer: „Da geht ein Mann, der trägt unserem Joseph seine Reisetasche.“ Und richtig, nicht allein die Reisetasche, auch Hose und Rock des Bestohlenen schmückten den gerade in diesem Augenblicke vorüberschreitenden Fremden, dessen Person man sich natürlich auf's Schleunigste versicherte.

In Pargny-Filain (Departement de l'Aisne) wurde kürzlich ein Mädchen mit vier Beinen geboren, deren eines wieder zwei Doppelzehen hat. Der übrige Leib ist regelrecht gebildet, die Gesichtsbildung fast hübsch zu nennen. Damit nun das Kind seiner Zeit gehen könne, haben die Aerzte versucht, die zwei überflüssigen Füße gegen die Brust zu heben, was ihnen gelungen ist. Doch wenn die unteren Füße sich bewegen, thun es die oberen auch, was einmal ebenso drollig, als für die mißgestaltete Coastochter im höchsten Grade unbehaglich sein dürfte. Die Eltern sind Steinbrecher.

Charade.

Zwei Feinde weiß ich, in ewigem Krieg,
So lange die Erde gegründet;
Dem Ersten wird jetzt, dann dem Zweiten der Sieg,
Bis die Erste die Kraft wieder findet.
So jagen sie stets; doch keinem gelingt,
Daß er den andern auf immer bezwingt.
Das schwache Ganze, dem Zweiten verwandt.
Stellt doch sich auf des Feindes Seite;
Es schlingt mit dem Ersten ein brüderlich Band,
Wenn Jener suchet das Weite.
Beim hellen Verwandten wird nie es geseh'n,
Mit dem düstern Feind muß es fallen und steh'n.

Auflösung des Räthsels in Nr. 200:
Kleesalz

Richtig gelöst von Johanna S. in München, M. M. und Em. Sundheimer in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

8. Sept. 1855. Einnahme von Sebastopol.
9. „ 1721. Friede zu Stystadt, Schweden verliert Esthland, Livland und Ingermannland.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 209 Freitag 10. September 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Diego sah sich erstaunt um.

„Ich habe mit Dir zu reden," sagte Hermosa.

„Sprich schnell."

„Das Verlangen nach der Theilung dieser Güter war nur ein Vorwand, bester Diego," sagte Hermosa lächelnd. „Ich sehe, Du hast nicht die Absicht, mich zu hintergehen; das genügt mir. Und jetzt vergiß auf einen Augenblick die schöne Yvonne. Du bist schon zu alt, um Deinen Vortheil noch der Liebe unterzuordnen. Höre darum, was ich Dir zu sagen habe."

Diego sah sie fragend an. Hermosa fuhr fort: „Der vor zwei Tagen erfolgte Tod des Marquis von Loc-Ronan wird in Rennes noch nicht bekannt sein. Ebensowenig wird Julie von Chateau-Giron in ihrem Kloster von dem Ableben ihres geliebten Philipp bereits Kunde haben. Vor vier Monaten hat Julie ihren Vater verloren."

„Woher weißt Du das?" fragte Diego.

„Das mag Dich wenig kümmern. Genug, Julien's Vater ist todt, und sie hat, als sein einziges Kind, an drei Millionen Livres geerbt."

„Drei Millionen?"

„Eine halbe Million hat sie dem Kloster geschenkt und der Rest blieb in den Händen ihres Notars. Sie gedenkt darüber zu Gunsten des Marquis zu verfügen, den sie noch immer zärtlich liebt. Nun höre meinen Plan. Julie soll das Kloster in Rennes verlassen haben und in ein anderes übergesiedelt sein. Es wird nicht schwer sein, dieses Kloster zu erfahren. Du weißt, was für einen Schrecken unsere Namen ihr einflößen müssen. Du wirst sie also aufsuchen und die Erlaubniß einer Unterredung mit ihr bewirken, bei welcher Du ihr sagen wirst, daß, wenn sie uns die dritthalb Millionen, welche sich in den Händen ihres Notars befinden, nicht ausliefert, wir Lärm schlagen und die Bigamie des Marquis verrathen werden. Ich bin überzeugt, sie läßt uns das Geld; um den Marquis zu retten, bringt sie jedes Opfer."

„Ja, ja!" rief Diego, sich vergnügt die Hände reibend. „Herrlich! prächtig! Hermosa; Du bist ein Genie."

„Du billigst also meinen Plan?"

„Ich finde ihn entzückend."

„Und wirst ihn ausführen?"

„Auf der Stelle. Wir brechen noch diese Nacht auf."

„Und die Bretagnerin?" fragte Hermosa kokett.

Diego umarmte sie und rief:

„Du weißt, daß ich Niemand anders liebe als Dich!"

„So machen wir ein Ende mit ihr," sagte das schändliche Weib, auf das Giftfläschchen deutend, das sie in ihrer Hand hielt. „Lassen wir Niemanden hier zurück. Raphael muß bereits todt sein; Yvonne soll gleichfalls sterben."

„Gut," sagte Diego nach einem Augenblick der Ueberlegung, „es sei; doch, geh' Du allein hin und reiche ihr selbst den Trank. Ich mag sie nicht wiedersehen."

Hermosa eilte von dannen.

Diego packte das Geld und die Werthsachen mit einer außerordentlichen Behendigkeit in einen Reisekoffer, den er wohl verschloß und rief dann Jasmin.

„Soll ich den Tisch abdecken?" fragte der Diener.

„Nein, wir haben keine Zeit. Trag' diesen Koffer hinab, wir werden ihn auf das Pferd des Chevalier's laden. Ja, daß ich nicht vergesse; Du weißt, der Chevalier befaßt sich mit Politik?"

„Ich glaube, gnädiger Herr."

„Es ist dringend nothwendig, daß Niemand seinen Aufenthalt erfährt."

„Ist der Herr Chevalier fort?"

„Ja."

„Ich habe ihn nicht gesehen."

„Er hat sich durch das Souterrain fortbegeben."

Jasmin lud den Koffer auf seine Schultern und trug ihn hinab. Mit Hülfe des Grafen band er denselben auf der Kruppe eines Pferdes fest.

„Erwarte uns im Hofe!" sagte der Graf und eilte wieder die Treppe hinan.

Oben erwartete ihn bereits Hermosa, deren bleiches Aussehen einen gehabten Schrecken verrieth.

„Was hast Du?" fragte Diego.

„Folge mir!" sagte sie, faßte ihn bei der Hand und zog ihn zu der Zelle, wo sie Yvonne eingeschlossen hatten. Die Zelle war leer.

„Wo ist das junge Mädchen?“ fragte er rasch.

„Das wollte ich Dich eben fragen!“ erwiderte Hermosa kalt.

„Mich?“

„Ja, Dich.“

„Was bedeutet das, Hermosa?“

„Das bedeutet, daß Du wahrscheinlich von vornherein Deine Maßregeln ergriffen hattest, und das junge Mädchen entschlüpfen ließest. Ich begreife jetzt, warum Du vorhin so leicht nachgabst.“

„Bei allen Dämonen der Hölle!“ rief Diego, „ich weiß nichts von dem Mädchen.“

In seinem Tone lag so viel Wahrheit, daß Hermosa nicht länger zweifeln konnte.

„Ja, aber wo ist sie denn?“ fragte Hermosa. „Sollte Raphael ihr die Freiheit wieder gegeben haben?“

„Unmöglich, Du weißt, er wollte nach dem Souper zu ihr.“

„Wie konnte sie aber von hier fort?“

„Das ist mir ein Räthsel, doch laß uns nach ihr suchen.“

Alles Suchen und Forschen nach dem Mädchen war aber vergeblich und nirgends eine Spur von ihr zu entdecken.

„Alle Wetter!“ rief Diego lebhaft, „wir haben keine Zeit zu verlieren. Yvonne ist durch ein uns unbekanntes Mittel entflohen. Einmal draußen, wird sie Hülfe suchen und vielleicht die Bauern der Umgegend gegen uns aufrufen. Man wird uns Beide hier finden und Raphaels Leichnam entdecken. Wenn aber die Justiz ihre Nase in unsere Angelegenheiten steckt, dann wissen wir nicht, wie weit die Sache führen kann. Darum laß uns eiligst fliehen.“

„Solltest Du Dich nicht vorher dessen versichern, daß Raphael wirklich todt ist?“

„Wozu? die Dosis war zu heftig, als daß er nicht unterliegen wäre. Es würde uns nur umsonst aufhalten, und wir haben keine Minute zu verlieren. Vielleicht erfährt dadurch auch Jasmin etwas, und das könnte uns eines Tages gefährlich werden.“

Wenige Augenblicke darauf saßen Diego, Hermosa und Jasmin zu Pferde; Ersterer hatte den kleinen Henrique vor sich auf dem Sattel; der Diener aber führte das Pferd des Chevalier mit dem aufgepackten Koffer am Zügel neben sich.

So ritten sie im ziemlich scharfen Trabe gegen Audierne. In weniger als einer Stunde sahen sie die ersten Häuser des kleinen Seestädtchens vor sich in der Tiefe liegen.

„Warte hier mit Henrique und Jasmin,“ sagte Diego zu Hermosa. „Ich will erst allein nach Audierne und sehen, ob ich einen Fischer auftreibe, der uns unverzüglich an Bord seiner Barke nimmt. Wenn wir Alle auf einmal in den Ort hineinreiten, könnte es Verdacht erregen.

Er reichte den Knaben von seinem Pferde zu Hermosa hinüber und sprengte den Hügel gegen Audierne hinab.

Er hatte sich kaum entfernt, als in dem Dickicht, welches die Straße begrenzte, ein Eulenruf ertönte. Demselben antwortete auf der entgegengesetzten Seite ein zweiter, dann ein dritter, und in den Zweigen des Ginsters begann es eigenthümlich zu rauschen. Bevor noch Hermosa unterscheiden konnte, was es gab, krachten zwei Schüsse. Das Pferd, auf welchem Jasmin saß, machte einen Seitensprung und stürzte zusammen. Hermosa's Pferd bäumte sich und fiel ebenfalls mit ihr zu Boden. Das Pferd, welches Jasmin am Zügel geführt hatte, fühlte sich frei, und sprang, durch die Schüsse erschreckt, in das Dickicht; doch eine eiserne Faust packte es bei'm Zügel und stieß ihm ein breites Messer in die Weiche. Das Thier stöhnte vor Schmerz und sank gleichfalls todt zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Von den im Verlage von Ed. Hallberger in Stuttgart erscheinenden illustrirten Familienjournalen liegen uns bereits die ersten Hefte des neuen, am 1. Oktober beginnenden Jahrgangs der „Illustrirten Welt“ (18. Jahrgang) und „Zu Hause“ (5. Jahrgang) vor. Wir sind es von der Verlagshandlung gewohnt, daß sie ihren Abonnenten von Jahr zu Jahr immer mehr Neues, Schöneres und Besseres zu bieten bestrebt ist. Aber dießmal ist es ihr gelungen, selbst die höchsten Erwartungen zu übertreffen! Der uns gleichfalls vorliegende, glänzend illustrirte vierseitige Prospekt, welcher außer den genannten zwei Zeitschriften auch die im gleichen Verlag erscheinende große illustrirte Zeitung „Ueber Land und Meer“ umfaßt, zeigt uns nämlich, daß die Verlagshandlung, ohne den Preis im Geringsten zu erhöhen, nicht nur die bisher schon so reichen Nummern dieses Journals künftig in einer Stärke von 2—3 Bogen herausgeben wird, die Bogenzahl der „Illustrirten Welt“ bedeutend vermehrt und das Format von „Zu Hause“ enorm vergrößert, wie die ersten Hefte bezeugen — — sondern daß sie ihren Lesern noch eine originelle und vor allen Dingen sehr angenehme Ueberraschung bereitet hat. Ausgehend nämlich von der Erfahrung, daß die bisher üblichen Gratis-Stahlstichprämien sich heute überlebt haben (weil die Lesewelt mit solchen bereits hinlänglich versehen worden ist —), bietet die Verlagshandlung den Abonnenten ihrer drei weltbekannten Journale jetzt eine neue, wahrhaft zeitgemäße Gratiszugabe, die jedem Leser — auch dem wähleriſchſten, gleich willkommen sein wird. Sie hat nämlich den bedeutenden Aufwand, welchen sie bisher der Herstellung der Stahl-

stich-Prämien widmete, verdoppelt und in Werthpapier-Prämien verwandelt, um so ihre Abonnenten zu Theilnehmern an der Blüthe und der Frucht der geschäftlichen Unternehmungen zu machen. Sie adoptirt somit auch für buchhändlerische Unternehmungen das Prinzip der Gemeinsamkeit und Gegenseitigkeit. Geboten werden als Prämien durchaus solide Werthpapiere, insbesondere gute Anlehensloose, welche unter allen Umständen den Betrag ihres Nominalwerthes gewinnen müssen, immerhin aber noch die Chance eines höheren Gewinnes gewähren, und zwar in einer Anzahl von 7650 Stück und in einem Nominal-, resp. niedersten Trefferwerthe von Fünfzigtausend Gulden. Die höchste Prämie bildet eine 6prozentige Obligation der Vereinigten Staaten von Nordamerika à 1000 Dollars, die niedrigste ein Mailänder Staatsanlehensloos von 10 Francs. Sämmtliche Werthpapiere sind bereits bei einem öffentlichen Notar deponirt und werden im Dezember 1870 nach einem wohldurchdachten, alle Abonnenten der genannten Zeitschrift verhältnißmäßig berücksichtigenden Plane im Wege der Ziehung unter Kontrole jenes Notars vertheilt. Man sieht hieraus, daß man es nicht mit einem bloßen Versprechen, sondern einer reellen Leistung zu thun hat, deren Großartigkeit und Originalität wahrhaft überrascht. Um übrigens auch denjenigen Abonnenten, die doch noch Werth auf Stahlstichprämien legen, entgegenzukommen, bietet die Verlagshandlung denselben außerdem einen großen Prachtstahlstich: „Faust und Gretchen", nach einem Gemälde von Rothbart, gegen Entrichtung von nur 7 Sgr. oder 24 kr. rhein. an. — Daß aber auch die Redaktion redlich das Ihrige gethan hat, die Journale immer reicher, interessanter und gediegener zu machen, wobei sie die bedeutende räumliche Vergrößerung trefflich zu benutzen verstand — dafür sprechen am deutlichsten die uns vorliegenden ersten Hefte des neuen Jahrgangs 1870 der „Illustrirten Welt" und „Zu Hause". Die „Illustrirte Welt" beginnt mit vortrefflichen, interessanten Novellen von Fr. Gerstäcker, Cornelius Born, Arnold Wellmer und Gustav vom See (G. v. Struensee), und ebenso gediegenen als unterhaltenden Skizzen aus der Literatur, Geschichte, Kultur, Wissenschaft, von denen wir nur „Das Ende eines Parvenü", „Heinrich Heine's erste Liebe", „Bilder aus dem Pariser Leben", „Der Arzt als Hausfreund" von Dr. H. Klencke nennen. Unter den 12 Illustrationen von künstlerischem Werthe heben wir als besonders interessant hervor: „König Wilhelm vor dem Hermannsdenkmale in Hannover" — „Kaiser Karls V. Besuch bei Fugger" und die reizenden Illustrationen zu „Deutschen Hausmärchen" und „Gedichten". — „Zu Hause" beginnt mit der gemüthvollen Erzählung aus der Jetztzeit „Die Kartenschlägerin" von Gustav Nieritz, und der hoch spannenden Kriminalnovelle „Ein Tropfen Blut" von Julius Mühlfeld. Daran reihen sich sehr pikante Skizzen „Ein Kampf auf Tod und Leben", Erinnerungen eines englischen Polizisten; „Der Herzog von Solferino"; eine mysteriöse Gerichtsverhandlung; Lebensbilder aus der Schweiz, aus dem Bühnenleben, aus dem südlichen Amerika u. v. A. m. Elf schöne Illustrationen schmücken das Heft. Im Uebrigen verweisen wir unsere Leser auf die ausführlichen Prospekte, die durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen sind.

Mannigfaltigkeiten.

Die internationale Kunstausstellung in München wurde bisher von ca. 36,000 Personen besucht. Verkauft wurden bisher 72 Gemälde (aus Amsterdam, Haag, Karlsruhe, Freiburg, Brüssel, Nürnberg und Genf je 1, aus Düsseldorf und Stuttgart je 2, aus Frankfurt, Berlin und Mailand je 3, aus Paris 7, aus Wien 8 und aus München 37). Bezahlt wurde dafür die Summe von 44,242 fl. An Skulpturen wurde um 6776 fl. verkauft. Auch das Komite hat bereits seine Einkäufe für die Verloosung gemacht: zu dieser Ehre gelangten: von Gemälden eine Landschaft von Lina Perbandt in Düsseldorf (250 fl.), „Der Sturm" von Prisfot de Warville in Paris (1000 Frs.), „Eine alte Küche" von Burger in Frankfurt (300 fl.), Ein Kniestück von Amerling in Wien (500 fl.), „Auf blumiger Au" von Ludwig Hirth in München (700 fl.) „Häringsfischer" von Hermskerk van Beest in Haag (400 fl.), „Winterlandschaft" von Stademann in Brüssel (800 fl.), „Herbstmorgen" von Schampeeler in Brüssel (1800 Frs.), „Stillleben" von Anna Peters in Stuttgart (150 fl.), „Unter Buchen" von Ribarz in Wien (500 fl.), „Ueberraschung" von Vollmar in München (850 fl.), „Abend in einer Stadt" von Spitzweg in München (400 fl.), „Landschaft" von Burnitz in Frankfurt (400 fl.) und „Posten" von Bibert in Paris (1000 Frcs.); von Skulpturen: „Knabe mit einer Muschel und Mädchen mit einer Muschel" von Carpeau in Paris (jedes zu 250 fl.), „Tanzender Faun" von Echtermaier in Dresden (610 fl.), „Mädchen mit Eidechse" von Wagmüller in München (500 fl.) und „der erste Freund" von Barzaghi in Mailand (3000 Frs.) was eine Gesammtsumme von 10,243 fl. entziffert, welche auf die Einkäufe zur Verloosung verwendet wurden.*)

Vor den Pariser Assisen spielt jetzt ein skandalöser Prozeß. Der Buchhändler Douffet, der nur mit religiösen Werken (im doppelten Sinne des Wortes) sich befaßt, hat durch ein eigenthümliches Strategem drei

*) Loose à 30 kr. sind für diese Kunstverloosung bei Posamentier Carl Heim in Aschaffenburg vorräthig zu haben.

Flieg mit einem betrügerischen Schlage getroffen, und zwar trieb er sein sauberes Handwerk durch lange Jahre hindurch. In Paris wie in anderen Großstädten ist die Pfarrgeistlichkeit nicht im Stande, alle jene Messen zu lesen, die bei ihr gelesen werden sollen, es findet also gegen ein entsprechendes Honorar eine Ueberweisung an inaktive Weltgeistliche statt. Der erwähnte Buchhändler versendete nun Zirkulare an den Klerus, worin er unter der stolzen Firma: „Bank der katholischen Geistlichkeit," sich zum Vermittler anbot zwischen jenen Geistlichen, welche die ihnen zahlreich angebotenen Messen nicht zu lesen vermögen, und Jenen, die sie zu übernehmen wünschen. Einige Formulare wurden für diese Spedition von Messen gedruckt, und der Buchhändler empfing eine Menge Geldeinlagen, die er einfach für sich verwendete, ohne die Messen lesen zu lassen. So kamen die Parteien und die Geistlichen um ihr Geld, während bei Doussel, der als höchst solid galt, die Aufträge sich immer mehrten. Man fand, als der Betrug endlich entdeckt war, bei der „katholischen Bank" nicht weniger als 761 Blanquette auf 7241 Messen, die entweder zu weit niedrigeren Preisen, als es im Sinne der ursprünglichen Auftraggeber lag, oder gar nicht gelesen wurden. Die Verhandlung ist noch nicht geschlossen.

[Grant.] Dem New-Yorker Belletristischen Journal entnehmen wir folgende Notiz: „Es ist gegenwärtig Jedem, welcher unangefochten seinen Geschäften oder seinem Vergnügen nachgehen will, dringend zu rathen, sich recht sorgfältig zu kleiden, denn sonst kann ihm leicht etwas passiren, was nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört. Er riskirt, daß plötzlich eine Meute auf ihn zustürzt und sich um die Ehre balgt, ihm die Hand zu schütteln, oder daß er um ein Amt angesprochen wird. Seit der Präsident Grant in einem Washingtoner Hotel kein Privatzimmer zum ruhigen Genuß seines Frühstückes bekommen konnte, weil der Kellner ihn seiner äußeren Erscheinung nach nicht für zahlungsfähig hielt, seit man ihn auf dem Boote von Long Brang im Farmer-Kostüme, mit einem Hute à la Schlagintweit und einem mächtigen, die Einkäufe seiner Frau enthaltenden Packete unterm Arm erblickte, und seit er auf dem Bureau des Distriktsanwalts Pierrepont von den Komptoiristen grob angefahren wurde, wird hinter jeder anstößig gekleideten Persönlichkeit der Präsident der Vereinigten Staaten gewittert."

[Ansteckende musikalische Krankheit.] Das lärmende Element in der Musik scheint immer mehr um sich greifen zu wollen, den atlantischen Ozean hat es bereits überschritten. Im Londoner Krystallpalaste, dessen Verwaltungsrath auf alle möglichen und unmöglichen Mittel bedacht ist, Besucher in das Riesen-Institut zu ziehen, um eine und etwa günstige Dividende zu erzielen, soll demnächst eine Imitation des Bostoner „Friedensjubiläums" stattfinden; zum wenigsten werden sich 8000 Instrumentalisten und Vokalisten an der Aufführung betheiligen, und zu ihrer Begleitung bleibt es nicht einmal bei Ambossen und Glocken, sondern eine Militärabtheilung feuert Kanonenschüsse vermittelst Elektrizität ab.

In Stuttgart meinte bei dem Aufzuge der etlichen 900 Mitglieder des protestantischen Kirchentages ein Zuschauer: „Es ist gut, daß die Pfarrer nicht fliegen können, sonst gäb' es eine Sonnenfinsterniß!"

Charade.

1.

Aus der Höhe in die Tiefe
Geht's bei mir;
Menschenkind, daß du mich fliehest,
Rath' ich dir.

2.

Aus der Höhe in die Tiefe
Geht mein Flug,
Und es bleibt getrennt für immer,
Was ich schlug.

1 und 2.

Aus der Höhe in die Tiefe
Stürz' auch ich;
Mancher, der gethan die Erste,
Stirbt durch mich.

Auflösung der Charade in Nr. 201:
Sanduhr.

Richtig gelöst von Johanna S. in München, M. M. und Em. Sundheimer in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

10. Sept. 1729. M. Mendelson's Geburtstag (Dessau).
„ 1793. Polen wird zum Zweitenmale getheilt.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Maillandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 210 Samstag, 11. September 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

XXVIII.

Wir haben Marcof, Jahoua und Keinec verlassen, als sie in der Nacht nach dem Zusammenstoß in Fouesnan und der Entführung Yvonne's in einem Boote des „Jean-Louis" nach der Todtenbucht ruderten.

Marcof, der am Steuer saß, betrachtete mit leuchtenden Blicken die beiden hübschen Burschen, welche ihm gegenüber an der Spitze des Bootes mit kräftigen Armen die Ruder handhabten.

„Muth, meine Jungens," begann Marcof. „Rudert fest darauf los, damit wir um so schneller vorwärts kommen. Doch laßt uns vorher unsere Bedingungen machen. Um irgend ein Vorhaben gut zu Ende zu führen, muß man seine Kräfte vereinigen und gemeinschaftlich das Ziel zu erreichen suchen. Wir haben hier ein sehr gefährliches Unternehmen vor, denn die Räuber, welche Yvonne entführt haben, sind sicher auf eine Verfolgung gefaßt. Wir müssen darum auf unserer Hut sein; es gilt unser Aller Leben. Wenn wir aber getödtet werden, so geben wir dadurch Yvonne nicht ihrem Vater zurück, und das ist doch unsere Absicht. Wir müssen deßhalb einen Führer haben, der unsere Expedition leitet. Wollt Ihr mich als euren Führer anerkennen?"

„Ja, ja!" riefen die beiden jungen Männer.

„Gut; aber wisset, ich verlange den strengsten unbedingtesten Gehorsam."

Jahoua und Keinec nickten zustimmend mit dem Kopfe.

„Und als erstes Zeichen eures Gehorsams verlange ich von Euch, daß Ihr mir umständlich und ohne Hehl genau erzählt, was heute Abend zwischen Euch vorgegangen ist."

Keinec und Jahoua blickten einander an, keiner wollte bekennen. Doch Marcof bestand auf seiner Forderung, und so erzählte denn Keinec, während er seine Blicke beständig auf sein Ruder geheftet hielt, alle Einzelheiten des stattgehabten Kampfes.

„Du hast also einen Mord begehen wollen, Keinec?" rief Marcof, „Du hast auf einen Menschen schießen wollen, der wehrlos war. Hast Du das von mir gelernt?"

„Marcof!" bat Keinec gedemüthigt.

„Schweig! ein Mord ist eine Feigheit. Wenn ich vermuthen könnte, daß Du aus eigenem Antriebe so gehandelt hast, ich würde Dich eher ins Meer werfen, als Dich in meiner Nähe dulden. Aber Jemand trieb Dich zu dem Verbrechen! Wer hat Dich gestern Nacht, als ich Dich geknebelt und gebunden im Dickicht liegen gelassen hatte, befreit? Sprich!"

Keinec schwieg.

„Wirst Du sprechen?" rief Marcof in einem so gebieterischen Tone, daß der junge Mann erbebte.

„Carfor," erwiderte er leise.

„Er war es auch, der Dich dazu trieb, Jahoua zu tödten?"

„Ja."

„Was sagte er Dir?"

„Er meinte, wenn einmal Jahoua todt wäre, würde Yvonne die Meinige werden."

„Armer Tropf!" sagte Marcof. „Du merktest also nicht, daß er Dich zum Besten hatte? . . . Höre, Keinec! Carfor ist ein elender, feiger, verrätherischer Wicht. Weißt Du, was er vor einigen Tagen sagte? was er in der Todtenbucht in Gegenwart von drei Männern sagte, die mit ihm allein zu sein glaubten? . . . Er sagte, daß er alle Geheimnisse durch Dich erfahren werde."

„Durch mich?" rief Keinec,

„Ja, durch Dich; er sagte, er werde Dich zu einem Spion und Angeber machen."

„Er hat dies wirklich gesagt?"

„Wirklich."

„Woher weißt Du das?"

„Ein Mann, der von mir den Auftrag hat, ihn zu beobachten, hat ihn belauscht. Leider fand das Gespräch in der Grotte selbst statt, und er konnte nur jene Worte, die Dich betrafen, und im Freien gesprochen wurden, hören. Ol Carfor und alle Die, welche mit ihm handeln, wissen nicht, daß sie in einer eisernen Hand sind, und daß diese Hand im Begriff ist, sie Alle fest zu umschließen. Sie wissen nicht, was Die vermögen, die ihrem König treu geblieben sind. Begreifst Du jetzt, Keinec, was Carfor aus Dir machen wollte?

Man wollte Dich zu dem feigen Mord eines Mannes verführen, welchen Du haſſeſt, der aber brav und gut iſt, und mit dem Du ehrlich kämpfen mußt. Man wollte Dich dazu verführen, einen Mann zu verrathen, den Du Freund nennſt! Armer! wenn dieſer Anſchlag geglückt wäre, ſo würdeſt Du, als Mörder und Verräther von allen ehrlichen Leuten gemieden worden ſein. Carſor wollte Dich als ein elendes Werkzeug nach ſeinem Belieben gebrauchen, und Du ſollteſt willenlos ihm gehorchen!"

Bleich, mit niedergeſchlagenen Augen horchte der junge Mann auf Marcoſ's Worte.

„Schwöre mir, daß dies Alles wahr iſt!" rief er.

„Ich ſchwöre es bei meiner Ehre," ſagte Marcoſ, „und Du weißt, daß ich niemals lüge."

„Und ich," rief Keinec, mit flammenden Blicken ſich aufrichtend, „ich ſchwöre vor Gott und Euch, daß Carſor alle Qualen leiden ſoll, die er mich leiden ließ. Tropfenweiſe will ich ſein Blut vergießen."

„Gut," ſagte Marcoſ, „doch erinnere Dich vor Allem Deines Verſprechens von vorhin. Du biſt mir Gehorſam ſchuldig, und wirſt gegen Carſor nichts unternehmen, bis ich es Dir geſtatte. Bis dahin gehört Carſor mir."

Keinec nickte ſtumm mit dem Kopfe.

„Und jetzt," ſagte Marcoſ, „hört mich Beide an. Ihr ſeid zwei brave Burſche voll Kraft und Muth. Wir Drei mit einander brauchen uns vor einem Dutzend Anderer nicht zu fürchten. Keinec, ſag' Jahoua, daß Du bedauerſt, was Du gegen ihn unternommen. Weigere Dich nicht! Bedenk, daß Du auf dem Punkte warſt, eine ſchlechte That zu begehen, und daß es Deine Pflicht iſt, dies wieder gut zu machen."

„Ich ſeh' es ein," ſagte Keinec, „ich bitte Jahoua um Verzeihung und danke Dir, Marcoſ, daß Du in meinem Gemüthe die edleren Regungen wieder aufgerüttelt haſt."

„Bravo, mein Junge, reich mir die Hand!"

Keinec ſchüttelte innig die Hand des Kapitäns, dann wandte er ſich zu Jahoua: „Verzeihſt Du mir?"

„Von Herzen gern," ſagte der junge Wächter. „Hier haſt Du meine Hand unter der Bedingung, daß, ſobald wir Yvonne nach Fouesnan zurückgebracht haben werden, wir unſer Geſpräch da wieder aufnehmen, wo wir es abgebrochen haben."

„Gut, ich bin's zufrieden. Bis dahin wollen wir Einer dem Andern treu zur Seite ſtehen, um Yvonne zu retten."

Keinec war nicht mehr derſelbe; unter dem Einfluß von Marcoſ's geradem Weſen war auch ſeine Ehrlichkeit wieder zurückgekehrt.

Das Boot glitt raſch über die Meereswellen hin. Schon gewahrte man das Vorgebirge, welches auf der einen Seite die Todtenbucht einſchloß. Marcoſ ſteuerte mitten durch die Felſenriffe der Küſte entlang, damit ſein Fahrzeug im Schatten des Geſtades bleibe. Als das Boot um die Spitze des Vorgebirges herumkam und bei dem hellen Mondenſchein von der Bucht aus Alles geſehen werden konnte, befahl er Jahoua das Ruder auszulaſſen und ſich auf den Boden des Fahrzeuges niederzulegen. Er ſelbſt kauerte ſich ebenfalls ſo zuſammen, daß er nicht bemerkt werden konnte.

„Du, Keinec," ſagte er, „hebe den Kopf und ſtelle Dich ins volle Licht. Wenn Carſor Dich gewahrt, wird er keinen Argwohn faſſen."

Das Boot fuhr in die Bucht ein; die kräftigen Ruderſchläge Keinec's brachten es raſch vorwärts, und bald knirſchte ſein Kiel auf dem Sande.

Auf ein Zeichen Marcoſ's ſprang Keinec aus dem Fahrzeug ins Meer, das ihm bis an den Gürtel reichte. Marcoſ und Jahoua blieben in dem Boot zurück. Keinec betrat das feſte Land, ſtellte ſich auf einen vereinzelt ſtehenden Felsblock, und überblickte aufmerkſam den ganzen Strand. Nirgends war eine Spur von einem menſchlichen Weſen. Keinec kannte die geheimnißvollen, ſonderbaren Gewohnheiten des Schäfers, und glaubte, derſelbe habe ſich hinter einem der vielen Felsvorſprünge verſteckt. Er rief mehrere Male deſſen Namen. Umſonſt, Niemand antwortete. Ueberzeugt, daß die Bai verlaſſen war, kehrte er zu ſeinen Gefährten zurück.

„Nun?" fragte Marcoſ.

„Ich ſehe Niemanden; Carſor iſt entweder abweſend, oder er hat uns geſehen."

„Das iſt nicht wahrſcheinlich."

„Was iſt zu thun?"

„Ihn ſuchen, und wenn er wirklich nicht zu finden iſt, warten, bis er kommt."

(Fortſetzung folgt.)

Die Liebig-Löflund'ſchen Präparate.

Seit dem Erſcheinen der chemiſchen Briefe von Juſtus von Liebig hat wohl kein wiſſenſchaftliches Werk mehr einen ſo durchgreifenden Einfluß geübt auf die Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe in den Naturwiſſenſchaften und auf Klärung unſerer Anſchauungen über die Fragen des täglichen Lebens, bei denen die Chemie ein Wort mitzureden hat. In jenen Briefen ſind hauptſächlich auch die Reſultate der Forſchungen niedergelegt, durch welche dieſer berühmte Gelehrte auf dem Gebiete der Ernährung in ſcharfſichtigſter Weiſe die Bahn gebrochen hat. Die Liebig'ſchen Ernährungsprinzipien ſind heutzutage in der Wiſſenſchaft maßgebend geworden, und finden fortwährend ihre Beſtätigung durch die praktiſche Erfahrung. Die rationelle Landwirthſchaft hat durch ſie eine vollkommene Umgeſtaltung erfahren, und neuerdings entſtehen große diätetiſche Induſtriezweige, die auf dieſen Prinzipien aufgebaut ſind und

Digitized by Google

sich einer kaum geahnten Lebenskräftigkeit erfreuen. Wir haben schon einmal in diesen Blättern bei Besprechung des amerikanischen Fleisch-Extraktes gesehen, welche Bedeutung die Diätetik in neuerer Zeit mit Recht gewonnen hat, und welches Interesse für die Kenntniß und Verbesserung unserer Nahrungsmittel überall rege zu werden beginnt. Mit allen wirklichen Verbesserungen in dieser Richtung ist der Name Liebig eng verflochten.

Einen weiteren diätetischen Industriezweig sehen wir unter unseren Augen in der Stadt Stuttgart aufblühen. Wir meinen die Löflund'schen Präparate, die sich in wenigen Jahren einen allgemeinen wohlbegründeten Ruf erworben haben.

Herr Löflund, ein strebsamer junger Chemiker, hatte die glückliche Idee, die Ingredienzien der Liebig'schen Suppe, Malz, Walzenmehl und Call, in einem Nahrungsextrakt zu vereinigen, dessen Gebrauch die Aufziehung kleiner Kinder ohne Muttermilch erleichtern sollte. Wer die Wichtigkeit einer rationellen Ernährung des Kindes im ersten Lebensjahre zu würdigen versteht, der weiß ein solches einfaches Auskunftsmittel wohl zu schätzen und in der That, der rege, stets wachsende Geschäftsbetrieb zeigt deutlich, daß mit dieser Kindernahrung eine wirkliche Lücke ausgefüllt wurde. Ein weiteres Produkt dieser Fabrikation, das Malz-Extrakt, hat zwar scheinbar eine geringere Bedeutung, aber wenn wir sehen, daß uns dieser Name aus jeder Zeitung, aus allen medizinischen Blättern entgegensteht, daß allein in Stuttgart und seiner Umgebung ein halbes Dutzend Fabriken sich damit befassen, daß es ein Export-Artikel nach Amerika und andern überseeischen Ländern zu werden beginnt, so müssen wir zugeben, daß die Anerkennung, mit der so viele und mancherlei Kranke von diesem ächten Malz-Extrakt sprechen, doch nicht unbegründet sein könne und ihm eine mit anderen Fabrikaten ebenbürtige Stellung in der Diätetik zukommen muß.

Es belehrt uns hierüber eine kleine Schrift, die dieser Tage bei Carl Grüninger in Stuttgart erschien, betitelt, „Löflund's medizinisch-diätetische Präparate, ein Leitfaden für stillende Mütter, für Brustleidende und Genesende. Diese kleine populär gefaßte Broschüre enthält sehr beherzigenswerthe Verhaltungsmaßregeln bei theilweiser oder ausschließlich künstlicher Ernährung von Säuglingen; sie zeigt in gedrängter Uebersichtlichkeit, welche Merkmale bei Zubereitung einer guten Kindernahrung zu beachten sind, und gibt zugleich den Müttern die Mittel an die Hand, sich selbst in zweifelhaften Fällen ein Urtheil zu bilden. Ein Anhang stellte die praktischen Erfolge dieser neuen Ernährungsweise in Zuschriften und Aeußerungen der berühmtesten Aerzte und Institute zusammen, woraus wir nur hervorheben wollen, daß diese Präparate schon bei der großen Pariser Ausstellung sich eine ehrenvolle Auszeichnung errungen haben und in den verschiedensten Hospitälern, Kinderkrippen und ähnlichen Anstalten in täglichem Gebrauche stehen. Wir sehen mit Vergnügen, daß auch in der neuen Industrie der Diätetik Württemberg mit Erfolg konkurrirt und durch reelle Produkte auch dem Auslande gegenüber sich Achtung und Anerkennung zu erringen weiß.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Bengasie lief durch das englische Konsulat, datirt vom 20. August, bei G. Rohlfs folgende Nachricht über die Ermordung von Fräulein Tinné ein: „Eines Morgens, auf dem Weg nach Rhat, begannen die Kameeltreiber beim Laden unter sich zu streiten, und Fräulein Tinné's beide holländische Diener gingen aus dem Zelte, um sie zu trennen, ohne daran zu denken, ihre Waffen mitzunehmen. In dem Augenblicke stand Fräulein Tinné in der Thür des Zeltes mit dem Chef der Tuareg (höchst wahrscheinlich Hadj Chnochen, welcher Duveyrier begleitete und nach früheren Nachrichten auch Fräulein Tinné begleiten sollte). Sie trat dann vor, um nach der Ursache des Streites zu fragen, wurde aber im selben Augenblick vom Targi von hinten mit dem Schwerte niedergeschlagen. Auf ihr Schreien kamen die beiden christlichen Diener hergelaufen, um zu den Waffen zu greifen, wurden aber auf der Stelle getödtet. Die Tuareg stürzten nun auf die eisernen Wasserkisten, glaubend, daß diese Schätze enthielten, und dies muß als der Grund der Ermordung angesehen werden. Sie waren sehr enttäuscht, als sie nichts fanden. Der Generalgouverneur von Tripolis, Ali Riza Pascha, hat nach Rhat geschickt, um die Auslieferung des Mörders zu verlangen, unter Strafe, daß der Chef von Rhat sonst der Mitschuldigkeit würde angeklagt werden." Rhat ist unabhängig bis jetzt gewesen, und es würde eine gute Gelegenheit sein für die Türken, es jetzt zu annektiren, um so diese Räuber und Mörder zu züchtigen. (Ein späterer Bericht an Gerhard Rohlfs vom englischen Konsul Rossi aus Tripolis den 26. August enthält Folgendes: „Die arme Tinné mit den beiden christlichen Dienern ist bei Birgulg, 4 Tagmärsche von Mursuk auf dem Wege nach Rhat, von zwei Arabern und zwei Tuareg ermordet worden. Alles Eigenthum von Fräulein Tinné ist getheilt worden, und auch die kleine schwarze Jämina zum Verkaufen mit fortgeführt. Die übrigen Diener und Dienerinnen hat man laufen lassen, und sie sind, entblößt von Allem, in Mursuk angekommen.)

[Unter Kannibalen.] Wer je im Leben in Gefahr kommen sollte, von Kannibalen verzehrt zu werden, kann sich von seiner „Zubereitung" einen Begriff aus der Schilderung einiger französischer Soldaten

machen, die sich kurze Zeit in der Gefangenschaft der Kanaken befanden und dort der „Austischung“ eines ihrer Kameraden beiwohnten. Zuerst hackte man ihm den Kopf ab und hing den Körper eine Stunde lang an einem Baume auf, um das Blut ablaufen zu lassen. Während dessen wurde ein über vier Fuß tiefes und drei Fuß breites Loch in der Erde gegraben und mit Steinen ausgelegt. In der Höhlung wurde ein Feuer angezündet und, nachdem es halb niedergebrannt war, mit einer Steinlage bedeckt. Den „Menschen“ weideten die Kannibalen aus und schnitten den Körper in fußlange Stücke; Füße und Hände wurden als ungenießbar bei Seite geworfen. Sodann wurden diese Stücke auf ein Blätterlager des tropischen Rosenbaumes gelegt und mit Zuthaten versehen, als Cacao-Nüsse, Bananen und anderen Gewächsen von köstlichem Aroma. Darauf schnürte man das Ganze in einen Ballen zusammen und senkte diesen in die Grube, aus welcher man den Rest des Feuers entfernt hatte. Zwischen der heißen Steinhöhle ließ man das Mahl eine Stunde lang schmoren. Frauen erhielten von dem Gerichte nichts, das ausschließlich für Krieger bestimmt war.

Im Interesse des nach Italien reisenden Publikums kann man nicht genug vor den jetzt üblichen Rundreisebilleten warnen. Obgleich dieselben schon seit einem Jahr eingeführt sind, kennt in Italien das untergeordnete Eisenbahnpersonal dieselben nicht und ist meistens des Lesens unkundig. Auf jeder größeren Station macht der Coupeur Anstände und bis man den Stationschef findet und dieser die Richtigkeit der üblichen Rundreisebüchlein nach langem und vielem Besehen erkennt, versäumt man häufig den Zug. So oft die Kondukteure wechseln, wird man aus dem Wagen gerissen und zum Stationschef wie ein Verbrecher geführt. Verläßt man auf einer Zwischenstation die Bahn, so muß man nach Vorschrift das Büchlein dem Stationschef übergeben und erhält dafür ein Zertifikat. Will man nun die Reise fortsetzen und kommt nicht frühzeitig genug, um den Chef nach langem Suchen zu finden, so versäumt man wieder den Zug. Noch schlimmer geht es aber, wenn man die auf dem Büchlein vorgeschriebene Reise abkürzen will. Einsender dieses wollte wegen Unwohlseins die Reise abkürzen, erkundigte sich aber zuvor bei den Stationschefs zu Venedig und Verona, ob dieses statthaft sei. Beide Beamte bestätigten dieses und letzterer änderte dahin das Büchlein ab und versah dasselbe nach der Abänderung mit seiner Unterschrift und Siegel. Schon in Mailand aber wollte diese Abänderung der dortige Stationschef nicht anerkennen und verweigerte jede Weiterreise nach dieser Karte. Endlich nach vielen Hindernissen kam Einsender nach Genua. Doch hier war kein weiteres Fortkommen; der dortige Beamte behauptete, die ganze Karte sei annullirt, und trotz aller Reklamationen mußte die Fahrt bis Mailand neu bezahlt werden.

Zwölf Kleider hat die Handelskammer der reichen Stadt Lyon der durchreisenden Kaiserin Eugenie zu Füßen gelegt. Darunter befindet sich eine große Zeremonialrobe von weißer Seide, mit Tausendblumensträußen durchwebt, Genre Pompadour. Die Sträuße bilden 60 Verschiedenheiten und bewegen sich bei dem Rauschen der Robe, wie sich die Blumen beim Wehen des Windes bewegen würden. Dann kommt ein Kleid, genannt **robe de fantaisie habillé** aus kirschrothem Seidendamast, besäet mit weißen Rosen und **cerise camaïeu**, d. h. kirschroth auf kirschroth, Nuance auf Nuance. Die dritte Rose ist von weißem **gros de Tours**, weiß auf weiß façonirt; das ist eine Robe für den großen Empfang und soll der Kaiserin ganz besonders gefallen haben. Die vierte Robe ist von grauem Tuch (**drap suprême**), mit grauer Seide garnirt, Besuchskleid. Dann kommt die saphirblaue Seidenrobe, **couleur inédite**, von unglaublichem Reichthume, bei Licht von feenhafter Wirkung u. s. w. Die pfirsichblüthfarbene Sammtrobe und die weiße mousselineseidene streiten um den Preis. Uebrigens soll sich der Werth der zwölf Roben zusammen auf mehr als 200,000 Frcs. belaufen, welche Angabe uns etwas übertrieben zu sein scheint.

Homonyme.

Die löblichste Tugend
Ein gräßlicher Mord,
Ein Fehler im Kartenspiel,
Alles ein Wort.

Auflösung der Charade in Nr. 202:

Standbild.

Richtig gelöst von M. M. und Em. Sundheimer in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

11. Sept. 1129. Geburtstag Heinrich des Löwen (Braunschweig.)
„ 1697. Prinz Eugen besiegt die Türken bei Zentai.
12. Sept. 1683. Johann Sobiesky, König von Polen, schlägt die Türken vor Wien.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 211 Montag 13. September 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Mit einem Sprunge war Marcof aus dem Boote. „Bleib' und gib' auf das Fahrzeug acht," sagte er zu Jahoua, der im Begriffe war, ihm zu folgen. Der junge Pächter legte sich wieder auf den Boden des Bootes nieder, während Marcof und Keinec auf die Grotte zuschritten. Dieselbe war leer.

„Es ist nur ein Doppeltes möglich," sagte Marcof, „entweder liegt Carfor oben auf dem Gestade im Dickicht versteckt, oder er ist auf dem Meere draußen. Kehr' Du zu Jahoua zurück und bringt das Boot irgendwo so in Sicherheit, daß man es von der See aus nicht gewahren kann."

„Und Du?" fragte Keinec.

„Ich will mich überzeugen, ob Carfor gegen mein Erwarten uns dennoch gesehen, und sich in das Dickicht geflüchtet hat."

„Keinec gehorchte und kehrte zu Jahoua zurück. Die beiden jungen Männer zogen das Boot hinter einen ungeheuren Felsblock.

„Bleiben wir im Schatten!" sagte der junge Matrose zu seinem Rivalen, „und blick' Du nach dem Ufer, während ich die hohe See beobachte."

Mittlerweile erklomm' Marcof mit bewunderungswürdiger Behendigkeit den schmalen, steilen Pfad, der zu der Höhe des Gestades hinanführte, drang in das Ginstergebüsch, das auf dem Plateau sich hinzog, und horchte aufmerksam. Dann legte er die Hände vor den Mund und ahmte den Ruf der Nachteule nach. Dreimal, in gleichmäßigen Zwischenräumen wiederholte er diesen Ruf. Es folgte eine sekundenlange Stille, dann ließ sich in der Ferne ein scharfer Pfiff vernehmen. Ein Strahl der Freude zuckte über Marcof's Gesicht. Der Pfiff ertönte ein zweites- und ein drittes Mal, etwas näher. Dann rauschte es in den Zweigen, ein Flintenlauf blitzte in dem Mondenlichte, und Marcof stand plötzlich einem hochgewachsenen Manne in Bretagner Tracht gegenüber, dessen breitkrämpiger Hut mit einer schwarzen Kokarde geschmückt war. Auf der linken Brustseite seiner Jacke erblickte man einen schmalen Streifen weißen Stoffes, auf welchem ein Herz mit mit einem Kreuze abgebildet war.

„Ah, Ihr seid's, Marcof?" sagte der junge Mann, dem Kapitän die Hand reichend, „ich glaubte Euch noch nicht zurück."

„La Rouairie ließ mir sagen, daß er nicht nach Palmboeuf kommen könne, und so kehrte ich gestern wieder zurück."

„Man hat sich in Fouesnan geschlagen?" fragte der Unbekannte.

„Ja, Herr Graf."

„Und Ihr wart dabei?"

„Ich habe, so gut es ging, den Bauern geholfen."

„Die Sache läßt sich gut an. Man sollte meinen, die Revolutionäre hätten sich vorgenommen, unsere Pläne zu unterstützen. Ihre Verfügungen müssen die Bauern in Harnisch bringen. Bis zur Stunde sind bereits zehn Gemeinden aufgestanden."

„Wie viel Mann haben Sie hier, Herr Graf?"

„Kaum zwei Hundert; doch Boishardy soll noch heute Nacht oder längstens bis morgen mit eben so viel Mannschaft zu mir stoßen."

„Sie halten die Gebüsche besetzt?"

„Alle, und wir haben bereits zwei Convois, welche für die in Brest liegenden Truppen bestimmt waren, abgefangen."

„Herr Graf," sagte Marcof, „ich komme, Sie auf einen noch wichtigeren Fang aufmerksam zu machen. Ich habe von der Unterredung erzählt, welche dieser Tage Caefor mit Billaud-Varennes und noch zwei Männern gehabt hat. Ich habe allen Grund zu glauben, daß diese Männer der Graf von Fougueray und der Chevalier von Tessy waren. Zugleich vermuthe ich, daß einer dieser Männer es war, welcher heute Abend ein armes Mädchen in Fouesnan entführte. Ich halte es für höchst wichtig, dieser beiden Männer habhaft zu werden."

„Gewiß."

„Ich will es versuchen, Carfor festzunehmen, und wenn ich ihn einmal habe, soll er gewiß sprechen. Inzwischen lassen Sie, Herr Graf, die ganze Gegend streng bewachen. Nehmen Sie Alles gefangen, was unbekannt und verdächtig ist."

„Es soll geschehen."

„Und bewahren Sie die Gefangenen, bis wir uns wieder treffen."

„Wo soll dies geschehen?"

Marcof dachte eine Weile nach. „Morgen um dieselbe Zeit im Walde bei Plogastel," sagte er.

„Gut, ich werde dort sein."

„Adieu, Herr Graf."

„Adieu."

Marcof eilte ans Gestade zurück, und in wenigen Minuten war er wieder bei seinen Gefährten.

„Nun?" fragte er lebhaft.

„Noch immer nichts," sagte Jahoua.

„So warten wir!"

„Warten! und immer warten!" rief Keinec ungeduldig. „Die kostbare Zeit verstreicht. Unterdeß geht uns Yvonne vielleicht für immer verloren."

„Keinec hat Recht," rief Jahoua.

„Beruhigt Euch, meine Jungens!" sagte Marcof. „Die Küste, so wie die ganze Umgegend sind streng bewacht. Wenn die Entführer Yvonne's auch uns entgehen, so entschlüpfen sie doch den Andern nicht."

„Wer sind diese Andern?" fragte Jahoua erstaunt.

„Das werdet Ihr später erfahren."

„Warum nicht jetzt?" fragte Keinec.

„Weil ich noch nicht weiß, ob ich mich auf Euch verlassen kann. Doch hört mir alle Beide zu, und wenn Eure Antworten frei und offen sind, so werden wir uns leicht verständigen. Ihr habt doch gesehen, was heute in Fouesnan vorgefallen ist!"

„Ja."

„Nun wohl, zehn Gemeinden haben sich zu gleicher Zeit zu Gunsten Ihrer Rektoren erhoben. Die Bauern haben sich in die Wälder geflüchtet, und der Bezirk Bannes und Treguier befindet sich im vollen Aufstande. In der ganzen Bretagne bricht zu Gunsten der königlichen Rechte der Krieg aus. Gewandte und kühne Führer stellen sich an die Spitze der Banden, so daß in vielleicht sechs Monaten wir offen gegen die „Blauen" kämpfen werden, welche unsere Priester gefangen nehmen, unsere Ernten zerstören, und unsere Häuser in Brand stecken. Sagt mir jetzt, ob Ihr mir, auch dann noch, wenn Ihr Yvonne gefunden habt, folgen, und Euch für Euren König und die Religion schlagen wollt?"

„Ich bin ein guter Bretagner," antwortete Jahoua, „und werde darum meine Landsleute nicht im Stich lassen."

„Auch ich werde mit Dir gehen," versetzte Keinec.

„Nun gut, was auch kommen möge, ich werde Euch übermorgen in den Wald von Plogastel führen, wo wir Herrn de La Bourdonnaie finden werden, denselben, welchen ich eben gesprochen habe, und welcher auch, gesetzten Falls sie uns erwischen, die anhalten wird, welche wir suchen. Doch seht, der Tag bricht bereits an, und wenn ich mich nicht täusche, kommt eben eine Barke um das Vorgebirge!"

„Ja, ja," riefen die beiden jungen Männer.

„Hoffentlich ist es der schurkische Schäfer. Nun gilt's! Bleiben wir versteckt, bis der Kerl an's Ufer stößt. Dann schneiden wir ihm den Weg ab. Ihr Beide stellt Euch vor die Pfade, die links und rechts nach dem Gestadefelsen hinaufführen, daß er dort nicht entkommen kann. Ich postire mich zwischen ihn und das Meer. So ist er dann gefangen."

Und wie Marcof es angab, so geschah es auch.

(Fortsetzung folgt.)

Der archäologische Kongreß in Kopenhagen.

Ueber den internationalen, archäologischen Kongreß in Kopenhagen entnehmen wir einem Berichte des „Schw. M." Folgendes: „Zu den 2—300 Theilnehmern an dem Kongreß, welche auf eine Woche aus der ganzen Welt in Dänemarks Hauptstadt zusammengeweht sind, hat Frankreich weitaus das größte Kontingent geliefert. Es hat Dies seinen Grund offenbar darin, daß die Sprache des Kongresses die französische ist. Deutsche sind nur wenige gekommen, kaum daß die einzelnen Staaten vertreten sind; ist doch eine noch lange währende Mißstimmung der Dänen gegen Deutschland eine natürliche Sache und die Rückwirkung auf Deutsche begreiflich. Belgier und Spanier sind nahezu in gleicher Anzahl im Verzeichniß vertreten, dann Russen, Italiener, Engländer; letztere haben sich sehr thätig betheiligt, endlich noch einige Portugiesen, Rumänen und Schweizer. Den Glanzpunkt der Kongreßwoche bildete der Ausflug nach Sölager, der alten Station aus dem Steinalter Dänemarks. Durch Besichtigung dieses vorgeschichtlichen Wohnplatzes gewann der Fremde eine glückliche Grundlage für die nachfolgenden Diskussionen. Die genannte Station liegt am Ende des Roeskilder Fjords, an dem Landvorsprung von Lynäs am Kattegat, und besteht aus einem dem Ufer entlang aufgeworfenen Hügel, der mittelst frisch gezogener Gräben angeschlitzt war. Es sind die schon vielfach beschriebenen und besprochenen „Kjökkenmeddings", zu Deutsch: Küchenabfälle, die in einer Mächtigkeit von 3 Meter Länge am Strande sich hinziehen. Da liegen die Reste der Mahlzeiten eines vorgeschichtlichen Volks, von dem keine Sage mehr meldet, von dem nur klafterhoch die Schalen von Austern, Herz- und Miesmuscheln und dazwischen die zerstückelten Knochen von Hirsch, Reh und Wildschwein, von Enten und Hühnern Zeugniß geben. Der Mangel jeden anderen Instrumentes, als der aus Feuerstein und Bein bereiteten Messer und Spitzen, läßt über das hohe Alter dieser Stämme keinen Zweifel, die mit Austern und Wildpret Geschichte machten. In den beiden ersten Sitzungen des Kongresses drehte sich die Hauptdiskussion um die

Frage, welchem Alter die Kjökkenmeddings zufallen. Fallen sie in das Alter der Dolmen, in die sogenannte megalithische Zeit, wo unter roh aufgerichteten gewaltigen Felsblöcken die Leichen bestattet sind, oder sind sie älter als diese? Der dänische Professor Steenstrup vertrat die erste Ansicht, der gelehrte Direktor der Kopenhagener Alterthumsversammlungen, Worsaae, die zweite. Beide sind als die ersten Kenner nordischer Alterthümer bekannt, und ob die Frage auch selbstverständig nicht zum Austrage kam, so war doch die Fülle gelehrten Apparates, der von Beiden zu Gunsten ihrer Ansichten herbeigeschafft wurde, von höchstem Interesse. — Die kostbaren Beweisstücke aus dem Museum der nordischen Alterthümer lagen auf dem Tische des Hauses und zeigten, daß ganz ähnlich wie in der Naturgeschichte nur der Fund von Thatsachen die Entwicklung der jungen Wissenschaft fördert. Nach den nationalen Erörterungen auf dänischem Boden ward die internationale Einreihung in französische, belgische und deutsche Altersbestimmungen versucht. Alle festländischen Stationen ergaben sich als älter, indem hier längst verdrängte Thiergeschlechter wie Mammuth und Nashorn, oder das Rennthier mit dem Menschen sich zusammenfanden, während in Dänemark das von den Alten gejagte Wild heute noch existirt. Als eine der wichtigsten festländischen Stationen galt die Schussenquelle, an der unbestritten die Eiszeit Europa's am reinsten zu konstatiren ist. In letzter Zeit wurde sie durch neue Funde aus der Broncezeit noch wichtiger, welche Hr. Valet von Schussenried im dortigen Torfe über den Rennthierlagern und Steinmessern gemacht hatte und über welche O. Fraas von Stuttgart auf dem Kongreß Bericht erstattete." Eine eigenthümliche Episode aus der Zeit des Steinalters bildete die Diskussion über die Menschenfresserei bei unseren Vorfahren, worüber E. Vogt der „Köln. Ztg." zufolge Folgendes berichtet: „Rouzou hat in der Nähe von Paris Heerdstätten entdeckt, welche unzweideutige Spuren dieses Gebrauches aufweisen, und die Hervorhebung dieses Punktes durch Dognee, der des abwesenden Rouzou Abhandlung klar und schön resumirte, veranlaßte Spring von Lüttich, den ersten Entdecker ähnlicher Spuren im trou de Chauvenu bei Lüttich, seine Erfahrungen darzulegen. Spring erzählte in reizend naiver Sprache, wie er durch Schmerling, der Zeit, Vermögen und Leben seinen Höhlenuntersuchungen geopfert habe, auf diese Untersuchungen geleitet worden sei; wie er seinen Augen nicht habe trauen wollen, als er zwischen den zerschlagenen und angebratenen Knochen von Hausthieren solche von Menschen gefunden habe, in großer Zahl, aber nur von Weibern und jungen Individuen herrührend, dieselben Knochen (und nur diese) wie von den Thieren in derselben Weise behandelt und angeröstet, so daß man also auch dieselben Stücke von den Menschen verzehrt haben müsse — wie er Jahre hindurch, immer wieder von Neuem zweifelnd, seine Stücke studirt, mit anderen verglichen habe, um endlich zur unumstößlichen Gewißheit zu gelangen, daß er die Reste eines Kannibalenfestes vor sich habe aus verhältnißmäßig nicht sehr alter Zeit; Dupon bestätigte, daß er in 2 Höhlen, einer aus der Rennthierzeit, einer anderen aus der Zeit der geschliffenen Stein-Instrumente, ähnliche Reste gefunden habe; Worsaae sprach von Hühnergräbern des Nordens, in welchen Gleiches beobachtet wurde; und endlich erschloß in der gestrigen Sitzung der gelehrte Bibliothekar von Hamburg, Petersen, einen mit Zitaten erfüllten Gedächtnißkasten und bewies, daß von Herodot, also 500 Jahre vor Christo bis zu dem heiligen Hieronymus, 300 Jahre nach Christus, in den alten Schriftstellern von Menschenfresserei die Rede sei, die namentlich in Irland noch sehr spät im Schwunge gewesen. Und abermals wurde nachgewiesen, daß der Kannibalismus nicht das Erzeugniß der Noth, sondern religiöser Vorstellungen gewesen sei, indem man glaubte, daß mit dem genossenen Körpertheile auch gewisse Eigenschaften des Getödteten in den Körper des Verzehrers übergingen. So dürfte denn jetzt diese Frage nicht mehr angezweifelt werden können — unsere Vorfahren waren Kannibalen, und daß sie das zartere Fleisch der Kinder, Jünglinge und Weiber vorzogen, deutet wenigstens auf eine gewisse Bildung des Geschmacks hin." Mit den späteren Verhandlungen über die Bronce- und Eisenzeit, schreibt der Berichterstatter des „Schw. M., spielte der Kongreß unvermerkt ins Historische über und verlor damit an Interesse.

Hermanns-Denkmal.

Hannover, 1. Sept.

Der Verein für das Hermanns-Denkmal dahier erläßt folgenden Aufruf:

Das Hermanns-Denkmal geht seiner Vollendung entgegen. Sämmtliche in der Arbeit schwierigen Theile sind fertig. Nur Rumpf und Oberschenkel fehlen noch, und können ohne das eiserne Cylindergerüst nicht hergestellt werden. Zu diesem ist viel Eisen und zu jenen Figurentheilen viel Kupfer erforderlich. Was der Künstler von Bandel in ununterbrochener Arbeit bis jetzt fertigte, ist durch die im Stillen gesammelten Beiträge geschehen. Die jetzt bevorstehenden Ausgaben sind zu bedeutend, um in einem kleinen Kreise zusammengebracht zu werden. Wir wenden uns deßhalb an alle unsere deutschen Brüder mit der dringenden Bitte, durch eigene Spenden und durch Sammlungen in ihren Kreisen uns bald in den Stand zu setzen, die letzte Hand an das Werk zu legen. Fließen die Beiträge nicht zu kärglich, so hofft der Künstler fest, daß längstens binnen zwei Jahren die Figur des Hermann den stolzen Bau auf

dem Teutberge im Lippe Lande, nahe dem Schauplatze der welthistorischen Befreiungsschlacht gegen die römischen Unterdrücker, kröne, und den Beweis liefere, daß trotz aller Widerwärtigkeiten es der Ausdauer des deutschen Volkes gelang, dieses Sinnbild deutscher Einigkeit zur Ausführung zu bringen. Es müssen hier alle Spaltungen der Neuzeit schwinden; das Denkmal spricht zu Süd und Nord, zu Ost und West des großen Vaterlandes von einem für die Ewigkeit denkwürdigen Aufraffen deutscher Kraft und deutschen Muthes gegenüber den Fremdlingen, die unseren Gauen Zwietracht und Verderben brachten. Diese Erinnerung muß das Herz jedes Deutschen erwärmen, wer er auch sei! Seit Jahren haben wir öffentlich nicht um Beiträge gebeten, weil wir mit den früher gesammelten und ohne Geräusch herbeigezogenen Mitteln ausreichten. Jetzt, wo wir Größeres bedürfen, erinnern wir Alle, welche schon vor Jahren ihre Hilfe uns zusagten, seither aber nicht gewährten, ihr Versprechen zu erfüllen. Diese bittende Erinnerung betrifft namentlich manche Liedertafeln, Gesangvereine, Schulen und gesellige Vereine; unsere allgemeine Bitte aber das gesammte deutsche Volk.

Da hier in Hannover Figur und eisernes Gerüst gearbeitet werden, so bitten wir, alle Gaben **hierher** gefälligst senden zu wollen unter der Adresse: „**Verein für das Hermanndenkmal in Hannover.**“

Mannigfaltigkeiten.

In der Nähe von **Willanzheim**, Ldg. Marktbibart, wurden unlängst beim Ausheben der Erde zum Baue einer neuen Straße nach Herrnsheim mehrere alterthümliche Münzen, Reste alter Rüstungsgegenstände aufgefunden. Sämmtliche Gegenstände sollen aus der Zeit des Kaisers Justinus I. (518—527 nach Chr.) herrühren. Von den Münzen (nasszeitig Gold mit Oehrchen) z. B. hat eine auf der Avers-Seite den Kopf des Kaisers mit einer entsprechenden Umschrift, die Rückseite zeigt eine nach rechts schreitende Viktoria, in der rechten Hand einen Kranz, in der linken einen Palmzweig haltend.

Mit der Eröffnung des Suez-Kanals wird unter dem Titel: „**Atlantic, Mediterranean and Oriental Steam Navigation Company**“, eine amerikanische Dampferlinie nach den Mittelmeerhäfen ins Leben treten, welche vorerst mit monatlichen Fahrten zwischen New-York, resp. Norfolk und Cadiz, Gibraltar, Marseille, Genua, Messina und Port Said, dem Endpunkte des Suezkanals, beginnen wird.

Wie die „Times“ melden, sind vor Kurzem von **Konstantinopel** 800 Angora-Ziegen feinster Race zu Zuchtzwecken nach dem Kap der guten Hoffnung verschifft worden; eine frühere Probesendung nach genannter Kolonie war, wie es heißt, von großem Erfolge begleitet.

Charade.

Die Erste immer sind die lieben Kinder;
Die Sternlein scheinen es am Himmelszelt;
Beim Geldeinnehmer liebt man stets es minder;
Als Münze fördert's den Verkehr der Welt.

Die Zweiten tönen herrlich im Gesang
Aus Dichters Brust in hohen Liedes Klang,
Horaz und Klopstock schufen es so schön,
Daß wahrlich wir darin das Ganze seh'n.

Das Ganze nämlich schmückt zur Augenlust
Des Reichen Hand, der holden Fürstin Brust,
Und ächte Freunde in des Unglücks Tagen
Mit Recht des Ganzen schönen Namen tragen.

Auflösung der Charade in Nr. 202:

Ob viel, ob wenig in der „Kassa“ ist,
Kann doch das Haus fallliren,
Zumal es Einer noch besitzt,
Der nicht kann spekuliren,
So kommt sehr leicht ein „Sturz“ daher;
O „Kassasturz“, du lastest schwer!

A. A.

Gleich richtig gelöst von M. M. und Em. Sundheimer in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

13. Sept. 1572. Johann Sylvan, Prediger in Ladenburg, wird als Gotteslängner in Heidelberg enthauptet.

„ 1745. Franz Stephan von Lothringen, Gemahl Maria Theresia's, wird deutscher Kaiser.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 212 Dienstag, 14. September 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Carfor sprang ans Land, band den Kahn an einen Pflock, der in den Strand eingerammt war, und ging auf seine Grotte zu. Plötzlich hörte er hinter sich den Sand unter fremden Tritten knirschen. Er wandte sich lebhaft um und erhob sie. Marcof stand zwischen ihm und dem Kahne.

„Was willst Du hier?“ rief Carfor.

„Mit Dir sprechen.“

„Mit mir?“

„Ja.“

„Und weßhalb?“

„Das sollst Du gleich hören.“

„Ich will aber nichts von Dir hören,“ schrie der Schäfer.

„Das werden wir sehen,“ sagte Marcof, und sich zu den beiden jungen Männern wendend, rief er: „Kommt!“

Jahoua und Keinec traten aus ihren Verstecken hervor. Als der Schäfer Keinec erblickte, flog ein freudiges Lächeln über seine Lippen. „Ah,“ dachte er, „Keinec ist hier; er ist stark, jetzt brauche ich mich nicht mehr zu fürchten.“

„Treten wir in die Grotte!“ befahl Marcof.

Carfor gehorchte; der Seemann setzte sich auf einen Felsblock, während seine beiden Gefährten am Eingang der Höhle stehen blieben.

„Woher kommst Du?“ fragte Marcof den Schäfer.

„Was geht das Dich an?“ erwiderte dieser düster.

„Ich will es wissen.“

„Und ich will es nicht sagen.“

„Ist das Dein letztes Wort?“

„Ja.“

„Ueberlege Dir's noch einmal.“

„Carfor!“ rief Keinec vortretend, „Du mußt reden.“

„Was hast Du mit Yvonne gethan?“ fragte Jahoua gleichzeitig.

Das dämmernde Tageslicht hatte bisher dem Schäfer nicht gestattet, die Züge von Marcof's zweitem Begleiter zu unterscheiden. Als er jetzt plötzlich Jahoua vor sich erblickte, fuhr er erschrocken zurück. Er war fest überzeugt gewesen, daß Keinec den jungen Pächter getödtet habe; alle Hoffnung auf Keinec's Beistand sank nun auf einmal zu Boden. Was in seinem Innern vorging, spiegelte sich so deutlich in seinem Gesichte, daß Marcof spöttisch lächelte.

„Nicht wahr, darauf warst Du nicht gefaßt, die beiden jungen Leute da bei einander zu finden?“

Carfor schwieg.

„Noch einmal frag' ich Dich, ob Du auf meine Fragen antworten willst?“

„Nein,“ knirschte der Schäfer wüthend.

„Nicht? . . . nun wohl, ich versichere Dich, Du wirst antworten.“

Marcof erfaßte ein Tauende, das am Boden lag, schnitt es mit einem Dolch, den er aus seinem Gürtel zog, entzwei, streute dann etwas Pulver auf eine Felsplatte, und rieb das Tauende darin hin und her, so daß dasselbe zu einer Art Lunte wurde.

„Zum dritten Male frag' ich Dich, willst Du antworten?“ — Carfor wandte das Gesicht ab.

„Bindet ihn!“ rief Marcof.

Jahoua und Keinec stürzten auf den Schäfer zu, dieser wollte sich widersetzen, aber im Nu lag er am Boden, und die kräftigen Fäuste der beiden jungen Männer hielten ihn so fest, daß er kein Glied zu rühren vermochte.

„Bindet ihm die Hände,“ sagte Marcof. „Doch laßt ihm die Daumen frei! . . . So! . . . jetzt Keinec, nimm dieses Stück Lunte und stecke es ihm zwischen die Daumen, aber recht fest.“

Keinec gehorchte. Marcof zog nun Stahl und Feuerstein aus der Tasche, schlug Feuer, und hielt den brennenden Schwefelfaden an das zwischen Carfor's Daumen eingepreßte Luntenstück. Das Feuer theilte sich dem Pulver, mit welchem der Strick förmlich durchwalkt war, rasch mit.

„Jetzt warten wir ein wenig,“ sagte Marcof ruhig, „der Schlingel wird gleich sprechen.“

Carfor lächelte ungläubig.

„Viel kräftigere Burschen als Du haben über dieses Spiel um Gnade gefleht,“ fuhr der Kapitän fort. „Frag' einmal Keinec; er kennt die Erfindung von Amerika her, wo sie unter den wilden Völkerschaften gebräuchlich ist. Du lächelst jetzt, aber wenn Dir das

Digitized by Google

Fleisch an den Fingern langsam zu rösten anfangen wird, dann wird Dir das Lachen schon vergehen."

Einige Minuten lang herrschte tiefe Stille in der Grotte. Plötzlich stieß Carfor einen Schmerzensruf aus.

„Aha, es beginnt," sagte Marcof, „ich wußte ja, das Mittel ist untrüglich."

In der That war das herabhängende Stückchen Tau bereits verzehrt, und es begann nun der zwischen den Daumen selbst eingeklemmte Theil zu klimmen. Wie Marcof sich ausdrückte, röstete das Fleisch unter dem Einfluß des Feuers.

Der Schmerz mußte fürchterlich sein. Carfor's todtenbleiches Gesicht wurde auf Augenblicke purpurroth, und die Adern am Halse schwellen bis zum Zerspringen an. Dicker Schweiß perlte über seine Wangen, seine Lippen verzerrten sich, seine Glieder wandten sich im heftigen Krampfe.

Marcof beobachtete mit kaltem Blick die Fortschritte des Schmerzes.

„Willst Du reden?" fragte er.

Carfor schleuderte ihm einen glühenden Blick voll Haß zu und rief: „Nein!"

„Nun, wie Du willst; wir haben keine Eile."

Der Schmerz wurde so fürchterlich, daß Carfor zu schreien begann: „Zu Hülfe! . . . zu Hülfe! . . . Mörder! . . ."

„Wozu schreist Du?" sagte Marcof. „Glaubst Du denn, daß Jemand in der Nähe ist, der Dich hören könnte? Deine revolutionären Freunde sind fern."

„Zu Hülfe! . . . ihr Geister der Todten!" heulte der Schäfer.

„Laß Deine Dummheiten!" lächelte Marcof. „Hier ist es unnütz, den Zauberer zu spielen; solche Dinge sind gut für Weiber und Kinder, aber wir sind Männer, die sich nicht fürchten; nicht wahr meine Jungens?"

„Sprich, wo ist Yvonne?" rief Keinec, den Schäfer wüthend beim Arme schüttelnd.

„Laß ihn; er wird es gleich sagen," versetzte Marcof.

Carfor wälzte sich vor Schmerz auf dem Boden.

„Er wird nicht reden," sagte Jahoua.

„Bah," erwiderte Marcof achselzuckend. „Ich habe Indianer gesehen, welche die Zunge nicht eher lösten, als beim dritten Luntenstück, und ich habe Zeug genug, um noch einige andere zu machen."

„Bindet mich los! bindet mich los!" heulte Carfor.

„Wirst Du sprechen?"

„Ja."

„Die Wahrheit?"

„Ja."

„Nimm die Lunte weg, Jahoua."

Der Pächter durchschnitt die Bande des Schäfers, und dieser sank erschöpft zurück.

„Du weißt, daß Yvonne verschwunden ist?" fragte Marcof.

„Ja," stöhnte Carfor.

„Man hat sie entführt?"

„Ja."

„Du hast bei der Entführung geholfen?"

Carfor stockte.

„Eine zweite Lunte!" rief Marcof.

„Nein, nein," schrie Carfor, dessen Haare sich bei dem Gedanken an eine Wiederholung der Folterqual sträubten, „ich will Alles sagen."

„Ueberlege wohl, bevor Du antwortest," sagte Marcof; wenn Du etwas anders sprichst als die Wahrheit, so stirbst Du wie ein Hund."

„Ich will Alles sagen, was ich weiß."

„Gut, Du warst bei der Entführung thätig?"

„Ja."

„Du warst nicht allein?"

„Nein."

„Wer begleitete Dich?"

„Zwei Männer, der Herr und der Diener."

„Der Name des Herrn?"

„Ich weiß ihn nicht."

„Der Name des Herrn?"

„Ich sage Dir, ich kenne ihn nicht."

„Donner und Wetter!" rief Marcof und stampfte mit dem Fuße. „Eine zweite Lunte! . . . rasch, meine Bursche . . . rasch!"

(Fortsetzung folgt.)

Zum Gedächtniß eines Welteroberers.

Von Dr. Robert Avé Lallemant.

„Stehe stille, Wanderer, Du trittst auf einen Helden!" Das Wort möchte ich allen denen zurufen, welche sich in diesen Tagen oder Wochen vorbereiteten, das Säkularfest eines Mannes zu begehen, welcher in der Reihe der Welteroberer, wenn ich nicht sehr irre, den hervorragendsten Platz einnimmt! — Nicht meine ich damit jenen furchtbaren Corsen, der wie ein aus Erz gegossener Koloß mit zermalmendem Schritt fast durch ganz Europa wandelte und die ganze Welt für sich zu klein glaubte; ihm habe ich zu seiner Säkularfeier nichts nachzurufen, und überlasse das Nachrufen in diesem Falle, wie wir Deutsche alle das thun sollten, den Franzosen, die durch ihn ja eine „große Nation" geworden sind. Deutschland feiert am 14. September 1869 einen ganz anderen Welteroberer, einen ächt deutschen Eroberer, welcher in stillem Wandel Himmel und Erde, Höhen und Tiefen, Land und Meer durchmaß und ihre Erscheinungen und Gesetze dem menschlichen Wissen einverleibte, ihre Erkenntniß zu einem Allgemeingut machte! Keine Empörung ist dazu nöthig gewesen, kein Blut darum vergossen worden, kein Königsthron umgestoßen, — und doch ist Alexander

von Humboldt ein Name; der von Mund zu Mund getragen, von allen Kulturvölkern geehrt wird.

Sollte ich aber, um diese ganz ausnahmsweise Erscheinung zu erklären, hier Humboldts volle wissenschaftliche Bedeutung erschöpfend darzustellen versuchen? Das sei ferne von mir! Das vermögen nur Geister, denen es von einer gütigen Vorsehung vergönnt worden ist, dem großen Denker und Forscher zu allen Höhen und Tiefen seines Denkens und Forschens folgen zu können — und zu diesen gehöre ich nicht. Aber doch ward mir wenigstens das verliehen, daß ich schon als Knabe, freundlich angehaucht von Gottes Geist in der Natur, mich mit voller Begeisterung den wunderbaren Schilderungen Humboldts, soweit sie damals einem jugendlichen Alter zugänglich gemacht worden waren, hingeben durfte, sie in rüstigen Studienzeiten und dann in einem fast zwanzigjährigen brasilianischen Leben allüberall selbst erlebte, daß ich den großen Mann später persönlich kennen lernen durfte und von ihm in der edelsten Weise beschützt ward, — ja daß ich, nach dem fernen Südwesten geführt, jenseits des Uruguaystromes seinen alten Freund und Bundesgenossen Bonpland 14 Tage vor dessen Tode aufsuchen konnte, so daß ich der letzte Sendbote geworden bin, der den beiden Freunden, dem großen Deutschen brieflich, dem alten Bonpland mündlich, die letzten Nachrichten von einander mitgetheilt habe.

Wenn wir es auch nimmer verkennen dürfen, daß die Vorsehung von der Wiege bis zum Grabe jeden einzelnen Menschen trägt und schützt und ihm eine ausgesprochene Bestimmung gibt, so begegnen wir doch in einzelnen Jahrhunderten einzelnen Männern, die von der Vorsehung zu etwas ganz Bestimmtem ganz bestimmt prädestinirt sind, und die recht eigentlich die Männer ihres Jahrhunderts werden. Zu solchen Säkularmenschen gehört nun vor allen Dingen Alexander von Humboldt, der Genius alles physikalischen, naturhistorischen Wissens im neunzehnten Jahrhundert, wie es überhaupt seit Aristoteles Zeiten Niemand gewesen ist. Von der Wiege bis zum Grabe durch ein ganzes neunzigjähriges Leben war alles Klarheit, abgerundete Form im geistigen Schaffen dieses Mannes, Alles offen, edel und wahr, allem gewöhnlichen und besonders allem gemeinen Treiben der Menschheit fern liegend. So wird er in einer durch und durch edlen Familie geboren, wächst von edlen Elementen getragen auf, — und gedeiht, ohne daß auch nur eine Spur von einer ängstlichen, geistigen Treibhaustheorie in seiner Erziehung zu bemerken ist, zu einer der liebenswürdigsten Jugenderscheinungen, welche frisch, fröhlich und unbefangen dem Leben entgegengeht, und nur von einem angewidert und tief verletzt wird, wenn es wagt, in seine Nähe zu kommen, — vom Gemeinen! Das geht hinreichend aus Berichten einzelner Jugendfreunde hervor! Innigst befreundet mit der Natur wählt der lebensfröhliche Jüngling, — und darin sehe ich eine ganz besondere Vorsehung, — das Bergfach zu seinem Lebensberufe, grade dasjenige Fach einer angewandten Naturforschung, welches, wenn es überhaupt geistvoll und umfassend getrieben und ausgebeutet werden soll, in jedes Feld des physikalischen Forschens und Wissens tief und gründlich hineinführt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Professor Jahn,] der am 9. d. in Göttingen starb, war geboren in Kiel am 16. Juni 1813. Seine Schulbildung erhielt er in Schulpforta, von 1831 an besuchte er die Universitäten zu Kiel, Leipzig und Berlin. Nachdem er 1836 in Kiel durch seine Dissertation „Palamedes“ (Hamburgi 1836) sich die philosophische Doktorwürde erworben, machte er eine wissenschaftliche Reise nach Frankreich und Italien. Im Jahr 1839 habilitirte er sich in Kiel, wurde 1842 als außerordentlicher Professor nach Greifswalde berufen und 1845 ebendaselbst zum Ordinarius ernannt. Zwei Jahre später erhielt er eine Professur der Archäologie an der Universität Leipzig, mußte dieselbe jedoch in Folge des bekannten Konfliktes mit der sächsischen Regierung, ebenso wie seine Freunde Moriz Haupt und Theodor Mommsen, im Jahr 1851 wieder aufgeben. Nachdem er einige Jahre als Privatmann in Leipzig gelebt, wurde er 1855 nach Bonn berufen. Seit Herbst 1865 hat seine Gesundheit zusehends abgenommen; am Ende des jetzigen Sommersemesters unternahm er zur Wiederherstellung derselben eine Reise nach Göttingen, von der er nicht zurückkehren sollte.

[Hohes Alter.] In der brasilianischen Stadt Franca starb unlängst, wie das „Diario de San Paulo“ meldet, ein Greis Namens Custodio Jose Moreira, in dem methusalemitischen Alter von 135 Jahren! Er war aus Portugal gebürtig und daselbst beim Leichenbegängniß Königs Don Joao V. anwesend. Bis acht Jahre vor seinem Tode ging er rüstig seiner Beschäftigung, der eines Landwirthes, nach; seine Nahrung bestand in geschabtem Käse, Wein und Zucker. — Einen anderen Todesfall in ungewöhnlich hohem Alter meldet die „Anglo-Brasilian Times“, nämlich den der Donna Sabina Maria de Lemos, Mutter des Baron do Rio Verde, welche im Mai zu Minas Geraes, 115 Jahre alt, verschied, und eine Nachkommenschaft von über 300 Personen, bis zur fünften Generation herab, hinterließ.

Bei Gelegenheit der 27. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Breslau traten mehr als 100 Landwirthe und Freunde der Landwirthschaft aus

allen Theilen Deutschlands zu einem Komite zusammen, um Sammlungen zu veranstalten, zu dem Zweck, dem Frhrn. J. v. Liebig ihre Verehrung, so wie ihren Dank für seine Verdienste um die Landwirthschaft durch Ueberreichung eines Ehrengeschenks und durch Gründung einer Liebig-Stiftung zu bezeugen. Das Ehrengeschenk soll in einer von Künstlerhand gefertigten werthvollen goldenen Medaille bestehen, auf welcher sich Liebig's Bildniß und eine entsprechende Inschrift befindet; die Stiftung soll nach Liebigs eigenem Wunsch einen Fond bilden, aus dessen Einkünften jährlich eine goldene Liebig-Medaille geprägt werden soll, welche von der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe denjenigen zu verleihen ist, die sich ein hervorragendes Verdienst um die Landwirthschaft erworben haben. Wenn die Einkünfte der Stiftung es zulassen, soll die Landwirthschaft durch dieselbe auch noch in anderer von Liebig näher zu bestimmender Weise gefördert werden. Zu diesem Behuf hat nun das Liebig-Komite an alle Landwirthe und Freunde der Landwirthschaft die Bitte gerichtet, das Unternehmen durch Beisteuern fördern zu wollen. Die Namen der Beitraggeber sollen, soweit sie dem Komite zur Kenntniß kommen, in die Stiftungsurkunde aufgenommen werden.

Kürzlich kam, wie ein südrussisches Blatt erzählt, zu dem englischen Konsul in Odessa einer seiner Landsleute, und erkundigte sich bei ihm um den kürzesten Weg nach Indien. Der Konsul rieth ihm, sich einen Dampfer zu miethen und durch das schwarze Meer die Reise anzutreten. „Nein," erwiderte der Fremde, „ich will zu Lande reisen." — „Nun, so nehmen Sie die „Post", meinte der Konsul. „Dies geht auch nicht," sagte kopfschüttelnd der eigensinnige Engländer, „denn ich will zu Fuß nach Indien." Der Konsul betrachtete sich etwas näher seinen Landsmann, dessen Paß und Dokumente, und gab ihm schließlich, da Alles in Ordnung war, die nöthige Auskunft für diese beschwerliche und nicht ganz gefahrlose Fußreise. Einige Tage danach kam ein zweiter Engländer und erkundigte sich beim Konsul, ob nicht ein ihm ganz gleich gekleideter Reisender da gewesen wäre, um zu Fuß über Tiflis nach Indien zu reisen. Der Konsul bejahte die Frage, und meinte, es müsse mit dem Ersten nicht ganz richtig im Kopfe bestellt sein, da er eine solche Reise zurücklegen wolle. „Oh, nicht im Geringsten!" betheuerte der zuletzt angekommene Engländer; „er wettete, daß er von Calais zu Fuß nach Indien reisen werde, und ich gehe ihm nach, um zu sehen, ob er die eingegangenen Verbindlichkeiten auch richtig einhalte."

Aus Melbourne wird die Bildung einer neuen Gesellschaft unter dem Namen der Australischen Diamantgrubengesellschaft gemeldet. Der Schauplatz, wo dieselbe ihre Diamanten sucht und, wie es heißt, auch findet, liegt bei Mudge in Neusüdwales, wo in den letzten Wochen eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Diamanten und anderen Edelsteinen zu Tage gefördert wurden. Schon in den letzten Jahren sollen dort in der Nachbarschaft häufig rohe Diamanten gefunden worden sein, doch waren wie gewöhnlich die Finder über den Fundort verschwiegen. Endlich wurde die Sache indessen ruchbar und zwei Expeditionen machten sich auf den Weg und begannen an Ort und Stelle die Arbeit. Ein angesehener Juwelier aus Melbourne war der Führer der einen, und obschon dieselbe nur mit mangelhaften Werkzeugen versehen war, erzielte man doch in 14 Tagen 21 Diamanten, davon einen im Werthe von 200 Pfund, einiges Gold und mehrere andere Steine, darunter einen Saphir. Seitdem sollen nicht weniger als 200 Diamanten aus jenem Bezirk gewonnen worden sein.

Charade.

Die Ersten sind die weißen Fahnen,
Die mit der gold'nen Inschrift zart
Des Frühlings Ruhm auf seinen Bahnen
Verkünden in gar holder Art.
Sie wehen, von des Zephirs Händen
Berühret, in der leisen Luft,
Doch ungleich andern Fahnen spenden
Zugleich auch stets sie süßen Duft.

Die Dritte nimmt zum Ruhekissen
Der Bettler oftmals für sein Haupt,
Sie fällt vom Herzen und Gewissen
Dem manchmal, dem die Ruh' geraubt;
Oft dient sie auch zum Wurfgeschoß
Dem, welcher and'rer Waffen bloß;
Doch deckt sie auch zur süßen Ruh'
Den Schlummernden auf ewig zu.
Das Ganze liegt im Sachsenreich,
Von That und Wäldern links begrenzt
Der schönsten Gegend lieblich Reich
Wird dadurch reizender ergänzt.

Geschichtskalender.

14. Sept. 1769. Geburtstag von Alexander von Humboldt (Berlin).
„ 1812. Napoleon rückt als Sieger in Moskau ein.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Waisandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 213 Mittwoch, 15. September 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Keinec und Jahoua gehorchten. Carfor, jeden Widerstandes unfähig, stieß ein markerschütterndes Geschrei aus. Die zweite Lunte wurde zwischen die Daumen geklemmt und angezündet. Carfor wurde fast wahnsinnig vor Schmerz.

„Der Name jenes Mannes?“ fragte Marcof.

„Gnade! Barmherzigkeit!“ jammerte der Gemarterte.

„Der Name?“

„Chevalier von Teffy.“

„Weßhalb hat er Yvonne entführt?“

„Er liebt sie.“

„Wie viel zahlte er Dir für Deinen Beistand?“

„Fünfzig Louisd'or!“ murmelte Carfor.

„Elender Hund!“ schrie Jahoua, „schlagt ihn todt!“

„Später!“ sagte Keinec, „wenn Marcof fertig ist, gehört der Schurke mir.“

Marcof band zum Zweitenmale die Stricke los, und Carfor, der vor Schmerz die Besinnung verloren hatte, kam wieder zu sich.

„Wo ist Yvonne?“

„Ich habe sie in der Nähe von Audierne verlassen.“

„Wohin hat man sie gebracht? Antworte.“

Diesmal sprach Carfor mit einem so unverkennbaren Ausdruck der Wahrheit, daß Marcof überzeugt war, der Elende wisse wirklich nicht, wohin man das arme Mädchen geschafft habe.

„Auf! meine Bursche!“ rief er den beiden jungen Männern zu, „bemannt das Boot.“

Jahoua und Keinec eilten hinaus, um das Fahrzeug aus seinem Schlupfwinkel hervorzuziehen.

Marcof trat auf Carfor zu, setzte ihm die Spitze seines Dolches an die Kehle und fragte:

„Hatte der Chevalier von Teffy einen Begleiter mit sich?“

„Ja.“

„Dessen Name?

„Graf von Fouqueray.“

„Es sind zwei revolutionäre Agenten?“ In Carfor's Blicken malte sich das größte Staunen.

„Antworte, oder ich bohre Dir den Dolch in die Kehle.“

„Du hast es errathen,“ stöhnte Carfor.

„Welche Agenten hat die Revolution in der Umgegend außer Dir und jenen beiden Männern?“

„Billaud-Varennes und Carrier.“

„Wo sind sie?“

„In Brest.“

„Was ist eure Parole? Sprich schnell und sag' die Wahrheit.“

„Brutus und das Vaterland.“

„Gilt diese Parole durch die ganze Bretagne?“

„Nein.“

„Also blos in Cornwallis?“

„Ja.“

In diesem Augenblicke kehrten Jahoua und Keinec zurück.

„Kapitän, das Boot liegt bereit, und der Wind weht günstig.“

„Gut, schiffen wir uns ein!“

„Einen Augenblick!“ sagte Keinec.

„Was willst Du?“

„Mich versichern, daß mir der Schurke da nicht entgeht.“

Er band dem Schäfer neuerdings Hände und Füße, hob ihn auf seine Schultern, und schleppte ihn zu einer Höhlung in dem Gestadefelsen. Mit Jahoua's Hülfe schob er Carfor in diese Höhlung hinein und wälzte einen Felsblock davor.

„So! hier wird ihn Niemand entdecken, und wenn ich wiederkehre, finde ich ihn gewiß.“

Sodann bestiegen die drei Männer das Boot und verließen die Todtenbucht.

XXIX.

Es war, als ob sich Alles verschworen hätte, die Ungeduld Keinec's und Jahoua's auf das Aeußerste zu steigern. Kaum kam das Boot aus der Todtenbucht heraus, als der Wind plötzlich umschlug, und es eine Unmöglichkeit ward, in dem schwachen Fahrzeug gegen den Wind und Wellen nach Audierne zu steuern. Sie mußten also nach Penmarkh zu Marcof's Lugger zurück und dort erst eine stärkere, seetüchtige Schaluppe

Digitized by Google

nehmen. So geschah es, daß es beinahe schon Abend war, als sie Audierne erreichten.

Marcof und die beiden jungen Männer zerstreuten sich, um in den einzelnen Häusern Erkundigungen einzuziehen. Ueberall erzählten sie in Kürze Yvonne's plötzliches Verschwinden. Nirgends erhielten sie die mindeste Auskunft, welche sie hätte auf eine Spur leiten können.

Jahoua und Keinec waren in Verzweiflung. Marcof allein bewahrte seine Ruhe.

„Durchstöbern wir die ganze Gegend!" sagte er.

„Aber in der ganzen Umgegend bis Plogastel ist weder Dorf noch Schloß," erwiderte Jahoua.

„Carfor wird uns getäuscht haben." .

„Ich glaube nicht. Die Mädchenräuber haben, wie sich's zeigt, Audierne selbst nicht berührt, sondern wahrscheinlich ihre Richtung landeinwärts genommen. Laßt uns sehen, ob Graf La Bourdonnaie glücklicher war als wir. Ich habe für heute Nacht in den Wäldern von Plogastel eine Zusammenkunft mit ihm verabredet."

Jahoua, der in Audierne bekannt war, trat in einen Pachthof, und verschaffte drei kräftige Pferde, auf denen er und seine Begleiter den Weg nach Plogastel einschlugen. Es war gegen zehn Uhr Abends, als sie von Audierne wegritten. Es war dies gerade die Zeit, wo der Marquis von Loc-Ronan mit Julie und Jocelyn aus der Abtei entfloh.

In der Mitte des Weges etwa, als sie zwischen dem Dickicht, das links und rechts die Straße besäumte, hingalopirten, vernahmen sie in nicht weiter Entfernung einen scharfen Pfiff.

„Halt!" rief Marcof sein Pferd zurückreißend.

„Warum das?" fragte Keinec, dessen Ungeduld nicht rasch genug vorwärts konnte.

„Weil unsere Freunde uns für Gegner halten, und unsere Pferde niederschießen könnten. Halt! sag' ich."

Marcof antwortete mit einem ähnlichen Pfiff, wie der, den man gehört hatte, und begleitete ihn mit dem bekannten Eulenrufe.

Auf beiden Seiten des Weges tauchten zwei bis drei Männergestalten auf.

„Fleur de Chêne!" rief Marcof.

„Kapitän!" erwiderte einer von den Männern.

„Habt Ihr Gefangene gemacht?"

„Noch nicht."

„Alle Wetter! aber Ihr seid doch wachsam?"

„Ja, alle Gebüsche sind besetzt."

„Wo ist der Herr Graf?"

„Im Walde."

„Gut, ich will ihn aufsuchen. Gib das Signal, daß man uns ungehindert passiren lasse; wir haben keine Zeit, an allen Posten anzuhalten."

(Fortsetzung folgt.)

Zum Gedächtniß eines Welteroberers.

(Fortsetzung.)

Mit neunzehn Jahren schon gibt Humboldt sein erstes Werk: „Mineralogische Beobachtungen über einige Basalte am Rhein" heraus, das Ergebniß einer Reise längs des Rheins mit dem berühmten G. Forster, Cooks Reisebegleiter. Sein nächstes Werk ist ein botanisches, die Flora von Freiberg betreffendes, dem dann das höchst merkwürdige Werk über die gereizte Muskel- und Nervenfaser folgt. Mit dreiundzwanzig Jahren erhält er die bedeutende Stelle eines Assessors am Bergwerks- und Hüttendepartement, bei welcher Ernennung der bescheidene junge Mann sich ungerechter Weise bevorzugt glaubt; — sehr bald aber darauf ernennt man ihn zum Oberbergmeister von Ansbach und Bayreuth!

Wenn die eben angedeuteten Arbeiten und die aufgeführten Beamtungen die einzigen Resultate von Humboldts Leben gewesen wären, es würde keiner Bedenken tragen, ein solches Leben ein bedeutendes zu nennen. Aber nun reißt ihn sein Genius fort. Kaum sechsundzwanzig Jahre alt, gibt er seine höchst ehrenvolle und beneidenswerthe Stellung auf und besucht mit eng befreundeten Männern Italien und die Schweiz, wo der geistvolle Mann seine Kenntnisse wundervoll bereichert und vor allem seinen unwiderstehlichen Hang, wissenschaftliche Reisen zu machen, mächtig anwachsen läßt. In Wien macht der botanische Garten von Schönbrunn den allermächtigsten Eindruck auf ihn. In Paris lernt er, etwa achtundzwanzig Jahre alt, Bonpland kennen. Dort wird ihm die fast schon gewisse Aussicht, der französischen Okkupation nach Aegypten folgen zu können, und von dort dann nach Ostindien zu gelangen; — aber politische Schwierigkeiten machen den Plan scheitern. Nun wendet sich der unerschrockene Mann, noch nicht dreißig Jahre alt, nach Madrid! Ueberall stehen ihm in einer wirklich unbegreiflichen Weise — und doch in einer völlig begreiflichen Weise, wenn man den herzgewinnenden Mann persönlich kennen lernte — Thore und Gemüther von allen Kategorien offen; unter dem vollsten Schutz der spanischen Krone geht er mit Bonpland auf einem spanischen Kriegsschiff über Teneriffa nach Südamerika, und macht mit seiner Landung in Cumana am 16. Juli 1799 eine Epoche in der Geschichte der Reisen und entdeckenden Forschungen, wie sie meiner Ansicht nach vorher und nachher nicht wieder vorgekommen ist. Man kann sie geradezu mit der Entdeckung von Amerika selbst vergleichen. Was Humboldt in den Jahren von 1799 bis 1804 — denn so lange dauerte seine amerikanische Reise — Alles bereist, gesehen, beobachtet, untersucht, genossen, gesammelt und vor Allem zu seinem geistigen Eigenthum gemacht hat, das ist gar nicht zu zählen. Die aus diesen Reisen entstandenen Reisewerke, Beschreibungen und Monogra-

phien lassen wirklich Alles hinter sich, was Aehnliches seitdem versucht ist; man darf sie eine ganz naturforschende Bibliothek nennen.

Und so ist denn auch die Wirkung, da diese Reise und das allmählige Erscheinen der aus ihr entstandenen Werke hervorriefen, eine wahrhaft mächtige gewesen; Humboldts Name ward groß, wie der keines anderen Forschers. Alle Geister flogen ihm zu, desto mehr sogar, je ferner die Zeit der zurückgelegten Reise in den Hintergrund trat; in London und Paris und Berlin war er der geachtetste Name; je mehr man ihn sah, je genauer man ihn kennen lernte, desto mehr Boden räumte man ihm ganz unwillkürlich ein. Mit dem König von Preußen reiste Humboldt 1822 durch Italien; dann lebte er wieder in Paris, dessen geistreiche, geniale Männer und prachtvolle wissenschaftliche Institute ihn ganz besonders anzogen. — Endlich siedelte er 1826 nach Berlin über und hielt dort wissenschaftliche Vorlesungen, die von allen Geisteskapazitäten besucht wurden.'

(Fortsetzung folgt.)!

Ueber Petroleumfälschung.

Man hat in neuerer Zeit die Wahrnehmung gemacht, daß das jetzt so allgemein eingeführte amerikanische Petroleum des Gewinnes halber öfters mit Petroleumnaphta, einem Nebenprodukt bei der Petroleumraffinirung, vermischt wird. Diese Art der Verfälschung des ächten amerikanischen Petroleums ist die am schwersten zu erkennende, aber auch die gefährlichste, denn während ächtes Petroleum durch Beimischung von Solaröl, Kohlenöl ꝛc. je nach den beigemengten Quantitäten seinen natürlichen Geruch mehr oder weniger verändert und die Fälschung dadurch leicht erkennbar macht', ist dies bei Vermischung mit Naphta nicht der Fall. Reine Naphta ist nämlich wasserhell und hat einen leisen, dem des Petroleums ohnehin sehr ähnlichen Geruch. Entzündbar ist Naphta schon bei gewöhnlicher Temperatur, bei höherer Temperatur aber geht es rasch in Gase über, welche sich bei Annäherung einer Flamme explodirend entzünden. Das bis jetzt bekannte einfachste Mittel, die Aechtheit des amerikanischen Petroleums zu prüfen, ist der Aräometer. Der Aräometer besteht aus einer Glasröhre, an deren unterem weiteren Theil eine mit Quecksilber gefüllte Glaskugel angeblasen ist. Oben dem oberen engeren Theil der Röhre dagegen ist eine Scala mit den Zahlen 0,790 bis 0,840 angebracht. Will man mit dem Messer die Qualität eines Petroleums untersuchen, so hat man nur ein cylinderförmiges Gefäß bis auf einige Fingerbreiten zu füllen und den Aräometer so in das Gefäß zu setzen, daß er frei und aufrechtstehend im Oele schwimmt. Sinkt nun der Messer soweit in das Oel, daß dessen Oberfläche an einer der Zahlen von 0,800 bis 0,830 steht, d. h., daß das Oel 800—830 Grade hat, so kann das Oel für gut und rein gehalten werden. Zeigt der Messer mehr wie 840 Grade, so wird das Oel in den meisten Fällen schlecht brennen, weil es mit spezifisch schweren Mineralölen vermengt ist, welche in Petroleumlampen düster und rußend brennen. Zeigt dagen der Messer weniger wie 790 Grade, so ist das Oel zum Brennen in Petroleumlampen nicht geeignet und unbedingt zu verwerfen, denn man kann mit Sicherheit annehmen, daß dasselbe mit Naphta vermischt ist. Solches Oel brennt in den Petroleum-Lampen mit unruhiger Flamme und entzündet sich in Folge der starken Gasentwicklung leicht innerhalb der Oelbehälter, was deren Zerspringen und Ergießung des brennenden Oels auf die nächste Umgebung zur Folge haben kann. Welch' namenloses Elend aber durch solche Selbstentzündungen herbeigeführt werden kann, ist wohl Jedermann klar.

Mannigfaltigkeiten.

Der „Bürger- und Bauernfreund" erzählt Folgendes aus Tilsit: Vor Jahren wollte ein frommer Schuhmacher, Stinn mit Namen, Lehrer werden. Er fiel durch die Examina. Hr. Konsistorialrath Heinrici, sein Protektor, machte ihn aber doch zum Lehrer in der Goldapper Gegend; wie es hieß, sollte er aber das Examen später nachleisten. Ob er hat? Wir meinen nein, und lassen einen uns übersandten Originalbrief Stinns hier wörtlich folgen und bedauern, daß wir alle Korrekturen in demselben nicht wiedergeben können: „Rothebude, 13. Juli 1868. Lieber Schlicker! ich fühle mich gedrungen an Ihnen zu wenden, da Sie die Kalende an Roggen für dieses Jahr erhalten haben, sammt Stroh und Heu und für 2 Monate Gehald von der Kreis-Casse mit 5 Thlrn. 20 Sgr. mir zurück zu zahlen. Soh solches binnen 8 Tage nicht geschieht, sehe ich mich genöthigt, an der Königl. Regierung zu wenden. Ferner haben Sie gesagt, daß in den Stall weiter nichts als Dinger vorhanden ist und ich Ihnen für selbigen bezahlen muß, es ist aber eine Brücke im Stall gewesen und ich habe nur die Hälfte Dinger erhalten, daß sind untersuchungs-Sachen. Wo Sie mir bis Sonntag, nicht, wenigstens die 5 Thlr. 20 Sgr. übersenden, so sehe ich mich genöthigt dieses zur Aussehrung zu bringen. Denn ist noch ein Schultisch, wo die Bank nicht an bei ist, derselbe wird nöthig gebraucht, die Kinder behaupten, daß Sie die Bank zu Ihrem Gebrauch benutzt haben, sollten Sie dieselbe unversehens mit genommen haben, so bitte ich mir dieselbe sofort zuzuschicken, denn der Schulvorstand will hieräber klagbar werden, da die Bank in der Schule nöthig gebraucht

Digitized by Google

wird. ich bitte Sie freundlichst diese Bitte erfüllen zu wollen. Mit Achtung Stinn, Lehrer." Die Kinder in Kulligkehmen, wo er sein Probejahr oder Vorbereitung durchmachte, erzählten schon immer, der Hr. Stinn korrigire ihnen Fehler in ihre Schriftstücke hinein. Ist's nicht unglaublich? aber ein so schreibender und denkender Mann ist wirklich Volksschullehrer; aber fromm ist er sehr, das ist wahr!

Eine interessante Doppel-Trauung ging kürzlich in Koburg vor sich. Ein Kaufmann aus Wien, dem das Zusammenleben mit seiner Frau nicht mehr behagte, ließ sich, nachdem Beide als Katholiken zur protestantischen Kirche übergetreten waren, im Mai d. Js. scheiden und verlobte sich hierauf mit einer Sängerin. Die geschiedene Frau, welche in die Trennung gewilligt hatte, machte nach der Scheidung die Bekanntschaft eines österreichischen Militärs, und so hatten Beide in kurzer Zeit anderweite Verbindungen eingegangen. Die beiden Brautpaare trafen Ende letzter Woche in Koburg in einem Hotel in größter Eintracht zusammen und ließen sich, nachdem vorher bereits das Nöthige vorgekehrt war, am vergangenen Sonnabend in der Hauptkirche daselbst zu einer Stunde gemeinschaftlich trauen, worauf sie auch die gemeinschaftliche Rückreise antraten.

Für die Errichtung des Denkmals der Kaiserin Katharina gehen die Vorbereitungsarbeiten auf dem Alexandrasquare in Petersburg sehr schnell vorwärts. Die Form für die Statue der Kaiserin ist beinahe fertig und der Guß wird wahrscheinlich binnen Kurzem stattfinden. Der Piedestal wird von Gruppen der bedeutendsten Persönlichkeiten jener Epoche, eines Potemkin, Suworow, Rumjanzow, Besborodko, Bezki, Derschawin und einer Fürstin Daschkow umgeben sein.

Der „Times" wird aus Gibraltar geschrieben, daß daselbst augenblicklich große Wassernoth herrscht, und daß Garnison und Einwohner nach Verlauf von 50 Tagen, sollte inzwischen kein Regen fallen, vollständig ohne Wasser sind. Es ist zu bemerken, daß dieses nothwendige Lebensbedürfniß in Gibraltar überhaupt zu den Luxusartikeln gehört, und daß dort stationirte Offiziere für sich und ihre Familie schon über 30 L. (200 Thlr.) in einem Jahre an die Wasserträger gezahlt haben, abgesehen von denen ihnen durch die Garnison-Regulationen bewilligten Quantitäten.

Die Stadt Ajaccio, welche bekanntlich nicht sehr reich ist, und von der ihr eigener Maire vor einigen Tagen sagte, daß sie zu arm sei, um drei neue Betten in ihrem Hospitale aufstellen zu können, verausgabte während des Aufenthaltes des kaiserlichen Prinzen und der Kaiserin die Summe von 100,000 Franken.

Auflösung der Charade in Nr. 204:

Als der Großvater die „Großmutter" nahm,
Da wußte man nichts von Mamsell und Madam.
Die züchtige Jungfrau, das häusliche Weib,
Sie waren ächt deutsch noch an Seel' und an Leib.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da herrschte noch sittig verschleierte Scham.
Man trug sich fein ehrbar, und fand es nicht schön,
In griechischer Nacktheit auf Straßen zu geh'n.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war ihr die Wirthschaft kein widriger Kram.
Sie las nicht Roman, sie ging vor den Herd,
Und mehr war ein Kind als ein Schooßhund ihr werth.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war es ein Biedermann, der sie bekam.
Ein Handschlag in jener hochrühmlichen Zeit,
Galt mehr als im heutigen Leben ein Eid.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war noch die Thatkraft der Männer nicht lahm.
Der weibliche Zierling, der feige Fantast,
Ward selbst von den Frauen verhöhnt und gehaßt.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da rief noch der Vaterlandsfreund nicht voll Gram:
O, gäbe den Deutschen ein holdes Geschick
Die goldenen Großvaterzeiten zurück.

Doch glaube nicht, Leser, das obig' Gedicht
Wär' eig'nes Produkt, so gelehrt bin ich nicht;
Ich habe nur bloß in Erinn'rung gebracht,
Was längst schon ein Klügerer als ich hat gemacht.

M. M.

Gleich richtig gelöst von E. Sundheimer in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

15. Sept. 1583. Geburtstag von Wallenstein.
„ 1853. Die Franzosen und Engländer rücken unter Marschall St. Arnaud in die Krim.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers R. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 214 Donnerstag, 16. September 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Fleur de Chêne nahm ein kleines Hirtenhorn, das ihm um den Hals hing, und blies einen langgezogenen Ton. Derselbe Ton wurde vier- bis fünfmal in immer ferneren Zwischenräumen wiederholt.

„So! Jetzt könnt' Ihr ungehindert vorwärts!“

Die drei Reiter drückten ihre Schenkel in die Weichen der Pferde, und diese jagten im gestreckten Galopp dahin. Bald hatten sie die Stelle erreicht, wo sich der Weg gegen Brest zu abzweigte.

„Schlagen wir diesen Weg ein,“ rief Marcof. „Vielleicht haben die Entführer sich in die Abtei geflüchtet, und dann ist es sicherer, wir reiten vorerst gegen Brest, und schneiden ihnen den Weg von dort ab. In der Richtung, von der wir kommen, ist ihnen, wie Ihr sahet, die Flucht benommen.“

Offenbar begünstigte der Zufall Diego; denn wenn Marcof nicht überlegt hätte, und wenn die drei Reiter auf der Straße, die sie kamen, geblieben wären, hätten sie nothwendigerweise auf den Grafen stoßen müssen, der in demselben Augenblicke mit Hermosa und Jasmin die Abtei verließ.

Nach einem raschen, anstrengenden Ritt erreichten Marcof und seine Begleiter endlich Plogastel. Sie stiegen ab, banden ihre Pferde im Walde an, und drangen dann über die Mauer in den Klostergarten. Sie wollten, falls die Entführer in der Abtei wären, dieselben von rückwärts überraschen. Nachdem sie den Garten durchschritten hatten, drangen sie durch ein halbgeöffnetes Fenster des Erdgeschosses in das Klostergebäude selbst. Schweigend schlüpften sie durch die Gänge und an den Zellen vorüber, und lauschten überall, ob sich nichts Verdächtiges hören ließ.

„Halt!“ flüsterte Marcof plötzlich, dort seh' ich Licht . . . Langsam! . . . Gebt Acht!“

Aus einer halb geöffneten Thür drang ein Lichtschimmer hervor. Marcof und seine Begleiter wagten sich behutsam vorwärts. Es war Hermosa's Zimmer, in welchem die Elenden in der Eile ihrer Flucht das Licht brennen gelassen hatten.

Marcof trat ein. „Niemand!“ rief er.

„Niemand?“ wiederholte Keinec verwundert. Sie schritten weiter. Unfern davon war eine zweite Thür, die zwar geschlossen war, unter der aber ein schmaler Lichtstreif hervorschimmerte. Marcof und Keinec lauschten; sie vernahmen ein leises Stöhnen, ein Wimmern, wie das eines Sterbenden.

„Das Zimmer ist bewohnt!“ rief Marcof, „treten wir ein!“ Die Thür widerstand.

„Brechen wir sie ein!“ Auf einen kräftigen Hieb, den Keinec mit seinem Enterbeil führte, flog das Schloß entzwei, die Thür ging auf, und die Eintretenden blieben entsetzt auf der Schwelle stehen.

Es war die Zelle, in welcher der Chevalier von Tessy mit dem Tode rang.

Diego hatte bekanntlich die Leuchter umgeworfen. Raphael, der seinen Tod immer rascher herannahen fühlte, schleppte sich auf dem Fußboden hin, und es gelang ihm endlich eine Kerze wieder anzuzünden. Aber seine Hand zitterte, die brennende Kerze fiel um und theilte das Feuer dem Tischtuch mit. Die Flamme leckte langsam um sich und ergriff die Fenstervorhänge. Raphael, der sich unter den Schmerzen des Giftes am Boden wand, fühlte, wie der immer mehr wachsende Rauch ihn erstickte. Als Marcof in das Zimmer trat, hatte das Feuer bereits den Rock des Sterbenden ergriffen, und vermehrte seine Qualen noch durch den wüthenden Schmerz der Brandwunden.

Marcof eilte ans Fenster, schlug die Scheiben entzwei, riß die brennenden Vorhänge herab, und schleuderte sie hinaus. Keinec hatte unterdessen einen Kübel mit Wasser, in welchem Jasmin den Wein gekühlt hatte, erfaßt, und den Inhalt auf die brennenden Kleider Raphaels gegossen. Dann trug er ihn mit Hülfe des Kapitäns in das Zimmer Hermosa's.

„Dieser Mann ist im Sterben, und nicht im Stande, uns irgend eine Auskunft zu geben,“ sagte Marcof, nachdem er Raphael auf einen Diwan niedergelegt hatte. „Es wurde hier ein Verbrechen begangen; Alles deutet darauf hin. Keinec, komm, laß uns die ganze Abtei durchstöbern. Vielleicht finden wir, was wir suchen.“

Sie eilten zu Jahona hinab, der inzwischen an der Treppe Wacht gehalten hatte, und begannen nun eine genaue Durchforschung des Gebäudes; doch umsonst, sie konnten nichts entdecken. Jahona, der der Eifrigste war, und Zelle für Zelle aufmerksam durchsuchte, stieß

Digitized by Google

plötzlich einen furchtbaren Schrei aus. Marcof und Keinec eilten herbei und fanden Jahoua kniend in der Zelle der Aebtissin, indem er ein kleines silbernes Kreuzchen in den Händen hielt.

„Was gibt's?“ rief Marcof.

„Dieses Kreuz . . .“

„Nun?“

„Dieses Kreuz gehört Yvonne.“

„Wie? was sagst Du da?“

„Es ist das Kreuz, was Yvonne während des Sturmes auf dem Lugger hatte, sie trug es stets am Halse, ich kenne es genau.“

„Yvonne war also hier? . . . die Abtei ist verlassen . . . Man hat sie hier wieder fortgebracht.“

„Kommt, kommt,“ rief Keinec, „der Mann, den wir gefunden haben, wird uns sagen, wo sie ist.“

Alle drei eilten in Hermosa's Zimmer zurück. Raphael hatte sich nicht gerührt, er lag, wie man ihn niedergelegt hatte.

„Er ist todt!“ rief Jahoua. Marcof legte die Hand auf Raphaels Herz.

„Noch nicht,“ sagte er, „aber doch schon so gut wie todt . . . Durchsuche seine Taschen, Keinec; vielleicht finden wir da irgend etwas, was uns auf eine Spur bringen könnte.“

Keinec riß den Rock und die Weste Raphaels auf und griff in alle Taschen. Er zog ein Papier hervor.

„Gib her!“ rief Marcof. Es war ein Brief. An den Chevalier von Tessy, las er.

„Wie? an den Entführer Yvonnes?“ riefen die beiden jungen Männer.

„So habe ich also einen der Elenden!“ murmelte Marcof mit wilder Freude.

Marcof hatte, wie wir wissen, die Papiere, welche er im Schloß Loc-Ronan in seines Bruders geheimen Schrank gefunden, aufmerksam durchgelesen, und daraus die ganze Geschichte der jahrelangen Qualen des Marquis erfahren, deren Urheber die beiden Männer, welche die Namen Graf Fougueray und Chevalier von Tessy führten, gewesen waren.

„Er muß reden!“ rief Jahoua, koste es, was es wolle! Wir müssen erfahren, was mit Yvonne geschehen ist.“ Er packte den Sterbenden und rüttelte ihn auf, als wollte er ihn mit aller Gewalt zum Leben zurückbringen. Raphael seufzte, führte die Hand gegen den Mund und stammelte einige unverständliche Laute.

„Er will trinken,“ sagte Marcof.

Jahoua eilte hinab, und kam mit einem Geschirr voll frischen Wassers zurück, das er an die Lippen des Sterbenden führte. Dieser schien einige Erleichterung zu fühlen. Keinec stützte ihn. Das Licht der Kerzen fiel gerade auf das verstörte Gesicht des Elenden.

Marcof fuhr mit der Hand über die Stirn. „Das ist sonderbar!“ murmelte er. Er nahm eine Kerze und näherte sich Raphaels Gesicht, um dessen Züge genauer zu betrachten. „Das ist sonderbar,“ wiederholte er „ich habe diesen Menschen schon gesehen, und kann mich nicht besinnen, wo und wann?“

„Ist es denn nicht der Chevalier von Tessy?“ fragte Jahoua.

„Das weiß ich nicht; und doch trägt dieser Brief, der ihm zu gehören scheint, seinen Namen.“

Raphael schien wieder etwas Kraft zu gewinnen. Er empfand jene kurze Abwesenheit alles Schmerzes, die dem letzten Augenblick voranzugehen pflegt.

„Ihr seid der Chevalier von Tessy, nicht wahr?“ fragte Marcof, als er sah, daß der Sterbende die Augen aufschlug und sich bewegte. — Ein schwaches „Ja“ war die Antwort.

„Was hast Du mit Yvonne gethan?“ schrie Keinec.

„Yvonne . . .“ stammelte Raphael.

„Ja, Yvonne, die Du entführt hast, Elender! sprich schnell, was hast Du mit ihr gethan?“

„Er hat mich vergiftet! stöhnte der Sterbende, indem er dem Laufe seiner Gedanken folgte, und die an ihn gerichtete Frage nicht zu verstehen schien.

„Vergiftet?“ rief Marcof.

„Ja, vergiftet . . . Mit dem Fläschchen . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Zum Gedächtniß eines Welteroberers.

(Fortsetzung.)

Bis zum Jahr 1829 genoß der nunmehr sechzigjährige Gelehrte in Berlin in äußerer Ruhe, aber in unermüdlichem inneren Schaffen ein außerordentliches Ansehen. Dann rief ihn die ehrenvolle Aufforderung des Kaisers von Rußland, Nikolaus, nach St. Petersburg, um große, namentlich asiatische Distrikte des russischen Weltreiches zu untersuchen. Hauptzweck der mit Rose und Ehrenberg angestellten Reise war, „der Wissenschaft, und insbesondere der Geologie und dem in unseren Tagen so fruchtbringenden Zweige des Erdmagnetismus förderlich zu sein“, so daß bei Humboldts Untersuchungen durchaus Alles, was materielle und örtliche Interessen betraf, nur eine Nebenrolle spielen durfte. Das später in Paris erschienene Werk über Zentralasien ist die Frucht dieser Reise, welche schon wegen der ganz anderen Beschaffenheit der durchforschten Erdstriche einen ganz anderen Charakter hat, als jene amerikanische Reise, aber gerade im Felde der Geologie und allen zu ihr gehörenden Wissenschaften die reichhaltigste Ausbeute darbietet.

Ganz besonders sind es diese weiten Reisen jener amerikanisch und diese zentralasiatische, in deren, gewissenhafter und genialer Verarbeitung Humboldt seine

ganze geistige Größe zeigen und immer weiter entwickeln konnte. Und da er das nach allen Seiten hin verstand, so wurde er auch von allen Seiten her verstanden. Ebenso, wie er mehr und mehr auf alle Geister, auf jegliche Forschung wirkte, ebenso traten gewissermaßen alle Geister in seinen Dienst, stellte sich jegliche Forschung ihm zur Verfügung; ja es schien kaum irgend welche bedeutende Unternehmung auf dem Gebiete des geographischen und physikalischen Forschens zu Stande kommen zu können, ohne sich fragend und um seine Meinung und Instruktion bittend an ihn gewandt zu haben. Alle Zweige der Naturforschung wurden von ihm, wie von einem alten, unverwüstlichen Stamm getragen und zur vollsten Blüthe gebracht; von Kamtschatka her über Europa hinaus bis zu den Küsten des stillen Oceans war er der belebende, oder doch der erfrischende Geist, wie denn auch — und selbst dieses Paradoxon ist, wenn es auch ganz absichtslos zu Stande kam, noch ein Charakterzug für Humboldts weithin herrschenden Namen — eine Orchidee der amerikanischen Tropenwelt, eine Leguminose, eine Gentiane und zuletzt sogar noch ein ungeheurer Gletscher gegen den Nordpol hin nach ihm genannt worden sind.

Diese mächtige Wirkung nach außen hin und auf die fernsten Geister von Nordschweden bis zum Vorgebirge der Guten Hoffnung und andererseits dieses Rückwirken aller Geisteskräfte aus der Ferne auf diesen Centralpunkt Humboldt, wodurch ihm Alles, was sein Jahrhundert zu schaffen im Stande war, gewissermaßen dienstbar war, macht es nun erklärlich, daß er sich gegen den Abend seines Lebens nicht der Ruhe, sondern dem größten Werke zuwandte, — seinem Kosmos, dem Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. Dieser Kosmos ist nicht vollendet worden. Recht eigentlich bis in seinen Tod hinein schrieb Humboldt an diesem Denkmal seiner Größe — und als er am 10. Mai 1859 bestattet ward, trafen gerade die Korrekturbogen von den letzten Abfassungen Humboldts, soweit er sein Werk führen konnte, in Berlin ein, ungefähr siebenzig Jahre, nachdem er sein erstes Werk über die Basalte geschrieben hatte.

Auch ist der Kosmos Humboldts gar nicht zu vollenden. Denn seitdem er, wie sonst keiner, die Geister der Forschenden entfesselt hat, daß sie hier mit raumdurchdringenden Fernröhren tiefer und tiefer in den Himmel eindringen, dort mittelst des Dampfes die Erde umkreisen und mittelst elektrischer Telegraphen sich ihre Gedanken in einer Sekunde durch tausende von Meilen mittheilen, und endlich mittelst eines analysirten Lichtstrahles das Wesen der Substanzen in der feinsten Zertheilung und aus den ungeheuersten Fernen her erkennen, seitdem ist des Vorwärtsstürmens kein Ende mehr, seitdem ist die Abschließung eines Kosmos unmöglich. Immerhin aber hat Humboldt in seinem Kosmos gezeigt, was die Menschheit auf dem Felde des kosmischen Wissens bis zum Mai des Jahres 1859 inne gehabt hat, — vielleicht das größte Denkmal menschlichen Wissens.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Klöster in Preußen.] Eine Statistik derselben enthält der neueste „Bonifaciuskalender", dessen Herausgeber der geistliche Rath Müller selbst ist. Hiernach gibt es in den alten und neuen Provinzen 97 Mönchsklöster mit 740 Mönchen (Priestern) und 236 Novizen und Laienbrüdern, im Ganzen also 976 Personen. Dieselben vertheilen sich auf 14 Orden. Am verbreitetsten sind die Franziskaner. Sie haben allein 30 Klöster, in denen sich 182 Priester und 113 Novizen und Laienbrüder befinden. Die Jesuiten haben 14 Klöster mit 123 Professen (die das Ordensgelübde abgelegt) und 10 Novizen und Laienbrüdern. Den ihnen sehr nahe stehenden Redemptoristen gehören 4 Klöster mit 63 Insassen. Die Dominikaner haben es erst auf 4 Klöster mit 21 Insassen gebracht. Sehr viel reicher ist der preußische Staat an Nonnenklöstern. Deren gibt es nämlich 736 mit 5086 Ordensfrauen und 861 Novizen und Laienschwestern, im Ganzen also 5947 Personen. Sie vertheilen sich auf 31 Orden. Unter diesen besitzen die meisten Anstalten die Franziskanessen (barmherzige Schwestern), nämlich 95 mit 715 Ordensfrauen und 53 Novizen und Laienschwestern. Nächstdem folgen die Borromäerinnen mit 94 Anstalten, 511 Ordensfrauen und 137 Novizen und Laienschwestern; die Vicentinerinnen mit 84 Anstalten, 447 Ordensfrauen und 21 Novizen und Laienschwestern; die Schulschwestern mit 77 Anstalten, 394 Ordensfrauen und 38 Novizen und Laienschwestern; die Ursulinerinnen mit 21 Anstalten, 401 Ordensfrauen und 129 Novizen und Laienschwestern. Letztere stehen in einem engen Zusammenhange mit den Jesuiten oder sind vielmehr von denselben in ihren Gewissensangelegenheiten und Bestrebungen abhängig. Darnach gibt es also im preußischen Staate 833 Klöster und klösterliche Anstalten mit 5826 Priestern, Ordensfrauen und 1097 Novizen und Laienbrüdern und -Schwestern, im Ganzen 6923 Personen. Am zahlreichsten bedacht mit Klöstern und klösterlichen Anstalten ist die Diözese Breslau (12 Mönchsklöstern mit 125 Priestern, Novizen und Laienbrüdern, 150 Nonnenklöster mit 784 Ordensfrauen und 336 Novizen und Laienschwestern); dann die Diözese Köln (28 Mönchsklöster mit 218 Priestern und 48 Novizen, 142 Nonnenklöster mit 1415 Ordensfrauen und 206 Novizen ꝛc.), Diözese Münster (9 Mönchsklöster mit 65 Priestern, 143 Nonnenklöster mit 1001 Ordensfrauen und 78 Novizen ꝛc.). Dieß war der thatsächliche Stand vor etwa 2 Monaten.

[Zur Statistik der Eheschließungen in Bayern.] Die vielfachen Beschränkungen der Verehelichung, welche durch das mit dem 1. Sept. 1868 in Wirksamkeit getretene Gesetz über Heimath, Verehelichung und Aufenthalt vom 12. April 1868 definitiv beseitigt worden sind, hatten bewirkt, daß Bayern bis zum Anfange des gegenwärtigen Dezenniums unter allen Ländern, für welche überhaupt verlässige und hinreichend lange fortgeführte Aufzeichnungen vorliegen, die relativ geringste Zahl der Trauungen und zwar in einem von den Ergebnissen in anderen Staaten sehr erheblich abweichenden Verhältnisse aufzuweisen hatte. So kamen während der 10jährigen Periode 1851 bis 1860 auf 10,000 Einwohner in Preußen und Sachsen je 86, in England und Wales 84, in Frankreich und Schweden je 80, in Norwegen 77, in den Niederlanden 78, in Belgien 74, in Bayern 64 Trauungen. Mit der Minderung der Verehelichungshindernisse hat sich die Trauungsfrequenz in Bayern vollständig verändert. Es betrug nämlich die Zahl der Trauungen im gesammten Königreiche im Durchschnitte der Periode 1845/46 bis 1849/50 29,409, 1850/51 bis 1854/55 28,297, 1855/56 bis 1859/60 30,113, während des Jahres 1860/61 33,264, 1861/62 35,257, 1862/63 39 961, 1863/64 40,161, 1864/65 41,270, 1865/66 40,600, 1866/67 43,578, 1867/68 38,077. Die Abweichung der Ergebnisse der jüngsten Jahre von den Durchschnittsresultaten der fünfjährigen Perioden vor dem Jahre 1860 ist so bedeutend, daß auch ohne Reduktion auf die Bevölkerung die vollständige Aenderung der Trauungsfrequenz deutlich hervortritt.

Ein Mann hatte jüngst den Pfeiler einer Pariser Brücke erkletert, um sich in die Seine zu stürzen, als er gewaltsam von einem Vorübergehenden zurückgezogen und nach dem Grunde des beabsichtigten Selbstmordes befragt wurde. Eine unglückliche Heirath. — Aha, fiel Jener ein, ich verstehe; Untreue . . . Nicht doch, entgegnete der Gerettete, sie war mir nur zu treu. Aber hören Sie, was ich Ihnen mittheilen will, und sagen Sie, ob man es im Kopfe haben und noch länger leben kann. Meine Frau war Wittwe und brachte mir eine Tochter von achtzehn Jahren zu. Diese gefiel meinem Vater, der als Wittwer bei mir lebte; er nahm sie zur Gattin, und so wurde mein Vater mein Schwiegersohn und meine Stief- und Schwiegertochter wurde meine Mutter. Aber es sollte noch weit verwickelter kommen! Als meine Frau mir einen Knaben schenkte, da war mein Sohn der Schwager meines Vaters und gleich als Bruder meiner Stiefmutter mein Onkel. Diese Stiefmutter, welche zugleich als Schwester meines Onkels meine Schwägerin war, schenkte ihrem Manne einen Sohn, der gleichzeitig nicht nur mein Bruder, sondern auch mein Sohn war. Meine Frau war meine Schwiegermutter, denn die Frau meines Vaters war ihre Tochter; ich war der Mann meiner Frau, und ihr, also auch mein Enkel; und da der Mann der Schwiegermutter einer Person der Schwiegervater dieser Person ist, so ergibt sichs, daß ich auch mein eigener Schwiegervater bin. Außerdem aber. . . Genug, genug! rief der staunende Zuhörer aus. Dabei muß man allerdings verrückt werden, damit schwang er sich auf den Brückenpfeiler, von dem er den Anderen herabgezogen hatte, und stürzte sich selbst in die Fluth.

[Verschwärzt.] Aus Baden-Baden kommt ein wichtiger Fingerzeig für Damen, die ihr Gesicht verschönern. Eine der vielen Amerikanerinnen, welche sich dort befinden, hatte sich sehr nahe über die heiße Quelle gebeugt und wurde im Gesicht schwarz wie eine Negerin. Das Gas, das sich aus der Quelle entwickelt, hat den Wißmuth, welchen das Poudre de Riz enthält, dunkel gefärbt. Als sie nachher in der „Konversation" wieder ganz in voriger Frische erschien, nannte sie ein Spötter die „Göttin des **rouge et noir**."

Räthsel.

„Herr Wirth, wie lange wünschen Sie,
Daß ich bei Ihnen bleibe?"
So sprach der Herr vom Blumenhain
Zum lustigen Wirth zur Scheibe.
Der Scheibenwirth geht flink hinaus
Zur Laube in den Garten,
Und pflücket eine Blume ab,
Läßt lang nicht auf sich warten;
Die reicht er statt der Antwort hin
Dem ihm so werthen Gaste. —
Wer sagt mir, wie die Blume hieß,
Die hier als Antwort paßte?

Auflösung der Charade in Nr. 205:
Hausfreund,
Richtig gelöst von M. M. und Em. Sundheimer in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

16. Sept. 1231. Ludwig I. der Wittelsbacher wird bei Köhlheim ermordet.
„ 1824. Ludwig XVIII. stirbt in Paris.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 215 Freitag, 17. September 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Neue Schmerzen erfaßten Raphael und schnitten ihm die Worte ab. Marcof rüttelte ihn.

„Wer hat Dich vergiftet?"

„Er . . ."

„Welcher er?"

„Ich verbrenne . . . zu Hülfe, zu Hülfe!" wimmerte der Sterbende.

„Um Gotteswillen, er stirbt, und wir werden nichts erfahren!" rief Jahoua, „überlege Marcof, was ist zu thun, überlege!"

„Marcof!" wiederholte Raphael, den dieser Name zu sich zu bringen schien, „Marcof? . . ."

„Kennst Du mich?"

„Ja."

„Dann sprich, wo ist Yvonne?"

„O Du wirst mich rächen!" rief Raphael heiser, und sich an den Arm des Seemanns klammernd, „Du wirst mich rächen . . ."

„Ja, aber an wem?

„An ihm . . . an ihm . . . der mich gemordet hat . . ."

„Wie heißt er?"

„O ich ersticke! jammerte der Sterbende, und bohrte sich vor Schmerz die Nägel ins Fleisch.

„Yvonne! Yvonne!" schrie Keinec dem Elenden ins Ohr.

„Ich weiß nichts," stöhnte Raphael.

Marcof blickte verwundert um sich. „Was ist da vorgegangen?" Dann trat er wieder zu Raphael.

„Wer war mit Dir hier? der Graf von Fougueray vielleicht?"

„Ja."

„Dieser hat Dich vergiftet, nicht wahr?"

„Ja."

„Dein Bruder?" rief Marcof entsetzt.

„Er ist nicht mein Bruder!"

„Was sagst Du da? nicht Dein Bruder? . . . Ha, jetzt erkenne ich Dich. Ich habe Dich in den Abruzzen gesehen."

Raphael stierte Marcof mit stumpfen Blicken an.

„Dein Name! Dein Name!" rief der Kapitän.

„Raphael! . . . Räche mich! Ich will Alles sagen . . . Du wirst sie der Justiz überliefern . . . sie ist nicht unsere Schwester . . . sie ist . . ."

Er stockte . . . seine Lippen blieben einige Minuten halb geöffnet, als ob er noch weiter sprechen wollte, dann fiel er zurück und reckte seine Glieder in einer letzten krampfhaften Zuckung.

„Er ist todt!" rief Keinec.

„Todt, und wir wissen nichts!" jammerte Jahoua.

In diesem Augenblick ertönte in der Ferne ein Schuß, dem mehrere Andere folgten. Dann versank wieder Alles in tiefe Stille.

„Was ist das?" fragte Keinec. Marcof eilte, ohne zu antworten an's Fenster und lauschte. Nach einiger Zeit ertönten abermals zwei Schüsse, dann ein greller Pfiff und ein Stoß aus dem Horn.

„Auf!" rief Marcof, „auf! unsere Freunde haben Jemanden gefangen. Vielleicht ist es der Andere, der Mitschuldige und Mörder dieses Menschen!"

Alle drei verließen ohne Verzug die Abtei, und eilten in den nahen Wald. Marcof gab die royalistische Parole ab, und ließ sich zu dem Grafen La Bourdonnaie geleiten. Der Führer der Royalisten saß unter einer riesigen Eiche inmitten einer weiten Lichtung; neben ihm stand, auf seine Flinte gestützt, ein Mann von mittlerer Größe, aber seltener Muskelstärke. Es war Herr von Boishardy, einer der eifrigsten Vorkämpfer der königlichen Partei.

Beide begrüßten Marcof auf das Herzlichste.

„Ihre Leute, Herr Graf, haben Gefangene gemacht?" fragte der Kapitän des Jean Louis.

„Ja, ich habe das Signal vernommen," erwiderte La Bourdonnaie.

„Wo sind sie?"

„Man wird sie gleich hieher bringen."

„Nun gut, so erwarte ich dieselben, wenn ich Ihre Unterredung nicht störe, in Ihrer Gesellschaft."

„Bewahre, mein theurer Marcof, im Gegentheil, Sie kommen gerade recht, da Boishardy mir so eben verschiedene wichtige Nachrichten aus Paris mittheilt."

„Wichtige Nachrichten aus Paris?"

„Ja, ja, urtheilen Sie selbst."

„Nach den Briefen, die ich vor wenig Stunden erhalten habe," begann Boishardy, „hat am 5. Juni

die Nationalversammlung dem König das schöne Recht der Gnade entzogen, und am 6. Juni mußte sich die ganze königliche Familie, als sie spazieren ging, wegen den Drohungen des Volks in die Tuilerien flüchten. Am 10. Juni erschien eine neue Auflage von dem „Credo eines guten Franzosen“ und hat dieses lächerliche Schriftstück, welches die Religion in den Koth herabzieht, noch mehr die Wuth des Volks aufgeregt. Nachdem am 20. Juni eine versuchte Flucht der königlichen Familie durch den Postmeister Drouet zu Sainte-Menehould entdeckt, und die gesammte königliche Familie zu Varennes verhaftet und nach Paris zurückgebracht worden ist, wo sie in ihrer eigenen Wohnung von Revolutionssoldaten bewacht wird, hat am 26. die Nationalversammlung die Staatssiegel in ihr Sitzungslokal bringen lassen, von wo aus sie für die Zukunft ihre Dekrete ohne die königliche Sanktion erlassen wird.“

„Demnach,“ sagte Marcof, „gilt der König nichts mehr?“

„Kaum existirt er nur noch dem Namen nach, und es wird in Paris weit mehr noch gewagt werden, wenn man die Leute dort gewähren läßt.“

„Aber man wird sie nicht gewähren lassen!“ rief Graf La Bourdonnaie.

„Das wollen wir hoffen,“ versetzte Boisbardy, „indessen wagt die Insurrektion bis jetzt kaum noch den Kopf emporzuheben.“

„La Rouairie beginnt bereits zu handeln,“ versetzte der Graf.

„Aber wir haben noch zu wenig Leute.“

„Bald werden noch mehr kommen. Meine Nachrichten sind sicher und zuverlässig, bevor ein Jahr vergeht, wird die Bretagne und die Vendée unter den Waffen stehen; bevor ein Jahr vergeht, wird die Contrerevolution eine ansehnliche Armee zu ihrer Verfügung haben; bevor ein Jahr vergeht, werden wir Herren des Westens von Frankreich sein. Doch hört, eben erschallt der Zuruf unserer Wachtposten, die Gefangenen werden gleich da sein!“

Wirklich dauerte es nicht lange, und ein Dutzend Chouans erschienen mit einer Frau, einem Knaben und einem Diener in der Mitte. Es war Hermosa mit Henrique und Jakmin.

„Wo habt Ihr sie gefangen?“ fragte der Graf.

„In der Nähe von Auterne.“

„War sonst Niemand bei ihnen?“

„O ja, noch ein Mann.“

„Wo ist er?“

„Er ist entflohen, und unsere Kugeln konnten ihn nicht erreichen.“

„Ungeschickte!“

„Herr Graf, wir haben unser Möglichstes gethan.“

„Gut, zieht Euch zurück, ich will die Gefangenen verhören.“

(Fortsetzung folgt.)

Zum Gedächtniß eines Welteroberers.

(Fortsetzung.)

Wenn nun unter meinen Lesern Jemand sein sollte, der nie ein Werk Humboldts las, und doch nicht vermag, sich in die Tiefen des „Kosmos“ zu versenken, dem rathe ich seine „Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Kontinentes“ zu lesen; in dieser wird ihm selbst eine neue Welt des wundervollsten Zaubers aufgehen, welcher Zauber eben deßwegen so wundervoll ist, weil er so ewig wahr bleibt, wie die Natur selbst. Am Rande der Urwälder am Amazonenstrom, über welchen Nachts nördliche und südliche Gestirne gleich hell leuchten und das Zodiakallicht milde auflodert, in den Cactuseinöden des Rio de San Francisco, in welchen das verdurstende Maulthier vorsichtig mit dem Huf den Kugelcactus zerschlägt, um mit vorgestreckten Lippen aus dieser vegetabilischen Quelle zu trinken, im einsamen Bivouac des Parimagebirges, wo Nachts nur das Donnern der Cascaden gehört wird, in den unermessenen Grasweiten am Uruguay, wo im endlosen Raum nur Rinder, Pferde, Strauße und Hirsche umherirren — überall trat mir irgend eine Schilderung aus Humboldts Aequinoctialreise entgegen, entzückte mich die ewige Wahrheit seiner Beschreibungen, sah ich die landschaftliche Anmuth seiner Bilder vor Augen.

Wer aber kürzere Schilderungen liebt, wer das wunderbar feine Verständniß der Natur in allen ihren Zweigen, den harmonischen Zusammenhang aller ihrer Erscheinungen, wie Humboldts Geist solches Alles umfaßt, und mit kundiger Feder darzustellen versteht, einsehen will, nun, der lese in friedlicher Stille irgend eines Naturwinkels seine Ansichten der Natur! Von ihnen sagt er selbst: „Ueberall habe ich auf den ewigen Einfluß hingewiesen, welchen die physische Natur auf die moralische Stimmung der Menschheit und auf ihre Schicksale ausübt. Bedrängten Gemüthern sind diese Blätter vorzugsweise gewidmet. „Wer sich herausgerettet aus der stürmischen Lebenswelle“, folgt mir gern in das Dickicht der Wälder, durch die unabsehbare Steppe und auf den hohen Rücken der Andesketten ꝛc.“ In Wahrheit hat es Niemand wie Humboldt verstanden, die Harmonie, den Frieden, die Poesie der Natur darzustellen.

Das möchte ich im Allgemeinen über Humboldt und seine Machtstellung im Großen und Ganzen der Naturforschung gesagt haben, während ich es den Fachmännern überlasse, genauer zu detailliren, wie mächtig fördernd er in das Gebiet der Mineralogie, der Botanik und der Zoologie, der Geographie und Ethnologie, der Chemie und der Physik und endlich noch der Astronomie eingegriffen hat mit seinen speziellen und eigenen Forschungen.

Und nun gönne man mir noch einige Reminiszen-

zu an den edlen Mann; enthält doch jede kleinste Reminiszenz aus seinem Leben einen Charakterzug des großen Naturweisen.

Es war im Sommer 1833 oder 1834 in Berlin. Durch Professor Mitscherlichs Hörsaal brauste die volle Springfluth des akademischen Jugendübermuthes und voltigirte über Tische und Bänke. Lern- und lärmbegierige Jünglinge drängten sich um einen hochstehenden Tisch, auf dem ein immenser galvanischer Apparat sogleich seine Kunststücke produziren sollte. Man schob sich, man drängte sich, man drückte sich. Aufgeregt brummten sich die jungen Löwen an; schon standen sie im Geist auf der Mensur, und selbst Mitscherlichs Dazwischenkunft hätte die drohende Paukerei nicht verhindert, wenn nicht neben dem Universitätslehrer ein kleiner Mann in schlichtem Ueberrocke, aber von distinguirter Erscheinung aufgetaucht wäre und in der bescheidensten Weise, aber mit außerordentlicher Klarheit des Ausdrucks das Wort ergriffen hätte. Da plötzlich andachtsvolle Stille. Die Hieber senkten sich, der Paukwichs verschwand, die Geister fraternisirten; — alle, alle beherrschte der kleine Mann und hielt sie fest gebannt, daß sie seinen Worten mit ängstlicher Aufmerksamkeit lauschten; und selbst Mitscherlich machte sich zu seinem gespannt hinhorchenden Schüler. In hinreißenden Worten sprach der Unbekannte — doch nein, das war er schon bei seinem Auftreten Niemandem mehr: denn der Name: Humboldt, Alexander v. Humboldt! war flüsternd von Mund zu Munde gegangen. Humboldt sprach Einiges über Galvanismus und insbesondere über einige Experimente in großem Maßstabe, die er früher mit Dumas und Arago in Paris angestellt hatte, die aber doch den vor uns sich darstellenden Erscheinungen bei weitem nachstunden. Und nun ließ der Schöpfer des Kosmos es in der prachtvollsten Weise vor uns blitzen und donnern. Dicker Eisendraht zersprühte augenblicklich zu Metallasche; Kupferspäne tröpfelten glühend zur Erde, ein vollständiges Gewitter zog an uns vorüber! Als es sich nun aber verzogen hatte, und Humboldt fortgehen wollte, da brauste ein echt akademisches Gewitter der verehrendsten Begeisterung für ihn durch das Auditorium und durch alle Herzen, und wahrhaft hoch getragen von dem Anblick und der Nähe des großen Mannes, der damals schon 64 Jahre alt war, gingen wir alle nach Hause. Gewiß hat keiner von uns je diesen Morgen bei Mitscherlich wieder vergessen!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Frankfurt ist eins der ältesten und verdientesten Mitglieder des Buchhandels, Karl Jügel sen., gestorben.

CH Ueber die Hauptergebnisse der Staatsgutswirthschaft an der königl. landwirthschaftlichen Zentralschule Weihenstephan aus der Periode vom 1. Juli 1868 bis 30. Juni 1869 wird bezüglich der Ernte 1868 Folgendes berichtet: Der Waizen hat sich in diesem Jahre im Korne besser ausgebildet als im verwichenen, da er weniger vom Roste befallen war. Dahingegen haben die neuangebauten Varitäten Spalding, Spalding prollfie, Probsteier, Frankensteiner und Kaiserwaizen mehr vom Roste gelitten. Der Probsteierwaizen hat durch die bedeutenden Winterfröste so sehr gelitten, daß er umgeackert werden mußte und wurde diese Fläche mit Gerste angebaut. Von Roggen ist wiederum Kampiner und spanischer Doppelroggen angebaut, beide Sorten lieferten einen schönen Ertrag, sowohl im Korn als im Stroh. Als Saatgut konnte wenig abgegeben werden, da in diesem Jahre keine Nachfrage darnach war. Der im Herbste 1868 angebaute Raps stand sehr üppig, wurde aber von den Winterfrösten so stark beschädigt, daß er in diesem Frühjahre umgeackert, und das Feld mit Pferdebohnen eingesäet worden ist, die gleichfalls einen sehr üppigen Stand hatten. Von Gerste ist niederbayerische und Chevaliergerste angebaut. Beide Sorten haben einen recht guten Ertrag gehabt. Die Hafererute war im Stroh eine sehr üppige, dahingegen war der Körnerertrag weniger befriedigend, da die Pflanzen vom Rost befallen waren. Runkelrüben (Oberndorfer) und Wiesenmöhren gaben einen sehr guten Ertrag. Pferdezahnmais gewährte wiederum einen reichlichen Grünfutterschnitt. Kartoffeln gaben durchschnittlich einen sehr reichlichen Ertrag, die nach der Gülich'schen Methode angebauten sogar 51 Schäffel pro Tagwerk. Die Ernte von Klee und Dürrfutter war eine reichliche.

Nach statistischen Zusammenstellungen betrug der jährliche Holzertrag in Bayern, mit Ausschluß von Astreis und Stockholz, 1861/67 von 2,221,546 Tagwerken produktiver Fläche Staatswald 1,044,451 Klafter, 0,47 Klafter per Tagwerk. Das Nutzholz-Ausbringen stieg von 15 auf 25 Prozent. Bei obiger Jahresnutzung hat die Steigerung des Nutzholzes um 1 Proz. eine Mehreinnahme von 100,000 fl. zu Folge. Der Geldertrag per Tagwerk betrug 1861/67 3 fl. 58 kr., 1855/61 2 fl. 56 kr., 1819/25 1 fl. 10 kr. Unter den Nebennutzungen spielt die schädliche Laub- und Moos-Streu immer noch die wichtigste Rolle; zwar hat sich die Ausdehnung derselben seit 1837/43 nahezu um die Hälfte vermindert, nämlich von 211,459 auf 122,650 Fuhren, während gleichzeitig der Geldwerth von 246,361 auf 372,441 fl. jährlich gestiegen ist, wovon übrigens nur 38 resp. 32 Proz. eingingen. Von den Ausgaben interessiren die Kulturkosten, welche per Tagwerk betrugen 1861/67 in sämmtlichen Staatswaldungen 8 kr. (im ehemaligen Salinenbezirk 3 kr.,

Digitized by Google

in Unterfranken und Pfalz 9 kr., in Mittelfranken 11 kr.). Die jährliche Kulturfläche beträgt 34,780 Tagwerk, 16 Proz. der ertragsfähigen Fläche; darauf kommen auf Laubholzkulturen etwa 22 Proz., auf Nadelholz 78 Proz.; auf Saat 55 Proz., auf Pflanzung 45 Proz. Die Gesammtausgaben haben 1819/25 46 Proz., 1837/43 37 Proz. und 1861/67 39 Proz. der Gesammteinnahme beansprucht; die Verwaltungskosten aber sind von 25 Proz. auf 18 Prozent zurückgegangen.

In Regensburg findet vom 20. bis 25. dss. Mts. eine Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine statt. Die Hauptversammlungen werden im Reichstagssaale, die Sektionssitzungen in den durch ihre noch erhaltene zum Theil sehr kostbare Ausstattung früherer Zeiten ausgezeichneten Lokalitäten des Rathhauses und in dem berühmten Döllingersaal abgehalten werden. Einen sehr wesentlichen Theil der Versammlung wird die Besichtigung der überaus zahlreichen Alterthümer der Stadt von der Römer Zeiten an bilden. Eine Fahrt zu Schiff nach Kelheim und Weltenburg verspricht sehr lohnend zu werden, da mit dem Genuß der bekannten Naturschönheiten der Besuch der Römerschanzen und der Befreiungshalle verbunden sein wird. Ebenso dürfte ein in Aussicht genommener Ausflug nach der Walhalla und der Ruine Donaustauf den Fremden der Kunst und des Alterthums Befriedigung gewähren.

Im „Dziennik Warszawski" ist eine amtliche Darstellung gegeben von einer jeden Militärzug auf der Eisenbahn begleitenden Küche, die hinreichen soll, ein ganzes Regiment mit frischgekochtem Essen zu versorgen, ohne daß das Militär in seiner Reise gestört zu werden braucht. Ein früherer hannover'scher Militär-Ingenieur Namens Bassou, der mit der Konstruktion einer solchen Küche von dem russischen Kriegsminister beauftragt war, hat sich laut der amtlichen Mittheilung seines Auftrages aufs Beste entledigt. In einem gewöhnlichen Frachtwagen brachte Hr. Bassou 4 Kessel aus Blecheisen, so wie alles Küchenzubehör an. Die mit dieser Küche angestellten Versuche hätten ergeben, daß 4 solche Kessel hinreichen, um ein ganzes Regiment, das ein Zug führt, mit frisch gekochten Speisen zu versehen, ohne in der Reise der mindesten Verzögerung ausgesetzt zu werden. Die Kosten einer solchen Küche sind auf 600, bei größeren Bestellungen auf 500 Rubel berechnet.

Aus Port Said wird telegraphisch gemeldet, daß am 12. September die ägyptische Dampf-Fregatte „Latif" die erste Fahrt auf dem Suezkanal gemacht und die Strecke von Port Said bis Kantara mit einer Geschwindigkeit von zehn Kilometern in der Stunde zurückgelegt hat. Fünfundzwanzig Gelehrte und Künstler Norddeutschlands haben nach der „Spener'schen Ztg." durch den norddeutschen Konsul vom Vizekönig von Aegypten Einladungen erhalten, der bevorstehenden Feier der Einweihung des Suezkanals beizuwohnen. Es befinden sich darunter aus Berlin die Professoren Dowe, Mommsen, Drake und Richter. Sie begeben sich nach Paris, um von dort mit den anderen Gästen auf Kosten des Vizekönigs die Reise nach Aegypten anzutreten. Dr. Petermann in Gotha ist ebenfalls dazu eingeladen.

Rebus.

M 8.

Bfir ✕ ✕ ? ? als ✕ irre ghn.

A. A.

Auflösung der Homonyme in Nro. 207:

Ein Witzblatt ist der „Punsch"
Ein Zuckerbrod für Viele;
Und Manchem recht nach Wunsch,
Ein Wasser auf die Mühle.

Doch liebt ihn d'rum nicht Jeder;
Man haßt ihn an der Spree;
Auch an der Seine steht er
In schlechtem Renommé.

Doch, wer den „Punsch", den kalten,
Nicht liebt und kann vertragen,
Muß sich am warmen halten,
Der paßt in jeden Magen.

M. M.

Gleich richtig gelöst von Em. Sundheimer in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

17. Sept. 1248. Erzbischof Konrad von Hochstaden legt den Grundstein zum Kölner Dom.
„ 1533. Geburtstag der Königin Elisabeth von England.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 216 Samstag, 18. September 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Wer bist Du?" fragte der Graf, sich zuerst an Jasmin wendend. Doch ehe noch der Diener den Mund öffnen konnte, rief Hermosa gebieterisch: „Ich verbiete Dir, zu reden."

„Oho, schöne Dame!" sagte Boishardy spöttisch, „Sie vergessen, vor wem Sie stehen."

„Im Gegentheil, weil ich es weiß, wen ich vor mir habe, spreche ich so," erwiderte Hermosa stolz.

„Wirklich?"

„Ich bin eine Frau von Stand."

„Und wir sind Edelleute."

„Woran ich sehr zweifeln möchte; Edelleute treiben für gewöhnlich nicht das Handwerk von Straßenräubern."

„Alle Wetter!" rief Marcof ungeduldig, „wozu soll all' das Geschwätz?"

„Laßt mich nur machen," sagte Boishardy. „Ich versprecche Euch, Madame wird alsbald so gefällig sein und uns jede Auskunft geben, die wir wünschen . . . Vor Allem Madame, mögen Sie sich merken, daß wir keine Räuber und Diebe, sondern politische Parteigänger sind, welche ihre Gründe haben, gewisse Leute abzufangen. Und nun bitte ich Sie, mir zu sagen, wer Sie sind."

„Da Ihnen nicht das Recht zusteht, mich zu fragen, so werde ich Ihnen auch nicht antworten."

„Die Sache wird pikant. Dieser Knabe ist Ihr Sohn?" fuhr Boishardy fort und deutete auf Henrique.

Hermosa antwortete nicht. Boishardy pfiff und ein Bauer trat vor.

„Fleur de Chêne," fragte er, „ist Deine Flinte geladen?"

„Ja."

„Gut; setze die Mündung an die Brust dieses Kindes."

Fleur de Chêne gehorchte. Hermosa stieß einen grellen Schrei aus, und wollte sich zwischen den Knaben und die mörderische Waffe stürzen; doch Marcof's kräftige Faust hielt sie zurück.

„Mein Sohn! mein Sohn!" rief sie, „Gnade! Barmherzigkeit! . . ."

„Nun, ich wußte ja, daß Sie antworten werden," sagte Boishardy. „Nun gib acht, Fleur de Chêne; ich werde Madame ausfragen; bei der geringsten Zögerung von ihrer Seite gibst Du Feuer, ohne erst meinen Befehl abzuwarten."

„Gut, es soll geschehen," erwiderte der Bauer.

Hermosa war leichenblaß. Ohnmächtige Wuth zerriß ihr Herz, und vor Angst um das Leben ihres Sohnes rang sie ihre Hände unter den Banden, die sie gefesselt hielten.

„Ihr Name?" fragte Boishardy.

„Ich bin die Marquise von Loc-Ronan," erwiderte Hermosa.

„Die Marquise von Loc-Ronan?" schrie Marcof.

„Glaubt Ihr, daß Sie lügt?" fragte Boishardy.

„Nein, nein," sagte der Kapitän, „sie mag die Wahrheit reden, und die Vorsehung selbst hat sie in unsere Hände geführt;" und dann sich zu Hermosa wendend, fragte er: „Sie sind die Schwester des Grafen von Fongueray und des Chevalier von Tessy?"

„Ja."

„Woher kommen Sie?" fragte Boishardy weiter.

„Von meinem Bruder."

„Wo war Ihr Bruder?"

„In der Abtei Plogastel."

„Wohin wollen Sie?"

„Nach Audierne, um mich dort einzuschiffen und die Bretagne zu verlassen."

„Wer war der Mann, der Sie begleitete und entfloh?"

„Es war mein Bruder, der Graf von Fongueray."

„Waren Sie mit dem Grafen allein in der Abtei?" fragte Marcof.

„Aber . . ."

„Sie wollen nicht antworten?"

„Ja, ja," rief Hermosa. „Es war noch Jemand mit uns dort."

„Wer?"

„Der Chevalier von Tessy, mein anderer Bruder!"

„Sie lügen, dieser Mann war nicht Ihr Bruder!"

„Mein Herr . . ."

„Fleur de Chêne!" rief Marcof.

Digitized by Google

„Barmherzigkeit!“ schrie Hermosa auf die Knie fallend.

„Soll ich Feuer geben?“ fragte der Bauer.

„Warte noch!“ sagte Marcof.

Hermosa überlegte mit Blitesschnelligkeit ihre ganze Lage. Sie fühlte sich unter einer eisernen Faust gefangen. Die Wahrheit gestehen, hieß sich unfehlbar ums Leben reden; sie entschloß sich also, um jeden Preis die Lüge aufrecht zu erhalten.

„Sie können meinen Knaben tödten,“ sagte sie mit dem Anschein eines resignirten Opfers, „aber Sie können mich nicht zwingen, Unwahres zu reden. Der Chevalier ist mein Bruder.“

„Sei's d'rum,“ erwiderte Marcof, „ich kann selber nicht das Gegentheil beweisen. Doch bedenken Sie jetzt wohl, was ich Sie fragen werde. Ich schwöre bei Gott, Ihr Sohn stirbt ohne Gnade, wenn Sie mir nicht die Wahrheit bekennen.“

„Fragen Sie.“

„Wo haben Sie den Chevalier gelassen?“

„In der Abtei.“

„Warum?“

„Er war krank.“

„Geben Sie Acht!“

„Ich sage die Wahrheit.“

„Herr de Chêne!“ rief Marcof, „auf den ersten Wink von mir, schießest Du den Knaben nieder.“

Hermosa erbebte. Sie errieth, worauf der Mann hinauswollte.

„Der Chevalier wurde vergiftet?“ sagte Marcof langsam und mit Nachdruck.

Hermosa lispelte ein kaum vernehmliches „Ja“.

„Und wer hat ihn vergiftet?“

„Der Graf von Fougeray.“

„Wer hat das Gift gemischt?“

„Ich.“

„Elende!“ rief La Bourdonnaie, „Du verdienst keinen Augenblick länger zu leben! Fort mit ihr und schießt sie nieder!“

(Fortsetzung folgt.)

Zum Gedächtniß eines Welteroberers.

(Fortsetzung.)

Zweiundzwanzig Jahre später kam ich wieder nach Berlin; es war im Sommer 1855. Eine heiße, wohl darf ich sagen, nicht unrühmliche, ärztliche Laufbahn in Brasilien lag hinter mir. Einen mir sehr lieben Jugendfreund und Gesinnungsgenossen, den gefeierten Professor Ernst Curtius, durfte ich dort wieder sehen. Seine freundliche Empfehlung führte mich bei Alexander v. Humboldt ein, und ich ward von dem „alten Gelehrten“, wie er sich selbst so bescheiden nannte, in einer so ächt humanen Weise aufgenommen, wie ich das von dem Heroen der Wissenschaft in solchem Maße kaum je hätte erwarten können. Höchst originell war es zu Anfang meines Besuches, daß er, wohl irre geführt durch meinen Namen, mich französisch anredete und wir etwa eine Viertelstunde lang uns französisch unterhielten. Als ich nun bei der ersten Gelegenheit die Konversation in's Deutsche überführte, äußerte er sich sehr überrascht, einen Franzosen so reines Deutsch reden zu hören, wo ich ihm denn den ganzen Irrthum aufklärte, der ihn ungemein ergötzte und uns von Herzen lachen machte. Desto lebhafter ging nun aber auch die Konversation. In wenigen Minuten zogen die Erlebnisse aus den fernsten Welttheilen, aus einem halben Jahrhundert an ihm vorüber, und gestalteten sich vor mir zu einem fast verwirrenden Kaleidoscop. Bald war er mit seinem Bonpland am Orinoco, bald war er in der Serra von Choco; bald sprach er von der Ueberpflanzung der Chinabäume nach Java, bald von asiatisch-russischen Mineralien; alles regte ihn an, alles entsprudelte seinem Gedächtniß mit wunderbarer Fülle. Am liebsten aber redete er immer wieder von Südamerika! War es ja doch auch der Norden von Südamerika, zumal das mächtige Gebiet des Orinoco, in welchem Humboldt recht eigentlich seine Gelehrtenweihe erhalten hatte. So kamen wir denn auch auf seine „Ansichten der Natur“ zu reden, die von jeher, als unerreichte Schilderungen, meine Schwärmerei gewesen sind. Als ich ihm das mit ganzer Offenheit sagte, schien er sich wirklich daran zu freuen, und meinte, das wären recht eigentlich seine Lieblingskinder, und er sähe es auch noch heute gar zu gern, wenn man dieselben immer etwas verzöge. — Ueberhaupt hatte der große Mann eine merkwürdige Gewandtheit, eine wirklich anmuthige Scherzweise, gemischt mit feinen harmlosen Sarkasmen, in seinem Gespräche zur Hand. Bei der großen Lebendigkeit seiner Unterhaltung kam er auf die mannigfaltigsten Situationen, Zustände und Personen zu reden; alle Augenblicke tauchte ein kleiner Scherz, ein muthwilliger Humor auf; doch tadelte er eigentlich scharf nichts und Niemanden; nur einmal, als er mich nach einer Persönlichkeit fragte, ob ich sie kenne, wurde er ernst unwillig, und eine entschiedene Zornröthe überzog sein fein weißes Antlitz; aber sein Urtheil über diese Persönlichkeit, die auch gegen ihn im höchsten Grade zudringlich, wie gegen alle, gewesen sein mußte, war vollkommen richtig. Und doch setzte er in einer begütigenden Weise hinzu: „Wirklich, der Herr X. ist gar nicht artig, gar nicht rücksichtsvoll, gar nicht diskret!“ um seine vorherigen scharfen Ausdrücke etwas zu mildern, denn wirklich war der feine Mann etwas böse geworden. Ich sage: der feine Mann, denn in der That habe ich keinen Mann kennen gelernt, der so sehr das Epithet eines feinen, ja des feinsten Weltmannes verdiente, wie

eben er; Wäsche, Anzug, Manieren, Konversation — alles der vollendetste Gentleman.

Nun war es aber Zeit, wieder von ihm zu gehen. Im Verlauf des Gesprächs hatte er erfahren, daß ich damals öfter zwischen Lübeck und Dresden reisen würde. Unsemein freundlich, aber auch mit dem vollsten Ausdruck einer warnenden Insinuation sagte er mir: „Sie werden fortan oft durch Berlin kommen! Daß Sie ja jedesmal höflich genug sind, mich zu besuchen — freilich, wenn ich jedesmal höflich genug bin, noch zu leben", setzte er scherzend hinzu. — Unten angekommen, ward ich von seinem Hausmeister eingeholt, der mir, wenn ich künftig seinen alten Herrn besuchen wollte, einen Weg über den Hof und eine Hintertür die Treppe hinauf durch die Küche zeigen mußte, mit den Worten: „Das ist der Weg für die Freunde des Herrn Baron, von denen er es wünscht, daß sie ihn unangemeldet mit ihrem Besuch überraschen", wobei mir denn dieser Wegweiser gestand, daß sein alter Herr von entsetzlich vielen lästigen und unfruchtbaren Besuchen geplagt würde, und trotz aller Liebenswürdigkeiten sich diesen gern entzöge, indem er — nicht zu Hause wäre.

Gegen den Winter desselben Jahres siedelte ich nach Lübeck über und hatte nach langer, vielbewegter Abwesenheit kaum angefangen, mich in meiner hanseatischen Vaterstadt wieder heimisch zu fühlen, als die Weltumsegelung der Fregatte „Novara" vorbereitet wurde und in mir den lebhaftesten Wunsch wachrief, sie mitzumachen. Da war denn Humboldt wieder mein erster Gedanke; rasch entschlossen reiste ich nach Berlin, wurde von ihm herzlich empfangen, und kaum hatte ich meinen Wunsch laut werden lassen, so eilte er in das Nebenzimmer, um einen Empfehlungsbrief für mich zu schreiben und mir dadurch die Theilnahme an der Expedition zu ermöglichen.

So blieb ich denn allein in dem berühmten, so oft abgebildeten grünen Zimmer, hinter dessen Tapetenthür der liebe alte Mann eben verschwunden war. Mit Staunen und andächtiger Rührung sah ich ihm nach! So alt und doch so geistesfeurig! so hochgestellt in der Wissenschaft und doch so demüthig bescheiden! so vornehm und doch so herablassend! Alle Augenblicke kam er wieder, um noch dies und jenes zu fragen, dann blieb er fast eine Stunde fort und ich sah um mich.

Ein wunderbares Gemach! Kunst und Wissenschaft, Vorsündfluth und Gegenwart der Natur, Todtes und Lebendiges, — alles nur Denkbare drängte sich dort zusammen, und auf dem wunderlichen Kosmos im kleinsten Raum bewegte sich höchst humoristisch ein lebendiges Chamäleon unter im lebhaftesten Farbenwechsel. Mir fiel die Halle eines alten Magus ein und so manche orientalische Märchen von morgenländischen Weisen. Und wenn in dem Gemach der seltsamste Zauber und mannigfaltigste Dekorationswechsel vorgefallen wäre vor meinen Augen, ich würde mich kaum über etwas gewundert, sondern alles vielmehr ganz natürlich gefunden haben, wie ich denn das farbenwechselnde Chamäleon, was vor mir auf dem Tisch als ein Spiritus familiaris umherwandelte, vollkommen zeitgemäß fand.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Rechtzeitig umgekehrt.] Ein Pariser Kaufmann konstatirte dieser Tage, als er des Morgens in sein Komptoir trat, daß die in seinem Arbeitskabinet befindliche Kasse in der Nacht aufgesprengt und ihres Inhalts, der mehr als 100,000 Fr. in Banknoten und Gold betrug, beraubt worden war. Von seinem Kommis war im Momente der Entdeckung noch keiner anwesend; der Diebstahl konnte nur von Jemanden, der mit den Räumlichkeiten vertraut war, verübt worden sein. Der Kaufmann beschloß daher, die Ankunft seiner Leute abzuwarten, voraussetzend, daß, falls wirklich einer von ihnen der Dieb sein sollte, er sich nicht einstellen würde; um 8 Uhr waren sie jedoch sammt und sonders eingetroffen. Der Kaufmann schickte sich nun an, das Vorgefallene der Polizei anzuzeigen, als plötzlich ein Kommissionär ihm ein sorgsam zusammengebundenes Packet und einen Brief überbrachte. Das Packet bestand zunächst aus einem Schnupftuche, aus dem das Merkzeichen sorgsam entfernt war, sodann aus Zeitungspapier und schließlich aus dem gesammten gestohlenen Geld. Der Brief lautete folgendermaßen: „Herr Prinzipal! Ich bin ein großer Verbrecher. Ich habe mich gestern im Komptoir versteckt und Sie sodann bestohlen; glücklicher Weise habe ich jedoch in dem Augenblicke, in welchem ich mich zu einem Bahnhofe begab, eines Besseren besonnen und auf die Stimme meines Gewissens gehört. Ich will ehrlich bleiben und habe darum einem Kommissionär den Auftrag gegeben, Ihnen das Packet, das Ihr Geld enthält, zu überbringen; ich habe ihm anbefohlen, nicht vor 9 Uhr zu kommen; um diese Zeit werde ich mich in der Mitte meiner Kameraden im Komptoir befinden. Ich hoffe, daß Sie keine weiteren Nachsuchungen anstellen werden." Der Kaufmann begnügte sich damit, alle seine Leute zusammenzurufen, ihnen das Vorgefallene zu erzählen und den Brief vorzulesen.

Die jährliche Nutzungsgröße für die bayerischen Staatswaldungen ist nach den vorliegenden Waldstandsrevisionsoperaten zur Zeit auf 1,166,669 Klafter Nutz- und Brennholz und 163,466 Wellenhunderte festgesetzt. Für die Finanzperiode 1861/67 betrug der jährliche Abgabesatz durchschnittlich 1,138,758 Klafter Nutz- und Brennholz, wogegen sich das Fällungs-

ergebniß auf 1,154,960 Klafter stellte. Bei der Ausscheidung der Stammholzmasse in Bau- und Nutzholz und Brennholz ergaben sich im Durchschnitt für die Periode 1861/67 25 Prozent Bau- und Nutzholz. Wie sich die Erträgnisse aus den Staatsforsten erhöht haben, ist aus folgender Zusammenstellung ersichtlich: Die reine durchschnittliche Abtieferungssumme aus Forsten, Jagden und Triften in einem Etatsjahre betrug während der Periode 1819/25 in runder Summe 1,898,000 fl., 1825/31 2,069,000 fl., 1831/37 2,916,000 fl., 1837/43 4,215,000 fl., 1843/49 3,604,000 fl., 1849/55 3,399,000 fl., 1855/61 5,184,000 fl., 1861/67 6,667,000 fl. Während der letzten sechsjährigen Periode waren die Jahreserträgnisse folgende: 1861/62 6,578,000 fl., 1862/63 7,015,000 fl., 1863/64 7,701,000 fl., 1864/65 7,400,000 fl., 1865/66 6,088,000 fl., 1866/67 5,274,000 fl. Es wurde sonach der höchste Ertrag im Jahre 1863/64 erzielt.

In Berlin hat die Kriminalpolizei einen in kriminalistischer wie physischer Beziehung gleich interessanten Fang gemacht. Das in den 50er Jahren stehende „Ladenmädchen" eines Bäckers in der Anklamerstraße, das sich gegen Abend immer mit jungen Mädchen von 10—12 Jahren zu schaffen machte, wurde in nicht mehr zweideutiger Situation mit einem dieser Kinder überrascht, und bei gerichtlicher Vernehmung und Untersuchung der Inkulpatin die Entdeckung gemacht, daß man es mit einem wirklichen Naturphänomen, einem Mannweib in der striktesten Bedeutung des Wortes zu thun habe. Dasselbe bestreitet nicht im Entferntesten, mit Mädchen unter 14 Jahren seit längerer Zeit Umgang gehabt zu haben. Nebenbei will sie bereits 7 Jahre in Amerika als Köchin und 2 Jahre als aktiver Soldat des letzten Krieges gedient haben.

Das „Militär. Wochenblatt" meldet: „Nach Berichten aus England hat ein Engländer, Namens Napper, beim Kriegsministerium einen Vorschlag wegen transportabler eiserner Feldlazarethe eingereicht. Diese beweglichen Krankenhäuser, welche auf das in Amerika bereits lange angewandte Prinzip der transportablen Kirchen von Eisenblech bastet sind, können gleich dem anderen Kriegsmaterial auf Wagen dem Trosse folgen. Die Aufstellung des Materials soll sehr schnell von Statten gehen, auch die Kosten verhältnißmäßig unbedeutend sein. Als besondere Tugend dieser eisernen Krankenhäuser wird die Leichtigkeit hervorgehoben, womit dieselben sich desinfiziren lassen."

Aus dem Programm der zur 39. Jahresfeier der belgischen Revolution angekündigten Belustigungen sind folgende zu erwähnen: glänzender Ball in dem neuen Südbahnhof zu Brüssel am 25. September (Einlaßgebühr 10 Fr.), Revue der gesammten Armee am 27., dreitägiges Musikfest im Südbahnhof am 28., 29. und 30. Hiezu kommt noch am 24. der festliche Empfang der von dem (am 18. beginnenden) Preisschießen in Lüttich und Spaa zurückkehrenden englischen Riflemen und französischen Nationalgardisten. Nach der Begrüßung der städtischen Behörden wird denselben in den Sälen des Rathhauses ein Abendessen servirt werden.

Im Frauenhoferhofer'schen (S. Merz'schen) Institute in München wurde dieser Tage das 1001ste Mikroskop angefertigt.

Der Vicekönig hat bei einem jungen Kompositeur einen Suez-Galopp bestellt, welcher die National- oder vielmehr internationale Hymne der Pharaonen werden soll.

Räthsel.

Bin ich in ihm,
Verlang' ich ihn;
Ist er darin,
Ist ein Sechser hin.

Rebus.

dm Gg eisn hR.

Auflösung der Charade in Nr. 208:
Nachtlicht.

Richtig gelöst von Johanna Seemüller in München, M. M. und Em. Sundheimer in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

18. Sept. 1848. Revolution in Frankfurt, Lichnowsky und Auerswald werden ermordet.
„ 1861. Dosios' Attentat auf die Königin von Griechenland.
19. Sept. 1794. Deutsche Truppen besiegen die Franzosen bei Kaiserslautern.
„ 1819. Fassung der sog. Karlsbader Beschlüsse.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 217 — Montag, 20. September — 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Nein," sagte Marcof lebhaft, „ich verspreche ihr das Leben, wenn sie mir die Wahrheit über das sagt, was ich sie noch zu fragen habe. Madame, Sie wissen wohl, daß der Chevalier ein junges Mädchen entführt hat?"

„Ja."

„Das Mädchen heißt Yvonne?"

„Ja."

„Haben Sie es gesehen?"

„Ja, noch vor einigen Stunden."

Keiner und Jahoua schrieen vor Freude und Zorn zugleich auf.

„Wo war das junge Mädchen? fragte Marcof weiter.

„In der Abtei."

„Und wo ist Yvonne jetzt?"

„Hören Sie mich!" rief Hermosa lebhaft, denn sie fürchtete, daß man ihr Nichtwissen in dieser Beziehung mißdeuten könnte. Sie erzählte rasch, was sie von dem Mädchen wußte. Ihre Worte trugen so deutlich das Gepräge der Wahrheit; es war so natürlich, daß Yvonne Alles aufgeboten hatte, um den Händen ihrer Entführer zu entgehen, daß Marcof und die übrigen Umstehenden an Hermosa's Worten nicht zweifelten.

„Das Mädchen wird in ihr Dorf zurückgekehrt sein," sagte der Graf La Bourdonnaie.

„Nein," versetzte Marcof, „nach dem, was wir eben vernommen, wäre sie zu schwach dazu gewesen; Fouesnan ist zu weit von hier. Und dann hätte sie ja Ihren Leuten, welche die Gegend bewachen, in die Hände fallen müssen."

„Wo ist sie denn?" rief Jahoua.

„Habt Ihr die unterirdischen Räume durchsucht?" fragte Hermosa, welche errathen hatte, daß man in der Abtei gewesen war. Es war ihr sehr gleichgiltig, ob man Yvonne wiederfinde oder nicht; sie hoffte, ihre Richter milder zu stimmen, wenn sie sich die Miene gab, ihnen alle Aufklärungen, die in ihrer Macht lagen, zu liefern.

„Die Abtei hat unterirdische Räume?" rief Marcof.

„Ja," versetzte Fleur de Chêne, „ich kenne sie ganz genau."

„Gut, so führe die Beiden, Fleur de Chêne, ich werde mich mit Euch in der Abtei vereinigen."

Die beiden jungen Männer stürzten mit Fleur de Chêne in wilder Hast fort.

„Was thun wir mit dieser Frau?" fragte La Bourdonnaie, auf Hermosa deutend.

Marcof zog Boishardy bei Seite und sagte: „Wir dürfen sie nicht tödten; sie kann uns noch von Nutzen sein."

„Gut," sagte Boishardy, „ich übernehme es, sie noch heute Nacht nach Schloß Guiomarais zu bringen, wo La Rouairie sein Hauptquartier hat."

In diesem Augenblicke trat ein Bauer in die Waldlichtung.

„Was bringst Du?" fragte der Graf lebhaft.

„Eine Botschaft für Sie von einem unbekannten Herrn. Unweit von Audierne kam er in Begleitung einer als Nonne gekleideten Frau und eines andern bejahrten Mannes an uns vorbei. Wir hielten ihn an, aber er gab uns die Parole, und fügte die entsprechenden Worte hinzu, welche zeigten, daß er einer der Chefs der königlichen Partei ist. Wir ließen ihn passiren; er schrieb rasch mit Bleistift einen Brief, und gab mir den Auftrag, ihn ohne Verzug Ihnen zu überbringen."

Der Graf erbrach das Schreiben, und befahl einem Bauer, der eine Kienfackel hielt, näher zu treten. Auf dem Umschlag stand: „Man ersucht den Grafen La Bourdonnaie, diesen Brief durch eine vertäßliche Hand an den Kapitän Marcof, Kommandanten des Luggers „Jean Louis", gelangen zu lassen."

„Marcof," sagte der Graf, „der Brief da ist für Euch."

„Für mich?"

Ja, seht nach, was man Euch schreibt."

Kaum hatte Marcof seine Blicke auf das Papier geworfen, als er heftig zu zittern begann, und eine mächtige Freude sein Gesicht erleuchtete. Er hatte die Schrift des Marquis von Loc-Ronan erkannt.

„Meine Herren, sagte er, dem Bauer die Fackel abnehmend, „befehlen Sie allen ihren Leuten, sich zu entfernen, ich habe mit Ihnen allein zu reden.

La Bourdonnaie gab die Weisung, die Gefangenen abzuführen und streng zu bewachen. „Was gibt es?“ fragte er, als er mit Boishardy und Marcof allein zurückblieb.

„Ich bin ermächtigt, Ihnen ein Geheimniß zu entdecken,“ sagte der Kapitän des „Jean Louis“; „der Marquis von Loc-Ronan ist nicht todt.“

„Nicht todt?“ riefen die Beiden. „Wie ist das möglich?“

„Ja, ja, ich versichere Sie, der Marquis ist nicht todt. Doch kann ich Ihnen die Umstände nicht erklären, welche den Marquis veranlassen, an seinen Tod glauben zu machen. Auch Sie müssen darüber ein tiefes Stillschweigen beobachten. Er verläßt diese Nacht noch die Bretagne, und in diesem Briefe schreibt er mir, was ich Ihnen mittheilen soll.

Hören Sie darum zu. Er schreibt: „Mein theurer Marcof, wenn Du mich todt geglaubt hast, so möge dieser Brief Dir die Versicherung geben, daß ich noch am Leben bin; ist jedoch das Gerücht von meinem Tode noch nicht zu Dir gedrungen, so danke ich Gott, daß er Dir einen Schmerz erspart hat. Für alle Fälle mögest Du Folgendes wissen: denselben Abend, wo man auf dem Schlosse meiner Väter mein Leichenbegängniß feierte, entfloh ich mit Jocelyn. Ich versteckte mich in der Abtei von Plogastel, wo ich Frl. v. Chateaus Giron traf. Dort glaubte ich Deine Rückkehr abwarten, und Dir die Mittel angeben zu können, Dich mit mir in Verbindung zu setzen. Doch es ist anders gekommen. Elende haben mich verfolgt und meinen Zufluchtsort entdeckt. Ich fliehe deßhalb nach England. Theile diesen Brief unsern Freunden mit, damit sie wissen, was ich thue, und die Wege erfahren, auf welchen sie mit mir korrespondiren können. Du wirst Dich nämlich ohne Schwierigkeit mit dem Fischer in Verbindung setzen, der mich nach England führt. Er heißt Salaun und wohnt in Audierne. Bei seiner Rückkehr wird er Dir einen neuen, ausführlicheren Brief von mir überbringen.“

„Das ist Alles, was ich Ihnen über diese Angelegenheit mitzutheilen habe,“ sagte Marcof.

„Ich werde Philipp antworten,“ versetzte Boishardy, „und Euch den Brief übergeben, Marcof.“

„Werdet Ihr, Kapitän, in vier Tagen noch in Penmarkh sein?“ fragte La Bourdonnaie.

„Ja, denn ich werde nicht eher unter Segel gehen, bis ich den zweiten Brief vom Herrn Marquis erhalten habe.“

„Gut, wir werden uns also in vier Tagen am Bord Eures Luggers treffen.“

„Recht, ich werde Sie dort erwarten.“

Darauf entfernte sich Marcof und ging rasch nach der Abtei.

„O, armer Philipp,“ murmelte er unterwegs vor sich hin; ich kenne jetzt vollständig Deine Geheimnisse und die Ursachen Deiner Flucht. Erst jetzt weiß ich, was Dich so plötzlich aus der Bretagne vertrieben. Doch sei ohne Sorgen, ich bin da, Dein Bruder, und werde wachen. Schon sind zwei der Elenden, die Dein Leben vergiftet haben, in meinen Händen, und der Dritte soll mir hoffentlich nicht entgehen! . . . Wie kommt es nur, daß der Chevalier von Tessy derselbe Mann ist, den ich unter dem Namen Raphael einst in den Abruzzen getroffen habe? Darin liegt irgend ein schreckliches Geheimniß, das ich enthüllen muß. O, wenn ich nur jenen Grafen Fouqueray finde, wenn ich ihn nur in meine Hände bekomme, wie seine verwünschte Schwester; ich werde schon die Wahrheit herauszubringen wissen . . .“

Marcof hatte die Abtei erreicht. Er eilte rasch die Treppen hinan und rief Keinec und Jahona. Doch das Kloster schien öde und verlassen. „Ah, sie werden in dem Souterrain sein; sie bedürfen in diesem Augenblicke meiner nicht. Ich will inzwischen noch einmal das Zimmer durchsuchen, in welchem Yvonne eingeschlossen war.“

(Fortsetzung folgt.)

Zum Gedächtniß eines Welteroberers.

(Schluß.)

Jetzt war das Schreiben fertig, und Humboldt trug mir noch die allerwärmsten Grüße an seinen „lieben Haidinger“ auf, worauf er mich entließ.

Mit diesem Briefe reiste ich nun noch selbige Nacht, es war eine bitterkalte Winternacht — nach Wien. Leider konnte der Empfehlungsbrief an Ritter von Haidinger nicht den gewünschten Erfolg haben, da Alles von dem Marineoberkommandanten, dem Erzherzog Ferdinand Max, nachmaligem Kaiser von Mexiko, abhing, der bei seiner Braut in Brüssel weilte. Vielleicht ließ sich aber auch mit dem Chef der Expedition, Hrn. v. Wüllerstorf-Urbair, verhandeln, der augenblicklich in Triest war. Da ging ich denn rastlos nach Triest weiter und zwar in einer Alpenwinterkälte, die mir nach meinem so langen Tropenaufenthalt wahrhaft beschwerlich fiel. Doch auch in Triest sollte die Angelegenheit nicht zum Abschluß gelangen, und ich mußte wieder die Vermittlung Humboldts nachsuchen.

Umgehend erhielt ich folgende Antwort:

„Ich erhalte in diesem Augenblicke, theuerster Herr Doktor, Ihren liebenswürdigen Brief vom 1. Januar. Wenn von einem Dienste die Rede ist, der Wissenschaft zu nützen, der Weltumsegelung einen Beobachter zu verschaffen, den Talent und Erfahrung zu der fortgesetzten Beobachtung der klimatischen Einflüsse auf verschiedene Menschenracen leiten, so stehen alle kleinlichen Bedenken im tiefen Hintergrund. Mein Brief an den Herrn

Erzherzog Ferdinand Maximilian soll morgen nach Triest abgehen. Der Erzherzog hatte mich in einem eigenhändigen Briefe aus Triest am 12. Dezember zu Instruktionen aufgefordert. Ich fürchte, daß er noch nicht aus Belgien zurück ist. bitte Sie aber, um den Eindruck meiner warmen Empfehlung zu vermehren, sogleich selbst an den jungen Erzherzog über Ihre Wünsche detaillirter und mich nennend nach Triest zu schreiben. In einem 60- oder 70jährigen Streben und Wirken ist mir Vieles nicht geglückt, es hat mich aber nie abgeschreckt, auch da noch zu versuchen, wo enger Kastengeist und Nationalunfriede in dem „einigen" Deutschland wühlen.

„Ich werde auf meinen Brief an den Erzherzog schreiben: „mit Bitte an den M.-Kommandanten, Oberst von Wüllerstorf, den Brief, im Fall der Abwesenheit Sr. kaiserl. Hoheit weiter zu befördern."

Berlin, 3. Januar 1857.

in für mich sehr bewegter Zeit.

Mit der freundschaftlichsten Hochachtung
Ew. Hochwohlgeboren gehorsamster
A. Humboldt.

Mit wie vielem Wohlwollen Humboldt an den Hrn. Erzherzog Ferdinand Maximilian geschrieben haben mußte, ersehe ich hinreichend in Venedig und Triest; denn als unmittelbar vor unserer Abreise der kaiserliche Marineoberkommandant an Bord der Fregatte Novara kam und wir ihm alle vorgestellt wurden, da richtete er in Folge jenes Briefes die allerfreundlichsten Worte an mich.

Leider begleitete ich die „Novara" nur bis Rio de Janeiro. Ich mußte mich aus Gründen, die nicht hierher gehören, von der Expedition losſagen. Aber es sei mir noch vergönnt, das ergreifende Schlußwort hier wiederzugeben, mit dem Humboldt seine vom Erzherzog Ferdinand Maximilian erbetenen berühmten Instruktionen für die Novara endete:

„Da ich länast nicht mehr unter den Lebenden sein werde, wenn die Fregatte Novara nach Triest mit wissenschaftlichen Schätzen, neuen Kenntnissen über die todte und organische Natur, über Menschenracen, über Sitten und Sprachen zurückkehrt, so flehe ich zu Gott dem Allmächtigen, daß Sein Segen dies große und edle Unternehmen zur Ehre des gemeinsamen deutschen Vaterlandes begleite!"

* * *

Ein unscheinbares, aber doch immer grünendes Reis, das der tiefsten Dankbarkeit, wollte ich in Vorstehendem auf Humboldts Grab zu seiner Säkularfeier legen. Und wohl darf ich auch hier ihm noch einmal die Worte des englischen Barden nachrufen, die ich ihm, als ich auf meiner brasilianischen Wanderung seinen Tod erfuhr, tief bewegt weihte:

His life was gentle; and the elements
So mix'd in him, that Nature might stand up,
And say to all the world: This was a man.

Sanft war sein Leben, und so mischten sich
Die Elemente in ihm, daß die Natur
Aufstehen durfte und der Welt verkünden:
Dies war ein Mann!

Mannigfaltigkeiten.

Die Fragen, welche demnächst auf der Archäologenversammlung zu Regensburg (vom 20. bis 25. Septembr) zur Verhandlung gelangen werden, wurden so eben von dem Verwaltungsausschuß zu Altenburg an die verbundenen Vereine bekannt gegeben. Die ansehnliche Reihe, im Ganzen 49, ist auf die drei Sektionen vertheilt. Die Sektion für Archäologie der heidnischen Vorzeit wird elf Fragen in Bezug auf den Limes romanus von Kelheim bis zur württembergischen Gränze und in Bezug auf den Regensburger sog. Römerthurm zu beantworten haben. Die Sektion für Kunst des Mittelalters wird Gelegenheit finden, sich an der Lösung mancher Räthsel, die sich an hiesige Antiquitäten knüpfen, zu versuchen. So wird namentlich die Erklärung der Figuren an dem berühmten Portal der Schottenkirche den Scharfsinn und das Wissen der Alterthumsfreunde aufs Neue herausfordern. Die Sektion für Geschichtsforschung und historische Hülfswissenschaften findet einen sehr mannigfaltigen Stoff in den 28 für sie bestimmten Fragen. Dieselben gehören zum größern Theil der Heraldik und Numismatik an, einige berühren das Gebiet der Rechts- oder auch der Verfassungsgeschichte. Sehr praktisch scheint uns die Frage: „Wäre es nicht zeitgemäß, bei Restauration von Kirchen endlich einmal aufzuhören, „Restauriren" und „Ausräumen" für identisch zu halten? Haben nicht vielmehr Kunstwerke oder Denkmale angesehener und berühmter Männer gegründeten Anspruch auf pietätvolle Behandlung, auch wenn sie dem Styl der zu restaurirenden Kirche nicht entsprechen?" Ebenso dürfte die Frage: „Welche Mittel sind zu ergreifen, um der noch immer fortgesetzten pietätlosen Vernichtung von Archivalien mit Entschiedenheit zu begegnen?" eine sehr ernste Behandlung verdienen.

Herr Simon, Konsul in Pekina, hat Fische aus China, zu einer kleinen Karpfenart gehörig, nach Frankreich gebracht. Im „Reiche der Mitte" kostet das Stück etwa 2 Sous; bis sie nach Paris kamen, bezifferten sich die Kosten für das Stück auf 500 Francs. Die Fische sind reizend, wie geschnitten aus einem Goldblocke und mit dem reinsten Azurblau gefärbt; die Flossen schimmern in den Farben eines Pfauenschwanzes. Herr Simon hat einige Stücke dem Akklimatisations-Garten gegeben, diese gingen aber binnen 24 Stunden zu

Grunde. Mehr Glück hatte mit den Fremdlingen der fischkundige Gelehrte Carbonier; er setzte sie in seinem Aquarium ein, erlebte die Freude, daß sie sich paarten und etwa 500 jungen Karpfen das Dasein gaben, die nun schon lustig wachsen und gedeihen.

[Zur Eröffnung des Suez-Kanales.] Dieser Tage schiffte sich in Triest eine Gesellschaft junger Kavaliere auf einem Lloyddampfer nach Konstantinopel und Jaffa ein, von wo dieselben die Reise in das heilige Land machen und bis zur Eröffnung des Suez-Kanals in Aegypten einzutreffen gedenken. Von bekannteren Namen finden wir in dieser Gesellschaft die Grafen Gejza Esterhazy, Gabor Festetics, Chamaré u. s. w. Wie es heißt, beabsichtigen dieselben in Verbindung mit dieser interessanten Reise auch noch den Sport der Löwenjagd zu kultiviren.

[Ein Damen-Orchester.] Im August v. Js. hat sich in Wien unter der Direktion von Frl. Josephine Weintich ein aus 6 Mitwirkenden bestehendes Damenorchester gebildet, dessen 6 Mitwirkende ihre Produktionen auf Klavier, 3 Violinen, einem Cello, einer Flöte und einem Harmonium neuester Konstruktion ausführen. Seit Mai d. Js. befindet sich das Orchester auf Reisen durch Italien und Süddeutschland, und die Blätter der Städte, in denen dasselbe auftrat, sind voll Anerkennung sowohl über die ausgezeichneten Kunstleistungen desselben, als das liebenswürdig bescheidene und stittige Auftreten seiner Mitglieder.

Um einem längst gefühlten Bedürfniß zu genügen, ging in Paris wieder ein Kassier durch: der Kassier des Agent de Change Couret-Pleville. Er soll ein Defizit von zwei Millionen hinterlassen haben. — Deßgleichen verstehen sich auch die Kassirer in Italien auf's erfolgreiche Verschwinden, wie wo anders, denn wie aus Turin gemeldet wird, hat der Kassier der königlichen Lotterie in Turin sich mit einem sehr anständigen Sümmchen unsicher gemacht, um dem Publikum zu zeigen, daß dies die einzige Weise ist, wie man bei der Lotterie gewinnen kann. Deßgleichen hat der Einnehmer der Steuerbehörde in Livorno eine eilige Reise nach Deutschland gemacht und zum Zwecke derselben die Kleinigkeit von 120,000 Lire mitgenommen. **Italia fa già da se.**

In Clifton bei Nottingham (England) ist vor Kurzem ein großes Steinkohlenlager entdeckt worden.

Charade.

Glaubt nur nicht, ihr stolzen Männer,
Wir gehörten euch allein!
Nein, wir beiden ersten Sylben
Woll'n uns auch den Damen weih'n.

Freundlich woll'n wir sie umschlingen,
Wahren vor der Erde Schmutz,
Wagen gern Gestalt und Schönheit,
Ihnen treu zu Schutz und Trutz.

Zwar oft bringen wir auch Schmerzen,
Drückend können wir gar sein;
Doch wir streben nach der Letzten
Demuthsvollem Dienst allein.

Siehst im Zimmer du mein Ganzes,
So bewahrt's gewiß ein Mann,
Ohne das er von der Ersten
Schwer nur sich befreien kann.

Auflösung der Charade in Nr. 209:

Aus der Höhe in die Tiefe
Geht's beim „Fall“;
Ob nun physisch, ob moralisch,
Ist egal.

Erst nach oben, dann nach unten
Geht das „Beil“ im Flug,
Und es sind meist tiefe Wunden,
Die es schlug.

Aus der Höhe stürzen Beide —
Stürzt das „Fallbeil“ schnell;
Hüte dich vor seiner Schneide,
Mordgesell!

M. M.

Gleich richtig gelöst von Johanna Seemüller in München, und Em. Sundheimer in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

20. Sept. 1390. In Konstanz wird ein Jude, der seinen Glauben nicht abschwört, verbrannt.
„ 1697. Ryswicker Friedensschluß, Elsaß geht an Frankreich verloren.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 218 Dienstag, 21. September 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

XXX.

Diego hatte bekanntlich Hermosa verlassen, um allein nach Audierne zu reiten und dort einen Fischer aufzutreiben, der sie an Bord seiner Barke nähme. Als er einen Fährmann gefunden und den Preis bedungen hatte, ritt er zurück, um Hermosa und Henrique nebst Jasmin abzuholen. Schon hatte er die Anhöhe erreicht, als sein Pferd plötzlich zurückprallte, so daß er bald aus dem Sattel geflogen wäre. Diego, ärgerlich darüber, stieß seine Sporen in die Weichen des Thieres, doch dieses wollte nicht vorwärts und bäumte sich.

„Was ist denn das?" murmelte er, und blickte forschend um sich. Ah, ein todtes Pferd . . . Alle Wetter, Hermosa's Pferd . . . was bedeutet das?"

Er riß seine Pistolen hervor und sprang aus dem Sattel. Drei Schritte davon traf er auf Jasmins Pferd, und endlich erblickte er, halb im Ginstergebüsch versteckt, das dritte Pferd am Boden liegen. Hermosa, der Knabe und der Diener aber waren verschwunden. Er lief zuerst zu dem Pferde, dem er seinen kostbaren Schatz anvertraut hatte. Der Koffer befand sich noch auf dessen Rücken. Mit einem Freudenschrei sprang er hinzu, doch gleich darauf folgte ein furchtbarer Fluch; er hatte den Koffer geöffnet und ihn leer gefunden.

„Hölle und Teufel!" brüllte er. Die Elende hat mich verrathen. Sie hat mich nach Audierne geschickt, da sie offenbar ihren Plan schon im Voraus gemacht und Jasmin ins Einverständniß gezogen hatte!" Doch plötzlich hielt er wieder inne. „Nein," sagte er ruhig; „sie wären mit den Pferden geflohen."

In diesem Augenblicke tönte links und rechts in den Gebüschen der bekannte Eulenruf. Diego sah um sich und fuhr erschrocken zurück. Sein Auge hatte zwischen den Zweigen den blitzenden Lauf eines Gewehres erblickt. Ein neuer Eulenruf ertönte. Diego erblaßte und schwang sich mit einem Satze in den Sattel. „Die Royalisten!" murmelte er, riß sein Pferd herum und spornte es in Galopp; „sie sind es, welche Hermosa gefangen haben!"

Fünf bis sechs Kugeln pfiffen um seinen Kopf: doch keine erreichte ihn.

Im wilden Laufe jagte er nach Audierne zurück. Endlich, als er sich in Sicherheit vor den royalistischen Kugeln fühlte, ließ er sein Pferd wieder etwas ausschnaufen. „Ich that Unrecht, Hermosa in Verdacht zu haben, murmelte er. „Warum hab' ich sie nicht gleich mit mir nach Audierne genommen? Die Schurken haben sich des Goldes und der Kostbarkeiten bemächtigt, die sich in dem Koffer befanden. Ich bin ruinirt, vollständig ruinirt. Eine verwünschte Nacht! . . . Was soll ich thun? Mich einschiffen? Es bleiben mir kaum zehn Louisd'or. Oh, wenn ich wenigstens Zeit gehabt hätte, das massive Silberzeug, das wir in der Abtei gefunden hatten, mitzunehmen. Ich hätte es einschmelzen können, nichts war leichter . . . Ich wette, das Ding wäre seine zwanzigtausend Livres werth gewesen! . . . Zwanzigtausend Livres! ein hübsches Sümmchen für einen Menschen mit leerer Tasche. Ha, wenn ich im Stande wäre . . . Und warum nicht?" rief er, sich plötzlich im Sattel aufrichtend. „Die Souterrains bieten mir eine Zufluchtsstätte, in wenig Stunden kann ich meine Schmelzoperation beendet haben. Eine prächtige Idee! . . . Ja, aber, die verdammten Chouans bewachen die ganze Umgegend. Ah, bah, wer nichts wagt, gewinnt nichts. Wagen wir also!"

Er raffte die Zügel seines Pferdes zusammen und kehrte wieder um. Doch besann er sich plötzlich. „Ich bin ein rechter Narr," murmelte er, „mich zur Scheibe der Bauernkugeln machen zu wollen. Hab' ich denn keinen andern Weg, um in die Abtei zu gelangen?"

Er verließ die Straße, gewann den Strand, und setzte seinen Ritt auf demselben fort. In einer Viertelstunde hatte er Pont-Croix erreicht, ohne daß ihm das Geringste unterwegs aufgestoßen wäre. Er hatte, ehe er die Abtei zu seinem Aufenthalt erkor, dieselbe bekanntlich in allen ihren Räumen sorgfältig durchforscht. Er wußte, daß einer der unterirdischen Gänge des Klosters zwischen Pont-Croix und Douarnenez unweit vom Meeresufer mündete. Er orientirte sich mit raschem Blick. Durch eine schmale mit Buschwerk verdeckte Oeffnung in dem Gestadefelsen gelangte man in eine kleine Grotte, in deren Hintergrund eine kaum sichtbare Thür angebracht war, welche in den unterirdischen Klostergang führte.

Digitized by Google

Diego band sein Pferd an einen Baum und schlüpfte auf dem angedeuteten Wege in das Souterrain. Er zog ein Feuerzeug hervor, machte Licht und zündete eine kleine Blendlaterne an, die er stets bei sich trug. Muthig drang er vorwärts. Er hatte seine Geistesgegenwart wiedergewonnen: „Ich war ein Thor, mich zu beklagen," murmelte er. „Die Chouans haben mir einen großen Dienst erwiesen. Sie haben mir einige tausend Livres genommen und mehr als zwei Millionen gegeben. Sie haben mich für den Augenblick ruinirt, aber für die Zukunft reich, und für die Gegenwart frei gemacht. Meiner Treu! ich hatte Hermosa satt. Sie ist in den Händen der Chouans; sie mag dort bleiben! Ich gehe allein nach Rennes, werde Julie v. Chateau-Giron aufsuchen, und sie zu zwingen wissen, mir ihr Vermögen auszuliefern, selbst wenn der Tod des Marquis ihr auch schon bekannt wäre. Das Silberzeug der Mutter Aebtissin wird mich in den Stand setzen, die Reise zu unternehmen, und zu warten, um meinen Plan desto sicherer durchzusetzen . . . Alle Wetter, was ist das?" unterbrach er sich plötzlich.

Er war über Etwas gestolpert.

Er leuchtete vor sich hin. Ein menschlicher Körper lag zu seinen Füßen. „Ein Weib!" rief er erstaunt und hob den Körper auf . . . „Wie? was seh' ich? Yvonne! . . . Yvonne! vielleicht todt? Nein," fuhr er fort, „ihr Herz schlägt noch. Wie konnte sie hieher kommen? . . . Ah, welch' schöner Kopf! Corpo di Bacco! Hermosa hatte Recht, eifersüchtig zu sein. Zum Teufel, was mach' ich nur mit ihr?" Er dachte nach. „Die Zeit drängt. Sie ist ohne Bewußtsein, sie kann sich nicht wehren. Wie? wenn ich sie meinerseits entführte! . . . Ja, ja, sie soll mir Hermosa ersetzen."

Er faßte das Mädchen in seine Arme, kehrte um, und trug sie an den Eingang der unterirdischen Galerie. „Hier werde ich sie wiederfinden," murmelte er, indem er sie sanft auf die Erde neben der Thür niederlegte. „Und nun rasch vorwärts!" Diego drang durch den geheimen Gang in das eigentliche Klostergebäude, und stieg in das erste Stockwerk hinauf. Als er die Thür von Hermosa's Zimmer aufstieß, prallte er zurück. „Was? Raphael hier?" rief er, als er den Leichnam auf dem Divan ausgestreckt liegen sah. „Es war also Jemand hier? Wenn der Schurke vor seinem Tode nur nicht gesprochen hat!" Er stockte plötzlich. Draußen ertönten Schritte.

„Ich bin verloren," murmelte er. Er sprang auf den Corridor hinaus, drückte sich in eine Ecke und lauschte athemlos.

Keinec, Jahoua und Fleur de Chêne traten eben in die Abtei. Diego's Stirn bedeckte sich mit kaltem Schweiß; er wußte, wenn er gefangen würde, war er verloren. Er zweifelte keinen Augenblick, daß die Ankömmlinge Chouans waren, und er als revolutionärer Agent hatte keine Gnade zu hoffen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Homburg vor der Höhe.

In einem Badeort von so zweideutiger Natur, wo es stets in Frage steht, ob das Silber der Quellen, ob das Gold des Rouletts den Magnet für die wogende Menge bildet — steht der solide Mensch, auf dem qui vive? In der That hat es für einen Beobachter etwas sehr Komisches, mit welch' fragenden Blick jeder neue Ankömmling gemustert wird, ob er geheuer, oder nicht geheuer ist — Einer fürchtet sich vor dem Andern. Weder in Wiesbaden noch Ems ist mir diese scharfe Kritik so aufgefallen, wie hier; das liegt einmal darin, daß Wiesbaden und Ems überwiegend werthvoll in ihrem Quellengehalt sind. In Folge dessen — trotz des grünen Tisches — doch der Mehrzahl nach echte Kranke hinkommen, was bei Homburg in relativer Weise der Fall ist. Beobachtet man scharf, so zeigt sich in der That, daß die Leute hier mehr des Amusements, als ernster Leiden wegen herströmen. Damit soll der Elisabethquelle nicht zu nahe getreten werden; ihre gute Wirkung für Korpulente und Hypochonder, sogenannte Staats-Hämorrhoidarius, ist ja anerkannt. Indeß wirkliche Kranke wird ein erfahrener Jünger des Äskulap nicht so leicht nach Homburg schicken, das sein Renommee doch vorzugsweise dem Spiel, dem Luxus und der Mode verdankt und durch sein Treiben und Drängen der fraglichen: „Beaumonde", um nicht kurzweg „Demimonde" zu sagen, eher aufregend als heilsam auf eine zerrüttete Gesundheit einwirkt. Gab mir doch ein enragirter Verehrer Homburgs selbst zu, daß nach seinen zehnjährigen Beobachtungen allerdings das Hazardspiel mehr Fremde anlocke, als seine Quellen.

Mit 1872 wird Homburg seine Lebensfähigkeit ohne jene glänzenden Spielsäle mit dem Roulette und dem „trente et quarante" zu bestehen haben. „Wir sind alle ruinirte Leute, wenn die Regierung die Spielbank aufhebt", sagte heute Früh mein Wirth zu mir, mit einem wahren Leichenbittergesicht. Ich wollte ihn trösten, indem ich von der „Vorzüglichkeit" der Quellen sprach. Er zuckte die Achseln. „Sehen Sie, das ist schon wahr", fuhr er vertraulich fort, „aber das Meiste bringt uns doch die leichtsinnige, vornehme Welt, die das Gold mit vollen Händen ausstreut. Im vorigen Jahre wohnte eine Dame bei uns — sie hieß die Frau Baronin — die zahlte blos für ihre Wäsche und die garnirten Unterröcke 10 Thlr. pro Woche, ja sehen Sie, da verdienen die Wäscherinnen etwas!"

Homburgs Quellen waren 1834 noch so gut wie unbekannt, von da an kamen vielleicht 4—600 Menschen aus der Nähe hin, da hob es sich von Jahr zu Jahr, und die Kurliste der letzten Jahre zeigt jetzt 10—12,000 Kurgäste — ob mit, ob ohne Krankheit steht nicht dabei.

Kaum hatte ich die paar Stufen von der Fahr-

Digitized by Google

straße zum Park des Kurhauses erstiegen; als ich drei Musensöhne etwas lärmend vor mir herschreiten sah, die direkt zum Glücksrad eilten.

Es schlugen so gewaltige Naturlaute vergangener Tage an mein Ohr, daß ich ihnen — magnetisch angezogen — folgte. Sie machten alle drei keine Mörder grube — weder aus ihrem Herzen noch Beutel und so war ich bald au fait gesetzt, daß sie alle drei „Pech“ gehabt, d. h. zu früh mit den Moneten von Herzvater fertig geworden, und nun in der „Klemme“ saßen. Ein Kommers war in Aussicht — das letzte Mittel mußte versucht werden; denn so lumpig wollten sie nicht debutiren, ohne einen „blanken Heller“ in der Tasche zu haben.

„Löchel“, rief der Eine, „Du mußt spielen; Du hast immer noch das größte Schwein, wenn auch alles Flüssige in Dir verschwindet — hier sind meine letzten drei Gulden.“ Löchel deprezirte und sagte: „Nein, Säckel muß für uns Alle spielen, der hat immer noch was in der Katz, wenn unsere leer ist.“ Ja, ja, Säckel muß spielen, rief der Dritte, der den poetischen Namen: „Pechstiebel“ führte, natürlich alle sanktionirte Spitznamen, die Burschen sahen au fond ganz fein aus. Mittlerweile waren wir in den hellerleuchteten, von Licht und Gold strahlenden Spielsaal getreten. „Messieurs, faites le jeu“ ertönte die Stimme des Croupiers „rien ne va plus“. — Säckel hatte seine 10 Gulden auf „rouge“ geworfen. Ich war in Mitleidenschaft gezogen und stierte auf den grünen Tisch — das Glücksrad schnurrte und — „rouge“ hatte gewonnen. Säckel ließ stehen und immer wieder stehen — fünf oder sechs Mal hinter einander zeigte sich Fortuna ihm günstig, er strich circa 320 Gulden ein — mit strahlenden Gesichtern zogen die Burschen wohl über den Main! Ich erschien mir wie erlöst und athmete freier, indem ich nun die Anderen musterte.

An dem grünen Tisch stand ein Italiener — bleich wie ein Gespenst — die Rolle Gold, die er hingelegt, wurde zum fünften Mal von der Krücke des Croupiers eingestrichen — er griff von Neuem in die Brusttasche — noch fünf Mal, dann schien die Quelle versiegt zu sein. Nicht weit von ihm stand eine reizende kleine Person, eine Actrice des Theatre du Chatelet — ein rothhaariger Beschützer mit den Allüren eines Commis voyageur — stand hinter ihr. Sie warf eine 1000 Francsnote auf rouge, und nach immer gewechseltem fragendem Blick mit dem, der Sprache nach, Homburger Protektor — nahm sie den gewonnenen 1000 Francsschein auf und ließ immer einen, auch wohl zwei liegen, nach kaum einer Viertelstunde zog sie am Arm ihres Beschützers mit 30,000 Frcs. Gewinn ab; ich hörte, daß sie das Glück seit mehreren Abenden habe.

Eine Französin, mit angeblichem Gatten und Freund, die Frau eine auffallend hübsche Erscheinung, alle Drei Habitues von Homburg und Spieler von Profession, bildeten eine interessante Gruppe. Man sagte, die Frau sei gar nicht vermählt, es wäre nur eine freie industrielle Vereinigung, die dies Dreiblatt geschlossen, der sie als Lockvogel für reiche Gimpel und alle Narren diente. Ein Pendant der Gräfin Kisseleff, die so viel dort verspielt, daß man eine Straße nach ihr benannte, wurde mit vieler Rücksicht behandelt, der Croupier kratzte die Goldhäufchen möglichst zart und respektvoll ein, was sonst nicht Sitte ist.

Von den Jüngern dieser grünen Wiese, wo Gold wächst, werden pikante Geschichten erzählt — die Fertigkeit macht sie zu Meistern der Geschwindigkeit. In Folge dessen sollen mitunter an der Tabaksdose, die zur Erfrischung des Croupiers dient, Goldstücke festkleben, und dann zufällig in ihre Tasche wandern, auch sollen einige die Kunst verstanden haben, die goldenen Napoleons hinter ihre hohen Vatermörder gleiten zu lassen ꝛc., diese Geschwindigkeit ohne Hexerei wurde ihnen — als die Administration dahinter kam und den Goldmagneten ihrer Kasse erkannte, durch Entziehung ihres Postens gelegt.

Ein Engländer verspielte mit stoischer Ruhe seine Tausend und aber Tausend Francs. Der Italiener war verschwunden. Den andern Morgen erfuhr ich, es habe sich ein junger Mann erschossen, der sein Hab und Gut verspielt — es war jener bleiche junge Mann.

Trinklied.

Brüder! setzt Euch in die Runde,
Einet Euch zum frohen Bunde
In der schönen Abendstunde
Bei des Bieres Labequell.

Wo die Freunde sich vereinen,
Muß der Freude Sonne scheinen,
Ferne mag der Trübsinn weinen,
Er komm' nicht in unsern Kreis.

Beim Gesange froher Lieder
Schwebet wahre Lust hernieder,
Darum, meine trauten Brüder,
Singt aus lebensfroher Brust.

Singt mit lauten kräft'gen Tönen,
Wie es ziemet Deutschlands Söhnen,
Laßt uns gern der Freude fröhnen,
Denn sie fesselt nicht den Geist.

Schließt beim frohen Jubelklange
Lebe hoch in diesem Sange
Mädchen! mit der Blüthewange,
Mädchen mit dem Rosenmund.

So stoßt an mit kräft'gen Klängen,
Trinket, und in neuen Sängen
Laßt uns aus dem Herzen drängen,
Was noch stürmisch in ihm wogt.

L. in W.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

Eine Jagd auf Katzen kommt nicht alle Tage vor, aber mitunter doch. Ein Pächter in der Brie merkte am Charfreitage, daß eines Nachbars Katze ihm die Hälfte von einem ganzen Käse aufgefressen hatte, was ein um so größeres Verbrechen war, als der Käse eben zur Versendung reif gewesen. Der Pächter schwor, den Kater todt oder lebendig in seine Gewalt zu bringen. Er nahm seine Flinte und sah etwa 50 Schritte von seinem Besitzthume den schnöden Dieb ganz gemüthlich mit halb geschlossenen Augen verdauen. Anlegen, schießen und verfehlen war ein Werk von drei Sekunden. Der Kater brannte durch, aber ein Feldhüter kam und nahm den Thatbestand des verbotenen Schießens am Feiertage auf. Gut, sagte der Pächter, ich werde die Strafe bezahlen, aber den Kater muß ich haben. Er folgte der Spur seines Wildes, nicht ohne seine Flinte wieder geladen zu haben. Hundert Schritte weiter wird er von zwei Gendarmen abgefaßt. — Abermaliges Protokoll. — Er zieht racheschnaubend seines Weges weiter. Der Kater flieht in eine Schonung, der Pächter stürzt nach. Kommt ein Privatförster. — Neues Protokoll. — Der Pächter jagt unerschrocken weiter, er bemerkt in der Ferne im Haidekraut etwas Weißes. Er schießt und tödtet eine herrliche Angorakatze. — Leider aber war dieselbe nicht das verfolgte Wild, sondern das Eigenthum des Forstwärters. — Viertes Protokoll. — Der verfolgte Kater lebt heute noch, aber das Resultat dieses rachesüchtigen Tages war für den Pächter: 4 Protokolle, macht 40 Francs, Konfiskation der Flinte 50 Francs, Preis der gemordeten Angora 20 Francs; in Summa 110 Francs. Der Käse als solcher war keine 5 Francs werth.

[Für Geschworne.] Vor dem Schwurgerichte einer preußischen Provinzialstadt stand kürzlich ein schwerer Verbrecher, dem als besondere Vorsichtsmaßregel ein Soldat mit geladenem Zündnadelgewehr an die Seite gestellt wurde. Plötzlich beginnt einer der Geschworenen sich unruhig auf seinem Platze hin und her zu bewegen und überhaupt mimische Zeichen einer lebhaften Besorgniß von sich zu geben. Erstaunt fragt ihn der Präsident des Gerichtshofes um die Ursache seines Benehmens. „Ja, sehen Herr Präsident denn nicht," erwiderte der Geschworne, „daß der Soldat da immerwährend mit seinem Gewehre spielt? Wie leicht könnte es losgehen und Einen von uns treffen." — „Beruhigen Sie sich," meinte in ernsthaftem Tone der Präsident, „es sind zwei Ersatzgeschworne da!"

Aus Indien kommt die Kunde von einer neuen Erfindung, die, falls sie sich bewährt, eine Revolution in der bisherigen Methode der Leuchtgasbereitung zu bewerkstelligen verspricht. In Darjeeling und Kalkutta sollen nämlich bereits sehr befriedigende Versuche mit einem Leuchtgase angestellt worden sein, welches aus dem Inhalte der Abzugskanäle hergestellt wird.

Räthsel.

Ein Schiff fährt auf und nieder
Durch's weite blaue Meer,
Bald zieht es fort, bald wieder
Von Ferne schwimmt es her.

Es führt nicht Mast, nicht Segel,
Am Steuer fehlt der Mann,
Und folgt doch fester Regel,
Kommt nie aus richt'ger Bahn.

Manch' Jahr schon hat's durchschnitten
Der blauen Wellentanz,
Sein Bau hat nicht gelitten,
Es strahlt wie neu im Glanz.

Auflösung der Homonyme in Nro. 210:

Einst sprach der Herr in seiner großen Güte:
„Vergeben" sollst du an der Zahl
Dem Bruder täglich siebenundsiebzigmal;
Und Hans führt sich das Sprüchlein zu Gemüthe;
Doch denkt der Kunz — da wäre ich ein Thor,
Wer mich beleidigt auf ungerechte Weise,
Dem schlag' ich hinter's Ohr,
Weil ich nicht Hans, weil Kunz ich heiße.
Der werthe Leser möge unterscheiden,
Wer da den besten Glauben hat von Beiden.

M. M.

Gleichrichtig gelöst von Johanna Seemüller in München, Adolf D....., M. Frankenberger, Gärtner, und Em. Sundheimer in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

21. Sept. 1558. Todestag von Kaiser Karl V. im Kloster Juste.
„ 1854. Schlacht an der Alma in der Krim.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 219 Mittwoch, 22. September 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Fleur de Chêne wollte die Treppe hinaufsteigen, als ihn Keiner zurückhielt.

„Was sollen wir noch einmal oben?“ sagte er. „Wir haben ja schon Alles durchsucht; komm in das Souterrain.“

„Gut.“

Die drei Männer entfernten sich. Diego fühlte eine Zentnerlast von seinem Herzen fallen. Er dachte nicht mehr an das Silberzeug. Sein einziger Gedanke war nur darauf gerichtet, so rasch als möglich wieder aus der Abtei zu kommen. Mit zurückgehaltenem Athem drückte er sich an den Wänden entlang, und schlüpfte mit äußerster Vorsicht die Treppen wieder hinab. Ueber den Hof und durch den Garten zu entfliehen, hielt er nicht für rathsam. Er war überzeugt, daß die Ausgänge besetzt waren. Er betrat also die Stiege, die zu den Souterrains führte.

„Es sind ja drei Gänge,“ murmelte er, „wenn sie den zur Linken oder zur Rechten einschlagen, bin ich gerettet. Er lauschte. Es war nicht schwer, zu hören, welche Richtung sie nahmen. Die drei jungen Männer traten auf's Gerathewohl in die nächste nach links abzweigende Gallerie. Diego athmete freudig auf. Der mittlere Gang, durch den er gekommen, und der gegen Pont-Croix hinausführte, war frei. Beflügelten Schrittes eilte er die Stufen hinab.

Schon hatte er mehr als ein Drittheil des Raumes, der ihn noch von der Grotte trennte, zurückgelegt, als sich hinter ihm plötzlich eine Thür öffnete, und ein fremder Mann in die Gallerie stürzte.

Dieser Mann war Niemand Anderes als Marcof.

Wir wissen, daß er bei seiner Rückkehr in die Abtei in das Zimmer gerufen war, das Yvonne bewohnt hatte, um dasselbe genau zu durchforschen. Er rückte alle Möbel bei Seite, und als dies auch mit dem großen, geschnitzten Schrank thun wollte, bewegte sich derselbe nicht von der Stelle. Mit seinem Enterbeil schlug Marcof die Thüren des Schrankes auf und untersuchte ihn. Als er mit dem Stiel seines Beiles an die Rückwand des Schrankes klopfte, hörte er es hohl widerhallen. Er stieß einen Freudenschrei aus und schlug mit einigen kräftigen Hieben den ganzen Schrank in Trümmer. Er sah hinter demselben den Eingang in die Mauer, faßte die Wachsfackel, die er angezündet hatte, und eilte durch die Maueröffnung hinab.

Als er in die Gallerie drang, sah er einen Menschen in großen Sprüngen vor ihm her eilen. Anfangs glaubte er, es sei einer seiner jungen Gefährten. Er rief ihn an; als er aber keine Antwort erhielt, verfolgte er den Fliehenden.

„Halt!“ schrie er, ein Pistol aus dem Gürtel reißend, halt! oder ich schieße!“

Diego verdoppelte seinen Lauf; die Dunkelheit schützte ihn. Marcof mußte auf's Gerathewohl abdrücken; die Kugel pfiff an dem Fliehenden vorüber, ohne ihn zu treffen. Wie ein wüthender Löwe eilte Marcof, in der einen Hand die Fackel, in der anderen sein Enterbeil, dem Flüchtigen nach. Diego merkte rasch, daß ihm sein Verfolger an Behendigkeit überlegen war. Er wandte sich um. Da er nur einen Menschen erblickte, hielt er Stand.

Der Seemann kam an ihn heran. Der Fackelschein beleuchtete sein Gesicht.

„Ha, Marcof!“ schrie Diego zähneknirschend, „Marcof, ich habe Dir noch eine Schuld zu bezahlen!“ Und mit raschem Druck feuerte er sein Pistol auf ihn ab. Die Kugel traf den Kapitän in die Brust. Mit einem heisern Schmerzensruf stürzte er zu Boden.

In diesem Augenblicke eilten Keiner, Jahona und Fleur de Chêne, durch den ersten Schuß aufmerksam gemacht, herbei. Diego hatte bereits das Ende des unterirdischen Ganges erreicht. Er packte Yvonne, die noch immer besinnungslos auf der Stelle lag, wo er sie niedergelegt hatte, in seine Arme, riß die Thür auf, sprang in die Grotte, und warf die Thür hinter sich zu.

„Gerettet! gerächt! und im Besitze der hübschen Bretagnerin!“ rief er triumphirend. „Das ist zuviel des Glückes. Wohlan, auf zum Vergnügen, zur Freiheit, zu den Millionen der Marquise!“

Er schlüpfte mit seiner süßen Last durch die schmale Felsöffnung, lief zu seinem Pferde, band es los, legte Yvonne vorn über den Hals des Thieres, schwang sich in den Sattel, und jagte im Galopp davon, gerade in dem Augenblicke, als Keiner, nachdem er die Thür der

Grotte aus ihren Angeln gerissen hatte, auf den Strand hinausstürzte.

Jahoua folgte ihm. Beide hatten Marcof fallen und das geliebte Mädchen fortschleppen gesehen. Der Ausdruck ihrer Gesichter war furchtbar. Man konnte in ihnen, wie in einem offenen Buch die schrecklichen Gefühle des Zorns, des Hasses, der Wuth und des Durstes nach Blut lesen. Dazu kam noch der Schmerz über ihre Ohnmacht, denn sie durften zu Fuß nicht hoffen, den wohlberittenen Räuber einzuholen.

In stummer Verzweiflung blickten sich die beiden jungen Männer an, dann stürzten sich Beide einander in die Arme; und sie, die Tags zuvor noch blutige Feinde waren, umschlangen sich als Leidensgenossen.

„Jahoua!“ rief Keinec, „wenn Du Yvonne rettest, so schwöre ich Dir beim lebendigen Gott, mich Eurer Verbindung nicht zu widersetzen.“

„Und ich schwöre dasselbe!“ erwiderte der Pächter.

„Sie gehört also dem, der sie rettet!“

„Ja dem, der sie rettet!“

Während der Zeit hatte Fleur de Chêne versucht, das Blut zu stillen, welches aus der Brust Marcof's strömte, in welchem Geschäft er dann von dem herzueilenden Jahoua und Keinec unterstützt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schicksale einer Tänzerin.

Kürzlich spielte sich ein seltenes Drama in den Räumen des Pariser Justizpalastes ab — die vormalige erste Tänzerin eines kaiserlichen Hoftheaters saß wegen Diebstahls eines Huhns auf der Anklagebank des Zuchtpolizeigerichts. Hören wir die wechselvolle Lebensgeschichte der Angeklagten, wie sie durch die Gerichtsverhandlungen festgestellt ist.

1833. Mademoiselle Anaïs glänzt als eine der schönsten Koryphäen im Ballet der großen Oper in Paris; die jeunesse dorée der Weltstadt liegt ihr zu Füßen. Der Ruf ihrer Kunstfertigkeit und Anmuth dringt bis nach Brasilien, wo der damals regierende Kaiser Dom Pedro I. sich längst einer Oper und ein Ballet nach dem Vorbilde dieser Pariser Kunstinstitute gewünscht. Seine Höflinge suchten diesen Wunsch zu erfüllen, indem sie gute Sänger und Tänzer aus Paris verschrieben, so daß Rio Janeiro bald eine ganz treffliche Oper nebst Ballet besaß. Unter den Tanzkünstlern befanden sich auch die vielbewunderte Mademoiselle Anaïs als prima ballerina, und Monsieur Charles, ein ausgezeichneter Tänzer. Rio Janeiro jubelt, der Hof ist entzückt — Monsieur Charles erhält monatlich 12,000, Mademoiselle Anaïs 15,000 Francs. Das gibt vereinigt, ohne die Spielhonorare, monatlich 27,000 Francs; die 12,000 und die 15,000 Francs vereinigen sich daher und Mademoiselle Anaïs wird Monsieur Charles Geliebte.

1835. Tänzer und Tänzerin denken, der Theaterkassirer lenkt! Die Beiden hatten 24,000 Francs an Gage und Spielhonorar bei ihm stehen lassen, für die Bedürfnisse des täglichen Lebens und der Toilette sorgten ja mit großherziger Munifizenz die zahlreichen Anbeter der schönen Anaïs. Eines Tages war der Theaterkassirer verschwunden und mit ihm die 24,000 Francs, so daß die Beiden das leere Nachsehen hatten. Man schickt Monsieur Charles, der verzweiflungsvoll das Geld reklamirt, vom Regisseur zum Direktor, vom Direktor zum Minister, vom Minister zum Kaiser. Der Kaiser verweist huldvoll den ersten Tänzer an seinen Kabinetssekretär, dem Se. Majestät einige Worte in's Ohr zu flüstern geruhen. Glücklich verläßt Charles das Audienzzimmer und geht in das Bureau des geheimen Kabinetssekretärs; dieser schreibt zwei Zeilen, drückt das Allerhöchste Kabinetssiegel bei und übergibt das geheimnißvolle Blättchen wohlversiegelt dem freudestrahlenden Tänzer, der nichts Anderes als eine Anweisung auf die Allerhöchste Privatkasse in Händen zu haben vermeint. Kaum hat er das kaiserliche Palais verlassen, so öffnet er hastig das Blatt. Himmel, welche Enttäuschung! Es enthält keine Geldanweisung, sondern — eine Konzession zur Urbarmachung von 500 Morgen Landes in einer weit abgelegenen, von wilden Eingebornen bewohnten Gegend. Also eine Art Verbannungsdekret in Form einer Ländereи-Schenkung!

Aber Charles verliert den Kopf darüber nicht und selbst dann nicht, als ihm Anaïs sehr entschieden erklärt, daß sie nicht mit ihm unter die Wilden ziehen möge, sondern in dem zivilisirten Rio Janeiro zurückzubleiben gedenke. Charles hört von gewiegten Kaufleuten und Bankbegründern, die sich auf die Kunst und auf Naturprodukte verstehen, daß sein Grundbesitz einen unermeßlichen Reichthum an kostbarem Moos enthalte; er stattet also eine Mooserpedition aus und begründet eine Kommanditgesellschaft hiefür. Die Expedition geht ab mit Säcken, Stricken, Kisten, Waffen und Pferden. Ehe man jedoch an das Ziel kommt, ist sie von den Wilden aufgehoben, zersprengt, vernichtet. Mit knapper Noth entflieht Charles und kommt arm wie eine Kirchenmaus nach Rio Janeiro zurück. Seine letzte Hoffnung war die schöne Anaïs, aber ach, sie war verschwunden, er fand sie nicht mehr. Entblößt von allen Geldmitteln, verdingte er sich als Koch auf einem Dampfschiffe, so hatte er wenigstens die Rückreise nach Frankreich frei. So gelangt er wieder nach Paris, aber wovon soll er nun leben? Er hat nichts gelernt als tanzen und mit schwerem Herzen muß er eine Stelle im Ballet annehmen mit einem Jahresgehalte von — 900 Franks. Anaïs war bald vergessen. Er heirathet.

1838. Die schöne Anaïs ist wieder in Paris; sie bewohnt ein fürstlich eingerichtetes Palais und braucht

nicht einmal mehr zu tanzen. Sie hat das Theaterleben aufgegeben; allein sie besitzt ein gutes Gemüth und ihre Balletgenossen von ehedem haben freien Zutritt in ihr Haus. Auch Charles, der erste Tänzer von ehedem, mit dem sie sich in Erinnerungen an vergangene Tage ergeht.

O wie gern wäre ich noch in Brasilien! Dort würde ich wenigstens blos allein zu Grunde gehen, in dem elenden Paris aber muß ich mit Weib und Kindern verhungern. Meine Füße sind in Amerika steif geworden, und hier soll ich nun für ein erbärmliches Lumpengeld tanzen.

So seufzte Charles, worauf Anals freundlich erwiderte:

Kann ich etwas thun für Dich, mein guter Charles, so sprich! Kann ich helfen?

O, wenn ich nur 500 Francs hätte, ich ließe gleich das Theaterelend sein und würde Wurst-, Obst- und Geflügelhändler; wie glücklich wäre ich da! entgegnete Charles.

Sei glücklich, lieber Charles, Du sollst nicht verhungern als Künstler, werde Wurst- und Obsthändler, da hast Du 500 Francs, sagte die gutmüthige Anals mit einer Thräne im Auge.

1848. Auch der Stern der schönen Anals war erblichen — sie hatte mit vollen Händen gewirthschaftet und war nun wieder in Armuth versunken. Sie konnte eben auch nichts als tanzen und so ging sie wieder tanzen, aber sie tanzte blos im Salle Mabille, Valentino oder Chateau-Rouge. Ihr Hotel hatte sie längst verlassen und ein kleines Zimmerchen bezogen. Charles besuchte sie zuweilen und nie kam er, ohne eine Wurst oder sonst etwas Eßbares mitzubringen, denn alte Liebe rostet nicht!

1869. Seit langen, langen Jahren gab es für Anals keine Salle Mabille oder Valentino mehr — mit dem Tanzen war es zu Ende, denn ihr Cancan stimmte schon zur Traurigkeit. Von Tag zu Tag verfiel sie in eine empfindlichere Armuth. Hätte Charles ihr nicht noch häufig in alter Anhänglichkeit beigestanden mit Würsten und Hühnern, hätte Anals nicht auch Butter, Käse, Gemüse, Eier und Francsstücke von ihm requirirt, sie hätte verhungern müssen. Eines Tages führt sie der Hunger bis zu seinem Laden, sie sieht dort verlockende gebratene Hühner, und versteckt eines davon unter ihrer Schürze — das bemerkt Charles Frau, die sie nicht kennt. Sie macht ihr einen Höllenlärm, Anals flüchtet aus dem Laden, Charles' Weib stürzt ihr nach, es kommt zu einem Straßenskandal, Anals wird wegen des Hühndiebstahls arretirt und vor das Zuchtpolizeigericht gestellt.

Dort beichtet nun Charles ausführlich, und erklärt in Gegenwart seines Weibes, daß die arme Anals seine erste Liebe war und sein letztes Huhn mit ihm theilen dürfe; gern hätte er es ihr ja geschenkt, wie die früheren Hühner, sei sie doch ihre Wohlthäterin, und durch die 500 Francs, die sie ihm einst geschenkt, die Begründerin seines Wurst- und Obstladens.

Wie Madame Charles dies erfährt und die ganze Geschichte ihrer Vergangenheit vernimmt, fällt sie ihr gerührt um den Hals und bittet die Richter um Gnade für die ehemalige erste Tänzerin. Der Gerichtshof würdigt diese mildernden Umstände und Anals wird von der Anklage freigesprochen. Arm in Arm verlassen die Drei den Gerichtssaal und der Wurstladen muß nun gut machen, was das Ballet verdorben hat. Tanzen vergeht, Wurstladen besteht, so könnte wohl mancher Ballettänzer und manche gefeierte Ballerine in der Jugend denken!

Mannigfaltigkeiten.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Witterungsverhältnisse, welche einen selbst der oberflächlichsten Betrachtung sich aufdrängenden Einfluß auf unser Wohlbefinden ausüben, eine wichtige Rolle in Beziehung auf das Eintreten der Todesarten spielen, eine Rolle, welche zwar allseitig anerkannt, aber nicht in bestimmte Formen gebracht ist und daher zu nachtheiligen Verwirrungen Veranlassung in Menge geben mag. Dr. Berger in Frankfurt a. M. hat die plötzlichen, spontanen Todesfälle in dieser Beziehung in Betracht genommen, und zwar aus den Akten der Frankfurter Standesbuchführung alle Todesfälle, welche in den Jahren 1852 bis 1866 nach den ärztlichen Todtenscheinen als plötzliche und spontane bezeichnet sind, mit dem Datum und der Stunde des Vorkommens ausgezogen und mit dem gleichzeitigen Gange der meteorologischen Elemente verglichen. In den 15 Jahren gab es 427 hierher gehörige Todesfälle; und zwar kam die größte Anzahl im Kriegsjahre 1866 vor. Zunächst stehen dann 1855 (Krimkrieg), 1859 und 1860 (italienischer Krieg und die große Börsenbaisse). Die geringste Zahl kam vor in den Jahren 1853, 1864, 1852, 1854, dann 1856 und 1857 (den Jahren der Börsenhausse). Hieraus könnte allenfalls ein ursächlicher Zusammenhang gefolgert werden. Dagegen gelangte Dr. Berger bei der genauen Vergleichung des Barometer- und Thermometerstandes, so wie der Winde und der Beschaffenheit des Himmels zu dem Ergebnisse, daß Wind und Wetter, höherer und niedriger Stand des Barometers und Thermometers zu den plötzlichen Todesfällen in keiner hervortretenden Beziehung stehen. Diese kommen vielmehr nicht viel häufiger bei fallendem Thermometer und steigendem Barometer als bei steigendem Thermometer und fallendem Barometer vor. Dagegen wächst die Zahl der plötzlichen Todesfälle mit der Größe der Auf- und Niederschwankungen des Thermometers und Barometers, besonders des ersteren in solcher Weise, daß behauptet

Digitized by Google

werden kann, die plötzlichen Todesfälle kommen vorzugsweise nur bei größeren Schwankungen vor. Wenn man sich hiernach zu der Ansicht berechtigt glaubt, daß der Zusammenhang zwischen den beiderlei Erscheinungen ein ursächlicher sei, so läßt sich eben auch aus dem Gange derselben schließen, was ohnehin schon selbstverständlich ist, daß diese Schwankungen nicht die erste Ursache sind. Denn es kommen häufig sehr große Schwankungen vor, ohne von plötzlichen Todesfällen begleitet zu sein und umgekehrt.

Am 5. Sept. fand in Stadt Steyer ein großartiges Fest für die Arbeiter der Werndl'schen Gewehrfabrik statt. Hr. Werndl hatte seinen Arbeitern, einestheils weil das Etablissement an Aktionäre überging, anderntheils weil die ersten hunderttausend Werndl-Hinterlader zum bestimmten Termine abgeliefert wurden, 3000 fl. zum Besten gegeben. Die Arbeiter hatten ein eigenes Festkomite gebildet und zogen in 12 Sektionen von je 200 Mann mit 5 Musikkapellen ihren Kollegen von Letten entgegen, dann nachdem sie diese in den Zug aufgenommen, durch die Stadt nach dem Festplatze. Jede Werkstätte hatte als Attribut und zugleich als Trinkgefäß jenen Theil eines Gewehres, den sie bearbeiteten, in großartigem Maßstabe aus Blech fertigen lassen, so z. B. die Schaftmacher einen riesigen Gewehrschaft, andere wieder einen Lauf von 6—7 Fuß Länge, und wurden diese Abzeichen den betreffenden Arbeitern vorangetragen. Auf dem Festplatze wurde jeder Arbeiter mit Schinken, Brod und Wiener Bier regalirt. Hr. Werndl erschien mit seinen 4 Töchtern in Mitte seiner Arbeiter und hielt eine Anrede an dieselben, worin er betonte, daß nur durch die Unterstützung seiner Arbeiter er es zu dem gebracht, was er jetzt sei.

Die zur Erweiterung der Tremontstraße in Boston nöthig gewordene Zurückschiebung des Hotel Pelham, eines Gebäudes von 96 Fuß Höhe und 10,000 Tonnen Gewicht ist nach dreitägiger schwerer Arbeit glücklich bewirkt worden. Vermittelst eiserner Walzen durch etwa 100 Winden in Bewegung gesetzt, wurde das massive Haus, ohne daß seine Bewohner es verließen, 14 Fuß zurückgeschoben. Die Kosten dieses Unternehmens beliefen sich auf 25,000 Dollars.

Räthsel.

Einförmigkeit ist mein Symbol,
Gleich schnell mein Gang von Pol zu Pol,
Es mag der Frühling Blumen streuen,
Im Sommer heiß die Sonne glüh'n,
Der Herbst des Weinstocks Frucht erzieh'n,
Der Winter weiße Flocken schneien,
Nichts fördert schneller meinen Lauf,
Und nichts hält ihn verzögernd auf.
Doch pflegt man heftig mich zu schmälen,
So schuldlos ich auch immer bin:
Dem schleich ich viel zu langsam hin,
Den Sorge, Furcht und Krankheit quälen,
Und der schilt meine Flüchtigkeit,
Der in dem Taumel des Genusses
Des ersten heißen Liebeskusses
Der Auserwählten sich erfreut.
Oft muß ich laut mir fluchen hören,
Von mir erfleht man Trost und Glück;
Man tödtet mich, und unter Zähren
Ruft man mich reuevoll zurück.
Ich streue für die Zukunft Saaten;
Und der dies Räthsel ausgedacht,
Verlor mich, als er mich gemacht,
Und du verlierst mich beim Errathen.

Auflösung der Charade in Nr. 211:

„Klein" ist gar Vieles in der Welt;
Klein mancher Christ, Held und Hebr'r,
Der Wunder glaubt, wie groß er wär',
Weil er als Großhans sich gefällt.

Klein ist die kleinste „Ode" nicht;
Und als ein lyrisches Gedicht,
Gar oft verfaßt mit hohem Schwung
Poetischer Begeisterung.

„Kleinode" sind der Augen Lust,
Sie zieren mancher Fürstin Brust;
Sie zieren selbst bei Moderduft
Gerippe in der Fürstengruft.

Doch wird einst kommen eine Zeit,
Allwo man alle Kostbarkeit —
Jed' werthvoll Ding, ohn' Unterschied,
Verachtet und mit Füßen tritt.

M. M.

Gleich richtig gelöst von Adolf D..... und Em. Sundheimer in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

22. Sept. 1499. Friede von Basel, Grundlage der Schweizer Freiheit.
„ 1826. Todestag des Alemannen-Dichters Hebel.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 220 Donnerstag, 23. September 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

XXXI.

Wir bitten unsere Leser, sich mit uns an das Ende des Jahres 1793 zu versetzen, dessen blutige Ereignisse stets die Blätter der französischen Geschichte erröthen machen. Im Westen war der Krieg in seiner ganzen Wuth ausgebrochen und die Bretagne und Vendée standen in vollem Aufruhr.

Royalisten und Republikaner, Chouans und Sansculotten bekämpften sich auf's Heftigste, und wie La Bourdonnais vorausgesagt, Dreiviertel der bretagnischen Bevölkerung war unter der royalistischen Armee. Die Bauern hatten sich zwar langsam erhoben, aber einmal im Aufstand, gingen sie auch kühn vorwärts.

Ein von der republikanischen Regierung am 10. März erlassenes Dekret zur Aushebung von 300,000 Mann, war der Funken, welcher überall in der Vendée das Pulver entzündete, und ein zu Saint-Florent auf die widerspenstigen Konskribirten abgefeuerter Kanonenschuß versetzte alle Köpfe in Wuth.

Führer wie Charette, La Rochejaquelin, La Bourdonnais, Lescure, d'Elbée, Bonchamp, Boishardy, Cormatin und Chanteau stellten sich an die Spitze der Aufständischen, organisirten sie, und führten sie mit Glück gegen die Republikaner.

So kam es, daß Mitte April 1793 die ganze Vendée nur ein ungeheures Schlachtfeld war, und die republikanische Regierung durch die Fortschritte der Royalisten in die größte Verlegenheit kam, denn dieselben waren im Besitz der Loire, und konnten jederzeit auf Nantes, ja selbst auf Paris marschiren.

Der Konvent in Paris beschloß deßhalb, mit der Revolution ein Ende zu machen, sandte große Streitkräfte, und neue Generale in die Vendée, und bestimmte den 20. Oktober 1793, als den Tag, an welchem der Vendéekrieg beendigt sein müsse.

Es ist aber eine alte Sache, daß es viel leichter ist, auf dem Papier und in den Berathungen als auf dem Schlachtfeld zu siegen.

Zwar siegten die Republikaner am 14. Oktober in der Schlacht bei Cholet. Alles glaubte, daß der Krieg zu Ende sei, aber kaum vierzehn Tage später wurde Lechelle von den Royalisten geschlagen und Beaupy erschossen.

Die Republikaner verloren einen Vortheil nach dem andern wieder und wurden immer weiter zurückgedrängt. Ihre Armee erhielt jetzt auf Vorschlag Klebers einen neuen General in der Person des 22jährigen Marceau, und der Vendée kam die Bretagne zu Hülfe. Jean Chouan, oder wie er auch genannt wird, Jean Cottereau, hatte zu Lavel seine Banden mit der Armee von La Rochejaquelin vereinigt und der Prinz Talmont war mit 5000 Mann Verstärkung zu ihnen gestoßen.

So kam es, daß im Dezember 1793, wo, wie oben gesagt, wir unsere Erzählung wieder aufnehmen, der Krieg auf dem Punkte stand, schrecklicher als zuvor zu entbrennen.

Am Zusammenfluß der Vilaine und des Isac, einige Stunden südlich von Redon, unweit des Meeres, breitete sich damals ein großer dichter Wald aus, der den Namen: Wald von St. Gildas führte. Die Bäume hatten ihr Laub abgeworfen, der Himmel hing voll grauer Nebelwolken, und ein scharfer Nordostwind blies über die Fluren.

Es ist vier Uhr Nachmittags, eine Zeit, wo im Dezember bereits die Abenddämmerung beginnt. Am linken Ufer der Vilaine schreitet ein Mann in der Bretagner Bauerntracht, am Hute die schwarze Kokarde, und auf der Brust das Herz mit dem Kreuze, das Abzeichen der Chouans, gegen den Waldessaum. In seinem Ledergurt stecken zwei Pistolen und ein Säbel, über die Schulter hat er eine Muskete geworfen.

Der Wald von St. Gildas, wie die ganze Umgegend bis Nantes war damals im Besitze der Royalisten, die daselbst ein „Placis" errichtet hatten. So nannten die Chouans ihr Lager in den Wäldern. Sie wählten dazu eine große Waldlichtung von mehreren Jochen, die sie mit Verhauen umgaben. Rasch wurden Hütten aus Rasen, Laub und Reisig aufgeführt. In der Mitte ließ man einen Baum stehen, oder rannte einen Pfahl ein, an den man ein silbernes Crucifix befestigte, und zu dessen Füßen ein Altar aus Steinen und Moos errichtet wurde. In das „Placis" flüchteten sich die Weiber und Kinder, welchen die Republikaner Haus und Hof geplündert oder in Brand gesteckt hatten. Die Einen beschäftigten sich mit dem

Mahlen des Getreides und Backen des Brodes, Andere gossen Kugeln, die Kinder flochten Hüte oder machten Korkarden. Die „Placis“ dienten als Lazarethe für die Verwundeten und als Hauptquartiere für die Anführer. Ringsum waren Schildwachen ausgestellt, welche stets bereit waren, im Augenblicke der Gefahr die nöthigen Signale zu geben.

Das Placis von St. Gildas stand unter dem Befehle des Herrn von Boishardy. Der Mann, den wir von der Vilaine her den Wald betreten sahen, ließ den gewohnten Eulenruf hören, gab die Parole ab und betrat die Lichtung.

Fleur de Chêne kam ihm entgegen. „Ah, Keinec!“ rief er, ihm die Hand reichend, „Du bist glücklich zurück? Die Kugeln der Blauen haben Dir also nichts angehabt?“

„Wie Du siehst, habe ich mich glücklich durchgeschlagen,“ erwiderte Keinec.

„Der arme Jahoua wird hoch erfreut sein, Dich wiederzusehen,“ sagte Fleur de Chêne, „seit den zwölf Tagen, daß Du fort warst, hat er nur von Dir gesprochen.“

„Wie geht es ihm?“

„Besser; seine Wunde ist zwar noch nicht geschlossen, aber auf dem besten Wege dazu.“

„Kann ich mit Herrn von Boishardy sprechen?“ fragte Keinec.

„Für den Augenblick nicht, denn er hält eben mit mehreren andern Anführern eine Berathung. Es ist auch einer darunter, dessen Name Dich mit großer Freude erfüllen wird. Rathe einmal. Er ist ein alter Freund von Dir!“

„Marcof?“ rief Keinec lebhaft.

„Ja, er selbst.“

„O dem Himmel sei Dank! Sag, wann ist er hier?“

„Seit zwei Stunden.“

„Und sein Lugger?“

„Liegt unweit von Penestin.“

„Führe mich zu ihm, Fleur de Chêne.“

„Ja, mein Junge, sofort, wie die Berathung zu Ende ist, werde ich Dich zu ihm führen.“

„Gut,“ sagte Keinec, „ich will inzwischen Jahoua besuchen; wenn die Berathung zu Ende ist, komm' und sag' es mir!“

Der junge Mann lenkte seine Schritte zu einer kleinen Hütte, an deren Eingang ein junges Mädchen arbeitete.

„Guten Abend, Mairie,“ sagte er, „ist Jahoua drinnen?“

„Ach ja,“ erwiderte die Bretagnerin, „er kann leider noch immer nicht aus dem Bett.“

Keinec trat ein. Auf einer Matratze lag Jahoua, bleich, abgemagert, mit verbundenem Kopf. Ein zweite Binde hatte er um den rechten Arm.

Als Jahoua Keinec eintreten sah, flog ein Strahl der Freude über sein bleiches Gesicht. Die beiden jungen Männer, die sich sonst auf den Tod gehaßt hatten, waren jetzt die innigsten Freunde, und während dem Zeitraum von zwei Jahren, seit wir sie aus den Augen verloren, hatten sie sich fast nie getrennt, doch hatten sie, von dem Augenblicke an, wo Yvonne vor ihren Augen entführt worden war, keine Spur mehr von dem Mädchen entdecken können. In jeder Stadt, in jedem Dorfe, wohin sie kamen, forschten sie nach Yvonne. Vergebens. Monate um Monate verstrichen, und das Mädchen blieb verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Der Walzerkönig.

Die Walzer von Strauß sind weltbeliebt. Der schimmernde Reiz ihrer Komposition fesselt jung und alt, Tänzer und Nichttänzer, Tanzmusikfreund und Tanzmusikfeind.

So weit ein Segler noch die Bahn
Nahm durch den weiten Ocean,

so weit gelangten auch die Walzer von Strauß, und wo die Geigen und die Virtuosen darauf fehlen, spielt noch die Spieldose oder die Dreborgel einen Walzer von Strauß. Der Strauß'sche Walzer hat in manche Schönen erst die Tanzlust geweckt, er hat in mancher das emporlodernde Tanzfeuer geradezu zu gefährlicher, lebensverzehrender Gluth geschürt, aber er hat auch so manchen düstern Gedanken aus der Seele hinweggescheucht.

Gewiß, sie sind reich an Feuer und Melodie, die Strauß'schen Walzer, sie stehen in ihrem Genre einzig und unübertroffen da, aber sie bergen noch etwas ganz anderes. Sie repräsentiren das wahre Wiener Leben, sie sind das gemüthliche, arbeitenkettete Wien in musikalischen Bildern, sie sind Wien, wie es sich vergnügt, sie sind Wien, wie es sich im bunten Reigen zeigt, Wien in Döbling, Wien in Hietzing, Wien im Tivoli, Wien beim Sperl, Wien beim Carneval, Wien auf dem Hofball. Strauß hat dafür gesorgt, daß man seine Walzer verstehe, daß man sie recht verstehe — so nah und so fern sie noch zum Tanz anspornen. Er hat seinen Walzern charakteristische Namen gegeben, er hat sie mit dem Schmeichel- oder dem Spitznamen benannt, wie eine Mutter ihr verwöhntes, ihr liebstes, ihr sich fügendes, ihr sich nicht fügendes Kind benennt. Der wahre Wiener braucht nur die ersten Taktstriche der verschiedenen Schöpfungen seines Strauß zu hören, und er weiß, was aufgespielt wird, ob der Döblinger Reuntonwalzer, der Wiener Carnevalwalzer, der Wiener Launenwalzer, der Krapfenwaldlwalzer, der Hietzinger Reunionwalzer, der Sperlfestwalzer, der Wiener Tivolirutschwalzer oder der Wiener Damentoilettenwalzer an

der Reihe ist. Ob er tanzt, oder ob er nicht tanzt, er sieht sich nach seinen Lieblingskneipen, nach seinen Lustgärten und seinen Lustsälen versetzt, er macht die Runde durch Wien, die Runde durch die Umgebungen Wiens. Und der Nichtwiener? Er muß, falls er Strauß recht versteht, aus seinen Walzern hören, wie es an der schönen blauen Donau zugeht, welch ein lustiges, lebensfrohes, vergnügungssüchtiges Volk an ihren Ufern wohnt, ja, er muß sich schließlich sagen, daß es wohl manche Kaiserstadt, daß es aber nur Ein Wien gibt. Der Meister der Töne, der Walzerkönig, hat es selbst in seine Geige gebannt, hat es in Tönen, hat es in einem Walzer aller Welt verkündet: „Es ist nur Ein Wien!“

(Fortsetzung folgt.)

Das Hermanns Denkmal.

Ueber das im Teutoburger Walde projektirte Denkmal Hermann des Cheruskers theilen wir Folgendes mit: Der Plan entstand im Anfang dieses Jahrhunderts zu einer Zeit, wo Deutschland unter dem Joche der Fremdherrschaft schmachtete. Ernst v. Bandel, geboren am 17. Mai 1800 zu Ansbach, damals ein Knabe, faßte die schöne Idee, das feste Zusammenstehen Deutschlands in einem Denkmal unseres frühesten Helden Armin dem deutschen Volke vor Augen zu führen. 1834 stellte der Künstler, zuerst eine vier Fuß hohe Figur Armins in der Kunstausstellung zu Berlin auf. Die Idee fand überall Anklang, und 1836 modellirte Bandel in Hannover eine 7 Fuß hohe Arminstatue; 1837 bereiste er den Teutoburger Wald — denn hier, die Thäler überschauend, wo die Varusschlacht geschlagen, sollte das Standbild stehen — und erwählte die Grotenburg bei Detmold, als höchste Spitze des Teutberges, zur Trägerin des Denkmals. Doch der ursprüngliche Plan, die Bildsäule auf einem hervorragenden Felsen des Gebirges aufstellen zu können, erwies sich, da das Gebirge solche Felsen nicht hat, als unhaltbar, und es galt einen weithin sichtbaren Unterbau zu errichten. Dieser aus ungeheuren Quadern gebaut, wurde mit Hülfe freier Gaben aus dem ganzen deutschen Volke 1846 fertig; er faßt 160,000 Kubikfuß des härtesten Sandsteines und hat 37,768 Thaler und außerdem Bandel neun Jahre lange Arbeit gekostet, denn der wackere Künstler verschmähte und verschmäht bis auf diesen Tag jedes Honorar. Seit 1857 (so lange hatten Vorarbeiten, widrige Zeitereignisse u. s. w. die Sache gehemmt) sind die Arbeiten an dem riesigen Kolossalstandbilde im Gange. Die Figur wird 50½ Fuß bis zum Kopfe, bis zur Spitze des Helmschmuckes 55 Fuß, bis zur Spitze des erhobenen Schwertes 85 Fuß, inklusive Standplatte 90 Fuß, der Unterbau ist 92 Fuß hoch, und es beträgt also die Höhe des ganzen Denkmals 182 Fuß. Auf dem Schwerte steht die Inschrift: „Deutschlands Einigkeit meine Stärke, meine Stärke Deutschlands Macht“. Das kolossale Schwert zeigt uns das mahnende Wort „Treufest“. Fertig gestellt hat Hr. v. Bandel fast die ganze äußere Figur, als: den Kopf des Armins, Arm und Schwert, Schild, Rumpf, beide Füße. Das noch Fehlende ist unbedeutend; aber zum Tragen der Figur und Schonung gegen Sturmesgewalt ist ein kolossales Eisengerüst nöthig (eine Zylinderkonstruktion), welches inwendig in die Figur kommt. Dieß muß noch geschafft werden, und dann fehlen etwa noch 9000 Thaler. Sind die beschafft, so kann das Riesenwerk binnen Jahresfrist aufgestellt prangen.

Mannigfaltigkeiten.

Dr. Carl v. Pfeufer, ordentlicher öffentlicher Professor für spez. Therapie und Klinik, Obermedizinalrath, Vorstand des Obermedizinal-Ausschusses und Oberarzt der zweiten medizinischen Abtheilung am städtischen allgemeinen Krankenhause zu München, war geboren am 22. Dezember 1806 zu Bamberg. Nach Vollendung seiner Studien auf den Universitäten zu Würzburg und Erlangen wurde er Assistent am Juliushospitale zu Bamberg. Als ein Schüler Schönleins wird sein Name unter den Begründern der rationellen Medizin genannt, welche es sich zur Aufgabe machten, die Doktrinen der Naturwissenschaft als entscheidende Faktoren der Diagnose zur Geltung zu bringen. Im Jahre 1832 sandte ihn die bayerische Staatsregierung nach Rom, um den Verlauf der dortselbst herrschenden Cholera-Krankheit zu beobachten. Dieselbe Veranlassung führte ihn 1837 nach Mittenwald. Im Jahre 1838 wurde er Landgerichtsarzt in der Vorstadt Au. Nach zweijähriger Wirksamkeit in dieser Stellung folgte er 1840 einem Ruf an die Universität Zürich, um den dort erledigten Lehrstuhl der Klinik einzunehmen. Im Jahre 1844 wurde er als Professor der Klinik an die Universität Heidelberg berufen. Von hier kehrte er 1852 nach München zurück, wo er zum Professor der speziellen Therapie und Klinik an der Universität und zum Obermedizinalrath ernannt und mit der Leitung des bayerischen Medizinalwesens betraut wurde. Der Verstorbene war im Jahre 1848 Mitglied des Vorparlaments zu Frankfurt. Seine literarische Thätigkeit blieb nicht beschränkt auf das Gebiet der medizinischen Wissenschaften. Er gab auch den Briefwechsel Plutens aus dessen Nachlaß heraus. Im Jahre 1834 verehelichte er sich mit einer geborenen Hardegg. Begleitet von seiner Gattin und Tochter unternahm er am 15. September von Egern am Tegernsee, wo er einen

Digitized by Google

längeren Landaufenthalt zu nehmen gedachte, eine Partie nach Achensee. Am Gestade desselben machte ein Schlaganfall seinem thätigen Leben plötzlich ein Ende.

Glaßbrenner's „Montagszeitung" erzählt: Daß manch' lockerer Vogel Hypotheken aufnimmt oder aufzunehmen sucht, ist eine bekannte Thatsache, daß aber ein Papagei Besitzer einer Hypothek auf dem Gesundbrunnen ist, dürfte wohl noch nicht vorgekommen sein. Eine wohlhabende Familie in Königsberg war während fünf und siebenzig Jahren im Besitz des erwähnten Papagei's. Der letzte Sproß dieser Familie, eine unverheirathete alte Dame, vermachte, aus Pietät zu dem alten lebendigen Haus-Inventar, die genannte Hypothek dem Vogel; sie bestimmte, daß ein hiesiger Vogelhändler S. in der Friedrichsstraße den Nießbrauch der Zinsen so lange behalten solle, bis der „Jakob" zu seinen Papagei-Vätern versammelt werden würde. Daran aber scheint derselbe sich noch lange nicht durch ein frömmeres Betragen vorbereiten zu wollen: er knabbert noch lustig an irdischem Tande, obgleich er schon seit sechs Jahren sich seiner Hypothek erfreut.

Eine der größten und bedeutendsten Silberhöhlen, die man jetzt in Nevada kennt, wurde vor Kurzem in der Gegend von Treasern Hill aufgefunden. Sie ist 4 Fuß breit, 3 Fuß hoch und in die Tiefe kann man bis zu 100 Fuß hinabgelangen. Die äußere Erscheinung des Erzes am Eingange zur Höhle gleicht demjenigen, welches in anderen Theilen der dortigen Minen gefunden wird. Das Erz erstreckt sich mehrere Fuß weit in die Höhle hinein, dann kommt kompakter Alabaster, der an allen Seiten eine Ausdehnung von 10—20 Fuß hat und theilweise mit Quarz versetzt ist; dann eine Ader biegsamen Silber-Erzes. Dasselbe findet sich in fächerartig gruppirten Krystallen, wie dies bei Silberadern von diesem Charakter gewöhnlich ist. Sechzig Fuß unter der Oberfläche folgen auf den Alabaster an allen Seiten korallenartige Stalaktiten, worauf glänzende Massen von Dendrit kommen, welche beim Kerzenlichte einen imposanten Eindruck machen.]

Folgendes Testament eines Engländers wird in einem französischen Blatte mitgetheilt: Mein Körper soll, anstatt in ein Leichentuch, in zwei Flanelljacken, in einen Ueberrock und in Hosen ohne Taschen gekleidet werden. Die Füße mögen in Strümpfe gesteckt werden, Stiefel brauche ich keine, denn ich werde mich in Zukunft nicht viel in Promenaden abmühen; auf einer Schlafmütze bestehe ich, die bis über die Ohren zu ziehen ist. Mein Um und Auf hinterlasse ich meiner Wittwe. Diese hat genug prunkhafte Leichenbegängnisse gesehen, daß meines einfach sein kann. Die Kosten für den Sarg wären auch noch zu sparen, wenn man mich in meiner alten Geldtruhe zum ewigen Schlafe betten würde.

Im Mormonenstaate diskutirt man gegenwärtig allen Ernstes die Frage betreffend die Abschaffung der Vielweiberei. An der Spitze der Reformpartei steht der kaum 30jährige David Smith, Sohn des bekannten Gründers der Mormonen-Sekte, Joseph Smith. Angesichts der durch die Vollendung der Pacific-Eisenbahn immer steiger vorrückenden Zivilisation dürfte die heidnische Sitte der Mormonen über kurz oder lang gänzlich in Wegfall kommen. Auch soll die Regierung der Vereinigten Staaten entschlossen sein, die Abschaffung der Polygamie nöthigenfalls mit Waffengewalt durchzusetzen.

Charade.

Mein Erstes ist ganz zweifelsohne
Des Mädchenthumes End' und Krone,
Der Jugend schönstes Ziel und Stand;
Ein Jeder lebt und liebt vergebens,
Der in der Maienzeit des Lebens
Nicht hoch beglückt mein Erstes fand.
Mein Zweites nennt, was eng verbunden
Im Leben zwiefach wird gefunden.
Mein Ganzes ist ein Doppelwesen
Von meinem Ersten: Du magst lesen
In seiner Mienen frohem Glanz,
Wie mit dem seligsten Erglühen
Zwei Wesen emsig sich bemühen
Nun bald zu sein vereinigt ganz.

Auflösung der Charade in Nr. 212:
Lilienstein.

Richtig gelöst von Ludw. u. Joh. Mz., Adolf D....., M. M. und Em. Sundheimer in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

28. Sept. 1791. Geburtstag des Dichters und Helden Theodor Körner (Dresden).
„ 1830. Jahrestag der Unabhängigkeit Belgiens.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 221 Freitag, 24. September 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Du warst in Cornwallis?“ fragte Jahoua.

„Ja,“ erwiderte Keinec.

„Nun?“

„Noch immer keine Nachricht. Ich war in Fousnan und Plogastel; umsonst, man wußte noch immer nichts von ihr.“

Und der alte Yvon?“

„Ist todt.“

Todt?“ wiederholte der Verwundete; „der arme Mann! Der Kummer wird ihn getödtet haben!“

„Nein,“ sagte Keinec, „er wurde ermordet. Eines Abends, als er von Quimper heimkehrte, wurde er von drei Sansculotten aus Rosporden gepackt, und aufgefordert, die Republik hochleben zu lassen. Yvon weigerte sich. Du weißt, daß er nicht der Mann war, welcher nachgab. Mit lauter Stimme rief er: „Es lebe der König!“ Da warfen sich die Schurken auf ihn, rissen ihn zu Boden, banden ihn an einen Baum, und machten den armen Greis zur Zielscheibe für ihre Kugeln. Am andern Morgen brüsteten sich die Elenden öffentlich mit ihrer Schandthat.“

„O die Schurken!“ rief Jahoua; „wir werden sie schon eines Tages aufzufinden und zu züchtigen wissen.“

„Es ist bereits geschehen,“ sagte Keinec düster.

„Wie?“ was sagst Du da?“

„Ich habe den armen Yvon gerächt; von seinen Mördern ist einer nach dem andern durch meine Hand gefallen.“

Jahoua drückte mit stummem Dank die Hand seines Freundes.

„Ich war auch in der Todtenbucht,“ fuhr Keinec fort.

„Und Carfor?“

„Ist nicht wieder erschienen. Es ist in der That sonderbar, wie der Mensch entkommen konnte. Wir hatten vor die Felsenspalte, in die wir ihn gebracht hatten, einen Felsblock gewälzt, und als wir wieder hinkamen, war Carfor verschwunden, ohne daß ihn Jemand in der ganzen Gegend je wieder gesehen hätte. Fürwahr, man ist wirklich versucht, an Hexerei zu glauben.“

XXXII.

Während die beiden jungen Männer sich so mit einander besprachen, saßen in der Hütte, welche dem Kommandanten des „Placis“ als Wohnung diente, fünf Männer um einen Tisch, auf welchem eine Karte der Vendée und Bretagne ausgebreitet lag. Außer Boishardy und Marcof waren noch zwei andere Heerführer der Chouans, Herr von Chantereau und Herr von Cormatin, ferner der Marquis von Jaussel anwesend, welcher Letztere so eben von der Emigration eingetroffen war, und an den Kämpfen gegen die Republikaner noch keinerlei Antheil genommen hatte. Er war vom Grafen von der Provence, nachmaligem Könige Ludwig XVIII. abgesandt. Während die übrigen nicht viel besser als die Bauern gekleidet waren, erschien der Marquis in sehr sorgfältiger, reicher Tracht. Er hatte eine gestickte Weste, einen Rock von karmoisinrothem Sammt, weiße lederne Beinkleider und hohe weiche Reiterstiefel an. Ein grüner Federbusch prangte auf seinem Hute; in der Hand hielt er ein Taschentuch von feinem Battist.

Die Konferenz war schon fast zu Ende und die Herren von Cormatin und Chantereau im Begriff, aufzustehen, als Boishardy einem Jeden ein bedrucktes Blatt Papier mit den Worten einhändigte:

„Vergessen Sie ja nicht, dieses Dekret überall verbreiten zu lassen. Es wird unserer Sache von ungemeinem Nutzen sein.“

„Welches Dekret meinen Sie?“ fragte der Marquis.

„Das Dekret des Konvents vom 31. Juli 1793. Es ist dieses Dekret lange in Paris liegen geblieben, und erst vor ungefähr 14 Tagen hier nach der Bretagne und Vendée versandt worden.“

„Würden Sie mir wohl dessen Inhalt mittheilen.“

„Sehr gern. Nachdem diese in Konvent sitzenden Mörder uns im Eingang des Dekrets als Räuber hinstellen, verordnen sie schließlich, wie folgt:

„1) Alles Gehölz, Gebüsch und alle Hecken der Bretagne und Vendée werden den Flammen überliefert.

2) Die Waldungen werden ausgerottet.

3) Die Ernten abgeschnitten und im Rücken unserer Armee verbracht.

4) Das Vieh wird weggefangen.

5) Die Frauen und Kinder aufgegriffen und nach dem Innern verbracht.

6) Die Güter der Royalisten zur Entschädigung der Patrioten konfiszirt und

7) müssen in den bezeichneten Distrikten bei dem ersten Ton der Sturmglocke alle Männer vom 16. bis zum 60. Jahre ohne Unterschied des Standes die Waffen ergreifen, widrigenfalls sie als Verräther des Vaterlandes erklärt, und von allen guten Patrioten als solche behandelt werden.“

„Nun, was meinen Sie, meine Herren,“ fragte Boishardy, „hätte der Konvent für unsere Pläne besser handeln können, und werden nicht alle unsere Leute, wenn sie diese Artikel lesen, sich nicht bis auf den Tod vertheidigen?“

„Ganz sicher,“ entgegnete Cormatin.

„Erlauben Sie, meine Herren,“ sagte der Marquis, „das ist Alles recht gut und schön, aber es genügt nicht. Die Republik muß erdrückt, unsere legitimen Prinzen müssen wieder auf den Thron gesetzt werden.“

„Nun, das ist ja unser Zweck,“ rief Herr von Chantereau.

„Und Sie werden ihn nicht erreichen, so lange Sie nicht ordentliche Befehlshaber besitzen.“

„Befehlshaber? wir haben sie ja.“

„Hm,“ sagte der Marquis naserümpfend, „ich meine, die Anführer müssen Männer von Stand und Geburt sein.“

„Zweifeln Sie etwa an der meinen?“ rief Herr von Boishardy.

„Gott bewahre mich,“ erwiderte Herr von Jaussel, „nur werden Sie zugeben, daß es in Frankreich Männer gibt, die nach Rang und Geburt Sie weit überragen.“

„Wo sind diese Männer?“

„Im Auslande.“

„Nun gut, so mögen sie dort bleiben.“

„Ohne diese Männer werden Sie aber doch nichts zu Stande bringen.“

„Nun, dann mögen sie also kommen!“ rief Marcof, auf den Tisch schlagend.

„Sie werden kommen, meine Herren, sie werden kommen.“

„Sie nehmen sich sonderbare Freiheiten heraus, mein Bester.“

Boishardy sprang auf. „Marcof hat Recht,“ rief er. „Wir fangen endlich an, jener Emigration müde zu werden, welche ohne Unterlaß nur d'rein spricht und nichts thut, welche, nachdem wir unser Blut verspritzt und die Monarchie wiederhergestellt haben werden, herbeiströmen, und, ohne uns eines Blickes zu würdigen, die Stellen wieder einnehmen wird, die nach ihrer Behauptung ihr allein zugehören. Alle Wetter! so vertheidige sie diese Stellen! Warum hat die Emigration ihre Posten verlassen, warum ist sie geflohen? Ist es eines Edelmannes würdig, seinen König zu verlassen, wenn ihn Gefahr umdroht? Antworten Sie, Herr Marquis! Sie behaupten, die Emigranten wollen nach der Bretagne kommen. Nun, was hindert sie denn? Was steht ihnen denn im Wege, sich an uns anzuschließen, die wir ausgeharrt haben und nicht gewichen sind? Wer hält sie denn jenseits des Rheins zurück, wo es nichts zu thun gibt? Hier an unserer Seite ist ihr Platz; hier müssen sie beweisen, daß ihnen das Wohl der legitimen Prinzen am Herzen liegt!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Walzerkönig.

(Fortsetzung.)

Es ist unmöglich, das Leben des Walzerkönigs zu schreiben, ohne zugleich das Wiener Leben zu schildern, das Wiener Leben, wie es war und wie es noch ist. In der Leopoldstadt, in der Schenke zum guten Hirten, erblickte am 14. März 1804 Johann Strauß das Licht der Welt. Die Wiener tanzten damals, als das Sträußchen noch in der Wiege lag und in unmelodischen Tönen Nahrung verlangte, ihren gemüthlichen Ländler je länger je lieber; und wenn das Büblein, das Hansel Sträußl später, statt zu schlafen, mit seiner Berchtesgadener Geige im Bette lag und ihre Nürnberger Saiten im Dunkeln mit Finger und Pferdehaar bearbeitete, so ging es noch drunten unter dem Schlafgemach des Bübl lustig her, und das Gebäude des guten Hirten erzitterte von den Schwingungen der Paare, denen die Geigen zum Tanz aufspielten. Komisch aber muß es ausgesehen haben, als Hansel, dem der Lehrer eine große, ausgenutzte Geige schenkte, diesen Violinriesen sich dienstbar zu machen und zu unterjochen suchte. Es muß ausgesehen haben, wie der Kampf eines kleinen, spindeldürren Kontrabassisten mit seinem dicken, großen Kontrabaß, der mitten in dem großen C-dur-Akkord der Haydnschen „Schöpfung“ die Balance verloren und dem der schwache Baßgeiger vergebens das Gleichgewicht widerzugeben sucht. Daß so ein Junge, wie Hansel Strauß, der sich den Fiedlern im guten Hirten und seinem Geigenlehrer stets mit einer meisterhaft gestimmten Geige präsentirte, nicht zum Buchbinder paßte und seinem gestrengen, nüchternen, pappemachenden Lehrherrn davonlief, ist begreiflich. Der Flüchtling, der sich mit seiner Geige in die Nähe des Kasinos auf dem Kahlenberge flüchtete, um, sobald die Brodrinden in der Tasche ihr Ende erreichten, dem Kasinowirth seine Geige und seine „Stückl“ für freies Quartier auf dem Vergl anzubieten, fand bald einen Protektor, der ihn nicht nur dem zürnenden, mit der Birkenruthe auf den verlorenen Sohn wartenden Vater gegenüber in Schutz nahm, sondern der auch bewirkte, daß der Junge seiner Geige treu bleiben und sich im Spiel weiter vervollkommnen

durfte. Durch seinen neuen Tonmeister Polyschansky wurde Hansel so schnell in die tieferen Geheimnisse eingeweiht, daß er bald die Violapartie bei Streichquartetten in Privathäusern übernehmen konnte. Während sich nun viele an dem saubern, taktfesten Spiel des Jungen erötzten, wollten andere schlechterdings das grüne Bürschl nicht bei sich sehen, um nicht in den Geruch zu kommen, als könnten sie ausgewachsene Musiker nicht mehr bezahlen. Diesem Mißverständniß machte Hansel dadurch ein Ende, daß er sich in die Kapelle Bamers beim Sperl aufnehmen ließ und eine dicke Lage Notenhefte auf seinen Geigenstuhl packte, um mitten unter lauter Goliathen nicht zu sehr David zu sein. Da saß also der fünfzehnjährige Strauß in dem damals beliebtesten Tanzlokal Wiens, und unterschrieb sich schon: „Mitglied des Sperlorchesters.“ Nach den Geigenexerzitien beim Sperl, oder vielmehr vor denselben, denn der Sperl öffnete seine Hallen spät, ging Strauß auf musikalische Umschau in Wien aus, suchte mit Vorliebe den grünen Jäger und das Jünglingsche Kaffeehaus auf, wo Lanner, dieser beliebte Primgeiger, mit den Gebrüdern Drabanek, terzettirte. Diesem geläufigen Trifolium mußte er sich als viertes Blatt anschmiegen. Er versuchte es, und es gelang. Lanner sah bald, welchen Treffer er an dem jungen Strauß gemacht, und er sann darüber nach, wie er diesen neuen, vielverheißende Stern an dem musikalischen Himmel Wiens am besten und am gewinnreichsten leuchten lasse, und er fands auch. Strauß mußte seiner Viola Lebewohl sagen und als Lannerscher Primgeiger im Tanzsaal zum grünen Baum einem kleinen, neu gebildeten Tanzorchester vorstehen. Nichts war dem Strauß erwünschter, wie dieses; jetzt konnte er seine Violine jubeln lassen, wie er wollte. Bald wurde der grüne Baum für so manches tanzlustige Mädchen das, was ein Kirschbaum voll üppiger Frucht für den Spatz ist. Der Strauß'sche Geigenstrich, dieser Geigenstrich voll Temperament, animirte fireworklangartig zum Tanz. Die Füße wurden gar nicht müde, im Gegentheil sie wurden immer leichter. Der grüne Baum brachte nun manchen Kreuzer ein, der mit dem Hut gesammelt wurde, er brachte mehr ein, wie die Lokale, in denen Lanner selbst die Primgeige strich, aber alle diese Kreuzer miteinander vermochten die bald eng befreundeten Leutchen, Lanner und Strauß (Lanner war nicht viel älter als Strauß), nicht vor dem einen Kreuz, der Geldnoth, zu bewahren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Der Preis einer Nase.] Der kaiserliche Gerichtshof zu Rouen hatte kürzlich über den Werth einer Nase sein Urtheil zu fällen. Ein schon ziemlich bejahrter Herr war durch die Unvorsichtigkeit eines Kutschers mit dem Wagen umgeworfen worden und erlitt dabei eine derartige Quetschung seiner Nase, daß dieselbe abgenommen werden mußte. Er verklagte hierauf den Wagenbesitzer wegen Körperbeschädigung; der Vertheidiger des Verklagten suchte jedoch zu beweisen, daß wenn auch der Verlust der Nase etwas unangenehm wäre, der Kläger doch unmöglich eine hohe Entschädigungssumme beanspruchen könne. Wäre derselbe jung, hübsch, geistreich — à la bonne heure, da wäre die Nase kaum zu bezahlen, denn er könne ohne dieselbe keine Eroberung machen. So aber sei der Kläger weit über die Jugend hinaus, er sei verheirathet, habe Kinder und eine Menge Verwandte und gute Freunde — zu was in der Welt bedürfe er nun noch seiner Nase? Sie sei ihm jetzt, wo er ein vermöglicher alter Herr, vollkommen überflüssig, denn die Seinigen würden wegen einer solchen äußerlichen Kleinigkeit ihre Gefühle gegen ihn nicht ändern. Der gerichtliche Beistand des Klägers bedauerte natürlich, daß der ehrenwerthe Vertheidiger sich in einem gränzenlosen Irrthum befinde, bewies, daß man auch im höchsten Alter der Nase noch bedürfe, daß selbst in der grauen Vorzeit die Menschen schon Nasen gehabt hätten, und daß überhaupt ein Mensch ohne Nase keinen Sou werth sei. Der Gerichtshof schien diese letztere Ansicht zu theilen und verurtheilte den Verklagten zu 6000 Francs Schadenersatz.

[Eine Rapportmaschine.] Parlamentarischen Rednern jeder Nation und politischer Färbung droht eine neue Gefahr, streng zu „Buch“ gebracht zu werden. Ein Mechaniker, Namens Gensoul, hat eine Maschine erfunden, welche Reden wortgetreu wiedergibt. Der Reporter nimmt vor einem Pianoforte Platz und spielt auf den Tasten; jede Berührung setzt eine Sylbe auf sein Papier. Bei gehöriger Uebung kann er sogar noch schneller spielen, als der Redner spricht. (?) Mit Bezug auf englische Parlamentsredner bemerkt der „Spectator“, daß es nur wenige Mitglieder in beiden Häusern des Parlaments gibt, deren Reden, wenn treu rapportirt, nicht im höchsten Grade langweilig sein würden, voller Wiederholungen und „geistigen Stammelns“, und reich an Verstößen, die der Berichterstatter sonst taktvoll ausläßt. Im Unterhause hielten wohl nur vier Redner solche Probe aus: Gladstone, Disraeli, Bright und Coleridge, aber für die Majorität wäre eine solche Redephotographie — Ruin.

Ein Urtheil Offenbach's über Richard Wagner im „Figaro“-Album lautet: „Um meine Meinung in einigen Worten zu resumiren, Wagner wäre der größte aller Musiker, falls er nicht als Vorgänger, Mozart, Gluck, Weber, Beethoven, Mendelssohn gehabt, und der

Digitized by Google

geistreichste und melodienreichste, hätten Herold, Halévy, Auber, Boieldieu und Andere nicht gelebt; sein Genie wäre unvergleichlich, wenn er nicht Meyerbeer und Rossini als Zeitgenossen gehabt hätte. Seine Musik, im offenen Aufruhr mit dem allgemeinen Urtheile und auch mit dem Geschmacke der Feinfühligen, könnte man als „unversöhnliche Musik", von der man nicht weiß, ob sie die Zukunft annektiren werde, definiren."

Die dießjährige Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner wird zu Kiel in den Tagen vom 27. bis 30. September gehalten. Das Empfangsbureau ist am 26. von 9 Uhr an im Bahnhofe oder in dessen Nähe geöffnet. Am 28. um 2 Uhr findet eine Besichtigung der Kriegsflotte und eine Seefahrt statt, am 30. um 1 Uhr eine von den städtischen Behörden veranstaltete Eisenbahnfahrt nach Eutin nebst Wanderung zum Ukleisee. Sehr viele deutsche Eisenbahnen haben den Philologen Vergünstigungen zugestanden.

[Liebig's Fleischextrakt.] Die Fabrikation von Liebig'schem Fleischextrakt hat im Jahre 1866 50—60,000 Pfund betragen und die Fabrikanten hoffen, daß sie bis zu 1,000,000 liefern können. Da ein Ochse nur 8—9 Pfund Fleischextrakt liefert, so würden 125,000 Stück Hornvieh dazu nöthig sein. In La Plata in Brasilien werden jährlich 3½—4 Millionen Stück, das Stück zu 13 Thaler, geschlachtet.

Die allgemein verbreitete Ansicht, daß Stecknadeln eine Erfindung der Neuzeit seien, beruht auf einer Illusion. Man kannte dieselben schon vor länger als 3000 Jahren. Als Beweis dafür dienen 25 Stück antike Nadeln, welche der berühmte Archäologe Mariette vor Kurzem in den unterirdischen Gewölben von Theben gefunden, und die nunmehr in einem zierlichen Glaskästchen einen Platz im Louvre, Musée Charles X., vor dem Eingange zur ceramischen Kollektion Napoleons III., erhalten haben.

Ein Engländer und ein Amerikaner hatten zu Dieppe eine sonderbare Wette gemacht, und zwar eine kulinarische; der Amerikaner behauptete nämlich, daß aus den Eiern die meisten Gerichte herzustellen wären, während der Engländer das Gleiche von den Kartoffeln behauptete. Der Amerikaner gewann und ließ um Ein Gericht mehr, und zwar 103 aus den Eiern bereiten. Das Letzte bestand aus geschlagenen Eiern auf Wildschwein-Purée.

Professor Davidson vom Vereinigten Staaten Küsten-Vermessungs-Korps entdeckte bei der Expedition behufs Beobachtung der Eklipse in Alaska eine zweitausend Fuß hohe Bergkette, welche an der Mündung des Chilkahafflusses beginnt und äußerst reichhaltige Eisenerze birgt, wie aus einem Abweichen der Magnetnadel, um zehn Grad, zu schließen.

[Maurerlob.] Eine Stunde messen sie, eine Stunde essen sie, eine Stunde lauern sie, eine Stunde mauern sie, eine Stunde feiern sie, eine Stunde leiern sie, eine Stunde schwatzen sie, eine Stunde kratzen sie, eine Stunde priesen sie, eine Stunde nießen sie, eine Stunde wird geraucht, — so wird der ganze Tag verbraucht.

Charade.

Ohne mein Erstes ist Nichts zu schaffen;
Mein Zweites tödtet ohne Waffen.
Mein Erstes und Zweites bezeichnen die Kraft,
Wodurch Marcher ward aus der Welt geschafft;
Doch sprichst du aus sie ganz vereint,
Man etwas Willkommenes damit meint,
Denn wer die Beiden vereinigt hat,
Dem wird gehuldigt früh und spat.
Wem aber die Beiden vereinigt fehlen,
Den thut man zu meinem Ganzen zählen.
Das Ganz' ist ein Ding von arger Art;
Man sagt, ihm sei mein Drittes hart,
Und wenn der Lehrer aus der Stube schritt,
Sagt man, der Teufel sei das Dritt',
Wenn ihm das Erst' und Zweite fehlt,
Bleibt oft das Beste ungewählt,
Und die Schönste, auf die mein Ganzes paßt,
Trägt oft allein des Lebens Last.

Auflösung des Räthsels in Nr. 214:
Je länger je lieber.

Richtig gelöst von Ludw. u. Joh. Mz., Adolf D....., M. M., Em. Sundheimer und Heinr. Schwaab in Kleinheubach.

Geschichtskalender.

24. Sept. 1324. In Nürnberg wird die erste deutsche Apotheke eröffnet.
„ 1619. Churfürst Friedrich von der Pfalz zieht vom Schloß Heidelberg nach Böhmen, um dorten König zu werden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 222 Samstag, 25. September 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Cormatin und Chantereau nickten Herrn von Boishardy Beifall zu. Der Herr von Jauffet wollte erwidern, doch Marcof fiel ihm ins Wort.

„Als der Herr Marquis von Befehlshabern von Rang und Geburt sprach, sah er mich an,“

„Nun und?“ fragte der Marquis verächtlich.

„Ich möchte ihn fragen, was er eigentlich sagen wollte?“

„Das ist ganz einfach. Es herrscht hier eine unbegreifliche Vermengung aller Rangstufen. Es gibt Anführer, welche ihrem Stande nach nur für niedrigere Stellen bestimmt sind.“

„Wie zum Beispiel ich, nicht wahr?“

„Ja wohl, wie Sie, mein Bester.“

Marcof erbleichte. „Herr Marquis,“ rief er, „ich will Ihnen einen guten Rath geben. Wenn Sie Ihren Freunden in Koblenz und Gent, die unserem Kampfe für den Thron wie einem Schauspiele zusehen, schreiben, so melden Sie ihnen, daß alle Diejenigen, welche Nichts thaten, auch auf Nichts ein Anrecht haben, und daß sie künftighin nichts sein können, außer mit unserer Erlaubniß und unserem Willen.“

„Ganz richtig,“ riefen die anderen Chefs.

„Und Sie, Herr Marquis,“ fuhr Marcof fort, „Sie haben kein Recht hier zu reden, als bis Sie auch nur die Hälfte von dem vollbracht haben werden, was diese Herren und ich bereits vollbrachten. Ich verlange nur die Hälfte, da ich im Voraus fest überzeugt bin, daß sie nicht vermögen, nur den Anfang zu machen.“

„Und ich,“ versetzte der Marquis stolz, „ich zeige Ihnen hiemit an, daß Sie von heute an nichts mehr sind als ein geheimer Soldat.“

Bei diesen Worten legte der Marquis ein Papier auf den Tisch.

„Was ist das?“ fragte Boishardy.

„Ein Auftrag von Sr. Hoheit dem Regenten des Königreichs, dem Grafen von der Provence,“ erwiderte der Marquis von Jauffet.

„Die Ernennung zum Marschall!“ sagte Boishardy kalt, nachdem er gelesen hatte.

„Sie begreifen jetzt?“

„Ich begreife, daß Ihnen dieser Grad verliehen werden soll, wenn wir uns überzeugt haben werden, daß Sie dessen würdig sind.“

„Sie zweifeln daran?“

„Gewiß.“

„Mein Herr, Sie beleidigen mich!“ rief der Marquis, und griff an den Degen.

„Hier wird nicht duellirt,“ sagte Boishardy, „wir haben unser Blut nöthiger, als für solche Lappalien.“

„Antworten Sie mir gerade heraus. Wollen Sie mir gehorchen oder nicht?“

„Nein.“

„Ich werde mich beklagen, ich werde mich an die Royalisten wenden.“

„Thun Sie das.“

„Man wird Ihnen Ihre Truppen entziehen, Herr von Boishardy.“

„Bitten Sie den Himmel, daß dies nicht geschieht, Herr Marquis; denn bei Gott, ich ließe Sie trotz ihrem Marschallsdekret erschießen, verlassen Sie sich darauf.“

„Wie? Sie wollten es wagen?“

„Und warum nicht?“ rief Herr von Cormatin dazwischen. „Herr Marquis, bisher haben wir uns ohne die Emigration beholfen, und werden uns auch noch ferner ohne sie behelfen. Kehren Sie nach Gent zurück, dort hin gehören Sie. Aber ersparen Sie sich ähnliche Rodomontaden vor anderen Chefs; nicht Alle würden dieselbe Geduld haben, wie unser Freund Boishardy, und da Sie ein so vollkommener Edelmann sind, so können Sie leicht die Ehre haben, an dem Aß einer Eiche zu baumeln.“

„Meine Herren,“ schrie der Marquis wüthend, „das ist zu viel, Sie müssen mir Rechenschaft geben...“

„Genug!“ fiel Boishardy ins Wort. Dann öffnete er die Thür und rief: „Pierre de Chêne.“

Der Bauer eilte herbei.

„Nimm zehn Mann,“ sagte der Kommandant des „Places“, „und geleite diesen Herrn,“ dabei deutete er auf den Marquis, „nach Roche Bernard; dort mag er sich einschiffen, wohin es ihm gefällt.“

Der Marquis erhob sich rasch und eilte, ohne ein Wort zu sprechen, davon.

Digitized by Google

„Alle Wetter!“ rief Marcof, „solche Menschen wagt man uns herzuschicken . . .“

„Die Emigranten sind Narren!“ sagte Chantereau.

„Lassen wir das!“ versetzte Boishardy, „vergessen wir den Auftritt und nehmen wir lieber unsere Berathung da wieder auf, wo sie unterbrochen wurde. Was gibt's Neues in der Vendée, Cormatin?“

„Leider nicht viel Gutes. Seit der Schlacht von Cholet hat sich Charette auf der Insel Noirmoutiers, die er zu seinem Hauptquartier gemacht hat, isolirt gehalten. Nur wenige Tage war er in der obern Vendée, um Rekruten zu gewinnen und ein zu Herbiers abgehaltener Kriegsrath hat ihn als Oberkommandant bestätigt.“

„Hat er denn aber,“ fragte Boishardy, „La Rochejacquelin nicht gesehen? Derselbe ist, wie ich weiß, in die Vendée abgegangen, und seit der Zeit habe ich keine Nachrichten von ihm.“

„Ja, sie haben sich in Maulevrier getroffen.“

„Nun?“

„Die Zusammenkunft ist nicht gut ausgefallen, sie können sich nicht vertragen.“

„Zum Henker!“ rief Marcof, „immer die alte Geschichte. Gerade wie bei den „Blauen“. Also, sie haben ihre Streitkräfte nicht vereinigt, und ihr persönliches Interesse über das des Königthums gesetzt. Alberne Ideen, Einbildungen tragen also auch bei uns den Sieg über das Wohl des Vaterlandes davon.“

„La Rochejacquelin ist über die Loire zurückgegangen und marschirt auf Mans los.“

„Wir werden hier das Resultat dieses Marsches abwarten,“ sagte Boishardy. „La Rochejacquelin hat mir befohlen, um jeden Preis dieses Placis zu halten, damit er nöthigenfalls einen Zufluchtsort hat. Sie, Cormatin und Chantereau suchen Ihre Lagerplätze wieder auf und halten sich bereit, mir auf das erste Zeichen zu Hülfe zu kommen. Adieu, meine Herren. Thue ein Jeder seine Schuldigkeit.“

Cormatin und Chantereau verabschiedeten sich und Marcof blieb mit Boishardy allein.

„Ihr wart also in Nantes?“ fragte Boishardy nach einer kurzen Pause den Seemann lebhaft.

„Ja.“

„Unsinniger!“

„Warum?“

„Wie? wenn man Euch erkannt hätte? Carrier ist nicht der Mann, der seine Opfer lange schmachten läßt, namentlich einen Gefangenen von Eurer Wichtigkeit.

„O, ich war gut verkleidet.“

„Einerlei,“ rief Boishardy, „Ihr habt nicht das Recht, unserer heiligen Sache einen Arm wie den Euren zu entziehen.“

„Ich mußte hin, und hätten mir noch tausendmal ärgere Gefahren gedroht. Boishardy, Ihr kennt die sonderbare Geschichte Philipps, meines unglücklichen Bruders.“

Ja, Ihr habt mir sie anvertraut und sie ist in meinem Herzen treu bewahrt.“

„Ihr wißt, Philipp ist in Nantes gefangen; ich wollte ihn sehen, ihn befreien. Leider ist es mir nicht gelungen. Ich habe meinen armen Bruder nicht gesehen, seitdem er sich für todt ausgegeben hat.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Walzerkönig.

(Fortsetzung.)

Wie weit die Geldnoth ging, und wie wenig sie, namentlich eine Künstlernatur, wie Strauß, anfocht, erhellt daraus, daß Lanner bei der Hochzeit seines einundzwanzigjährigen Freundes und Kunstgenossen in Straußenkleidern erschien, während Strauß selbst in einem Anzuge steckte, den er von einem struppigen, borstenhaarigen Schneider glücklicherweise postnumerando erhalten hatte. Ueber eine solche Noth- und Drangzeit glaubte nun Lanner am besten mit der österreichischen Devise: „viribus unitis“ hinwegzukommen, aber Strauß war anderer Ansicht. Er trachtete, auf sich allein zu beruhen und sich von Lanner unabhängig zu machen. Er meinte, wenn jeder seinen eigenen Herd schürte, so ginge das Feuer auf beiden nicht aus. Und er hatte recht. Am 1. Sept. 1825 kam es beim Bock auf der Wieden zum friedlichen Bruch.

Als nun die Verehrer des alten Lannerschen Primgeigers vernahmen, daß Strauß jetzt frei wie ein Vogel in der Luft sei, daß er musiziren könne, wo er wolle, und was er wolle, suchten sie ihn an dieses und jenes Lokal zu fesseln, und er sagte allen seine musikalischen Blumen und Blüthen, die da noch sprießen sollten, zu. Bei den „zwei Tauben“ am Glacis war es nun, wo der Walzerkönig — im Karneval 1826 — zum ersten Male seinen Thron versuchte und laut Fanfarenstoß auf dem Anschlagzettel eine von seinen Walzerpartien ankündigte, die bald unter dem Namen „Täuberlwalzer“ alt und jung entzückten. Jetzt wurden „Döbling“, der „Wiener Karneval“, die „Kettenbrücke“ (nicht die Brücke selbst, aber das danach benannte nachbarliche Tanzlokal) je durch einen Walzer verewigt und verherrlicht, und dem jungen König wurde in immer größeren Kreisen gehuldigt. Er brauchte nur seinen Scepter, den Taktstock zu schwingen, und Alles unterwarf sich seinem Zauberstabe. So hatte Wien noch nie getanzt, wie es von dem Regierungsantritt des Walzerkönigs an tanzte. Der Wiener hat als südliche Natur Temperament, aber der Besitz dieser Eigenschaft war ihm noch nicht durch die Macht der Töne bewiesen worden. Der mehr süße, schmelzende sentimentale Lanner sah sich zwar noch nicht um seinen Ruhm gebracht, aber er fürchtete doch einen

Thronumsturz, als es bereits zwei Parteien: Lannerianer und Straußianer in Wien gab. Da kam das verhängnißvolle Jahr 1830 heran. Die Wiener raunten einander in die Ohren: „Wer wird diesmal den Fasching beim Sperl dirigiren?“ — „Lanner, wer anders als Lanner, der ihn im vorigen Jahre dirigirte!“ lautete wohl die Antwort der meisten. Aber es kam nicht so. Scherzer, der seinen Sperlsaal zum ersten Belustigungsorte der Hauptstadt erhoben und ihm noch eine separate Glanzperiode zugedacht, schloß mit Strauß einen sechsjährigen Kontrakt (1830—1836) ab.

Doch nicht nur in dem ersten Vergnügungslokal Wiens, im Sperl, sondern auch in dem ersten wiennachbarlichen Belustigungsorte: im „Tivoli“ bei Schönbrunn schaarte sich um das Scepter des Walzerkönigs der farbigste Damenkranz. Aber auch Döbling, Hitzing, Krapfenwaldl begehrten nach dem Strauß und seinen duftigen musikalischen Blüthen, die immer reicher sproßten, und wie Strauß jedem hübschen Mädchen freundlich zunickte, das ihm eine Blume reichte, so kargte er auch nicht mit den Knospen seiner Kunst, sondern spendete aller Orten. Es wurde nun nicht immer zum Tanz gegeigt, sondern Ouvertüren, ganze Opern und Konzertstücke wechselten mit Tänzen ab, die die Wiener und Wienerinnen stillstehend anhören mußten. Das ging Anfangs nun nicht leicht, besonders wenn Abendsonnengold, Blüthenschnee und wonnige Maienluft auf den Gefilden lag, auf denen man sich gelagert. So geschah es nicht selten, daß man die Ouvertüren, Potpourris und Cotillons aus beliebten Opern still anhörte, wenn dann aber ein neuer Walzer, etwa „das Leben ein Tanz, oder der Tanz ein Leben“ intonirt wurde und der berühmte Wiener Walzergeiger mit seiner Sirenenvioline die Beine beflügelte, so wurde das Sitzprogramm umgestoßen, und bald flogen die Paare über Wiesen und Matten und tanzten die Blümlein zu Tode.

Doch nun ade Wien bis auf Wiedersehen! Im November 1834 begab sich Strauß mit seiner Kapelle nach Berlin und theilte den Spreeathenern durch seine unvergleichliche Dolmetscherin, seine Violine, mit, wie sich's an der blauen Donau lebt. Er gab den Berlinern durch einen Walzer ein „Mittel gegen den Schlaf“ und spielte ihnen die „vier Temperamente“ vor, von denen sie nur das Phlegma kannten. Er überstreute sie mit Fra-Diavolo-Cotillons, führte sie geistig auf Tonleitern in den Wiener Sperl, in das Wiener Tivoli, in das Wiener Lustlager, in das Wiener Krapfenwaldl, und gab ihnen, da sie mit Kreuzern noch schlecht rechneten, den Pfennigwalzer zum Besten. Strauß spielte im Schlosse des Königs und in der Königsstadt, wurde mit Enthusiasmus begrüßt, ließ aber keinem Zeit zum Blumensträuen, so sehr auch die Treibgärtner exotische Prachtblumen für den Donaustrauß bereit hielten.

Nachdem er nun noch die schönen Damen an der Pleiße zu Leipzig und die Dresdner Elbherrn in dem Hafen seines melodischen Tonmeeres gewiegt, eilte er wieder nach Wien zurück. Das nächste Jahr (1835) machte er wieder eine Kunstreise oder eine Musikfahrt, wie er's nannte, aber sie war auch nur von kurzer Dauer; er mußte nach kurzem musikalischen Blüthenstreuen in München, Augsburg, Heidelberg, Mannheim u. s. w. wieder nach Wien zurück, dessen Hofbälle von nun an nicht ohne ihn, den neuen Hofballmusikdirektor, denkbar waren. Doch er mußte wieder in die Ferne; so ging es 1836 bis nach Lüttich, Brüssel und Amsterdam, 1837 und 1838 aber durch Frankreich und England. In Paris und London ging der Straußenthusiasmus mit höchsten Wogen. Strauß spielte in Paris im Gymnase Musical, wo seine reizenden Gabrielenwalzer die Pariserinnen umstrickten, er spielte in den Tuilerien vor Louis Philipp, er schloß mit Musard eine Reihe von 50 Konzerten ab, spielte auf den Maskenbällen in St. Honore und im Kasino Paganini, konzertirte vor Auber, Meyerbeer und Cherubini, produzirte sich musikalisch und unmusikalisch dem Fürsten Talleyrand, wurde gefeiert von berühmten und unberühmten Komponisten und zog sich, wenn er des Tages (oder vielmehr der Nacht) Last, Hitze und Lorbeern ertragen, matt in sein Hotel Violette zurück.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Nachstehend Einiges über antiken Luxus. Erst einige Zeit nach dem punischen Kriege wurde der Gebrauch, das Theater gegen die Unbilden der Witterung durch ein darüber ausgespanntes Tuch zu schützen, durch Quintus Catulus aus Campanien nach Rom gebracht. Die Tücher, deren man sich dazu bediente, waren gewöhnlich mit Purpur oder andern lebhaften Farben gefärbt. Später nahm man die feinste und kostbarste ausländische Leinwand, und Nero ließ sogar einen Teppich dazu nehmen, der mit Gold durchwirkt und in dessen Mitte sein Bildniß gestickt war, wie er, von Gestirnen umgeben, den Sonnenwagen lenkte. Zur Linderung der durch die Menge der Zuschauer in solchen bedeckten Theatern verursachten Hitze bediente man sich gleich kostbarer Mittel. Pompejus ließ zuerst die Wege und Treppen zu den Sitzstufen mit Wasser anfeuchten. Nachher gebrauchte man dazu eine Mischung von Wein und Wasser, in welcher der beste cilicische Saffran aufgelöst ward, um einen angenehmen Geruch hervorzubringen. Diesen Crocuswein leitete man in Röhren, die in den Mauern des Theaters verborgen waren, und brachte ihn von da durch ein Druckwerk bis zu den obersten Sitzen. Hier endigten die Röhren in ganz kleinen Oeffnungen, durch welche der Wein, einen Regen

bildend, herabrieselte und so im ganzen Raume Kühlung verbreitete. Bisweilen wurde auch Balsam unter den Wein gemischt.

Der Acclimatisations-Verein in Berlin erhielt in diesen Tagen aus der britischen Kolonie Natal (im südöstlichen Afrika) eine reiche Sendung lebender Pflanzen aus jenen Familien, welche durch ihren Artenreichthum die Flora des südlichen Afrika bekanntlich zu einer der reichsten der Welt gestalten. Die Sendung bestand aus einer nicht unbedeutenden Anzahl schon herangewachsener Stämme, zweier Encephalartos-Arten, einer baumartigen Cycadeen-Form, die an Schönheit der Palme gleichkommen; aus einer Menge jener schönen Cap-Zwiebeln, seit lange schon Lieblinge der Blumenzüchter, jetzt jedoch gegen sonst eher seltener als häufiger bei uns geworden; aus Liliaceen der gleichen Zone, aus Aloen, Stapelien, baumartigen Euphorbien u. A. m. Die Schwierigkeiten des langen Transportes sind von fast allen diesen Pflanzen glücklich überstanden worden.

In England hat man ein neues Instrument erfunden, das man „The Apomecometer" nennt, mit welchem man die Höhe von Gegenständen, als Berge, Gebäude, Monumente u. s. w., wenn diese auch so belegen sein sollten, daß man denselben sich nur in ziemlichem Abstande nahen kann, mit Zuverlässigkeit auszumessen vermag. Im Allgemeinen gibt dieses Instrument alle Höhen mit einer Genauigkeit an, welche von der Wirklichkeit nur um einige Zoll differirt. Die Konstruktion des „Apomecometers" beruht auf demselben Prinzip wie der Sextant, auf Reflexion von Spiegeln, die Benutzung desselben erlernt sich schon nach wenigen Versuchen, denn das Instrument ist in seiner Zusammensetzung sehr einfach. Seine Größe ist 1¼ Zoll im Durchmesser, bei einer Stärke von ¾ Zoll. Der Preis des „Apomecometers" ist in London eine Guinee.

In der Person der Frau Henriette Hirschfeldt hat Berlin den ersten weiblichen Doktor erhalten. Dieselbe, eine geborne Holsteinerin, ging zu Anfang des Jahres 1867 nach Amerika, um auf dem Dentist-Kollege zu Philadelphia Zahnheilkunde zu studiren und ist nach einem glänzend bestandenen Examen vor Kurzem nach Deutschland zurückgekehrt. Auf Grund der vorgelegten Zeugnisse ist ihr von der preußischen Regierung die Konzession ertheilt worden, und sie hat ihre zahnärztliche Praxis für Frauen und Kinder in ihrer Wohnung, Behrenstraße 9, bereits begonnen.

Am 20. Sept. wurde an der pommer'schen Seeküste bei dem Badeorte Treptower Deep von Fischern in deren Entenfangnetzen ein seltener Gast, nämlich ein Flamingo, gefangen, dessen Länge von der Schnabel- bis zur Schwanzspitze ungefähr 4 Fuß, von der Schnabelspitze bis an die Füße etwa 6 Fuß beträgt. Das muntere und ziemlich zahme Thier ist mit einem prächtigen Gefieder bedeckt und nach der Farbe desselben zu schließen, etwa 3 Jahre alt.

Räthsel.

Ein hochgeborner Herr bin ich bekannt
In einem jüngst gar viel genannten Land,
Ein Herrscher auch von ungemess'ner Macht,
Und einem ungeheueren Gebiete;
Doch kenne ich nicht Thron und Kron' und Pracht,
Und nicht Verherrlichung in hohem Liede.
An solchen Ehren ist er überreich,
Mein herrlichster der Brüder dort bei euch.
Die letzte Silbe, eine Jungfrau hold,
Mit tausend Blumen auf dem grünen Kleide,
Erglänzend in dem Frühlingssonnengold
Wie Edelstein und köstliches Geschmeide.
Das Ganze, eine königliche Frau,
An Macht und Herrlichkeit schier unerreichbar;
In Einem aber gänzlich unvergleichbar,
Dies zu behaupten, ich mir kühn getrau':
Schwarz ist die Stätte, wo sie tritt ins Leben,
Schwarz sieht sie sich — ja leider — oft umgeben,
Schwarz ist das Ziel, dem sie entgegeneilt;
Doch eh' sie es erreicht, wird sie zertheilt.

Auflösung der Rebus in Nr. 215:

1) Großmacht. 2) Besser zweimal fragen, als einmal irre gehen.

Richtig gelöst von Heinr. Schwaab in Kleinheubach, A. St. in Lohr, M. M., Adolf D....., August E. und Em. Sundheimer in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

25. Sept.	1538.	In Straßburg wird eine Hochschule gegründet.
„	1857.	Zusammenkunft der Kaiser von Rußland und Frankreich in Stuttgart.
26. Sept.	1770.	Die Russen unter Bauin stürmen Bender.
„	1815.	In Paris wird die heilige Allianzakte unterzeichnet.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Maillandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 223 Montag, 27. September 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Wie erfuhrt Ihr denn aber, daß Philipp in Nantes gefangen ist?“

„Durch Fräulein von Chateau-Giron.“

„Wie? Durch Philipps zweite Frau?“

„Ja.“

„Wo ist sie?“

„An Bord meines Luggers.“

„Seit Langem?“

„Seit sechs Wochen.“

„Erzählt, erzählt, Marcof.“

„Es ist Euch bekannt,“ sagte der Seemann, „daß Philipp eine zeitlang sich in England aufhielt und von da nach Deutschland ging. Er lebte dort zurückgezogen in einem Dorfe an den Ufern der Mosel unweit Koblenz, in der steten Hoffnung, daß die Sache des Königs über die Revolution siegen werde. Leider war dem nicht so. Jeder Tag brachte traurigere Nachrichten. Endlich stürzte der Tod des unglücklichen Königs alle wahren Freunde des Thrones in die größte Bestürzung, Philipp war fortan die Beute eines fixen Gedankens. Er stellte sich täglich vor, daß es eine Verletzung seiner Pflichten, eine Schmach für seine Ehre sei, unthätig zu bleiben. Seine Freunde schlugen sich hier, und er lebte ruhig in Deutschland. Er hatte seinen Namen und seinen Titel zwar abgelegt, um den Verfolgungen seiner Feinde zu entgehen; nichtsdestoweniger hielt er es für seine Ehrenpflicht, an den Posten zu eilen, den ihm seine Geburt anwies. Ungeachtet aller Bitten seiner Frau schiffte er sich nach Frankreich ein. Sie wollte ihn nicht verlassen und der alte Joselyn mochte sich gleichfalls nicht von ihm trennen. So verließen alle Drei Deutschland. Sie wollten in Cornwallis landen; ein Sturm verschlug sie aber nach St. Nazaire. Es sind jetzt dritthalb Monate.

Kaum gelandet, fielen sie in die Hände eines Haufens republikanischer Soldaten. Sie wurden festgenommen, verhört und nach Nantes transportirt. Unweit von der Stadt wurde die Eskorte, welche einige Hundert solcher unglücklicher Gefangenen mit sich führte, von den Unseren angegriffen.“

„Von den Unseren?“ rief Boishardy, „unter wessen Befehl?“

„Unter meinem,“ erwiderte Marcof, „Ich kam am 20. September mit meinem Lugger im Kanal von Anjoubert an. Ich erfuhr da, daß die royalistische Armee von Nantes geschlagen und zersprengt worden, und daß Chatelineau todt sei. Man erzählte mir, daß viele unserer Leute ohne Führer in der Gegend umherirrten, und daß täglich einzelne in die Hände der Blauen fielen. Ich beschloß, diese Leute zu sammeln und an das rechte Loire-Ufer zu führen. Ich schickte meinen Lugger nach Roche-Bernard, nahm einige meiner beherztesten Matrosen und durchstreifte das von den Feinden besetzte Land. In wenigen Tagen hatte ich über vierhundert Mann um mich geschaart. Da erhielt ich Kunde von dem erwähnten Gefangenen-Transporte. Ich beschloß, ihn anzugreifen. Mit einer wahrer Wuth fielen meine Leute über die Republikaner, deren an zweitausend waren, her. Schon hatte ich den rückwärtigen Theil ihrer Kolonne abgeschnitten, als sie von St. Etienne, wo man das Schießen gehört hatte, Verstärkung erhielten. Meine Leute geriethen zwischen zwei Feuer. Ich sah die Unmöglichkeit ein, uns länger zu halten, und gab Befehl zum Rückzug in den Wald. Die Blauen wollten uns verfolgen; aber die Nacht brach herein, und sie wagten nicht, weiter nachzudringen. So hatten wir einen halben Sieg errungen. Zweiundsechszig Gefangene hatten wir von der Republikanerkolonne abgeschnitten und befreit. Es waren meist Frauen und Kinder, welche vor Ermüdung rückwärts geblieben waren. Mehrere meiner Leute fanden unter ihnen ihre Frauen, ihre Kinder, ihre Mütter wieder. Auch fünf Nonnen befanden sich unter den befreiten Gefangenen. Sie baten um die Gnade, nach einem unserer „Placis“ gebracht zu werden, um dort die Verwundeten pflegen zu können. Ich versprach es ihnen. Da trat plötzlich eine von ihnen, als einer meiner Leute mich beim Namen nannte, lebhaft auf mich zu und fragte mit zitternder Stimme:

„Sie heißen Marcof?“ — Ich bejahte. Sie fiel auf ihre Knie und dankte dem Himmel. Ich fragte erstaunt um die Ursache ihrer Bewegung, und erfuhr zu meiner freudigen Ueberraschung, daß die Nonne Niemand anders war, als Julie v. Chateau-Giron, die Frau meines Bruders. Leider erfuhr ich aber auch, daß mein Bruder und Joselyn sich unter den Gefangenen befanden, die wir nicht zu befreien vermocht hatten.

Mein Entschluß war rasch gefaßt. Ich gab meinem Lieutenant Bervic den Auftrag, die Leute auf das rechte Loire-Ufer zu führen, während ich Julie von Chateau-Giron nach Roche-Bernard an Bord meines Luggers in Sicherheit brachte. Von dort eilte ich nach Nantes. Ich traf dort gerade an dem Tage ein, wo Carrier von den Behörden der Stadt empfangen wurde. Alles, was ich erreichen konnte, war, daß ich nach einem Aufenthalte von vierzehn Tagen erfuhr, daß Philipp und Jocelyn im Schlosse Aux eingesperrt waren. Ich hoffte zu ihnen gelangen zu können, allein dazu gebrauchte ich die Hülfe eines zweiten entschlossenen Mannes. Ich war eben im Begriffe, ihn zu suchen, als ich erfuhr, daß die Gefangenen aus dem Schlosse in das Stadtgefängniß gebracht worden waren. Ich eilte nach Nantes zurück, und war diesmal noch unglücklicher als das Erstemal, denn ich erlangte trotz abermaligen wochenlangen Harrens keinerlei positive Nachricht."

„Ihr wißt also gar nicht, was aus Philipp geworden ist?" fragte Boisbardy.

„Ich weiß blos, daß er noch lebt."

„Seid Ihr dessen gewiß?"

„Ja. Ich habe die Verzeichnisse der Personen gesehen, welche vor dem revolutionären Tribunal angeklagt sind, so wie der Tage, an welchen sie abgeurtheilt werden sollen. Philipp kommt am 26. Dezember vor das Tribunal. Bis dahin muß ich also Alles aufbieten, um ihn zu retten. Ich kehre noch heute Nacht nach Nantes zurück."

„Und gibt es eine Möglichkeit, Philipp zu retten?" fragte Boisbardy.

„Ich weiß es nicht," erwiderte Marcof, „aber ich will es wagen."

„Aber das ist ja Wahnsinn; das heißt den Himmel versuchen."

„Wahnsinn oder nicht; ich rette den Marquis von Loc-Ronan, oder wir sterben miteinander."

„Was ist Euer Plan, Marcof?"

„Carrier, den revolutionären Bluthund, der die Anhänger des Königs zu Hunderten hinmorden läßt, aus der Welt zu schaffen."

„Aber Ihr werdet nie bis zu ihm gelangen."

„Vielleicht doch."

Boisbardy ging mit großen Schritten auf und nieder. Dann blieb er vor Marcof stehen und sagte: „Ihr hofft also, Euern Bruder binnen acht Tagen zu retten?"

Ja, oder mit ihm zu sterben."

„Gut."

„Ihr billigt also mein Vorhaben?" fragte Marcof.

„Mehr als das," erwiderte Boisbardy, „ich will Euch dabei unterstützen. Ihr habt ein Herz und einen Arm nöthig, die Euch beistehen und für Euch eintreten, wenn Ihr unglückseliger Weise unterliegen solltet. Habt Ihr schon Jemanden gewählt?"

„Noch Niemanden."

„Nun, so wählet mich."

„Wie? Euch, Boisbardy?..."

„Ja mich; oder wollt Ihr mich etwa nicht zu Euerem Gefährten?"

Statt aller Antwort preßte Marcof den edeln Freund an sein Herz, und zwei große Thränen perlten über seine Wangen.

In diesem Augenblicke trat Fleur de Chêne ein und meldete, daß Keiner draußen harre.

„Laßt ihn herein!" riefen die beiden Anführer lebhaft, und gleich darauf erschien der junge Bretagner-Matrose auf der Schwelle. Marcof eilte ihm entgegen und schüttelte ihm herzlich die Hand.

„Du hast Deine Mission erfüllt?" fragte Boisbardy.

„Ja Kommandant."

„Hast Du den Grafen La Bourdonnaie gesprochen?"

„Ich habe ihn gesprochen und ihm auch die Papiere eingehändigt, die Sie mir übergeben hatten."

(Fortsetzung folgt.)

Der Walzerkönig.

(Schluß.)

In London spielte Strauß under the Patronage of Her Majesti the Queen Victoria, eroberte aber ohne Patronat die Herzen und Sterlinge der Londonerinnen im Fluge. Madame Rothschild und der Herzog von Wellington und alle, die an das Geld und den Ruhm dieser beiden hinanreichten, feierten Strauß, und dieser feierte wiederum die Londoner Saison, die Londoner Wettrennen und die Huldigung der Königin Viktoria durch einen Walzer, wie ihn London, wie ihn England bisher noch nicht gehört und getanzt. Es kamen aber mehr Depeschen von Wien an Strauß, wie von Wien an den Gesandten Esterhazy. Die Wiener wollten ihren Strauß wieder haben, sie gönnten ihn selbst der Victoria nicht mehr, und Strauß gehorchte, er kehrte zurück, todtkrank von allen Strapazen.

Als nun Strauß nach überstandenem Nervenfieber wieder zum ersten Male beim Sperl auftrat, da wurde ihm aufs Neue begeistert gehuldigt. Es war fast eine Verletzung des Nordens, daß er gleich bei seinem ersten Auftreten nach seiner Triumphreise durch Paris und London den Wienern vorspielte: „Es ist nur ein Wien."

Aber jetzt konnte er es freilich wissen, daß es nur ein Wien gäbe, und die hingerissenen, entzückten, übersprudelnden Wiener jubelnten ihm entgegen: „Es gibt nur einen Strauß!" — London und Paris und die Reise hatten aber doch dem blüthenduftigen, knospenreichen Walzengeiger angethan. Er sollte wieder Wien, das einzige, mit seinem Taktstock beherrschen, Privat-

Digitized by Google

bälle und öffentliche Bälle leiten, ohne Unterbrechung leiten und alles das trotz seiner Schwäche, trotz seines geisterbleichen Antlitzes, trotz seiner Hinfälligkeit. Er hielt's aus, er that, was Wien stürmisch verlangte, was Wien flehentlich erbat, bis, ja bis ihm auf dem Ball des russischen Gesandten der Geigenbogen entglitt und er selbst besinnungslos zu Boden fiel. Noch einmal genas er, und am 1. Mai 1839 konnte er sich wieder den Wienern zeigen, den Wienern im Augarten auf der Maipromenade. Von der letzten großen, stürmischen Reise hatte er seinen Wienern aus Frankreich die Quadrille mitgebracht, die dem rasenden, stürmischen, athemberaubenden Galopp, dem schon so manches Leben zum Opfer gefallen, das Feld streitig machen sollte. Die Wiener Karnevalquadrille, die Moden-, Haute Volée-, Volksgarten- und Redoutenquadrille waren die Frucht seiner Quadrillenstudien in Paris.

Jetzt aber verließ Strauß sein liebes Wien nie wieder auf längere Zeit. So weit er sich auch in den folgenden Jahren von der Donau entfernte, er traf doch immer wieder zu den beliebten Katharinenredouten in Wien ein. Im Jahre 1845 und im Jahre 1847 sah ihn Berlin auf kurze Zeit wieder, da brauste der Sturm von 1848 heran, die eben komponirten „Aetherträume und Amphionsklänge" verhallten, und unter Trommelschlägen wurde der Marsch der „Studentenlegion", der „Freiheitsmarsch", der „österreichische Nationalgardemarsch" und der Marsch des „einigen Deutschlands" komponirt.

Doch selbst inmitten der politischen Sturm- und Drangperiode konnte der Walzerkönig nicht von seinem Reich lassen, und er komponirte trotz des Brausens in den knospenden Reisern die schönen Walzer: „Sorgenbrecher" und „Landesfarben". Das folgende Jahr war sein Todesjahr.

Von einer Kunstreise, die sich wieder bis London ausdehnte, zurückgekehrt, warf ihn bald der Scharlach, der selbst den Purpur der Könige nicht schont, auf das Krankenlager, und am 25. September raffte ihn der Tod hinweg. Seine Leiche wurde am 27. im Dom des St. Stephan eingesegnet, dann nach dem Döblinger Friedhofe gebracht und neben Lanner, dem vor sechs Jahren ihm vorangegangenen Freund und Nebenbuhler, gebettet. Wien trauerte und sendete dem entschlafenen Meister einen grünen Lorbeer und bunten Blumenkranz in die Gruft nach.

Jetzt sind zwanzig Jahre seit dem Tode des Meisters vergangen, der 241 Werke, größtentheils Walzer (seine beiden letzten Walzer waren „des Wanderers Lebewohl" und die „Friedensboten") komponirt hat. Der Sperl, Tivoli, Krapfenwaldel, Döbling, Hitzing u. s. w. sind nicht mehr die alten. Das neue Wien findet aber in seinen neuen Vergnügungslokalen, in der neuen Welt zu Hitzing, in den Blumensälen der Gartenbaugesellschaft, im Sophiensaale, in den neu dekorirten Hallen des Volksgartens u. s. w., auch seine neuen Walzer und wiederum von einem Strauß. Der älteste Sohn des berühmten Tonkünstlers, auch ein Johann Strauß, auch ein Hofballmusikdirektor, überstreut auf den winterlichen Redouten und Hofbällen Neuwien mit seinen des Vaters würdigen Tonschöpfungen, während er allsommerlich der nordischen Palmyra (Petersburg) zueilt, um in den nachbarlichen, prächtigen Baurhalls der Newastadt den eisigen Norden in der Gluth seiner Kompositionen aufthauen zu lassen, und ihn mit der „schönen blauen Donau" und den „Geschichten aus dem Wiener Walde" wie mit einer Fata Morgana zu necken. (Aus dem Daheim.)

Herbstliches Panorama.

1.

Herbst.

Keine Knospen sprossen,
Keine Blumen blüh'n;
Blüthenpracht
Ueber Nacht
Hat ein Frost verschlossen,
Blätterschmuck dahin.

Kalte Regenschauer
Ueber Flur und Au'n;
Vogelsang
Flüstert bang,
Leise, wie zur Trauer,
Aus des Nebels Grau'n.

Kahl die Erntefelder,
Wüst' und planlos, wild;
Alles gleich
Dürr und bleich,
Stolze, freie Wälder
Sind des Todes Bild!

Alois Josef Ruckert.

Kunst und Literatur.

Die Idee, für die Abonnenten der verbreiteten illustrirten Zeitschriften „Ueber Land und Meer", „Illustrirte Welt" und „Zu Hause" statt der bisherigen Bilder-Prämien eine Prämien-Vertheilung von Werthpapieren zu veranstalten, wurde, wie uns angezeigt wird, von der Verlagshandlung wieder aufgegeben, weil dieß in einigen Staaten als ein Lotterie-Unternehmen betrachtet und auch sonst mißdeutet worden ist.

Digitized by Google

Wir nehmen gerne Gelegenheit, diesen Sachverhalt unsern Lesern mitzutheilen, um etwaigen böswilligen Unterstellungen die Spitze abzubrechen.

Mannigfaltigkeiten.

Der am 6. d. Mts. in Washington verstorbene Kriegsminister Joh. A. Rawlins war am 12. Februar 1832 in einem Landdistrikt von Illinois geboren. Durch Selbststudium erwarb er sich Kenntnisse, besuchte auf kurze Zeit eine Hochschule und fing alsdann im Jahre 1855 zu Galena in Illinois, dem Wohnorte Grants, an, als Advokat zu praktiziren. Als der erste Schuß auf Fort Sumter gefallen war, erklärte er in einer Versammlung, die Zeit des Vergleiches sei jetzt zu Ende, und für jeden redlichen Mann handle es sich nur noch darum, das Vaterland zu retten. Diese Erklärung hatte zur Folge, daß sich ihm Ulysses Grant näherte. Sobald durch die Unterstützung des Gouverneurs von Illinois Grant sich Bahn gebrochen und von einer Stufe zur anderen bis zum Brigadegeneral gestiegen war, bat er sich für Rawlins ein Majorspatent und einen Platz in seinem Stabe aus. Mit dem ihm eigenen Scharfblick hatte er sofort den Mann erkannt. Von jenem Augenblicke an waren die Beiden unzertrennlich. Die militärische Laufbahn des Einen ist die des Andern. Von Belmont bis zu Appomattox schritten Grant und Rawlins neben einander, durch Niederlagen und Siege, durch schwere Prüfungen und Triumphe. Es vereinte sie eine Freundschaft, die durch nichts getrübt wurde, und Niemand kann sagen, wie viel, wie unendlich viel das Land dieser Freundschaft verdankt. Rawlins starb an den Folgen einer Krankheit, die er sich bei der Campagne von Vicksburg zugezogen. Die offizielle Landestrauer wird drei Monate währen. Die Regierung gedenkt, für die mittellos hinterlassene Familie des Verstorbenen zu sorgen.

Bei der Vertiefung des Hafens bei Calmar fand neulich ein Arbeiter eine von den alten plumpen viereckigen schwedischen Kupfermünzen, 16 Zoll lang und 11 Zoll breit, 38½ Pfund schwer, versehen mit fünf Stempeln, von denen die in den Ecken abgenutzt und undeutlich sind; in der Mitte aber steht deutlich „X Daler Silvermünze“ (6 = 1 Thlr.). Man pflegte sich in Deutschland früher, wie Referent selbst in seiner Jugend dort gehört hat, zu erzählen, daß der schwedische Bauer, wenn er Sonntags in den Krug ginge, das dazu erforderliche Geld in einem Sack auf dem Rücken mitschleppen müßte und daß das mitgenommene schwere Geld dann nur zur Bezahlung des Verzehrten hinreichte, so daß bei der Rückkehr der Geldsack leer wäre. Wenn diese Erzählung auch übertrieben war, so beweist doch der erwähnte Fund, daß etwas Wahres daran gewesen sein muß. Auf dem Kirchhofe von Thorstuna in Westeräs Län unweit Enköping fand man, als man ein Grab machte, in einem zerfallenden morschen Sarge, der vor wenigstens 50 Jahren niedergesenkt worden war, unter Gebeinen eine kleine Flasche, gefüllt mit — Branntwein.

Der Heldendarsteller des Prager Theaters, Herr Gallenstein, hat dem Vernehmen nach mit Frl. Ziegler einen Vertrag geschlossen zu einer Gastspielreise nach Amerika im Jahre 1871.

[Grabschrift.] Auf dem Grabsteine eines amerikanischen Advokaten ist folgende Inschrift zu lesen: „Der Tod folgte nicht dem Beispiele des Advokaten; er machte kurzen Prozeß mit ihm.“

Räthsel.

Als in grünen Schmuck gekleidet
Wir noch waren klein und schwach:
Habt ihr an uns das Aug' geweidet
Und betend sprach zu Gott ihr: Wach!
Da wir nun größer sind geworden,
Beugt sich beschwert unser Haupt,
Und es ertönt in allen Orten:
Preist dankbar euern Gott, und glaubt,
Daß ferner er zu allen Zeiten
Uns uns're Speise wird bereiten!
Nur wollt' nicht Denen von uns gleichen,
Die's leere Haupt stets aufwärts zeigen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 216:
Café.

Richtig gelöst von M. M. und Em. Sundheimer in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

27. Sept. 1555. Augsburger Religionsfriede.
„ 1808. Zusammenkunft von Napoleon I. und Alexander I. von Rußland in Erfurt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Bailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 224 Dienstag, 28. September 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Was gibt es Neues in Cornwallis?“ fragte Boishardy.

„Die Blauen verwüsten noch immer das Land. Die Guillotine arbeitet in Brest ohne Unterlaß. Sie morden den ganzen lieben Tag.“

„Weiter?“

„Die Republikaner von Audierne, Rosporden und Quimper jagen unsere Leute in den Wäldern auf, und tödten, wen sie erwischen. Fouesnan, Penmarkh, Plogastel und all' die umliegenden Orte liegen in Schutt und Trümmern; die Einwohner haben sich in die Wälder geflüchtet.“

„Und was macht La Bourdonnaie?“

„Er verwüstet ebenfalls das Land, und vernichtet Alles, was den Blauen und ihren Freunden gehört. Er brennt Alles nieder und schneidet die Kommunikationen im Innern ab. Die Transporte der Republikaner werden sämmtlich von unseren Buschen abgefangen, und können nicht mehr nach Brest hinein; man hofft, daß die Stadt vor Monatfrist durch Hunger bezwungen sein dürfte.“

„Ist das Alles?“ fragte Boishardy.

„Nein.“

„Was gibt's noch?“

„Ich habe Ihnen noch dies Papier einzuhändigen.“

Boishardy griff lebhaft nach dem von Keiner dargebotenen Papier und las dasselbe aufmerksam durch. Es war ein eigenthümliches, in drei Abtheilungen eingetheiltes Manuskript. In der ersten standen Namen, in der zweiten eine genaue Schilderung der finanziellen und politischen Stellung der bezeichneten Personen, und in der dritten waren verschiedene Bemerkungen über die von den Personen bewohnten Orte und Städte. An jedem Namen stand mit rother Tinte einer der drei Buchstaben S R oder T geschrieben.

„Was ist das?“ fragte Marcof.

„Das sind die Namen aller der zwischen Brest und Roche-Bernard wohnenden Leute, welche sich weigern, die Waffen zu ergreifen.“

„Und was bedeuten die rothen Buchstaben.“

„Beobachten. Lösegeld auferlegen. Tödten.“ *)

„Ich verstehe.“

„Gut; ich will nur noch diese Liste kopiren, und sie an unsere Leute schicken, die bei Vannes lagern. Binnen dreimal vierundzwanzig Stunden wird jede in dieser Liste verzeichnete Person auf die ihr zukommende Art behandelt sein.“

„Sind ähnliche Maßregeln schon früher genommen worden, und haben sie Erfolg gehabt?“

„Sicher.“

Marcof machte ein Zeichen des Erstaunens.

„Mißbilligt Ihr vielleicht diese Verfahrungsweise?“

„Nein,“ versetzte Marcof, „aber ich kann nicht begreifen, wie man Zutrauen zu Soldaten haben kann, die nur gezwungen den Fahnen folgen.“

„Ah, bah, nach zwei oder drei Zusammentreffen mit den „Blauen“ schlagen sie sich gerade so gut wie die Andern. Und dann, wenn wir vorwärts marschiren, dürfen wir es doch nicht wagen, hinter unsern Rücken Verräther zurückzulassen.“

„Es ist wahr.“

„Das wäre also abgemacht. Jetzt, Marcof, will ich nur noch rasch ein halbes Dutzend unserer weiblichen Kuriere abfertigen, dann stehe ich ganz Eurer Person zu Diensten.“

Und der Kommandant setzte sich an den Tisch und durchflog hastig einige Papiere.

„Aber,“ bemerkte Marcof, „könnt Ihr Euch auch auf acht Tage entfernen? Kann der Platz ohne Euch bleiben? Eure Abwesenheit kann der allgemeinen Sicherheit schaden.“

„Man wird nichts von ihr erfahren,“ erwiderte Boishardy. „Höre, Keiner, Du bist ein Mensch, auf den ich bauen kann. Ich will Dir ein Geheimniß anvertrauen. Ich und Marcof gehen noch diese Nacht nach Nantes. Alle unsere Leute müssen glauben, wir seien bei La Roche Jacquelin; blos Fleur de Genêt darf außer Dir die Wahrheit wissen. Verstehst Du mich?“

„Vollkommen.“

„Wenn während meiner Abwesenheit der Platz angegriffen wird, so sagst Du unsern Leuten, sie mögen

*) Im Französischen S(urveiller). R(anconner). T(uer).

nur festen Stand halten, und eilst zu Cormatin, kündigst ihm unsere Abwesenheit an, und forderst ihn auf, das Kommando des Platzes zu übernehmen. Fleur de Chêne werde ich dieselben Weisungen geben. Wenn wir binnen zehn Tagen nicht zurück sind, so gehst Du zu Herrn von La Roche Jacquelin und übergibst ihm das versiegelte Schreiben, das ich in diesem Schubfache zurücklassen werde. Wirst Du meine Weisung pünktlich befolgen?"

„Nein!" erwiderte Keinec entschlossen.

„Wie?" riefen Boishardy und Marcof erstaunt.

„Sie müssen Jemand andern dazu bestimmen, Kommandant."

„Und warum?"

„Das sollen Sie gleich erfahren."

Der junge Mann trat mit feierlicher Miene einen Schritt vor. „Sie sagten, daß Sie nach Nantes wollen?"

„Ja."

„Mit Marcof?"

„Ja."

„So gehe ich mit Ihnen."

„Du?"

„Ja, ich. Es ist zehn gegen eins zu wetten, daß Sie sich dort durch Ihre Entrüstung hinreißen lassen und in Gefahr gerathen. Ein Arm mehr ist stets von Nutzen. Nehmen Sie den meinen an!"

Boishardy sah Marcof an. Keinec bemerkte diesen Blick und ergriff die Hand des Kapitäns."

„Marcof," rief er, „Du weißt, ob ich Dich liebe, ob ich Dir treu und ergeben bin. Du gehst nach Nantes, um irgend eine große heldenmüthige That auszuführen; ich kenne sie nicht, aber ich errathe sie. Uebrigens verlange ich auch nicht, Dein Geheimniß zu erfahren; nur weise mich nicht ab. Laß mich Dein Begleiter sein. Du wagst Dein Leben, ich will an Deiner Seite bleiben."

„Und wenn ich Dir befehlen würde, hier zu bleiben?" fragte Marcof.

„So thätest Du Unrecht," erwiderte Keinec entschlossen, „denn ich würde Dir dennoch auch gegen Deinen folgen. Ich würde ungehorsam sein. Ich habe gewiß immer gehorcht, Herr von Boishardy. Ich habe Dich, Marcof, immer als meinen Chef, als meinen Vater betrachtet. Du kennst mich, und weißt, daß Du auf meine ganze Ergebenheit zählen kannst. Weißt mich nicht zurück, nehmt mich mit Euch, ich beschwöre Euch darum. Laßt mich an Eurer Seite fechten, mit Euch siegen oder sterben. Marcof, es ist die erste Gnade, um die ich Dich bitte . . . ich habe ein Recht auf sie."

„Nun gut!" sagte Marcof, „es sei; halte Dich also heute Nacht um drei Uhr bereit."

„Ich danke Dir!" rief der junge Mann, drückte Marcof's Hand an seine Lippen und entfernte sich, um von Johoua Abschied zu nehmen.

Um drei Uhr Nachts verließen die drei Männer in Mäntel gehüllt die Wohnung Boishardy's. An einer abgelegenen Stelle des Waldes wartete Fleur de Chêne mit drei gesattelten Pferden. Boishardy flüsterte demselben noch seine letzten Weisungen zu, dann schwang er sich gleich seinen beiden Gefährten in den Sattel, und wenige Sekunden darauf waren die drei Reiter in der Dunkelheit der Nacht verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Die siamesischen Zwillinge

haben in der letzten Zeit durch ihr erneutes öffentliches Auftreten wieder so viel von sich sprechen gemacht, und es ist über dieselben so viel theils gegründetes, theils ungegründetes Gerede im Umlauf, daß es für unsere Leser gewiß von Interesse sein wird, etwas Zuverlässiges und von einer wissenschaftlichen Autorität Herrührendes über dieselben zu vernehmen. Der nachfolgende getreue Bericht findet sich in dem neuesten Hefte der in London erscheinenden „Zeitschrift für Menschenkunde und rührt her von Herrn Dr. Beigel, einem deutschen Arzte in London und einem der Vizepräsidenten der Londoner Anthropologischen Gesellschaft, welche Gesellschaft seit der kurzen Zeit ihres Bestehens schon so viel Dankenswerthes für den Fortschritt der Lehre vom Menschen geleistet hat. Die siamesischen Zwillinge sind nun allerdings ein Naturwunder, aber kein solches, welches, wie so Viele meinen, eine Ausnahme von den gewöhnlichen Gesetzen des anatomischen und physiologischen Geschehens macht, sondern dessen Merkwürdigkeit nur in dem seltenen Zusammentreffen einer Reihe zufälliger Umstände besteht. Die Erscheinungen, welche Herr Beigel an dem seltsamen Brüderpaar beobachtet oder konstatirt hat, sind vielmehr alle genau so, wie sie nach den allgemeinen Regeln der Vorgänge im lebenden und speziell menschlichen Körper erwartet werden mußten. Zunächst leidet es nach Beigel keinen Zweifel, daß die verbundenen Brüder zwei unter einander ganz verschiedene und in jeder Hinsicht getrennte Wesen sind. Sie sind verschieden in ihren Gefühlen, ihren Meinungen, ihrem körperlichen Befinden ꝛc., und das einzige Gemeinsame besteht darin, daß sie sich seit achtundfünfzig Jahren daran gewöhnt haben, so zu handeln, als ob sie Eins wären. Der Eine ist bisweilen krank, der Andere nicht; der Eine hat Hunger, der Andere nicht; der Eine ist schläfrig, der Andere nicht; der Eine hat das Verlangen, große Bedürfnisse zu befriedigen, der Andere nicht. Ihr Puls oder Herzschlag geht oft sehr verschieden. Jeder bewegt seine Glieder willkürlich für sich. Der Eine spielt die Violine, der Andere die Flöte. Sie sind verheirathet und haben neun erwachsene Kinder. Die gegenseitige körperliche Verbindung Beider besteht in einer knorpeligen Verlängerung und über-

mäßigen Ausbildung des sogenannten schwertförmigen Fortsatzes der beiderseitigen Brustbeine, welche Verlängerung ein festes, aber einigermaßen nachgiebiges, mit Haut überzogenes Band von ungefähr sieben Zoll Länge und von der Dicke eines Armes von einer Brust zur andern bildet; doch besteht dabei jede Brusthöhle gesondert und abgeschlossen für sich. Eine solche Verbindung mit vollständiger Entwicklung zweier Individuen ist überaus selten, und ist bis jetzt in früherer Zeit erst einmal, und zwar im sechszehnten Jahrhundert, beschrieben worden.

Vom physiologischen Standpunkte aus bieten die Zwillinge eigentlich wenig Interesse, und die einzig wichtige Beobachtung in dieser Hinsicht bildet die genauere Bestimmung desjenigen Punktes des Verbindungs-Bandes, wo Beide eine gemeinschaftliche und wo sie eine gesonderte Empfindungsfähigkeit haben. Genau in der Mitte des Bandes nun befindet ein Zwischenraum von ungefähr einem halben Zoll Breite, wo die Brüder einen darauf eingebrachten Eindruck, z. B. einen Nadelstich, gemeinsam empfinden; darüber hinaus aber tritt jederseits gesonderte Empfindung ein.

Es besteht kein Zweifel darüber, daß eine chirurgische Trennung beider Brüder sehr leicht und ohne wesentliche Lebensgefahr für dieselben vorgenommen werden könnte; alle ärztlichen Autoritäten, welche man deßhalb konsultirt hat, stimmen hierin überein. Nur wäre wohl zu befürchten, daß Beide nach der Trennung einige Schwierigkeit empfinden würden, für sich zu handeln und ohne die gewohnte Unterstützung des Andern zu gehen. Die Brüder selbst weisen jedoch jeden Vorschlag einer Trennung entschieden zurück — aus Gründen des Gelderwerbs. Sollte freilich — was aller Wahrscheinlichkeit nach geschehen wird — Einer vor dem Anderen sterben, so müßte die im Leben zurückgewiesene Trennung nothwendiger Weise noch nachträglich vorgenommen werden.

Dr. L. Büchner.

Herbstliches Panorama.

2.

Blumen und Frucht.

Brinat der Lenz bei milder Luft
Erstes Grün und Veilchenduft,
Springt der Knab' mit Reif und Ballen
Durch die neuergrünten Hallen,

Bringt der Sommer volle Rosen,
Mag der Knab' das Mädchen kosen
In der Laube; still verborgen
Aus dem Neste Vöglein horchen,

Und die Veilchen sind verblüht,
Und die Rosen abgefallen;
Durch die fahlen Schattenhallen
Schwermuthsvoll der Herbst einzieht.

Aber volle Bäume geben
Uns die schmackhaft gold'ne Frucht; —
Gibt dem Manne auch das Leben
Jene Früchte, die er sucht?

Alois Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein frecher Schwindler.] Die „Schl. Ztg." schreibt: Endlich ist es geglückt, den so lange verfolgten Hochstabler Stiebe in Leipzig zu verhaften, der vor circa 3 Monaten in einer Breslauer Weinhandlung einen Hunderthalerschein gewechselt hatte und mit dem gewünschten Gelde unter Zurücklassung seines Hutes verschwunden war, ohne den Hunderthalerschein vorher gezahlt zu haben. Ganz in derselben Weise hat er später Gastwirthe und Weinhändler in Görlitz, Ratibor, Dresden, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M. und Wiesbaden betrogen. Am letzteren Orte traf er mit einer feingekleideten Gesellschafterin in einem der größten Gasthöfe ein, und nachdem er seine Reiseeffekten nach den bereitstehenden Zimmern hatte bringen lassen, bestellte er drei Galawagen, in welchem seine angeblich aus Paris ankommenden Eltern vom Bahnhofe abgeholt werden sollten. Zuvor hielt er es aber für angemessen, sich wiederum auf die bewußte Weise einen Hunderthalerschein zu wechseln, worauf er auf Nimmerwiedersehen verschwand. In den Reisekoffern befanden sich Heu und Steine; die gemietheten Wagen mußten unverrichteter Sache ins Hotel zurückkehren. Selbst seine mit ihm angekommene Gefährtin, die er im Stiche ließ, hatte er zuvor noch um 20 Thaler betrogen. Von Wiesbaden aus lenkte er seine Schritte wiederum nach Leipzig, wo ihn endlich das Schicksal ereilte. Sämmtliche Betrügereien sind von ihm bereits eingestanden worden.

[Auch ein Anlehen.] Ein Herr wurde kürzlich um Mitternacht auf dem Place Bellecour in Lyon von einem Fremden in folgender höflicher Weise angeredet: „Mein Herr, würden Sie vielleicht die außerordentliche Gewogenheit haben, mir Jemanden zu nennen, der im Stande wäre, mir zwei Sous zu leihen?" „Sehr gern", erwiderte der Angeredete ernsthaft. „Ich bin überzeugt, Sie thun am besten, wenn Sie sich an eines der hiesigen Kreditinstitute vertrauensvoll wenden. Gegen die entsprechende Unterlage wird gewiß jedes derselben Ihnen den verlangten Kredit auf das Sous

lanteste bewilligen." „Meinen verbindlichsten Dank", sagte der unerschütterliche Fremde, „doch sind die Geschäfte, welche Sie so freundlich waren, mir zu empfehlen, augenblicklich geschlossen, während ich die größte Eile habe, noch vor morgen Früh in Besitz des Kapitals zu gelangen. Sie werden an meinen Worten nicht zweifeln, wenn ich Ihnen anführe, daß ich ohne zwei Sous auf der Straße zu schlafen genöthigt wäre!" Der gewünschte Betrag wurde sofort gezahlt.

Ein räthselhafter Verbrecher macht schon seit einem Monate den Behörden zu Berlin viel Kopfzerbrechens, ohne daß es bis jetzt gelungen ist, seinen Namen zu entdecken. Der Unbekannte, ein junger Mann von ca. 21 Jahren, war in der Nacht des 20. August um 1 Uhr die Kurstraße entlang gekommen, und da er über einem Kellerhalse in dem Hause des Hotelbesitzers Stecher ein Parterrefenster geöffnet sah, so kletterte er in das Zimmer und versuchte, mit Hülfe eines Champagnerbrechers — des einzigen Werkzeuges, welches er bei sich führte — ein Damen-Schreibbureau zu öffnen. Als ihm das Instrument entzwei ging, ohne daß er seine Absicht erreichte, ging er in ein Nebenzimmer, woselbst er aus einer dort stehenden Kiste sich eine Cigarre anzündete, während er zwei andere Cigarren in die Tasche steckte und sich dann auf ein Sopha legte, in der Absicht, einige Stunden daselbst auszuruhen. Er verfiel in einen tiefen Schlaf, der so lange dauerte, bis Morgen 6 Uhr ein Dienstmädchen ins Zimmer trat, und als sie den Fremden dort liegen sah, den Portier des Hotels herbeiholte. Der Unbekannte wurde nun arretirt, gab an, er heiße William Smith, sei aus Görlitz geboren, habe seine Eltern frühzeitig verloren. Er wollte erst vier Tage lang in Berlin sein, und zwar war er seiner Angabe nach hierher aus Stettin gekommen, woselbst er als Arbeiter beschäftigt gewesen war. Die ersten Nächte hatte er im Thiergarten geschlafen, in der letzten in der Kurstraße. Diese Angaben erwiesen sich als falsch, denn der angebliche William Smith widerrief selbst später, daß der von ihm angegebene Name der seinige sei, während er andererseits sich entschieden weigerte, seinen richtigen Namen zu nennen. Seine Absichten eines Diebstahls gab er zu. Es ist deßhalb nichts Anderes übrig geblieben, als den Menschen zu photographiren und eine genaue Personalbeschreibung von ihm aufzunehmen und zirkuliren zu lassen.

[Ein Toilettewagen.] Der Kaiserin Eugenie von Frankreich gebührt das Verdienst der Erfindung eines „Toilettenwagens", vermöge dessen sie im Stande ist, wenn sie auf Reisen sich befindet, ohne Beschwerlichkeit oder Zeitverlust ihr Kostüm zu wechseln. Bei ihrer jüngsten Ankunft in Lyon erschien sie, nachdem sie fast bis zur letzten Station ein einfaches blaues Reisekostüm nebst schwarzem Strohhute getragen, auf dem Bahnhofe, wo die Spitzen der Behörden zu ihrem Empfange versammelt waren, zum Erstaunen Aller in einer prächtigen Hofrobe von seegrünem Satin mit gleichfarbiger langer Schleppe, einem prachtvollen Perlenhalsband mit Rubinenagraffe und einer mit Rubinen besetzten Coiffure von Wasserlilien.

Die Taschendiebe in Berlin sind gute Operateure, die Schutzmänner noch bessere. Beim Gedränge im Humboldthaine kam einem Herrn die Uhr weg, er interpellirte sofort seinen Nachbarn, einen sehr anständigen Herrn, den er stark im Verdacht hatte. Der Herr war leider taubstumm und konnte nur mit unverständlichen Lauten und Gestikulationen antworten. Ein Schutzmann trat hinzu, sah sich den Taubstummen an, öffnete ihm den Mund und zog die Uhr heraus. Der Fremde bekam seine Uhr wieder, der Taubstumme seine Sprache.

Charade.

Mein Erst' und Zweites gilt hienieden
Für aller Launen Inbegriff;
Wem ihre Gunst nicht ward beschieden,
Der ward schon oft durchweichet tief.
Mein Drittes ist seit alter Zeit
Das Sinnbild der Zerbrechlichkeit.
Wie oft zu meinem Ganzen schreitet
Der Mann, wenn er 'ne Reise thut,
Wenn zum Spaziergang angekleidet
Die Frau, und wenn in Eifers Gluth
Sie eine Hauswasch absolvirt.
Laß seh'n, wer mich errathen wird?

Auflösung des Rebus in Nr. 216:

Der Gang nach dem Eisenhammer.

Richtig gelöst von M. M. und A. A.

Geschichtskalender.

28. Sept. 1197. Kaiser Heinrich V. stirbt zu Messina.
" 1822. Schlacht bei Mühldorf, Ludwig von Bayern nimmt den Gegenkaiser Friedrich von Oesterreich gefangen.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 225 Mittwoch, 29. September 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

XXXIII.

Nantes bot im Dezember 1793 einen furchtbaren Anblick dar. Seit dem 8. Oktober trieb hier Jean Baptist Carrier, außerordentlicher Abgeordneter des Nationalkonvents, sein erschreckliches Unwesen. Die Belagerung der republikanisch gesinnten Stadt durch die Royalisten unter Chatelineau hatte einen großen Theil der Vorstädte in Trümmer gelegt und die Bevölkerung stark gelichtet. Schwerer, blutiger und verheerender lastete jedoch jetzt der Terrorismus Carrier's und seiner entmenschten Freunde auf der armen Stadt.

Sie lag öde und traurig; nirgend gewahrte man jene Bewegung, jene Geschäftigkeit, jenes frische lebendige Treiben, das die Handelsstadt kennzeichnet. Die Straßen waren verlassen, die Quais düster und still. Blos am Bouffay-Platze gab es einige Bewegung. Dort war nämlich die Guillotine aufgerichtet, welche Tag für Tag eine Anzahl unglücklicher Personen aus dem Leben schaffte. Um das Schaffot waren zahlreiche Sitze und Bänke aufgestellt; kluge Spekulanten vermietheten die Plätze an die warmen „Patrioten", wie sich die Sankeulotten nannten, damit dieselben dem entsetzlichen Schauspiele mit größerer Bequemlichkeit beiwohnen konnten.

Jean Baptist Carrier war zur Zeit des Ausbruchs der Revolution ein Mann von etwas über dreißig Jahre. Ein unbekannter Prokurator ohne Namen trat er sofort als der eingefleischteste Feind des Adels auf, und wurde 1792, als der Revolutionskonvent zusammentrat, in denselben gewählt. Mit der Blutgier eines Tigers reihte er sich sofort unter die heftigsten Mitglieder des Berges, stimmte für den Tod Ludwig's XVI. ohne Aufschub und Berufung ans Volk, trug zu der Bildung des Revolutionstribunals bei, und nahm thätigen Antheil an dem Tage des 31. Mai, welcher die Aechtung der Girondisten nach sich führte.

Der siegreiche Berg wollte in den Departements eine seinen Anschauungen entsprechende Bewegung hervorbringen, und dachte daran, mehrere seiner Mitglieder mit Prokonsular-Gewalt zu begleiten. Carrier, mit einer außerordentlichen Mission im Norden betraut, entfaltete einen so fanatischen Eifer, daß seine Freunde in Entzücken geriethen, und als in Nantes sich föderalistische Absichten kundgaben, wurde Carrier als Abgeordneter des Nationalkonvents dahin geschickt. Er war mit diskretionärer Gewalt ausgerüstet, und ermächtigt, alle Maßregeln der Strenge zu ergreifen, die ihm nur immer nothwendig erscheinen sollten. Das hieß einfach, die ganze Stadt dem Henker überliefern.

Der Prokonsul hatte seine Wohnung in einem ziemlich schönen Hause in jenem Stadttheile, welcher den Namen Richebourg führt. Im Erdgeschosse befand sich eine Wache von Sankeulotten. Zwei Posten gingen vor dem Eingange auf und ab, andere saßen oder lagen vor dem Hause oder im Eingange und rauchten, tranken oder sangen. Diese Leute gehörten zu der sogenannten Marat-Kompagnie, deren Hauptmann Carrier selbst war, dem ein gewisser Pinard als Lieutenant zur Seite stand. An dem Tage, wo Carrier diese Kompagnie gründete, hielt er folgende Ansprache an sie:

„Ihr, meine braven Sankeulotten, seid in Noth, während Andere in Ueberfluß leben. Was die großen Kaufleute besitzen, gehört Euch eben so gut, als ihnen. Es ist Zeit, daß der Besitz ein Mal wechselt. Macht mir nur fleißige Anzeigen. Das Zeugniß zweier guter Sankeulotten wird mir genügen, die Köpfe jener Aristokraten fallen zu machen, denn das Wort eines wahren Patrioten ist mehr werth als das Leben von hundert reichen Leuten."

An demselben Tage dekretirte der Prokonsul „die Verhaftung aller Leute von Vermögen und Geist." Das Dekret klingt so widersinnig, daß man heutzutage kaum an seine Möglichkeit glauben mag, und doch existirt dasselbe bis zu dieser Stunde in den Archiven der Stadt Nantes.

Die Marat-Kompagnie bezog allein die Wache im Hause des Prokonsuls. Die Mitglieder derselben trugen die gewöhnliche Sankeulotten-Kleidung jener Zeit: ein weiß- und blaugestreiftes Beinkleid, eine braune Jacke, die Carmagnole genannt, einen rothen Gürtel, woran eine Patrontasche hing, und die phrygische Mütze mit der dreifarbigen Kokarde. Anstatt dieser Kokarde hatten Einige von ihnen frisch abgeschnittene noch blu-

Digitized by Google

triefende Ohren von Frauenspersonen an ihren Mützen aufgesteckt.*)

In dem Augenblicke, wo wir die Leser vor das Haus des Prokonsuls führen, tritt eben ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, von häßlichem und abstoßendem Aeußern, aus einer Seitenstraße auf den Platz und lenkt seine Schritte gerade auf die Wache zu. Es ist Pinard, der Lieutenant der Marat-Kompagnie und Vertraute Carrier's. Er scheint bei seinen Genossen sich einer besonderen Verehrung zu erfreuen. Sein Erscheinen wird von zahlreichen Zurufen begrüßt.

„Gruß und Bruderschaft, Bürger!" rief eine herkulische Gestalt, ihm die breite Hand reichend.

„Guten Tag, Brutus!" erwiderte Pinard.

„Woher kommst Du?"

„Vom Revolutionstribunal. Ich habe mich schrecklich geärgert. Souchon, der Präsident des Tribunals, will sich die Miene geben, als ob er all' das Aristokratenvolk erst anhören müßte, ehe er es verurtheilt. Zum Henker, das darf nicht so bleiben."

„Ja," unterbrach ihn ein Sansculot, „man hat heute Früh nur dreiundzwanzig guillotinirt."

„Und darum hab' ich auch eine Idee, meine Römer," rief Pinard, „hört mich an, eine ganz neue Idee. Souchon behauptet, er könne nicht mehr als fünfunddreißig in einem Tage aburtheilen."

„Souchon ist ein Gemäßigter!" — „Souchon ist ein Aristokrat!" — „Souchon ist verdächtig und verdient selbst unter das Messer zu kommen!" riefen mehrere Stimmen.

„Das ist auch meine Ansicht," fuhr Pinard fort, „da fünf Minuten zu einem Urtheil hinreichen. Alle fünf Minuten ein Aristokrat, das macht zwölf in der Stunde, und wenn das Tribunal nur fünf Stunden im Tage säße, sechszig per Tag."

„Sechszig per Tag!" rief Brutus, „das wären erst achtzehnhundert im Monat."

„Und wir haben drei Tausend in den Gefängnissen, ohne die neuen zu zählen, die uns jeder Tag bringt. Man muß also auf ein Mittel sinnen, die Sache rascher abzufertigen. Ich glaube es gefunden zu haben. Ihr kennt Alle den Departementsplatz, der am äußersten Ende der Stadt liegt. Ich schlage vor, daß man jeden Abend einige Hundert Aristokraten auf jenen Platz führe, sie in einer Reihe aufstelle, dann eine Batterie Geschütze ihnen gegenüber auffahre und mit Kartätschen in sie hineinfeuere."

„Bravo! bravo!" heulten die Sansculotten, „das ist eine prächtige Idee! Es lebe Pinard!"

„Aber, bemerkte Einer, „Souchon wird nicht die Zeit haben, so viele zu verurtheilen."

„Man wird nicht erst urtheilen!" schrie Pinard.

„Jawohl! jawohl, wozu die Zeitverschwendung?"

„Also seid ihr einverstanden mit meinem Vorschlag?"

„Ja, ja."

„Nun gut, so kommt, Brutus und Chaux, gehen wir zu Carrier hinauf und legen wir ihm unsern Antrag vor!"

(Fortsetzung folgt.)

*) Wie wir uns im ganzen bisherigen Lauf der Erzählung streng an geschichtliche Thatsachen hielten, so sind auch all' die Gräuel, welche im Laufe unserer Erzählung noch erwähnt werden, keine Uebertreibungen, sondern geschichtliche Wahrheiten.

Das Rheingoldgespenst in München.

Von sämmtlichen Passagieren, die mit dem Wiener Abendzuge in München eintrafen, war ich jedenfalls der beklagenswertheste, denn ich sollte, so schien es, nicht den bescheidensten Platz für mein müdes Haupt finden.

Das Wagnersche „Rheingold" und die Kunstausstellung" hatten Münchens Hotels mit Musik- und Kunstenthusiasten überfüllt. Ich fuhr von Hotel zu Hotel und fand keinen Platz. Es war eine mißliche Lage. Ich wollte eben nach dem Bahnhofe zurückfahren, um mir durch ein Douceur den Zutritt zum Wartesaal zu verschaffen, als sich ein Mann meinem Fiaker näherte und mir ein Logis anbot, darin ich anständig ausschlafen könne.

„Wenn ich nur anständig einschlafen kann, dann bin ich schon zufrieden", erwiderte ich, hieß den mitternächtigen Quartiermacher beim Kutscher aufsitzen und hielt nach längerer Fahrt vor einem hohen, schmalen Hause.

Ich wurde nun nebst meinem Koffer vier dunkle Stiegen emporgeleitet. Im vierten Stock öffnete mein Wirth eine Thüre und drängte mich mit meinem Koffer in das Dunkel eines Ganges. Bald knisterte auch so etwas, wie ein in Reibung versetztes Zündhölzchen, und einige Sekunden später war ich bei dem Flackern eines Talgstumpflichtes über meine Umgebung im Klaren. Mein Wirth hatte ein gutmüthiges Münchner Bräuhausgesicht, doch mein Gemach enthielt außer dem für mich bestimmten Lager noch ein Bett mit einem schlafenden Insassen.

„Das ist ein Orchestermitglied der Hofbühne; er wird schon nicht aufwachen, denn er ist abgespannt aus der Probe des Rheingold zurückgekehrt", flüsterte mein Wirth.

„Er ist doch mit der Theilung des Zimmers einverstanden?"

„Nun freilich, er hat seine Familie auf dem Lande, hat sein Zimmer in der Stadt an einen Grafen vermiethet und wohnt bei mir, so lange der starke Fremdenbesuch noch dauert."

Mit diesen Worten empfahl sich mein Wirth, und ich machte es mir jetzt so bequem, als es die Verhältnisse nur irgend gestatteten. Vor allen Dingen brannte ich mir eine Cigarre an, um die dumpfe Luft des Zimmers zu verbessern, doch schon beim Oeffnen meines Koffers wurde ich zum Störenfried einer geplagten Seele, denn ich sah plötzlich den vermeintlichen Schläfer mit geisterbleichen Zügen und langem Lockenringel aufrecht im Bette sitzen.

„Meine Cigarre wird Sie hoffentlich nicht inkommodiren, aber ich kann in dieser stickstoffreichen Luft unmöglich die Morgendämmerung abwarten, ohne zu rauchen", sagte ich zu dem Jünger der Tonkunst.

Der aus seiner Ruhe Aufgestörte nickte.

„Sie sind wohl auch nach München gekommen, um das „Rheingold" zu sehen?" fragte er dann.

„Durchaus nicht; ich wäre schon längst über München hinaus, wenn ein Nachtzug in der Richtung Schwandorf-Franzensbad ginge. Welchen Klang hat denn das „Rheingold?" Jedenfalls einen guten, denn Sie selbst münzen, wie ich gehört, es so stark aus, daß Sie sogar auf Ihre bequeme Wohnung in der Stadt verzichten und sich in fremden Federn allnächtlich stören lassen."

Ein sarkastisches Lächeln spielte um den Mund des Künstlers, und er sagte: „Die wenigen Gulden, die ich durch Ueberlassung meiner Wohnung an einen Schwärmer für das „Rheingold" verdiene, sind mir zu gönnen, denn sie entschädigen zugleich, ich darf es dreist sagen, für haarsträubendes Ungemach. Wenn Sie wüßten, wie unser Orchester zusammengesuchtelt worden, wie es gleichsam gezwungen wurde, sich den Wagner'schen Grillen zu fügen, dann hätten Sie selbst Mitleid mit jedem Instrument dieses Orchesters von dem Kontrabaß hoch oben bis zum Triangel tief unten. Unglücklicherweise können wir außer den Rollen nun noch den Text zum „Rheingold", und dieser spricht aller Poesie Hohn, die seit Menschengedenken gemacht wurde. Kennen Sie das Sujet des „Rheingold?"

„Nein."

„Nun, es ist mit wenigen Worten erzählt. Drei Rheinnixen: Woglinde, Wellgunde und Flosshilde hüten das Rheingold, und es wird ihnen von dem häßlichen Zwerg Alberich entrissen. Zwei Riesen, die die Wotansburg gebaut, wollen die Freya haben, aber sie werden durch das Rheingold, das Wotan im Verein mit dem schlauen Loge dem Alberich wieder entreißt, für die Freya, die sie doch nicht brauchen können, entschädigt. Das ist die ganze Geschichte und dieses karge, sinnlose Sujet ist mit einem Apparat von Verwandlungen ausgestattet, die dem Berliner „Flick und Flock" entnommen zu sein scheinen. Achtzehn abgestimmte Ambosse müssen den Akkord für eine Schmiede abgeben, die nur den Dreiklang kennt, Nixen und Halbgötter, Wasser und Felsen müssen sich verwandeln, wie es Wagner bestimmt, Salpeter, Chlorbarium, Strontian und Borsäure müssen die verschiedensten Lichteffekte abgeben, und unsere Geigensaiten müssen so lange springen, bis sich so haltbare vorfinden, daß sie das einaktige, pauselose, 2½stündige Rheingold überdauern. Jetzt können Sie übrigens nur gleich Ihren Schlaf quittiren, denn da gehen eben die Rheingoldexerzitien los."

Rasende, sich überstürzende Violinexerzitien wurden hinter der dünnen Bretterwand hörbar. Das Instrument mußte zu allen möglichen und unmöglichen Gangarten herhalten.

„Wer geigt denn da?"

„Der Ersatzmann eines Orchestermitgliedes, der herhalten muß, wenn ihm selbst kurz vor der Aufführung unwohl werden sollte. Die meisten Orchestermitglieder haben sich solche Ersatzmänner herandressirt, damit für alle Fälle zu dem bestimmten Tage die Aufführung des Rheingold vor sich gehen kann."

Die Violinexerzitien, welche immer nervenaufregender, immer haarsträubender wurden, verscheuchten mich auch richtig aus dem bescheidenen Zufluchtsorte, den ich in München gefunden. Ich schlug meinem Stubengenossen einen Spaziergang in's Freie vor; er wurde mit Wohlgefallen acceptirt, und als der Morgen heraufdämmerte, rettete ich mich aus dem Bereich des Rheingoldgespenstes nach dem Bahnhofe. (Aus dem Daheim.)

Herbstliches Panorama.

3.

Ist das der Wald?

Ist das der Wald, ist das die Flur —
So muß ich klagend fragen —
Ist das des frischen Lebens Spur
Aus jüngsten Lenzestagen?

Die lächelnd jüngst mir zugenickt,
Die Blümchen all', die lieben,
Wer hat sie strenge umgeknickt,
Daß keines frisch geblieben?

Wo sind sie all', die Vögelein,
Die freien, hingezogen,
Die jüngst voll Lieb' noch über'm Hain
Frohlockend hingeflogen? —

Der Herbst macht Alles still und kahl,
Was brauchst Du lang zu fragen —
Auch Dir wird, armes Herz, einmal
Dein herbstlich Stündlein schlagen!

Alois Josef Ruckert.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

In Jena verschied am 29. September der bekannte Schriftsteller Dr. jur. Johann Georg v. Hahn, k. k. Konsul für das östliche Griechenland. Aus der Reihe seiner zahlreichen Schriften nennen wir: Albanesische Studien, nebst einer Karte und anderen artistischen Beilagen, Wien 1853. Aphorismen über den Bau der auf uns gekommenen Ausgaben der Ilias und Odyssee, Jena 1856. Mythologische Parallelen, Jena 1829.

[Die Mädchentödtung in Ostindien.] Aus einem Berichte des Herrn Hobart über die Kindertödtung in Bustee, Distrikt Goruckpur in Ostindien, geht hervor, daß dieses Verbrechen schon seit 10 Jahren eine erschreckliche Ausdehnung genommen hat und Seitens der Regierung keine Maßregeln zur Verhütung desselben getroffen wurden. Schon 1856 war Herr Moore beauftragt worden, Nachforschungen über die Verbreitung der Kindertödtung in denselben Dörfern anzustellen, die Herr Hobart eben bereist hat. Eigenthümlicher Weise war das Verhältniß des männlichen zum weiblichen Geschlechte damals dasselbe, wie heute, 79 Knaben auf 21 Mädchen unter 10 Jahren. Schlimmer sieht es aber in einigen Dörfern der Babus von Budavar Kulan aus, wo nur 1 Mädchen auf 104 Knaben kommt, und ist dieses Mädchen seinem Schicksale entgangen, weil es in einem Hause der Familie seiner Mutter geboren und gehütet wurde. Seit zehn Jahren ist nun dieses Mädchen das einzige in allen Dörfern dieses Stammes, das verheirathet worden. Die Nachbarn des Stammes sprechen selbst nur mit Entsetzen von demselben und behaupten, daß dessen Teiche von Kinderknochen gefüllt und die Fußböden der Hütten mit Mädchenschädeln gepflastert seien. Andere Stämme lassen demselben wenig nach. In 23 Dörfern, die den Kunkers von Pukerva Kulan angehören, sind nur 22 Mädchen auf 204 Knaben; in 14 dieser Dörfer existirt kein einziges Mädchen und die Ceremonien der Ehe sind unbekannt. In 5 Dörfern der Babus von Purtapur zählt man nur 2 Frauen. Die Babus von Asopur haben keine einzige und rühmen sich, daß bei ihnen nie ein Mädchen verheirathet würde, ja selbst das Licht der Welt erblickt habe. In dem ganzen Perganah von Amorta, welches 145 bevölkerte Ortschaften zählt, ist das durchschnittliche Verhältniß 76 Knaben auf 24 Mädchen. Bei den Gutems, einer zahlreichen tapferen Race, die aus Oude stammt, kommen 88 Knaben auf 12 Mädchen, aber in 3 ihrer Dörfer gibt es kein Mädchen und hat seit 10 Jahren keine Verheirathung stattgefunden. Die Kulhums sind nicht so schlimm, in 10 ihrer Weiler finden sich 77 Knaben auf 65 Mädchen. Bei den Choans zählt man in 20 Dörfern 77 Knaben gegen 23 Mädchen. Seit dem Besuche des Hrn. Moore hat sich nur ein Stamm, der der Hauras, gebessert, in seinen 4 Dörfern befinden sich jetzt 6 Mädchen, während früher kein einziges vorhanden war. Die meisten jener Stämme gehören den Radjputen an, die keine Verbindungen mit ihren Nachbarn eingehen und sich nur zur Erwerbung einer bedeutenden Mitgift verheirathen wollen. Aus diesen Gründen und wegen der Verheirathungskosten werden die Kinder weiblichen Geschlechts getödtet. Die am Leben bleibenden Mädchen werden größtentheils wegen gänzlicher Vernachlässigung gebrechlich und krank. Um den Erwachsenen jener Stämme nun Frauen zu verschaffen, hat sich eine Art Heirathsmäkler gebildet, die anderswo Mädchen rauben und kaufen und denen verkaufen, die im Stande sind, eine Frau zu bezahlen. Einzelne Personen, die einflußreichsten dieser Stämme, unter denen sich der Rajah von Janse auszeichnete, haben eine Zusammenkunft abgehalten, um die Verheirathungskosten und die Höhe der Mitgift herabzusetzen. Um seinen Landsleuten mit gutem Beispiele voranzugehen, hat er seine eigene Nichte und 4 Mädchen seines Stammes geheirathet, ohne die geringste Mitgift anzunehmen und bei den mäßigsten Ceremonien. Bei der Heirath seines Sohnes hat er nur ein Gold-Mohur (15—16 Silberrupien) annehmen wollen. Doch leider gehört er nicht zu der Kaste, unter welcher die Mädchentödtung allgemein ist, und sein Beispiel hat keine Nachfolge gefunden.

Wie der „Pall Mall Gazette" geschrieben wird, verunglückte am 15. Sept. ein Hr. Chester, Mitglied des englischen Alpenklubs, auf dem Lyskamm, den er von Zermatt aus bestiegen. Sein Hund war an einem Abhang ausgeglitten, und indem er diesen zu retten suchte, stürzte er selbst 1500 Fuß tief hinab, und riß seine beiden Führer mit. Diese kamen übelzugerichtet mit dem Leben davon, der Engländer aber starb wenige Minuten nach dem Sturz.

Auflösung der Charade in Nr. 217:

Kieselknecht.

Richtig gelöst von M. M. Adolf D...., und Em. Sundheimer in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

29. Sept. 1291. Kaiser Rudolph I. stirbt in Germersheim.
„ 1755. Maria Theresia schließt ein Bündniß mit Frankreich gegen Friedrich den Großen.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 226 Donnerstag, 30. September 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Carriers Wohnung war von allen Seiten immer sorgfältig bewacht. Selbst seine vertrautesten Freunde konnten nicht zu ihm gelangen ohne ein Losungswort, das alle Tage gewechselt wurde. Das Beispiel Marats, der einige Monate zuvor unter dem Dolche der Charlotte Corday gefallen war, schwebte dem Prokonsul fortwährend vor Augen.

Carrier war ein Mann von hohem Wuchse in den dreißiger Jahren; aber in seinem ganzen Wesen lag etwas Linkisches und Abstoßendes. Sein Gang war schleppend und schwerfällig, wie der der Hyäne, mit der er so viele Aehnlichkeit hatte. Seine Stirn war niedrig, seine grünlichen Augen sahen niemals gerade vor sich, sondern rollten stets scheu umher; seine Lippen waren dünn und farblos. Auf den ersten Blick erkannte man in ihm den Mann der Grausamkeit und zugleich der äußersten Feigheit. In seiner Kleidung lag etwas Gesuchtes; er kopirte Robespierre, der bekanntlich auch stets sehr sorgfältig gekleidet erschien.

Der Prokonsul saß in einem weichen Divan, links und rechts von ihm saßen oder lagen vielmehr zwei Frauenspersonen, beide von auffallender Schönheit. Die eine war ein junges Mädchen von zwanzig bis vierundzwanzig Jahren, blendend in ihrer Erscheinung, ein Wesen voll bezaubernder Reize. Dieses Mädchen hieß Angelique Caron, und war seit einigen Monaten die Geliebte Carrier's. Sie trug das Kostüme, das damals in den Salons der Terroristen Furore zu machen begann, und später unter dem Direktorium zur vollen Herrschaft kommen sollte. Das aus der alten Griechenzeit hervorgeholte Kostüme eines Aspasia und Sappho. Auch die andere Frau an Carrier's Seite trug diese antike Kleidung. Sie schien um mehrere Jahre älter als Angelique, war aber noch immer schön, und überrag'e ihre Genossin durch die Vollendung der Formen. Dieses Weib war niemand Anderes, als Hermosa.

Bekanntlich hatte Boisbardy es übernommen, sie nach ihrer Gefangennehmung auf der Flucht von Pogastel nach Schloß Guiomarais zu dem Marquis von La Rouairie in Gewahrsam zu bringen. Boisbardy hatte sein Wort auch ausgeführt, aber La Rouairie war schwach genug gewesen, sich von den Verführungskünsten seiner schönen Gefangenen bestricken zu lassen. Er fiel in ihre Netze; statt ihr Hüter zu sein, wurde er ihr Sklave, und Hermosa fand bald die gewünschte Gelegenheit, zu entfliehen. Jetzt nach anderthalb Jahren finden wir sie wieder als die vertraute Freundin des Prokonsuls, mit dem sie von Paris nach Nantes gekommen war. Sie theilte sich mit Angelique Caron in die Liebe des Wütherichs.

„Du findest also meine Idee gut, Hermosa?" fragte der Prokonsul.

„Vortrefflich finde ich sie," erwiderte das Weib.

„Und Du Angelique?"

„Ich verstehe sie noch immer nicht," sagte das junge Mädchen.

„Alberner Starrkopf!" rief Carrier, „da sieh einmal Hermosa an; die hat mich gleich begriffen."

„Hm," versetzte Angelique schnippisch, „Hermosa ist seit einigen Tagen voller Vorzüge. Uebrigens hat sie auch ein Recht, verständiger zu sein als ich, denn sie ist um viele Jahre älter." „Unverschämte!" rief Hermosa aufspringend, als ob sie eine Schlange gebissen hätte.

„Unverschämt? möglich, aber keine Lügnerin!"

„Still da!" fiel Carrier gebieterisch ins Wort; „Ihr langweilt mich mit Euerem Gezänk!"

„Du hast Recht," sagte Hermosa, „erkläre uns lieber noch einmal Deine schönen Projekte."

„Ah, sie scheinen Dir sehr am Herzen zu liegen?" lächelte der Prokonsul.

„Gewiß, gewiß, es handelt sich um die Vertilgung der Aristokraten."

„Und Du hassest sie, nicht wahr?"

„Ja, ich hasse sie," rief Hermosa zähneknirschend, „und ich möchte alle Royalisten der Bretagne und Vendée unter dem Messer der Guillotine sehen; insbesondere zwei."

„Wer ist das?"

„Boisbardy vor Allen."

„Und dann?"

„Einen Seemann, Namens Marcof."

„Nun, sei nur ruhig mein Täubchen; ich hoffe, Dein Wunsch soll bald erfüllt werden!" . . .

In diesem Augenblicke flog die Thür des Zimmers rasch auf.

„Was will man von mir?“ schrie der Prokonsul zurückweichend und sich hinter den beiden Frauenspersonen versteckend. Der Elende war so feig, daß er bei dem geringsten Geräusch in Schrecken gerieth. Ein Sankculotte von der Wache erschien auf der Schwelle.

„Jemand will Dich sprechen, Bürger!“ sagte er, ohne zu grüßen.

„Ich empfange Niemanden!“ rief Carrier.

„Er sagt, Du würdest ihn gewiß empfangen.“

„Wie heißt er?“

„Das weiß ich nicht.“

„Was?“ schrie der Prokonsul wüthend, „Du lässest Menschen in mein Haus bringen, ohne sie zu kennen?“

„Er hatte eine Empfehlungskarte vom Pariser Wohlfahrtsausschuß,“ bemerkte der Sankculotte.

„Was geht das mich an?“ rief Carrier, „schick' den Menschen zu meinem Sekretär.“

„Gut,“ erwiderte der Sankculotte und entfernte sich.

Nach wenigen Minuten kehrte er zurück.

„Was? schon wieder?“ rief der Prokonsul, „wenn Du mich noch einmal störst, so laß ich Dich ins Gefängniß sperren.“

„Bürger, der fremde Mann will sich nicht abweisen lassen.“

„So jag' ihm Dein Bayonnet in den Leib.“

„Oho, Bürger Carrier!“ rief eine starke, tönende Stimme, „ist das Deine gewöhnliche Manier, die außerordentlichen Abgesandten des Pariser Wohlfahrtsausschusses zu empfangen?“

Ein hochgewachsener, etwas wohlbeleibter Mann mit schon ins Graue spielendem Haar trat in das Zimmer. Bei seinem Anblicke zuckte Hermosa zusammen, und ein Strahl der Freude flog über ihr Gesicht. „Diego!“ murmelten ihre Lippen.

Carrier musterte rasch mit lauerndem Blicke den Eintretenden.

„Du bist ein Abgesandter Robespierre's?“ fragte er barsch.

„Ja.“

„Wo sind Deine Vollmachten?“

„Hier.“ Und der Abgeordnete des Pariser Wohlfahrtsausschusses reichte ihm mehrere Papiere. Der Prokonsul durchflog sie mit Hast.

„Du scheinst ein warmer Patriot zu sein,“ sagte er, nachdem er gelesen hatte.

„Gewiß ein so warmer als Du,“ erwiderte der Fremde.

„Dann werden wir uns leicht verständigen.“

„Ich hoffe es.“

„Du hast mit mir zu sprechen?“

„Ja.“

„Scävola!“ rief der Prokonsul dem Sankculotten zu, „schließe die Thür und laß Niemanden herein.“

Der Abgeordnete des Wohlfahrtsausschusses warf einen Blick im Zimmer umher und gewahrte jetzt die beiden Frauenspersonen. „Ah, was seh' ich?“ rief er und schlang seinen Arm vertraulich um Angelique's Hüfte. „Das ist ja ein Prachtmädchen.“

Carrier wurde kreideweiß. Er war eifersüchtig bis zur Tollheit. Angelique entwand sich dem Arme des Fremdlings und wich lebhaft zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Von der deutschen Polarexpedition.

Die „Weser-Zeitung“ theilt einen Brief mit, den der Arzt der Expedition, Dr. med. Pansch, an seine Familie gerichtet hat. Er gibt uns eine lebendige Schilderung des Treibens an Bord der „Germania“ bis zum 29. Juli.

Derselbe lautet: Nordmeer, 15. Juli 1869. An Bord der „Germania“ 74° nördlicher Breite, 10½° westlicher Länge Vormittags. . . . Ihr denkt uns schon seit 14 Tagen im Eise, und doch haben wir erst gestern Nacht das erste Stück gesehen, und heute Morgen hörten wir die Brandung an dem etwa fünf Seemeilen entfernten Eisrande, weßhalb wir, da der Nebel jede Aussicht verhinderte, vorläufig umwenden mußten. Seit vollen fünf, sage fünf Tagen fahren wir, oder vielmehr liegen wir im dichten Nebel, so daß wir seit dieser Zeit keinen Horizont und meist nur drei bis fünf Schiffslängen weit sehen können. Eben treiben wieder einzelne Eisstücke um's Schiff, und man hört wieder das Tosen des Eises, ähnlich so, als wenn auf unserm Eutinersee der Ostwind das Eis bricht. Wie uns jetzt Nebel am Vordringen und Operiren hindert, so war es in der Nordsee der Nordwind, der mit einer unendlichen Ausdauer anhielt und uns zwischen Norland und Schottland hin- und herjagte.

So sind wir statt 14 Tage einen ganzen Monat unterwegs bis zum Eise, unsere Ungeduld ist auf's Höchste gestiegen und Jeder sehnt sich nach Eis, nach Eisbären- und Seehundsjagd, so wie nach unserem eigentlichen Ziele, der grönländischen Küste. Die Insel Jan Mayen passirten wir sehr nahe, konnten aber durch den Nebel nur sehen, daß Land und Gletscher da waren. Sonst haben wir nirgends Land gesehen. Was uns selbst betrifft, so sind wir Alle wohl und frisch, und auch die mir anvertraute Gesundheit der Leute läßt nichts zu wünschen übrig. Alle sind kräftige frische Kerle, die mit einer Lust und Freude jede Arbeit verrichten, daß es einem die beste Hoffnung für die Zukunft gibt.

Um von mir selbst nun zu sprechen, so habe ich mich sehr schnell in das Schiffsleben gefunden. Gleich

am dritten Tage hatten wir starken Wind und tüchtig hohe See, so daß unser kleines Schiff wie ein Boot darüber hinwegtanzte oder so sehr hin- und herschlug und rollte, daß an beiden Seiten das Wasser über die Schanzkleidung wegging und eine Springwelle nach der andern vorn überschlug. In der Kajüte konnte man kaum stehen und alle Gegenstände klapperten und knarrten. . . . An die derbe Kost konnten wir zwei Schleswig-Holsteiner (Dr. Bürgen und ich) uns schneller gewöhnen als südliche Magen, und es ist unglaublich, was wir schon jetzt an Speck u. dgl. verzehren.

Unser Tageslauf ist folgender: Vor 7 Uhr werden wir geweckt, so daß wir Punkt 7 Uhr, wenn der Tisch in der Kajüte gedeckt wird, ganz fertig sind. Durch die lange Fahrt ist Süßwasser rar geworden und Jeder bekommt nur ein Glas per Tag. Wir waschen uns daher aus einem Eimer am Deck; Luft + 1½°, Wasser + ½° Wärmer. Dann kommt der Kapitän aus seiner Kajüte, und wir essen zu 7 Uhr (der eine Steuermann muß immer auf Deck sein) Frühstück, d. h. Kaffee, Brod mit Butter und Schmalz und irgend kaltes Fleisch dazu. Dann geht jeder seiner Arbeit nach bis 12 Uhr, wo gedeckt wird, und um 12½ Uhr ist dann Mittagessen, einfach, gut und derb. In der Fleischkost wechseln wir mit Salzfleisch, Salzspeck, **conserved, boiled beef** und sogenannte **corn beef** — in erster Zeit kamen noch frisches Fleisch und einzelne frische Fische auf den Tisch. Gute frische Kartoffeln haben wir noch reichlich, daneben konservirte und komprimirte Gemüse, die Rosinenmasse findet in zweimal wöchentlich gefeiertem Pudding viele Freunde und in Jahr und Tag auch ihr Ende. Fast täglich haben wir zwei Flaschen Wein, resp. Bier dazu. Um 3 Uhr Kaffee, wo jeder will. Abends 7 Uhr wieder Essen, Thee, Brod und Butter und verschiedenes Fleisch oder Speck, resp. Pfannkuchen ꝛc. Schlafengehen nach Belieben. So leben wir in Essen und Trinken, wie Ihr seht, sehr gut und können so länger als zwei Jahre fortfahren. Ich befinde mich so wohl dabei, wie lange nicht. — 3 Uhr. Um 11½ Uhr wurde ich hinausgerufen; das eine Ziel unserer Sehnsucht lag vor uns; ein Drittel des Horizonts war vom Eise eingenommen, das klar aus der Entfernung von ⅓ Seemeile zu uns herblickte, wie ein felsiges Ufer mit blauen Wänden und mit Schnee bedeckt — es war wirklich wunderschön. Ihr könnt denken, mit welchen Gedanken und Gefühlen, Hoffnungen und Zweifeln wir dieses Eisgebirge begrüßen! — 16. Juli. Seit gestern fahren wir hin und her an der ziemlich festen Eisküste, von der des Südwinds wegen nur wenig Eisblöcke umhertreiben.

Es war lange Zeit ganz helles Wetter, und man konnte vom Mast aus weit hinaussehen auf das wüste Labyrinth von weißen, blauen und gelblichen Eismassen. Dabei trieben immer einzelne Eistheile um uns herum, aus denen man sehr leicht alle möglichen Figuren, Schwäne, Seehunde ꝛc. herausseh'n kann. Einmal tauchte aus dem Nebel ein Eisfeld vor uns auf, so daß wir ihm respektvoll aus dem Wege gehen mußten. 22 Meilen sind wir von dem uns bestimmten Punkte der Küste, der Insel Shanon, entfernt, können aber noch keinen Weg dahin sehen und müssen auch hier auf 75° auf die Hansa warten. Jetzt ist wieder Windstille, und damit erwächst mir die Aufgabe, die halbe Nacht mit einem feinen Netze auf der Oberfläche zu fischen, damit ich nachher mit Ehren meine Sammlungen vorführen und beweisen kann, daß ich das Mögliche gethan habe. Meine Thätigkeit hat beim Polarkreise bereits intensiv begonnen. Auch schon in der Nordsee gab es genug Möven zu beobachten, die in Schaaren um das Schiff flogen. Dann kamen Raubmöven, die den andern die Beute abjagten, und jetzt haben wir die gierigen möwenartigen Sturmvögel, die mit ruhigen Flügeln über die Wellen hingleiten und Alles, was über Bord geworfen wird, verschlingen. Heute fingen wir einige an einer Angel mit Speck, die hinter dem Schiffe herschwammen, lebendig. Außerdem schossen wir mehrere derselben, und ich ging gleich an die Arbeit des Abziehens, Skeletirens, Zeichnens, Malens ꝛc. Obgleich es feuchter Nebel bei 1° Wärme war, und es für zoologisch-anatomische Arbeiten größerer Art keinen andern Raum als das Deck gibt, so ging doch Alles gut von statten, und es machte mir dieser Anfang viel Freude.

(Fortsetzung folgt.)

Herbstliches Panorama.

4.

Wie kannst du klagen?

Wie kannst du ob des Herbstes klagen,
Du thöricht Menschenkind?
Den Schmuck aus jüngsten Lenzestagen
Hast du ja selbst nach Haus getragen!

Die Blüthen all' zur Frucht gelangten;
Hast du sie nicht gepflückt,
Die Aepfel, die am Baume prangten,
Die Trauben, die am Pfahle rankten?

Wo sollten noch die Vöglein weilen,
Da du ihr Nest zerstört?
In ihre Heimath sie enteilen,
Den Gram im Herzen sich zu heilen.

Und du, du willst es nicht verstehen,
Daß du ein zweites Heim?
Wo deiner Seele Angst und Wehen
Wie Nebel vor der Sonn' vergehen?

Aloïs Josef Ruckert.

Kunst und Literatur.

Binnen Kurzem erscheint im Verlage von Carl Scholtze in Leipzig ein neues Werk von F. W. Holz, Baumeister und Lehrer an der k. Bauakademie zu Berlin, betitelt: Holz-Architectur. Auswahl praktischer Beispiele. I. Sammlung in 32 Tafeln zum Theil in Farbendruck. Die erste Lieferung wird Ende September ausgegeben.

Mannigfaltigkeiten.

[Kaiser Nikolaus über das Duell.] Einer der größten Feinde des Duells war Nikolaus, Kaiser von Rußland. Man erzählt von ihm folgenden Zug. Eines Tages bittet ihn sein Adjutant fußfällig, sich duelliren zu dürfen. Der Kaiser verweigert barsch das Gesuch. „Aber Majestät," rief verzweifelt der Adjutant, „ich bin entehrt, ich muß mich schlagen." Der Czar runzelte die Stirn und fragte, was er damit meine. „Mein Gegner hat mich vor einer Gesellschaft ins Gesicht geschlagen!" „Komm mit!" rief der Czar kurz. Er ging mit ihm in den Nebensaal, wo zufällig der ganze Hof versammelt war. Als er sich mitten im Saal befand, ergriff er den Adjutanten am Arm — und küßte ihm die Wange, die vom Gegner geschlagen war. „Geh' in Frieden," sagte der Kaiser, „ich habe Deine Beleidigung fortgeküßt!"

[Citation des deutschen Bundestages.] In der „Luxemburger Ztg." vom 27. August findet sich eine amtliche Vorladung von dem dortigen Huissier Schmitz, worin auf Forderung eines Hrn. Worms aus Paris, der in früherer Zeit ein Haus nebst angränzendem Grundstück (offenbar zu Festungszwecken) an den Deutschen Bund verkauft hat, vorgeladen wird „der weiland durchlauchtige deutsche Bundestag, früher domizilirt in Frankfurt a. M., zuletzt wohnhaft in Augsburg, gegenwärtig ohne bekannten Wohnsitz oder Aufenthaltsort" der Bundestag soll zahlen 13,200 Fr. Kaufgelder nebst Zinsen seit 1. Februar 1863 und den Kosten des Verfahrens. Die Vorladung ist natürlich auch an öffentlicher Gerichtsstelle angeschlagen. Neben dem Bundestag ist gleichzeitig das Großherzogthum Luxemburg, vertreten durch seinen General-Finanzdirektor, vorgeladen.

Dem in Elberfeld lebenden Romanschriftsteller Ewald August König ist der vom New-Yorker Belletristischen Journal für den besten Roman ausgeschriebene Preis von 1000 Thaler für sein Werk „Durch Kampf zum Frieden" von den Preisrichtern einstimmig zuerkannt worden.

Ein reicher Gentleman, der eine Villa auf dem Lande bewohnt, hätte kürzlich beinahe seine Gattin verloren, die in einen Fluß fiel, der durch seinen Garten fließt. Er meldete den Unfall seinen Freunden, deren Glückwünsche er erwartete. Einer derselben — ein alter Hagestolz — antwortete ihm: „Ich habe Ihnen immer gesagt, der Fluß sei zu seicht."

„Ich habe meinen Appetit verloren," sagte ein Vielfraß zu einem Arzt. — „Da will ich nur wünschen," war dessen Antwort, „daß diesen Appetit kein Armer gefunden, der wäre binnen drei Tagen verhungert!"

Räthsel.

Fängt man wie die ersten Beiden
Mäßig seine Arbeit an,
Wird man strebsam auch vollbringen
Das, was einmal man begann.

Manchem, dem des Glückes Göttin
Ihre Gunst nicht hat gezollt,
Ist das Letzte zuertheilet,
Das er sicher nicht gewollt.

Und die beiden Ersten tragen
Ihre Arbeit hin mit Fleiß
In dem Ganzen ohne Murren,
Ist der Tag auch noch so heiß.

Auflösung des Räthsels in Nr. 218:
Sonne.

Richtig gelöst von M. M., Adolf D...., A. A. und Em. Sundheimer in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

30. Sept. 1278. Graf Rudolph von Habsburg wird in Frankfurt zum deutschen Kaiser gewählt.
„ 1818. Kongreß zu Aachen. Frankreich wird wieder Großmacht.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 227 Freitag, 1. Oktober 1869.

Vor den Assisen.

Original-Novelle von Ch. Baronin von Gravenreuth, geb. Gräfin H.

Erstes Kapitel.

Vor den Assisen stand im Jahre 1845 in A., einer kleinen Stadt Frankreichs, ein Mädchen von zwanzig Jahren, schön, elegant, gebildet und allgemein geachtet.

Sie war des Mordes angeklagt und geständig. Der Gemordete war ein Mann von 56 Jahren und des Mädchens Vormund gewesen. Sein Name war Etienne Larmond — das Mädchen hieß Claire Florval, und war die hinterlassene Waise eines Beamten aus der Kaiserzeit, eines treuen Anhängers Napoleons. —

Seine ihm vorangegangene Gattin, Susanne Maintant, hatte einem alten Geschlechte Frankreichs angehört, welches theils ausgewandert war, theils unter dem Beile der Guillotine geendet hatte.

Lernen wir dieses unglückliche Mädchen erst kennen, ehe wir in den Saal der Assisen eintreten.

Larmond war Florvals Freund gewesen, und dieser übergab ihm sterbend sein einziges zwölfjähriges Kind, ihn beschwörend, Vaterstelle an demselben zu vertreten.

Larmond gelobte es — und sein sterbender Freund ging beruhigt ins unbekannte Jenseits.

Das Vermögen der kleinen Waise war nicht unbedeutend — das Testament des Vaters wies einen Baarfond von 80,000 Frcs. und eine an Gütern und Papieren sich ergebende Jahresrente von 30,000 Frcs. aus.

Das Testament ernannte Claire Florval zur Universalerbin ihres Vaters, und Etienne Larmond zum Vollstrecker des letzten Willens.

Es ward Alles auf das Pünktlichste nach dem Willen des Testators vollzogen, und Claire, welche bis dahin in der kleinen Stadt A. wohnte, wohin ihr Vater sich nach Napoleons Sturz zurückgezogen hatte, wurde von ihrem Vormund in eine der ersten Erziehungsanstalten von Paris gegeben, wo sie bis zu ihrem sechszehnten Jahre blieb, und sich alle Erfordernisse eines gebildeten, für die vornehme Welt bestimmten Mädchens zu eigen machte.

Man liebte Claire im Institut allgemein, denn ihr Charakter war unendlich schätzenswerth. — Herzensgüte und Geistesklarheit, eine opferfähige Seele, Wohlthätigkeit und unerschütterliches Halten am gegebenen Worte, zeichneten das Wesen dieses jungen Mädchens so wunderbar aus — daß sich alle, welche Gelegenheit hatten, ihren tiefen Werth kennen zu lernen, von ihr angezogen fühlten.

Außerdem excellirte Claire in allen jenen Künsten, welche im gesellschaftlichen Leben so viel gelten. Sie war mehr als Dilettantin im Malen und in der Musik, denn sie kopirte mit Kunstfertigkeit und Genialität die alten Meister, sie sang wie eine Opernsängerin — und tanzte ausgezeichnet, ohne deßhalb ernstere Studien-Gegenstände darüber zu vernachlässigen.

Der Zufall — oder ihr Schicksal hatte es gewollt, daß in demselben Erziehungs-Institute eine junge Deutsche sich befand, Anna von Wüstenau — eine Waise wie Claire, welche nach dem Tode ihrer Eltern zu einer in Paris wohnenden Tante gebracht, und von dieser in das Erziehungshaus gegeben wurde. —

Anna hatte Niemanden auf Erden als ihren sechs Jahre älteren Bruder, welcher in Deutschland erzogen wurde, und bestimmt war, das kleine, von den Eltern hinterlassene Gütchen einst zu übernehmen, und nebenbei in Staatsdienste zu treten, da die Rente des Gutes für ihn nicht hinreichte, um seinem Stande gemäß leben zu können.

Die Geburt Anna's hatte der Mutter das Leben gekostet. Sie erhielt von ihrem Gatten, einem ehemaligen Offizier, das Gelübde, daß er das Kind, sobald es die Reise ertragen könne, nach Paris zu ihrer Schwester bringen werde, welche, selbst kinderlos, ihr versprochen hatte, Mutterstelle bei ihrem Kinde zu übernehmen.

Herr von Wüstenau erfüllte treu sein Wort — denn er sah nur zu gut ein, welche kluge Vorsicht in dieser Anordnung für beide Theile lag, da die Tante in Paris reich und angesehen, Wittwe und kinderlos, für Anna's Zukunft sorgen, und somit das kleine Erbtheil einst seinem Sohne ungeschmälert bleiben konnte.

Als Anna zehn, und Konstantin, ihr Bruder, sechszehn Jahre alt waren, starb der alte Vater, und Anna fühlte den Schmerz über diesen Verlust weniger tief, da sie ihn nur ein einzigesmal als Kind von vier

Jahren bei einem Besuche, den er ihr in Paris machte, gesehen hatte.

Die luxuriöse, weitausgebreitete Residenz- und Weltstadt ermüdete und widerstrebte dem einfachen, abgemessenen Wesen des alten Soldaten so sehr, daß er nie wieder zu bewegen war, eine zweite Reise dahin zu machen, und so sah er sein reizend heranblühendes Töchterchen nicht mehr.

Anna's Tante, eine kinderlose vierzigjährige Wittwe mit bedeutendem Vermögen, einst eine gesuchte und sehr berühmte Schönheit, wodurch sie die reiche Partie gemacht, und den, in Deutschland attachirt gewesenen Marquis de Meraville gefesselt hatte, sah sich mit dem Schwinden ihrer Schönheit auch täglich mehr von ihren einstigen Verehrern vergessen und übersehen.

Nach dem Tode ihres Gatten zog sie sich ganz aus den Zirkeln der vornehmen Welt zurück und bildete um sich einen Kreis von minder vornehmen Anbetern und Verehrern — doch auch dieser wurde immer lichter, je tiefer die Schatten in dem Antlitze der noch schön sein wollenden Marquise sich markirten. Entrüstet und im Innersten verletzt, gab sie endlich die Welt und ihre Freuden auf — und neigte sich einer frömmelnden, in übertriebener Weise äußerlich zur Schau getragenen Andächtelei zu, welche von Jahr zu Jahr zunahm.

Die Marquise glaubte die Pflichten gegen ihre Nichte in voller Ausdehnung erfüllt zu haben, indem sie diese in eine der ersten Pensionen Frankreichs gab — und eine nicht unbedeutende Summe für ihre Erziehung opferte.

So wie der Körper des jungen Mädchens sich herrlich entfaltete, so erreichten auch die Eigenschaften ihrer Seele einen hohen Grad der Ausbildung, und sie war somit für Claire, welche sich mit schwärmerischer Anhänglichkeit an die liebenswürdige deutsche Kollegin anschloß, und deren Charakter so sehr mit ihrem Wesen harmonirte, ein Juwel, und die beiden jungen Mädchen ergänzten einander, vervollkommneten eins das andere.

Die Marquise zog sich immer mehr in ihr Betzimmer zurück, und sah es sehr gern, daß Anna, selbst als die zum Austritte aus dem Pensionate geeignete Zeit für sie herangekommen war, sich entschloß, noch ein Jahr zu bleiben, um von ihrer geliebten Claire nicht getrennt zu werden, welche noch so lange dort zu verweilen hatte.

Konstantin von Wüstenau besuchte seine Schwester jeden Herbst in den Ferien, und zwischen den Geschwistern hatte sich ein inniges Bündniß geschlossen, welches sich mit der Hoffnung trug, daß die Tante einwilligen werde, Anna, nach zurückgelegter Pensionszeit mit ihrem Bruder nach Deutschland reisen und sein Gütchen bewirthschaften zu lassen, denn in Konstantins freiheitsliebender Seele hatte sich der Entschluß festgestellt, keine Dienste zu nehmen, und lieber kümmerlich, als abhängig zu leben.

Die Marquise sandte jedes Jahr die zu der Reise nöthige Summe, damit Konstantin nicht gehindert sei, die Schwester zu besuchen; denn mit großer Genugthuung bemerkte die Tante die innige Verbindung der Geschwister, hoffend, in Konstantin einen Schützer für Anna, eine kräftige Stütze, und somit in ihm den Abnehmer der ihr lästig fallenden Pflichten erstehen zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Von der deutschen Polarexpedition.

(Fortsetzung.)

Außerdem hatte ich noch viele Arbeit mit den in obengenanntem Netze gefangenen kleinen Thierchen: kleine Krabbenthiere, Flohkrebse ꝛc. Es ist wunderbar, wie hier, wo das Eismeer beginnt, wo die Temperatur des Wassers gegen 0° ist, ein förmlich neues und prachtvoll schönes Thierleben beginnt — man kann sich nicht satt sehen an all' den feinen durchsichtigen Formen. Möglichst viele suche ich zu zeichnen und zu malen, was mir auch meist leidlich gelingt, doch fehlt es viel an Ruhe, und es muß doch gleich geschehen, da die Körper durch den Spiritus ihre natürliche Farbe verlieren. Ihr Schwimmen, ihr Fressen, ihre Blutbewegung ꝛc. muß vorher beobachtet werden, sie werden sortirt, in verschiedene Gläser gethan, numerirt und alles irgend Notirbare darüber aufgeschrieben, um es möglichst bald besser auszuarbeiten. An stillen Abenden schwimmen Milliarden von kleinen schwarzen Krabben an die Oberfläche, sie werden gierig verschlungen von größern Flohkrebsen (¾ Zoll lang), die ebenfalls zu Hunderten, an der breiten Seite liegend, an der Oberfläche treiben. Diese Thiere fressen die kleinern, sie werden sogleich wieder verschlungen von Fischen und von Möven. Sie selbst und kleine Fische dienen Delphinen und Walfischen zum Futter und so geht das Jagen und Fressen in der Natur weiter. Die Einen nennen es „Kampf ums Dasein", die Andern „Frieden in der Natur"! Dann habe ich auf den Flug der Vögel zu achten, charakteristische sogenannte Habitusbezeichnungen zu machen, alle Vogelsprachen zu studiren und aufzuschreiben. (Das ist aber nicht so leicht, wie es in „Hanne Nüte" steht; wenigstens freue ich mich schon sehr, wenn ich ein idyllisches Mövengekrächze statt in Versen nur in schönklingenden ü u. dgl. ausdrücken zu können glaube.) Aber auch die Elephanten der See lassen sich sehen. Von Haien der Nordsee bekam ich leider nichts zu sehen. Dagegen waren Delphine der größern Art und Finnwale nicht selten; so ungeschlacht, fast schweinartig diese Bestien sind, so interessiren sie mich doch ganz besonders, und es ist auch gerade meine

Digitized by Google

Aufgabe, sie möglichst zu beobachten. Den Matrosen habe ich Bescheid gesagt, und sobald nur ein dergleichen Thier sichtbar ist, werde ich durch das Kajütenfenster (von oben) gerufen. Einmal schwammen drei bis vier 20 Fuß lange Delphine (Butzköpfe) unmittelbar vorn am Schiff dahin und konnte ich sie genau beobachten. Von Vögeln muß ich noch die Alken erwähnen, die mit schnellem Entenfluge um das Schiff kreisen. Sobald wir in die Nähe des Landes kommen, d. h. also, wenn ich mit dem Schleppnetze am Grunde fischen kann, geht aber die Arbeit erst recht an, denn dort ist ein seltener Reichthum der Thierwelt! Am Lande ist für mich weit weniger zu thun. Treibholz haben wir schon einigemal gesehen; ein Stück fischten wir auf, ein Tannenholz; vielleicht stammt es von der Beringsstraße oder Sibirien. Meine ärztliche Thätigkeit war noch zu unserer Freude sehr gering; einige Schnitte, einige leichte Quetschungen und dergleichen. Ich habe die schöne große Medizinkiste fast nur für Limonade und Brausepulver geöffnet gehabt. So viel von unserem Leben und unserer Thätigkeit.

Wir suchen also zunächst mit der „Hansa" zusammenzukommen und dann mit oder ohne sie durch das Eis nach der Insel Shannon (oder genauer Pendulum) zu dringen. Dort beginnt uns allen die eigentliche Arbeit. Unsere Landexkursionen werden aber höchstens zweimal 24 Stunden dauern, da jederzeit das Schiff zum Fortgehen genöthigt sein kann durch Wind und Wetter. Erst nach der Ueberwinterung im Mai und Juni wäre eine größere Landexkursion möglich. Doch ist darüber noch nichts Näheres bestimmt — 19. Juli. Im dichten Nebel kommt ein Schiff an; Alles in Unruhe und Eile. Lebt Alle wohl! . . . .

Nordmeer, 19. Juli 1869. 13° westlicher Länge, 74° nördlicher Breite. Bord der „Germania". Eben wird ein Dreimaster in Sicht gemeldet; wir hoffen ihn zu erreichen. Nebel, dichter Nebel und dichtester Nebel, das sind die Variationen unseres Wetters; seit vor Jan Mayen hatten wir eigentlich nur einen einzigen klaren Tag, die übrigen ließen nur zeitweise die Sonne durchblicken, um uns doch immerhin manches schöne Polarbild zu zeigen. Augenblicklich sind wir ganz auf freiem Wasser; doch sind wir schon manchem Eisblocke (eigentliche Eisberge gibt es hier ja nicht) vorbeigesegelt, die selbst im Nebel prachtvollen Anblick gewähren, in der Färbung wie die schönsten Gletscher mit dem reinsten Blau in der Tiefe, dem weißesten Schnee obenauf und in mannigfachsten und wechselnden Formen. Bis circa fünf deutsche Meilen nach Osten liegt es voll von Eisblöcken und Schollen („Treibeis"), die aber sehr locker angehäuft sind.

Einen Abend fuhren wir zwischen großen Massen hindurch bei leichter Brise; wir mußten gut aufpassen und Alle mit Hand anlegen, um mit Haken einzelne widerspenstige Schollen bei Seite zu schieben. Dann kamen wir trotz Nebel endlich um 2 Uhr in freies Wasser, wo wir vorläufig beidrehten. Als es um 8 Uhr wieder aufklärte, wurde die „Hansa" wieder entdeckt, weit hinter einer Eisspitze segelnd. Es wurde Dampf aufgemacht, und bald eilte die „Germania" ihrer verlorenen Schwester zu.

Die scheinbare Eisspitze löste sich in eine Menge kleiner und kleinster Eisschollen auf, durch die wir leicht hindurchkamen; eben nach Abendbrod waren wir bei der „Hansa" und nahmen sie in Schlepptau, um sie aus dieser Bucht in unsere mehr Aussicht nach Westen bietende Bucht zu bringen. Unterdessen waren der Kapitän und die beiden Gelehrten der „Hansa" bei uns an Bord gekommen, und wir saßen bis 11 Uhr beim Weine fröhlich zusammen. Dann ging es im Nebel langsam weiter. — 29. Juli. 74° nördlicher Breite. „Zwei Schiffe in Sicht voraus" wurde oben nach Mittag gemeldet, und jetzt dampfen wir auf unserm Wege mit voller Kraft zwischen den Eisschollen ihnen zu.

(Fortsetzung folgt.)

Großmütterchen.

Großmütterchen, das siebzig Jahr,
Erscheinst mir auch im Alter schön,
Wenn Deine Augen mild und klar,
So freundlich auf die Enkel seh'n.

Auch Deine Stimme klingt noch hold,
Haucht zitternd leis' sie Melodien,
Wiegst zärtlich Du im Abendgold
Die kleinen Engel auf den Knie'n.

Und wie dem Herbst der Glanz nicht fehlt,
Entbehrst auch Du des Schimmers nicht,
Die Lieb', die Dein Herz beseelt,
Verjüngt Dein altes Angesicht.

In Deinen Enkeln siehst Du froh
Die eig'ne Jugend neu erblüh'n.
O, möchte jedem Weibe so
Der letzte Lebenstag verglüh'n.

J. Krüger.

Kunst und Literatur.

Zum Beginn des neuen Quartals machen wir alle Freunde der Volksbildung und alle Lehrer auf die von Eduard Sack in Berlin herausgegebene und von Julius Berger in Leipzig redigirte Wochenschrift: **Der Wegweiser, Organ für die Volksbildung in Deutsch-**

land aufmerksam. Der Wegweiser erscheint in Leipzig (in Kommission der Vereinsdruckerei), kostet per Quartal in Preußen 16½ Sgr., außerhalb Preußen 12½ Sgr. und kann durch jede Buchhandlung und jede Postanstalt bezogen werden.

Mannigfaltigkeiten.

[Dr. Karl Grunert †.] Man schreibt aus Stuttgart, 28. September: Heute Früh starb hier Dr. Karl Grunert, königl. Hofschauspieler und Regisseur — ein großer Verlust für die hiesige und die deutsche Bühne überhaupt — nachdem mehrfach in den letzten Monaten den Verstorbenen schlagähnliche Anfälle betroffen. Dem hiesigen Hoftheater gehörte er seit 1846 mit lebenslänglichem Engagement an. Ein merkwürdiges Zusammentreffen ist es, daß gestern Abends Possart von München, der bei Grunerts sichtbarer Invalidität zunächst zur Aushülfe ausersehen war, als „Franz Moor" debütirte.

Braunschweig, das Land der Würste, lehrt den Nutzen der Trichinoskopie recht auffallend. Daselbst besteht die zwangsweise Untersuchung auf Trichinen seit 1863 und hat folgende Resultate geliefert: In der Stadt Braunschweig wurden vom 1. Dezember 1863 bis 1. Dezember 1867 59,512 Schweine geschlachtet; davon waren 7 trichinenhaltig. In der Stadt Blankenburg waren vom 1. Juni 1864 bis 1. Dezember 1867 unter 3000 geschlachteten Schweinen 9 trichinenhaltig. Im übrigen Lande waren vom 1. Oktober 1866 bis 1. Dezember 1867 bei einer unbestimmten Anzahl 15 trichinenhaltig. Fälle von Trichinosis kamen vor durch Verschweigung eines trichinenhaltigen Schweines zu Westerode durch den Trichinenschauer. Es erkrankten im September 1867 mehrere Menschen an verschiedenen Orten — in Harburg allein 8 —, nach welchen, wie sich herausstellte, Fabrikate aus dem Fleische dieses Schweines gelangt waren; in Schöppenstadt erkrankte ein Ackersmann, der mit der Familie eines Gastwirthes von einem Schweine genossen hatte, bevor es untersucht worden war. Die Gastwirthsleute schützten sich noch rechtzeitig durch Vomitive und Laxirmittel, der dieselben verachtende Ackersmann erkrankte nach etwa acht Tagen. Es scheint sich mehr und mehr über jeden Zweifel zu erheben, daß das Schwein seine Trichinen von der Ratte bezieht. In Blankenburg am Harze, dieser von der Trichinose so häufig heimgesuchten Stadt, wurden fast sämmtliche in der Fallmeisterei gefangenen Ratten trichinenhaltig gefunden, — ein Resultat, das mit dem gar vieler anderer Städte übereinstimmt.

In Saillon, gegenüber Saxon, im Kanton Wallis, befindet sich ein uraltes warmes Bad, das nur von der ländlichen Bevölkerung benutzt wird. Aus einem großen Felsen, der ganz mit Moos und Schlingpflanzen bedeckt war, springt eine warme Quelle. Letzter Tage wollte man nun diesen Felsen von den daran haftenden Schmarozerpflanzen reinigen und die Ueberraschung war keine kleine, als man entdeckte, daß derselbe einen ungeheuren Kopf bildete, aus dessen Mund sich die Quelle ergoß. Man ließ nun Moos und Epheu am Hinterkopfe stehen, so daß sich ein behaartes Haupt zeigt. Es wäre dies etwas für Archäologen, zu beurtheilen, ob dieses Haupt in alter Zeit künstlich ausgehauen wurde, oder ein einfaches Produkt der Natur ist.

Die Angelegenheit des Jahn-Denkmals, welches von der deutschen Turnerschaft in der Hasenhaide zu Berlin errichtet wird, ist nun so weit vorgerückt, daß der nöthige Geldbetrag (11,000 Thlr.) bis zu drei Viertel gesammelt ist. Das Komite hat sich an den König mit dem Gesuche gewendet, den Bedarf an Bronze aus zurückgestellten Geschützen zu gewähren, es würden dadurch 1000 Thlr. gespart werden können. Der ausführende Künstler, der Bildhauer Enke, gedenkt das Standbild binnen Jahresfrist abzuliefern.

„Welchen Zweig der Erziehung habt Ihr besonders in Eurer Schule?" fragte ein Herr einen Schulknaben. — „Einen Weidenzweig, Sir; der Lehrer hat beinahe den ganzen Baum verbraucht."

Räthsel.

Erst weiß wie Schnee,
Dann grün wie Gras,
Dann roth wie Blut,
Und schmeckt gar gut.

Geschichtskalender.

1. Okt. 1756. Friedrich II. besiegt die Oestereicher bei Lowositz.
„ 1857. Die Kaiser von Oesterreich und Rußland kommen in Weimar zusammen.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers E. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 228 Samstag, 2. Oktober 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Oho, das Vöglein ist noch scheu," lachte der Fremde.

„Sie ist meine Geliebte," rief Carrier wüthend.

„So? desto besser! Wenn ich noch längere Zeit in Nantes verbleibe, wirst Du wohl erlauben, daß ich ihr gleichfalls meine Liebe erkläre."

„Hat Dich Robespierre deßhalb hieher geschickt?"

„Robespierre hat mich hiehergeschickt, auf daß ich Dir bei der Pacifikation der Vendée behülflich sei."

„Wie?" rief Carrier, „findet der Konvent etwa, daß ich nicht meine Pflicht thue?"

„Er findet, daß Du zu langsam vorschreitest."

„Zu langsam? er kennt also meine Vorschläge noch nicht?"

„O ja."

„Ah," rief Carrier mit gezwungenem Lachen, „dann kann er mich nicht mehr der Langsamkeit beschuldigen... Ihr Weiber, trollt Euch jetzt, ich habe mit dem Bürger zu sprechen."

Angelique und Hermosa gehorchten und entfernten sich durch eine Seitenthür. Auf der Schwelle wandte sich Hermosa noch um, wechselte einen raschen Blick mit dem Pariser Abgesandten, und verschwand hierauf hinter der Thür.

Als die beiden Männer allein waren, sahen sie sich gegenseitig forschend an. In den Blicken des Prokonsuls malte sich offenes Mißtrauen.

„Dein Name?" fragte er barsch.

„Bürger Fouguerap."

„Du bist ein entschiedener Patriot?"

„Meine Mission bürgt Dir dafür."

„Du sagst, daß der Konvent meinen Vorschlag gelesen hat?"

„Ja."

„Und daß er ihn billigt?"

„Ja; und ich bin eben nach Nantes gesandt worden, um dessen Ausführung zu überwachen."

„Soll ich Dir meinen Plan genau beschreiben?"

„Ich bitte darum."

Carrier bot dem Abgesandten einen Platz an und ließ sich ihm gegenüber nieder.

„Seit den zwei Monaten, die ich hier in Nantes bin," sagte er, „habe ich eine Menge Aristokratenvolk gefangen nehmen lassen. Die hiesigen Gefängnisse sind aber klein; die Gefangenen sind so zusammengedrängt, daß der Typhus ausgebrochen ist, und ich befürchten muß, derselbe werde sich aus den Kerkern über die ganze Stadt verbreiten. Ich mußte also auf ein Mittel sinnen, wie die Gefängnisse eben so schnell geleert werden könnten, als sie sich füllen."

„Und dieses Mittel?"

„Habe ich gefunden. Ich habe alle Schiffe, von Nantes bis nach Saint Nazaire in Beschlag nehmen lassen. An diesen Schiffen werden sämmtliche Luken sorgfältig vernagelt; jeden Abend werden auf einem derselben so viele Aristokraten, als nur immer hinein gehen, eingeschifft. Sind die verwünschten Kerle einmal im untern Schiffsraum, dann wird auch der Eingang am Deck mit festen Brettern vernagelt und das Schiff mitten in die Loire geführt; die Sansculotten ziehen sich in Kähnen zurück, die Zimmerleute schlagen mit ihren Aexten ein Loch in die Flanken des Schiffes und die Loire thut das Uebrige."

„Ah prächtig, prächtig," lächelte Fouguerap.

„Ich werde dies „die senkrechte Deportation" nennen," sagte Carrier selbstgefällig.

„Und wann soll der Anfang damit gemacht werden?"

„Heute Abend sieben Uhr beginnt die Festlichkeit; ich habe zu diesem Zweck achtundneunzig von den verdammten Aristokraten aufgespart. Alle guten Patrioten werden ihre Freude daran haben, und wenn der aristokratische Gouchon auf der Nothwendigkeit vorheriger Verurtheilungen besteht, so lasse ich ihn ohne Pardon ebenfalls Loire-Wasser trinken."

An der Thür ward leise geklopft.

„Wer ist's?" rief der Prokonsul.

Scävola steckte den Kopf herein und meldete, daß Pinard, Brutus und Chaux einzutreten verlangen, um einen Antrag zu stellen. Die Sansculotten wurden vorgelassen. Der Gedanke an die bevorstehenden „Noyaden" (unter diesem Namen kennt die Geschichte die erschrecklichen Ertränkungen) versetzte den Prokonsul in gemüthliche Laune.

Pinard und Diego reichten einander die Hände.

„Ah!“ rief Carrier überrascht, „Ihr kennt Euch?“

„Ja,“ erwiderte Pinard, „der Bürger da und ich haben vor einigen Monaten miteinander in Paris wilde Jagd auf die Aristokraten gemacht.“

„Und schon früher auch hatten wir in der Bretagne wackere Gemeinschaft gehalten, nicht wahr?“ fügte Diego lächelnd hinzu. — Pinard's Gesicht verzog sich zu einem lächelnden Grinsen.

Der Lieutenant der Marat-Kompagnie theilte nun seinem Chef das Projekt, die Gefangenen in Masse durch Kartätschen niederzuschmettern, mit. Carrier's Auge blitzte in wilder Freude auf.

„Angenommen, angenommen!“ kreischte er.

„Und die andere Art?“ fragte Diego lächelnd.

„Wird ebenfalls ins Werk gesetzt; eines hindert das andere nicht; so werden wir um so schneller fertig.“

„Als die Sansculotten vernahmen, daß das Wasser wie das Feuer der Guillotine zu Hülfe kommen sollten, stießen die entmenschten Wesen ein wahres Gebrüll der Freude aus und eilten raschen Schrittes davon, um ihren Genossen die bevorstehenden Festlichkeiten zu verkünden.

Diego und der Prokonsul blieben abermals allein.

„Ich habe Dir noch Etwas mitzutheilen,“ sagte Fougueray, „es betrifft eine wichtige Angelegenheit. Da lies!“ Und er zog seine Brieftasche hervor, nahm einen unversiegelten Brief heraus, entfaltete ihn und überreichte ihn dem Prokonsul.

Dieser las mit lauter Stimme wie folgt:

„Ich entbiete dem Bürger Carrier meinen brüderlichen Gruß und ertheile ihm im Namen der einen und untheilbaren Republik hiermit den Auftrag, auf Alles und Jedes, was ihm der Bürger Fougueray bezüglich eines unter einem falschen Namen verborgenen, und in Nantes gefangen gehaltenen Aristokraten mittheilen sollte, gebührende Rücksicht zu nehmen. Es handelt sich um einen der beiden Männer, betreffs deren dem Bürger-Kommissär bereits früher Weisungen zugegangen sind. Dieses Schreiben soll ein ganz vertrauliches sein und in den Händen des Bürgers Fougueray bleiben. Gruß und Bruderschaft

Paris, 27. Frimaire, im 2. Jahre der franz. Republik. Robespierre.

(Fortsetzung folgt.)

Vor den Assisen.

(Fortsetzung.)

Nichts war natürlicher, als daß Anna den theuren Bruder auch ihrer so geliebten Freundin vorstellte — und daß sich Claire für den Bruder ihrer schwärmerisch geliebten Anna warm interessirte — und da die Elevinnen, welche in der Ferienzeit das Institut nicht verließen, doppelte Freiheit genossen, so waren die drei jungen Leute, so lange Konstantins Aufenthalt in Paris währte, unzertrennlich, und Letzterer benutzte nur die frühen Morgen- und späten Abendstunden, in denen das Pensionat ihm nicht zugänglich war, um Paris kennen zu lernen.

Etienne Larmond, Claire's Vormund, theilte meistens die Ausflüge der jungen Leute, und sein heiteres, trotz Verschiedenheit der Jahre für Alle anziehendes Wesen trug nicht wenig dazu bei, ihren kleinen Kreis zu beleben und zu verschönern.

Und wenn das Schuljahr wieder begann, und die Mädchen allein waren, wenn Konstantin nach Deutschland zurückgekehrt war — da flüsterten sie miteinander in den freien Stunden von der Vergangenheit, die sie mit ihm verlebt, von der Zukunft, die ihn wiederbringen werde, und man würde schwer haben unterscheiden können, welche von Beiden diesen Zeitpunkt sehnlicher herbeiwünschte.

Da kam endlich der Moment, der dieses stille Glück stören sollte.

Beide Mädchen mußten, nachdem Claire das sechszehnte, Anna sogar das siebenzehnte Jahr erreicht hatte nun das Institut verlassen und sollten sich trennen.

Anna dachte mit Entsetzen daran, in ihrer ewig leidenden Tante Nähe zu kommen. — Claire dagegen war bestimmt, in ihres Vormunds schönem Hause unter Aufsicht und Schutz seiner, unterdessen Wittwe gewordenen Schwester zu leben, welche Herr Larmond eigens deßhalb nach Paris berufen hatte, um für Claire den Aufenthalt in seinem Hause möglich und anständig zu machen.

Waren die Freundinnen auch in einer und derselben Stadt — so waren sie doch getrennt — und dieser Schmerz schien all' ihr Lebensglück zerstören zu wollen.

Angesichts solcher Innigkeit wagte es Constantin auch nicht mit seinem Plane, Anna nach Deutschland zu bringen, hervorzutreten — und trostlos berathen die jungen Leute, was zu thun sei, um sich nie — wenigstens jetzt noch nicht, trennen zu müssen.

Die Jugend ist so unendlich erfinderisch, wenn es gilt, Mittel zur Realisirung ihrer Wünsche zu finden — und so ist es daher doppelt bemerkenswerth, daß dießmal die jungen Leute rathlos blieben, und der Rath zur Erreichung ihrer sehnsüchtigen Wünsche von dem Vormunde Larmond, dem bedachten älteren Manne, ausging, welcher sich über Anna's Tante längst genaue Nachrichten eingeholt hatte und überzeugt war, daß ihr nichts erwünschter sein werde, als der Pflicht enthoben zu sein, ihre Nichte bei sich aufzunehmen.

Er machte den jungen Freundinnen und dem eben anwesenden Bruder daher den Vorschlag, daß Anna, um ungetrennt von Claire des Lebens Lichtseiten zu

Digitized by Google

genießen, und nicht von der Tante düsterer Umgebung angefröstelt werden zu müssen, zu Claire ziehen bei ihr und des Vormunds Schwester wohnen, ein Glied seiner Familie werden, und ihm zugleich die Genugthuung gönnen möge, auch über sie väterlich zu wachen, wie über Claire.

Constantin und Larmond begaben sich sogleich zu der Tante, und es bedurfte nur geringer Mühe, um diese für den Plan zu gewinnen; ja, sie ging soweit, für Anna eine nicht unbedeutende Summe auszusetzen, welche Herr Larmond für ihre Erhaltung jährlich beziehen sollte.

Bei dieser Gelegenheit äußerte die alte Dame, daß sie ihre Nichte und Constantin in ihrem, bald zu entwerfenden Testamente nicht vergessen werde — daß sie aber vor Allem die Pflicht habe, fromme Stiftungen zu bedenken.

„Du bist", erwiderte Constantin auf diese überraschende Neuigkeit, „Herrin über Deine Handlungen, wie über Dein Vermögen. Aber ich erlaube mir, und halte es für meine Pflicht, Dich, liebe Tante, daran zu erinnern, daß Du in Briefen, welche in meinen Händen sind und als Erbtheil meines Vaters mir für Anna übergeben wurden, gelobtest, einst Deine vermögenslose Nichte zur Erbin einzusetzen. Nur mit diesem Vorsatze konntest Du, nach meiner Ansicht, Anna's Erziehung von fremder Hand in einer Weise leiten lassen, die wenig für ein armes Dorffräulein passen würde."

(Fortsetzung folgt.)

Von der deutschen Polarexpedition.

(Fortsetzung.)

Seit vorgestern Abend sind wir neue Menschen geworden, denn seit der Zeit scheint uns wieder die Sonne. Zweimal erst (es ist unglaublich!) haben wir die Mitternachtssonne gesehen, und heute ist erst der zweite klare Tag. Bis dahin immer wieder das alte Lied: Nebel, dichter Nebel, dichtester Nebel! Mehr und mehr sind wir in's Eis gekommen, d. h. zwischen Eisschollen von allen möglichen Größen, von 1 Quadratfuß bis zur Länge von 100—800 Schritt, meist aber circa 20 Fuß lang. Sie liegen bald dicht aneinander, bald zerstreut; meist kann man mit dem Schiffe hindurch, aber leider! im Westen liegt noch Alles so dicht, daß wir vor einem festen Bollwerke umkehren mußten. Die Schollen denkt euch entweder flach und eben oder in allen möglichen Gebirgsformen von Eis mit Schnee bedeckt, kleinen Bergen, Klötzen, Spitzen aller Formen bis zu 30 Fuß über dem Meere.

Wenn wir nicht fahren, so liegt das Schiff langseits mit zwei Ankern an eine große Scholle angebunden, und wir klettern auf „Land", wo wir schon verschiedene frische Bärenspuren sahen, aber von Meister Petz selbst, dem König des Eismeeres, nichts. Auf den großen Schollen sind meist Tümpel mit Schmelzwasser; dieses ist klar, süß und frisch, und damit werden jedesmal Kessel und alle Wasserfässer angefüllt, wobei eine Wasserreihe gebildet, in die wir auch gern mit eintreten.

Verschiedene Eispartien habe ich versucht zu zeichnen, aber das ist sehr schwer, und noch schwerer, die prachtvollen Farben wiederzugeben, in denen das Eis sich zeigt. Ansehen aber und notiren muß man dieselben, um später einmal eine schwache Nachahmung dieser Bilder zu erhalten, an denen man sich nicht satt sehen kann. Als vorgestern Abend, um 10 Uhr vielleicht, die Sonne durch den Nebeldunst brach, stieg ich auf einen Eisklotz unserer Scholle, versuchte dann zu zeichnen, und konnte mich bis 2 Uhr nicht trennen, so interessant, so überraschend und so großartig ist der Eindruck, den die Natur bei aller todten Oede macht. Das Meer ist dabei still, wie ein Spiegel, und wenn die weiß-grauen Sturmvögel (**Procellaria**) mit langsamem Flügelschlage und das Wasser tretenden Füßen dahinstreichen über den vom Widerschein gerötheten Spiegel, zwischen all den kleinen Eisinseln hindurch, so erinnert es, trotz des krassesten Gegensatzes, sehr an die Bilder aus den tropischen Sümpfen.

Geht man hinter eine Eiswand, so daß man vom Schiffe nichts hört und sieht, so herrscht die kolossalste Stille und Ruhe, wie ich sie nur mitten auf dem Marmolatagletscher kennen lernte, nur daß dort auf beiden Seiten die höchsten Berge, hier ringsumher die ebenste weiteste Ferne liegt. Wie auf dem Gletscher hört man auch hier die Stille nur selten unterbrochen von Eisgetöse durch das Abbrechen eines Schollenrandes, oder dann und wann tönt aus nächster Nähe ein plötzliches Rauschen des Wassers, begleitet von stöhnenden Blasen: es ist eine Schaar von Narwals (See-Einhorn), die, Luft suchend, sich in Schlangenlinien fünf- bis achtmal über die Oberfläche erheben, um dann, ihre Nahrung suchend, wieder in die Tiefe zu verschwinden.

Die Schönheiten der Mitternachtszeit sind so auffallend (bei Tage blendet der Schnee zu stark und die Helle ist zu groß), daß ich nun schon drei Nächte erst gegen 3 Uhr zu „Kojе" kam, um dann freilich den andern Tag bis 11 Uhr zu schlafen, denn man braucht hier weit mehr Schlaf als auf dem Lande. Seehunde sind etwas Alltägliches; jeden Augenblick heißt es „en Hund, en Hund!" und neugierig streckt sich ein schwarzer Kopf mit klugen Augen heraus und patscht durch's Wasser, um beim Anblick der Gefahr sogleich wieder unterzutauchen. Wir haben schon fünf Stücke geschossen und dann einen zum Ausstopfen, einen zum Skelet vorbereitet.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Herbstliches Panorama.

5.

Astern.

Alle Blumen hat der Herbst geknickt,
Alle herz'gen, alle, bis auf Eine.
Nur der Stern der holden Aster blickt
Freundlich noch bei trübem Sonnenschein.

Was ist dir, mein jammervolles Herz,
Aus den lenz'gen Tagen noch geblieben? —
Ach, es blieb dir nur der wilde Schmerz,
Und dahin ist all' dein stolzes Lieben!

Alois Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

Von der 5. Kriminaldeputation des Stadtgerichts zu Berlin wurde ein wahres Monstrum von Anklage verhandelt, bei dem es sich um ein Unterschlagungsobjekt von 6 Pfennigen handelte. Eine bei dem Koch Michaelis am Hafenplatz konditionirende Dienstmagd hatte nicht, wie ihr geheißen war, beim Materialwaarenhändler 5 Sgr., sondern nur 4½ Sgr. gezahlt und den halben Silbergroschen für sich behalten; ihr „Herr" sagt ihr das sofort auf den Kopf zu und denunzirte sie bei der Staatsanwaltschaft, der natürlich nichts weiter übrig blieb, als die Anklage wegen Unterschlagung zu erheben. Der Koch, der noch nie bei einer Portion etwas abgeknappt oder schlechte Butter an den Braten genommen hat, erhielt die Genugthuung, daß die ungetreue Dienstmagd zu der niedrigsten gesetzlich zulässigen Strafe, zu einem Tage Gefängniß verurtheilt wurde.

Nördlich von der Stadt Warwick in der gleichnamigen Grafschaft liegt malerisch die große und mit Epheu überdeckte Ruine des in Dichtung und Sage berühmten Schlosses Kenilworth, das durch Cromwells Soldaten zerstört wurde — der Schauplatz des bekannten Scott'schen Romans und einer Tieck'schen Novelle, in welcher der junge Shakespeare auftritt. Dieses Schloß gehört jetzt dem Minister Lord Clarenden, und er läßt ausgedehnte Arbeiten vornehmen um den weiteren Verfall desselben zu verhindern. Sie betreffen besonders die große Halle, den unter dem Namen „Leicester's Buildings" bekannten Theil des Baues und die äußern Ringmauern.

Der Prinz Napoleon muß boshaft sein wie ein Affe, wenn die „Rh. Ztg." Recht hat. Diese erzählt, er habe im Jahre 1856 bald nach der Geburt des Sohnes Napoleons eine Menge von Zeugnissen gesammelt, daß der kaiserliche Prinz weder des Kaisers noch Eugeniens Sohn, sondern ein zur rechten Zeit bereit gehaltenes fremdes Kind sei. (Schon vielfach behauptet worden.) Die Zeugnisse habe er in der Schweiz in Sicherheit gebracht und gedenke bald Gebrauch von ihnen zu machen.

Logogryph.

Einen gemüthlichen Dichter nenn' ich dir,
Auch schwere Kasten heben wir.
Ein Zeichen weg, und ich bin als heidnische Göttin bekannt;
Schön bin ich und hab' eine goldene Schal' in der Hand.

Auflösung des Räthsels in Nr. 219:

Wer Räthsel macht, verschwendet „Zeit",
Und wer sie löst, desgleichen;
So sprach der Räthselsteller heut,
Um mich zu überzeugen:
Daß trotz dem Spruche — Zeit ist Geld —
Durch's unfruchtbare Räthselfeld
Mein Steckenpferd ich reite,
Und Zeit und Geld vergeude.

Zwar hat er's nicht so ernstiglich
Gemeint mit seinen Zeilen;
Doch sollen sie nicht minder mich
Vom Räthselfieber heilen;
Und daß dem Worte folgt die That,
So sag' ich, sapienti sat!
Mit dem Beding: zu Zeiten —
Mein Steckenpferd zu reiten.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. A., Adolf D...., L. G.... und Em. Sundheimer in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

2. Okt.	1519.	Ferdinand Cortez erobert Mexiko.
„	1805.	Der deutsche Churfürst von Württemberg schließt mit Napoleon zu Ludwigsburg ein Bündniß.
8. Okt.	1813.	Der preuß. General York trennt sich auf eigene Gefahr von der großen Armee und liefert den Franzosen das Gefecht bei Wartenberg.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 229 Montag, 4. Oktober 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Nachdem Carrier den Brief überlesen hatte, blieb er einige Augenblicke in Nachdenken versunken. Robespierre," sagte er dann, „meint ohne Zweifel jene zwei Schurken, von denen der eine Jocelyn heißt?"

„Ja."

„Er hat mir vor einiger Zeit geschrieben, ich solle dieselben nicht guillotiniren lassen."

„Sie sind also noch im Gefängniß?" sagte Diego.

„Ich glaube."

„Du bist dessen nicht gewiß?"

„Nein."

„Wie kommt das?"

„Es sterben täglich sehr viele im Gefängnisse, und Du wirst doch nicht glauben, daß ich über all' das Volk ein Register führe?"

„Nun gut, so werde ich mich selbst ins Gefängniß begeben und nachsehen; gib mir einen Passirschein für den Gefängnißwärter."

Carrier nahm ein Blatt Papier, schrieb rasch einige Zeilen und setzte seinen Namen darunter.

„Da ist, was Du verlangst," sagte er. Diego nahm den Passirschein und steckte ihn in die Tasche.

„Ich will noch heute hin, und wenn ich die Beiden noch am Leben finde, will ich meine Vorsichtsmaßregeln treffen."

„Ei, Robespierre und Du nehmen also ein großes Interesse an jenen zwei Räubern?"

„Nein."

„Nicht? was wollt Ihr denn?"

„Wir wollen blos, daß sie noch zwei oder drei Tage leben. Robespierre hat Dir geschrieben, Du mögest ihre Köpfe schonen, da ich damals nicht nach Nantes kommen konnte, und ich allein in dieser Angelegenheit handeln kann."

„Offen gesprochen, ich verstehe von der ganzen Geschichte nichts," sagte Carrier, „was habt Ihr denn eigentlich vor?"

„Das sollst Du später erfahren."

„Und in zwei, drei Tagen kann ich jene beiden Männer mit den Andern hinüberschicken?"

„Ja," sagte Diego und schickte sich an, den Prokonsul zu verlassen.

Doch dieser faßte ihn bei dem Arm und hielt ihn zurück.

„Noch ein Wort. Robespierre sagt in seinem Schreiben, daß einer der beiden Männer unter einem falschen Namen verborgen sei?"

„Ja."

„Welches ist sein wahrer Name?"

„Was liegt daran?"

„Nichts, aber ich möchte ihn doch wissen; sag, wer ist der Mann eigentlich?"

„Der ehemalige Marquis von Loc-Ronan," versetzte Diego.

„Und Jocelyn?"

„Ist sein Diener."

„Ah, nun fange ich an zu begreifen," rief der Prokonsul.

Diego sah ihn überrascht an. „Zu begreifen? was denn?"

Carrier blickte vorsichtig um sich, dann trat er zu Diego und flüsterte: „Wir theilen."

Diego prallte förmlich zurück. „Wie? was meinst Du?"

„Nun, nun, spiele nur nicht den Schlauen, mir gegenüber. Sprechen wir offen. Uns Beiden ist mehr oder weniger gar nichts an einem Aristokraten gelegen; Du nimmst Dich dieses Einen an, also ist Etwas dabei zu fischen, das ist klar."

„Du irrst Dich."

„Gewiß nicht."

„Ich sage, Du irrst Dich."

„Wirklich?" lächelte Carrier, „nun wohl, so lasse ich den ehemaligen Marquis noch heute Abend ertränken."

Fougueray fuhr heftig auf. „Und Robespierre's Schreiben?"

„Ah bah," versetzte der Prokonsul, „das Schreiben ist ein vertrauliches, Robespierre beschützt darin einen Aristokraten; Robespierre wird sich hüten, es öffentlich anzukennen. Ich lasse heute Abend die Gefangenen ertränken, und werde sehen, ob Du mich daran hindern wirst."

„Fuchs!" murmelte Diego.

Digitized by Google

„Nur ein ehemaliger Prokurator, mein Bester," lächelte Carrier. „Ich weiß nichts und weiß Alles. Ueberleg' Dir's jetzt und dann sprich. Wir sind allein. Du hast Nichts zu fürchten."

„Nun gut, willst Du aufrichtig sein?"

„Ja. Niemand hört uns, und ich kann meine Worte zu jeder Stunde abläugnen."

„Ah, brave. Also, wenn Dir morgen Jemand eine Million dafür gäbe, daß Du Royalist würdest, was möchtest Du antworten?"

„Hm," fragte Carrier, „hast Du mir etwa Anträge zu machen?"

„Gesetzt, es wäre so."

„Unmöglich."

„Warum?"

„Die Royalisten werden mich nie in ihre Reihen aufnehmen."

„Wenn man aber nur verlangen würde, Du solltest ihnen beistehen, während Du Dir das Ansehen gäbest, als verfolgtest Du sie ... verstehst Du?"

„Ich fange an ..."

„Nun, was würdest Du thun?"

„Ich weiß nicht."

„Ei zum Teufel, verstelle Dich nicht!" rief Diego zornig, „willst Du auch mir gegenüber den Republikaner spielen? Wozu die Possen? Du machst Dir den Henker aus den Grundsätzen der Republik, wenn Du nur Deinen Antheil dabei hast! Du tödtest die Aristokraten, um Dich zu bereichern! Glaubst Du, ich weiß es nicht, wie Du Dir sömmliche Lösegelder zahlen lässest?"

„Ich vertheidige die Republik," antwortete Carrier, bleich vor Zorn.

„Ja, Du vertheidigst sie, wie ich in den Abruzzen die Höhle vertheidigt habe, wo ich meine Schätze verborgen hatte."

„Bürger Fouguerayi" rief er drohend.

„Nun, willst Du mich vielleicht verhaften lassen?"

„Ja, wenn Du nicht aufhörst," schrie der Prokonsul wüthend, da er sich entlarvt sah.

Diego zuckte mit den Achseln.

„Ich hielt Dich für verständig, und jetzt sehe ich, daß Du nur ein stumpfsinniger Würger bist."

„Das sollst Du mir bezahlen!" heulte Carrier und wandte sich zur Thür.

Diego zog kaltblütig ein Pistol aus der Tasche und richtete die Mündung gegen die Brust des Prokonsuls. „Ein Wort ... ein Schritt, und Du bist ein Mann des Todes," sagte er entschlossen.

Carrier sank wie vernichtet auf den Divan, in dessen Nähe er stand. Der Elende zitterte wie Espenlaub. Diego steckte das Pistol wieder ein, kreuzte ruhig die Arme über die Brust, und maß den Prokonsul mit verächtlichem Blick.

„Du bist eine Memme!" sagte er, „und willst den Herausforderer spielen; pfui, schäme Dich! Du weißt nicht, mit wem Du sprichst. Glaubst Du, daß ein Mann, wie ich, sich alberner Weise in Deine Klauen werfen wird, ohne sich vorzusehen? Ich habe Dir meine Vollmacht vom Wohlfahrtsausschuß gezeigt; ich habe Dir den Brief Robespierre's vorgewiesen. Ich habe Dir noch Etwas zu zeigen."

(Fortsetzung folgt.)

Vor den Assisen.

(Fortsetzung.)

„Frau Marquise vergeben," fügte Larmond bei, „wenn auch ich mich dieser Ansicht anschließe, so muß ich dabei doch erklären, daß ein Entziehen unserer zeitlichen Güter, welche unsere nächsten Blutsverwandten bedürfen und sie glücklich machen können, als sehr verantwortlich halte.

Die andächtige Dame blickte verlegen und ängstlich von einem auf den anderen der Sprechenden — man sah es klar, daß in ihrem Herzen die Stimme des Blutes für die eben gehörte Ansicht sprach, aber ein scheuer Blick nach der Thür, durch welche stets Personen kamen, die ihre schwache Seite zu benutzen verstanden und sie in Wahn und Aberglauben einhüllten, sprach nur zu deutlich den Zwiespalt aus, der in ihrer Seele arbeitete.

„Nun, nun!" hob sie endlich mit unsicherer Stimme an — „ich sterbe ja — so Gott es gefällt, noch nicht heute oder morgen — und wir können ja bei gelegener Zeit über die Sache sprechen."

Ein Blick Larmond's gab Constantin die bestimmte Aufforderung, gerade jetzt die Angelegenheit zum Abschluß zu bringen.

„Vergib, meine gute Tante", sprach er daher schnell, „wenn ich Dich erinnere, daß Anna's Zukunft gerade jetzt, da sie in's Leben tritt, festgestellt werden muß. Bleibst Du bei Deinem, wie es scheint bereits gefaßten Entschlusse, Dein Vermögen ihr zu entziehen, so hat das Fräulein von Wüstenau, die Nichte der reichen, frommen Marquise von Meraville keine Wahl — sie ist darauf angewiesen, einen Dienst zu suchen."

„Einen Dienst!" rief die Dame entsetzt.

„Einen Dienst", erwiderte Constantin fest. „Ich nenne es so, wenn schon die Welt gewissermaßen beschönigendere Namen dafür erfunden hat, als Gouvernante, Gesellschafterin, Bonne ꝛc. Was aber ist eine solche Stellung anders, als ein Dienst, oft schmerz- und kränkungsreicher, als der gewöhnlichste Dienst. Meine Schwester, für welche ich keine ihrer würdige Stelle in meinem Hause, auf meinem Gütchen habe, das mir nur nothdürftigen Unterhalt gibt, bis es mir gelungen sein wird, es ergiebiger zu machen, wozu ich

Digitized by Google

jahrelangen Fleiß, Ausdauer und — warum soll ich es verschweigen, Geld bedarf, welches ich von Deiner Güte hoffte, — meine Schwester wird somit gezwungen sein —"

„Ja — ja!" lispelte die Tante, die Hände verlegen ringend — „ich erinnere mich — ich habe mit vielem Interesse Deine Pläne gehört — und wäre ich Herrin meiner Handlungen, so —"

„Wer kann es wagen", sprach jetzt Larmond, „die gnädige Frau in Ihren Beschlüssen beirren zu wollen? — Vertrauen Sie mir, ich kenne die Welt, die Gesetze, bin Beamter und kann Ihnen daher mit Rath und That beistehen."

„Ich danke Ihnen — ich bedarf allerdings eines rathenden Freundes, aber ich habe diesen bereits gefunden in der Person des Herrn Anselm."

„Der Ihr Herz von den Kindern Ihrer seligen Schwester abziehen will, kann kein wahrer Freund sein."

„Nun — nun — dienen soll meine Nichte in keinem Falle", sprach die Dame mit Rührung im Tone, dienen soll die Tochter meiner Schwester nicht. Ich habe noch ein Kapital, von welchem die — Gesellschaft, die heilige Verbrüderung, zu welcher ich gehöre — nichts weiß. Es ist groß genug, um für Anna's Unterhalt und zur Ausführung Deiner Pläne zu genügen. Ich werde Ihnen die Papiere geben, Herr Larmond, erheben Sie mit Constantin 50,000 Frcs. aus der englischen Escomptebank. Diese Summe bestimme ich für Dich, mein Sohn, in der Art, daß Du zehn Jahre lang sie ohne Interessen zur Ausführung Deiner Verbesserungen anwendest, nach zehn Jahren aber die Zinsen davon an Deine Schwester zahlst. Das Kapital mag auf Deinem Gute stehen bleiben. Mein Testament soll weiter darüber, und zwar nur zu Gunsten Deiner Schwester verfügen. — Dann weise ich ferner 5000 Frcs. jährlicher Rente für meine Nichte Anna an, welche sie aus meinem Vermögen lebenslang zu beziehen hat. Setzen Sie die nöthigen Instrumente auf, bringen Sie mir dieselben zur Unterschrift, und ich hoffe, daß man nicht mehr wird sagen können, die Marquise von Meraville habe ihre Nichte dienen lassen, und ihr dem Sohn ihrer Schwester gegebenes Wort gebrochen!! — Deine Reise hieher zahle ich jedes Jahr, wie seither, mein Sohn, und je öfter Du kommst, um so lieber ist es mir, da ich Dich stets gerne sehe, so werden die Kinder meiner Schwester mir dennoch nie fremd werden!"

Gerührt küßte Konstantin der frommen Frau Hand — und bedauerte nur doppelt, daß ein so warmes, edles Herz auf so falsche Wege, dem Herrn zu dienen, gerathen war.

Wie es mit Frau von Meraville verabredet war, so geschah es.

Larmond brachte ihr, und sie unterschrieb die Dokumente, welche Anna's Vermögen sicherten und Konstantin in den Stand setzten, sein kleines Gütchen durch glücklich ausgeführte Verbesserungen zu einer Musterwirthschaft zu gestalten, die ihn mit Sicherheit darauf rechnen ließ, innerhalb zehn Jahren ein wohlhabender Gutsbesitzer zu sein, und des seiner Schwester gehörenden Kapitales nicht mehr zu bedürfen.

Die Winter brachte Konstantin in Paris zu, während er sein Gut unter der Obhut eines tüchtigen, ihm befreundeten Inspektors ließ, mit dem er früher die ökonomischen Studien an derselben Akademie getheilt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Von der deutschen Polarexpedition.

(Schluß.)

Auch im Uebrigen habe ich genug zu thun, um, besonders über die Vogelwelt, alle erwünschten Präparate, Zeichnungen und Notizen mitzubringen. So habe ich die letzten 14 Tage fast ganz auf Deck zugebracht, um zu helfen oder zu arbeiten, was letzteres freilich bei Nordost und — 2° etwas schwierig ist, doch aber nicht geändert werden kann, da die Kajüte für größere Arbeiten zu klein ist. Uebrigens gewöhnt man sich leicht an die Winterluft; so lange die Luft still ist, ist es sehr angenehm, — 2° war Minimum, es fror fast halbzölliges Eis, und als wir gestern das Maximum von + 3° hatten, wurde es uns ganz warm. Krappengethier habe ich manches gefangen, auch allerlei feinere Formen.

Sehr interessant ist es, diese Thiere zu beobachten, wie sie sich in dem Wasser von 1½° umhertummeln und Abends massenhaft in die Höhe steigen und in den blauen Rändern der Scholle ihr Wesen treiben. Auch prachtvolle birnsörmige Quallen, blutroth geadert oder mit bräunlichen Streifen (Beröe ss.) gibt es viele.

Für den Tisch dient das reine und schöne Fleisch einiger Tauchervögel (Lummen, Uria), der größte Leckerbissen ist aber für uns — die Seehundsleber und auch Ragout von Seehundsfleisch.

Gestern Nacht sahen wir zum Erstenmal die Küste aber ganz entfernt, unsere Sehnsucht stieg, heute ist klares Wetter, Wind Nord, und unsere Hoffnung neu belebt! Prachtvoll dampfen wir eben mit 45 Pfund Druck und 5 Seemeilen die Stunde dahin. Das Schiff macht sich ausgezeichnet in jeder Beziehung und die Maschine ebenso. Ich schreibe auf Deck, denn in der Kajüte kann ich bei solchem Wetter und während der Fahrt nicht aushalten. Der Kapitän steht im Krähennest (Tonne für den Ausguck am Mast) und leitet das Schiff durch das Gewirre der Schollen dem einen

Dreimaster zu. Vorn am Bug steht ein Mann parat und hinten beim Ruder und bei der Maschine wieder je einer, und durch drei Kehlen gehen in ewiger Wiederholung die lauten Rufe: Stüerbord, Backbord, Stütti, Stop, Vorwärts, Rückwärts ꝛc. Jeden Augenblick wird es zu eng, oder die Drehung nicht kurz genug, und dann müssen wir schnell die Schreiberei wegwerfen und mit zu den Eisbacken greifen, oder die Kommando's weiter schreien, oder, wie eben der Fall, mußte ich unsere norddeutsche Flagge den fremden Schiffen zum Gruße aufhissen.

Du blickst mich an so kalt und stolz.

Du blickst mich an so kalt und stolz,
Als kenntest du mich nicht;
Die Lippe zuckt gar trotziglich,
Schau' ich dir ins Gesicht.

Wend' immerhin dich ab von mir,
Mein kleines, trotz'ges Lieb'!
Entzieh' die Hand mir, wenn du willst,
Dein Herz mir dennoch blieb!

Das ist und bleibt mein Eigenthum,
Hab's schwer errungen mir,
Ich halt' es fest in Ewigkeit,
Laß nimmer ab von dir!

Mannigfaltigkeiten.

[Ein alter Theaterzettel.] Die Berliner „Montags-Zeitung" veröffentlicht folgenden Berliner Theaterzettel aus dem Jahre 1741: „Mit gnädigster Bewilligung einer hohen Obrigkeit wird heute in dem Theater von der privilegirten (damals bedeutendsten) Hilferding'schen Gesellschaft deutscher Schauspieler aufgeführt werden: Eine mit lächerlichen Scenen ausgesuchte Lustbarkeit, lustigen Arien und Verkleidungen wohlversehene, dabei aber mit ganz neuen Maschinen und Dekorationen artig eingerichtete, auch mit verschiedenen Flugwerken verzierte und mit Schmerz, Lustbarkeit und Moral vermischte durch und durch auf lustige Personen eingerichtete, gewiß sehenswürdige große Maschins-Komödie unter dem Titel: „Hanswurst's Reise in die Hölle und wieder zurück", wobei dieser arme, von den Teufeln oftmals erschröckte, verzauberte, von seinem Herrn aber geprügelte, dumme und mit Kolombinen, einer verschmitzten Kammerjungfer, ehelich verlobte Diener in folgenden Verkleidungen erscheinen wird: als Reisender, Kavalier, Pavian, Schornsteinfeger, Husar, Zigeunerin, Kroat, Barbier, Doktor, Tanzbär, Dame, Laufer, Kupplerin, Nachtwächter, Mann ohne Kopf und als ein von dem Teufel geholter Bräutigam. Wir können übrigens versichern, daß die heutige Maschins-Komödie die Krone aller Maschins-Komödien ist."

Ein Unglück von ausnahmsweiser Natur setzt gegenwärtig den Bezirk von Saintes (Frankreich) in Schrecken, sagt der „Figaro". Ein kleiner Bach, Namens Parpillot, der durch mehrere Gemeinden des Kantons Gemozac fließt, lag seit einiger Zeit trocken. Der Grund des Schlammes war ohne Zweifel torfartig, denn es brach plötzlich darin eine Feuersbrunst aus, welche Alles auf ihrem Wege zerstörte. Man mußte die benachbarten Dörfer räumen. Das Land ist in Schrecken. Wenn der Regen kommt, wird er das Feuer löschen, allein der in einen Feuerstrom umgewandelte Bach wird die Asche aus einer ganzen Gegend mit sich fortreisen. Auf jeden Fall sind die Uferbewohner ruinirt. Es ist das seltsamste Unglück, das man seit Langem gesehen, daß ein Bach brennt!

Palindrom.

Schon hab' ich manchen Ehebund zerstört,
Dem Vater selbst den liebsten Sohn empört,
Getrennt der Freundschaft engst geschlossene Bande,
Und Krieg erregt in manchem Friedenslande.

Wem's gilt, nachdem ich ward herumgekehrt,
Der ist vom ganzen Volke tief geehrt;
Doch leider da und dort in neuern Zeiten
Mag man mich nimmer ehren, nimmer leiden.

Auflösung der Charade in Nr. 220:
Brautpaar.

Richtig gelöst von A. A., Adolf D...n, G. H. und Em. Sundheimer in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

4. Okt. 1582. Papst Gregor XIII. gründet das heutige System der Zeitrechnung.
„ 1801. E. Fellenberg stiftet die erste Ackerbauschule in Hofwyl.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers L. Mailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 230 Dienstag, 5. Oktober 1869.

Vor den Assisen.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Claire und Anna hatten bereits auch außer der Pensions-Anstalt drei Jahre lang das Glück unzertrennlicher Freundschaft genossen — sie hatten mit ihrem Vormund — denn auch für Anna war Herr Larmond dies geworden, durch die väterliche Fürsorge um ihre Stellung und durch den Aufenthalt Anna's in seinem Hause — und mit seiner Schwester, welche von beiden Mädchen Tante Soson genannt wurde, Paris und seine Umgebungen kennen gelernt, sie hatten sich einen Plan für ihre Zukunft entworfen, in welchem unzertrennliches Beisammensein obenan stand, und Beide blickten froh und zuversichtlich ins Leben.

Daß sich zwischen Claire und Konstantin bald ein inniges Herzensbündniß geschlossen hatte, wird Niemand in Erstaunen setzen. Liebte Claire doch den Bruder ihrer Freundin schon seit sie ihn kannte, schon um ihrer über Alles theuren Anna willen — und Konstantin sah in dem herrlichen Mädchen das Ideal seiner Jünglingsträume und die Erwiderung seiner endlich gestandenen Liebe machte ihn namenlos glücklich.

Larmond, der Claire's Liebe zu Konstantin vollständig billigte, aber in eine Verbindung erst dann willigen wollte, wenn Konstantins Pläne einen dauernden Erfolg erzielt haben würden, bestimmte die jungen Leute, daß sie ihre Vermählung noch um ein Jahr aufschoben, da es Konstantin ohnedies nicht möglich war, früher als nach dieser Frist die für eine junge, geliebte Frau nöthige Eleganz in sein kleines väterliches Schloß zu bringen, und zu einer Anwendung von Claire's Vermögen war der stolze, selbstständige junge Mann nicht zu bewegen.

Die innigste Korrespondenz mußte vorläufig ersetzen, was die Trennung raubte — die Jugendliebe, die erste Herzensregung ist ja so genügsam, lebt von einer süßen Ahnung, von einem Hoffnungsschimmer, und ankert auf dem Grunde eines seelenvollen Blickes.

Aber während sich dies schöne, reine Verhältniß zu Aller Freude und Befriedigung gestaltet hatte, war ein anderes, weniger lauteres Feuer in dem Herzen des Mannes entbrannt, der bis dahin nur von flüchtigen Neigungen für das weibliche Geschlecht berührt worden war, und der keine gefunden hatte, die sein flatterhaftes Herz zu fesseln verstanden hätte.

Herr Larmond entdeckte selbst er spät, daß die Neigung, welche er für seine neue Adoptivtochter empfand, einen nichts weniger als väterlichen Charakter trug, und mit einer Art Unbehagen fühlte er, daß der Anblick, der Umgang dieses Kindes, wie er Anna nannte, ihm bereits zum Bedürfniß geworden war.

Er kämpfte gegen diese Anfangs wegen der Verschiedenheit der Jahre ihm selbst lächerlich erscheinende Liebe; der Kampf steigerte sie zur Leidenschaft, der Widerstand, den er gegen sich selbst versuchte, reizte sein Blut, fachte seine jahrelang schlafenden Gefühlskräfte zur furchtbaren Gluth an, und er erlag moralisch und physisch in dem Streite gegen sich selbst.

Anna hatte keine Ahnung von dem, was des Mannes Wesen durchtobte, den sie wie einen Vater ehrte und liebte; sie wußte nicht, warum die kräftige Gestalt erbebte, wenn sie, kindlich liebkosend ihn umständelte, oder durch kindische Zärtlichkeit ihm etwas abzuschmeicheln versuchte.

Anna's Seele war rein, wie ihre Phantasie, und nie konnte es ihr in den Sinn kommen, daß der bereits alternde Mann für das neunzehnjährige Mädchen Liebe empfinden sollte, jene Liebe, welche Alles begehrt, was das Weib zu geben vermag.

Aber Konstantins Augen sahen klarer — und als er im Winter wieder kam und die Verheerungen erblickte, welche die Leidenschaft in den Zügen, in dem Wesen des auffallend schnell alternden Mannes angerichtet, als er die unheimliche Gluth bemerkte, welche aus seinen Augen ein diabolisches Feuer des Verlangens blitzen ließ, da beschloß er, all' seine Kräfte anzustrengen, seine Mittel zu erschöpfen, um schon im nächsten Frühjahre sein Schloß zur Aufnahme von Schwester und Gattin bereit halten zu können.

Konstantin fühlte, daß er weder mit seiner Schwester, noch mit Larmond über seinen Verdacht sprechen durfte, aber er sprach sich mit seiner Braut in einer einsamen Stunde darüber aus, und Claire gelobte ihm unter Thränen, über Anna zu wachen und sie vor dem

Wünschen des ihr jetzt unheimlich werdenden Vormunds zu schützen.

Die jungen Leute trauten Larmond eben keine schlechte Handlung zu, aber sie fürchteten die Heftigkeit seiner Leidenschaft, von deren Stärke Claire jetzt auch einen richtigen Begriff erhielt, da ihr des Oheims — wie sie ihn nannte — sittlicher Verfall längst stille Sorge gemacht, und sie dessen Grund in seinen zunehmenden Jahren gesucht hatte.

Konstantin schied — wie er hoffte zum letzten Male, aber mit doppelt schwerem Herzen.

Anna's heiteres, fast noch kindliches Gemüth ahnte nicht das Geringste von dem Unwetter, welches sich über ihrem Haupte zusammenzog, sie genoß das Glück des Lebens in der Jugend in vollen Zügen.

Ihr Herz war noch frei und unberührt geblieben — sie liebte Alle mit Innigkeit, die ihr nahe standen — sie liebte alle Menschen überhaupt, die Bäume, die Wiesen, die Blumen, das Gras, die Tauben, und Alles, was ihrer frohen, frischen Phantasie Nahrung und Stoff zur Freude oder zum Lachen gab. Sie war ein Jahr älter als Claire, aber Niemand wollte das glauben, da sie vollständig kindlich aussah.

Ein zierlicher Wuchs, ein Köpfchen, wie aus Elfenbein, mit rosenfarbenem Hauche belebt — glänzend schwarze Haare, die in natürlichen Locken den schneeigen Hals umrahmten, und eine Stirn, auf welcher kein trüber Eindruck, kein Schmerz noch Linien gezogen; reizende Lippen, zwischen denen das reinste Weiß hindurchblickte — ein Füßchen, wie das einer Sylphe und die langfingerigen, so zarten, grübchenbesäeten Hände — dies war das äußere Wesen dieser heiteren, frohsinnigen Natur.

(Fortsetzung folgt.)

Auch eine Klostergeschichte.

In Wien spielte neulich folgendes interessante Geschichtchen, welches im engsten Zusammenhang mit den Begebnissen steht, die so allgemeine Theilnahme hervorgerufen haben.

Der Geschäfts- und Spekulationsgeist, welcher alle Schichten der Bevölkerung in der Form rastlosen Jagens nach Geld und Gewinn durchdringt und in allen möglichen Entwürfen und Thaten zum Ausdruck gelangt, hat wieder ein Opfer gefordert. Der leidende Gegenstand ist ein Fräulein O., welche eine der Wiener Vorstädte bewohnt, schon längst über den Frühling und Sommer des Lebens hinaus und so ätherisch von Gestalt ist, daß sie vollkommen unfähig wäre, die Rolle der schönen Helena zu spielen. Trotzdem trägt sie eine tiefe, ungestillte Sehnsucht im Herzen, welche sie täglich mit unbezwinglicher Macht hinaustreibt, um vielleicht doch einmal den Gegenstand ihrer romantischen Träume zu finden. Schon beinahe seit einem Menschenalter wandelt das alte Fräulein unverstanden auf den Promenaden Wiens hin und her; die Basteien fielen, die Glacis verschwanden, ganze Stadttheile wurden erbaut, das Jagdterrain der guten Dame immer mehr verkleinert, doch in demselben Maße grünte der Baum ihrer Hoffnungen freundlicher auf, mußte doch nun das Wild sich auf kleinerem Boden zusammenfinden und die Möglichkeit des Entrinnens aus den Maschen des gezogenen Netzes immer geringer werden.

Doch auch jetzt dauerte es noch Jahre, ehe der ersehnte Mann sich finden wollte, da — an einem schönen Tage zu Ende des vorigen Monats — da ereignete sich das Ungeheuerliche. Wie gewöhnlich saß Fräulein O. schmächtig und schmachtend auf einer Bank der Ringstraße, als ein Herr sich dieser Bank näherte; gedankenvoll ließ er den Kopf hängen, den ein Wust stark röthlicher Haare bedeckte, nur manchmal schaute er auf, um prüfend den Blick über die vorbeischwebenden Frauengestalten gleiten zu lassen, der jedesmal wieder mit dem Ausdruck sittlicher Enttäuschung zum Boden zurückkehrte. Da fällt sein Blick auf Fräulein O. und ein freudiger Schreck scheint seine Gestalt zu durchzittern, ein Seufzer der Erleichterung entringt sich seiner Brust, er möchte aufschreien vor Entzücken, doch er bemeistert seine Aufregung, die allzu auffällig bereits einige Sicherheitsmänner bewogen haben mag, aus ihrer reservirten Stellung zwischen den dort stationirenden Omnibussen hervorzutreten, um ihn zu fragen, ob ihm etwas fehle — etwa eine Legitimation oder sonst etwas dergleichen. Er entfernt sich daher eine kleine Strecke und setzt sich in der Nähe auf eine Bank, von wo aus er das Fräulein fortwährend beobachtet. Immer zufriedener ward sein Blick, als Fräulein O. sich erhob, um nach Hause zu gehen, er folgt ihr und entfernt sich erst, als er sich genau die Wohnung der Dame gemerkt hat. Diese vermochte die ganze Nacht kein Auge zu schließen; das Bild des Mannes, dessen Schönheit selbst die rothe Nase und der schielende Blick nicht zu stören vermochten, schwebt ihr immer vor und immer deutlicher setzte sich die Ueberzeugung in ihr fest, daß dies unbedingt Derjenige sein müsse, der vom Schicksale dazu bestimmt sei, die dornenvolle Laufbahn ihres einsamen Lebens in einen blumenreichen Pfad zu verwandeln.

Tags darauf in aller Frühe erscheint der Briefträger mit einem rosenfarbigen Schreiben; mit zitternder Hand und hochklopfendem Herzen erbrach sie es und las Folgendes:

„Schätzbarstes Fräulein!

Die Krakauer Klosteraffaire, welche in ganz Europa so großes Aufsehen erregt und in jeder Brust das Gefühl der Empörung über die abscheuliche Bosheit der Nonnen, sowie das des tiefsten Mitleids für das un-

Digitized by Google

glückliche Opfer derselben wachgerufen hat, wird Ihnen ohne Zweifel bekannt sein.

Ein Metier betreibend, welches in den jetzigen schlechten Zeiten leider gezwungen ist, sich mit hervorragenden oder solchen Persönlichkeiten zu befassen, die durch besondere Zufälle und Wechselwirkungen in die Oeffentlichkeit gezogen worden sind, scheute ich keine Kosten, um die Reise nach dem Orte des schauderhaften Verbrechens zu machen und so die Möglichkeit zu haben, mit dem Verkauf von photographischen Abbildungen der gemißhandelten Nonne Barbara Ubryk ein gutes Geschäft zu machen.

Der Machtspruch des Gerichts vereitelte meine Absicht, und Zeit, Geld und Mühe waren umsonst vergeudet. Seit dieser Zeit suche ich nun in Wien ein Wesen, welches durch Aehnlichkeit mit der gemarterten Nonne mich in den Stand setzen sollte, mein Geld nicht nur hereinzubekommen, sondern auch noch einen ansehnlichen Gewinn zu erzielen; fast wollte ich meinen Plan als gescheitert ansehen, was mich sehr niedergeschlagen machte — da erblickte ich gestern nach langem Suchen Sie, mein Fräulein, die vollendete Doppelgängerin der unseligen Barbara Ubryk!

Gewohnt, als rechtlicher Mann immer den geradesten Weg einzuschlagen, offerire ich Ihnen, schätzbarstes Fräulein, die Hälfte des Gewinnes, der sich nach meiner Ansicht sehr hoch belaufen wird, wenn Sie sich herbeilassen wollten, mir Ihre werthe Person behufs photographischer Abbildung zur Verfügung zu stellen. Die Spuren von Mißhandlungen dürften leicht künstlich herzustellen sein und auf diese Art das Bild schnell ein unentbehrliches Stück in jeder Familie und Haushaltung werden.

Wollen Sie mir daher gefälligst Ihren Entschluß über diesen Gegenstand bald bekannt geben, worauf, im Falle der Annahme von Ihrer Seite sofort zur photographischen Aufnahme geschritten werden soll.

Im Uebrigen, werthestes Fräulein, verbleibe ich Ihr ergebenster R. R., Photograph."

Mehr todt als lebendig brach Fräulein O. zusammen. Der Brief, der Schreck, die grausame Enttäuschung haben sie um einige Decennien älter gemacht — jetzt gehört sie bereits zu den ältesten Greisinnen Wiens.

Schifferfreuden nach der Suezkanaleröffnung.

Die meisten Ihrer Leser werden der Meinung sein, daß gleich nach dem Schluß der Eröffnungsfeierlichkeiten des Suezkanals, also vom 21. November an, das Passiren der Schiffe jeder Größe durch den Kanal — selbstverständlich nach Erstattung der Durchgangsabgaben — flott erfolgen könne. Ich kann Ihnen nun aus zuverlässiger Quelle mittheilen, was alles ein Schiff vor dem Durchgang durch den Kanal und während des Durchgangs streng zu beobachten hat, und wie flott es sich von Suez nach Port Said, oder umgekehrt, verfügen kann. Zuerst hat der Kapitän des dampf- oder segelbeflügelten Ankömmlings, der vom mittelländischen nach dem rothen Meere durchdringen will, sich im Bureau de Transit einschreiben zu lassen und nachdem er genügende Auskunft über sich selbst, den Namen und die Nationalität seines Schiffes u. s. w. u. s. w. gegeben, die Kanalabgaben zu zahlen. Diese bestehen in zehn Franken für jede Tonne Frachtgehalt und abermals in zehn Franken für jeden Passagier. Hat das Schiff vor dem Durchgange noch länger als 24 Stunden vor dem Suezdamm zu liegen, so sind per Tag und Tonne abermals fünf Centimes zu entrichten. Hat der Segel über 50 Tons-Gehalt, so muß er sich durch den Kanal schleppen lassen und per Tonne zwei Franken Schlepperlohn zahlen. Trägt er aber über 100 Tons, — er mag Segler oder Dampfer sein — so kann er nur mit einem Lootsen der Kanalgesellschaft passiren und hat in diesem Falle für jeden Dezimeter Tiefgang (bis zu drei Meter) fünf Franken zu zahlen, bei größerem Tiefgang aber bedeutend mehr (z. B. bei 7 Meter 50 Centimeter Tiefgang 20 Franken per Dezimeter) zu entrichten. Einen größeren Tiefgang als 7 Meter 50 Centimeter darf das Schiff überhaupt nicht haben, sonst wird es mit Bedauern von der Suezkanalfahrt ausgeschlossen. Nachdem nun die Kanalgebühren, so wie event. Lootsenlohn, Schleppgeld und Liegegeld bezahlt und quittirt, erhält der Kapitän seine Ordnungsnummer, und damit hat er sich an die ihm angewiesene Stelle in der Schiffsreihe zu verfügen. Wird nun vorn Luft gemacht und steht der Durchfahrt weiter kein Hinderniß mehr im Weg, so kann das nummerirte Schiff, nachdem es die Raaen getoppt und den Klüverbaum eingezogen, den Kanal forciren, doch darf seine Schnelligkeit nicht über 10 Kilometer per Stunde betragen. Während der Fahrt darf nun selbstverständlich nicht geankert werden, und es darf auch nichts aus dem Schiffe in den Kanal fallen. Geschieht letzteres, so darf der Kapitän auf eigene Faust den versunkenen Schatz nicht wieder heben, sondern er muß die Agenten der Kompagnie zur Hilfe heranziehen, wobei er selbst natürlich die Kosten zu bestreiten hat. Im Falle des Festgerathens des Schiffes aber können die Agenten zu jedem Mittel greifen — selbst zum Löschen der Fracht — um wieder flott zu machen.

Da nun während der Dauer der Eröffnungsfeierlichkeiten, also vom 17. bis zum 20. November, alle Schiffe (auch Frachtschiffe) von allen Durchgangsgebühren befreit sind, so wird es voraussichtlich in jenen Tagen zu einem Gedränge kommen, das weniger für die Schiffe selbst, aber wohl für den Kanal, der ja doch noch Manches mit einem rohen Ei gemein hat, gefährlich werden kann. Wie ich höre, haben Sie schon Mittel und Vorkehrungen getroffen, seiner Zeit über die

Eröffnung des Suezkanals berichten zu können; vielleicht geben Sie auch mir Gelegenheit, etwas zur Vervollständigung des Bildes beizutragen. (A. d. Daheim.)

Herbstliches Panorama.

6.

Ich und die Schwalben.

Glückliche Vögelein, freundliche Schwalben,
Eilende Schiffer ätherischer Fluth;
Saget, was drängt euch im Herbste, dem kalten,
Flüchtig zu geh'n mit beflügelter Brut?

Bettet wohl weicher im milderen Süden,
Als in dem eisig beschneieten Nord!
Bringet der Frühling uns tröstende Blüthen,
Seh' ich euch wieder als Freunde im Ort.

Möcht' mit den Schwalben die Lüfte durchfliegen,
Suchen den Frühling für's herbstliche Herz;
Möcht' an die Seite des Liebchens mich schmiegen,
Labung zu finden für seelischen Schmerz.

Aber — ich Armer — wie bin ich gebunden,
Trostlosen Herzens, mit Kummer erfüllt;
Ihr habt das Heimathland wieder gefunden —
Aber mein Sehnen wird nimmer gestillt.

Alois Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

Ein Nordpolreisender erzählt von den Bothiern, die im äußersten Norden wohnen, Folgendes: Sie bauen Häuser von Schnee und Eis, sie machen sich Becher und Flaschen, Fensterscheiben und Schüsseln von Eis und konstruiren sich endlich noch Schlitten von Fischen, Fellen und Eis, die sie zusammenfrieren lassen. Sollte man hiernach, da Eis auch bekanntlich gegessen, getrunken und sogar verbacken wird, nicht auf den Glauben kommen, daß der Mensch eigentlich nichts brauche, als gefrornes Wasser? Wenn aber das Thermometer über Null steigt, so sind die Bothier übel daran, dann schmilzt ihre ganze Natur und Alles, was sie haben.

Auf welch' schwindlerische Weise der Bettel betrieben und die Mildthätigkeit des Publikums ausgebeutet wird, zeigt wieder folgender Vorfall: Dieser Tage wurde auf der Theresienwiese zu München ein Blinder mit seiner Begleiterin, einer Landstreicherin aus Württemberg, arretirt, welche sich seit geraumer Zeit damit befaßt, Blinde förmlich gegen Taggeld zu miethen und Land aus, Land ein mit denselben und scheinbar für dieselben bettelnd umherzuziehen. Bei ihrer Verhaftung fanden sich außer einer nicht unerheblichen Baarsumme Postscheine vor, nach deren Ausweis die Gaunerin regelmäßig namhafte Beträge in ihre Heimath zu senden pflegt!

In Münchengrätz (Böhmen) stellten sich zur Landtagswahl auch Frauen ein. Der anwesende Regierungskommissär erklärte, er könne keine Frauen zur Wahl zulassen, gegen eine solche Gesetzwidrigkeit protestire er. Allein die Wähler schrieen, auch sie protestiren gegen jede Gesetzwidrigkeit, die Frauen seien stets zur Wahl zugelassen worden. Die Frauen riefen: Wozu zahlen wir so große Steuern, wenn man uns nicht einmal persönlich wählen lassen will. Unser Geld wollt Ihr nehmen, aber unsere Rechte möchtet Ihr uns vorenthalten ꝛc. Unter großem Lärm überließ der Regierungskommissär die Entscheidung der Wahlkommission, und diese entschied für die Zulassung der Frauen zur Wahl.

Der Münchener Volkswitz sucht den Grund der Schwierigkeit, in der sich die bayerische Abgeordnetenkammer z. B. befindet, darin, daß sie sich vom konstitutionellen und politischen Gebiete in das ihr fremde botanische verirrt habe. Denn im Grunde handle es sich um die „Frage Edelweiß" (Edel-Weiß).

Logogryph.

Du mußt es wie die Andern alle,
Man dispensirt in keinem Falle.
Wenn weg das Haupt genommen ist,
Dann kommen sie mein lieber Christ,
Vergießen traurig Freudenthränen,
Gestillt ist ja ihr langes Sehnen.

Auflösung der Charade in Nr. 221: Mitgiftlos.

Richtig gelöst von Adolf D....., G. H. und Em. Sundheimer in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

5. Okt.	1189.	Herzog Friedrich von Schwaben, Sohn Barbarossa's, stiftet den deutschen Ritterorden.
„	1789.	Das empörte Volk zieht gegen den Hof von Versailles.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 231 Mittwoch, 6. Oktober 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Diego zog abermals seine Brieftasche hervor, nahm ein Blatt heraus, das unbeschrieben war und nur die Aufschrift „Vollmacht“ und die Namensfertigung Robespierre's trug. Nebstdem hatte er noch drei andere ähnliche Vollmacht-Blanquets, das eine von Collot d'Herbois, das zweite von Saint-Just, das dritte von Billaud-Varenne gezeichnet. Alle diese Vollmachten waren im Namen des Wohlfahrts- und des Sicherheits-Ausschusses ausgestellt. Diego legte sie alle vier vor Carrier's Augen, der verblüfft und erschrocken, sich nicht zu rühren wagte.

„Du siehst,“ fuhr Diego fort, „daß ich gewaffnet bin. Ich kann Dich, sobald es mir gefällt, ins Gefängniß werfen lassen, und wenn Du das Geringste gegen meine Freiheit wagst, so wird der Ausschuß Dich zur Rechenschaft ziehen. Vergessen wir also den kleinen Vorfall von vorhin und verständigen wir uns. Ich will klar und bündig sein. Du stiehlst hier, und ich will mit Dir stehlen. Nur wollen wir die Sache bequemer einrichten. Du verstehst mich?“

„Ja,“ erwiderte Carrier, der wieder Muth gewann, als er sah, welche Wendung das Gespräch nahm.

„Ungeachtet meiner Vollmachten könntest Du mir doch schaden, und den Marquis von Loc-Ronan erwürgen lassen, und das bestimmt mich, so mit Dir zu reden. Du hast wohl selbst schon daran gedacht, daß es, wie es jetzt geht, nicht mehr lange dauern kann. Ueber kurz oder lang muß ein Rückschlag eintreten. An dem Tage, wo die jetzige Regierungsgewalt fällt, sind wir alle verloren. Es handelt sich also darum, sich auf jenes Ereigniß vorzubereiten, zu stehlen und zu rauben, so viel als möglich ist, und dann sich aus dem Staube zu machen.“

„Die Adeligen sind bereits ruinirt,“ sagte der Proconsul.

„Noch nicht Alle, und die Kaufleute sind es nur zur Hälfte.“

„Und jener Loc-Ronan?“

„Jener Loc-Ronan kann uns drei bis vier Millionen eintragen. Hilf mir, und ich verspreche Dir ein Drittheil der Summe, sei sie so groß wie immer.“

„Gut, ich helfe Dir,“ sagte Carrier, „doch erkläre mir, wie wir in den Besitz dieser großen Summe gelangen sollen.“

„Sehr einfach,“ erwiderte Diego auf die Frage des Proconsuls, „Loc-Ronan ist verheirathet. Seine Frau liebt ihn auf das Zärtlichste und besitzt ein enormes Vermögen. Dieses Vermögen ist bereits seit zwei Jahren realisirt, konnte aber noch nicht aus Frankreich fortgebracht werden. Es steckt irgendwo in einem Winkel des Departements der Ille und Vilaine; ich weiß nicht wo, aber ich habe gewisse Nachricht, daß es noch nicht außer Landes ist. Als ich durch Rennes kam, ließ ich den ehemaligen Notar der Familie einkerkern, und um sein Leben und seine Freiheit zu erkaufen, hat er mir dies Alles verrathen. Als ich sah, daß der Narr nichts mehr wußte, ließ ich ihn mit den Uebrigen wandern.“

„Er ist todt?“

„Ja wohl.“

„Ah, bravo!“ rief Carrier, der diese Verfahrungsweise besser als irgend Jemand begriff.

„Der Marquis und seine Frau waren außerhalb Frankreichs und sind erst seit zwei Monaten zurück. Der Marquis ist gefangen, aber seine Frau ist entschlüpft. Sie befindet sich in Roche-Bernard unter dem Schutz eines verdammten Seemanns, Namens Marcof.“

„Marcof! Marcof!“ sagte Carrier, „Hermosa hat mir schon einigemal von dem Manne erzählt.“

„Die Unvorsichtige!“ murmelte Diego.

Carrier hörte ihn nicht.

„Du begreifst,“ fuhr Diego fort, „daß die Frau, so bald sie ihren Mann in Gefahr weiß, Alles opfern wird, um ihn zu retten.“

„Das ist wahrscheinlich.“

„Wir brauchen nichts als ein Schreiben von der Hand des Marquis an seine Frau, worin er ihr anzeigt, daß er gerichtet werden soll, und sie bittet, ihn um jeden Preis zu retten.“

„Und dann?“

„Dann werden wir den guten Marquis seukrecht deportiren, wie Du es nennst, mit Hülfe des Briefes

Digitized by Google

das Geld von seiner Frau erpressen, und hierauf gemüthlich theilen. Nun, was sagst Du dazu?"

„O trefflich! trefflich!" rief Carrier.

„Also abgemacht?"

„Abgemacht."

„So leb' denn wohl indessen!"

„Auf Wiedersehen!"

Und die beiden Elenden trennten sich; der Eine, zu seiner Geliebten zurückkehrend, der Andere, um Pinard aufzusuchen, der ihn unten im Thorweg erwartete.

(Fortsetzung folgt.)

Von den Assisen.

(Fortsetzung.)

Konstantin schrieb sogleich bei seiner Ankunft in Deutschland an Herrn Larmond, kündigte ihm an, daß er bis zum Frühjahre mit seinen Anordnungen zum Empfange seiner jungen Frau bereit sein werde, daß er ferner seine Einnahme bis zu einer Höhe gebracht habe, welche seinen künftigen Hausstand vollkommen sichere, und daß er ihn daher bitte, die nöthigen Schritte zu thun, um im Mai die eheliche Verbindung mit seiner Braut vollziehen zu können.

Larmond erschrack auf den Tod durch diese Neuigkeit.

Eine Trennung von Anna, die natürlich Bruder und Schwägerin begleiten würde, schien ihm eine Unmöglichkeit — dünkte ihm ein Gedanke der Hölle entflammend zu sein.

Ohne daher mit Claire von dem Inhalte des Briefes aus Deutschland zu sprechen — erwiderte er diesen in einer für Konstantin wenig erfreulichen Weise.

Er schrieb, daß er dem Glücke der Liebenden nicht hinderlich sein und seine Zustimmung gerne geben wolle, doch hoffe er, daß die Geschwister so viel Erkenntlichkeit für seine langjährige Theilnahme und den Schutz, welchen sein Haus ebenso wie für Claire auch für Konstantins Schwester geboten habe, empfinden würden, um ihn, der nun an den Umgang, an den Anblick der beiden Mädchen so sehr gewöhnt sei, plötzlich ganz allein mit seiner alten Schwester zu lassen, welcher die Trennung von den beiden, wie eigene Töchter geliebten Wesen, und zwar von beiden zugleich einen tiefen Schmerz bereiten würde, den sie für diese mütterliche Sorgfalt und Liebe nicht verdient hätte.

Er hoffte daher, daß Anna noch in seinem Hause bleibe und ihn nicht sogleich mit dem jungen Ehepaare verlassen werde.

Konstantin, der seinen Verdacht nun als Gewißheit sah, fühlte nur zu wohl, daß der alte Mann nur Zeit gewinnen wolle, um seine Schwester auf legalem oder verbrecherischem Wege zu besitzen.

Er sandte sofort unter den dankbarsten Aeußerungen für den seiner Schwester gewährten Schutz seine schriftliche Erklärung, daß er Anna unbedingt mit nach Deutschland nehmen werde, da er es als seine Pflicht betrachte, sie, sobald er eine ihrer würdigen Häuslichkeit besitze, bei sich aufzunehmen und die väterlichen Befehle, ihr Schutz und Schirm im Leben zu sein, in all' ihrer Ausdehnung zu erfüllen gedenke.

Jetzt trat Larmond unverholen mit seinem Entschlusse, Anna um jeden Preis besitzen zu wollen, hervor, und warb förmlich bei Konstantin um Anna's Hand, beifügend, daß er ohne das herrliche Wesen sich kein Leben, keine Existenz mehr zu denken vermöge.

Konstantin erwiderte, daß, wenn Anna Herrn Larmond liebe, und seine Gattin zu werden wünsche, so wolle er, der Bruder, ihr Glück nicht stören, wie sehr er auch auf eine andere Zukunft für seine Schwester gerechnet habe. Jedoch mache er zur Bedingung, daß Herr Larmond bis zu Konstantins Ankunft seine Gefühle noch verbergen und Anna's Wahl oder Entschluß in keiner Weise leiten möge.

Larmond begann nun, das junge Mädchen in Glück, Vergnügen und Wonne einzuhüllen.

Von jetzt an lernten die beiden Freundinnen Paris erst von der glänzendsten Seite kennen.

Er verschaffte ihnen alle Genüsse, alle Freuden, die für Geld und Jugend sich bieten, es war jetzt nichts, was Herr Larmond nicht versucht hätte, um Anna die Reize von Paris kennen und unentbehrlich zu machen, damit sie, so hoffte er, den Gedanken der Trennung von all' diesen Genüssen für unmöglicher halten solle, als die Trennung von Bruder und Freundin.

Anna genoß mit heiterer, der Jugend so natürlicher Hingebung, was sich ihr bot, und um so eifriger, weil sie nichts wußte, als daß sie nur noch kurze Zeit in Paris sein werde.

Eine andere als die harmloseste Auslegung von Larmonds Zärtlichkeit für sie kam nie in ihre reine Seele — und sie sah in dem heimlich glühenden Anbeter nur den väterlichen Freund, der Alles aufbot, um ihr die letzte Zeit ihres Aufenthaltes in seinem Hause so reizend als möglich zu machen; und sie bestrebte sich daher auch, ihm für so viele Güte mit erhöhter Herzlichkeit und Innigkeit zu danken und schürte dadurch unbewußt die Gluth zur verzehrenden Flamme.

Nur Claire sah hell und deutlich, von Konstantin unterrichtet, die schreckliche Lage durch und sehnte sich namenlos nach dem Ende dieser für sie doppelt peinlichen Verwicklung, da eine düstere Ahnung ihr zuflüsterte, daß auch ihr Glück auf dem Spiele stehe, so wie sie für die so sehr geliebte Schwester Konstantins eine unbeschreibliche Angst empfand und in den verstohlenen Blicken des alten Mannes eine ganze, lange Unglücksgeschichte las.

Digitized by Google

Ach, sie sollte leider nur zu richtig gelesen haben! Die Schrift war nur allzu deutlich und klar!

Die Marquise war unterdessen ganz zur Frömmlerin geworden, war einem ewig betenden und mit schönen Worten Gutes thuenden Verein beigetreten, und nur selten gelang es ihrer Nichte, sie zu sehen.

Sie hatte die Verlobung Konstantins gebilligt, gesegnet und der Braut ein schönes Geschenk und die Versicherung gegeben, inbrünstig für ihr Glück beten zu wollen.

Ihr Testament war gemacht und es verlautete, daß sie außer den früher ihren Verwandten gegebenen Kapitalien nichts mehr für diese, sondern Alles für fromme Zwecke bestimmt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Gerichtssaale.

Wien, 20. Sept.

In gewissen Kreisen gehört es zwar nicht zu den außerordentlichen Ereignissen, wenn bei einem kleinen Wortstreite mit der Faust replicirt wird. Doch daß man Jemand zu einer Landpartie ladet, mit ihm in der frühesten Morgenstunde auf dem als Rendezvous bestimmten Platze zusammentrifft, und sobald sich der Geladene zur Partie anschickt, ohne jede weitere Veranlassung ihm einen Faustschlag ins Gesicht versetzt und sich, ohne ein Wort zu sprechen, wieder entfernt, gehört zu Vorgängen, welche zum Mindesten zu Zweifeln an der Zurechnungsfähigkeit des Attentäters berechtigen. Und doch ist Joseph Habalek, ein Malergehilfe im Alter von 23 Jahren, seinem ganzen Wesen nach nicht der Mann, dem man Mangel an Zurechnungsfähigkeit imputiren kann, wie dies auch schon daraus hervorgeht, daß er sich heute wegen seines rohen Benehmens vor Gericht zu verantworten hat.

Am 28. August d. J. befand er sich in der nächst dem Schönborn-Palais in der Josephstadt etablirten Bierhalle in Gesellschaft mehrerer Freunde, unter denen sich auch der Tapezierergehilfe Karl Eckl mit seiner Geliebten, der „Muskazoner-Reserl", befand. Habalek proponirte für den nächsten Tag, für Sonntag, einen Ausflug nach Weidling am Bach, und sowol Eckl als mehrere andere Tischgenossen erklärten sich mit dem Vorschlage einverstanden. Man gab sich für sieben Uhr Morgens das Rendezvous beim „Dreilauferhaus" in der Alserstraße und trennte sich in bester Laune erst spät nach Mitternacht.

Am nächsten Morgen fand sich die Gesellschaft pünktlich ein, Habalek war der Letzte, auf dem man warten mußte, und als man ihn aus der Ferne kommen sah, setzte sich die Gesellschaft langsamen Schrittes in der Richtung gegen die Hernalser Linie in Bewegung. Als Habalek bei der Gesellschaft angekommen war, fielen einige Scherze über seine Verspätung, die Habalek damit beantwortete, daß er auf Eckl zuschritt, diesem mit voller Kraft eine Ohrfeige versetzte und sich eiligen Schrittes davonmachte. Alles das war für die Gesellschaft so überraschend, daß Niemand vor Staunen, Schrecken und Erregung einen Laut von sich geben konnte.

Nachdem man sich jedoch wieder erholt und bemerkt hatte, daß mittlerweile eine Menschenmasse sich angesammelt, hielt es die Gesellschaft für gerathen, vorderhand zur Vermeidung alles Aufsehens die Landpartie nicht aufzugeben und über das, was weiter zu geschehen habe, in Weidling am Bach Beschluß zu fassen. Die Muskazoner-Reserl (sie dankt diesen Namen ihrer Vorliebe für Muskazoner-Torte) bestand darauf, so was könne nur das Gericht ausmachen, und Karl Eckl mußte gegen seinen Freund klagbar auftreten. Der hierüber heute abgeführten Schlußverhandlung entnehmen wir folgende Details:

Richter: Ist es so richtig, wie der Kläger ausführt, daß Sie ihm auf offener Straße und im Beisein dieser Herren (zeigt auf die Zeugen) eine Ohrfeige gegeben haben? — Angekl.: Vollkommen! i laug'n nix weg. — Richter: Ist es auch richtig, daß für diese rohe Handlung gar keine Veranlassung geboten war, sondern daß Sie zur Ueberraschung aller Anwesenden durch diese Handlung, welche so unvorbereitet ausgeführt wurde, den Eckl förmlich verblüfften? — Angekl.: Ganz a so ohne Ursach ist die G'schicht nit kumma. I bin just Kaner, der An d' Rosen abbeißt, aber wann's mir z'dick wird, nachher hat der G'spaß sei End'. — Richter: Alles, was Sie mir da etwa sagen wollten, habe ich nicht verstanden, und ich müßte schon ersuchen, daß Sie sich einer größeren Deutlichkeit befleißigen. — Angekl.: Daß i Ihna die G'schicht kurz erzähl, der Eckl is a hamtückisch (heimtückisch) Mistvieh. — Richter (einfallend): Benehmen Sie sich anständig; Sie stehen vor Gericht. — Angekl.: Ja, wann S' mi nöt reden lassen wollen, da hört die G'schicht bald auf.

Richter: Zum Sprechen habe ich Sie aufgefordert, nur das Schimpfen habe ich Ihnen nicht gestattet, und davon kann ich nicht abgehen. Wenn Sie daher sich nicht aussprechen wollen, ohne zu schimpfen, dann thun Sie schon besser, zu schweigen. — Angekl.: Also daß i Ihna die G'schicht weiter erzähl. Der Eckl, der hamtückische und, ja so! also so, der Eckl, denkens Ihna, bild't sich der ein, i war in seiner Geliebten verbrennt. I bitt' Ihna, kennen Sie mein Weib? Die wird do derer do (auf die Geliebte Eckl's zeigend) wos zum Auflösen geben. — Richter: Sie erzählen hier Dinge, die nicht zur Sache gehören, und dabei sind Ihre Ausdrücke so, daß man jeden Augenblick zu befürchten hat, daß Sie eine neue Ehrenbeleidigung begehen. — Angekl. (gutmüthig lächelnd): Euer Gnaden, fürchtens

Ihna wegen meiner nöt. — Richter: Fassen Sie sich kurz und sagen Sie mir, warum haben Sie Ihren Freund ins Gesicht geschlagen? — Angekl.: Weil er a „tramhapets" (schlaftrunkenes) Mistvieh ist. — Richter (aufgebracht): Sie werden immer grob. — Angekl. (sanft): Euer Gnaden, Sie holten dös nur für grob, bei uns ist dös gewöhli, dös wird Ihna der Eckl selber sagen.

(Schluß folgt.)

Herbstliches Panorama.

7.

Die Schnitterin.

Manchmal, braune Schnitt'rin, schau'
Auf die gelbe Stoppelau,
Auf die Flur, die abgemähet,
Traurig und verlassen stehet.

Heute Morgen neigten sich
Gold'ne Halme, grüßend dich;
Aber ihr liebfreundlich' Grüßen
Mußten mit dem Tod sie büßen.

Braune Schnitt'rin, öd und kahl
Liegt vor dir das weite Thal,
Und die Grillen zirpend klagen
Von vergang'nen, schönern Tagen.

Hörst du fern' den Trauersang?
Schnitt'rin, überläuft dich's bang?
D'rüben mäh't wie's Ungewitter
Menschen ab „der Tod" als Schnitter.

Bist vielleicht als seine Braut
Bis zum Mai ihm angetraut!
Dann zu deinem Hochzeitreigen.
Wird die junge Saat sich neigen.

Alois Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

Ein Postexpedient, welcher am Samstag Früh mit dem Personenzuge von Bromberg im Eisenbahn-Postbureau in Berlin eingetroffen ist, hat auf der Fahrt ein Abenteuer mit einer Schlange (Kreuzotter) zu bestehen gehabt. Das Thier hatte sich aus dem zu seinem Transport dienenden Behälter, einem Korbe, welcher in Inowraclaw zur Post gegeben und für den Direktor des Berliner Aquariums, Dr. Brehm, bestimmt war, einen Ausweg verschafft, und promenirte nun im Postwagen umher. Ebenso hatten die zu der Schlange gesperrten Mäuse, welche ihr als Futter dienen sollten, sich aus dem Korbe entfernt. Seitens des Beamten begann nun eine Jagd auf die Schlange, die zur Verhütung etwaigen Unglücks eingefangen werden mußte. Derselbe ließ, um sich gegen Stich und Biß zu schützen, seine beiden Arme und Hände mit Briefbeuteln umwickeln, und versuchte, das behende Thier zu erhaschen, was ihm nach vieler Mühe gelang. Der Flüchtling wurde darauf in eine im Wagen befindliche Wasserflasche gesteckt, und gelangte so glücklich an seinen Bestimmungsort.

Die Aufdeckung altgermanischer Grabhügel, welche aus Anlaß der Versammlung des archäologisch-historischen Gesammtvereins in der Umgegend von Hanzenstein beim Abachhofe stattfand, lieferten sehr befriedigende Resultate. Der erste Grabhügel, welcher in Angriff genommen wurde, enthielt zwar nur Trümmer von Urnen; dagegen wurden im zweiten Hügel interessante Gegenstände aus Bronze gefunden, nämlich ein kurzes Schwert, eine Nadel (circa 1' lang) und mehrere kleine Ringe mit spiralförmigen Verzierungen. Auch einige Reste von Gebeinen waren noch vorhanden.

Eine Doppellokomotive von neuer Konstruktion und großer Kraft wird jetzt in Taunton, Mass., für die Pacific-Eisenbahn gebaut; sie hat an jedem Ende drei Paar Räder von 3' 9" Durchmesser, jedes Paar getrieben durch 15zöllige Zylinder mit einer Kraft von 25,700 Pfund, kann 3000 Gall. Wasser und 2½ Tons Kohlen mit sich führen, wiegt 54 Tons und macht, da sie rückwärts wie vorwärts läuft, Drehscheiben überflüssig.

Auflösung des Räthsels in Nr. 222:

Donau.

Richtig gelöst von Adolf D.... und Em. Sundheimer in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

6. Okt.	1848.	Dritter Volksaufstand in Wien, Graf Latour wird am Laternenpfahl erhängt.
„	1849.	Graf Ludwig Batthyani wird in Pesth von den Oesterreichern erschossen.
„	1866.	Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt werden in Preußen einverleibt.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 232 Donnerstag, 7. Oktober 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

XXXIV.

„Nun?“ fragte Pinard leise, als er Arm in Arm mit Diego das Haus des Prokonsuls verließ, „bist Du zufrieden?“

„Außerordentlich,“ sagte Diego.

„Carrier hat sich also täuschen lassen?“

„Ganz gewaltig.“

„Hast Du ihm Deine Vollmachten zeigen müssen?“

„Ja.“

„Und was sagte er?“

„Nichts.“

„Er hielt sie also für ächt?“

„Ich habe ihm früher ein Pistol gezeigt,“ lachte Diego, „und das hat den Narren ganz von Sinnen gebracht. Er glaubt steif und fest, ich sei ein Abgesandter des Wohlfahrtsausschusses; Du hast aber auch die Unterschriften prächtig nachgemacht.“

„Hm,“ sagte Pinard, „ich habe mir alle Mühe gegeben. Doch sag', hast Du mit Carrier wegen des Marquis gesprochen?“

„Ja.“

„Nun?“

„Ich mußte ihm ein Drittel von der Beute versprechen.“

„Ein Drittel?“ rief Pinard, „bist Du toll? Du willst mit ihm theilen?“

„Theilen? was fällt Dir bei? er bekömmt nicht einen Sou.“

Lachend zogen die Beiden weiter und bogen jetzt in ein schmales Gäßchen ein, an dessen Ende Pinard wohnte.

„Apropos,“ fragte Diego, „hast Du Pietro untergebracht?“

„Ja,“ erwiderte der Sansculotte, „er ist Gefängnißwärter, und hat die besondere Aufsicht über Jeeelyn und den Marquis.“

„Sehr gut.“

„Aber wir müssen uns beeilen. Täglich höre ich über die beiden Männer reden; man staunt, daß sie noch am Leben sind.“

„Sie leben also noch, nicht wahr?“

„Gewiß.“

„Carrier erzählte mir vom Typhus.“

„O,“ sagte Pinard, „ich war vorsichtig und habe die Beiden in eine abgesonderte Zelle bringen lassen. Doch ich wiederhole Dir, wir müssen uns beeilen.“

„In längstens vier Tagen ist Alles geordnet, und dann mögen sie die Beiden nach Belieben ertränken oder niederschießen.“

„Warum erst in vier Tagen?“

„Weil der Marquis nicht so leicht einzuschüchtern ist, und weil ich auf den Eindruck der Exekutionen rechne, welche heute Abend beginnen sollen.“

Die beiden Männer waren bei Pinard's Wohnung angelangt. Der Sansculotte öffnete die Hausthür, welche in eine enge finstere Flur führte, und hieß Diego eintreten.

„Oben werden wir bequemer plaudern können,“ sagte er.

„Ist Niemand bei Dir?“ fragte Diego.

„Niemand als die Kleine.“

„Ist sie noch immer in demselben Zustande?“

„Immer noch.“

„Warum hast Du sie denn bei Dir behalten?“

„Warum?“ grinste Pinard, „weil es mir Vergnügen macht, sie leiden zu sehen, weil ich mich auf diese Art an all' den Schurken räche, die mich so arg verfolgt und gemartert haben.“

Pinard's Wohnung lag im dritten Stockwerk. Sie bestand aus zwei elenden schmutzigen Stuben, in deren vorderster ein mit Flaschen und Gläsern bedeckter Tisch, einige elende Strohsessel und ein bunter Haufen von Flinten und Säbeln die ganze Einrichtung bildete.

Pinard und sein Genosse nahmen an dem Tische Platz.

„Hast Du Durst?“ fragte der Sansculotte.

„Hm,“ sagte Diego, „das hängt von dem Weine ab, den Du in Deinem Keller hast.“

„O sei ohne Furcht; mein Wein ist trefflich; er ist aus dem Keller eines reichen Rheders, den ich vor einigen Wochen guillotiniren ließ. Es ist der feinste Bordeaux.“

„Gut, so laß mich ihn kosten.“

„Hollah! Bretagnerin!“ rief Pinard, indem er sich gegen die Thür der zweiten Stube wandte.

Digitized by Google

Auf diesen Ruf hörte man ein zweites Geräusch; die Thür ging sachte auf und ein junges Mädchen trat schüchtern auf die Schwelle.

Als Diego das Mädchen erblickte, konnte er eine Bewegung des Staunens nicht unterdrücken. Pinard lachte laut auf.

„Du findest sie verändert, nicht wahr?“ rief er seinem Genossen auf die Schulter klopfend.

„Sie ist kaum zu erkennen,“ sagte Diego, dessen Blick sich nicht von dem Mädchen trennen konnte.

Das Mädchen war Niemand anders als Yvonne.

Aber, wie Diego sagte, sie war kaum zu erkennen. Ihre Kleider hingen in Fetzen an ihrem Leibe; ihre nackten Füße waren blauroth vor Kälte; ihre Wangen waren bleich und eingefallen; ihre schwarzen Augen schienen ohne Blick und sahen starr vor sich hin. Von Zeit zu Zeit verzogen sich ihre Lippen, und schienen einige Worte zu lispeln.

Pinard wandte sich mit einer heftigen Geberde zu dem Mädchen. Yvonne schauerte zusammen, wie ein Kind, welches sich vor Schlägen fürchtet, und trat unterwürfig vor. Ohne eine Wort zu sprechen, deutete der Sansculotte mit der Hand auf die leeren Weinflaschen am Tische, zog aus seiner Carmagnole einen großen Schlüssel und überreichte ihn dem Mädchen. Yvonne nahm den Schlüssel, wandte sich mechanisch um und entfernte sich.

„Zum Teufel, was bedeutet diese Komödie?“ fragte Diego erstaunt.

„Das wirst Du gleich sehen,“ lächelte Pinard höhnisch.

Ehe fünf Minuten vergingen, erschien das Mädchen abermals auf der Schwelle, mit zwei vollen Weinflaschen in der einen, und zwei leeren Gläsern in der andern Hand. Sie trat leise vor, stellte die Flaschen auf den Tisch, und zog sich dann in den abgelegensten Winkel der Stube zurück.

„Nun?“ sagte Pinard, indem er eine von den Flaschen entpfropfte und die Gläser füllte, „nun, was sagst Du dazu? Habe ich sie nicht ordentlich dressirt?“

„Sie ist also nicht mehr verrückt?“ fragte Diego leise.

„Verrückt? sie ist es mehr als je.“

„Aber wenn sie von Sinnen ist, wie kann sie Dich verstehen?“

„Bah,“ lachte der Sansculotte, „ich spreche eine Sprache zu ihr, die selbst das Thier versteht.“ Dabei deutete er auf einen Strick, der an der Wand hing.

„Wie? Du schlägst sie?“

„Nun, ich muß sie doch erziehen. Sie versteht übrigens nichts Anderes. Geh' und sprich einmal mit ihr, Du wirst sehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Vor den Assisen.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

So verstrich der Winter unter den mannigfachsten Erregungen, Freuden und Leiden, von denen nur der Hauptgegenstand, um welchen sich die verschiedenen, still getragenen Empfindungen drehten, verschont geblieben war, denn Anna genoß das heitere Glück der Jugend mit vollen Zügen und ward nur für einen Moment traurig, wenn ihr einfiel, daß die Jugend und die Freude und die ungebundene Lebenslust ihre Grenze haben — das Alter.

Je näher die Zeit kam, in welcher Konstantin erwartet wurde — je heiterer Anna sang, und von den Hochzeitsfreuden, von der Reise, von der schönen Heimath und von dem alten Schlosse schwärmte, dessen sie sich noch gar genau erinnerte, je öfter sie bat, Onkel Larmond und Tante Lusou möchten doch auch mit nach Deutschland kommen, damit sie alle beisammen bleiben könnten, da sie sich eine Trennung von ihr so unentbehrlich gewordenen Wesen gar nicht denken könne, desto schmerzlicher zuckte es um des alten Mannes Lippen, desto fiebernder flogen seine Pulse, desto trostloser sah es in seinem Herzen aus.

Da, eines Abends, kurz vor Konstantins Ankunft, war Claire mit Luson ausgefahren, um noch nöthige Einkäufe zu machen, und Anna war, eine unaufschiebbare Arbeit beendend, zu Hause geblieben.

Larmond kam früher, als gewöhnlich von seinen Streifereien im Freien zurück und fand Anna allein.

Sie selbst brachte das Gespräch auf das Thema der bevorstehenden Trennung und beschwor ihren „guten Onkel“ mit nach Deutschland zu ziehen, sich dort anzukaufen und in ihrer Nähe zu bleiben.

Hingerissen von der Gewalt des Momentes — Sclave seiner maßlosen Leidenschaft — vergessend sein Konstantin gegebenes Wort — durch die Traulichkeit des Alleinseins verführt, riß Larmond das Mädchen, welches schmeichelnd vor ihm stand, plötzlich an sein Herz, preßte es glühend und in Wonneschauern erbebend an sich und rief:

„Ich will, Anna, ich will alles, was Du wünschest oder über mich bestimmst! Nur schwöre mir, daß Du mich nie verlassen, daß Du bei mir bleiben — ewig mein — immer nur mir angehören willst! —“

Anna war, von Larmonds Glith erschreckt, aus seinen Armen sich windend, einige Schritte zurückgewichen, und blickte entsetzt auf ihn hin, obgleich ihr reines Wesen nicht an die eigentliche Bedeutung dieser Worte und dieses Benehmens dachte, sondern den Grund in dem großen Schmerze über ihre bevorstehende Trennung suchte.

„Mein guter Onkel“, erwiderte sie daher ängstlich befangen, „wie gerne will ich bei Dir bleiben und bei

Tante Luson, die Ihr beide so gut und liebevoll gegen mich seid. Du darfst Dich ja nur ganz nahe bei uns ankaufen, oder wohnen, so bleibe ich eine Woche bei Euch, eine bei Claire — und wir sehen uns alle täglich."

„Nein, nein", rief der verblendete Mann jetzt, „nein, so ist es nicht gemeint! Anna, mir allein sollst und mußt Du angehören, mir, o mir ganz allein auf Erden und nicht ein Atom Deines Wesens darf mir ein anderer stehlen! — und wenn Du nicht erwidern kannst, was mich durchströmt, wenn Du mir nicht Liebe gibst für Liebe, so tödte ich Dich und mich — so ist Dein und mein Geschick unabänderlich beschlossen!"

„Barmherziger Gott!" rief Anna jetzt, entsetzt und außer sich über das Unerhörte, was an ihre Sinne angeschlagen gleich einer vollen, schrill schallenden Glocke, die aus weiter Ferne zu uns tönt, ohne daß man ihre Bedeutung recht versteht — nur ahnend, daß sie Entsetzliches verkündet, „großer Gott! was wollen Sie von mir?! — es ist nicht möglich, daß ich recht gehört!"

„Du hast mich verstanden, Anna, ich liebe Dich namenlos, endlos!! — Ich bete Dich an, ich verzehre mich seit drei Jahren in unnennbarer Gluth für Dich! Ich lebe nur für einen Blick, für ein Lächeln von Dir — ich kenne — außer Allem, was Dich betrifft, kein Lebensinteresse, kein Leid, keinen Schmerz, keine Freude, kein Glück, — ich werde alt vor der Zeit aus Gram, und Tag und Nacht martert mich der Gedanke, Du könntest einen Andern lieben, Du könntest mich zurückstoßen! O thue es nicht, Anna, o thue es nicht, aus Erbarmen mit mir, aus Liebe für Dich selbst!!!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Gerichtssaale.

(Schluß.)

Richter: Sei dem, wie ihm wolle, sagen Sie mir, weßhalb Sie den Eckl ins Gesicht geschlagen haben? — Angekl.: Euer Gnaden, soll i Ihna d' Wohrheit sogen?

Richter: Das versteht sich ja von selbst, dazu habe ich Sie ja schon so oft aufgefordert. — Angekl.: Mir ist's vorkumma, wie er mi ang'schaut hat, als wenn er sich denkt hätt': „Der Habalek is a schlechter Kerl!" und den dumma Spitzbuben gib i kan schlechten Kerl ab. — Richter: Hören Sie, mir ist eine solche Verantwortung in meiner ganzen Praxis noch nicht vorgekommen. — Angekl. (gutmüthig): Euer Gnaden, i glaub's recht gern, aber wegen den is do a so, wie i 's g'sogt hob.

Richter: Es ging also Ihrer Handlung, es ging der Ohrfeige Seitens des Eckl keine Beschimpfung voraus? — Angekl.: No und ob. — Richter: Welche denn? — Angekl.: I hob's so grob erzählt. — Richter: Hat der Eckl Ihnen gegenüber sich beleidigend geäußert, hat er Sie mit Schimpfworten belegt? — Angekl.: Denkt hat er si, dös hob i glei weg g'hobt: „Der Habalek is a schlechter Kerl!" er hot's nöt g'sogt, aber dös is no ärger, als wenn er's g'sogt hätt', weil i ihm a so gar ka Antwort geben kann. — Richter: Bereuen Sie es, dem Eckl eine Ohrfeige gegeben zu haben? — Angekl.: I möcht' wissen warum, hätt' er mi nöt g'schimpft. — Richter: Sie gestehen zu, dem Eckl eine Ohrfeige gegeben zu haben, und ist es überflüssig, die Zeugen zu vernehmen. — Angekl.: Versteht sich.

Richter (zum Kläger): Verharren Sie auf der Abstrafung des Angeklagten, Sie haben seine Entschuldigung gehört? — Kläger: Aber wie kann denn a Mensch sich so was einbilden, i hab' gar nöt amal an ihm denkt, i waß 's wie heut', i hab', wie er kumma is, just denkt, es is schad', daß mir uns nöt an Schinken mit'g'numma haben, und er bildet sich ein, i hab' denkt, daß er a schlechter Kerl ist, dös wird do a Bisserl g'fehlt sein. — Richter: Wir haben auch gar nicht über Ihre Gedanken zu entscheiden. Ich möchte nur wissen, ob Sie auf der Abstrafung des Angeklagten bestehen oder nicht: — Kläger: Dös hängt nöt von mir ab. — Richter: Nur von Ihnen, denn Sie haben die Klage überreicht, und wenn Sie von der Strafe abstehen wollen, so wird der Angeklagte nicht gestraft. — Kläger: Da muß i mein Referi fragen. — Mußkazoner-Referi (einfallend): Na, du laßt nöt ab, jetzt schon gar nöt, weil er mir von sein Weib was aufg'lösen geben will. — Richter (zur Zeugin): Sie haben ruhig zu bleiben (zum Kläger), und Sie erklären, ob Sie die Abstrafung des Angeklagten wünschen, ja oder nein. — Kläger: Ja, bitt' ich.

Der Richter erkennt hierauf, Joseph Habalek habe sich der Uebertretung gegen die Sicherheit der Ehre schuldig gemacht und sei durch 48 Stunden im Arreste anzuhalten.

Richter (zum Verurtheilten): Wenn Sie glauben, daß Ihnen zu hart oder gar Unrecht geschehen ist, haben Sie das Recht, gegen dieses Urtheil beim Obergerichte Berufung einzubringen — Verurtheilter: Nix, nix, i gib 5 fl. und die G'schicht is aus. (Er holt 5 fl. aus der Tasche). — Richter: Da kann an dem Urtheile nichts geändert werden, Sie müßten denn, wie ich Ihnen schon früher erklärt habe, beim Obergerichte Berufung einbringen. — Verurtheilter: I hob' do all mein Lebtag g'hört, d'Ohrfeig'n kost't 5 fl. — Richter: Wenn Sie innerhalb 24 Stunden keine Berufung anmelden, erwächst das Urtheil in Rechtskraft. Die Verhandlung ist geschlossen. — Der Verurtheilte verläßt kopfschüttelnd den Gerichtssaal.

Herbstliches Panorama.

8.

Die leichtsinnige Natur.

Schon acht volle, lange Tage
Schmachten wir bei deinem Treiben,
Brustkatarrh und and're Plage
Haben dir wir zuzuschreiben:
Schäme dich, Natur!

Nebel schon die ganze Wochen
Jeden Morgen — ist gemeine!
Kannst auf altes Recht nicht pochen —
Jetzund sind die Zeiten — feine!
Schäme dich, Natur!

In acht Tagen einen Nebel
Darf man schlürfen aus dem Humpen:
Aber Schmach ist's, gleich dem Pöbel,
Eine ganze Woch' zu lumpen!
Schäme dich, Natur!

Alois Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

In Barmen war am 29. September die Sitzung des Polizeigerichtes sehr zahlreich besucht. Am 20. August d. Js. war in einem dortigen Restaurations-Lokale gelegentlich einer kleinen Wette von einem als Gast anwesenden Herrn der Katze des Wirths ein Stück vom Schwanz abgebissen worden. Der Thäter und der Herr, welcher die Katze zum Zwecke der Operation angehalten, standen nun vor den Schranken. Der „Wupperthaler Thierschutzverein", zu dessen Kenntniß diese Roheit gelangte, hatte Anzeige davon gemacht. Die Angeklagten, welche sich darauf beriefen, daß das Abnehmen eines Stückes vom Schwanze nur zum Vortheile der Katze geschehe, und dies auch von einem Thierarzte bezeugen ließen, wurden nichts desto weniger Jeder zu 20 Thaler Geldbuße verurtheilt, indem der Gerichtshof annahm, daß bis jetzt wohl noch bei keinem wissenschaftlichen Studium das Abbeißen der Katzenschwänze gelehrt würde, also hierbei eine öffentliche Mißhandlung des Thieres stattgefunden, und bei der Stellung, welche die Thäter in der Gesellschaft einnehmen, sie sowohl vom moralischen Standpunkte, als auch von dem Gefühle der Menschlichkeit sich nicht hätten zu einer solchen Handlung der Brutalität dürfen verleiten lassen. — Das Urtheil wurde mit allgemeinem Beifalle aufgenommen.

Als Kuriosum aus der ärztlichen Praxis in Rom verdient ein Vorfall mitgetheilt zu werden, der vor einigen Tagen eine dortige Familie in die tiefste Trauer versetzt hat. Eines der Kinder, etwa zwei Jahre alt, zeigte gegen Mitternacht die heftigsten Symptome der Bräune. Man schickt eiligst zum nächsten Arzte, erhält aber den Bescheid, sich gütigst an den Hausarzt wenden zu wollen. Die Familie hatte sich bis dahin immer der besten Gesundheit erfreut und es deßhalb versäumt, ein derartiges Engagement einzugehen. Sie schickt also in erhöhter Angst zum zweiten, dritten, erhält aber überall denselben Bescheid. Am Morgen hatte bereits der Tod das arme Kind von seinem Leiden erlöst. Die Familie aber hat sich vorgenommen, beim nächsten Krankheitsfalle zuerst zur Wache zu schicken, um sich mit Hülfe der bewaffneten Macht des ärztlichen Beistandes zu versichern.

Eine seltene Jagd wird binnen Kurzem in der Gegend von Altbernn in Oberschlesien stattfinden, eine Jagd auf Auerochsen nämlich. Der Jagdberechtigte ist der Fürst von Pleß, welcher vor einigen Jahren die Stammeltern des jetzt acht Stück zählenden Wildes von dem Kaiser von Rußland gegen einige Dammhirsche eintauschte. Jetzt handelt es sich um die Vernichtung des alten Stammvaters, welcher dem eigenen Nachwuchs aus Gründen der Eifersucht gefährlich zu werden anfängt. Auch der König von Preußen hat eine Einladung zu der Jagd erhalten und dieselbe angenommen.

Charade.

Falsch, doch nützlich sind die ersten Beiden;
Sind sie gut, erfreu'n das Ohr die letzten Beiden.
Bringt man's Ganze, wird es bald entleiden.

Auflösung des Räthsels in Nr. 223:

Aehren.

Richtig gelöst von Adolf D....., Em. Sundheimer und J. F..... in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

7. Okt. 1649. Churfürst Karl Ludwig, Sohn des verbannten Friedrich V., zieht in die Ruine Heidelbergs ein.

„ 1795. Straßenkampf in Paris, General Bonaparte stellt die Ruhe wieder her.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 233 Freitag, 8. Oktober 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Diego stand auf und trat zu dem Mädchen, er faßte seine Hände und sagte sanft:

„Yvonne!"

Die Bretagnerin schien nicht gehört zu haben.

„Ich sage Dir, sie versteht Dich nicht," rief Pinard.

„Wir wollen sehen," versetzte Diego.

„Höre mich an, Kleine. Ich will Dir nichts zu Leid thun; ich will Dich nicht schlagen."

„Wirklich?" sagte Yvonne, und schlug die Augen zu ihm auf.

„Nein, ich will für Dich sorgen, ich will Dich lieb haben . . ."

Das Mädchen starrte den Mann mit gleichgültigem, geistlosem Blick an; Diego zog sie vertraulich an sich, da zuckte es plötzlich wie heller Verstand in ihren Augen, mit einem gellen Schrei riß sie ihre Hand, welche Diego erfaßt hatte, los, und stürzte ihrer ganzen Länge nach auf den Boden. Beim Fallen stieß ihr Kopf gegen die spitze Kante eines Stuhles, und das Blut schoß reichlich aus der geschlagenen Wunde; das Mädchen blieb regungslos liegen.

„Sie hat mich erkannt!" rief Diego.

„Ei warum nicht gar?" versetzte Pinard, indem er ruhig die zweite Flasche entkorkte.

„Ich sage Dir, sie hat mich erkannt, ihr Blick war hell und klar, als sie ihn auf mich heftete."

„Ah bah, sie ist immer so, wenn sie ein fremdes Gesicht sieht; sie liebt die Abwechselung nicht."

„Glaubst Du?"

„Zum Henker, ja. Sie hat sich schon ein halb Dutzend Löcher in den Kopf geschlagen, indem sie jedesmal in Ohnmacht fällt, wenn irgend ein Freund mich besucht und sie anspricht."

Diego neigte sich über das Mädchen und schickte sich an, die Unglückliche aufzuheben.

„Wohin soll ich sie legen?" fragte er, „wo ist ihr Bett?"

„Da drinnen." Und der Sansculotte deutete auf die zweite Stube. In einem Winkel derselben lag ein Haufen halbverfaulten Strohs.

„Wie?" rief Diego zurückprallend, „dieser Misthaufe ist ihr Lager?"

„Nun, und warum nicht?" grinste Pinard. „Uebrigens laß das Zeug und kümmere Dich nicht weiter um die Kleine. Sie wird schon wieder von selbst zu sich kommen. Und wenn sie stirbt, was liegt daran? Die Sache hat dann ein Ende. Sie fängt ohnehin schon an, mich zu langweilen, und eines schönen Morgens führe ich die Kleine ins Gefängniß und lasse sie abthun."

„Das wirst Du nicht thun," rief Diego, „ich verbiete es Dir."

„Was sagst Du?" fragte Pinard höhnisch.

„Daß ich Dir verbiete, das Mädchen fortzuschaffen."

Der Sansculotte warf sich in einen Sessel zurück und schien sich vor Lachen ausschütten zu wollen. Dann nahm er sein Glas, schlürfte behaglich einigemal daran und sagte: „Höre, Freund Diego, Du vergissest, was an jenem Abend, wo Dich Keiner und Jahoua verfolgten, zwischen uns vorgefallen ist. Du verließest die Straße von Brest und flohst in die Todtenbucht, um bei mir Schutz zu suchen."

„Nun, und was weiter, Jean Carfor?" fuhr Diego auf. Der Lieutenant der Marat-Kompagnie war nämlich kein anderer als der einstige Schäfer aus der Todtenbucht, der seither seinen Namen gewechselt.

„Was weiter?" rief er, „ohne mich hättest Du nicht gewußt, wo aus noch ein, und wärst Deinen Verfolgern gewiß in die Hände gefallen."

„Und ohne mich," rief Diego, „wärest Du in dem Felsenloche, in das Dich die beiden Bursche gesperrt hatten, wie ein Hund elendiglich draufgegangen."

„Möglich."

„Ich habe Dich aus Deinem Gefängniß errettet."

„Ich läugne das nicht," sagte Pinard, „doch es handelt sich jetzt um etwas ganz Anderes. Erinnere Dich, daß Yvonne, nachdem Du sie aus dem Kloster Plogastel entführt, den Verstand verloren hatte, daß Dir nichts Anderes übrig blieb, als sie ins Meer zu werfen, oder auf's Gerathewohl laufen zu lassen. Nun konnte sie aber wieder ihren Verstand gewinnen. In dem Falle hätte sie ohne Zweifel werthvolle und genaue Enthüllungen gemacht, betreffs Deiner liebenswürdigen Person. Du hieltest es also für gerathen, sie nicht

laufen zu lassen. Ich übernahm es, die Kleine bei mir zu behalten. Du gingst darauf ein."

„Ja."

„Du gingst darauf ein unter der Bedingung, daß ich mit ihr machen möge, was ich wolle."

„Aber tödten solltest Du sie nicht; so haben wir es ausgemacht."

„Das wohl; aber heute habe ich meine Meinung geändert."

„Warum das?"

„Weil, wie schon gesagt, die Kleine anfängt, mich zu langweilen. Ich hab' sie schon genug gequält; sie fühlt die Schläge nicht mehr; was soll ich noch weiter mit ihr?"

„So nehm' ich sie mit mir," sagte Diego, „und bringe sie anderswo unter."

„So?" rief der Sansculotte achselzuckend, „und wirst der Närrin alle Pflege angedeihen lassen, nicht wahr? Kurzsichtiger! vergissest Du denn, daß die Narrheit bei ihr nur Folge eines Gehirnfiebers war, und daß sie unter guter Wartung und Behandlung ihren Verstand wiederbekommen könnte? Ich habe mich deßhalb genau erkundigt."

„Nun, so nehm' ich sie zu mir."

„So? um sie zu Deiner Geliebten zu machen, wie Du immer die Absicht hattest!"

„Und wenn dem so wäre?"

„So sage ich, daß dies nicht sein kann."

„Wie? kann ich nicht thun, was ich will?"

„Nein."

„Alle Wetter, Du bringst mich am Ende noch auf."

„Beruhige Dich. Bedenke, daß es Dir durchaus nicht freisteht, uns Beide bloszustellen. Wenn Yvonne wieder zu Verstand kommt, so entflieht sie bei der ersten Gelegenheit. Sie kann Marcos, Keinec oder Jahoua finden, und sie auf unsere Spur bringen. Der Erste besonders, wenn der es nur ahnte, daß wir hier seien, er wäre im Stande, selbst nach Nantes zu kommen, und dann Adieu mit unsern schönen Plänen!"

Diego antwortete nichts; aber eine düstere Wolke lagerte sich auf seiner Stirn, und er schien ernstlich zu überlegen.

Pinard leerte sein Glas von Neuem und fuhr fort: „Vergiß nicht, daß uns bisher Alles geglückt ist. Carrier hält die Unterschriften für ächt, er glaubt in Dir einen Abgesandten des Wohlfahrtsausschusses vor sich zu haben. Er gehorcht Dir; wir können es nicht besser wünschen. Und nun willst Du Alles wegen des albernen Mädchens da auf's Spiel setzen? Was kümmert's Dich, ob die Närrin einen Kopf kürzer gemacht wird oder nicht? Schäme Dich, da, wo's sich um Millionen handelt, wegen einer hübschen Larve in Feuer zu gerathen!"

Diego hielt in seinem Auf- und Abgehen einen Augenblick inne; sein Entschluß war gefaßt.

„Mach' mit dem Mädchen was Du willst," sagte er barsch, das Geld geht über Alles."

„So ist's recht," rief Pinard, „das nenn' ich doch vernünftig sprechen . . . Komm' jetzt, es wird Zeit, daß wir nach den Gefängnissen schauen. Heute Abend beginnt der Karrätschen-Tanz, und wir müssen Acht geben, daß man am Ende nicht aus Versehen uns den Marquis unter das Kanonenfutter mischt."

„Du hast Recht, komm'!"

Und die beiden Elenden verließen die Wohnung des Sansculotten. Um die arme Yvonne, die in ihrem Blute am Boden lag, kümmerten sie sich nicht weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Vor den Assisen.

(Fortsetzung.)

Und er umfaßte auf's Neue das heftig zitternde, vor Ueberraschung und Entsetzen ganz starre Mädchen. — —

Aber Anna entrang sich seinen umschlingenden Armen, stieß ihn entsetzt zurück und rief mit der ganzen Energie des Ekels und der verletzten Jugendehre:

„Zurück von mir, Rasender! vergessen Sie, wer ich bin, so ist es an mir, Sie daran zu mahnen. Die Tochter meines Vaters achtet sich zu hoch, als daß sie, selbst aus Dankbarkeit, die Gattin eines Mannes werden könnte, der, ein Sklave seiner Leidenschaft, mit Drohungen ihre Liebe erzwingen will. Sie könnten zweimal mein Vater sein! Als solchen, als Beschützer, der die Stelle des Bruders an mir vertritt, habe ich Sie geachtet — aber Liebe — Liebe wird mein Herz nur für den Mann empfinden, der fähig ist, es zu verstehen, dem seine erste Regung gehört, der es zum Leben erweckt. Sie aber hasse, verachte ich von dieser Stunde an, denn Sie haben keine Achtung für der Jugend Rechte, Sie haben mich gezwungen, einen Blick in die schauerlichen Tiefen niedriger Leidenschaften zu werfen — Sie haben meine kindliche Liebe zu Ihnen gemordet, und keine Minute länger bleibe ich in Ihrem Hause."

„Du wirst bleiben, Unglückliche", schrie der Entsetzliche und seine Augen rollten wild, seine zitternden Hände packten Anna's Hände und zogen sie fester an sich; sie rang, in Verzweiflung mit ihm und konnte nicht loskommen. „Du wirst und mußt hier bleiben und sollte ich das Letzte, Gräßlichste thun! — Mein mußt Du sein — der Gedanke, Dich zu verlieren, ist ärger als Qual der Hölle für mich. O, Anna, vergieb!" rief er plötzlich in Thränen ausbrechend und vor ihr niedersinkend, „vergieb, geliebtes Wesen, und tödte mich. Von Deiner Hand sterben muß Wonne sein! — sieh'! wie mich Gram und Schmerz verzehren — sieh'! wie ich leide — wie ich verzweifle — sei milde, sei menschlich

und habe Erbarmen! Ich will fromm sein wie ein Kind! Ich will Dir an den Augen absehen, was Dich beglücken kann, kein Wunsch Deiner Seele soll unerfüllt bleiben und sollte ich ein Verbrechen an seine Erfüllung setzen, nur stoße mich nicht von Dir — nur liebe mich, nur habe Mitleid mit Dir, mit mir!!"

„Mitleid!" sprach Anna schluchzend, „ja das ist es, was ich für Sie noch fühlen kann. Wenn ich Sie so vor mir, dem jungen kindischen Wesen, im Staube liegen sehe, Sie, den bejahrten würdigen Mann, der mir bis heute Achtung abzwang — o, so kann ich tiefes Mitleid empfinden für die schreckliche Verirrung, der Sie zur Beute geworden sind! Ich will glauben, daß eine Krankheit des Geistes Sie erfaßt — daß Sie nicht wissen, was Sie gethan — daß Sie im momentanen Wahnsinn gehandelt haben. Niemand soll Aufschluß über diese schreckliche Scene erhalten, aber lassen Sie mich fort aus diesem Zimmer — lassen Sie mich nie wieder einen Anklang an diese schrecklichste Stunde meines Lebens hören!"

Und Anna entriß sich seinen Händen, und entkam, ehe er sich vom Boden aufraffte, in's Nebenzimmer und von da in das ihrige, wo sie sich sorgfältig einschloß, und ihre von Entsetzen erfüllte Brust durch einen Strom von Thränen erleichterte.

— — — — — — — — — — — — — —

Von dieser Zeit an hörte man nicht mehr das frohe Gelächter, das süße Gekose, die heiteren Lieder durch das Haus ziehen, durch welche Anna bis daher die Räume dieser alten Wohnung, diese hundertjährigen Wände mit der Lichtfarbe der Jugend und des Frohsinns kolorirt hatte.

Kein neckischer Kobold sprang mehr im Hause Treppe auf, Treppe ab, und führte die allerliebsten Possen aus, welche es schlafend sich ausgesonnen haben mußte und beim Acht der Sonne sogleich in Scene setzte — ein blasses, scheu und ängstlich umherblickendes Mädchen schlich jetzt durch die Zimmer — ein gestern noch Kind — in einer Stunde Weib gewordenes Wesen — welches die bittere Erfahrung einer Minute gezeitigt und ins Innerste getroffen hatte.

Claire sah Anna's Blässe und ganz verändertes Wesen, selbst Tante Luson fiel es auf, und Beide hielten es einige Tage lang für körperliches momentanes Leiden.

Bald aber bemerkte Claire an dem scheuen Wesen, an Anna's Erschrecken, wenn Larmond in's Zimmer trat, an dem leisen Erbeben ihrer Stimme, an der sichtlichen Gewalt, die sie sich anthat, um ihm zu antworten, sowie an Larmond's täglich zunehmender Blässe und Düsterkeit, an seiner großen, ihm früher nie eigen gewesenen Unruhe, daß etwas vorgefallen sein müsse, was den Schleier von dem lange verborgenen Verhältnisse gerissen hatte, in welches er auf so unnatürliche Weise zu seiner freiwilligen Mündel getreten, er, der keine Ansprüche mehr auf Liebe, auf die Neigung eines jungen Mädchens zu machen berechtigt war.

Claire hat Anna in einer schlaflos mit einander verlebten Nacht, ihr Vertrauen zu schenken — und überwältigt — glücklich, die allein getragene Seelenlast mittheilen zu können, fiel sie in der Schwester Arme und sagte ihr Alles.

(Fortsetzung folgt.)

Herbstliches Panorama.

9.

Der Wind.

Nimm die Backen nicht so voll,
Heule nicht so närrisch toll,
Alter Zänker „Wind";
Treibst ein gar zu lärmend' Spiel,
Jagst und polterst viel zu viel,
Wie ein launig Kind.

Trag' nur nicht so hoch den Kopf,
Bist ein eisig-kalter Tropf,
Mag dich nimmermehr.
Hat der Baum dir was gethan,
Weil in lärmendem Orkan
Schüttelst ihn gar sehr?

Kennst nicht Anstand, keine Zucht,
Brichst ihm ab die grüne Frucht,
Eh' sie noch gereift.
Will kein Fenster recht dir sein,
Schlägst ja alle Scheiben ein,
Daß es klirrt und pfeift.

Treibest gar vom Kopf den Hut
Von der Brücke in die Flut,
In den schnellen Fluß.
Wirbelst, lästig ist der Brauch,
Straßenstaub in jedes Aug':
Das ist kein Genuß.

Aber wart', bin ich zu Haus,
Lach' ich dich vom Herzen aus,
Sicher im Gemach.
Pfeife, wett're, tobe dann
Widerwärt'ger, alter Mann
Ueber meinem Dach!

Alois Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

[Erdbeben.] Fast scheint es, als ob dieselben Ursachen, welche um diese Zeit in Südamerika heftige Erderschütterungen erwarten ließen, auch bis zu uns ihre Wirkungen erstreckt hätten. In der Nacht vom Samstag auf Sonntag, ungefähr um 11¾ Uhr, wurde am Mittelrhein — so weit die bis jetzt uns vorliegenden Nachrichten reichen — ein Erdbeben verspürt. „Die Erschütterung," schreibt man aus Bonn, „erfolgte ungefähr 2 Minuten vor 11¾ Uhr. Die Angaben über die Zahl der Stöße schwanken zwischen zwei und sieben. Die Richtung läßt sich noch nicht feststellen. Die Wirkung war so stark, daß die meisten Bewohner unserer Stadt aus dem Schlafe geweckt wurden, viele sogar aus dem Bette sprangen und um Hülfe riefen. In einem Hause auf der Koblenzer Straße fiel eine Kerze vom Leuchter; in andern Gebäuden hörte man das Rasseln der porzellanenen Waschgefäße. Ueberall bemerkte man ein Zittern der Gebäude und ein Schwanken der Betten, was besonders in den obern Stockwerken deutlich wahrgenommen wurde. Eine zahme Krähe, welche in einem an der Wand hängenden Käfig auf einem Hölzchen sitzend schlief, fiel herunter und schrie laut. Das Geräusch wird von den Meisten mit dem Rollen eines schnell über das Pflaster fahrenden schwer beladenen Wagens verglichen. Eine auf der ersten Etage schlafende Familie glaubte, der im Erdgeschosse befindliche feuerfeste Geldschrank sei umgefallen. Andere meinten, ein schwerer Tisch würde im Zimmer fortgeschoben. Die Erschütterung wurde auch in den benachbarten Dörfern Kessenich und Duisdorf sehr deutlich verspürt. Vorher, gegen 9½ Uhr, war von Einigen ebenfalls eine, wenn auch bedeutend schwächere Erschütterung wahrgenommen worden. Einsender dieses saß um diese Zeit an einem Tische, mit Lesen beschäftigt, als er plötzliches Zittern des Tisches und in dem an das Zimmer stoßenden Schornsteine ein Geräusch bemerkte, als ob sich der Ruß abgelöst hätte und herunterfiele. Andere hörten, wie hinter den Tapeten der Mauersand herabrieselte. An demselben Abend wurde in nördlicher Richtung starkes Wetterleuchten wahrgenommen. Die Luft war ziemlich ruhig. Der Barometerstand war Samstag Mittag um 1 Uhr 27″ 10,27‴. Die Magnetnadel des in der hiesigen Sternwarte aufgestellten Magnetometers war Samstag Mittag um 1 Uhr sehr ruhig, während sie diesen Morgen um 8 Uhr starke Schwankungen zeigte, die jedoch eher dem Gewitter als dem Erdbeben zuzuschreiben sein dürften." Aus Friesdorf bei Godesberg erhalten wir nachstehende Zeilen: „Gestern Abend gegen ein Viertel vor 12 Uhr wurde hier von vielen Personen ein ziemlich heftiges Erdbeben verspürt. Die Erschütterung war bedeutend stärker als die bei dem letzten im Monat März beobachteten Erdbeben wahrgenommene. Fast allgemein wurden besonders zwei Stöße bemerkt, die an manchen Häusern die Fensterscheiben klirren machten." In Andernach verspürte man mehrere, etwa eine Minute anhaltende ziemlich heftige Erdstöße, mit donnerähnlichem Rollen begleitet. Ferner liegen uns Nachrichten aus Hennef, Remagen, Sinzig und Oberlahnstein vor. In Niederspei wurde das Anschlagen der Glocken gehört.

[Das ist einmal ein ehrlicher Mann.] Herr Reichel, Verleger des Anzeigeblattes in Baden-Baden, erläßt in demselben eine Einladung, worin es heißt: „Da mit dem Schlusse der Saison auch ein Theil der Inseraten-Abonnements zu Ende geht, so wird es gut sein, wenn die resp. Abonnenten rechtzeitig über das Beibehalten oder Aufgeben der Inserate nachdenken und beschließen; dabei ist zu bemerken, daß dieses Anzeigeblättchen nächstens sich zu einem politischen Tageblatt umzugestalten gedenkt; wir sind nur noch nicht entschlossen, ob wir dem Blatt einen freisinnigen nationalliberalen, einen demokratischen oder ultramontanen Anstrich geben wollen."

Ein Tagesräthsel.

(Dreisylbig.)

Die beiden Ersten nennen Dir den Mann,
Der wohl mit Recht den Namen führen kann,
Mit allem Guten, Schönen im Vereine
Bekämpfen sie entschieden das Gemeine.
Die Dritte nennt Dir ganz im Widerspiel
Den Mann, der stets im Dunkelen miniret
Und dabei wie zum Hohn
Des Lichtes Namen führet.
Vereinigt blühen sie auf Bergeshöhen
Viel höher oft als selbst die Hoffnung fliegt.
Getrennt wirst Du im heißen Kampf sie sehen,
Wo Keiner siegt und Keiner unterliegt.

Auflösung der Charade in Nr. 224: Wetterglas.

Richtig gelöst von Em. Sundheimer, A. D. und L. G.... in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

8. Okt. 1813. Vertrag von Ried zwischen Bayern und Oesterreich.
„ 1867. Abreßbeschluß des Wiener Gemeinderaths gegen das Konkordat.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 234 Samstag, 9. Oktober 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

XXXV.

Die Uhr auf der Kathedrale von Nantes schlug halb fünf. Die Sonne sank rasch im Westen hinab, und warf ihre letzten matten Strahlen durch die nebeligen Wolkenschleier auf die Ufer des kleinen Flüßchen Erdre, das eine der Vorstädte von Nantes in ihrer ganzen Länge durchfließt, um sich gegenüber der Insel Feydau im Herzen der Stadt selbst in die Loire zu ergießen.

Drei Reiter ritten langsamen Schrittes der Erdre entlang gegen die Stadt. Alle drei waren vollständig wie die Patrioten der damaligen Zeit gekleidet; sie trugen die Carmagnole, kurze Pantalons, den rothen Gürtel und die Freiheitsmütze. Die Reiter waren Marcof, Boishardy und Keiner.

Plötzlich erdröhnte von der Stadt her Kanonendonner.

„Was ist das?“ rief Boishardy überrascht.

„Sollte man sich in Nantes schlagen?“ flüsterte Marcof.

„Unmöglich . . . Ah, da sind einige Buben, die können uns vielleicht Auskunft geben . . . He, Kleiner, was bedeutet denn das Schießen?“

„Das gilt den elenden Chouans,“ erwiderte einer von den Knaben, welche an dem Ufer des Flüßchens spielten. — „Es ist das Abendgebet, wie der Bürger Carrier es nennt,“ fügte ein Zweiter hinzu.

Marcof und Boishardy sahen sich einander verwundert an.

„Was für ein Abendgebet meinst Du?“ fragte Boishardy.

„Wie?“ rief der erste Knabe, „Ihr wißt nicht, was für eine schöne Erfindung der Bürger Carrier seit gestern Abend ins Werk gesetzt hat?“

„Nein, wir kommen so eben von Saint-Nazaire und wissen nicht, was hier vorgeht.“

„Ah, Ihr werdet staunen; mein Vater hat mich gestern auf den Departementsplatz mitgenommen und mir das Schauspiel gezeigt.“

„Zum Henker, sprich, was für ein Schauspiel?“

„Man hat gestern Abend dreihundert Aristokraten auf den Departementsplatz geführt und mit Kanonen in sie hineingefeuert.“

„Was sagst Du da?“

„Nichts, als was ich mit meinen eigenen Augen gesehen habe. Und heute wiederholt man das Schauspiel, und so soll es alle Tage fortgehen, bis das ganze Aristokratenvolk vertilgt ist.“

Marcof hielt nur mit äußerster Gewalt an sich Boishardy sah, daß die Wuth des Seemanns jeden Augenblick zum Ausbruch kommen konnte, und riß ihn mit sich fort.

„Kommt, kommt!“ rief er, und stieß seinem Pferde die Sporen in die Seiten.

Das Schießen hatte inzwischen aufgehört.

„Es ist aus!“ rief Marcof zähneknirschend.

„Alle Wetter!“ erwiderte Boishardy, „könnt Ihr Euch denn nicht bezähmen? Bedenkt, daß Kinder gefährlicher werden können als erwachsene Männer; die Denunciation ist bald fertig und die Verhaftung folgt ihr auf dem Fuße.“

„Ihr habt Recht, Boishardy,“ sagte Marcof, „aber wie soll man ruhig bleiben, wenn man solche Gräuel aus dem Munde von Kindern vernimmt, wenn schon Kinder von solchen blutigen Thaten als von einem Schauspiel sprechen?“

In düsterem Schweigen setzten die Reiter ihren Weg gegen die Stadt fort. Der Abend sank mittlerweile immer tiefer herab. Mit einem Male machte Boishardy's Pferd einen Satz zu Seite. Das Pferd Marcof's bäumte sich und wollte nicht vorwärts.

„Was ist das?“ fragte Boishardy und riß sein Thier herum; doch dieses wollte nicht gehorchen.

Keiner sprang ab. „Ein Leichnam liegt auf der Erde!“ rief er.

„Und hier ein zweiter!“ sagte Marcof.

„Und hier ein dritter!“ fügte Boishardy hinzu. „Leiche liegt an Leiche und überall Blut und nichts als Blut: o grauenvolle Zeit!“

„Wir sind auf dem Departementsplatze!“ sagte Marcof schaudernd.

Die Pferde zitterten und gingen nur mit Widerstreben vorwärts. Keiner schritt zu Fuße einher, sein Roß am Zügel führend.

„Da liegen Kinder, Frauen, Greise!“ sagte er, „der Platz ist mit Leichnamen bedeckt.“

Die drei Männer waren tapfer, tapfer bis zur Verwegenheit. Doch bei dem gräßlichen Anblick, der sich ihnen hier bot, sträubten sich ihre Haare vor Entsetzen, und kalter Schweiß perlte auf ihrer Stirn.

Endlich erreichten sie das Ende des Platzes und bogen in die erste Gasse ein, ohne sich weiter darum zu kümmern, in welchen Theil der Stadt sie sich begaben. Sie waren nicht weit geritten, als sie plötzlich Halt machen mußten. Ein Volkshaufen umstand ein Bänkelsänger-Paar, das mit heiserer Stimme patriotische Lieder sang, und stürmischen Beifall erntete, so oft der Refrain die Guillotine und ihre blutigen Werke pries. Die drei Reiter hatten gerade vor einem erleuchteten Buchhändler-Laden Halt gemacht, welcher das sonderbare Schild hatte: „Zu unsrer lieben Frau, der Guillotine". Der Buchhändler, ein junger Mann mit tückischer, unheimlicher Miene, stand unter der Ladenthür und beobachtete die Fremde mit scharfem Blick. Boisbardy bemerkte dies, ritt näher zu dem Mann und fragte, warum er sie so fixire.

„Um nichts, Bürger, um nichts," erwiderte der junge Mann, „ich dachte nur, Du wolltest etwas kaufen. Ich habe das Neueste in meinem Laden. Da, hört den Titel der neuesten Erscheinung: Die hohe, mächtige und rasch expedirende Dame Guillotine, und das Verzeichniß aller Jener, denen sie seit ihrer Etablirung im Juli 1792 bis zum heutigen Tage Päße in die andere Welt geliefert hat. Allen Freunden eines gesunden Spasses gewidmet vom Bürger Tisset, wirkendem Mitglied bei den Erfolgen der französischen Republik."

(Fortsetzung folgt.)

Vor den Assisen.

(Fortsetzung.)

Bei Konstantins inniger Liebe für seine Schwester, bei seinem hohen Ergefühl, bei seiner Heftigkeit wäre das Schlimmste zu fürchten gewesen, wenn er den Vorgang, der zugleich einen Wortbruch Larmond's gegen Konstantin bildete, erfahren hätte, deshalb beschlossen die Mädchen, ihm die unselige Scene zu verschweigen, und nur Alles anzuwenden, damit sie sich bis zu ihrer Abreise nicht wiederholen könne. Claire verließ daher ihre Schwester nicht mehr eine Minute, und suchte sie durch Liebe und Zärtlichkeit aufzuheitern.

Die beiden Mädchen hatten plötzlich die Rollen gewechselt, denn jetzt war es Claire, welche wieder etwas Heiterkeit in den kleinen Familienkreis brachte.

Aber Claire war zu ehrlich und zu jung, um den Grund der Verstellung zu besitzen, welchen er dazu bedurft hätte, um Larmond zu täuschen.

Er sah es deutlich durch, daß Anna gebeichtet — ihn verrathen hatte, und seine Wuth stieg auf's Höchste. Fast fing er an, das junge Wesen zu hassen, welches ihm so fürchterliche Qualen bereitete. —

Er zwang sich, an diesen momentanen Haß zu glauben — aber ein Ton ihrer Stimme, ein Blick ihres Auges, ein Rauschen ihres Kleides galvanisirte des alten Mannes Herz und Sinne dermaßen, daß er zu dem entsetzlichsten Verbrechen, wie zu dem großherzigsten Opfer fähig gewesen wäre, um nur ein Lächeln dieses süßen Mundes, einen Druck dieses reizenden Händchens erringen zu können.

So wuchs, an dem Feuer der Entbehrung, an der Qual der Entsagung seine Leidenschaft zur Riesenflamme und tödtete alle guten Eigenschaften des sonst redlichen Mannes auf unselige Weise.

Es war brieflich beschlossen worden, daß die kleine Familie mit Konstantin gleich nach seiner Ankunft in Paris nach A. reisen sollte, da Claire, ehe sie Frankreich vielleicht für immer verließ, noch einmal das Haus ihrer Geburt, die reizvolle Gegend ihrer Heimath sehen und dort die eheliche Verbindung mit dem Geliebten geschlossen wissen wollte.

Die kleine Besitzung mit dem hübschen, im Style der italienischen Villen erbauten Wohnhause lag wenige Schritte außerhalb der Stadt A., der am Hause befindliche Garten ward von rückwärts durch den bei A. gelegenen See begränzt.

Claire's Eltern hatten Jahre des Glückes da zugebracht; alle Erinnerungen ihrer Kindheit, alle so süßen Scenen des ersten Erwachens zum bewußten Leben, zur Hoffnung, zur Freude hatten dort sich für sie abgespielt, ihr Herz wurzelte auf jenem theuren Fleckchen Erde — dort auch wollte sie ganz glücklich werden. —

In leisen Andeutungen hatte Claire ihrem geliebten Freunde zu verstehen gegeben, daß sie Larmond's heftige Leidenschaft für Anna genug fürchte, um sie wünschen zu lassen, dem peinlichen Verhältnisse so bald als möglich ein Ende zu machen, und Konstantin kam daher schon Ende April nach Paris, nahm mit Anna auf lange, vielleicht für immer Abschied von der sich von allen weltlichen Beziehungen ganz abschließenden Tante Marquise, und die kleine Familie reis'te nach dem zwei Tagereisen entfernten A., welches sie, mittelst Eisenbahn, am selben Tage noch erreichten.

In acht Tagen sollte nun die Hochzeit und am selben Tage die Trennung des jungen Ehepaares nebst Annas von Larmond und seiner Schwester erfolgen.

Schon bei Konstantins Ankunft hatte Larmond sich mündlich gegen diesen ausgesprochen über seine Liebe zu Anna, und seine Werbung erneuert.

Er hatte Konstantin gebeten, sein Fürsprecher werden zu wollen und Anna's Neigung, oder wenigstens ihr Jawort ihm zu verschaffen, da es ihm, wie er meinte, wohl gelingen werde, sie durch seine Zärtlichkeit und

Digitized by Google

das Glück, welches er ihr bereiten wolle, günstig für ihn zu stimmen, wenn sie nur einmal seine Gattin wäre. —

Konstantin rief Anna zu sich, stellte ihr Larmonds Antrag vor, und fragte sie um ihre Meinung darüber.

Aber es bedurfte wohl keiner Worte, um ihm Anna's Herzenszustand zu erklären; denn bleich und voll Entsetzen stürzte das junge Mädchen an des Bruders Brust, umklammerte wie Schutz suchend mit den Armen seinen Hals und schluchzte unter sichtlicher Seelenpein, wie schaudernd vor einem großen schweren Unglücks, und flehte ihn an, sie zu retten.

Konstantin beruhigte Anna und versicherte sie, daß ja von keinem Zwange, nicht einmal von einem Zureden seinerseits, die Rede sei, daß sie mit ihm nach Deutschland reisen und hoffentlich dort finden werde, was zu ihrem Glücke ersprießlich sei. —

Die beiden Mädchen verschwiegen Konstantin den Auftritt zwischen Anna und Larmond auch jetzt noch, da sie mit Recht seine Heftigkeit, seine innere Empörung, darüber fürchteten.

(Fortsetzung folgt.)

---

71 gegen 71.

Humoreske von A. Seyfried.

Nach 5 Präsidentenwahlen immer die gleiche Stimmenzahl 71 gegen 71 herauszubringen, das ist gewiß — eine zuwidere Geschichte!

Diese zuwidere Geschichte ärgerte den Patrioten Herrn Michl gar sehr und mit Grauen und Schrecken hörte er immer das Wort: Kammerauflösung!

So gequält lag er nach der fünften Wahl nach Tische auf seinem Sopha und dachte an die Schmach: am Ende unverrichteter Sache als 14tägiger Abgeordneter wieder heimkehren zu müssen. Herr Michl war ein wohlhabender Mann, und hätte es, wie man zu sagen pflegt: nicht nothwendig gehabt, in die Kammer gewählt zu werden; es veranlaßten ihn zur Annahme dieser Stellung nur Ehrgeiz und ein großer Hang zum Patriotismus. Um so größer war also sein Schmerz.

„Könnte denn diesem Uebel gar nicht abgeholfen werden?“ so seufzte er allein in seinem Zimmer. „Wenn ein Einziger von der andern Partei krank würde, so wäre die unsrige gerettet! — Könnte denn aber nicht Einer krank gemacht werden? — Pfui Michl — was ist das für ein schlechter Gedanke — und doch — wie viele Tausende werden auf dem Schlachtfelde oft geopfert, um einen Sieg zu erreichen, wie billig könnten wir siegen blos durch ein Bischen Unwohlsein eines unserer Gegner! Ein kleine Purganz — unschädlich — ja vielleicht sogar gesund und wir haben eine Stimme mehr und der Sieg ist unser!“

Rasch sprang er vom Sopha: „Wohlan, ich werde das Vaterland retten!“ Sprachs und verließ das Zimmer.

Sein Weg führte ihn zu der homöopatischen Apotheke, wo er sich ein Dosis Kügelchen zum Purgiren geben ließ. „Ich bitte mir schon ein ziemlich kräftiges Mittel zu geben, da ich eine gesunde Natur habe“, bemerkte er dem Provisor, steckte die Arznei in die Westentasche und schob von dannen.

Nun wandelte er bleich und düster wohl über eine Stunde im englischen Garten herum, und brütete über den Plan, wer das Opfer sein soll, und auf welche Art es ihm beigebracht werden könne.

Endlich war er mit sich im Klaren.

In einer Weinkneipe traf er spät Abends noch immer einen Landsmann, der bei der Gegenpartei war, und dort tranken beide noch einen Schoppen Rothen zur Erwärmung des Magens. Dieser Landsmann sollte heute Abend noch die Pillen verschlucken und er selbst wollte sie ihm in den Wein mengen.

Gegen 10 Uhr traf Herr Michl dort ein und traf wirklich seinen Freund und Landsmann ganz heiter und wohlgemuth hinter der Flasche sitzen, das fürchterliche Attentat nicht ahnend.

Es wurde so eine halbe Stunde von Diesem und Jenem gesprochen und noch fand sich keine Gelegenheit für die Mischung. Endlich stand der Freund auf, um sich einen Augenblick zu entfernen — rasch streute Herr Michl jetzt die Dosis in das Weinglas des Gegners, und eilte ihm nach, um ja jeden Verdacht zu vermeiden.

Da die beiden Herren längere Zeit im Gange verweilten, so wollte der Kellner die zwei ganz gleich nur mehr halbgefüllten Gläser abräumen, in der Meinung, die beiden Herren wären schon fortgegangen, als beide aber eintraten, stellte er sie wieder an ihren Platz, verwechselte sie aber.

Nun kam der fürchterliche Moment für den Herrn Michl, und hätte er diese That noch nicht begangen, er hätte sie sicher nicht mehr vollbracht; denn Herr Michl war eigentlich ein guter Mensch, und nur seine politische Leidenschaft schuf diese Lage.

„Ja, wollen wir jetzt aufbrechen und unseren Rest austrinken,“ begann sein Landsmann, stieß mit Michl kräftig an und leerte sein Glas.

Herr Michl stürzte das seine in einem Zuge hinunter und war froh, das Freie erreicht zu haben; denn Zuckungen an dem Gesichte seines Freundes wären für ihn ein unerträglicher Anblick gewesen.

So nahmen sie von einander Abschied. Herr Michl eilte in sein Bett, aber vom Schlafen war keine Rede. Jetzt folterte ihn sein Gewissen erst recht: wenn die Dosis am Ende doch zu stark gewesen wäre, wenn daraus eine Krankheit entstünde, die schließlich den Tod herbeiführte? — So phantasirte er eine Zeit lang von Mord — da gab es ihm plötzlich einen Stich im Unterleib — bald folgte ein zweiter und dritter und so begannen denn die Wirkungen der Medizin in gekrümmter

Lage, so daß Herr Michl erst früh Morgens zu einem kleinen Schlafe kommen konnte. Dabei dachte er des Sprüchleins: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein! — Doch Herr Michl hatte eine robuste Natur, er war mit einem Wort: rund; und so stand er zwar etwas matt wieder um 10 Uhr Morgens auf dem Schlachtfelde.

Sehnsüchtigen Blickes suchte er seinen Freund, der ihm bald frisch und munter mit der Frage entgegeneilte: Gut geschlafen?

„Passirt," entgegnete Herr Michl erstaunt, aber doch seelenfroh über das gesunde Aussehen seines Landsmanns.

„So ein Fortschrittler hat doch eine zähe Natur," dachte er bei sich, und war fest entschlossen, nie mehr in seinem Leben ein solches Attentat zu wagen, obwohl es eine Stunde darauf wieder hieß: 71 gegen 71!

(Sammler.)

Mannigfaltigkeiten.

Man liest im „Salut Public" von Lyon: Eine junge Nonne aus dem Orden der Ursulinerinnen, die von Lyon kam, benützte auf der Bahn nach Nizza die für Damen reservirte Wagenklasse, und fand darin schon zwei andere Nonnen im Ordenskleide der Schwestern von St. Vincenz und Paul. Kein Wort wurde zwischen den Dreien bis zur Station von Cuers gewechselt. Dort stiegen plötzlich drei Gendarmen in den Waggon und verlangten den zwei Schwestern die Pässe und den Kloster-Erlaubnißschein ab. Die Ursulinerin war nicht wenig bestürzt, als sie ihre Schwestern in Christo mit tiefer Männesstimme antworten hörte. Man visitirte vor ihren Augen die angeblichen Nonnen, und es entpuppten sich aus ihnen Männer, die überdies mit Pistolen bewaffnet waren. Die Reise wurde bis nach Toulon fortgesetzt, wo die Verhafteten gefesselt wurden. Selbstverständlich bringt man auch diesen Fall mit dem Verbrechen von Pantin in Verbindung.

Die Bildwerke des Dresdener Theaters können wohl für verloren gelten, wenn auch nicht alle herabgestürzt sind. Es waren Meisterwerke darunter. Von Rietschel's Hand stammten die am Haupteingange aufgestellten Bildsäulen von Schiller, Goethe, Gluck und Mozart, so wie die Bildwerke: „Orest, von Minerva und Apollo gegen die Furien beschützt", „Die Wirkung der Musik". Hähnel leistete die Bildsäulen von Shakspeare und Euripides und einen Bacchuszug, Seelig zwei Tänzerinnen, einen Faun und einen Satyr.

[Ein besungener Kommunist.] Der bekannte russische Flüchtling Bakunin, dessen krankhafter Radikalismus — er ist Kommunist, Gegner des Instituts der Ehe, haßt alle Religionen u. s. w. — schon ans Lächerliche gränzt, hat während des Baseler Arbeiter-Kongresses sich von seinen einstigen Freunden losgesagt, weil sie ihm nicht radikal genug waren. Ein lustiger Schwabe, gleichfalls Theilnehmer am Kongresse, hat nun — ob, um Bakunin zu verhöhnen, bleibe dahingestellt — dessen Evangelium in folgende Verse gebracht:

„Wir wollen uns in Schnaps berauschen,
Wir wollen unsere Weiber tauschen,
Und abgeschafft sein Mein und Dein,
Wir wollen uns mit Fett beschmieren,
Und dann im Sonnenschein spazieren,
Wir wollen freie Russen sein."

Die Königin von England hat der Sängerin Christine Nilsson ein Armband geschenkt, das die Nummer 101 in der Armbandsammlung dieser Künstlerin bildet.

Zahlen-Räthsel.

Und als die Preußen ins Land reinkamen
Gleich sie alle Sechse auf einmal nahmen;
Und von der ersten Fünf' blieb dann auch nicht viel, —
Die 2 3 4 sehr wichtig sind im Kartenspiel.
2 3 4 5 und 6 ist ein garstig Thier im Keller,
Jetzt rathest du es gewiß viel schneller.

Rebus.

T (M & E)

Auflösung des Räthsels in Nr. 226:
Bienenkorb.

Richtig gelöst von Em. Sundheimer, A. D., L. G....., A. A. und Joseph F.... in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

9. Okt. 1799. General Bonaparte landet an Frankreichs Küste, aus Aegypten kommend.
10. Okt. 1805. Churfürst Karl Friedrich von Baden schließt ein Bündniß mit Napoleon I. in Ellingen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 235 Montag, 11. Oktober 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Gut, gib das Buch her," sagte Boishardy, „was kostet es?"

„Fünfunddreißig Sous."

Der Royalist griff in seine Carmagnole und zog eine Geldbörse hervor. Das war offenbar eine Unklugheit. Ueber das Gesicht des Buchhändlers flog ein unheimliches Lächeln, und sein Blick suchte gierig durch die seidenen Maschen der Börse zu dringen. Boishardy nahm rasch eine Silbermünze heraus, doch nicht so rasch, daß der Kaufmann nicht eine Anzahl blinkender Goldstücke bemerkt hätte.

Findet man in dem Buche auch die Namen aller in Nantes bisher hingerichteten Aristokraten?" fragte Boishardy.

„Nein, Bürger, das Buch betrifft nur Paris; die Liste der hier Guillotinirten wird separat verkauft und erscheint jeden Abend. Willst Du eine vollständige Sammlung?"

„Ja," rief Marcof.

„Da ist sie."

Marcof riß ihm das Heft aus den Händen und hielt es unter eine Straßenlaterne, um die Blätter hastig zu durchfliegen.

„Ah," sagte der Buchhändler hämisch lächelnd, „entweder hoffst Du in der Liste Namen zu finden, die Du hassest, oder fürchtest Du auf Namen von Personen zu stoßen, die Du liebst, das sieht man."

Marcof hörte die Bemerkung nicht, doch Boishardy, der sein Galle aufsteigen fühlte, warf dem Buchhändler ein Dreithalerstück zu und rief, bleich vor Zorn: „Mach' Dich bezahlt."

Der Buchhändler gab ihm auf die Silbermünze zurück; inzwischen hatten die Bänkelsänger ihr Geplärr beendet und die Straße war wieder leer. Die drei Reiter benützten dies, um weiter zu kommen. Der Kaufmann sah ihnen nach.

„Das sind Aristokraten," murmelte er, „ich wette darauf. Sie haben Gold in den Taschen. Alle Wetter sie sollen ihr Lösegeld zahlen wie die Uebrigen. Ich muß nur schauen, wohin sie ihren Weg nehmen."

Und er sperrte rasch seinen Laden, um den drei Reitern in angemessener Entfernung zu folgen.

„Nun?" fragte Boishardy lebhaft.

„Sein Name ist nicht darunter," flüsterte Marcof, indem er die Blätter in der Hand zerknitterte.

„Also haben wir gute Hoffnung?"

„Ja, aber in dieser Liste stehen nur die Namen der Guillotinirten, und nicht Derjenigen, auf deren Leichname wir heute gestoßen sind."

„Einerlei; wir wollen die Hoffnung nicht fahren lassen."

Die drei Männer ritten weiter, doch schien es, als wenn sie heute nicht vorwärts kommen sollten. Kaum hatten sie einige Straßen durcheilt, und waren auf dem Boussalplatz, als sie sich plötzlich wieder unter einer Menge Volkes befanden, das sich von allen Seiten herbeidrängte. In der Mitte des Platzes stand die Guillotine aufgerichtet; hundert von Kienfackeln warfen ihr grelles Licht auf die Mordmaschine, und erhöhten noch das Entsetzliche ihres Anblicks.

„Kehren wir um!" murmelte Boishardy. Doch es war zu spät. Die Menge versperrte bereits alle Zu- und Ausgänge. Die drei Männer wechselten gegenseitig Blicke, mit denen sie einander bedeuteten, vorsichtig zu sein, und sich nicht durch das, was sie zu schauen bekommen sollten, hinreißen zu lassen.

In diesem Augenblicke ertönten Freudenrufe in der Menge, und in der Richtung gegen das Schaffot bemerkte man eine Bewegung unter den Volksmassen.

„Ah!" rief ein Sansculotte, „dort kommt die wandelnde Todtenbahre." Dabei deutete er auf einen Karren, der mit den für die Guillotine bestimmten Opfern heranrollte. Mit Lachen und höhnischen Zurufen begrüßten die umstehenden Sansculotten den Trauerzug. Boishardy bemerkte, daß mehrere der Umstehenden ihn und seine Begleiter mißtrauisch musterten. Er zog daher rasch einen kurzen Pfeifenstummel hervor, stopfte Tabak darein, während er ein patriotisches Liedchen pfiff, neigte sich dann über den Hals seines Pferdes herab, und sagte zu einem Sansculotten: „He, Bürger, gib mir Feuer."

„Sehr gern," erwiderte der Angeredete, der Niemand anderer war, als Brutus, der Freund Pinard's.

Boishardy neigte sich noch tiefer herab, um seine Pfeife der des Sansculotten zu nähern.

„Ich danke," sagte er. „Und nun, Freund, noch eine Frage. Bist Du ein Reiner? ein entschiedener Patriot?"

„Oho, wie kannst Du nur so fragen?" grinste Brutus, „Du weißt doch, daß die Leute der Marat-Kompagnie nicht zu den Lauen und Furchtsamen gehören?"

„Ah, Du gehörst zur Marat-Kompagnie? entschuldige, ich war schon lange nicht in Nantes. Ich bin mit meinen Freunden hierher gekommen, um mit eigenen Augen zu sehen, wie trefflich der brave Carrier sein Amt handhabt!"

„Da seid Ihr eben recht gekommen, sagte der Sansculotte. „Hast Du das Kartätschen-Schauspiel am Departementsplatz gesehen?"

„Nein, wir sind zu spät gekommen."

„Schade, da hättet Ihr Euch prächtig unterhalten. Doch einerlei, Ihr werdet noch immer genug sehen. Vorerst das National-Rasirmesser, das ein Dutzend Aristokraten hinüber befördert, dann die senkrechten Deportationen."

Inzwischen waren die Karren mit den zum Tode Verurtheilten herangekommen, und das „National-Rasirmesser", wie die entmenschten Sansculotten die Guillotine nannten, begann das blutige Werk. Der Erste, der das Schaffot bestieg, war ein junger Vendéer. Keinec erkannte auf den ersten Blick einen ehemaligen Kampfgefährten, und stieß sein Pferd heftig vorwärts.

„Oho, gib doch Acht, Du reitest mich ja nieder!" schrie Brutus, indem er dem Pferde des jungen Mannes in die Zügel fiel. Keinec hörte ihn nicht. Mit glühenden Blicken sah er nach dem Schaffot. Brutus errieth mit dem Instinkte, der seinesgleichen kennzeichnet, einen Theil dessen, was in der Brust des jungen Bretagners vorging.

„He, Bürger," rief er spöttisch, „wie Du das Volk dort gierig anstarrst! man sollte glauben, daß Du Einen davon kennst."

„Möglich!" rief Keinec trocken, ohne daran zu denken, wo er sich befand. Boishardy biß sich in die Lippen und Marcof wollte dazwischen reden, doch Brutus ließ ihm keine Zeit.

„So?" sagte er drohend, „wenn Du Aristokraten kennst, dann bist Du auch einer . . . He, Ihr Anderen," wandte er sich an die umstehenden Sansculotten, „seht diesen Aristokraten, der uns mit seinem verdammten Gaul zu Boden wirft. Wir müssen ihn in den Klub führen, damit er sich dort ausweise, wer er sei."

„Ja, ja," riefen gleichzeitig an zehn Stimmen, „in den Klub! in den Klub!"

„Wenn er ein Aristokrat ist," fügte eine weitere Stimme hinzu, „so führen wir ihn lieber gleich ins Gefängniß."

(Fortsetzung folgt.)

Vor den Assisen.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Es war für Claire ein schmerzliches Glück, all' die lieben Orte zu besuchen, an welche sich so süße, heilige Erinnerungen knüpften und Konstantin und Anna begleiteten sie auf all' diesen Gängen und überall hin, wo sie eine Thräne des Abschiedes oder ein Lächeln des Gedenkens an einst erlebte kindliche Freuden zu tragen sich getrieben fühlte.

So kam es, daß Alle nicht beachteten, wie Larmond's Wangen immer bleicher, seine Augen immer eingesunkener und hohler wurden, je näher der Tag kam, der ihn von seinem so stürmisch und heiß ersehnten Glücke trennen sollte, während Anna dagegen mit jedem Tage frischer aufblühte und an der Hoffnung, nun sobald schon dem peinvollen Verhältnisse entzogen zu werden, neu erstarkte.

Es würde unmöglich sein, die Qualen zu schildern, welcher dieser Mann empfand, die Nächte zu beschreiben, die ihm seine unselige Leidenschaft bereitete. —

In einer solchen Nacht war der Teufel Herr geworden über alle guten Prinzipien, welche sich noch hatten in des bethörten verlorenen Mannes Gewissen geltend machen wollen.

Larmond ging gleich nach Tische aus und wandte sich eiligen Schrittes dem See zu.

Um neun Uhr pflegte sich die Familie im Gartenpavillon zu versammeln, um gemeinschaftlich den Thee zu nehmen.

Larmond war erst bei Dunkelwerden zurückgekehrt, und hatte sich vorher mit zwei in der Gegend sehr berüchtigten Männern, einem Fischer und dessen jüngerem Bruder, welche als verwegen zu allem, was Gewinn bringt, brauchbare Leute bekannt waren, eifrig besprochen, war dann mit einem Handschlag von ihnen geschieden und hatte die Worte noch einmal wiederholt:

„Also um elf Uhr — Ihr seid genau unterrichtet. Nicht eine Minute früher, nicht später. Ihr kennt Ort und Gelegenheit genau, denkt an den Lohn und seid behutsam, wagt es nicht dem Kinde das geringste Leid zu thun und vergeßt nicht, daß es nur eine Wette gilt. —"

„Schon gut, oder besser gesagt, Alles Eins, Herr!" rief der ältere der Männer. „Ob Ernst, ob Scherz, uns kann das gleich sein, wir vollziehen ihre Befehle, und Sie zahlen uns. Die Hälfte haben wir erhalten — das Andere nach der That. So steht's in unserm Katechismus."

Und so trennten sich die Männer von Larmond, der den Weg nach dem Wohnhause der Familie einschlug, während die beiden Fischer sich an der Gartenmauer hinschlichen und im Dunkel der Bäume verschwanden.

Ein aufmerksamer Beobachter würde sie bald bei einer schadhaften Stelle die Gartenmauer halen über-

Digitized by Google

steigen und sich hinter den Pavillon in ein Gebüsch niederkauern sehen. — Larmond ging bald darauf in den Pavillon, in welchem die ganze Familie versammelt war, um das letzte Mal den Abend vereint zuzubringen. —

Die Stimmung Aller war eine so tiefe, gerührte — es lag wie Gewitterschwüle auf Aller Herzen, daß man sich morgen von lang gewohnten und lieb gewordenen Wesen trennen — eine neue Lebensweise beginnen sollte — und besonders war es Tante Luson, deren Augen nicht trocken wurden, wenn sie auf eines der jungen Mädchen fielen — und ihr altes treues Herz kämpfte einen harten, schweren Kampf der Dankbarkeit, die sie ihrem Bruder schuldete, gegen die Anerbietungen, welche ihr die jungen Leute gemacht, und immer wiederholt hatten, mit ihnen nach Deutschland zu ziehen.

Nur Anna's Zärtlichkeit, mit welcher sie die alte Frau scherzend umständelte und die Thränen wegzuküssen wußte, vermochte der armen, von Morgen an wieder verlassen und allein stehenden, nur auf den Umgang ihres wenig mehr zugänglichen Bruders angewiesenen Tante Luson Muth zu flößen, daß sie wenigstens äußerlich die nöthige Haltung beobachten konnte.

Es schlug zehn Uhr — und Claire mahnte daran, daß man morgen zeitig aufzustehen habe — ihre Absicht war, der peinlichen Stimmung ein Ende zu machen. —

Man stand auf, und als die Damen den Pavillon verlassen wollten, bat Larmond, daß Konstantin und Anna noch einen Augenblick verweilen möchten, da er ihnen eine letzte Mittheilung zu machen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Herbstliches Panorama.

10.

Mostlied.

Genug hat schon dem alten Wein
Das Becherlied gelungen:
Dem jungen Most, dem Most am Main,
Sei auch 'mal ein's gesungen!

Der wärmt das Herz, der kocht das Blut,
Als Frohsinns ächte Essel
Da komme Wer, der sich an Muth
Mit Mostversuchern messe!

Dem Grämling sein ein volles Glas!
Gereicht als Kur-Essenze:
Weit sich'rer heilt des Mostes Naß,
Als Kräutertrank im Lenze.

Der Lust'ge nimmt den Henkelkrug —
Füllt's Glas — leert's bis zum Grunde —
Trinkt jedesmal nach jedem Zug
Nochmals an Liebchens Munde.

Von jungem Most und Liebchens Hauch
Erhitzeln Kopf und Herzen —
Im Auge schwimmt ein Höhenrauch,
Wie Nebelflor im Märzen.

D'rum wärmt das Herz, d'rum kocht das Blut
An Frohsinns ächter Esse!
Doch Keiner mir des Kusses Gluth
Zu solchem Trank vergesse!

Aloïs Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

[Die Priester des Alterthums.] Wie alljährlich, eröffnete auch heuer Professor Hyrtl in Wien seine Vorlesungen über Anatomie mit einer Antrittsrede, zu deren Thema er die „anatomischen Kenntnisse der Haruspices" gewählt hatte. Der gelehrte Anatom hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Ur-Anfängen anatomischer Wissenschaft bei den Völkern des Alterthums nachzuforschen, und wie er in seiner vorjährigen Antrittsrede über den Stand der Anatomie bei den Hellenen interessante Aufschlüsse gab, so hat er nunmehr nach Daten aus vielen Schriftstellern des Alterthums, aus Suetonius, Seneca, Plinius, Tertullian, Maximus Valerian, dem gelehrten Juden Maimonides u. A. m. den Zusammenhang der anatomischen Terminologie unserer Tage mit dem unter den Völkern des Alterthums gebräuchlichen Opferdienste und der von den Priestern betriebenen Wahrsagerei aus den Eingeweiden der Opferthiere nachgewiesen. Hyrtl zeigt, daß die Haruspices der alten Etrurier und Römer bereits eine genaue Kenntniß der anatomischen Verhältnisse des Halses, der Brust- und Baucheingeweide gehabt haben mußten, die ihnen bei ihren Wahrsagereien aus den Eingeweiden und dem Blute der Thiere trefflich zu statten kam, um je nach Belieben oder Bedürfniß günstige oder ungünstige Vorhersagungen über den Ausgang wichtiger Staatsangelegenheiten zu machen. So z. B. weissagten die Haruspices, nachdem sie dem Opferthiere die Kehle durchschnitten, aus dem hervorquellenden Blute. Hellrothes Blut galt ihnen als ein günstiges, dunkles oder schäumendes Blut als ein ungünstiges Zeichen, und bei ihren anatomischen Kenntnissen war es ihnen ein Leichtes, je nachdem sie den Schnitt bis zur großen Halsblutader (Jugularis) oder bis zur großen Halsschlagader (Carotis), oder bis zur Luftröhre führten, dunkles, helles oder schäumendes Blut zu erhalten und so nach ihrem Ermessen dem leichtgläubigen Volke den Zorn oder die Gunst der Götter zu verkünden. Cäsar's Tod wurde von dem Oberpriester Spurina aus zwei Opferthieren verkündet, weil der Haruspex das von Fett bedeckte Herz nicht gefunden haben wollte. Offenbar hatte er von der Verschwörung gegen Cäsar's Leben

Kenntniß und suchte ihn zu warnen. Die Herzen verschiedener Thiere galten als spezifische Heilmittel gegen Krankheiten, indem sich die Haruspices auch mit dem einträglichen Geschäfte der Curpfuscherei befaßten. Auch aus der Leber weissagten die Haruspices; eine dunkle Leber war ein ungünstiges, eine weißgestreifte Leber ein günstiges Omen. Da hungernde Thiere eine dunkle Leber, gefütterte aber eine vom Nahrungssafte mit weißen Streifen durchsetzte Leber haben, so war es ihnen auch hier leicht, nach Belieben Vorhersagungen zu machen. Merkwürdig waren die „Lebern mit Inschriften", die dadurch erzeugt wurden, daß der Priester seine Hand mit Eisenrost und Galläpfellösung beschrieb und beim Berühren der Leber die Inschrift darauf drückten, die sodann in dunklen Zügen hervortrat. Man könne irren, sagt der Redner, aber absichtlich irren, ist Betrug. Professor Hyrtl weist am Schlusse seiner polyhistorischen Abhandlung auf den Zusammenhang der Philologie und Alterthumskunde mit der Anatomie hin und schließt mit einem Appell an die Zuhörer, bei ihrem beschwerlichen Berufe als praktische Aerzte nicht die höheren wissenschaftlichen Ziele aus den Augen zu lassen. Dem Redner wurde stürmischer Beifall zu Theil.

Ueber eine norwegische Fischer-Expedition nach dem Polarmeere ist dem auswärtigen Amte in London vom britischen General-Konsul in Norwegen folgender Bericht zugegangen. „Eine kleine norwegische Schaluppe, die „Soldi" von Hammerfest, Kapitän Carlsen, ist jüngst von einer Schiffs-Expedition im Karenischen Meer zurückgekehrt. Im Suchen nach neuen Fischereigründen begriffen, passirte sie die Waigatsstraße und segelte längs der sibirischen Küste bis wenige Meilen vor der am nordwestlichen Punkte des Golfs von Obi gelegenen (weißen Insel) Beion Ostrow, ohne auch nur auf ein Stückchen Eis gestoßen oder Anzeichen davon, so weit nur das Auge reichen konnte, wahrgenommen zu haben. Während der Küstenfahrt kamen sie bei ausgedehnten Streckenflächen mit Reisholz und Buschwerk bedeckten Landes vorüber; in einiger Entfernung von der Küste zeigte sich bei schlammigem Grunde eine zwischen vier bis sechs Faden variirende Seichtigkeit des Meeres. Die Expedition war nicht nur in pekuniärer Hinsicht von Erfolg begleitet, denn es glückte ihr, während der Fahrt 238 Wallrosse, 30 große Robben und drei weiße Bären zu erlegen, deren Gesammtwerth auf 5000 Spezialthaler geschätzt wird, sondern es ist auch äußerst interessant, daß dieses kleine Fahrzeug so weit in Gewässer dringen konnte, die man bisher für unzugänglich hielt. Der Kapitän berichtet, daß seiner Ansicht nach die Expedition, welche Hammerfest am 3. September verließ, um den Obi-Fluß hinauf zu fahren, ihren Zweck erreichen dürfte, falls sie nicht durch Sandbänke oder seichtes Wasser im Golf daran verhindert werde. Er spricht gleichzeitig die feste Ueberzeugung aus, daß zwischen den Bewohnern der Obi- und Finnmarkgränze ein lukrativer Handel in Cerealien und anderen sibirischen Produkten hergestellt werden könnte, da solche leicht vermittels des im Frühjahr eintretenden Hochwassers nach der Küste und von da nach Finnmarken transportirt werden können, um sie dort gegen Europäische Produkte auszutauschen. In dem südlichen Theile des Obi, fügt der Kapitän hinzu, seien bereits Dampfer im Verkehr."

Das zungenfertige und großsprecherische Wesen einer gewissen Sorte von Berliner Handelsleuten und Vergnügungsreisenden trägt bekanntlich nicht dazu bei, den Berlinern auswärts Sympathien zu erwecken. In Sachsen sagt man ihnen nach, sie hätten „Zündnadel-Schnauzen".

Charade.

Wenn Jemand wie das erste Wort
Mit Fug und Recht will heißen,
Dann muß er treu sich fort und fort
Der guten That befleißen.

Ertragen muß er in Geduld
Des Schicksals harte Schläge,
Frei muß er sein von aller Schuld
Und nie zum Geben träge.

Oft süße Frucht das Zweite beut
In Städten, oft auf Matten,
Oft steht's vereint, oft steht's zerstreut; –
Dich labt sein kühler Schatten.

Das Ganze, wie ein Feenreich,
Strahlt lächelnd gern den Kleinen;
Ein schwergeprüftes Herz macht's weich
Sein Anblick bringt's zum Weinen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 227:
Kirsche.

Richtig gelöst von Em. Sandheimer, A. D., L. G...., J. Lehr, Fr. Hamburger, Lina E., A. A. und Joseph F.... in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

11. Okt. 1347. Todestag Kaiser Ludwig VI. des Bayern (München).
„ 1531. Zwingli fällt als Bannerträger in der Schlacht bei Capell (Schweiz).

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers K. Wetlandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 236 Dienstag, 12. Oktober. 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Die Lage wurde gefährlich. Das Gezisch und Geschrei von allen Seiten machte endlich den jungen Bretagner aufmerksam. Er stellte sich in seinen Steigbügeln auf, packte Brutus bei der Kehle, hob ihn von der Erde empor und warf ihn vor sich über den Hals seines Pferdes.

„Was willst Du von mir?"

Der Einfluß physischer Gewalt auf die Volksmassen ist bekannt. Die rasche That Keinec's, die außerordentliche Kraft, die er bewies, verschafften ihm Bewunderer, und dieselben, die ihn den Augenblick zuvor ins Gefängniß schleppen wollten, nickten jetzt dem jungen Manne Beifall zu.

Boishardy benützte rasch die Gelegenheit. „Seht," rief er, „was es heißt, einen guten Patrioten beleidigen, indem man ihn einen Aristokraten schilt. Nun Kamerad, stell' den Bürger wieder auf die Beine. Ich bin versichert, er hält Dich jetzt für einen eben so guten Patrioten als sich selbst."

Keinec gehorchte und Brutus taumelte halb betäubt, als ihn der junge Mann wieder auf den Boden stellte. Die Menge lachte ihn aus, doch der Sansculotte schien sich wenig um den Spott zu kümmern. Er nahm seinen Platz unter seinen Kameraden wieder ein, und sagte nur: „Der Bürger hätte immerhin ein Bischen weniger stark zu würgen gebraucht."

Inzwischen war der Kopf des jungen Vendéer's um dessen willen Keinec in heftige Bewegung gerathen war, gefallen. Ihm folgten mehrere Andere. Keinec vermochte den gräßlichen Anblick nicht zu ertragen, und wandte seine Augen ab. Brutus schielte beharrlich nach ihm und beobachtete jede seiner Bewegungen.

„Ha," murmelte er, „das ist Futter für die Guillotine, ich wette darauf; wir wollen dem Burschen zeigen, was es heißt, einen Soldaten von der Marat-Kompagnie zu drosseln."

Rasch leerten sich die Karren, welche die unglücklichen Schlachtopfer herbeigeführt hatten. Vierzehn Unschuldige waren gemordet worden, und die Menge begann sich zu verlaufen.

„Nun fangen die senkrechten Deportationen an!" rief Brutus den drei Reitern zu, „kommt und schaut mit uns der Vorstellung zu!"

„Unsere Pferde sind müde," sagte Boishardy ausweichend.

„Ei was, stellt sie in einen Stall," rief der Sansculotte, „da, seht, an jener Ecke ist eine Herberge, dort könnt Ihr sammt Euern Pferden Unterkommen finden."

Boishardy wechselte einen Blick mit Marcof.

„Wir müssen mit," flüsterte der Seemann, „sonst fassen die Elenden Verdacht. Uebrigens können sie uns vielleicht auch manche Auskunft geben."

„Nun gut, so sei's!" sagte Boishardy, führen wir die Pferde in den Stall!"

„Ich warte hier auf Euch!" rief Brutus.

Sobald sich Boishardy und seine Begleiter entfernt hatten, um ihre Pferde unterzubringen, drängte sich ein Mann durch die Volksgruppen und klopfte Brutus auf die Schulter. Es war der junge Buchhändler, vor dessen Laden die drei Royalisten Halt gemacht hatten.

„Brutus," flüsterte er, „ich weiß von einem guten Geschäft."

„Nun?"

„Du sprachst so eben mit drei Männern zu Pferde?"

„Ja, mit drei Kerlen, die mir sehr mißfallen, und von denen mir insbesondere Einer die blauen Flecke an meinem Halse noch bezahlen soll."

„Die drei Leute sind reich, ich habe die Börse des Einen gesehen; sie ist voll Gold."

Die Augen des Sansculotten funkelten voll wilder Gier.

„Bist Du dessen gewiß?"

„Ganz gewiß," versicherte der Buchhändler, „ich habe das Gold mit meinen eigenen Augen gesehen."

„Bravo, bravo! das gibt einen guten Fang."

„Und ich bekomme meinen Antheil davon?"

„Das versteht sich von selbst."

Der Buchhändler schlich fort.

„Holla, meine Jungens," wandte sich Brutus zu sechs seiner Kameraden, die in seiner Nähe standen und sämmtlich zur Marat-Kompagnie gehörten, „wir haben sie . . . wir haben sie."

„Wen?"

Digitized by Google

„Die Aristokraten von vorhin. Es sind reiche Leute. Warum sollen wir sie denunziren und das Lösegeld mit Pinard und Carrier theilen? Ich glaube, wir können die Sache allein abthun. Wenn es sein muß, machen wir mit ihnen ein Ende, und kein Hahn wird nach ihnen krähen. Wir sind ihrer sieben, wohlbewaffnet . . . wie, wenn wir die drei Narren in Nicaud's Kneipe führten und dort ein Bischen nachsähen, von welcher Farbe die Goldstücke in ihrer Tasche sind?"

„Ja, ja, Du hast Recht," flüsterten die übrigen Sansculotten, denn schon sahen sie die drei fremden Männer zu Fuß zurückkehren.

Brutus nahm Boisbardy vertraulich unterm Arm und geleitete ihn nach dem Ufer der Loire. Marcof und Keinec folgten mit den Uebrigen. Am Ufer war ein Spalier von Soldaten aufgestellt. Ununterbrochen langten Züge von armen, zur Ertränkung bestimmten Schlachtopfern an: Greise, Kinder, Frauen, Männer, jeden Alters und Standes. Sie wurden paarweise geführt. Viele von ihnen glaubten, man wolle sie ins Ausland deportiren, und träumten bereits von ihrer Freiheit. Fast alle waren halbnackt; die Henker hatten ihnen ihre Kleider vom Leibe gerissen. Herzzerreißende Hülferufe, Schluchzen und Jammern erfüllten die Luft. Dazwischen rissen die Sansculotten ihre unfläthigen Witze und spotteten über die weinenden Unglücklichen.

Die drei Royalisten zitterten innerlich vor Wuth und Entsetzen.

„O es geht nichts über eine solche Noyade," sagte Brutus, „Carrier hat sich mit dieser Erfindung ein unsterbliches Verdienst errungen. Der Konvent hat auch diese Erfindung sehr gebilligt und zum Beweise dessen einen eigenen Abgeordneten des Wohlfahrts-Ausschusses hierher geschickt?"

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Briefe.

Paris, 2. Okt.

Der „Gaulois" theilt über die Organisation des Konzils Folgendes mit: Die katholische Prälatur, deren Oberhaupt der Papst ist, besteht aus Kardinälen, Patriarchen, Erzbischöfen und Bischöfen. Kardinäle müßten nach den Kirchenvorschriften 76 sein, es gibt aber derzeit nur 59, darunter 2 Kardinäle in petto, deren Namen noch unbekannt sind. Der älteste Kardinal ist ein Spanier, Pater Cirilo; er ist 99 Jahre alt; der jüngste ist der Prinz Lucian Bonaparte mit 42 Jahren. Vier Kardinäle sind über 80, 13 über 70, 25 über 60, 10 über 50 und 5 über 40 Jahre. Kardinal Antonelli ist 64 Jahre alt, er empfing den rothen Hut mit 41 Jahren. Außer den Bischöfen in partibus, deren es 234 gibt, sind in der katholischen Welt 747 Bischöfe. Man glaubt, daß deren nur 700 dem Konzil beiwohnen werden, doch dürfte selbst diese Zahl zu hoch gegriffen sein. Jeder dieser Prälaten hat die Assistenz eines Theologen und eines Priester-Sekretärs. Das gäbe ungefähr die Zahl von 3000 Geistlichen, die sich beim Konzil zu Rom einfinden würden.

Das „Paris" theilt einige Details über die Familie des P. Hyacinthe mit. Sie stammt aus Chateau-Gonthier im Departement Mayenne. Der Großvater des berühmten Predigers war Sattler; dessen Frau war auf Meilen als die erste Schönheit bekannt. Sie hatte drei Kinder: eine Tochter, ebenfalls von ungewöhnlicher Schönheit, die in jungen Jahren starb, und zwei Knaben, von denen einer in das Kollege gegeben wurde und jährlich seinen Preis davontrug. Dieser brachte es schließlich zum Rektor der Akademie von Pau, und er ist der Vater des neuen Luther, wie die Franzosen den P. Hyacinthe nennen.

Vor einiger Zeit verbreitete sich in Paris und im Auslande die Kunde, daß die französische Regierung sich bewogen gefühlt habe, das drakonische System, welches sie gegen die nach Frankreich gelangenden auswärtigen, namentlich deutschen Journale ohne alle Kritik und ohne Sinn und Verstand in Anwendung bringt, aufzugeben.

Die französischen Journale berichten jedoch, daß diese ministerielle Razzia auch jetzt noch ebenso großartig wie früher betrieben wird. Daß die Sprache, welche auch die entschiedensten Gegner des Kaiserreiches im Auslande gegen die seitherige bonapartistische Wirthschaft führen, kein stichhaltiger Grund zur ungestörten Beibehaltung dieser geistigen Prohibition sein kann, geht schon daraus hervor, daß die radikalen Blätter in Frankreich jetzt ungestört und ungestraft gegen die kaiserliche Familie Dinge drucken, die nie ein auswärtiges Blatt in seine Spalten aufgenommen haben würde. Als Beweis dafür mögen nachstehende Randglossen dienen, welche die wiederum ins Dasein getretene Reforme der Abreise der Kaiserin von Saint-Cloud widmet. „Leben wir in Bagdad," fragt Assagarey, der bekannte unversöhnliche Vetter und Gegner der Familie Cassagnac, „wo auf Befehl des Khalifen alle Unterthanen die Straßen räumen mußten, wenn Zobeide durch dieselben kam? Am verflossenen Donnerstag mußten, bis der Zug, welcher die Frau des Mitarbeiters des Herrn Clement Duvernois von Saint-Cloud wegführte, vorüber war, alle Züge unterwegs in den einzelnen Bahnhöfen anhalten. Hunderte von Reisenden, worunter viele Schauspieler, die von ihrer Landwohnung in das Theater sich verfügen mußten, wurden über 25 Minuten aufgehalten, bis die kaiserliche Crinoline endlich vorübergefahren war. Wir rathen den Personen, welche durch den Aufenthalt Schaden erlitten haben, die betreffenden Eisenbahn-Gesellschaften zu verklagen und durch die Gerichte feststellen zu lassen, ob die, welche ihre Fahrt selbst bezahlen, hinter denen zurückzustehen haben, für welche sie noch obendrein bezahlen müssen."

Was wird aber wohl aus den unzähligen Blättern, welche tagtäglich von der französischen Polizei mit Beschlag belegt werden? Man sollte glauben, daß die konfiszirten Zeitungen ihre vielfachen Vergehen dadurch büßen, daß sie während des Winters dazu dienen, die Feuer in allen kaiserlichen Palästen, Kasernen und Polizei-Aemtern des Kaiserreiches anzuzünden, oder vielleicht loyalen Butter- und Käsehändlern als Belohnung für ihre regierungsfreundlichen Boten bei den Wahlen gratis überlassen werden. Aber das Loos der Blätter ist im Ganzen ein weniger erniedrigendes. Wenn der Lagerraum bis zum Ueberwaß gefüllt ist, werden die Zeitungen unter Aufsicht des Receveur du Domaine nach einem abgeschlossenen Platze außerhalb der Barrieren geschafft, dort pêle-mêle in Kessel mit heißem Wasser geschüttet und zu einem Brei gekocht. Diese Operation wird in Gegenwart eines Detachements Gendarmen vollzogen, welche mit Argusaugen darüber wachen, daß auch nicht ein einziges der verurtheilten Journale entwischt. Wenn die gesammte Makulatur in eine dicke farblose Masse verwandelt ist, wird sie an Schachtel- und Papierfabrikanten verkauft, die daraus machen, was sie können. Bei der letzten Koch-Operation, die vor einigen Wochen stattfand, wurden außer 160,000 Stück von Rochefort's Lanterne, alle mit rothen Einbänden, etwa eine halbe Million Exemplare der Independance belge, der Frankfurter Zeitung, Moskauer Zeitung, des „Kladderadatsch" und unzähliger anderer Blätter eingeschmort. Nächst den deutschen Journalen sind es die italienischen Blätter, die in größter Anzahl in den Brühkessel wandern; dann kommen die spanischen, welche namentlich in neuester Zeit in bösem Geruche stehen.

Herr Arnault, der Eigenthümer des Hippodroms, hat sein brodlos gewordenes Personal versammelt und versprochen, Arbeit für jeden Einzelnen suchen und sie insgesammt auf jede mögliche Weise unterstützen zu wollen. Von sogenannten Werthstücken hat er Vieles bei dem Brande eingebüßt, unter Anderem eine Rüstung des Königs Franz I. Das angebliche Schwert der Johanna d'Arc ist aber gerettet worden; ein Engländer hat ihm dafür eine ungeheure Summe angeboten.

Der vor einigen Tagen verstorbene Herr Louis Lacaze, einer der bekanntesten und reichsten Kunstsammler, hat seine auf zwei Millionen geschätzte Gemälde-Gallerie dem Louvre-Museum vermacht, unter der einzigen Bedingung, daß dieselbe in einem Saale vereinigt bleibe, der den Namen des Stifters führen soll.

Der „Figaro" erzählt: „Ein Habitue einer Pariser Bibliothek glaubte zu bemerken, daß bei seinem jedesmaligen Erscheinen im Lesesaale zwei Konservatoren unter auffälligem Lachen sich zuflüsterten. Da er sich als Objekt ihrer Heiterkeit betrachten mußte, schrieb er auf den Bestellzettel, den er dem Einen dieser ungezogenen Herren überreichte, Folgendes: „Geschichte eines kleinen Bibliotheks-Beamten, dem die ungehörige Lust zu lachen einen sechs Zoll tiefen Bauchstich eintrug. Paris, 1869." Seit dieser Zeit haben die zwei Konservatoren ihr Lachen beim Erscheinen dieses energischen Bibliotheks-Besuchers eingestellt."

Die Feuer-Katastrophe im Hafen von Bordeaux hat einen erfindungsreichen Kopf zu folgendem gemeinnützig-patriotischen Vorschlage veranlaßt: Gesetzt, es bombardirt eine feindliche Flotte irgend eine Küstenstadt. Man schüttet alsdann im Interesse der Landesvertheidigung bei eintretender Ebbe einige hundert Fässer Petroleum ins Wasser und steckt die gefährliche Flüssigkeit in Brand. Die Holzschiffe gerathen alsdann unfehlbar in Brand, und in den Panzerschiffen wird die Mannschaft zum wenigsten geröstet.

Der „Gazette des Tribunaux" zufolge stellt sich bei dem Mörder Trauppmann eine eigenthümliche Eitelkeits-Monomanie heraus, welche ihn zu der Aeußerung veranlaßt haben soll: „Jetzt muß mein Name überall in Frankreich und selbst in ganz Europa bekannt sein. Ein Photograph, den ich autorisiren würde, mein Portrait zu machen und der mir dafür die runde Summe von 10,000 Frcs. zu zahlen hätte, würde glänzende Geschäfte machen. Die 10,000 Frcs. würde ich meiner Familie senden, die damit in Amerika ihr Glück machen könnte."

Eine Sensations-Nachricht hat große Aufregung in der Pariser Halbwelt hervorgerufen. Man erwartet nämlich demnächst die Ankunft des Amerikaners Astor, des reichsten Mannes in den Vereinigten Staaten. Sein Vermögen wird auf hundert Millionen Dollars geschätzt. Dieser Krösus hat nur Einen Fehler in den Augen der Leute, die ihn auszubeuten gedenken: er wirft sein Geld nicht beim Fenster hinaus.

Von dem Prinzen Napoleon wird im „Figaro" Nachfolgendes erzählt: Eines Tages dinirte der Prinz mit Emile de Girardin bei einer sehr bekannten alten Dame. Die Konversation wurde lebhaft und zwanglos und der Prinz richtete plötzlich an Girardin die Frage: „Wenn der Zufall oder auch die Ereignisse mich zum Kaiser machen würden, was ich nicht wünsche, was würden Sie thun?" — „Prinz", erwiderte Girardin, welcher damals Chef-Redakteur von La Presse war, „ich würde eine Eisenbahnkarte nach Straßburg lösen und das Ende Ihrer Regierung in Baden abwarten." Prinz Napoleon im Jahre 1822 von einem korsischen Vater und einer deutschen Mutter erzeugt und geboren, hat von dem Einen den heftigen Geist und von der Anderen eine apathische Natur. Er läßt sich bis zur Brutalität hinreißen und ist indolent bis zur Gleichgültigkeit. Durch ein Gefühl philosophischer Sorglosigkeit, die mehr eine Sache der Gewohnheit als der Berechnung ist, gibt er wenig auf die Liebe des Volkes, und er würde sich nie die geringste Mühe geben und sich nicht das kleinste Opfer auferlegen, um dessen Sympathie zu gewinnen oder seinen Enthusiasmus zu wecken. Er wird nie etwas Anderes als der Führer einer platonischen Opposition sein. Das thatkräftige Handeln macht Sorgen und verdirbt die Existenz. Der Prinz hat viel vom Epikuräer an sich.

Digitized by Google

Er will seines Daseins sorgenlos und mühelos genießen, und er liebt vorzugsweise, mit den Massen vergnügt zu sein. Um nicht unter dem Zwange zu leiden, den sich gewöhnlich die Menge auferlegt, setzt er diese gleich vorwegs ins Reine, daß sie mit ihm nicht viel Wesens und Aufhebens zu machen braucht. In dieser Beziehung erinnert der Prinz Napoleon an den Prinzen von Wales zu Anfang des laufenden Jahrhunderts, der ein Freund von Brummel war. Er gleicht ihm aber nicht in den Ansichten über das Duell, das er abzuschütteln wußte, als ihm der Herzog von Aumale eine Herausforderung schickte und sagen ließ, daß er ihn acht Tage lang in Belgien erwarte. Sich derangiren und vielleicht noch tödten zu lassen, das paßte dem Prinzen Napoleon nicht. Dennoch glaubte er, sich deßhalb mit dem Kaiser berathen zu müssen. Als ihn Eugenie gewahrte, rief sie: „Prinz, ich glaubte Sie auf dem Wege nach Brüssel!“ Der Kaiser antwortete trocken: „Vetter, wenn man einen Rath in einer Ehrensache verlangt, will man sich gewöhnlich nicht schlagen.“

Mannigfaltigkeiten.

Die Elennthiere sind zwar jetzt nicht mehr zahlreich in Schweden; aber durch zweckmäßige Gesetze, welche die Zeit, in welcher Elenne geschossen werden dürfen, sehr einschränken, sucht man die gänzliche Vernichtung dieser Zierde der schwedischen Wälder zu hindern, und außerdem werden in mancher Privatbesitzung noch wohl Maßregeln zum Schutze dieser Thiere getroffen. Solches ist auch der Fall gewesen in den bedeutenden zu dem Gute Volby und dem Eisenwerke Hasselfors gehörenden Wäldern unweit Oerebro, daher sich dort die Elenne ziemlich vermehrt haben. Am 13. wurden dort auf einer angestellten Jagd eilf Stück erlegt. Auch von anderen Orten werden glückliche Elennjagden berichtet.

[Kampf zwischen Bienen und Pferden.] Aus Karczag wird Folgendes mitgetheilt: Ein dortiger Gutsbesitzer hatte, von einer Fahrt zurückgekehrt, seine Pferde ausspannen und an einer Stelle anbinden lassen, in deren Nähe sich Bienenstöcke befanden. Einzelne Bienen fingen alsbald an, die Pferde zu umfliegen und zu stechen, worauf diese, wild geworden, sich losrissen, auf die Bienenkörbe losrannten und diese unter ihre Hufe stampften. Nun fiel aber der ganze Bienenschwarm über die Rosse her und bedeckte diese am ganzen Leibe mit einer solchen Unmasse von Stichen, daß die armen Thiere binnen zwei Stunden verendeten.

[Bärenjagd in Istrien.] Man schreibt aus Klana: „Gegen Mitte des vergangenen Monats ist von den angrenzenden krainischen Schneeberger Waldungen nach Istrien im Reichsforste Dletivo des Hauptbezirkes Klana eine ganze Bärenfamilie übergewandert, nämlich Meister Petz mit Bärin nebst zwei Jungen. Das Forstpersonal stellte sofort eine Jagd an, und es gelang dem k. k. Forstwart, der ein gewandter Schütze, die Bärin sammt einem Jungen zu erlegen, der Bär nebst dem zweiten Jungen ist glücklich entkommen. Die Bärin war von brauner Gattung und hatte ein Gewicht von 145 Pfd., während der erlegte junge Bär 40 Pfd. wog.“

[Was ein Ehemann nicht Alles ersetzt.] Ein zu Chicago in den Vereinigten Staaten erscheinendes Journal zeigt an, daß Mistreß X. gesonnen ist, ihren Affen, ihren Hund und einen Papagei zu verkaufen. Warum? „Mistreß X. hat sich verheirathet und bedarf darum dieses Gethiers nicht mehr.“

Charade.

Rothes Blut und schwarzer Staub,
Große Reden, Wortgeklaub,
Stille Andacht Gott ergeben,
Eisen, Holz und Wurst daneben,
Böse Kinder, wenn sie schrein
Und der schönsten Bilder Schein
Die an dir vorüber gehen;
Wie dich holde Träum' umschweben.
Alles dieses und noch mehr
Findest Du in mir.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 228:

„Hebel“, der Dichter, trank den Wein
Den die Göttin „Hebe“ ihm schenkte ein.

Em. Sundheimer.

Gleich richtig gelöst von A. D., L. G.... und Lina Eckhardt in Mannheim.

Geschichtskalender.

12. Okt. 1435. Herzog Ernst von Bayern läßt seines Sohnes Gattin, Agnes Bernauer, in Straubing in die Donau werfen.
„ 1492. Christoph Columbus landet auf der Insel Guanahani.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 237 Mittwoch, 13. Oktober 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Wie heißt dieser Abgeordnete?“ fragte Bolshardy.

„Fougueray,“ erwiderte der Sansculotte.

„Fougueray?“ fiel Marcof in die Rede, „ist er nicht ein ziemlich wohlbeleibter Mann von etwa fünfzig Jahren?“

„Wie? Du kennst ihn?“ fragte Brutus.

„Ei freilich; und ich wäre Dir sehr dankbar, wenn Du mir Gelegenheit verschafftest, mit ihm zusammen zu kommen.“

„Hm, das ist sehr leicht.“

„Wie so?“

„Du kannst ihn noch heute Abend sprechen,“ sagte der Sansculotte, „komme mit uns in die Kneipe Ricoud's, und ich werde den Bürger Fougueray gleichfalls hinbestellen.“

„Gut, gut; ich geh' mit Dir,“ sagte Marcof, indem er Bolshardy's Arm verstohlen drückte und flüsterte: „Der Himmel selbst ist auf unserer Seite.“

Der Zug der unglücklichen Opfer war zu Ende. Die Gefangenen wurden in den untern Raum des auf der Loire liegenden Schiffes eingepfercht, der Treppenzugang vernagelt und das Schiff langsam in die Mitte des Flusses gesteuert. Fackeltragende Sansculotten fuhren in einem kleinen Kahne neben her. Die Dunkelheit ließ nicht genau unterscheiden, was vorging. Plötzlich ertönten Axthiebe. In der Menge trat eine lautlose Stille ein; da erscholl ein Schrei, ein furchtbarer, ungeheurer Schrei aus der Mitte des Flusses und das Todesschiff verschwand in den Wellen.

„Die Vorstellung ist zu Ende,“ lachte Brutus, „die Fortsetzung folgt morgen.“

Die Soldaten zogen ab, die Volksmenge verlief sich und Brutus mit seinen Spießgesellen und den drei Royalisten begab sich nach dem Quai, wo sich die Kneipe Ricoud's befand.

„Keiner,“ flüsterte Marcof zu dem jungen Matrosen, „es sind ihrer sieben. Was meinst Du, wenn wir Keinem von ihnen das Licht des morgigen Tages mehr erblicken ließen?“

„Ich bin vollkommen Deiner Ansicht,“ erwiderte Keiner leise.

„Ich will Bolshardy ebenfalls einen Wink geben. Das Blut, das ich heute fließen sah, hat mich berauscht, ich muß um jeden Preis einige dieser Scheusale aus der Welt schaffen.“

Ricoud's Kneipe lag öde und verlassen. Ebendarum wurde sie von Brutus gewählt. Sie paßte ihm vollkommen zu seinem Zweck. „Ricoud,“ sagte er zu dem Wirthe, als dieser die Hausthür öffnete, und die Uebrigen in die Wirthsstube stürmten, ist jemand Fremdes hier?“

„Nein, Niemand, außer Dir und Deinen Freunden.“

„Gut, so bringe uns von Deinem besten Wein, und dann mache Dich ebenfalls aus dem Staube!“

„Wie? ich soll mein Haus verlassen?“

„Ja,“ herrschte ihn Brutus an, „das Vaterland ist in Gefahr, und wir sind im Begriff, es zu retten. Wage es nicht, vor dem Morgen zurückzukehren, sonst geht es Dir wie Deinem Nachbar nebenan, den ich vor fünf Tagen ins Gefängniß lieferte.“

Der arme Wirth wich erschrocken zurück.

„Ich gehe gleich,“ sagte er demüthig, „sobald ich nur den Wein aus dem Keller gebracht habe, verlasse ich das Haus.“

Brutus trat in die Gaststube und fand seine Gefährten bereits um einen Tisch gelagert. Das Gespräch war im vollen Gange.

„Hört,“ sagte Marcof, der sich fortwährend mit dem Gedanken an den Marquis beschäftigte, „kann Ihr mir nicht eine Liste der Aristokraten verschaffen, welche heute Abend ertränkt worden sind?“

„Es gibt ebenso wenig von diesen eine Liste, als von Denen, die auf dem Departementsplatz erschossen werden,“ erwiderte Brutus.

„Warum?“

„Ah, Dummkopf, weil man ihre Namen nicht weiß. Du hast wohl gar ein Interesse an den Aristokraten?“

„Das ist möglich,“ versetzte Marcof, „ich habe hier Manchen gekannt, und da möchte ich wissen, ob sie noch leben.“

„Carrier selbst würde Dir keine Auskunft darüber geben können. Man müßte die Gefängnisse durchsuchen lassen.“

Digitized by Google

„Vielleicht kann mir der Pariser Abgeordnete Auskunft darüber geben."

„Das ist möglich."

„Du versprachst mir ja, ihn heute Abend hierherholen zu lassen, hast Du schon nach ihm geschickt?"

„Ah bah," erwiderte Brutus, „das hat Zeit. Du kannst ihn auch morgen sprechen. Heute wollen wir trinken."

„Nein, ich muß ihn noch heute Abend sehen," rief Marcof.

„Eh! liegt Dir denn gar so viel an dem Bürger Fougueray?"

„Ja, sehr viel."

„Und was hast Du so Dringendes mit ihm zu reden?"

„Das geht, Dich nichts an."

„Oho!" schrie Brutus auffahrend, „ich will es wissen."

„Was sagtest Du da?"

Daß ich es wissen will."

Marcof warf sich in seinen Stuhl zurück und lachte unbändig. Brutus wurde kirschroth vor Zorn.

(Fortsetzung folgt.)

Vor den Assisen.

(Fortsetzung.)

Claire verließ, einen Blick mit Konstantin austauschend, an Tante Luson's Arm den Pavillon und beide gingen nach dem Wohnhause.

Die drei Zurückgebliebenen waren allein.

Larmond schritt heftig, offenbar mit einer großen inneren Bewegung kämpfend, im Salon auf und ab.

Anna schmiegte sich an Konstantin an, und nur seine Gegenwart hatte sie vermocht, zu bleiben, und dem einstigen Beschützer, der ihr zum Feinde geworden, durch seine unnatürlichen Anforderungen an ihr Herz, den wahrscheinlich letzten gegen sie geäußerten Wunsch nicht zu versagen.

Da trat Konstantin, ergriffen von des Mannes entsetzlichem Aussehen, auf Larmond zu, ergriff seine Hand und sprach:

„Was ist Ihnen? Sie sind so entsetzlich aufgeregt! Kann ich Ihnen in irgend einer Weise dienen, welche in meinem Willen — in meiner Macht steht — so —"

„Sie können es!" erwiderte Larmond stehen bleibend, bleich und zitternd, „und Sie darum zu bitten, ist der Grund, weßhalb ich Sie zurückhielt. Lassen Sie mich die Summe alles dessen, was ich Ihnen sagen möchte, in ein Wort fassen, wenigstens in einen Begriff, und Sie werden dann entscheiden. Ich werde wahnsinnig, wenn Anna mich verläßt. — Fragen Sie Ihre Schwester, ob sie dies auf ihr Gewissen nehmen will!"

Larmond sank nach diesen Worten auf einen Stuhl und ließ den Kopf in die rechte Hand fallen, mehr einem in fürchterlichen Qualen Gestorbenen, als einem Brautwerber ähnlich sehend.

„Mein armer Freund", sprach Konstantin zu ihm tretend und die Hand auf seine Schulter legend, „wie schmerzt mich Ihr Zustand! Aber blicken Sie hin auf meine arme Schwester und Sie werden, ohne daß ich sie frage, die Antwort hören!"

Anna war in die Knie gesunken und kauerte, wie ein geschlagenes Kind, zitternd und bebend, die Hände vor das Gesicht gepreßt, in einem Winkel.

Entsetzt sprang Larmond empor und schrie, einem Wahnsinnigen gleich sich selbst mißhandelnd, zwischen Weinen und irrsinnigem Lachen:

„Sie will nicht! Sie haßt mich also! Sie will mich eher tödten, als mit mir glücklich sein! — So begreift dieses kaltherzige Mädchen denn nicht, daß von der höchsten Liebe bis zum tiefsten Hasse nur ein Schritt ist — ein kurzer Schritt, und daß mir keine Wahl bleibt, daß ich diesen einen Schritt noch gehen muß? Aber, nein, nein! Du wirst keinem Anderen angehören! Mein mußt Du sein! Ich habe Dich gebeten, ich habe gewinselt wie ein Hund zu Deinen Füßen — um ein Fünkchen Liebe — nein, nur um ein Gran armseligen Erbarmens! Du stießest mich erbarmungslos von Dir, selbstsüchtiges, eisiges Herz! Ich hasse Dich! Ich hasse Dich! Du bist für mich die Sünde, das Verbrechen, denn ich könnte es Deinetwegen begehen, Du bist mein böses Fatum! Geh'! geh'! flieh' von mir fort — geh' nach Deutschland — mein Arm erreicht dich doch!! —"

„Genug!" rief jetzt Konstantin dazwischen tretend, „mehr als genug! Danken Sie es den Rücksichten, die wir Ihnen bis heute schuldig waren, daß ich so viel Mitleid mit Ihnen hatte, um Ihre wahnsinnigen Ausbrüche anzuhören."

„Ich erkläre Ihnen, daß meine Schwester geschworen hat, lieber sterben, als Ihnen ferner angehören, oder gar Ihre Gattin werden zu wollen. —

Ich denke, dies wird Sie von der Nutzlosigkeit der Verlängerung solch' unwürdigen Auftrittes überzeugen, und ich kann nur noch mein tiefes Bedauern beifügen, daß ein Mann, für welchen ich die Gesinnungen eines Sohnes hegte, mir es im letzten Augenblick so schwer macht, noch einen kleinen Rest der ihm seither gezollten Achtung zu bewahren. Komm Anna! Gute Nacht, mein Herr! Möge Ruhe und Ueberlegung bei Ihnen einkehren."

Und Anna's Hand nehmend, die sich zitternd an ihn angeschmiegt hatte, verließ Konstantin mit seiner Schwester den Pavillon und eilte durch den Garten nach dem Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Entfloh'nes Glück.

Vorüber sind die schönen Maientage
Vorbei der Jugend sel'ger Frühlingstraum;
Im bangen Herzen tönt die Herbstesklage
Es sucht der Sturm in meiner Seele Raum.

Entflohen sind die fröhlich heit'ren Stunden
Die Amor seinem Liebling gönnend bot,
Es ist das süße Liebchen mir entschwunden,
Mit ihr ist meiner Liebe Hoffnung todt.

Frühling kehre wieder, kehr' auch mir zurück!
Bring' mit deinen Blumen, deiner Lieder Schall
Meiner Seele, meiner Liebe altes Glück. —

Bringe du mit deiner neuen Rosenfülle
Die zarteste der Knospen mir zurücke
Und laß' sie blüh'n an meinem Herzen stille.

E. Lemmar.

Kunst und Literatur.

Von der allgemeinen illustrirten Zeitung: „Ueber Land und Meer", herausgegeben von F. W. Hackländer (Stuttgart, Ed. Hallberger) liegt uns das erste Heft des am 1. Oktober beginnenden zwölften Jahrgangs vor. Sind wir es auch schon längst von der altrenommirten Verlagshandlung und Redaktion gewohnt, daß sie von Jahr zu Jahr redlich bemüht sind: ihrem immer weiter sich ausdehnenden Leserkreise durch neue zeitgemäße Ideen und Verbesserungen im Innern und Aeußern des Journals die angenehmsten Ueberraschungen zu bereiten, so übertrifft doch das, was bei dem neuen Jahrgang geboten wird, alle Erwartungen und erregt staunende Bewunderung.

Trotzdem, daß bei der glänzendsten Ausstattung die Bogenzahl wesentlich vermehrt ist, wird der schon bisher überaus billige Preis noch um den vollen vierten Theil ermäßigt und kostet jetzt ein ganzes Quartal dieser prachtvollen Zeitschrift nur noch 22½ Sgr. Es ist dies beispiellos, ja unbegreiflich billig, was erst recht in die Augen springt, wenn man das erste Heft vor sich hat und sieht, was einem da Alles für 5 Sgr. oder 18 kr. geboten wird, während man bisher gewohnt war, für ein Heft von derselben Bogenzahl gerade das Doppelte, 10 Sgr. oder 36 kr., zu bezahlen. Dasselbe enthält an Text eine vollständige reizende Novelle: Barbarossa von Paul Heyse, einen großen Theil des neuesten anmuthig spaannenden humoristischen Romans: Geschichten im Zickzack von F. W. Hackländer, der uns an die frischeste und phantasiereichste Schöpferzeit dieses ächt deutschen Sittenmalers erinnert, und daneben nicht weniger als achtzehn selbstständige Artikel und eine Menge Notizen aus allen Gebieten des menschlichen Wissens, von denen wir nur hervorheben: die liebenswürdigen Erinnerungen „Aus meinem Bühnenleben", von Karoline Bauer, in den zwanziger und dreißiger Jahren der Liebling des Berliner, Petersburger und Dresdener Theaterpublikums, die originelle, frisch und ergötzlich sprudelnde kulturhistorische Rockgeschichte: „Nähnadelruh, oder: Berlin ist Weltstadt geworden!" von Arnold Wellmer, — Biographien nebst Portraits von Hackländer, Humboldt, Alexander v. Kotzebue, — Graefe bei einer Operation von Fr. Tietz, nebst trefflicher Illustration, — mein letzter Besuch bei Lenau, von Robert Waldmüller (Duboc), — Münchener Rheingoldtage, von August Silberstein, — Gesundheitslehre für's Haus, von Dr. med. Klencke u. s. w.

An Bildern befinden sich in diesem Heft nicht weniger als zwanzig große prachtvolle Illustrationen in einer künstlerischen Durchführung, wie sie sonst nur in den theuersten Prachtwerken üblich ist, — wir machen besonders aufmerksam auf das ausgezeichnete Portrait Hackländer's, Die Heimkehr von der Taufe, Faust und Gretchen — Copie der wunderschönen Stahlstich-Prämie, die noch jeder Abonnent für den geringen Betrag von 7½ Sgr. oder 27 kr. zu beziehen berechtigt ist, — Prof. v. Graefe bei einer Operation, das große Zweiseitenbild: Erstürmung der Festung Narva durch Peter den Großen, von Alexander v. Kotzebue, der Student in den Ferien, und die reizenden Gedicht- und Märchenbilder.

Und das Alles wird geboten für nur 5 Sgr. oder 18 kr.! — —

„Ueber Land und Meer" ist jetzt ohne Frage das prachtvollste und billigste Familien-Journal und mehr als je berufen, den schon lange wohlverdienten Namen „Weltblatt" immer weiter und lauter hinauszutragen — auch an den bescheidensten Herd deutscher Häuslichkeit — auch in das kleinste öffentliche Lokal der Geselligkeit.

Jeden unserer Leser und jede freundliche Leserin, sofern sie nicht schon Abonnent auf das Journal sein sollten, möchten wir bitten, es ja nicht zu versäumen, sich das erste Heft in einer Buchhandlung zeigen zu lassen, sie werden es dann gewiß vollständig begründet finden, wenn wir jeder Familie, jedem Haus das Abbonnement auf „Ueber Land und Meer" auf's Wärmste empfehlen.

Mannigfaltigkeiten.

Die neu eröffnete Bahnstrecke Treuchtlingen-Gunzenhausen, welche 6,4 Stunden lang ist und zur Zeit in 50 Minuten durchfahren wird, führt von Treuchtlingen an der Altmühl über Stadt nach der Haltstelle Wettelsheim, von da an den Ortschaften Bubenheim und Langenfeld vorbei zur Station Berolz

heim. Weiter zieht sich die Bahn an den Ortschaften Frommelzheim, Meinheim, Gundelsheim, Dietenheim vorbei zur Station Windsfeld. Hierauf folgt der Ort Unterasbach, am linken Altmühlufer gelegen, später Aha und bei Unterwurmbach schließt sich die Bahn an die Süd-Nordbahn an. Die gleichfalls eröffnete 4,, Stunden lange Zweigbahn Treuchtlingen-Pleinfeld, welche in ¾ Stunden durchfahren wird, hat bis nach Gstadt mit der Gunzenhausener Linie einen gemeinsamen Bahnkörper, überschreitet bei Graben die Altmühl auf einer eisernen Brücke mit 3 Pfeilern à 100 Fuß und gelangt zur Haltstelle Gröhard. Von da erreicht man den Ursprung der schwäbischen Rezat und gelangt nach Weissenburg, den industriereichsten Ort der Bahnlinie. In einer Entfernung von 1,, Stunden Bahnlänge folgt das ebenfalls Industrie treibende Städchen Ellingen, von wo aus die Bahn nach Ueberschreitung des Rezatflusses in der Nähe von Pleinfeld gleichfalls in die Süd-Nordbahn einmündet. — Diese Linien wurden als Mittelglieder der Linie München-Ingolstadt-Gunzenhausen-Pleinfeld durch Gesetz vom 5. Oktober 1863 genehmigt und der Bau auf den vorgenannten Strecken im Herbste 1866 begonnen. Der Unterbau wurde im Allgemeinen für ein Geleise hergestellt, das Terrain jedoch für zwei Geleise erworben. Vom Baukapital, welches für sämmtliche Linien 19 Millionen Gulden beträgt, trifft auf die Stunde 383,400 fl. Der südliche Ausgang dieser Linien München-Ingolstadt ist bereits seit dem 14. Oktober 1867 in Betrieb und mit Beginn dieses Monats war der Termin zur Eröffnung der ganzen durchgehenden Linie Ingolstadt-Treuchtlingen in Aussicht genommen, allein da sich in der Nähe des anzulegenden Bahnhofes Eichstädt große Erdarbeiten hindernd in die Ausführung dieser Eröffnung stellten, so sah man sich veranlaßt, die bereits fertigen Strecken Treuchtlingen-Pleinfeld und Treuchtlingen-Gunzenhausen einstweilen dem Betriebe zu übergeben; die Eröffnung der Reststrecke Treuchtlingen-Ingolstadt wird erst im nächsten Jahr zu ermöglichen sein. Mit Vollendung der ganzen Bahn Ingolstadt-Treuchtlingen wird der kürzeste Weg von München nach Nürnberg und München-Würzburg hergestellt und die bisherige Route von München über Augsburg nach Würzburg um 3 Stunden und nach Nürnberg und 9 Stunden verkürzt werden.

Der „Gaulois" erzählt eine etwas abenteuerliche Geschichte von einer Amerikanerin, die bis vor Kurzem im „Grand Hotel" einlogirt und dort unter dem Namen der „Frau mit den abgeschnittenen Ohren" bekannt war. Ihrer ungewöhnlichen Schönheit fehlten nur die Ohren, welchen Fehler sie durch zwei breite schwarze Bänder zu decken suchte. Diese Ohren hatte sie, wie sich die klatschsüchtige Welt zuflüsterte, im letzten amerikanischen Kriege verloren; nicht aber etwa deßhalb, weil sie diesen als Amazone mitgemacht, sondern weil sie die Abwesenheit ihres Mannes, eines Obersten in der Nordarmee, benutzte, um ein unerlaubtes Verhältniß mit einem ihrer Diener einzugehen. Von ihrem Gatten, der unerwartet nach New-York mit einer Million zurückkam, in flagranti ertappt, war sie diesem auf Gnade und Ungnade preisgegeben. Er jagte den Diener zum Teufel, ihr aber schnitt er die Ohren ab und verbannte sie von seinem häuslichen Herde. Da sie selber ein bedeutendes Vermögen besaß, war für sie das Unglück der Verstümmelung erträglicher, zumal noch ihr Schuldgenosse treu zu ihr hielt. Mit diesem, einem Mulatten, reist sie nun in Europa. Sie hatte sich in Paris einen halben Monat aufgehalten; ihr nächstes Reiseziel ist Italien.

Von der Ruhr schreibt man: Das Stein-Denkmal, ein prächtiger, 90 Fuß hoher Thurm auf dem Kaiserberg bei Herdecke, der durch die Bemühungen des westphälischen Komite's, unter dem Präsidium des alten Harkort, errichtet wurde, wird, wie wir aus bester Quelle vernehmen, am Sonntag den 17. d. M. feierlich eingeweiht werden. Der Thurm, den wir heute bestiegen, gewährt die prachtvollste Aussicht am ganzen Ruhrstrom und wird sicherlich, gleich der Dechenhöhle, binnen Kurzem einer der beliebtesten Wallfahrtsorte der Grafschaft Mark werden. Er erhebt sich Angesichts der altberühmten Burg zu Wetter, in deren Mauern Stein vier Jahre lang als Chef des Märkischen Bergwesens (von 1784 bis 1788) wohnte, und ist das erste Denkmal, welches auf deutscher Erde dem wahrhaft großen Manne errichtet wird.

[Eine arge Verlegenheit.] Brigham Young, der Mormonenhäuptling, befindet sich, den letzten Berichten zufolge, in großer Verlegenheit. Seine Familien-Chronik ist ihm abhanden gekommen, und er kann sich unter seinen Kindern nicht mehr zurechtfinden.

Ein Reisender fragte einen Wirth in Mecklenburg, in dessen Stube mehrere neue Haselstöcke an der Wand hingen: „Was für Instrumente sind denn das da?" — „Gnädiger Herr," erwiderte der Wirth, „das sind unsere Landesgesetze!"

Geschichtskalender.

13. Okt. 1815. König Murat von Neapel wird in Pizzo in Calabrien erschossen.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers R. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 238 Donnerstag, 14. Oktober 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Da sieh' einmal hin," sagte der Seemann und deutete auf eine große Tricolore, die im Hintergrunde des Zimmers hing, „lies, was auf dieser Fahne steht."

„Ich kann nicht lesen," brummte Brutus, „ich bin kein solcher Aristokrat."

„Nun wohl, so will ich statt Deiner lesen," sagte Marcof, entrollte die Fahne und las die Inschrift darauf: „Freiheit! Gleichheit oder Tod! Nun," fuhr er fort, „was bedeutet das Anderes, als daß Jeder die Freiheit hat, zu thun, was ihm beliebt, und wenn Du sagst: ich will es wissen, so steht es mir frei, Dir zu antworten: ich will es Dir nicht sagen. Und, was das anbelangt, „oder der Tod", so habe ich noch niemals ein Paar Säbelhiebe ausgeschlagen, und bin ganz zu Deinen Diensten, wenn Du es wünscht. Verstehst Du mich?"

„Ja wohl, ich verstehe, daß Du ein Aristokrat bist!" schrie Brutus.

„Möglich."

„Du sollst mit der Guillotine Bekanntschaft machen!"

„Bah," lachte Marcof, „das Messer, das mir den Kopf abschneiden soll, ist noch nicht geschmiedet."

In diesem Augenblick trat der Wirth mit dem Wein ein, stellte die Flaschen und Gläser auf den Tisch und fragte unterwürfig, ob die Sansculotten sonst noch etwas befählen.

„Nein," rief Brutus.

„So will ich gehen."

„Ja, mach' daß Du fortkommst . . . Doch halt! noch eins. Wenn Du schon gehst, so kannst Du etwas ausrichten. Du weißt, wo Carrier wohnt?"

„Ja wohl."

„Begib Dich hin, und frag' die Schildwache nach dem Bürger Fougueray. Diesem sage dann, daß ihn Freunde hier erwarten; er möge sich hierher begeben, Brutus erwarte ihn, das Vaterland sei in Gefahr."

„Sehr wohl, ich werde es ausrichten."

„Nun," wandte sich Brutus zu Marcof, „bist Du zufrieden?"

„Ganz zufrieden!"

„So laß uns jetzt trinken und allen Groll vergessen!"

„Gut, trinken wir!"

„Und sprechen wir von den Angelegenheiten der Republik," fügte Boisbardy hinzu. „Ist der Bürger Fougueray schon lange in Nantes?"

„Seit zwei Tagen."

„Steht er sich gut mit Carrier?"

„Das glaube ich wohl, er ist ein Freund Pinards."

„Wer ist Pinard?"

„Wie Du kennst Pinard nicht?"

„Nein, denn ich war seit sechs Monaten nicht hier."

„Er ist der Kommandant der Marat-Kompagnie. Er und Grandmaison sind Carrier's rechte Hand; auch bestimmt er die Lösegelder."

„Was ist das Lösegelder?"

„Das sind die Gelder, welche die Gefangenen bezahlen."

„Die Adeligen?"

„O nein; seitdem man deren Güter konfiszirt hat, haben sie keinen Heller mehr und man guillotinirt sie ohne langen Verzug. Aber die großen Kaufleute, die haben noch Geld, das man ihnen abzapfen muß."

„Ei, hört, das ist sehr klug von Euch," sagte Marcof.

„Findest Du das?"

„Ganz gewiß."

„Nun," rief Brutus, indem er sich zu einem scherzhaften Ton zwang, „Du billigst also die Lösegelder?"

„Ei freilich."

„Und Du würdest, wenn man Dich einsteckte, ebenfalls zahlen?"

„Möglich."

„Hm," lachte Brutus, „ich glaube, Du wirst ganz gewiß zahlen."

Dabei näherte er sich der Thür und drehte den Schlüssel im Schlosse um. Boisbardy und Marcof wechselten bedeutsame Blicke.

„Und weßhalb glaubst Du, daß ich das Lösegeld wirklich zahlen werde?" fragte Marcof ruhig.

„Weil Du kein Sansculotte bist," schrie Brutus, „weil Du ein Aristokrat bist!"

„Nun, und was weiter?"

„Was weiter?" fragte Brutus erstaunt über die seltene Kaltblütigkeit.

„Ja, was weiter?“

„Wir schleppen Dich und Deine beiden Genossen ins Gefängniß, wenn Du nicht . . .“

„Was?“

„Wenn Du Dich nicht mit uns verständigst.“

„Nun gut, so sprich.“

„Wir brauchen Geld; Ihr müßt es uns geben.“

„So? und wie viel braucht Ihr?“

„Fünfundzwanzig Louisd'or Jeder.“

„Teufel, das ist viel,“ lachte Marcof, „Ihr seid sieben, das macht hundertfünfundsiebenzig Louisd'or.“

„Ja.“

„Und Du glaubst, daß wir sie zahlen werden?“

„Gewiß. Denn wenn Ihr nicht zahlet, werdet Ihr morgen expedirt werden.“

„Wofür haltet Ihr uns denn?“

„Für Wucherer, welche die guten Patrioten aussaugen. Drum, keine langen Umstände, zahlt! Wir sind sieben, und Ihr seid blos drei.“

„Was meint Ihr? fragte Boisbardy, indem er sich zu seinen beiden Gefährten wandte, „sollen wir zahlen?“

„Ei freilich,“ lächelte Marcof.

„Ah, das läßt sich hören!“ schrie Brutus, während seine Kameraden vor Freude aufjubelten.

„Nun gut,“ sagte Boisbardy, „wir wollen auch bezahlen, aber nicht mit Gold, auch nicht mit Silber, überhaupt nicht mit einer Münze, die in Cours ist.“

„Die brauchen wir nicht.“

„Wer weiß?“

Boisbardy erhob sich von seinem Sitze.

„Hört mich an,“ rief er. „Ihr kennt die Namen der Anführer der Royalisten-Armee, nicht wahr?“

„Das will ich hoffen, schrie Brutus.

„Ihr wißt auch, daß man einen Preis auf ihre Köpfe gesetzt hat?“

„Ja.“

„Nun, wie? wollt Ihr einen solchen Preis gewinnen?“

„Was?“ rief Brutus, plötzlich sanfter werdend, „Du kennst einen Chouan? Du kannst ihn uns ausliefern?“

„Ja.“

„Und wann?“

„Noch heute Abend.“

„Weit von hier?“

„Nein, ganz in der Nähe.“

„Ah, und wie heißt er?“

„Boisbardy.“

„Und Du willst ihn in unsere Hände liefern?“

„Gewiß, ich schwöre es Dir.“

„Wenn Du dies wirklich thust, so schenke ich Euch die Hälfte des Lösegeldes,“ rief Brutus.

„Baß, Du wirst noch mehr schenken,“ fügte Marcof hinzu, „wenn Du erfährst, daß wir Dir zwei Chouans statt eines ausliefern wollen.

„Zwei? . . . wie heißt der Andere?

„Marcof von St. Malo.“

„Ah, derselbe, der uns einen Theil unserer Gefangenen geraubt hat?“

„Derselbe.“

„O prächtig, prächtig,“ rief Brutus, „wenn Carrier den in die Hände bekommt, dann zahlt er um zweitausend Livres mehr als für den Kopf jedes andern Chouans.“

(Fortsetzung folgt.)

Vor den Assisen.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke schlichen die Gestalten der beiden, im tiefsten Schatten lauernden Männer nach der Vorderseite des Pavillons, legten jeder lauschend ein Ohr an die geschlossenen Jalousien und athmeten leise und vorsichtig. —

Larmond war bei der Geschwister Abgang starr wie eine Bildsäule in der Mitte des Salons stehen geblieben.

Seine Brust lechte — einzelne pfeifende Töne arbeiteten sich daraus empor — dies, und ein Glühen der Augen wie das Emporblitzen aus brennenden Kratern, waren die einzigen Zeichen, daß diese Gestalt Leben hatte.

Nach und nach löste sich die Starrheit, die Glieder bewegten sich, die Stimme kehrte wieder und machte sich in einem fürchterlichen Lachen Luft.

Die beiden horchenden Gestalten nickten einander zu, und ein höhnisches, verächtliches Lächeln zog über die verwegenen Gesichter.

Sie hatten einander verstanden, denn ihre an die Dunkelheit gewöhnten Augen sahen genug, um sich wortlos verständigen zu können.

Der unglückliche, seinem bösen Dämon verfallene Mann ging in großen Schritten auf und ab, und schien nicht mehr zu überlegen, o b er eine böse That ausführen solle, sondern nur w i e diese am sichersten und seinen Zwecken entsprechendsten vollendet werden könne.

Zu Claire's Besitzung gehörte ein kleines, am See gelegenes, von der Stadt 1½ Stunden entferntes Fischerhäuschen, welches ihr Vater daselbst hatte bauen lassen, um dort einige Wochen des Jahres, ganz einsam und der Natur lebend, zubringen zu können.

Ein ziemlich wohlhabender Fischer hatte es gemiethet, als Herr von Fiorval starb und betrieb dort sein Geschäft mit Erfolg.

Allein Vater Maurice, wie man den alten freundlichen Mann allgemein nannte, starb auch bald darauf, und seine beiden Söhne Paul und André brachten durch Liederlichkeit und Faulheit das Geschäft in Verfall, und

widmeten ihre Zeit anderen Zwecken, als dem soliden Erwerb, vom Vater ererbt.

Diese beiden Brüder waren es, welche von Larmond, der ihren Wandel und ihre Neigungen ziemlich genau kennen gelernt, bei Gelegenheit seines öfteren Aufenthaltes in A., und der die einsame, zu versteckten Zwecken so sehr geeignete Lage des Fischerhäuschens beschlossen hatte zu seinen schändlichen, im Wahnsinn der Leidenschaft entworfenen Plänen zu benutzen, — durch eine ansehnliche Belohnung zur Ausführung seiner Absichten erkauft waren, wozu sie jetzt im Garten sich eingefunden hatten.

Plötzlich tönte vom Thurme einer nahen Kirche die eilfte Stunde, und eingedenk ihrer erhaltenen Instruktion traten die Männer auf die Stufen des Pavillons, öffneten die Thür und begegneten unter derselben der Gestalt des geisterbleichen Mannes, den in diesem letzten Augenblick vor seinem gänzlichen moralischen Fall, in diesem wichtigen Momente seines Lebens, in welchem es noch Zeit gewesen wäre, zurückzukehren zum Guten, zur Besonnenheit, zur Entsagung, wenn auch gepaart mit Schmerz, jetzt kein guter Engel mehr warnen wollte. Sie waren alle ausgezogen aus seiner Brust, die guten Engel, sie hatten sie den bösen Geistern überlassen, die sich wild darin umher tummelten und sie zu sprengen drohten!

„Es ist Zeit", sprach Larmond fast tonlos zu den beiden Männern. „Ist der Nachen bereit?"

„Wir haben ihn ja, eh' wir hierher kamen, unten am See festgemacht, an einer nur uns bekannten Stelle, zu der Niemand sonst kommt, am wenigsten um solche Zeit. Vom Ende des Gartens aus sind hundert Schritte bis dahin, das Geschäft wird bald gethan sein", sprach der Aeltere ebenso.

„Habt Ihr Mantel und Kleider, die ich Euch brachte, in den Kahn gelegt? —"

„Versteht sich", antwortete Paul, „sobald sie da ist, kann sie sich anziehen. Der See ist klar genug zum Spiegel für so ein Püppchen! —"

„Aber noch einmal", hauchte Larmond, krümmt Ihr dem Mädchen ein Haar, so sollt Ihr mich kennen lernen. Für Euer Schweigen bürgt mir Euer rückständiger Zins von zwei Jahren, den ich mit unerbittlicher Strenge eintreiben und Euch vom Hause jagen ließe, bei dem ersten Laut, den Ihr —"

„Ohne Sorgen Herr! Wir kennen unsern Vortheil, und haben schon mehr verschwiegen, was unsere Augen gesehen, und in unserem Häuschen geschehen ist von dergleichen städtischen Liebesgeschichten. Gebt den Schlüssel jetzt zur hinteren Gartenthür nach dem See hinaus und dann ans Werk."

Larmond gab schweigend den Schlüssel; der jüngere Fischer eilte mit beflügelten, unhörbaren Schritten nach der Thür, schloß sie auf, und kam schnell zurück.

Die drei Männer gingen nun mit Vorsicht und lautlos durch den Garten zum Vorderhause.

Die Fenster in der unteren Etage waren sämmtlich geschlossen.

Sämmtliche Bewohner des Hauses schliefen in dieser unteren Etage, die beiden Männer nach vorne hinaus, die beiden Mädchen aber in einem großen Zimmer mit Alcoven, in welchem auch Tante Luson schlief, nach dem Garten hin.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

CH. Im III. Quartal des laufenden Jahres sind im deutschen Eisenbahnverband folgende Bahnstrecken eröffnet worden: am 1. Juli die Strecke Köslin-Stolp (Preußen) mit 17,8 Stunden, am 12. Juli Lemberg-Rozow (Galizien) 19,7 Stunden und Krasne-Brody (Galizien) 11,2 Stunden, am 15. Juli Rottweil-Tuttlingen (Württemberg) 3,7 Stunden, am 25. Juli Saulgau-Waldsee (Württemberg) 7,8 St., am 1. August Meersburg-Schliersee 2 St., am 1. August Herzberg-Nordhausen (Preußen) 11,8 St., am 5. August Wimpfen-Jagstfeld (Baden) 2,8 St., am 16. August Donaueschingen-Villingen (Baden) 3,8 St., am 17. August Nordhausen-Erfurt (Preußen) 20,8 St., am 26. August Rottweil-Villingen (Württemberg) 7,8 St., am 30. August Brünn-Prerau (Mähren) 23,6 St., am 11. September Szegedin-Theresiopol-Zombor (Ungarn) 26,4 St., am 20. September Stockach-Meßkirch (Baden) 5,6 St., am 27. September Jagstfeld-Osterburken (Württemberg) 10,2 St., am 29. September Steyer-Weyer (Oesterreich) 10,6 St., am 29. September Rottenmann-St. Michael (Oesterreich) 14,8 St., und am 30. September Launsdorf-Mösel (Oesterreich) 6,4 St., im Ganzen 204,4 Stunden.

Man schreibt aus London vom 7. Okt.: Ein Verwandter des Kaisers Napoleon ins Schuldgefängniß gebracht — dies Ereigniß versetzte gestern die St. James Street in größte Aufregung. Das auf der Straße angesammelte Publikum war größer, als man um diese Zeit des Jahres hätte erwarten sollen. Lord Charles George Archibald Hamilton, der Bruder des Herzogs von Hamilton, befand sich seit einiger Zeit in Geldverlegenheiten und mußte die unwillkommene Beobachtung machen, daß mehrere Exekutionsbeamte ihm nachspürten. In seiner Verlegenheit vertraute er sich einem Droschkenkutscher an, welcher vermittelst eines Pferdes und zweier Wagenräder die Bemühungen der Büttel mehr als einmal zu vereiteln wußte. Gestern passirte besagter Droschkenkutscher mit seinem interessanten Fahrgast durch die St. James Street, als plötzlich mehrere Personen auf den Wagen zustürzten und dem Pferde in die Zügel fielen. Der Kutscher wußte sich schnell

in die Situation zu finden, ließ seinen Gaul die Peitsche kosten, erreichte hiermit indessen weiter Nichts, als daß er zwei Personen zu Boden warf. Ein Beamter sprang in die Droschke, der edle Lord aber sprang auf der anderen Seite hinaus und vertraute sich seines Schusters Rappen an, die Häscher hinter drein, und nach einer wilden Hetzjagd gelang es, Sr. Lordschaft irgendwohin zu führen, wo das Schuldenmachen fürs Erste ein Ende hat.

[Das Taucherkriegsschiff.] Der Ingenieur Otto Vogel aus Dresden hat dem Marineministerium des norddeutschen Bundes ein Projekt vorgelegt, welches die Ausbeutung der unterseeischen Schifffahrt zu Kriegszwecken zum Ziele hat. Dem Vernehmen nach hat das obige Ministerium die Erfindung als lebensfähig bezeichnet, und es sind Versuche mit derselben in Aussicht gestellt worden. Das unterseeische Schiff ist nach den Prinzipien einer Fregatte erbaut; die schlanke Gestalt des Schiffskörpers, sowie die präzise Arbeit einer kräftigen Maschine und des Steuers lassen auf eine große Geschwindigkeit und leichte Lenkbarkeit schließen. Auf dem Rücken des Schiffes befindet sich ein bombenfestes eisernes Gewölbe, welches zur Aufnahme einiger schwerer Geschütze dient. Das Schiff bewegt sich bei überseeischer Fahrt gleich jedem anderen Panzerschiffe und kann im geeigneten Momente auf eine beliebige Tiefe unter Wasser sinken und daselbst seine Bewegung fortsetzen. Vor dem Sinken wird der Rauchfang eingezogen und alle Oeffnungen werden wasserdicht verschlossen. Bei unterseeischer Fahrt erhellt sich das Schiff seinen Weg im Wasser durch elektrisches Licht. Hauptzweck des Schiffes soll sein, mittelst Unterwasser-Geschützen die Schraube und das Steuer des feindlichen Schiffes zu zerstören und Torpedos unter demselben anzubringen, welcher, nachdem sich das Taucherschiff entfernt, mittelst galvanischer Drähte zur Explosion gebracht werden sollen.

[Geschäftswitz.] Die Kunst zu annonciren, ist bei der in London herrschenden Konkurrenz keine kleine. Dem Spaziergänger werden in den Straßen der Weltstadt so viel Zettel und Karten hingereicht, daß er es nicht der Mühe werth hält, seine Hand darnach auszustrecken. Ein schlauer Jünger des heiligen Crispinus ersann einen Plan, welcher, obwohl mit wenig Rücksicht auf die Bequemlichkeit des Publikums verbunden, seinen Annoncen sicherlich einen größeren Leserkreis verschafft, als dies sonst der Fall wäre. Er läßt Karten drucken, die einem Eisenbahnbillet so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern; diese werden in den verschiedenen Eisenbahnstationen und deren Nähe auf den Boden gestreut, wo sicher Mancher sich nach den Kärtchen bückt, welches er nicht angenommen hätte, wäre es ihm in die Hand gedrückt worden. Für diese Anstrengung wird Herr So und So dann auch belohnt, daß Crispin eine Vorrichtung erfunden hat, welche Zirkulation der Luft unter der Sohle ermöglicht und demnach den Fuß auch beim Gehen beständig kühl erhält.

[Ein Abgeblitzter.] Ein Herr eilte neulich in der Abend-Dämmerung einer Dame nach, welche vor ihm herging. „So einsam, meine Holde? Darf ich wagen, Ihnen meinen Arm anzubieten?“ — Die so unerwartet Angesprochene drehte sich verblüfft um und antwortete: „Mein Herr, Sie irren sich in mir!“ — „Sie haben Recht,“ antwortete Jener, „denn ich hielt Sie für schön!“ „Sehen Sie also,“ erwiderte die Dame, „wie man sich irren kann, ich hätte Sie beinahe für artig gehalten.“ — „Ei der Tausend! Irre ich aber jetzt nicht, so sind Sie geistreich.“ — „Ich möchte dasselbe von Ihnen sagen, aber ich fürchte, mich wieder zu irren.“ — „Darin wenigstens fürchte ich mich nicht zu irren, daß Sie zuvorkommend sind.“ — „Sie haben Recht, denn — mein Mann kommt mir so eben nach, weßhalb ich Ihnen rathen möchte, ihm schleunigst zuvorzukommen.“ — „Ach, verzeihen Sie, daß ich Sie angesprochen habe!“ — „Bitte recht sehr, mein Herr, Sie sprechen mich nicht im Geringsten an.“ Kopfschüttelnd über die Stärke des „schwachen“ Geschlechts schlug sich der Ritter mit der Last des erhaltenen Korbes um die nächste Straßenecke.

Die Ursache, daß die Damen ihre Zähne in einer früheren Periode, als es bei dem männlichen Geschlechte der Fall ist, verlieren, wird gewöhnlich der Reibung zugeschrieben, welche durch die anhaltende Bewegung der Zunge erzeugt wird. Mit mehr Galanterie und vielleicht mit gleicher Wahrheit sagt man jetzt, der Grund davon möge wohl in der Süßigkeit ihrer Lippen liegen, da es ja allgemein als wahr angenommen werde, daß Süßigkeiten die Zähne verderben.

Ich halte einen vortrefflichen Tisch sagte eine Dame, während sie mit einem ihrer Gäste disputirte. Das mag wahr sein, antwortete der Gast, aber Du thust sehr wenig darauf.

Geschichtskalender.

14. Okt. 1758. Schlacht bei Hochkirch. Friedrich der Große wird besiegt.
„ 1792. Die Franzosen unter Custin nehmen Mainz.
„ 1806. Schlacht bei Jena und Auerstädt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Mailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 239 Freitag, 15. Oktober 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Und daran thut er sehr wohl!" rief der Seemann aufspringend. „Denn Marcof hat versprochen, Carrier wie einen Hund zu tödten, und alle Schurken, welche die Marat-Kompagnie bilden, bei den Füßen an den Raen seines Schiffes aufhängen zu lassen. Marcof hat gesagt, daß die Sankeulotten, wie Du und Deine Genossen entlaufene Galeerensträflinge sind. Er hat gesagt, daß er all' die Würger von Nantes mit eigener Hand erwürgen will. Und was Marcof sagt, das pflegt er zu halten! . . . O Ihr elenden Schufte! Ihr glaubtet, daß sieben Räuber Eures Gelichters im Stande wären, drei Männer von Muth zu bezwingen! Wir haben versprochen, Euch zwei royalistische Anführer auszuliefern. Nun wohl, da stehen sie! Kommt her und nehmt sie Euch! Dieser da ist Herr von Boishardy, und ich bin derselbe Marcof, der Eure Räuberbande auf der Straße von St. Nazaire auseinandergesprengt hat! Ich bin Marcof von St. Malo. Es lebe der König!"

„Es lebe der König!" wiederholte Keinec und Boishardy.

Die Sankeulotten standen einen Augenblick wie angedonnert. Die Kühnheit der Royalisten war so groß, daß die Bösewichte zurückwichen. Doch, sie waren ja sieben gegen drei; der Kampf mußte, wie sie glaubten, ein leichter sein, und so griffen sie nach ihren Säbeln.

Die drei Royalisten rissen die Enterbeile, die sie in ihren Gürteln stecken hatten, heraus, und bevor die Sankeulotten sich noch recht gefaßt hatten, sausten bereits die furchtbaren Hiebe zwischen ihnen nach links und rechts. Das Gemetzel war grauenvoll. Die Sankeulotten erkannten, daß es hier kein Entkommen gab, und setzten sich verzweifelt zur Wehre. Aber vergebens, die nervigen Arme Marcof's und Keinec's wirthschafteten schrecklich unter den Schurken. In kürzester Zeit lagen alle Sieben mit zerschmetterten Schädeln in ihrem Blute am Boden.

„Was thun wir?" fragte Boishardy, als das blutige Werk vollbracht war, „was thun wir mit den Leichnamen? werfen wir sie in die nahe Loire?"

„Nein," rief Marcof, „lassen wir die Dinge in dem Zustande, wie sie sind. Es soll mir nicht unlieb sein, wenn ich dem elenden Fougueray in dieser Stube, wie sie jetzt aussieht, Audienz ertheilen kann."

„Wie? glaubt Ihr, daß er wirklich kommt?"

„Ich hoffe es. Jedenfalls müssen wir warten."

„Gut, so warten wir."

„Inzwischen kann Keinec in die Herberge sich begeben, wo wir unsere Pferde gelassen haben; wir könnten ihrer bedürfen. Da nimm meine Börse, bezahle unsere Zeche, und wenn Dich Jemand über die Blutflecken an Deinen Kleidern befragen sollte, so sage, Du habest nahe an der Guillotine gestanden."

Boishardy nickte zustimmend.

Keinec prüfte die Pfanne an seinen Pistolen, steckte sein Enterbeil wieder in den Gürtel und eilte davon. Boishardy und Marcof blieben allein zwischen den Leichen zurück und warteten auf die Ankunft des Bürgers Fougueray.

XXXVI.

Als Ricoud, der Wirth, bei Carrier's Wohnung ankam, um nach dem Bürger Fougueray zu fragen, ließ ihn die Schildwache nicht passiren. Er wandte sich an den Wachtkommandanten. Dieser verwies ihn an Pinard, den Lieutenant der Marat-Kompagnie, der eben anwesend war. Ricoud trat auf diesen zu und bat ihn um die Erlaubniß, mit dem Bürger Fougueray sprechen zu dürfen.

„Der Bürger Brutus schickt mich zu ihm," sagte er.

„Brutus? wo ist er?"

„Bei mir."

„In Deiner Kneipe am Quai?"

„Ja."

„Ist er allein?"

„Nein; es sind mehrere Leute von der Kompagnie mit ihm, und dann noch drei Männer, die ich nicht kenne."

„Und Brutus will, daß Fougueray auch hinkomme?"

„Ja; wie es scheint, liegt insbesondere einem von den drei Fremden daran, den Bürger zu sprechen."

Pinard überlegte. Er hatte das größte Interesse, alle Schritte Diego's zu kennen. Weßhalb schickte Brutus nach ihm? Sollte hier etwas dahinterstecken, was

Diego ihm verheimlichen wollte? Wenn aber Diego wünschte, daß er, Pinard, nichts davon erfahre, dann war es klar, daß die Sache für ihn von äußerster Wichtigkeit war. Darüber mußte er Licht haben.

„Gut," sagte Pinard barsch zu dem Wirth, „ich werde es selbst dem Bürger Fougueray ausrichten."

„Also kann ich zu Brutus zurückkehren und ihm sagen . . ."

„Nein," fiel ihm der Sansculotte ins Wort, „Du bleibst hier auf der Wache, bis ich zurückkehre."

Der arme Nicoud wagte nicht den geringsten Widerspruch.

Wenige Minuten nachher befand sich Pinard, nachdem er einige auf den Wachtdienst bezügliche Befehle gegeben, auf dem Wege nach dem Quai.

„Ich will doch einmal selbst sehen," murmelte er, „und wenn Fougueray die Absicht hat, mich zu hintergehen, dann soll er es mir theuer bezahlen. Ich lasse ihn noch morgen ertränken . . . Doch nein, nein, wenn Fougueray mich betrügen wollte, würde er nicht den Dummkopf von Brutus dazu wählen. Ist es nicht vielmehr möglich, daß ihm von Anderen eine Schlinge gelegt wird . . . Hollah! Da heißt es aufpassen . . . Vor Allem gilt's zu wissen, wer die drei Fremden sind."

Trotz der Dunkelheit schritt der ehemalige Schäfer von Penmarch eiligst durch die Straßen.

Pinard erreichte den Quai und folgte dem Lauf des Flusses.

„Oh," dachte er, „wenn Fougueray Glück hat, so werde ich in acht Tagen Frankreich verlassen haben und bis an das Ende meines Lebens reich sein. Mein Ziel würde dann erreicht sein. Ich würde mich im Gold baden und als Herr befehlen können. Ich würde dann nochmals meinen Namen ändern, und das Glück an meine Schwelle schon zu fesseln wissen. Was Yvonne betrifft, so werde ich dieselbe morgen Abend sonderbar deportiren lassen."

Pinard's Gedanken wurden durch einen Lärm von Stimmen unterbrochen, der aus einem in der Nähe liegenden, von allen übrigen Gebäuden getrenntem Hause kam.

„Das ist bei Nicoud," murmelte er, „was geht dort vor?"

Vorsichtig schritt er weiter. Der Lärm hörte plötzlich auf und Alles ward stille. Pinard kam eben an, als der Kampf zwischen den Chouans und den Sansculotten zu Ende ging.

(Fortsetzung folgt.)

Vor den Assisen.

(Fortsetzung.)

Larmond hatte, ehe er am Tage ausgegangen war, von seiner Schwester, welcher er seine Leidenschaft für Anna, wie einfach und wenig scharfsichtig die alte Frau auch war, durchaus nicht hatte verheimlichen können, die Zusicherung erhalten, daß sie für Anna heute bestimmen würde, daß sie Luson ihren Platz neben Claire für diese Nacht einräume, damit sie noch einmal, vielleicht zum letztenmal in diesem Leben, sich nahe bei dieser hatten könne, da es wohl schwerer zu hoffen war, daß Claire wieder nach Frankreich komme, als Anna, welche frei sei und vielleicht auch einst noch veranlaßt werden könne, einem Rufe ihrer Tante zu folgen, während Claire an eine Familie und Pflichten im fernen Deutschland gebunden sein werde.

Er wolle, so gab er bei seiner Schwester vor, an Anna schreiben und diesen Brief, der seines Herzens gräßliche Qualen schildere, solle Anna in ihrem Kabinet finden, sobald sie schlafen gehe.

Die Bitte, ihn allein und bedächtig zu lesen, solle dessen erste Zeilen ausmachen, und darum wünsche er, daß Anna allein bleibe und daß vielleicht in dieser letzten Nacht mildere Gesinnungen gegen ihn sich in ihrer Brust erzeugen möchten.

Es war so leicht, die gute alte Frau zu bethören. Sie liebte ihren Bruder so innig, und litt so sehr mit ihm!!

Alles geschah, wie er es verlangt hatte. Die Mädchen ahnten nicht das Geringste und Anna fühlte sich namenlos erleichtert, als sie sich allein sah, in dem traulich kleinen Kabinet, welches durch eine Thür mit dem größeren Schlafzimmer verbunden war, die sie hinter sich zuzog, und ungestört beten und Gott danken zu können, daß endlich der letzte Tag, den sie in dieser schrecklichen Lage verbringen sollte, kommen und sie morgen Abend all' den peinlichen Aufregungen der letzten Monate enthoben werden solle.

Eine zweite Thür führte in die Hausflur, und Larmond hatte am Abend, eh' er in den Pavillon ging, den Schlüssel von dieser Thür abgezogen, und von innen das Fenster nur angelehnt, so daß es das Ansehen hatte, als seien Thür und Fenster sorgfältig geschlossen.

Gestärkt durch Gebet und Vertrauen zu Gott, legte Anna sich nun in's Bett — das Licht erlosch — und sie entschlief, wie das gute reine Gewissen entschläft. —

Im Nebenzimmer flüsterten zwei Frauenstimmen herzinniglich, und leiser, und immer leiser ward ihr Gespräch, seltener und seltener die Antworten, — endlich war es ganz stille geworden.

Unter Anna's Fenster aber standen drei Männer an die Wand gelehnt, und harrten mit Ungeduld des Augenblickes, der ihnen gönnen würde, ihr finsteres Werk zu vollbringen.

Paul flüsterte jetzt dem Bruder zu, ohne daß Larmond es zu verstehen vermochte:

„Hast Du Dein Messer bei Dir?"

„Versteht sich!" war die Antwort, „werde ja nicht ohne Waffen zu solchem Gange gehen. Und Du?"

„Natürlich! — frag' nicht so dumm! Könnt' ja ein

bellender Hund uns verrathen, dem stoß' ich's in den Rachen, daß ihm's Bellen für immer vergeht."

In diesem Augenblick gab Larmond den beiden Männern ein Zeichen.

Der ältere postirte sich dicht unter dem Fenster von Anna's Schlafkabinet, der andere folgte dem Gebieter in das Haus, dessen Thür, nach dem Garten führend, nur angelehnt war, da die zuletzt Heimgehenden Larmond noch im Pavillon wußten.

Leise, geräuschlos öffnete Larmond die Thür des Kabinets, und trat ein. Hinter ihm Paul, der ein langes, stiletartiges Messer in der rechten Hand trug.

Andrè stieß von außen durch einen leise geführten kräftigen Druck das Fenster ein, damit etwas Helle in's Zimmer dringe und die Männer kein Geräusch im Finstern machen möchten.

Der Mond stand eben dem Schauplatze dieser nächtlichen Scene gegenüber — die letzten Schatten einer ihn verhüllenden Wolke zogen hinweg — und wie schadenfroh beleuchtete er das schändliche Bild.

Larmond bemächtigte sich der neben dem Bette liegenden Kleider Anna's, rollte sie zusammen und warf sie dem hinter ihm Stehenden zu.

Darauf schlich er an Anna's Bett.

Da lag das schöne Mädchen, schlafend tief und fest, das Köpfchen in den runden weißen Arm gelegt, über welchem die Locken, dem Häubchen entfliehend, wogend und wallend herabquollen. Die Lippen offen, die Perlenschätze des Mädchens zeigend, leicht und wenig athmend, die kleine weiße Hand wie betheuernd auf die Brust gedrückt, betheuernd, daß hier noch kein unkeuscher Gedanke, kein anderes, als die besten edelsten Gefühle Echo gefunden.

Im Anblicke Anna's verloren, kämpfend mit noch abscheulicheren Empfindungen, als seine Pläne waren, stand Larmond vor dem Bette und würde, Gott allein weiß, wie lange noch, so gestanden sein — wenn der Mann hinter ihm nicht durch eine Bewegung der Ungeduld ihn aus seinen Träumen geweckt hätte. —

Es war, als ob durch die Berührung mit dem Helfershelfer seine ganze Energie wiedergekehrt wäre, und schnell dem hinter ihm stehenden ein Zeichen gebend, stürzte Larmond sich über Anna, ihre Füße und Gestalt in die Linnen und Decken wickelnd, während Paul sich des Oberkörpers Anna's bemächtigte, sie an sich drückte und aus dem Bette hob.

Ein einziger Schrei entfuhr ihren Lippen, denn sogleich ward ihr der Mund durch einen festen Druck, welchen Paul dem Kopfe des jungen Mädchens gegen seine breite Brust zu geben verstand, stumm gemacht und Anna verlor in diesem Augenblick die Besinnung, da Schreck und Entsetzen schlagartig auf sie einwirkten.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Briefe.

Paris, 9. Okt.

In der Villette, einem der bedeutendsten Arbeiterviertel von Paris, fand am verwichenen Donnerstag eine öffentliche Versammlung statt, in welcher über die Ausrottung des Pauperismus verhandelt wurde, und zwar mit Zugrundelegung eines diesen Titel führenden Werkes von Monsieur Louis Bonaparte. Theilweise wurde dasselbe vorgelesen, theilweise in ziemlich herber Weise mitgenommen, jedoch war der Glossator auf der Tribüne so gewandt, die Worte des Verfassers und seine eigenen Randglossen so durcheinander zu mengen daß der anwesende Polizei-Kommissär nicht einzuschreiten wagte, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, wegen eines Ausspruchs des heute zum Kaiser avanzirten Menschenfreundes von ehedem die Versammlung aufzulösen. Die Situation war überaus pikant und gab zu vielfacher Heiterkeit Anlaß. Einen eigenthümlichen Zwischenfall führte einer der Redner herbei, der mit der Sprache nicht recht fort konnte und deßhalb von der Versammlung tüchtig ausgelacht würde. Mit einem Male nahm er sich aber zusammen und fuhr mit folgenden Worten in die Schaar der Spötter hinein: „Wenn ihr eure Freiheiten und euer Recht besser vertheidigt, wenn ihr statt der Kasernen Schulen gebaut hättet, so wären eure Redner heute ihrer Sprache mächtiger und ihr brauchtet sie nicht auszulachen." Die Versammlung lachte nicht mehr.

Jemand fragte kürzlich Thiers, ob er wirklich das ihm zugeschriebene Bonmot gesagt: **„Je suis la boutique à prix fixe. Il me faut toutes mes libertés!"** — „Allerdings", entgegnete Thiers, „habe ich dies gesagt, ich fordere sie alle und lasse mir keine einzige abhandeln. Ich weiß wohl, daß ich das Unmögliche von der kaiserlichen Regierung verlange, aber das ist ihre Sache und nicht die meine!"

Mannigfaltigkeiten.

Aus dem Oberamt Blaubeuren wird vom 7. Okt. gemeldet: In Scharenstetten lebt bis zur Stunde noch ein Veterane, welcher die Feldzüge gegen Rußland mitmachte. Zu verschiedenen Malen schon seit jener Zeit versuchten Aerzte, die am Fuß unterhalb des Knies eingedrungene Kugel auszubringen, allein vergebens, und da der Invalide seiner Profession, der Zimmermannskunst, bis zum nahezu erreichten 85. Lebensjahr rüstig nachkommen konnte, so achtete er selbst weniger auf das Uebel, und gab ihm nur dann Gehör, wenn er zeitweilig durch brennenden Schmerz daran gemahnt wurde,

Erst in den letzten Tagen wurde er in Folge erhöhten Schmerzes etwas bettlägerich; bald aber brach unterhalb des Wadens eine Eiterung auf, die nach wenigen Tagen Theile der Kugel absonderte. Es scheint, daß das Blei in dieser langen Zeit sich von der Kniekehle an der hinteren Seite der Wade herabgesenkt hat. Wenn der Eine oder Andere seither der Angabe des alten Kriegers, die Kugel sei im Fuß stecken geblieben, nicht glauben wollte, so kann er sich jetzt von der Wahrheit überzeugen. Wenn nicht Altersschwäche eine bedenklichere Wendung des Zustands herbeiführt, so scheint die aufgebrochene Wunde nicht von besonderem Nachtheil für den Patienten werden zu wollen.

[Eine deutsche Hutmacherzeitung] herauszugeben, hat Herr G. Hasse in Berlin unternommen. Gestützt auf langjährige Fach- und Geschäftskenntniß, unter Beihülfe von Männern der Wissenschaft, unter Mitwirkung ausgezeichneter Industriellen und in Verbindung mit allen schon vorhandenen ähnlichen Organen Englands, Frankreichs und Nordamerikas will das neue Blatt zuvörderst ein Rathgeber für alle Fachmänner werden, besonders aber bestrebt sein, die deutsche Mode und das deutsche Fabrikat zur Geltung zu bringen, daneben seinen Lesern die Quellen angeben, aus denen sie das beste Material, die Zuthaten, Geräthe, Maschinen ꝛc. beziehen. Das Blatt erscheint monatlich zweimal mit häufigen Abbildungen der neuesten deutschen und ausländischen Moden und kostet vierteljährlich 1 fl. 30 kr.

CH. Die Braunkohlen-Gruben am Bauersberge bei Bischofsheim am südwestlichen Abhange der sogenannten hohen Rhön, d. i. der Höhenzug von Süd nach Nord, umfassen zwei markende Grubenfelder — Zeche Bauersberg und Zeche Einigkeit — mit einer abgebohrten Gesammtgrubenfläche von 3 Fundgruben und 516 Maaßen garnirten Feldes, d. h. c. 520 Tagwerk bayer. oder da 1 Tagwerk = 40,000 □' ist = 20,800,000 □' bayerisch = 1,771,744 □ Metres. Die Gruben liegen, verbunden mit bequemen und sehr guten Abfuhrstraßen, nur ¾ Stunden von Bischofsheim, 8 Stunden von Fulda und nur 4 Stunden von Neustadt a. d. Saale. Die Bahnstrecke Schweinfurt-Meiningen, welche im Bau begriffen ist, dürfte den Braunkohlen und deren Industrie neue Absatzquellen eröffnen. Da Neustadt a. d. Saale von der besagten Bahnstrecke berührt wird, so liegen die Braunkohlen-Lager nur vier Stunden von der Bahn entfernt.

[Die Preise einiger Geschützrohre schweren Kalibers.] Welche Summen der stets kriegsbereite Zustand Europas verschlingt, mag folgende Zusammenstellung der Erzeugungspreise der eben bei den Artillerien in Gebrauch befindlichen Geschützrohre beweisen. Ein Krupp'sches 13zölliges Gußstahl-Hinterladungsgeschütz kostet 154,800 Gulden in Silber; ein 9zölliges Rohr aus demselben Materiale 32,000 Gulden und ein 8zölliges, dessen Bodenstück durch Stahlringe verstärkt ist, 34,800 Gulden. Die Armstrong'schen Geschütze sind um die Hälfte billiger; das 7zöllige Vorderladungsgeschütz kostet 9080, das 8zöllige nach demselben Systeme 11,000 und das 9zöllige 16,800 Gulden. Oesterreich muß seine Marine- und Küsten-Artillerie mit Geschützen von größtem Kaliber versehen. Die Marine scheint sich für die Armstrong-Geschütze entschieden zu haben, und wurden zu Versuchen angekauft: ein 9zölliger Vorderlader und ein 9zölliger Hinterlader, beide nach dem Systeme Armstrong, letzteres Geschütz jedoch mit Krupp'schem Keilverschluß. Dieses Geschütz kommt ohne Lafette auf 17,000 Gulden zu stehen; die Lafette zu demselben kostet weitere 45,000 Gulden.

„Mein Herr", sagte ein Gastwirth zu einem Herrn, der im Begriffe war, fortzugehen, ohne zu bezahlen: „erinnern Sie sich, wenn Sie Ihren Geldbeutel verlieren, daß Sie ihn hier nicht herausgezogen haben."

Auflösung des Räthsels in Nr. 229:

Die einst der Zwietracht Apfel in der Götter Kreis
Geschleudert bei dem frohen Hochzeitsschmause —
Die manchen Ehebund zerstört im Hause,
Den Jüngling, Sohn entzweit und Vater, Greis —
Getrennt der Freundschaft engst geschloss'ne Bande
Und Krieg erregt in manchem Friedenslande —
Wer kennt sie nicht: „Eris" und ihre Gaben,
Mit ihrem Spruch: „Die Schönste soll mich haben!"

Ein and'rer Saal that sich olympisch auf!
Man sieht 'nen Fürsten hoch auf seinem Throne
Und rings um ihn die Diener, selbst Barone,
Sich näher drängend in gemischtem Hauf.
Und „Sire" ertönt es jetzt von ihren Lippen
Permettez-nous, von ihrer Gnust zu nippen,
Mag leider! da und dort in neuern Zeiten
Man sie auch nimmer ehren, nimmer leiden.

Dr. Thual.

Geschichtskalender.

15. Okt. 1781. Joseph II. erläßt das Toleranz-Edikt.
„ 1812. Napoleon verläßt Moskau, unglücksvoller Rückzug.
„ 1814. Eröffnung der Universität in Berlin.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Bailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 240 Samstag, 16. Oktober 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Die Gaststube Nicoud's lag im Erdgeschosse. Pinard schlich leise heran. Die Fenster waren mit Läden geschlossen. Durch die Ritzen derselben drang ein leiser Lichtschimmer, ein Zeichen, daß wahrscheinlich Leute drinnen waren. Aber es war unmöglich zu sehen, was im Innern vorging. Pinard legte das Ohr an den Fensterladen und lauschte. Nichts war zu hören. Er entschloß sich also, nach dem hinteren Theile des Hauses sich zu begeben und zu schauen, ob sich dort etwas erspähen lasse. Das Haus war nach jener Seite von einem kleinen Gärtchen umgeben, und die in dieses Gärtchen gehenden Fenster der Gaststube pflegten nicht mit Läden versperrt zu sein. Schon wollte Pinard um die Ecke des Hauses biegen, als er plötzlich die Hausthür knarren hörte. Er duckte sich rasch hinter einen Vorsprung, der ihn ganz verbarg. Die Hausthür ging auf und ein Mann trat heraus. In demselben Augenblicke brach der Mond für einen Moment aus seiner Wolkenhülle und warf sein Licht gerade auf das Gesicht des davoneilenden Mannes.

Pinard fuhr mit der Hand nach dem Munde, um einen Schrei zu ersticken.

„Keinec!“ murmelte er, „Keinec! hier? was bedeutet das? . . . Keinec in demselben Hause mit Brutus? . . . Keinec in Nantes? Alle Wetter, die Sache verwickelt sich. Was soll ich thun?“

Pinard überlegte, dann schlug er sich mit der Hand vor den Kopf.

„Was bin ich für ein Dummkopf, das nicht gleich zu errathen. Keinec ist ein Chouan und gehört zur Bande dieses verdammten Boishardy; wenn er nach Nantes kommt, so handelt es sich sicher um ein royalistisches Komplot. Vor allen Dingen muß ich jetzt wissen, was da drin im Hause vorgeht und warum Fouqueray dahinein verwickelt ist.“

Mit einem Sprunge setzte er über die kleine Mauer, welche den Garten umschloß, und schlich an das Haus heran. Richtig waren hier die Fenster der Gaststube nicht verschlossen. Pinard legte sein Gesicht an die Fensterscheiben, die trotz des fingerdicken Staubes, der auf ihnen lag, einen ganz deutlichen Einblick in das Innere des Zimmers erlaubten. Das Erste, was Pinard erblickte, war der blutige Leichnam seines Kameraden Brutus, links und rechts von ihm lagen dann noch mehrere Sansculotten hingestreckt. Pinard erbebte, als er dieses Blutbad gewahrte. Am Tische in der Mitte des Zimmers saßen zwei Männer, von denen der eine ihm mit dem Rücken zugekehrt war und das Gesicht des Andern verdeckte. Pinard lauschte mehrere Minuten athemlos. Sein Herz pochte in höchster Aufregung. Plötzlich stand der eine von den Männern auf und dem Sansculotten ward es möglich, die Gesichter der Beiden zu sehen. Er fuhr so lebhaft zurück, daß er stolperte und rücklings zu Boden fiel.

Wie von einer Feder geschnellt, sprang er rasch wieder auf, und eilte gestreckten Laufes nach dem Innern der Stadt.

„Marcof und Boishardy in Nantes!“ murmelte er, „ha, welcher Fang! Koste es, was es wolle, ich muß mich der Beiden bemächtigen. Wenn diese beiden Menschen die morgige Sonne noch in Freiheit erblicken, bin ich und Fouqueray verloren. Kein Zweifel mehr, sie wissen Alles, aber sie sollen keine Zeit finden, zu handeln.“

Pinard lief nach dem Bouffaiplatz und stürzte in eine Herberge, wo, wie er wußte, die Leute seiner Kompagnie gewöhnlich zu zechen pflegten. Er fand etwa fünfzehn bis zwanzig derselben versammelt. Mit wilden Hurrohrufen empfingen die Sansculotten ihren Lieutenant.

„Ich danke, ich danke,“ antwortete Pinard, „aber jetzt ist keine Zeit zu Vivatrufen und Gelagen. Brutus und mehrere andere unserer Freunde sind ermordet. Ihr Blut fordert Rache.“

„Was? Brutus ermordet? von wem?“ schrie es wirr durcheinander.

„Von elenden Chouans, die in die Stadt eingedrungen sind.“

„Die Chouans sind in Nantes?“ rief Alles erstaunt.

„Ja.“

„Sind sie zahlreich? wo sind sie? wer hat sie gesehen?“

„Pinard gab, so rasch es ging, Antwort auf alle Fragen. Er stieg auf einen Tisch und hielt eine An-

Digitized by Google

sprache an die Sankculotten, in welcher er sie zur Rache aufforderte. Der wuthentbrannte Haufe tobte so wild durcheinander, daß Niemand es bemerkte, als die Thüre des Zimmers aufging und ein fremder Mann den Kopf hereinsteckte. Es war Keiner, der in derselben Herberge die eingestellten Pferde abholte und durch den Lärm aufmerksam gemacht, zu horchen kam, was es gab. Als er den auf dem Tische stehenden Pinard erblickte, prallte er zurück. Nichts destoweniger blieb er in der Nähe der halbgeöffneten Thür, um Alles zu hören, was gesprochen wurde.

Pinard wußte die Wuth der Sankculotten auf das Höchste zu entflammen. Namentlich als er sagte, daß die Zahl der Chouans eine sehr geringe sein dürfte, daß er nur drei derselben gesehen habe, da stieg ihre Kampflust auf's Aeußerste.

„Vorwärts! Es lebe die Nation!“ schrie die tobende Menge und stürzte hinaus. Draußen stellte Pinard seine Leute in Reih und Glied, und marschirte an ihrer Spitze gegen Ricoud's Kneipe an der Loire.

Dort warteten inzwischen Marcof und Boishardy in peinlicher Ungeduld.

„Alle Wetter! rief Marcof zornig, „dieser Fongueray kommt nicht.“

„Ich wußt' es ja, daß der Fuchs die Höhle des Wolfes riechen wird,“ bemerkte Boishardy.

„Und Keiner kehrt auch nicht zurück.“

„Ich begreife nicht, wo er so lange bleibt. Sollte ihm ein Unglück widerfahren sein?“

„Horcht, Boishardy! ich glaube ein Geräusch draußen zu vernehmen.“

„Ihr täuscht Euch, lieber Marcof, das ist das Murmeln des nahes Flusses.“

„Ihr könnt Recht haben; doch kommt, laßt uns lieber hinausgehen und draußen warten. Es leidet mich nicht länger zwischen diesen vier Mauern.“

„Gut, treten wir hinaus.“

Kaum waren sie vor die Hausthür getreten, als Marcof aufhorchte.

„Ich täusche mich nicht,“ sagte er, man kommt.

„Vielleicht Keiner mit den Pferden?“

„Nein, das klingt nicht wie Pferdegetrappel.“

„Also Menschentritte?“

„Auch die scheinen es nicht zu sein.“

„Ja, was ist es denn also?“

Die beiden Royalisten lauschten in höchster Spannung. Ihre Blicke suchten vergebens die dunkle Nacht zu durchdringen.

„Achtung! rief plötzlich Marcof, „ich glaube etwas zu bemerken; seht Ihr nichts?“

„Ja, ja, eine dunkle Masse, die sich uns rasch nähert.“

(Fortsetzung folgt.)

Vor den Assisen.

(Fortsetzung.)

Schon waren die Männer im Begriffe, sie durch das Fenster in die Arme des draußen Harrenden gleiten zu lassen, als sie durch eines der Linnen, welches herabgefallen und im Eilen an das Fenster einen Stuhl mit fortgerissen hatte, der ein Gepolter veranlaßte, ein Hemmniß bildete, Anna bis zur Höhe des Fensters empor zu heben.

In diesem Momente stürzte Claire durch die Kabinetthüre herein.

Sie hatte den Schrei Anna's gehört und war vom Lager aufgesprungen, der Fall des Stuhles folgte gleich auf den ihr Herz bis in's Innerste erschütternden Schrei — sie warf den neben ihr liegenden Morgenmantel über die Schultern, damit ihre Gestalt verhüllend, und stand nun den beiden Männern gegenüber.

Aber kaum, daß Paul das Dazukommen der dritten Person ersah, kaum, daß im selben Augenblick ein leiser, eigenthümlicher, vielleicht nur für ihn verständlicher Pfiff an sein Ohr gedrungen war und sich seinem Geiste das Unternehmen als ein gefährliches darstellte, so ließ er seine Bürde zur Erde gleiten, schwang sich über die Brüstung des Fensters und verschwand mit seinem draußen stehenden Helfer in dem Dickicht der Bäume und der Nacht.

Claire hatte vom Monde beschienen die Gestalt entfliehen, aber deren Antlitz nicht unterscheiden können, sie war auf Anna, die am Boden lag, zugestürzt, hatte sich entsetzt über die leblose Gestalt geworfen und das bleiche Antlitz der theuren Schwester emporgehoben.

Alles dieses war das Werk eines kurzen Momentes.

Larmond war bei Claire's Erscheinen in den Schatten der Gardine zurückgetreten und lehnte dort, für einen Augenblick lang besinnungslos — aber schnell erwachte in seiner Seele das Gefühl der Selbsterhaltung; er sah sich verloren, den Gesetzen als Anstifter eines so schändlichen Komplottes gegen die Ehre und das Leben eines jungen unbescholtenen Mädchens verfallen — an ein Entkommen ohne Gewaltthat gegen Claire war nicht zu denken, da Anna's Körper ihm den Weg zur Thür, sowie zum Fenster versperrte und er auch jetzt noch nicht daran denken konnte, sein Opfer zu verlassen — ferner hörte er ein leises Rauschen im Gebüsch, was ihm die Vermuthung gab, daß seine Genossen noch da seien und nur auf seinen Wink draußen warteten, — auf der andern Seite durchkreuzten sein wahnsinnbefangenes Gehirn die entsetzlichsten Bilder von Kerker, Strafe, Verachtung und Spott der Welt, ewige Trennung von Anna — sein Blut kochte und raste durch die Adern, die Nerven zuckten — die Sinne verwirrten sich, und einen Dolch ziehend, riß er Claire von Anna's leblosem Körper empor und schleuderte sie nach dem Hintergrunde.

Aber das beherzte Mädchen verlor nicht die Besinnung und wich nicht dem Schrecken und Entsetzen, welches dieser Moment ihr verursachte.

Sie sprang zurück, deckte mit ihrem Körper den leblosen der Schwester und rang mit dem Entsetzlichen, der durch den heftigen Widerstand zum Tiger, zum nichts mehr achtenden, wilden Thiere geworden war.

Und Niemand kam dem armen Mädchen zur Hilfe, Niemand hörte ihr Geschrei, denn Angst und Entsetzen dämpften ihrer Stimme Kraft, sie vermochte kaum laut genug zu rufen, um im anstoßenden Zimmer gehört zu werden! —

Und dort schlief die alte Frau, welche eben in den ersten festen Schlaf gefallen war und von den Hochzeitsfreuden des kommenden Tages träumte!! —

Und Konstantin? —

Auch er hatte eben erst den Schlaf gefunden, auch er träumte süß und wonnig von Zukunft, jungem Eheglück und Vaterfreuden!!

Und seine Claire, sein geliebtes, ihm eben im Traume so hohe Erdengüter bescheerendes Weib, rang in diesem Augenblicke mit einem Mörder um ihr Leben, und um die Ehre der Schwester ihres Verlobten!

Und Konstantin kam nicht, sie aus solchen Händen zu befreien!!!

Und Gott gab der Stimme des armen Mädchens nicht die Kraft, laut genug um Hilfe rufen zu können, um ihren Retter herbeizuführen. Claire's zarte feine Hände hatten sich fest um Larmond's Arm geklammert und hinderten seine freien Bewegungen.

Er rang mit dem jungen Mädchen, welches alle Kräfte zur höchsten Anstrengung steigerte, um einen Moment Zeit zu gewinnen, von jeder Sekunde Hilfe und das Herbeikommen eines Retters erwartend! —

Da plötzlich ward Larmond's rechte Hand, in welcher er den Dolch hielt, frei — er stieß mit wüthender Geberde nach Claire — doch diese wich mit einer Wendung blitzschnell aus, packte den sie bedrohenden Arm und stieß ihn — bewußtlos was sie that — zurück!

Es war nur ein Blitz, ein Zucken des Armes, der im wüthenden Ausfall einen elektrischen Schlag erhalten und dadurch ein anderes Ziel bekommen hatte, es war nur eine ganz unwillkührliche unabsichtliche Handlung der Nothwehr, ein Moment nur war es ohne Berechnung, Kraft gegen Kraft gewendet und seine Folge war das Opfer eines Menschenlebens. Gott hatte das Blatt gewendet, die Waffe gegen den Mörder selbst gelenkt.

Gott hatte gerichtet, denn ein breiter Blutstrom entquoll Larmond's Brust — sein Körper wankte wie im Taumel nach einem forcirten Laufe — er sank zusammen, und seinen Lippen entfuhr ein gräßlicher Schrei — ein Fluch — eine entsetzliche Verwünschung seiner Mörderin!

Aber auch diese sank in die Knie und rief jetzt mit lauter verzweifelnder Stimme nach Beistand, nach Menschen, denn selbst die Männer des Gerichts, dem sie sich in fürchterlicher Ahnung verfallen fühlte, wären ihr in diesem Augenblicke eine willkommenere Erscheinung gewesen, als die beiden leblosen Körper, welche hier neben ihr lagen, beschienen vom bleichen Mondlichte und den flimmernden Sternen, die dem armen unglücklichen Mädchen keinen Trost, keine Hülfe zu geben vermochten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Gerichtssaale.

Wien, 18. Okt.

Am 13. September d. Js. befand sich der Hausknecht Johann Bruckner mit seiner Mutter in Hernals beim „Heurigen". Zu ihnen gesellte sich da „a jung's, recht a fesch' Madl," mit der Bruckner „sein' Hetz trieb'n hat". Der „Heurige" beseelte die Gemüther, namentlich das des Mädchens in einer Weise, daß Bruckner auf dem Heimwege in der Alserstraße es gerathen fand, das Mädchen, über dessen Person man noch heute nichts weiß, da Bruckner jede Auskunft über sie standhaft verweigert, in einem Comfortable nach Hause zu bringen.

Unmittelbar vor dem Einsteigen richtete das Mädchen eine unartige Aufforderung zuerst an das vorübergehende Publikum, dann an den dort postirten Sicherheitswachmann. Dieser fand sich hiedurch veranlaßt, den Wagen, der schon ein Stück weitergefahren war, halten zu lassen, um das Mädchen zu arretiren. Bruckner trat jedoch als Ritter ein für seine betrunkene Schöne, die, rasch nüchtern geworden, glücklich entfloh, während Bruckner mit dem Wachmann in eine mehr als heftige Diskussion eintrat. Nunmehr sollte Bruckner selbst arretirt werden, zu welchem Behufe ein zweiter Wachmann requirirt werden mußte, da Bruckner nicht gutwillig folgen wollte. Er trat etwas exzessiv auf, so daß der eine Wachmann sich bewogen fand, „seine Hand mit der Wange Bruckner's in einer unsanften Weise in Berührung zu bringen." So äußerte sich der Wachmann selbst über sein Vorgehen. Bruckner meinte, daß er „sich so was von gebülteten, interlegenten Leuten nit gehofft hätt'; 's ist wieder nix mit der neuen Wach". Endlich ging er ruhig auf das Wachzimmer, wo er unerlich zu schimpfen und zu drohen anfing, bis ihn der eine Wachmann auf den Strohsack hinwarf und mit Stricken band. Heute wurde Bruckner, der übrigens versprach, er werde nie mehr so viel Heurigen trinken, zu drei Monaten Kerker verurtheilt.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

[Aus Cayenne.] Diese Woche wurde in Brüssel von der kaiserlichen Gendarmerie ein gewisser Delcourt bis zur belgischen Grenze transportirt, der, aus Cayenne zurückkehrend, von Toulon aus, wo man ihn ausschiffte, von Brigade zu Brigade nach seinem Heimathlande weiterbefördert wurde. Delcourt, ein Bauernknecht, hatte sich in Paris zu Zeiten des Orsini'schen Attentates beikommen lassen, ein Spottlied auf den Kaiser zu singen. Er wurde deßhalb zu zweijährigem Gefängniß verurtheilt, dann aber auf Grund des vom General Espinasse dekretirten Sicherheitsgesetzes mit 5800 Leidensgefährten, die mehr oder minder schwerer politischer Vergehen halber verurtheilt oder angeklagt waren, nach Cayenne transportirt. Von diesen 5800 Unglücklichen, gibt Delcourt an, sind nur 12 übrig geblieben, welchen der kaiserliche Amnestie-Akt zugute kommt. Die Uebrigen sind theils dem mörderischen gelben Fieber oder anderen Krankheiten erlegen oder nahmen sich aus Verzweiflung das Leben. Das sind die Früchte der Willkürherrschaft! 5800 Männer, Jünglinge, selbst Knaben werden der geringfügigsten Ursachen, z. B. eines Spottliedes halber, deportirt, wie die gemeinsten Sträflinge behandelt, dem Elend, dem Hunger und den Verheerungen eines mörderischen Klimas preisgegeben, und wenn dann nach langen bitteren Jahren Cäsar in einer Anwandlung von Reue oder Furcht seine Amnestie-Akte promulgirt, kehren von all diesen Tausenden nur 12 Unglückliche zurück. Das heißt kaiserliche Gnade!

[Vergiftung.] Am 30. September d. J., schreibt das „Laib. Tagbl." starb Minna Satler von Vizmarje, und da sich das Gerücht verbreitete, daß diese in Folge Genusses von Fleisches einer bei Franz Erjave in Vizmarje geschlachteten kranken Kuh gestorben sei, so wurde zur gerichtlichen Obduktion der Leiche geschritten. Aus dieser ging nun unzweifelhaft hervor, daß Satler in Folge des genossenen Fleisches von einer am Milzbrande heftig erkrankten oder gar verendeten Kuh am Anthrax erkrankte und der dadurch erfolgten Blutzersetzung erlag. Joseph Nuß von Dravlje Nr. 59, der ebenfalls von dem giftigen Kuhfleische genossen hatte, erkrankte gleich darauf und wird im Civilspital zu Laibach behandelt. Wie weit der Milzbrand bei dieser Kuh fortgeschritten war, geht daraus hervor, daß selbst Franz Komann, Halbhübler in Vizmarje Nr. 33, der die Kuh geschlachtet hatte, in Folge des ansteckenden Blutes, womit seine rechte Hand und der Vorderarm besudelt wurden, am Anthrax lebensgefährlich erkrankte. Franz Erjave hat das noch übriggebliebene giftige Fleisch gleich nach dem Tode der Minna Satler auf einer Huthweide verscharrt.

[Der Letzte einer Räuberbande.] Von der Bagaj'schen Räuberbande ist jetzt auch das letzte Mitglied, nämlich der Räuber Ladislaus Törköly, gefangen worden. Derselbe hielt sich in der Gegend von Csoka verborgen und war vorige Woche in einem Graben neben der Landstraße eingeschlafen, als der Ingenieur Bradnics mit mehreren Anderen vorüberfuhr und von dem Kutscher auf den Schlafenden aufmerksam gemacht wurde. Der Ingenieur stieg aus und näherte sich dem Graben, in dem er einen jungen, kräftigen Mann erblickte, der einen Revolver in der Hand hielt und neben sich zwei Doppelgewehre liegen hatte. Er winkte die Anderen herbei, mit deren Hilfe er den Räuber bewältigte, band und in die Szegediner Festung transportirte. Der Räuber wurde sogleich ins Verhör genommen und zum Geständnisse seines Namens und seiner Raubthaten gebracht.

[Urtheil einer Frau über die Frauen.] Als Lady Montagne gefragt wurde, ob sie es vorziehen würde, ein Mann zu sein, antwortete sie: „Nein, ich bin sehr zufrieden, daß ich eine Frau bin, wenn ich bedenke, daß ich der Gefahr nicht ausgesetzt bin, eine zu nehmen.

Räthsel.

Sein Heil bedenkt wer in der Welt
Sich weise für mein Erstes hält.
Mein Zweites gibt für blankes Geld
Dem Christen, Türken, Juden, Heiden,
Was ihm, als Ersten, wohlgefällt,
Doch werden Beide oft geprellt.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 230:
Sterben. Erben.

Richtig gelöst von A. D., A. A., Em. Sundheimer in Aschaffenburg und Johanna S. in München.

Geschichtskalender.

16. Okt. 1794. Die unglückliche Königin Maria Antoinette wird in Paris enthauptet.
„ 1815. Napoleon kommt in St. Helena an.
17. Okt. 1121. Geburtstag Friedrich I., Kaiser Barbarossa.
„ 1805. General Mack kapitulirt in Ulm mit 20,000 Oesterreichern.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 241 Montag, 18. Oktober 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Boisbardy und Marcof griffen nach ihren Pistolen und hielten sich bereit. Der Schatten kam immer näher; von einem eigenthümlichen, dumpfen Geräusch begleitet. Endlich war die dunkle Masse bis vor der Kneipe angelangt und machte Halt.

„Ah, die Pferde," rief Marcof.

Wirklich war es Keinec mit den Thieren. Er hatte die Hufen derselben umwickelt, um ihre Tritte zu dämpfen; darum hatte Marcof das näher kommende Geräusch nicht unterscheiden können.

„Schnell, schnell zu Pferde!" rief Keinec, „es handelt sich um unser Leben."

„Was ist geschehen?"

Ihr sollt es gleich erfahren; nur schnell zu Pferde!"

Der Ton, in welchem Keinec sprach, klang so dringend, daß jedes Zögern unmöglich war. Die beiden Royalistenhäupter kannten den jungen Mann als einen zu beherzten Menschen, um annehmen zu können, daß er sich von einer gewöhnlichen Gefahr so erschrecken ließe. Sie schwangen sich also rasch in die Sättel.

„Seht! seht!" flüsterte Keinec, indem er nach rückwärts deutete. In der Ferne sah man es wie Piken und Bayonnete blitzen.

Die Reiter ließen ihren Pferden die Zügel schießen und galoppirten davon. Dank der Vorsicht Keinec's klang der Hufschlag der Thiere so gedämpft, daß die in der Ferne herbeimarschirenden Sansculotten nichts vernahmen.

„Wir sind also entdeckt?" fragte Marcof.

„Ja," erwiderte Keinec.

„Bist Du dessen gewiß?"

„Ganz gewiß; ich hörte, wie der Befehl gegeben wurde, uns in der Kneipe Ricoud's abzufangen."

„Und wer gab den Befehl?"

„Derselbe, der unsere Anwesenheit in Nantes ausgestöbert hat."

„Kennst Du ihn?"

„Ja wohl."

„Wer ist's?"

„Jan Carfor."

„Jan Carfor?" rief Marcof und riß sein Pferd so heftig zurück, daß es beinahe überschlug, „Jan Carfor, sagst Du? Der Elende ist also in Nantes?"

„Ja."

Und Du hast ihn nicht getödtet?"

„Damit wäre auch mein Tod erfolgt, und ich hätte Euch nicht warnen können. Carfor hat den Namen geändert und heißt jetzt Pinard."

„Pinard!" rief Boisbardy, „Pinard, der schändliche Helfershelfer Carrier's! Keinec, sprich, sag' uns Alles, was Du weißt."

Keinec erzählte rasch, was er gesehen und gehört hatte. Als er zu Ende war, sprang Marcof vom Pferde und hieß Keinec ein Gleiches thun. Der junge Mann gehorchte.

„Ihr Boisbardy," fuhr der Seemann fort, „haltet unsere Pferde und folgt uns im Schritt nach."

„Was habt Ihr vor?"

„Etwas, was mich und Keinec allein betrifft; es ist eine alte Geschichte, die wir begonnen haben und auch mit einander zu Ende führen wollen. Zwei- bis dreihundert Schritte vor der Kneipe Ricoud's bleibt mit den Pferden stehen und erwartet uns. Ich beschwöre Euch, mischt Euch nicht in das, was wir vorhaben; erwartet uns nur, denn wir müssen noch diese Nacht von Nantes fort."

„Und Philipp? fragte Boisbardy.

„Soll morgen gerettet werden, wenn er noch am Leben ist, ich bürge Dir dafür."

„Gut, so geht voran, ich folge Euch; ich werde da halten, wo Ihr es wünscht, und wenn Ihr meiner Hülfe bedürft, so ruft."

Marcof und Keinec schritten so leise als möglich vorwärts.

„Höre, Keinec," flüsterte der Kapitän, die Sansculotten werden ohne Zweifel eine oder zwei Schildwachen vor dem Hause postirt haben. Diese Schildwachen müssen fallen, ohne einen Laut von sich zu geben. Laß Deine Pistolen im Gürtel. Da nimm diesen Dolch. Es handelt sich darum, Carfor lebendig in unsere Hände zu bekommen. Du sagst, es seien ihrer beiläufig zwanzig; es wäre Tollkühnheit, einen regelmäßigen Kampf mit ihnen aufzunehmen. Wir wollen uns nur Carfor's bemächtigen; an den Andern liegt uns wenig. Es gilt also, einen Weg bis zu ihm

zu bahnen und ihn mit Gewalt zu entführen. Ist der Schurke einmal in unsern Händen, dann werfen wir Alles nieder, was uns den Weg versperren will, und fliehen so rasch als möglich. Und nun schleiche Du nach links, ich biege hier nach rechts ab; an der Hausthür treffen wir uns wieder. Lasse Dich nicht von der Hitze hinreißen; führe den Stoß nicht früher, als bis Du ihn sicher hast."

Keiner nickte zustimmend und folgte dem gegebenen Winke.

Marcof hatte richtig geahnt. Pinard hatte zwei von seinen Leuten vor dem Hause gelassen, mit der Weisung, sorgfältig zu wachen, daß kein Fremder sich nähere. Die eine dieser Schildwachen stand unmittelbar vor der Hausthüre, die andere etwas entfernter, mehr nach der Mitte des Quais zu. Mit den übrigen Sansculotten war Pinard ins Haus gedrungen. In der Erwartung eines ernsten Widerstandes wagte er sich nur langsam vorwärts. Er ließ einen Theil seiner Mannschaft in der Hausflur, ließ Fackeln anzünden und drang dann in die Stube, in welcher Brutus und dessen Genossen in ihrem Blute lagen. Mit Staunen sah er, daß keine lebendige Seele da war.

„Die Schurken haben uns gerochen!" rief er zornig, „sie haben sich wie Memmen geflüchtet."

„Laßt uns das ganze Haus durchsuchen!" heulte die Menge. Lärmend eilten die Sansculotten in die Küche, von da in den Keller hinab, dann wieder hinauf in das Erdgeschoß und in das erste Stockwerk durch alle Zimmer hindurch. Nirgends war eine Spur von den Chouans; Pinard schäumte vor Wuth.

Mittlerweile hatten draußen Keinec und Marcof den ersten Schritt ihres tollkühnen Unternehmens ausgeführt. Mit tigerähnlicher Behendigkeit waren sie auf allen Vieren herangeschlichen, und dann Jeder mit einem einzigen Satze auf eine der Schildwachen losgesprungen. Einer wie der Andere hatte seinen Stoß so geschickt geführt, daß die beiden Sansculotten am Boden lagen, ohne den mindesten Laut von sich gegeben zu haben.

„Das Schwierigste ist noch zu vollbringen," flüsterte Marcof, als er mit Keinec an der Hausthür zusammentraf, „doch wir werden es vollbringen. Folge mir; begegnest Du dem Schäfer früher als ich, so schmettere ihn mit einem Faustschlag nieder; doch nicht zu stark, wir müssen ihn lebendig bekommen."

(Fortsetzung folgt.)

Vor den Assisen.

(Fortsetzung.)

Auf Claire's Pochen an die Thür, zu welcher sie sich auf den Knieen hinschleppte, erschien endlich die alte Frau, und es würde wohl schwer sein, ihren Schreck zu schildern!

Ihr Jammergeschrei rief sogleich das ganze Haus herbei, und Konstantin fand seine Braut dem Wahnsinn nah', blutbefleckt, mit starren Augen, gerungenen Händen, aufgelösten Haaren, halb entblößtem Körper auf den Knieen neben Larmond's Leiche liegen, den Blick auf diese gerichtet und fand seine Schwester leblos am Fenster hingestreckt.

Wer wäre wohl im Stande zu beschreiben, was in dem Herzen des jungen, aus all' seinen geträumten Himmeln so grausam zur entsetzensvollsten Wirklichkeit gerissenen Mannes bei diesem Anblick vorging!!!

Die Tante hatte sich an der Seite des Bruders niedergeworfen und erfüllte das ganze Haus mit ihrem Jammergeschrei um den theuren einzigen Blutsfreund, den sie auf Erden hatte; noch wußte sie nicht, wer sein Mörder gewesen; aber sie rief des Himmels schrecklichste Rache auf diesen herab, nicht ahnend, daß sie damit das Herz des armen unglücklichen Wesens traf, für welches sie vor einer halben Stunde noch die süßesten Liebesworte und alle Segnungen Gottes gehabt hatte.

Diener trugen die leblose Anna auf ihr Bett zurück, — ein Anderer lief zu einem Arzt, vermuthend, es könne noch Leben in Larmond's Körper sein, Konstantin hob seine Braut empor und trug sie in's anstoßende Zimmer, wohin man sogleich auch Larmond brachte und ihn auf Tante Lason's Bett legte.

Bei diesem Anblick floh Claire durch die ganze Zimmerreihe nach Konstantins Schlafgemach und sank dort vernichtet und besinnungslos auf den Divan.

Die Verwirrung war so groß, so unendlich, das Unglück war so plötzlich, so unvorhergesehen in's Haus eingebrochen, daß Niemand wußte, wo zuerst Hilfe nöthig sei, und was eigentlich vorgegangen war!! —

Konstantin rief weibliche Hilfe herbei, nachdem es ihm nicht gelungen war, seine Claire, sein geliebtes Mädchen, seine Braut, welche in wenigen Stunden seine Gattin werden sollte, an seinem Herzen, in seinen Armen zu beleben, durch seine Küsse zum Bewußtsein zurück zu rufen.

Die alte Dienerin des Hauses erschien mit Claire's Kammermädchen und versuchten alle üblichen Wiederbelebungsmittel — und theilten Konstantin mit, daß Anna zur Besinnung gekommen und nach ihrem Bruder verlangt habe.

Mit einem schmerzvollen Blick auf die marmorbleiche Braut, eilte Konstantin aus dem Zimmer an Anna's Lager.

Bei seinem Anblick streckte diese die Arme sehnsüchtig nach ihm aus und sank gleich darauf, schluchzend und in Schmerz aufgelöst, an des treuen Bruders Herz.

Eine geschwätzige Dienerin hatte ihr bereits mitgetheilt, was geschehen war, wenn auch nur in flüchtigen Umrissen, denn den wahren Zusammenhang vermochte ja Niemand zu erklären. Anna war allein im Stand

der Wahrheit ziemlich nahe zu kommen, sie schauderte vor dem Abgrunde von Möglichkeiten, die sich ihrer Phantasie geschäftig aufdrängten.

Ehe noch die Geschwister zu einer Erklärung kommen konnten, trat ein Diener ein und meldete dem entsetzten Konstantin, daß der Arzt erschienen sei und fast mit diesem zugleich Gerichtspersonen, da das Geschrei des Dieners, welcher nach einem Arzt gelaufen war, ohne, da er von Paris mitgekommen, die Wohnung eines solchen zu wissen, mehrere spät Heimgehende angerufen und ihnen in der Angst seines Herzens mitgetheilt habe, daß sein Herr ermordet worden sei; noch wisse man aber nicht, von wem, und er müsse einen Arzt um jeden Preis herbeischaffen.

Einer der Befragten war eine Gerichtsperson von A., und hielt es für seine Pflicht, mit zwei schnell herbeigeholten Dienern des Gesetzes am Orte des Verbrechens sich einzufinden.

Die Herren trafen am Eingang in das Zimmer des scheinbar Todten mit Konstantin zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Schillerstiftung.

Im „Grünen Saale" der Akademie der Wissenschaften zu Wien begann am 12. Oktober die für zwei Tage anberaumte General-Versammlung der deutschen Schillerstiftung. Zu derselben hatten sich die Abgeordneten von 18 Zweigstiftungen eingefunden. Es waren vertreten: Frankfurt (Dr. Braunfels), Danzig (Dr. Meißel sen.), Lübeck und Karlsruhe (Dr. Chinaß), Wien (Dr. Kompert), Graz (v. Leitner), Salzburg (Dr. v. Hillebrandt), Köln (Dr. Müller v. Königswinter), Königsberg (M. Gerold), München (Dr. Carriere), Berlin (Dr. Zabel), Dresden (Dr. Dubec), Leipzig (Dr. Babst), Hamburg (Dr. Robert Heller), Breslau (Dr. Gleim), Stuttgart und Weimar (Dr. Bojanowski) und Brünn (Dr. Goldhann). Die Zweigstiftungen von Mainz und Nürnberg waren nicht vertreten. Freiherr v. Münch-Bellinghausen begrüßt die Abgeordneten Namens des Vorortes Wien. Er bemerkt, daß sich die zweite Verwaltungs-Periode der Schillerstiftung dem Ende naht, und daß nunmehr nach 4½ Jahren die Verwaltung an einen anderen Ort übersiedeln werde; er konstatirt ferner mit Befriedigung, daß während der abgelaufenen Verwaltungs-Periode die Grundlage für eine weitere gedeihliche Entwicklung der Stiftung gewonnen wurden. Dr. Kompert erstattet Namens des Verwaltungsrathes den Bericht über die finanzielle Gebahrung der Verwaltung für die Zeit vom 1. Juli 1865 bis 1. Oktober 1869. Der Bericht, welcher auch das erste Semester 1865 in die Rechnung einbezogen, konstatirt, daß das Inslebentreten neuer Zweigvereine in Linz und in noch anderen Städten der österreichischen Monarchie in Aussicht stehe, daß jedoch das Vermögen der Stiftung kein entschiedenes Wachsthum in den letzten fünf Jahren aufweise. Die Gesammt-Einnahmen beliefen sich während dieser Zeit auf 65,199 Thaler und 10,348 fl. Für Unterstützungen wurden ausgegeben 66,158 Thaler und 5385 fl. oder durchschnittlich per Jahr 13,231 Thaler und 1077 fl. Davon entfallen 7678 Thaler und 5025 fl. auf die verschiedenen Zweigstiftungen, 58,480 Thaler und 360 fl. auf das Zentral- der deutschen Schillerstiftung, und zwar wurden 18,405 Thaler und 310 fl. an lebenslänglichen Pensionen vertheilt und 40,075 Thaler und 50 fl. an einmaligen ein- und mehrjährigen Unterstützungen. Die lebenslänglichen Pensionen betragen sonach nahezu ein Drittel der Gesammt-Unterstützungen, die einjährigen Unterstützungen hingegen den geringsten Theil, wodurch das Gerede Lügen gestraft werde, als sei die Schillerstiftung nur eine Almosenstiftung.

Heimgang von der Mühle.

Fern rauscht noch's Rad der Mühle,
In gleichem Schwung und Gang —
Da regt sich mein Gefühle
Zu Liebesleidgesang;
Denn nimmer will mir aus dem Sinn
Die junge, schöne Müllerin.

Es regt ein still' Verlangen
Der milde Abendwind:
Er streicht mir um die Wangen
Gar freundlich und gelind,
Als ob mit leichtem Liebessinn
Mich küßt die schöne Müllerin.

So wie aus hoher Ferne
Im Abendwindeshauch
Sanft leuchten mir die Sterne,
So strahlt das freie Aug' —
Durch das ich unglückselig bin:
Das Aug' der netten Müllerin.

Ich möcht' wohl in der Mühle
Ein Mahlbursch' gerne sein!
Beim Wasserschaumgewühle,
Bestrahlt vom Mondenschein,
Dort holt' ich mir den Höchstgewinn:
Das Herz der schönen Müllerin.

Und ob ich's Glück auch träume,
Was soll der süße Traum?
Die Träume sind ja Schäume,
Erinn'rung bleibet kaum.
Ich geh' verlassen still dahin — —
Der Müller küßt die Müllerin.

Aloïs Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

[[Diamanten-Fieber.] Die mitgetheilten Entdeckungen von Diamanten und anderen Edelsteinen in Australien haben, Briefen und Zeitungen von dort zufolge, unter den Kolonisten eine Aufregung hervorgerufen, gegen die selbst das gelegentlich ausbrechende Goldfieber Kleinigkeit ist. Fast ist von nichts Anderem mehr die Rede, und die erste schon von uns erwähnte Aktien-Gesellschaft zur Ausbeutung der neuen Fundorte hat bereits eine Nachfolgerin erhalten. Die Aktien beider Gesellschaften würden in ganz toller Weise schon gestiegen sein, wenn nur das Publikum über die Frage hinweg könnte: Wer bürgt uns dafür, daß die Arbeiter ihre Steine herausgeben? Selbst der Gedanke an Aufseher ist nicht beruhigend. Man vergegenwärtigt sich die Versuchung und seufzt: Wer wird die Wächter überwachen? Inzwischen hatte sich eine Sensations-Nachricht von einem Stein, gegen welchen der berühmte Kohinoor ganz in den Schatten sinken sollte, von einem Stein, der in Neu-Südwales gefunden, unter bewaffneter Eskorte nach Sidney gebracht, von einem berühmten Geologen dort als ächt erklärt und im Schatze deponirt worden sei, als eine Illusion erwiesen. Nachdem ganz Australien durch zahlreiche Telegramme über das unschätzbare Juwel seine Phantasie bis zum Siedepunkte erhitzt hatte, kam die abkühlende Kunde, daß man es nur mit einem Stück krystallisirten Quarzes zu thun habe. Uebrigens sind wieder verschiedene kleinere Diamanten von einigem Werthe von der neuen Fundgrube in Mudgee eingetroffen und in Melbourne abgesetzt worden.

Viele Leser d. Bl. sind Jagdschützen und mit den Jagdgesetzen bekannt. Was würden sie für Recht erkennen in einem Falle, der sich in Gotha bei der Bürgerjagd ereignet hat? Ein junger Bürger hat sich ein Häslein zu Hause aufgezogen, steckt es in sein Ränzlein, schreitet hinaus auf's Feld und als die Glocke 8 Uhr schlägt und hiermit die Bürgerjagd ihren Anfang nimmt, läßt er das Häslein aus dem Ranzen los, um es zu schießen und sicher mit einer Jagdbeute zu seiner jungen Frau, der harrenden, zurückzukehren. Doch — noch ehe er losschießt, knallt es hinter ihm: ein anderer Jagdschütze schießt das Häschen nieder und nimmt es sofort in Besitz. Jetzt beginnt nun zwischen beiden Schützen ein erbitterter Streit! Der Erzieher des Häsleins, bis dahin dessen Eigenthümer, reklamirt es als „Privat-Eigenthum", während der Andere dessen Herausgabe unter dem Anführen verweigerte, daß, was auf dem Jagdgebiete laufe, allgemeines Eigenthum sei und dem gehöre, der es erlege!

Die „Russ. Ztg." meldet aus Moskau, daß die Arbeiter beim Umbau des öffentlichen Gebäudes auf der Bersseniewka, in welchem sich früher die Accisevorwaltung befand, Thongefäße mit 10,000 Stück alter russischer Scheidemünze, zusammen im Gewicht an 10 Pfund, gefunden haben. Dieses Terrain gehört jetzt dem Ehrenbürger J. A. Smirnow, der es von der Regierung gekauft hat. Sein Haus liegt neben dem bekannten Courierhause, welches einst Boris Godunow gehörte. Das Gepräge der Münzen bezieht sich auf die Regierung eines Dmitri Iwanowitsch Donskoi, stammt also aus der Zeit von Mitte des 14. bis Ende des 15. Jahrhunderts.

Eines der berühmtesten Gemälde Albrecht Dürer's, „Der Tod Mariens", das man für verloren hielt, ist kürzlich in einer kleinen Kirche Ober-Oesterreichs gefunden worden.

[Dienstbotenrache.] Eine Pariser Dame gibt ihrer Köchin den Abschied und zahlt ihr den rückständigen Lohn aus. Nachdem dies geschehen, nimmt das Mädchen ein Zweifranesstück von der Summe und wirft es dem Haushunde zu. „Was heißt das?" fragte die Frau erstaunt. — „Was es heißt? Na der arme Teufel hat's reichlich verdient, denn seit sechs Monaten hat er mir Tag für Tag alle Teller rein geleckt."

[Kuriose Interpretation. Ein Schullehrer liest in einem Wirthshause mehreren Bauern die Zeitung vor: „— und nach geschehener Desarmirung nahm der Admiral das ganze Schiff sich als ein Prise." Ein Bauer: Na sacra! dem seine Nas'n möcht' ich g'sehn hab'n!

Auflösung der Charade in Nr. 232:

Katzenmusik.

Richtig gelöst von A. D., A. A., Em. Sundheimer in Aschaffenburg, Johanna S. in München und von einem Abonnenten an der Saar.

Geschichtskalender.

18. Okt. 1813. Ende der Völkerschlacht bei Leipzig 15. bis 18., Deutschlands Völker müssen die Schmach mit vielem Blut abwaschen.

„ 1861. Krönung des Königs Wilhelm I. in Königsberg.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 242 Dienstag, 19. Oktober 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Entschlossen öffnete Marcof die Hausthür und trat in die schmale Flur. Ein entsetzlicher Lärm drang ihm entgegen.

„Wo ist Pinard?“ fragte Marcof mit barscher Stimme einen der Sansculotten, die am Fuße der Treppe standen.

„Er sucht Aristokraten!“ erwiderte der Gefragte.

„Wo? oben? oder unten?“

„Was weiß ich?“

„Alle Wetter!“ schrie Marcof, „ich habe dem Lieutenant einen Befehl Carrier's zu überbringen, der keinen Aufschub duldet.“

„So warte, ich will ihn rufen!“ versetzte der Sansculotte, der Marcof in seinen zerfetzten, blutigen Kleidern für einen Patrioten hielt.

„He, Pinard! . . . Pinard! Jemand will mit Dir reden! Er kommt von Carrier!“

„Wer ist's?“ rief Pinard's Stimme aus dem ersten Stockwerk herab.

„Ich weiß es nicht.“

„So sag' ihm, er soll heraufkommen!“

„Geh' hinauf!“ wiederholte der Sansculotte.

Marcof sprang die Treppe hinan, Keinec ihm nach. Beide senkten den Kopf auf die Brust, damit Pinard sie nicht schon von Weitem erkenne. Derselbe stand, von dreien seiner Leute umgeben, auf dem obersten Treppensatz.

Oben angelangt, richtete Marcof plötzlich seinen Kopf drohend in die Höhe, und der rothe Fackelschein fiel voll auf sein Gesicht.

Carfor stieß einen Schrei aus.

„Die Aristokraten! Die . . .“ Er hatte keine Zeit zu vollenden. Marcof war mit einem Sprunge an ihm heran. Doch Pinard warf sich rasch zurück, und Marcof, der mit voller Kraft zum Schlagen ausgeholt hatte, schlug ins Leere, verlor das Gleichgewicht und sank nach vorn über in die Knie. Ein Sansculotte zückte seinen Säbeln nach ihm, und ohne Zweifel wäre es um den Seemann geschehen gewesen, wenn nicht Keinec wie der Blitz den Sansculotten in seine herkulischen Arme gefaßt, in die Höhe gehoben und über das Treppengeländer hinabgeschleudert hätte. In demselben Augenblicke führte er auch einen jener Faustschläge, wie sie nur Matrosen zu geben wissen, und die im Stande sind, ein Pferd zu betäuben, gegen Pinard's Gesicht. Der Lieutenant Carrier's stürzte ohne Besinnung zu Boden.

Inzwischen hatte sich auch Marcof wieder aufgerafft und mit seinem Enterbeil die beiden andern Sansculotten niedergeschlagen.

Keinec hatte den betäubten Carfor in seine Arme gefaßt und auf die Schulter geladen.

„Komm! komm!“ rief Marcof und eilte die Treppe hinab. Der Lärm des Kampfes, so kurz er auch war, hatte dennoch die übrigen Sansculotten aufgeschreckt. Der Fuß der Treppe und die Hausthür waren von acht bis zehn Mann besetzt. Es gehört eben nur die Verwegenheit und Riesenkraft Marcof's dazu, um sich durch diese bewaffnete wüthende Rotte Bahn zu brechen. Doch der Seemann schwankte keine Sekunde. Mit wildem Muth warf er sich zwischen den Haufen, schlug rechts und links mit seinem Enterbeil die tobenden Hindernisse zu Boden, bevor noch die Sansculotten Zeit und Besinnung gewannen, von ihren Waffen Gebrauch zu machen.

Keinec folgte Marcof dicht auf der Ferse. Die Hausthür war endlich gewonnen; die beiden Männer sprangen hinaus ins Freie. Keinec eilte mit Carfor zu den Pferden. Marcof, der die Flucht seines jungen Gefährten decken, und die Wiederbefreiung des Schäfers um jeden Preis verhindern wollte, machte an der Hausthür Halt, und stellte sich den Nachstürzenden muthig entgegen. Er wurde dabei durch den Umstand unterstützt, daß die Hausflur sehr schmal war und nur immer zwei Männer in einer Reihe kämpfen konnten. So gelang es ihm, den wüthenden Haufen aufzuhalten, bis Keinec den Gefangenen in Sicherheit gebracht hatte. Inzwischen hätte selbst Marcof's riesige Ausdauer unterliegen müssen, wenn nicht in dem Momente, wo er bereits seinen Arm ermattet fühlte, plötzlich über seinen Kopf zwei Pistolenschüsse in die Hausflur gekracht, und Schrecken und Angst unter den Sansculotten verbreitet hätten. Bolshardy war zu Marcof's Unterstützung herbeigeeilt. Die Sansculotten, in der Ueberzeugung, daß den Chouans eine zahlreiche Verstärkung gekommen sei, machten augenblicklich Kehrtum,

Digitized by Google

und stürmten in wilder Flucht durch den hinteren Theil des Hauses in den Garten hinaus.

Marcof und Boisbardy ihrerseits liefen zu ihren Pferden, schwangen sich auf dieselben und sprengten im wilden Laufe davon. Keiner hatte den noch immer betäubten Carfor vor sich auf dem Sattel liegen.

Nach einer Weile rief Boisbardy fröhlich: „Das war eine schöne Nacht, ich glaube, die Marat-Kompagnie wird ihrer gedenken. Ihr seid doch nicht verwundet, Marcof?"

„Ich glaube nicht."

„Gott sei Dank! Und Du Keiner?"

„Ich," versetzte der Bretagner, „bin gar nicht im Gedränge gewesen, Marcof hat Alles allein gethan."

„Sprich nicht so!" rief lebhaft Marcof. „Du hast Deine Schuldigkeit wie immer redlich gethan. Du hast mir wiederum einmal das Leben gerettet, und Du warst es, der Carfor gefangen."

„Ja, und dies Mal werde ich ihn nicht entwischen lassen."

„Du hast Recht, mein Junge," sagte Boisbardy lächelnd. „Wenn wir doch nur zweitausend solche Leute in unsern Reihen hätten, wie wir drei sind, so würden wir in acht Tagen vor Paris stehen. Indessen sind wir jetzt schon ziemlich weit von Nantes, wohin wollen wir?"

„Nach St. Etienne zu unserem Vertrauten," sagte Marcof.

„Aber das sind ja sechs Meilen von Nantes."

„Das schadet Nichts. Wir müssen ja unsern Gefangenen an einen Ort bringen, wo wir wissen, daß er gut aufgehoben ist."

„Schon gut; und morgen kehren wir nach Nantes zurück?"

„Ja, und wir werden Philipp retten, denn jetzt verspreche ich Dir mit Sicherheit den Erfolg unserer Unternehmung. Pinard ist der rechte Arm Carriers, Pinard weiß Alles, und beherrscht Alles in Nantes, Pinard durchsucht die Gefängnisse nach seinem Belieben, er verurtheilt und verzeiht, ganz wie er will, Pinard wird uns demnach alle nur mögliche Nachweise verschaffen, und uns die Mittel an die Hand geben müssen, Philipp aus dieser Bandlenhöhle zu befreien."

„Ja, wenn er sprechen will."

„Er? Er hat schon einmal versucht, mir keine Antwort auf meine Fragen zu geben, und hat darauf die Strenge meines Zorns fühlen müssen. Nur ruhig, er wird schon sprechen, wenn ich es haben will."

(Fortsetzung folgt.)

Vor den Assisen.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Der Arzt untersuchte eben die Wunde, welche von Tante Luson am Weiterbluten verhindert worden war, und erklärte, daß in dem Körper des Verwundeten noch Leben sei, als Konstantin eintrat.

Die Männer begrüßten sich stumm und aller Augen und Aufmerksamkeit waren in diesem ernsten Momente, in welchem sich das Urtheil über zwei Menschenleben entscheiden sollte, des Verwundeten und seines Mörders, dessen Strafe ja auch von dem Ausspruche des Arztes, vielleicht jetzt lediglich von dessen Geschicklichkeit abhing, nur auf die Handlungen dieses alten, ernsten Mannes gerichtet, der seine Manipulationen mit der allen Aerzten so häufig eigenen Kälte und Ruhe vornahm.

Als aber der Körper des Verwundeten noch immer kein Lebenszeichen von sich geben wollte, da wendete sich der Gerichtsbeamte an Konstantin und ersuchte diesen um Mittheilung des unseligen Ereignisses.

„Sie sehen mich hierzu ganz unfähig, mein Herr!" erwiderte dieser. „Ich selbst bin über das Unglück, welches über uns, wahrlich und auch buchstäblich über Nacht hereingebrochen ist, vollständig im Dunkeln. Ich schlief in meinem, nach der Straße zu liegenden Zimmer, als ich durch einen entsetzlichen Hülferuf geweckt wurde. — Ich warf, wie Sie sehen, nur meinen Schlafrock über, eilte durch die Zimmer bis dahin, wo ich schreien hörte und erkenne nun die Stimme jener alten Dame, welche Sie dort sehen, der Schwester des Gemordeten. Ich eile in das hier anstoßende Kabinet, finde dort den Leichnam auf der Erde ausgestreckt, blutend aus einer tiefen Brustwunde — sehe die alte Frau sich über der Leiche schreiend und jammernd winden — sehe daneben meine Braut, einer Marmorstatue ähnlich, knieen, und ihre weißen Nachtkleider von Blut überströmt, sehe meine Schwester neben dem offen stehenden Fenster in starrer Ohnmacht liegen, in die Decken ihres Bettes eingehüllt, und bemerke deutlich für einen Moment das mir fremde und nicht genau zu unterscheidende Gesicht eines jungen Mannes außerhalb des Fensters, die Scene überschauen und schnell wieder verschwinden. Schrecken und Entsetzen hatten sich, besonders bei dem Anblicke, den mir der Zustand meiner Braut und Schwester verursachte, meiner Sinne bemächtigt, ich dachte nicht einmal daran, den im Garten befindlichen wahrscheinlichen Mörder verfolgen zu lassen, ich hob meine Braut empor und sobald ihr, als sie mit den unverkennbarsten Anzeichen des Schauders und gränzenloser Angst den Ort des Mordes floh, und bewußtlos in einem andern Gemach niedersank. Dies ist alles, was ich im Stande bin, Ihnen mitzutheilen."

Der Beamte verbeugte sich leicht und gab Befehl, daß man den Garten sogleich durchsuchen solle.

Unterdessen hatte sich die Vermuthung des Arztes, daß in Larmonds Körper noch Leben sei, bestätigt.

Der Verwundete hatte schon bei dem Verbande mehrmals durch schmerzhaftes Zucken Empfindung bewiesen, und als die Operation vorüber, öffnete er matt die Augen, ließ sie im Kreise umherschweifen und schloß sie wieder, gleichsam um sich über alles Geschehene und Empfundene ein klares Urtheil festzustellen. —

Seine alte Schwester kniete neben dem Bette, hielt seine linke Hand in der ihrigen, badete sie mit Thränen und Küssen und rief in höchster Freude und Rührung:

„Er lebt! er lebt! die alte Luson hat ihren Bruder, ihren einzigen Beschützer auf Erden wieder — sie steht nicht mehr allein! — Du lebst, mein guter Etienne. Du lebst, mein einziger Bruder, und Gottes und das weltliche Gericht möge den strafen, der Dein theures Leben bedrohte!! —“

Die Diener und Gerichtspersonen kamen jetzt zurück und meldeten, daß im Garten Niemand zu finden, daß die nach dem See führende Thüre wohl verschlossen sei und daß nur einige abgeknickte Zweige von im Wege stehenden Gebüschen Zeugniß gaben von dem Vorhandensein einer mit der Oertlichkeit nicht ganz vertrauten Person.

Vor dem Fenster des Kabinets war, offenbar verloren und beim Herabspringen oder bei der Flucht durch das Fenster herabgefallen, ein Messer gefunden worden, dessen scharfe, sichtlich gepflegte Schneide eine Scharte zeigte, wie sie durch Abschneiden von harten Gegenständen, oder besonders zähen Dingen sich erzeugt. —

Der Gerichtsbeamte bat nun den Arzt, daß er ihm eine Unterredung, oder wenn auch nur einige Fragen an den Kranken erlauben möge, welcher zwar noch immer mit geschlossenen Augen, jedoch mit hörbarem Athem und leisen Bewegungen der Lippen dalag.

Der Arzt zuckte die Achseln und trat zurück, dem Beamten Platz am Bette machend.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Briefe.

Paris, 11. Okt.

Der kaiserliche Prinz, auch das Kind von Frankreich genannt, wurde in der letzten Zeit gar respektwidrig von den radikalen Blättern behandelt, und der byzantinische Kultus, den man mit dieser jungen Persönlichkeit vor den spöttischen Pariserin trieb, hat natürlich die Pfeile, mit denen man die kaiserliche Familie überschüttet, nur noch geschärft. Man findet es deßhalb von anderer Seite angemessen, etwas für die Rehabilitation des kaiserlichen Kindes zu thun, das mehr noch durch die ungeschickte Servilität des Hofgesindes, als durch eigenes Verschulden so völlig zur unrechten Zeit unpopulär geworden ist. So erzählt jetzt ein Chroniqueur der Liberte, der Panoptes zeichnet, daß der Prinz einen höchst aufgeweckten Geist, aber dabei höchst drollige Einfälle besitze und seinem Gouverneur, dem alten, etwas barschen und martialischen General Froffard, manchmal keine geringe Last mache. In der ersten Zeit habe dieser, um seines erlauchten Zöglings Herr zu werden, als letztes Mittel immer die Drohung angewendet: „Monseigneur, nehmen Sie sich in Acht; wenn Sie dies thun, so lasse ich es morgen in den Moniteur setzen.“ Jetzt bedarf es aber des Moniteur nicht mehr, der früher nie seine Wirkung auf den Prinzen verfehlt. — Als Kuriosum wird ferner angeführt, daß kürzlich ein bei Hofe wohl angeschriebener Bildhauer eine Statue des jungen Herkules, wie er zwei Schlangen erdrückt, ausgeführt hat. Der junge Herkules, der bereits im Tuilerien-Garten aufgestellt ist, trägt aber unverkennbar die Züge des kaiserlichen Prinzen, und in den beiden Schlangen erblickt Jedermann die Ungeheuer der Anarchie und des Unglaubens, welche der künftige Napoleon IV. mit seinen Händchen erwürgen soll. Der kleine Herkules wird gegenwärtig viel bewundert und noch mehr belacht.

Timothee Trimm erzählt in dem kleinen Moniteur eine unterhaltende Geschichte von der Schlauheit eines ehrsamen Mitgliedes der geheimen Sicherheitspolizei. Die Polizei-Präfektur hatte Auftrag erhalten, eine Frau und deren Tochter ausfindig zu machen, die lange im größten Elende gelebt hatten und zuletzt völlig verschollen waren. Es handelte sich darum, diese Unglücklichen in den Besitz einer Erbschaft von 500,000 Frcs. zu setzen, die ihnen aus der Ferne zugefallen war. Oeffentliche Aufforderungen hatten zu nichts geführt, und so wurde ein junger, gewandter Agent endlich mit der speziellen Mission beauftragt, die Erben aufzuspüren. Er erbat sich 14 Tage Zeit, und nach Ablauf dieser Frist nochmals 14 Tage und dann noch einen ganzen Monat. Sein Vorgesetzter machte ihm über seine Ungeschicklichkeit Vorwürfe; er verstehe seine Sache nicht. „Gut“, versetzte der Agent, „ich ziehe mich zurück; allein ich erlaube mir die Anzeige, daß vor acht Tagen ich mich mit der Tochter vermählt habe, und bitte daher um Auszahlung der 500,000 Frcs. und um meinen Abschied.“

Jemand ein Kauz hat, um die schlechte Meinung, welche der Pariser vom Auslande hat, darzuthun, eine kleine Blumenlese der für gewisse soziale Untugenden dem Bewohner der Weltstadt geläufigen Metaphern zusammengestellt. In der Pariser Umgangssprache heißt der Uebervortheiler im Geschäft Jude, der Wucherer Araber, der in gewissen Spezialitäten exzellirende Dieb Amerikaner, der ungeschliffene Grobian Savoyard, der Tölpel Wälscher, der Trunkenbold Pole, der Landstreicher Böhme (oder Zigeuner), der Thürsteher Schweizer, der bezahlte Klatscher Römer und der falsche Spieler Grieche. Auch der Chinese hat in der Pariser Sprache einen sehr niederen Kurs. Wenn aber in dem übrigen Frankreich von einem Tagdieb die Rede ist, so heißt es: „Er ist ein Pariser!“

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

In Europa hat das Gesetz mit der Romantik sehr wenig zu thun; mehr in Amerika, wie die folgende Begebenheit, welche einen interessanten Einblick in die Rechtsverhältnisse der Vereinigten Staaten thun läßt, zeigt. Ein junges Ehepärchen wohnte voriges Jahr in einem New-Yorker Hotel. Die Gattin, welche ihren Mädchennamen erst vor zwei Jahren mit dem ihres Gatten vertauscht hatte, traf hier einen ehemaligen Bekannten Namens Gebhard, frischte die Bekanntschaft in einer Art und Weise auf, wie es sich für eine Frau Nicholls nicht paßte, und schiffte sich mit ihm eines hübschen Morgens im schönen Monat Mai auf dem Dampfer Smith nach Falmouth ein. Daß die freiwillige Helena nicht vergaß, das Sümmchen von 100,000 Dollars, welches ihr gehörte und unter ihrer Verwaltung stand, mitzunehmen, versteht sich von selbst. Von Falmouth ging die Reise nach London und von hier nach Paris, wo die Beiden überall als Mann und Frau auftraten. Vor wenigen Monaten kehrte das Pärchen nach New-York zurück, ohne daß Hr. Nicholls etwas davon gewahr wurde, setzte sich mit einem berüchtigten Winkel-Advokaten in Verbindung, und erwirkte durch diesen eine gerichtliche Ehescheidung auf Grund „Ehebruchs Seitens des Mannes mit einem unbekannten Frauenzimmer". Auf welche Weise der betreffende Ehescheidungsprozeß geleitet wurde, und wie die vorgeschriebene „öffentliche Vorladung" des Herrn Nicholls durch zwei obscure Zeitungen geschah, die Niemand zu Gesichte bekommt, als Lumpenhändler und Trödler, brauchen wir nicht lange zu erzählen; genug, das Gericht erkannte auf Ehescheidung, und bestimmte, daß die Klägerin wieder heirathen dürfe, nicht aber der ehebrüchige Verklagte. Tags darauf, am 13. Juli, ließen Hr. Gebhard und Frau Nicholls sich durch das Band der Ehe verbinden. Nicholls, welcher von allem Diesem erst nach Vollziehung der Ehe Kunde erhalten hatte, scheint sich in der ihm angelegten Zwangsjacke des Strohwittwerstandes nicht behaglich gefühlt zu haben; er beschloß, dem schlauen Paris seine Beute zu entreißen, und legte die Thatsachen dem obersten Gerichtshofe vor. Dieser kassirte nach angestellter Untersuchung das Ehescheidungs-Urtheil, erklärte die Heirath mit Gebhard für ungiltig und setzte Herrn Nicholls in seine ehelichen Rechte wieder ein.

Wie ein englisches Blatt meldet, hat man unlängst bei Arezzo (Arretium, eine der zwölf etruskischen Bundesstädte) eine interessante antiquarische Entdeckung gemacht. Herr Francesco Leoni, ein gelehrter Archäologe dieser Stadt, stieß bei einer Ausgrabung auf ebenem Grunde in der Nähe derselben auf einen kleinen etruskischen Tempel, und in dessen Zelle fand man gegen 200 kleine Idole von Bronze und Kupfer, eines von Silber. Sie waren im Kreise aufgestellt und meistens nackte Figürchen mit eng an einander stehenden Beinen und fest an den Körper angelegten Armen, jedes mit einer spitzen Mütze auf dem Kopfe. Viele derselben standen in kleinen Töpfen, welche gerieben einen starken Petroleumgeruch von sich gaben. Außerdem fand man in der Zelle mehrere goldene, silberne und bronzene Ringe, Amulette, kleine Steine mit symbolischen Figuren, einen steinernen Löffel, Becher, Bilder von Hähnen, Löwen, Hunden und anderen Thieren, auch eine sehr schön gearbeitete goldene Schnalle. Mehrere Bronzestücke scheinen auf ein Alter zu deuten, wo es noch kein gemünztes Geld gab.

Wenigen nur dürfte das Schicksal von Byron's Herz bekannt sein. Nach dem Tode des Dichters in Missolunghi (1832) wurde sein Leichnam einbalsamirt und nach England gesandt, sein Herz aber von den Griechen herausgenommen und in ein silbernes Kästchen gelegt. Vier Jahre später, nach der Belagerung von Missolunghi, bahnte sich eine Ausfalls-Abtheilung, welche die Reliquie mit sich führte, mit großen Opfern an Menschenleben einen Weg durch die türkischen Truppenlinien; aber das Herz ging während des Marsches durch die Sümpfe verloren.

Auch geistliche Würden sind in Amerika schon auf Frauen übergegangen. In Jowa fand unlängst, wie dortige Blätter melden, eine Heirath Statt, bei welcher eine „Geistlichin" den ehelichen Knoten schürzte und darauf nicht versäumte, dem Bräutigam den offiziellen Kuß zu geben.

Bei den Erdarbeiten auf der Linie Kursk-Charkow ist in der Nähe von Kursk ein ganzes Mammuthskelet gefunden worden.

Auflösung des Räthsels in Nr. 233:

Edelweis.

Richtig gelöst von A. D. und Em. Sundheimer in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

19. Okt. 1386. Feierliche Einweihung der Hochschule in Heidelberg.

„ 1844. Gründung der ersten deutsch-katholischen Gemeinde in Schneidemühl.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 243 Mittwoch, 20. Oktober 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Während sich so Marcof mit dem Anführer der Royalisten unterhielt, war Pinard allmälig wieder zur Besinnung gekommen. Seine Lage war eine zu kritische, als daß ihm nicht gleich mit dem zurückgekehrten Bewußtsein auch das Verständniß seiner gegenwärtigen Lage zurückgekehrt wäre. Er öffnete die Augen und sah über sich das Gesicht Keinec's, rechts und links Boishardy und Marcof, doch machte er keine Bewegung, sondern blieb wie todt vor Keinec liegen.

Bald hatten die Reiter ein niedriges Haus erreicht, durch dessen Läden trotz der späten Zeit noch Licht schimmerte. Ein alter bretagnischer Bauer empfing die Drei auf der Schwelle und sein Gesicht drückte die lebhafteste Freude aus, als er die Ankömmlinge erkannte.

„Wir können doch bei Dir bleiben? und Du hast wohl auch ein sicheres Plätzchen für einen Gefangenen?" fragte Marcof.

„Ja wohl, doch was ist's mit dem Gefangenen?"

„Wir haben ihn diese Nacht in Nantes gemacht, es ist Pinard, der Lieutenant Carriers."

„Oh," rief der Greis, dessen Augen Funken sprühten, „Dank Euch, wenn der Schuft noch lebt. Ich kann ihn dann auch tödten, wie er meinen Bruder und meine Tochter gemordet hat."

„Vielleicht können wir Dir diesen Trost gewähren."

Die drei Männer traten ins Haus, wo Keinec in dem ersten Zimmer Pinard auf einen Stuhl legen wollte, woran ihn jedoch Marcof verhinderte.

„Nicht hier!" sagte er. „Laßt uns in den Keller gehen."

Marcof nahm ein Licht und führte Beide dorthin, wo er Keinec hieß, Pinard's Hände auf den Rücken zu fesseln, und ihn an einen der dort befindlichen Haken zu binden.

Keinec beeilte sich zu gehorchen.

„Ah," rief er, als er die Hände des Elenden band, „Carfor trägt noch die Narben an sich von dem Besuch, den wir ihm in der Todtenbucht machten. Wir können dasselbe Mittel heute anwenden."

„Nein, wir werden ein anderes versuchen," versetzte Boishardy.

„Ja wohl, ein anderes," rief Marcof, „und es wird sicher seinen Zweck nicht verfehlen. Carfor wird uns die Mittel verschaffen, daß wir uns rächen und unser Ziel erreichen können. Er wird uns helfen, Carrier zu erwischen und Philipp zu befreien oder, bei meinem Seelenheil, er soll alle Qualen der Hölle erdulden. Vorwärts Keinec, nimm Deinen Dolch, und kitzele den Schuft, damit er vollständig zu sich kommt!"

„Keinec nahm den Arm Carfor's und ritzte ihn mit dem Dolch, bis derselbe einen Schrei ausstieß.

„Aha, er kommt zu sich!" rief Marcof.

„Ja wohl," sagte derselbe, „ja wohl, ich sehe und höre Dich, Marcof, aber wisse wohl, daß, wenn ich auch in Deiner Gewalt bin, mein Wille mächtiger ist als der Deinige, Du kannst mich dieses Mal tödten, aber zu antworten, wirst Du mich nicht zwingen. Ich habe schon ein Mal die Qualen ausgehalten, welche Du mir auferlegtest, heute wird aber mein Geist den Schmerz ertragen und mächtiger sein als mein Körper."

„Ich glaube gar, der Schuft spricht von seinem Geist," sagte lächelnd Marcof. „Er will uns wohl gar herausfordern. Nun wohl, wir wollen sehen, wie lange er es aushält. Du aber, Keinec, hole eine Kohlenpfanne und ein Stück Eisen."

„Was wollt ihr machen?" fragte Boishardy.

„Dasselbe Mittel anwenden, welches die Jäger auf Ceylon zur Zähmung von Elephanten benutzen. Man macht mit einem glühenden Eisen eine offene Wunde in den Hals des Thieres, und in diese wird ein dem Sporn ähnliches Eisen gesteckt. Das Mittel, ist sehr gut, denn es schadet weder der Gesundheit noch den Kräften und der Schmerz ist unerträglich."

Boishardy machte eine Geberde des Abscheus; Marcof zuckte mit den Achseln.

„Wir haben wenig Auswahl unter den Mitteln," sagte er „und doch ist es nöthig, daß dieser Mensch lebt und spricht, besonders daß er gleich auf unsere Fragen antwortet."

„Und meint ihr, daß er spricht?"

„Wir wollen sehen."

XXXVII.

Während derselben Zeit, wo sich Marcof, Boishardy und Keinec mit Pinard im Keller befanden, um

denselben zu zwingen, zu ihrem Willen zu sein, bereiteten sich in Nantes neue und wichtige Ereignisse vor.

An diesem Abend gab der Prokonsul, wie jeden Abend, seitdem er zur prokonsularischen Macht gelangt, den reinen Patrioten und ihren Geliebten ein schwelgerisches Mahl. Auch der Abgesandte des Wohlfahrtsausschusses, Bürger Fouqueray, befand sich unter den Gästen. Schon war es zwei und ein halb Uhr Morgens, und die Anwesenden fast alle im Zustande der höchsten Ausgelassenheit, nur Diego allein hatte sein kaltes Blut bewahrt.

Neben Hermosa sitzend, besprachen Beide ihre Angelegenheiten und über ein Mittel, sich Pinard's und Carrier's zu entledigen, um das Vermögen Loc Ronans allein genießen zu können.

„Sei ruhig," versetzte Diego auf Hermosa's Bedenken, „diese Beiden sind nur Maschinen, deren ich mich bediene, das nöthige Räderwerk, um mein Werk in Gang zu bringen, aber ein Mal ans Ziel gelangt, zerbreche ich die Räder und werfe sie bei Seite. Ein Mal des Marquis Geld in der Hand, sind wir Beide in einer Stunde nicht mehr in Nantes."

„Ja, wenn wir es nur hätten."

„Sei außer Sorgen, mein Plan ist fertig und wir werden das Geld theilen. Sei nur gerade jetzt liebenswürdiger als je gegen Carrier. Doch jetzt muß ich gehen, es ist schon spät und ich langweile mich in dieser Gesellschaft. Morgen werde ich Dir melden, was ich ausgerichtet, denn morgen werde ich den zweiten wichtigen Zug in diesem Spiele thun, und glückt er, so verlassen wir am Abend schon Nantes."

Die Beiden drückten sich heimlich die Hände, und Diego schlich sich aus der Gesellschaft fort.

(Fortsetzung folgt.)

Von den Assisen.

(Fortsetzung.)

Der Beamte legte seine rechte Hand zart und leise auf Larmond's auf der Decke liegende Linke und sprach vorsichtig und hellaut:

„Sind Sie im Stande, mich zu hören und zu verstehen, Herr Larmond? —"

Der Kranke öffnete langsam die Augen und blickte dem Beamten mit verglastem Blicke in's Gesicht. — Die Brust hob sich lebhafter, die Nasenflügel bewegten sich fieberhaft, um den Mund zogen krampfhafte Zuckungen, man sah, daß der Kranke ihn verstanden hatte und zu antworten sich bemühte. —

Der Arzt, diese Anstrengungen sehend, äußerte Besorgniß, daß sie ihm schädlich werden und eine Blutvergießung nach Innen hervorbringen könnten, da noch nicht festzustellen sei, wie tief die Wunde gehe und ob die Lunge bedeutend verletzt sei. — Jetzt öffnete der Kranke plötzlich den Mund und hauchte, auf den Beamten den Blick richtend:

„Frazen Sie!!"

Der Beamte sprach nun langsam und feierlich:

„Kennen Sie Ihren Mörder? —"

Eine entsetzliche Pause trat jetzt ein und Aller Herzen standen still, Aller Augen waren auf den Kranken gerichtet.

Ein Blick auf Konstantin, welcher am Fußende seines Bettes stand, schien in Larmond's Innern einen warmen, besseren Empfindungen Raum gebenden Eindruck gemacht zu haben, und man bemerkte, wenn man mit Herz und Seele auf seine Antwort harrte, wie es doch bei manchem der Anwesenden der Fall war, daß er sich bestrebte, eine verneinende Bewegung mit dem Kopfe zu machen — es mochte dem Sterbenden, für welchen er sich wohl halten mußte, dennoch ein letzter Rest redlichen Gefühles sagen, daß er diesem Momente schuldig sei, Claire's so schrecklich bedrohtes Lebensglück, ihre Freiheit und ihre Ehre durch ein Wort der Aufklärung, welche sie vom Verdachte vorsetzlichen Mordes reinigen konnte, wenigstens durch eine verneinende Bewegung zu retten, bis ihm so viel Kraft würde, den Hergang selbstanklagend zu schildern.

Aber noch war es ihm nicht gelungen, das angestrebte Zeichen zu machen, als plötzlich Anna angekleidet, bleich und einer Leiche ähnlich, hereintrat, an ihres Bruders Hals stürzte und leise, doch laut genug, um von dem Kranken gehört zu werden, flüsterte:

„O Bruder! laß' uns dieses entsetzliche Haus verlassen, ich sterbe, wenn ich länger eine Luft athmen soll mit dem Schändlichen, der hier schuldbeladen mit dem Tode ringt. O Konstantin! jetzt entsinne ich mich — er war es und noch ein Teufel wie er — welche mich an's Fenster schleppten. Der Andere preßte mich, als ich schreien und nach Hilfe rufen wollte, an sich, daß ich beinahe erstickten mußte, und darüber das Bewußtsein verlor!"

„Was sagst Du?" rief Konstantin, jetzt eben so entsetzt wie vorher über das ganze Unglück, jetzt über die Mittheilung, welche ihm das erste Licht über den unglücklichen Vorgang gab — „Er — er hätte —"

„Lüge!! Lüge!!" klang es nun plötzlich in heiseren, mit furchtbarer Anstrengung hervorgestoßenen Tönen von des Sterbenden Lippen. —

Er hatte Alles gehört!

Ob mit dem gewöhnlichen menschlichen Gehörorgane, ob durch der Seele angestrengte Kraft, ob der Athem dieses Mädchens, ihre Anwesenheit, einen geheimen Magnetismus auf den Unglücklichen übte — wer kann es wissen — genug ist, er hatte jedes Wort verstanden und die darin enthaltene Anklage gegen ihn, der Haß, der sich in Anna's Worten für ihn aussprach, die Furcht, die Geschwister könnten ungehindert abreisen,

Anna ihn verlassen auf Nimmerwiedersehen — sie könne bald, vielleicht, noch ehe er an dieser Wunde gestorben, vergessen und glücklich werden in eines Anderen Armen, all' diese Ideen durchkreuzten mit Blitzesschnelle sein Gehirn und entzündeten es zu dem schrecklichsten Akt der Rache! —

Larmond's Herz schwoll an von Gift und Rachegefühl, — seine körperlichen Schmerzen steigerten die Wuth — und als das unerbittliche Geschick, welches dieses Hauses Untergang und Unglück beschlossen zu haben schien, in diesem Augenblick es wollte, daß die Thür seitwärts sich öffnete, und Claire in weißem Kleide, noch selbst bleich wie der Tod, mit herabhängenden Haaren hereintrat — mitleidig besorgt und den ersten Moment der Wiederkehr ihrer Besinnung benutzend, um nach dem Verwundeten zu sehen, dessen Rückkehr zum Leben man ihr berichtet hatte, wodurch ihr die entsetzliche Last von der Seele genommen wurde, welche in dem Begriffe Mörderin lag, als sie an sein Bett neben Konstantin und Anna hintrat, da raff'te der Sterbende plötzlich alle seine Reste von Kraft zusammen, hob den Arm, nach den drei Vereinigten deutend und stieß gewaltsam die Worte hervor: „Dies ist meine Mörderin!!"

Sein Haupt sank hierauf zurück, man hielt ihn für todt.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Briefe.

Paris, 18. Okt.

Wer heute ein Geschichtsphilosoph oder ein Moralist von ehrenem Schlage wäre, der könnte die soziale Geschichte Frankreichs in diesem Augenblicke nicht anschauen, ohne zu bedenklichen historischen Parallelen mit dem Jahre 1847, dem Vorabende des Sturzes der Orleans, zu gelangen. Damals, wie heute, war alle Welt voll von unnatürlich grausigen Verbrechen, ich erinnere nur an die blutrünstige Geschichte des Herzogs von Praslin, und damals, wie heute, waren es die sogenannten höheren Klassen der Gesellschaft, welche dem Volke ein ekles Beispiel innerer Fäulniß, um nicht zu sagen moralischer Verworfenheit, darboten. Steht Demjenigen eine ernstere Sprache an, der einen Rückblick thut auf durchlaufene Jahre, so wird dem Chronisten der Gegenwart, der keine Handlung mit langem Athemzuge zu schildern hat, ein leichterer Ton zur Pflicht.

Lassen Sie sich also erzählen, was heute das noble Faubourg sowohl wie die Klubs der Finanzwelt und die Leserkreise des „Petit Journal" gleich angelegentlich beschäftigt. Fast möchte ich, wie im Märchen, beginnen: „Es war einmal ein Kürassier-Oberst, der hatte eine junge, schöne und vor Allem lebenslustige Frau. Diese Frau war wohl gelitten bei allen Damen des tief-blau-geaderten Faubourg St. Germain, und mit ihren Pflichten beim Beichtvater war sie niemals im Rückstande. Wie alle jung verheiratheten Damen der feinen Welt, liebte sie es, dem sogenannten „guten Tone" zu folgen, und dieser „gute Ton" erheischte gerade jetzt von jeder „femme honnête": sie habe möglichst in Sprache, Kleidung und Gesten jenem Theile der weiblichen Gesellschaft Konkurrenz zu machen, dem obiges französisches Epitheton nicht zuerkannt werden könnte.

„Es geschah dies unzweifelhaft in dem humanen Bestreben, die Männerwelt den Netzen der modernen Aspasien zu entreißen, indem man ihnen in Salon und Boudoir, so gut es anging, dasselbe bot, was für sie gerade den Reiz jener Damen der Viertels- und Achtelswelt ausmach'e. Das große Publikum sah aber von ferne diese menschliche Absicht nicht, und gab jenen honnetten Frauen zum Unterschiede von den anderen den bezeichneten Namen der Cocodetten.

„Die Frau unseres Kürassier-Obersten galt also mit Recht oder Unrecht für eine Cocodette. Nun ist es aber Styl in der jungen Männerwelt jener Kreise, mit Damen von besonderem Renommée des Cocodettismus gewisse kleine, mehr oder minder platonische Verhältnisse zu unterhalten, die sich zunächst in einen eifrigen Briefwechsel zuspitzen, für welche man, was die Sprache anbelangt, gern von den Mustern der Frau von Savigné Abstand nimmt. Nichts stellte einen jungen Gandin, oder wie man ihn heutzutage im Gegensatze zu jenen Damen nennt, Cocodès, in der Achtung seiner Freunde höher, als wenn er, in einer Ecke des Jockey-, Mirliton- oder Bébé-Clubs sitzend, ein duftiges Billetchen zusammenfaltete, und durch die gern gezeigte Aufschrift errathen ließ, daß er mit Frau v. P., Frau v. G. oder sonst irgend einer anderen Dame en vogue einen vertraulichen Briefwechsel führen dürfe. Sehr oft wandten sich diese Damen auch selbst schriftlich an die elegante Herrenwelt, dann aber geschah es immer unter dem ehrenwerthen Vorwande einer Kollekte für eine Wohlthätigkeits-Anstalt, wie denn überhaupt die „Nächstenliebe" in diesen Dingen eine große Rolle zu spielen pflegte.

„Die Dame, von der wir sprechen, wir dürfen sie nennen, denn ihr Name ist in Aller Munde, die Gräfin Beaumont, einer der ersten Familien Frankreichs angehörend, machte von dieser Briefwechselregel keine Ausnahme. Auch sie besaß drei oder vier Kavaliere, die ihr im Interesse gewisser „guter Werke" schreiben durften, aber die junge Frau, indem sie die verschiedenen, in der Zukunft einst vielleicht kostbaren Autographien auffammelte, rechnete in dieser Sammelwuth ohne ihre Kammerjungfer. Zerline besaß nur einfachen, bürgerlichen Verstand und witterte in der Autographen-Sammlung Dinge, die, wie sie glaubte, ihr das Recht gaben, sich ihrer Herrin gegenüber gewisse Impertinenzen zu erlauben.

„Die Gräfin beugte sich nicht einmal immer dem Joche

Hymen's, viel weniger also dem ihrer Kammerjungfer. Letztere ward mithin eines schönen Tages fortgejagt, worauf sie sich gerades Weges zum Obersten Beaumont begab, um ihn, ein weiblicher Jago, auf ein gewisses Schubfach im Sekretär seiner Gemahlin besonders aufmerksam zu machen. Wie immer in solchen Dingen, fiel der Rath nicht auf steiniges Erdreich, und der Graf, unter dem Vorwande, einen seiner Schlüssel verloren zu haben, suchte und fand gar bald den zur Autographensammlung seiner Frau. Sein Erstaunen war nicht gering, als er darin die Blüthe des französischen und auswärtigen Adels vertreten fand. Seine Aufmerksamkeit ward zunächst gefesselt durch eine Reihe von Schriftstücken, die aus der Feder des 23jährigen Vicomte Hallez-Claparede geflossen waren. Einer dieser Briefe schien besonders dadurch merkwürdig, daß der jugendliche Briefsteller darin erklärte: „„Er wolle gern der Gräfin alles zu Füßen legen (es war natürlich von einem „guten Werk“ die Rede), was sie von ihm verlange, nur bedinge er sich aus, daß, wenn er komme, weder der „Gendarm“, noch der „Credeo“, noch endlich „la tête de Veau“ gegenwärtig seien.““ Es ist kurios, aber diese geschmackvolle Phrase blieb kein Geheimniß und der Jock y-Klub, wenigstens in jener Ecke, die man das Camp de Chalons nennt, weil sie nur von Offizieren frequentirt wird, war einstimmig der Ansicht, daß, selbst ohne zu wissen, auf wen sich direkt das „Tête de Veau“ beziehe, ein so figurenreicher Styl nur mit dem Degen in der Hand entziffert werden dürfe. In der That zögerte auch Beaumont nicht lange. Der junge Vicomte ward gefordert und heute liegt er, mit einem Stoß durch die Lunge, so schwer verwundet darnieder, daß man an seinem Aufkommen zweifelt. Dies war aber erst das Vorspiel. In den Collectaneen der Gräfin hatten sich auch Dokumente gefunden, welche die Unterschrift eines Mannes trugen, der den diplomatisch-berühmtesten Namen unseres Jahrhunderts führt. Es war vielleicht ein schlauer Schachzug der österreichischen Staatskanzlei, daß sie vor Jahren gerade an den Hof der Tuillerieen einen Botschafter entsandte, der darauf Anspruch machen konnte, in gewissem Sinne für einen Antinous zu gelten; Diplomat war er bekanntlich nur dem Namen nach. Nun hatte aber Graf Beaumont geschworen: „Wer in der Sammlung, muß an die Klinge“, und so wurde denn der Botschafter, als er gerade fern von Paris sich in tiefen Meditationen über die Güte der diesjährigen Krescenz des Johannisbergs erging, mit einer Forderung überrascht, für die es kein anderes Tribunal als die Mensur gab. Man versichert allerdings, daß diplomatischerseits Alles aufgeboten wurde, den Handel gütlich beizulegen, aber Graf Beaumont bestand aus mehr als einem Grunde unerbittlich auf seiner Forderung. Man darf also erwarten, binnen Kurzem noch zwei oder drei andere Duelle diesen beiden ersten folgen zu sehen, und es ist ziemlich wahrscheinlich, daß diese mehr oder minder blutigen Ereignisse der Sammelwuth unserer Cocodettes, für einige Zeit wenigstens, Einhalt gethan haben werden, so daß selbst Duelle, freilich nur ausnahmsweise, etwas Gutes haben können.“

Mannigfaltigkeiten.

Aus London wird vom 7. Okt. gemeldet: Das aus Australien importirte Fleisch hat trotz seiner guten Eigenschaften hier noch keinen rechten Eingang gefunden, und selbst die unteren Klassen kaufen lieber Fleischabfälle, als daß sie ihre Vorurtheile gegen die eingeführte Waare überwinden. Eine Gesellschaft, welche frisches gekochtes Rindfleisch in Zinnbüchsen einführte, hat vor wenigen Tagen ihre Zahlungen einstellen müssen, und eine andere beklagt sich gleichfalls über die Schwierigkeiten, die sich ihr bei Einführung ihrer Waare in den Weg stellen. Die letztere ist jetzt auf den Plan verfallen, Handwerkerfrauen Unterricht in der einfachen Kochkunst geben zu lassen, und gestern fand ein Diner Statt, bei dem etwa hundert Handwerker von ihren Frauen mit selbst gekochten Fleischspeisen, welche die Gesellschaft zu diesem Zwecke hergegeben hatte, bewirthet wurden. Die Leute schienen mit dem Ergebniß befriedigt und verpflichteten sich nachher, dem australischen Fleische für sechs Wochen eine bestimmte Stelle in ihrem Küchenzettel anzuweisen.

Eine große Schicht versteinerter Muscheln von Thieren der Urwelt ist bei Saratow gefunden worden. Das Innere dieser Muscheln enthält prachtvolle Kupferkieskrystalle, aus denen man Kupfer zu gewinnen hofft. In wissenschaftlicher Hinsicht ist dieser Fund dadurch wichtig, daß viele Muscheln so gut erhalten sind, daß man genau die Gestalt der Schalthiere, denen sie einst angehörten, wird bestimmen können.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 234:

Kassel.

Richtig gelöst von A. A., Ew. Sandheimer in Aschaffenburg und Adolf B... in Bamberg.

Geschichtskalender.

20. Okt.	1740.	Maria Theresia besteigt den Thron als Königin von Ungarn und Böhmen.
„	1860.	Kaiser Franz Joseph gibt das sogen. Oktoberdiplom.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 244 Donnerstag, 21. Oktober 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Diezo stieg die Treppe hinab und durchschritt den Hof, als ihm aus der Wachtstube am Thor ein fürchterlicher Tumult entgegenscholl. Er trat hinzu, um zu schauen, was es gäbe. Einige dreißig Sansculotten umringten einen armen zitternden Menschen, und waren im Begriff, denselben vor das Haus zu schleppen, und an einen Laternenpfahl zu henken. Der also Bedrohte war der Wirth Nicoud. Derselbe war auf Pinard's Geheiß auf der Wachtstube geblieben, um dessen Rückkehr abzuwarten. Doch Pinard kam nicht. Statt seiner erschienen nach Verlauf von etwa zwei Stunden die acht oder zehn Sansculotten, welche sich bei dem Gemetzel in Nicoud's Kneipe durch die Flucht gerettet hatten. Als der erste Augenblick des Schreckens vorüber war, schämten sich die Bursche vor sich selbst über ihr feiges Ausreißen. Sie kehrten um, doch die Chouans waren bereits verschwunden und keine Spur mehr von ihnen zu sehen noch zu hören. Die Sansculotten sahen ein, daß jedenfalls Carrier auf irgend eine Art von dem Vorgefallenen unterrichtet werden müsse; doch wußten sie auch, daß der, welcher der Erste dem Prokonsul die Unglückskunde überbrachte, in Gefahr war, augenblicklich niedergemacht zu werden. Langsam und trübgestimmt begaben sie sich also nach Carrier's Wohnung. Als sie da in die Wachtstube traten, um ihren Kameraden das Geschehene mitzutheilen, erblickten sie den Kneipenwirth, und plötzlich erscholl wie aus einem Munde der Ruf: Nicoud sei ein Verräther, Nicoud habe mit den Chouans unter einer Decke gespielt und die Sansculotten in seine Kneipe gelockt. Vergebens betheuerte der arme Wirth seine Unschuld; man hörte ihn nicht.

„Nieder mit dem Verräther! an die Laterne mit ihm!" brüllte der wüthende Haufen. Die Sansculotten glaubten, indem sie Nicoud opferten, könnten sie dem Prokonsul gleich von einem Akt vollzogener Rache erzählen und den Zorn desselben von sich ablenken.

Fouqueray trat zwischen die brüllende Menge und fragte, was der Lärm bedeute. Der arme Teufel von Wirth glaubte einen Rettungsengel zu erblicken, und stürzte demselben flehend zu Füßen. Einige von den Sansculotten erzählten dem Abgeordneten des Pariser Wohlfahrtsausschusses in Kürze, weßhalb sie Nicoud henken wollten. Als Diezo die Ereignisse der Nacht vernahm, erbleichte er. Er begriff augenblicklich, daß nur ein einziger Mensch so viel Verwegenheit besitze, einen solchen Streich zu wagen und Muth und Kraft genug, um einen solchen Streich auszuführen. Das war nur Einer fähig, und dieser Eine war: Marcof von St. Malo.

„Marcof in Nantes!" Dieser Gedanke war mehr als hinreichend, den Abgeordneten des Wohlfahrts-Ausschusses erbleichen zu machen. Er stand einen Augenblick wie versteinert. Doch schüttelte sein rascher Geist die Muthlosigkeit schnell wieder ab.

„Henkt den Kerl immerhin!" sagte er, „obwohl es klar ist, daß er nichts wußte!" Diese Worte waren kaum gesprochen, als der unglückliche Wirth auch schon den Strick um den Hals hatte und an dem Laternenpfahl baumelte.

„Das wird Euch als gute Einleitung bei Carrier dienen," sagte Fouqueray ruhig.

In der That hatte der Lärm draußen die Aufmerksamkeit des Prokonsuls auf sich gezogen und ein Adjutant eilte herbei, um nach der Ursache zu fragen.

„Laßt," sagte Fouqueray zu den Sansculotten, „ich will den Prokonsul selbst benachrichtigen."

Den feigen Burschen war dies ganz recht.

Der Bürger-Abgeordnete kehrte in den Salon zurück. Er trat gerade auf Carrier zu und sagte:

„Ich habe mit Dir zu sprechen."

„Von Geschäften?"

„Ja."

„Zum Teufel! laß mich in Ruh," rief Carrier, „das hat Zeit bis morgen."

„Nein," erwiderte Fouqueray, und indem er seine Lippen an des Prokonsuls Ohr legte, flüsterte er:

„Die Chouans sind heute Nacht in Nantes eingedrungen."

Carrier wurde weiß wie ein Leichentuch; seine Knie schlotterten, sein starrer Blick heftete sich wie flehend auf Fouqueray.

„Komm in Dein Kabinet," sagte dieser, „ich will Dir Alles erzählen."

Dort angekommen, erzählte ihm Diego Alles, was er eben gehört. Die Erzählung des Vorgefallenen setzte Carrier in namenlose Angst. Pinard, seine rechte Hand, entführt, mitten aus seinen Leuten herausgerissen und gewaltsam fortgeschleppt! Carrier fühlte sich bereits im Geiste ebenfalls gepackt und gefangen. Fouqueray vermehrte durch eine grelle Schilderung von Marcof's Tollkühnheit noch seinen Schrecken; denn als er die Memme recht mürbe gemacht, begann er die Vorsichts- und Sicherheitsmaßregeln auseinanderzusetzen, die zu ergreifen wären. Carrier's Brust athmete wieder freier auf.

„Bürger, Du gefällst mir," sagte er, „Du scheinst mir ein schlauer Patron. Da sich der alberne Pinard fangen ließ, willst Du seine Stelle?"

„Pinard's Stelle?" fragte Diego, „und worin bestand sie?"

„In der Inspektion der Gefängnisse."

„Dann?"

„Im Kommando der Marat-Kompagnie."

„Ferner?"

„In der Abfassung der Befehle und Dekrete, die er mir zur Unterschrift vorlegte."

„Das ist Alles?"

„Ja."

„Gut, ich nehme die Stelle an," sagte Fouqueray; „gib mir einige Blanketts mit Deiner Unterschrift und ich bürge Dir für das Uebrige."

„Du wirst über die Sicherheit meiner Person wachen?" fragte Carrier.

„Gewiß."

„Gut."

Carrier nahm fünf oder sechs Blätter Papier, setzte unten seinen Namen darauf und überreichte sie Diego. Dieser steckte sie mit anscheinender Ruhe in die Tasche.

„So, jetzt kannst Du getrost wieder in den Salon zurückkehren; ich nehme Alles auf mich."

Der Prokonsul nickte beifällig und eilte zu seiner schwelgerischen Gesellschaft zurück.

Fouqueray richtete sich triumphirend auf. Ein freudiges Lächeln flog über sein Gesicht.

„Viktoria!" rief er, „Viktoria! Alles geht vortrefflich. Pinard genirte mich, Marcof hat mich von ihm befreit. Was mir fehlte, waren vierundzwanzig Stunden unbeschränkter Freiheit zum Handeln, und die hab' ich jetzt. Auf, Diego! nütze die kostbaren Augenblicke!"

(Fortsetzung folgt.)

Vor den Assisen.

(Fortsetzung.)

Aber Niemand dachte daran, auch nur mit einer Bewegung dem Sterbenden zu Hülfe zu kommen, selbst seine Schwester hatte in diesem gräßlichen, durch die schauerliche Mordanklage zum jüngsten Gerichte für die Mörderin gewordene Minute keinen Blick für ihren Bruder, sondern sie und alle Anwesenden vermochten die Augen nicht von den drei so innig Verbundenen abzuwenden.

Larmond's krampfhafte Armbewegung hatte nicht deutlich und klar gemacht, welches der beiden jungen Mädchen er als seine Mörderin anklagte, und Jedes der Anwesenden war eher geneigt, Anna für die Unglückliche zu halten, da Niemand der tiefe Eindruck entgangen war, den ihr Erscheinen auf den Verwundeten hervorgebracht hatte.

Selbst Konstantin verlor in diesem bangen Moment jedes Vermögen einer richtigen Anschauung — ja, er vergaß, daß er Claire, von Blut überströmt, neben der vermeintlen Leiche angetroffen hatte — und gedachte nur des tiefen Hasses, den seine Schwester in letzterer Zeit gegen Larmond geäußert und die am späten Abende mit Anna und Larmond verlebte Scene im Pavillon, nach welcher Anna sich im tiefsten Abscheu von dem einstigen Beschützer und väterlichen Freunde, der an all' diesen heiligen, freiwillig übernommenen Pflichten zum Verräther geworden, getrennt hatte, trug schweres Gewicht in die Wagschale des Verdachtes, dem Konstantin in diesem Augenblicke erlag.

Mit bebenden Lippen, hochklopfender Brust, voll Verzweiflung in Ton und Haltung, rief Konstantin jetzt:

„Du, Anna!! Du! seine Mörderin?!!"

„Wer wagt dies zu sagen", rief plötzlich eine weiche, doch feste Stimme, welche alle Anwesenden tief erschütternd berührte, und selbst der Kranke öffnete die Augen und starrte nach Claire hin, denn sie war es, welche in die Mitte des Zimmers trat, sich stolz aufrichtete und sprach:

„Wenn hier die Rede sein kann und darf von einem Morde, wenn Nothwehr um das eigene Leben Mord genannt werden kann, so ist nicht Anna, dies schuldlose Kind, dieses Opfer nichtswürdigen Verrathes, die Mörderin, sondern — ich bin es — ich, Claire Florval, die Gebieterin dieses Hauses — die Braut dieses Mannes! —"

Und sie legte ihre Hand auf Konstantins Schulter und stützte sich fest auf ihn, um nicht dem Eindruck dieses Momentes zu erliegen!! —

Todtenstille herrschte rings umher, denn Niemand zweifelte daran, daß Claire die Wahrheit gesprochen hatte und nur der Gerichtsbeamte war im Stande, die Tragweite dieses Geständnisses zu ermessen.

Konstantin glaubte den Verstand verloren zu haben und einer entsetzlichen Hallucination preisgegeben zu sein. Mit beiden Händen faßte er sein glühendes Haupt, seine fieberhaft brennenden Augen starrten die geliebte Gestalt an, die sich ruhig in ihr Schicksal ergeben, einer vom Winde entwurzelten, gebrochenen zarten Pflanze gleich, an ihn anschmiegte — seine Kehle trocknete aus durch den glühenden Athem, der aus seiner Brust

emporstieg — und vermochte nicht einen Ton hervorzupressen.

Alle Anwesenden nahmen den innigsten Antheil an dem großen Schmerze, den drei junge, vor zwei Stunden noch so glückliche Menschenherzen hier empfanden und zürnten dem Sterbenden, daß er nicht widerrief, daß er nicht der Lebenden Glück bedachte im Augenblick, der ihn vor Gottes Richterstuhl berufen würde. —

Anna sank zu Claire's Füßen nieder, umschlang ihre Knie und erfüllte die Luft mit ihrem Jammergeschrei; denn von all' den Schrecken, die in so kurzem Zeitraum auf sie eingestürmt waren, überwog dieser Schmerz doch die vorherempfundenen tausendfach.

Selbst die alte Frau umschlang Claire und rief in Thränen aufgelöst:

„Glaubt es nicht! glaubt es nicht! Sie lügt! Sie ist ein Engel, sie hat es nicht gethan!! —"

Jetzt endlich fand Konstantin die Kraft der Besinnung und die Sprache wieder.

Mit einer Hast, die nicht zu schildern ist, ergriff er Claire's Hände und schrie:

„Widerrufe! widerrufe, Claire! Du weißt nicht, was Du gesprochen! Du opferst Dich, unbewußt, was solchem Geständnisse folgt, für einen Anderen. — Claire, Du tödtest Dich, mich und Anna, aus Großmuth, aus Edelmuth, vielleicht nur aus Mitleid, nicht wissend, daß vor dem Gesetze kein Unterschied des Standes, noch des Geschlechtes gilt, daß Du den Tod oder lebenslänglichen Kerker leiden würdest, wenn dieser Mann hier an der erhaltenen Wunde stürbe. Darum widerrufe! widerrufe! Es kann, es darf nicht sein! —"

„Ich kann nicht!" hauchte Claire aus todesbleichen Lippen; ich habe die schreckliche Wahrheit gesprochen. Ich war es, die in Nothwehr, im Kampfe um das eigene Leben, jenen Mann verwundet hat, und stirbt er, so hat Gott die Hand des schwachen Mädchens gelenkt, auf daß es Strafe brachte über das ruchlose Haupt des schändlichen Verbrechers, der im Begriffe war, Deiner Schwester Ehre zu rauben, der sie moralisch tödten wollte, wie Gott ihn durch meine schwache Hand physisch tödten, oder doch zur Ausführung seiner elenden Absicht unfähig machen ließ. Ich bin stolz auf meine Handlung — selbst wenn sie mir das Leben kostet, denn ich habe Dir die Schwester gerettet, ich habe weibliche Ehre aus den Krallen des Verrathes gerissen!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Jubiläum des großherzoglichen Hoftheaters in Darmstadt.

Am 7. November 1819 wurde das neuerbaute Großh. Hoftheater eröffnet. Die 50jährige Jubelfeier dieser Eröffnung ist eine moralische Pflicht des Kunstinstitutes, welches von jenem Moment an durch gehobene Thätigkeit und durch die Munificenz kunstliebender Fürsten in eine neue Aera rückte, zu Ansehen in ganz Deutschland und zur Bedeutung in der Kunstgeschichte gelangte. Die Hoftheater-Direktion hat sich, wie wir vernehmen, die Aufgabe gestellt, diese Feier nächstihn am 7., 8. und 9. November in würdigster Weise durch drei Festvorstellungen zu begehen, welche zugleich die Leistungsfähigkeit der gegenwärtigen Kunstkräfte und Kunstmittel darlegen sollen.

Zur Aufführung am 7. ist Spontini's „Ferdinand Cortez" bestimmt, dieselbe Oper, mit welcher die Vorstellungen im neuen Kunsttempel vor 50 Jahren begannen, ein Werk desjenigen Komponisten, der Ludewig dem I. zum großen Theile seine Berühmtheit in Deutschland verdankt. Der zweite Abend gehört dem Drama und seinem unsterblichen Meister Schiller; — um hierin Gediegenes und zugleich Neues zu bieten, soll „Demetrius", das herrliche Fragment des großen Dichters, von dem begabten Heinrich Laube glücklich ergänzt und ausgeführt, über die Bühne schreiten. Der dritte Abend endlich soll die neuklassische Richtung der deutschen Musik durch Aufführung der Oper „Jessonda" von dem mit Recht gefeierten Spohr vertreten. Diesen Vorstellungen geht ein den denkwürdigen Zeitabschnitt feierndes Festspiel, mit neuen Dekorationen und Maschinerien ausgestattet, voraus, welcher Glanz der Ausstattung sich selbstverständlich gleicherweise auch auf die drei genannten Vorstellungen erstreckt, — ein Prachtgewand, durch welches sich die Aufführungen der Darmstädter Hofbühne bekanntlich immer auszeichnen.

Die Festvorstellungen finden bei beleuchtetem Zuschauerraum Statt, sowie zugleich auch das Aeußere des Kunsttempels glänzend dekorirt und illuminirt erscheinen wird. Den Besuch der Gäste aus der Umgegend, der bei dem Dargebotenen wohl ein außergewöhnlicher werden dürfte, erleichtern die Eisenbahnzüge, welche nach den Nachbarstädten Frankfurt, Mainz, Worms, Heidelberg und Aschaffenburg dem Schlusse der Vorstellungen entsprechend eingerichtet sind.

Mannigfaltigkeiten.

Der neue Themsetunnel ist in der letzten Zeit so rüstig vorgeschritten, daß er der Hauptsache nach als vollendet betrachtet werden darf und seine Eröffnung für den Verkehr gegen Mitte des nächsten Monats in Aussicht steht. Von der Gesammtlänge, 1320 Fuß, sind nämlich 1280 Fuß fertig gestellt, und die übrigen 40 Fuß bis zum Schachte an dem südlichen Themseufer könnten bei dem jetzigen Fortschritte der Arbeit in etwa 4 Tagen vollendet sein, wenn der letztere Schacht

selber zur gehörigen Tiefe gediehen wäre. Bei seiner Anlage haben sich nämlich in Gestalt einer Kiesschicht, in der das Wasser reichlicher ist, als zu wünschen, einige Hindernisse eingestellt, welche ein nur langsames Fortschreiten möglich machten, da man der umliegenden Gebäude wegen keine Pumpen anwenden darf, sondern die Aushöhlung mit einer eigenthümlichen Schraube bewerkstelligen muß, welche möglichst viel Kies mit möglichst wenig Wasser zu Tage fördert. Das Endergebniß wird hierdurch nicht beeinflußt, nur dessen Erreichung verzögert. Der Verkehr zwischen den beiden Ufern wird durch einen Omnibus vermittelt, welchem seine Passagiere auf der einen Seite durch eine Hebemaschine zugeführt werden, während sie auf der anderen Seite mittels einer gleichen Vorrichtung wieder an die Oberfläche steigen. Die ganze Reise unter der Themse hin, die, nebenbei bemerkt, drei Minuten dauert, soll nur einen Penny kosten.

[Das Wörtchen „Ex".] Der kaiserlich französische Hof- und Familien-Demokrat Prinz Napoleon liegt in einem Prozesse mit seinem Schuster. Der Prinz hatte mit ihm aus irgend einer Ursache gebrochen, und ihm zu befehlen geruht, von seinem Schilde das prinzliche Wappen und den Titel „Hoflieferant" zu entfernen. Der ehrsame Meister kam dem Befehle in der Weise nach, daß er vor der genannten Bezeichnung das Wörtchen „Ex" anbringen ließ und so unter der Firma „Ex-Hoflieferant Sr. Hoheit des Prinzen Napoleon" das Publikum anzulocken suchte. Auf solche schnöde Weise von einem simplen Schuhmacher dupirt zu werden, war dem prinzlichen Gemüthe zu viel, und da in dieser schlimmen Zeit des Umsturzes leider die lettres de cachet abgeschafft sind, muß sich der erlauchte Herr begnügen, auf dem Wege eines gewöhnlichen Zivilprozesses sein vermeintliches Recht zu suchen. In den ersten Tagen des November gelangt die cause célèbre zur Verhandlung. Paris zittert vor Erwartung.

Aus Wien wird vom 15. Okt. geschrieben: Das Café Sandberger war vorgestern der Schauplatz einer Scene, die trotz der Erregtheit der dabei Betheiligten mit einem komischen Finale schloß. Ein eleganter Herr, der an einem Fenstertischchen des Café's Platz genommen, wird durch einen Dienstmann zu einer auf der Straße wartenden Dame gerufen, und, nachdem diese seiner ansichtig geworden, eilt sie, einen Knaben an der Hand führend, mit den Worten auf ihn zu: „Hier haben Sie, pflichtvergessener Vater, Ihr Kind!" Die fast geschrieenen Worte versammelten ein zahlreiches Publikum, das über den sich entschuldigenden Herrn seine Glossen macht, da er behauptet, nie das glücklich machende Vatergefühl empfunden zu haben. Nachdem beide Theile sich gehörig erregt, beginnt folgender Dialog: Sie: Sie haben, ehrloser Mensch, meine Nichte doch vor drei Jahren verführt? — Er: Ich war vor drei Jahren gar nicht in Wien. — Sie: Vielleicht leugnen Sie gar, der K. aus Kremsier zu sein? — Er (seine Karte zeigend): Ich heiße nicht K., sondern bin der Steueramtsrevisor M. aus Iglau, und jetzt lassen Sie mich ungeschoren. — Unter Lachen der Zeugen dieser Scene ging die Vatersuchende, die eine Aehnlichkeit zu dem Irrthume verleitet hatte, weiter.

Der „New-York Herald" bringt folgenden, die Zustände in Kuba charakterisirenden Brief eines ausländischen Kaufmannes aus Havannah: Zwei Damen, beide Spanierinnen — die eine aus Madrid, die andere längere Zeit in Kuba ansässig —, badeten zusammen an der Seeküste nicht weit von der Stadt und begannen über Politik zu sprechen. Die Madrider Dame sagte: „Ich hoffe, eines Tages zu sehen, daß die Regierung aus Aldama's Haus einen Stall macht. — „Und ich hoffe", erwiderte die andere, „Cespedes (den Rebellenchef) in dem Palast zu sehen, den jetzt de Rodas (der spanische General-Gouverneur) bewohnt." Kaum waren diese Worte den Lippen entflohen, als die Madriderin ihre politische Gegnerin bei den Haaren ergriff, untertauchte und wahrscheinlich ertränkt hätte, wären nicht Andere zu rechter Zeit dazwischen gekommen. Sich schleunigst ankleidend, eilte die patriotische Spanierin nach dem Palast, und als die andere Dame nach ihrer Behausung zurückkehrte, fand sie einen Beamten vor, welcher ihr den Befehl überbrachte, daß sie nebst ihrem Gatten und ihrer gesammten Familie mit dem nächsten Postdampfer nach Spanien zurückkehren und inzwischen unter polizeilicher Aufsicht zu bleiben habe.

Unter den dießmal von der deutschen „Schiller-Stiftung" verliehenen Jahrespensionen ist dem Vernehmen nach Karl v. Holtei mit 500 Thalern und Karl Beck mit 300 Thalern bedacht.

Auflösung des Rebus in Nr. 234:
Tausend und eine Nacht.

Richtig gelöst von A. D., Em. Sandheimer in Aschaffenburg und Adolf B... in Bamberg.

Geschichtskalender.

21. Okt. 1771. Markgraf Georg von Baden-Baden stirbt, Vereinigung mit Baden-Durlach unter Karl Friedrich.
„ 1805. Seeschlacht bei Trafalgar, Nelson's Tod.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers A. Bettelheim.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 245 Freitag, 22. Oktober 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

XXXVIII.

Sobald der Morgen graute, begab sich Diego nach dem Gefängniß. Die Vollmachten, mit denen er ausgestattet war, öffneten ihm ohne Hinderniß alle Thüren. Er trat mit der Sicherheit eines Herrn auf, der zu gebieten hat, und fragte nach dem Gefängnißwärter Pietro. Ein Sankulotte führte ihn über einen Hof und durch ein Labyrinth von Gängen und Treppen in ein kleines, schlecht erleuchtetes Gemach, die Lagerstätte Pietro's.

Der Sankulotte zog sich zurück, und Diego blieb mit Pietro allein, welcher die Hände zusammenschlug und erstaunt ausrief:

„Wie, Diego? Du hier?"

„Nun, hast Du mich nicht erwartet?" fragte Fouqueray, indem er sich auf einen Stuhl warf, der in dem Gemache war.

„Nein," sagte Pietro, „ich glaubte Dich noch in Paris, wo ich Dir vor zwei Monaten begegnete."

„Zu Deinem Glücke."

„Ich läugne es nicht. Ich war dem Hungertode nahe. Nach Cavaroli's Tod hatte sich unsere Bande aufgelöst. Ich schlug mich mehrere Jahre in Sizilien herum. Da starb mein Weib; ich sah mich allein in der Welt, und beschloß, in die Fremde zu gehen. Ich kam nach Paris, in der Hoffnung, dort ein Unterkommen zu finden. Meine Hoffnung ward aber getäuscht, und ich wäre wahrlich vor Elend und Hunger zu Grunde gegangen, wenn ich Dich nicht zufällig getroffen, und auf Deine Empfehlung die Gefängnißwärterstelle hier nicht erhalten hätte."

„Was machen die beiden Gefangenen, welche Pinard Dir anvertraut hat?" fragte Diego.

„Sie sind nebenan im Gefängnißsaale."

„Führ' mich zu ihnen."

„Es wird besser sein, ich bringe sie hieher," bemerkte Pietro.

„Warum das?"

„Weil ich Dir nicht rathen möchte, das Gefängniß zu betreten. Es ist gefährlich. Der Saal ist voll Leichen."

„Leichen?"

„Ja, der Typhus wüthet arg unter den Gefangenen. Täglich sterben viele von ihnen, und man hat keine Zeit, die Leichen wegzuschaffen. Auch wagt es Niemand sie anzurühren. Und so liegen ganze Haufen von Leichen in den Gefängnißsälen. Du kannst Dir denken, was für eine verpestete Luft dort herrscht.

Diego horchte voll Entsetzen; er war ein arger Bösewicht, aber er begriff eine Grausamkeit nicht, welche keinen Nutzen einbrachte.*)

Nach einer Weile schüttelte er den Kopf und sagte:

„Ah bah, was geht das mich an? . . . Geh', Pietro, und hol' mir den jüngeren Gefangenen her."

Der Gefängnißwärter entfernte sich und kam bald wieder mit Philipp von Lee-Ronan zurück. Der Marquis war seit seiner Flucht aus der Abtei Plogastel um zehn Jahre gealtert. Seine abgemagerten Züge bekundeten deutlich, was er seither gelitten. Es war ein wahres Wunder, daß sein Körper bisher noch nicht erlegen war. Seine Augen waren von den vielen Nachtwachen gerötet und geschwächt; er erkannte, als er eintrat, nicht gleich den Mann, der im Hintergrunde saß.

„Wohin führt Ihr mich?" fragte er den Gefängnißwärter.

„Hieher; der Bürger dort will mit Dir sprechen." Philipp von Lee-Ronan blickte auf und erkannte erst jetzt Diego. Das Blut stieg ihm ins Gesicht.

„Graf von Fouqueray!" rief er zurücktretend.

„Bürger Fouqueray, wenn's beliebt," sagte Diego mit ironischer Höflichkeit, während er Pietro einen Wink gab, sich zu entfernen.

„Du hast mich nicht erwartet, Bürger, nicht wahr?" fuhr Diego fort, indem er den groben Ton in der Anrede, der damals Mode war, affektirte.

„Im Gegentheil, ich habe Sie erwartet," erwiderte der Marquis stolz.

„Wirklich?"

*) Die furchtbaren Gräuel in den Gefängnissen von Nantes, von denen die obenerwähnten noch die geringsten waren, sind notorische Thatsachen; man findet sie im Pariser „Moniteur" vom 1. bis 25. Frimaire des Jahres III. (20. November bis 15. Dezember 1794), wo dem Wütherich Carrier der Prozeß gemacht wurde, ausführlich verzeichnet und durch Zeugenaussagen erhärtet.

„Ich bin das Opfer einer feigen Angeberei geworden, nun wo es sich um Feigheit und Schurkerei handelt, muß ich an Sie denken.“

„Bürger Loc Ronan!“ rief Diego drohend.

„Herr Graf!“

„Noch einmal, ich bin der Bürger Fouquerey!“ rief Diego zornig, denn er fürchtete, daß Jemand draußen auf dem Gange hören könnte, wie ihn der Marquis als „Graf“ anredete, und dies wäre in jener terroristischen Zeit hinreichend gewesen, ihn auf's Schaffot zu bringen.

Der Marquis errieth den Gedanken Diego's und zuckte verächtlich mit den Schultern.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte er kalt und stolz.

„Ich möchte einige Augenblicke mit Ihnen plaudern, bester Schwager,“ erwiderte Diego spöttisch, „wir haben uns schon so lange nicht gesehen und müssen einander viel zu erzählen haben.“

„Genug!“ rief der Marquis barsch, „ich besitze kein Gold und keine Güter mehr; was wollen Sie noch?“

„Lieber Schwager, Sie besitzen noch etwas, was man mehr vertheidigt als Gold und Güter, ich meine das Leben.“

„Sie wollen also mein Leben?“

„Im Gegentheil, ich will es Ihnen erhalten.“

„Sie?“

„Ja ich, der Sie stets hochgeschätzt hat.“

„Mein Herr,“ sagte Philipp von Loc-Ronan kalt, „ich bin verurtheilt, und ich sehne mich nach dem Tode, um endlich all' meiner Leiden ledig zu werden.“

„Hm, der Tod bleibt doch immer ein elendes Ding,“ sagte Diego, „namentlich wie man die Sache jetzt hier betreibt, daß man die Leute mit Kartätschen niederschießt oder in der Loire ertränkt.“

„Es ist immer noch besser, als vor einer blutdurstigen und gaffenden Menge guillotinirt zu werden. Durch das Blei zu sterben, ist der Tod eines Soldaten. Ertränkt zu werden, heißt das Leben inmitten von Unschuldigen verlassen, welche mit mir um Rache zum Himmel rufen. Die eine oder die andere Art des Todes schreckt mich nicht, im Gegentheil, ich erwarte den Tod mit Ruhe, oder vielmehr mit Ungeduld.“

Diego biß sich in die Lippen; er sah, daß die Hinrichtungsgräuel das Gemüth des Marquis nicht erschüttert hatten.

Der Marquis that einen Schritt zur Thür, um das Zimmer zu verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Von den Assisen.

(Fortsetzung.)

Lautes Schluchzen ward ringsum hörbar, kein Herz widerstand der Gewalt dieses großen Unglücks, selbst der Beamte konnte sich der Rührung nicht erwehren und war human genug, der lauten Darlegung des Schmerzes aller Anwesenden nicht Einhalt zu gebieten.

Wozu auch! — ? — die Unglückliche, die Mörderin — die selbstgeständige Verbrecherin, war ihm ja immer sicher, sie konnte ihm ja nicht entgehen; denn mit amtsvorschriftlicher Umsicht hatte er bereits, ohne das geringste Aufsehen zu machen, alle Eingänge zu Haus und Garten besetzen lassen, und sich so aller Anwesenden versichert.

Endlich trat er zu Claire, nahm, selbst theilnahmsvoll, bezwungen von so viel Unglück, Edelmuth, Wahrheit und Redlichkeit, ihre kalte Hand und sprach:

„Fassen Sie Muth, mein armes Fräulein und bedenken Sie, daß unsere Gesetze, wenn auch streng, doch gegen absichtslose, in ihren Folgen sträfliche Handlungen gerecht und nachsichtig sind und daß eigenes Geständniß und mildernde Umstände manches anscheinend große Unglück in erträgliche Lage umgestalten können. Vertrauen Sie Gott und der Humanität Ihrer Richter, welche durch Ihre Jugend, durch die obwaltenden Umstände und vor Allem durch Ihr offenes und ehrliches Geständniß für Sie gewonnen und zu mildem Urtheile veranlaßt sein werden. Für jetzt kann ich aber nicht länger die Pflicht dem Mitgefühle unterordnen. Sie werden im nebenan befindlichen Zimmer den Thatbestand zu Protokoll geben. Sprechen Sie unverhohlen die Wahrheit; so wie ich die Sache zu durchschauen glaube, kann nur diese Ihnen nützlich werden.“

Claire nickte, unfähig zu sprechen, zustimmend. Hierauf sank sie in Konstantins Arme, der sie heftig an sich preßte, als wolle er sie bei sich aufnehmen, um sie der drohenden Schmach zu entreißen.

Anna schluchzte halb besinnungslos — denn sie betrachtete sich als die Ursache all' dieses Unglücks — an Claire's Halse, und die alte Tante wimmerte und betete unter Thränen leise vor sich hin.

Der Beamte hatte unterdessen halb laut mit dem Arzte gesprochen und ihn gefragt, ob sein Patient stark genug sein werde, ein kurzes Verhör auszuhalten?

Ehe noch der Arzt antworten konnte, rief Larmond, der Alles hörte und sah — mit geschlossenen Augen und scheinbar bewußtlos darliegend — den Arzt zu sich und sprach:

„Können Sie mir dafür bürgen, daß ich am Morgen nach dieser schrecklichen Nacht noch lebe? —“

„Nur Gott kann bürgen für der Menschen Leben“, erwiderte der Arzt, „doch wenn keine besondere Veranlassung Ihnen Aufregung bringt, so glaube ich —“

„Gut“, sprach Larmond mühsam. „So sagen Sie dem Richter, daß ich schlafen, ruhen will, daß meine Gedanken nicht gesammelt sind, daß ich Manches sagen will, was Andern schaden könnte — daß ich morgen erst —!“

„Ungeheuer“, schrie jetzt Konstantin, in dessen Seele es immer klarer wurde und der nach und nach das Gräßliche der Situation immer heller durchblickte, „hast Du so viel Ueberlegung und Kraft, solche Wünsche zu äußern, so vermagst Du auch jetzt die wenigen Worte zu sagen, die dieses unglückliche Kind freisprechen vom entsetzlichen Verdachte. Ich, als ihr Gatte, der ich noch heute werden sollte, und als den ich mich durch Herz und Schwur betrachte, ich bestehe darauf, daß dieser Mann sogleich verhört werde, damit ihm nicht Zeit bleibe, ein neues Lügengewebe zu erfinnen. Es kann keinen Paragraph in unseren Gesetzbüchern geben, der da geböte, daß man das Leben eines alten Verbrechers schonen sollte, zum Nachtheile eines jungen, werthvollen, von so vielen geliebten Wesens! —“

„Herrn Larmond heute noch einem kurzen Verhöre zu unterziehen, ist auch meine Absicht“, sprach der Richter, und um dies so wenig anstrengend als möglich für Sie zu machen, mein Herr, soll von der gewöhnlichen Form Abgang genommen werden und die beiden jungen Damen werden erzählen, was sich begeben, und Sie, Herr Larmond, werden beifügen, was Sie für wahrheitsgetreu und vor Gott verantwortlich halten. Ich erinnere Sie, daß Sie später Ihre Aussagen zu wiederholen und zu beeidigen haben werden! —“

Der Verwundete erwiderte nicht eine Sylbe. Mit geschlossenen Augen lag er da, und nur seine hochgehende Brust verrieth, daß er noch lebe.

(Fortsetzung folgt.)

Die österreichischen Silbersechser.

(Aus der „Passauer Ztg.“)

Die österreichischen Silbersechser sind wohl die unglücklichsten Geschöpfe, welche jemals aus einer Münzstätte hervorgingen. In illegitimer Ehe des Staates mit der insolventen Nationalbank erzeugt, halb aus Blech und mit einem übersilberten Rocke angethan, wurden sie sofort nach ihrer Geburt in die Welt hinausgejagt, draußen nicht anerkannt, immer wieder auf den Schub zurückgebracht, aber neuerdings wieder über die Gränze gejagt, und dann überall wieder des Landes verwiesen. — Endlich verurtheilte sie das Vaterland Oesterreich im Jahre 1860 schon zum Tode durch den Schmelztiegel. Man schmelzte sie selbst dann ein, wenn sie auch das Bild des Kaisers trugen, und wer sie besaß, der wurde zu den Kosten des Strafvollzuges verurtheilt. Es war um jene Zeit, wo wir die geistreiche Sentenz lasen: „daß ein österreichischer Sechser, sobald als er die Gränzen überschritten hat, kein österreichischer Sechser mehr im Sinne des Gesetzes sei.“

Der Flammen- und Schmelztiegel-Tod erreichte nicht alle; gar viele hielten sich verborgen. Da kam die interessante Erscheinung zu Tage, daß der nämliche Staat neuerdings anfing, die nämlichen Sechser, und zwar wieder mit dem Jahrgang 1848 und 1849 zu prägen. Wie der Phönix der Asche, so entstiegen dem Schmelztiegel neue und schönere, durch das Feuerfeuer gereinigte Sechser, wenn auch mit einem quecksilbernen Specküberzuge; aber es zeigte sich auch hier, daß nicht Alles, was glänzt, Silber ist, sondern bei einigem Herumdrehen verblaßten sie, und wurden schwarzgräulich wie eine bayerisch patriotische Seele, zumal, wenn man sie an die Gabel spießte, und über den Schwefel hielt — was bekanntlich eine, wenn auch nur primitive Probe der Aechtheit ist. Doch — gebt der Wahrheit die Ehre, — sie waren besser als ihr Ruf, insoferne sie nicht die allerschlechtesten Sechser, sondern blos eben so schecht, als ihre süddeutschen Kameraden waren. Man hätte sie daher recht wohl neben den andern Sechsern mitlaufen lassen können. Aber in dem unerforschlichen Rathschlusse des österreichischen Ministeriums war es anders beschlossen. Nach dem arithmetischen Satze 1 + 1 = 3, werden in der k. k. Münze 1 + 1 solchen Sechsern = 3 neue Sechser gemacht. Die k. k. Regierung ruft nun alle ihre früher des Landes verwiesenen eigenen Sechser zurück, und löst sie großmüthig ein — aber nicht etwa gegen Silber, oder doch gegen österr. Banknoten — o nein, sie löst die guten Sechser großmüthig gegen schlechte ein — und damit dieses Einlösungsgeschäft stattlich vor sich gehe, werden die alten Sechser vom 31. Dezember an, an den öffentlichen Kassen gar nicht mehr angenommen. —

Zu dieser Misère kommt nun auch noch der Erlaß des bayerischen Ministeriums, welcher den sämmtlichen öffentlichen Kassen die Annahme dieser unglücklichen Geschöpfe absolut verbietet, und sie nicht einmal selbst zu 5 kr. per Stück zuläßt. Seit ebegestern weigern sich daher Post, Eisenbahn, Telegraph, Bank, Rentamt ꝛc. ꝛc. auch nur ein Stück solcher Sechser anzunehmen, und die Kalamität ist eine allgemeine. Aber sie wird noch eine viel größere werden. Millionen solcher Sechser werden wie Heuschrecken ihren Rückzug über Niederbayern nach Oesterreich antreten, und Handel und Gewerbe mögen auf ihrer Hut sein.

Was thun wir mit diesen Sechsern? In Wien werden sie nur unter den erschwerendsten Bedingungen und Plackereien von den Bankkassen angenommen und oft erst nach Monaten unter Abzügen der verschiedensten Art gutgeschrieben. Die k. k. Staatskassen lösen sie blos gegen neue noch viel schlechtere Sechser ein, die man in Süddeutschland nur zu 4 kr. nehmen will. Hierzu kommt nun noch die Gefährlichkeit der Schwankungen der österreichischen Valuta selbst. (Wir Passauer,

sagt der Artikel am Schluß, werden von dieser Kalamität weit mehr betreffen, als jede andere Stadt, wegen unserer Lage hart an der Grenze. Wir müssen daher unsere Maßregeln nicht erst ergreifen, wenn die im Anzuge befindliche große Ueberfluth schon da ist — sondern vorher müssen wir vorbeugen. Der einstimmig gefaßte Beschluß der Handels- und Gewerbekammer, diese Sechser à 5 kr. anzunehmen, obwohl sie der Staat nicht einmal zu 5 kr. nimmt, hält die richtige Mitte ein und zieht einen Damm. Er setzt für den Verkehr ein Regulativ fest, welches gegen alle Belästigung des hiesigen Platzes mit solchem Gelde angewendet werden kann. Es ist ein Schutz des Platzes. Der Verkehr auf unserem Platze selbst wird sich — insbesondere in der wohlwollendsten Rücksicht auf das Kleingewerbe, — durch die hiesigen großen Firmen erleichtern lassen. An unsere ersten Häuser tritt die Aufgabe heran, dem Platz, insbesondere dem Kleingewerbe ihre Hilfe zur Verfügung zu stellen und insbesondere dafür zu sorgen, daß die bei ihnen eingelangten solchen Sechser nicht wieder in Zirkulation gesetzt werden und daß die Hinausschaffung derselben aus Niederbayern in einer Weise geschehe, daß aus dieser Kalamität keinerlei Gewinn gezogen, sondern unsern Mitbürgern unter Verzicht auf jeden Selbstgewinn möglichste Erleichterung in ausgiebigster Weise gewährt werde.)

Mannigfaltigkeiten.

†[Don Julio Sanz del Rio†] Aus Madrid, 12. d., wird geschrieben: Heute Morgen starb hier der um die Wissenschaft hochverdiente und auch in Deutschland hochgeschätzte Professor der Philosophie und Geschichte an der Zentral-Universität zu Madrid, Don Julio Sanz del Rio. Spanien verliert an ihm einen ausgezeichneten Gelehrten, der mit großem Erfolg für Freiheit des Denkens und reine sittliche Grundsätze gewirkt. Der vielfach gekränkte Mann, dessen spanische Bearbeitung des „Urbildes der Menschheit“ von Krause auf den römischen Index gesetzt worden war, was bekanntlich unter der vorigen Regierung seine Amtsentsetzung zur Folge hatte, ward unter der jetzigen wieder in seine Professur eingesetzt und, um ihm volle Genugthuung zu geben, zum Rektor an gedachter Hochschule ernannt; er hatte aber dieses Amt abgelehnt, weil es ihn von seinen Studien und seinem Lehrberuf abgezogen haben würde. In den Vierziger-Jahren von der damaligen freisinnigen spanischen Regierung nach Deutschland geschickt, nahm er längeren Aufenthalt in Heidelberg und erwarb sich dort sowohl als an andern deutschen Hochschulen die allgemeinste Achtung und Liebe. Es wird deßhalb die Nachricht von seinem Hintritt auch seine vielen deutschen Freunde schmerzlich berühren. Er ist auch der Bearbeiter von G. Weber's „Lehrbuch der Weltgeschichte.“

Ein Wiener Morgenblatt enthält folgendes Inserat: „Jener Herr Dieb, welcher die Güte hatte, Sonntag Abend zwischen Wien und Felixdorf einem mit landesüblicher Intelligenz ausgestatteten Offiziersdiener eine Reisetasche abzunehmen, wird höflichst ersucht, die darin vorgefundenen Briefschaften, Bücher und Photographien an das Eisenbahn-Bureau in Felixdorf gütigst übersenden zu wollen. Die übrigen Gegenstände bitte ich den Herrn Gauner als Beweis meiner Hochachtung für den bestehenden vaterländischen Kulturzustand und blühenden Fortschritt gefälligst behalten zu wollen.“

Eine englische Musik- und Theaterzeitung berichtet, daß ein französischer Balletmeister mit der Zähmung und Abrichtung einer gewaltigen Schlange beschäftigt sei. Dieses Unthier soll in einem Ballette „auftreten“, dessen Scene das Paradies sein wird, aus welchem Adam und Eva schließlich mit einem großartigen chassé herumklanzen.

Die Kosten der Hochquellenleitung, welche jetzt eingerichtet werden soll, um Wien ausgiebig mit gutem Wasser zu versehen, sind auf fast vierzehn Millionen Gulden österreichischer Währung veranschlagt.

Rebus.

N. S.

Auflösung der Charade in Nr. 235:
Christbaum.

Richtig gelöst von A. A., Em. Sundheimer, L. L. und C. R. i. 5. Inf.-Reg. in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

22. Okt. 1520. Krönung Kaiser Karl V. in Aachen.
„ 1721. Peter I. nimmt den Titel Kaiser aller Reußen an.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 246 Samstag, 23. Oktober 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Bleiben Sie, Herr Schwager," sagte Diego, „bleiben Sie."

„Ich habe nichts mit Ihnen zu reden," sagte Philipp von Loc-Ronan.

„Im Gegentheil; wir haben noch sehr viel zu reden . . . ich meine nämlich von Ihrer zweiten Frau!"

„Von Julie?" rief der Marquis bewegt.

„Ja, von ihr."

„Um Gotteswillen, ist ihr etwas widerfahren? ist sie wieder gefangen?"

„Nein," sagte Diego, „sie ist noch frei, aber ich kenne den Ort, wo sie verborgen ist. Sie sehen also, daß wir noch miteinander zu reden haben."

Der Marquis blickte seufzend zum Himmel und sagte leise: „So reden Sie."

„Ich will keine langen Einleitungen machen," sagte Diego. „Ich komme, Ihnen Leben, Freiheit und Frieden anzubieten."

„Sie?"

„Ja, ich. Ihre zweite Frau hat ein ungeheures Vermögen. Dieses Vermögen, in Gold und Kleinodien bestehend, ist an einem Orte versteckt, dessen Geheimniß ihr allein bekannt ist. Dieses Geheimniß will ich wissen."

„Elender!" schrie der Marquis, „Sie wollen meine Frau ihres Vermögens berauben?"

„Ja."

„Und das kamen Sie mir zu sagen?"

„Ja, damit Sie mir dabei helfen."

„Ich? Sind Sie von Sinnen?"

„Ich glaube nicht, ich sage Ihnen, Sie werden mir helfen."

„Niemals."

„Marquis Philipp von Loc-Ronan!" rief Diego, „ich erfahre entweder heute noch jenes Geheimniß, oder . . ."

„Oder?"

„Julie v. Chateau-Giron wird morgen verhaftet."

„Sie wollen mich täuschen," rief der Marquis, „Sie kennen Juliens Aufenthalt nicht."

„Herr Marquis," erwiderte Diego lächelnd, „überlegen Sie doch. Wenn ich den Aufenthalt Ihrer zweiten Frau nicht kennen würde, warum würde ich Sie jetzt ersuchen, mir einen Brief an dieselbe zu geben. Dieser Brief würde mir ja nichts nützen, wenn ich nicht wüßte, wo ihn abzugeben. Sie kennen wahrscheinlich das Geheimniß ebenfalls, aber ich weiß auch, daß Sie es mir nie enthüllen würden. Darum bitte ich Sie um ein Schreiben an Frau von Loc-Ronan. In diesem Schreiben werden Sie ihr rathen, Alles zu thun, was ich betreffs ihres Vermögens verlangen werde. Von zwei Dingen eines: entweder ich übergebe den Brief, und dann weiß ich auch, wo die Marquise sich befindet; oder ich gebe ihn nicht ab, und wozu würde ich ihn denn von Ihnen fordern? Ich glaube, das ist ganz logisch. Sie antworten mir nicht? Sie glauben, ich sei minder gut unterrichtet, als ich es wirklich bin. Hören Sie mich an."

„Und Fouquerey erzählte mit merkwürdiger Genauigkeit alle Erlebnisse des Marquis seit dessen vorgeblichem Tode; sein Versteck in Plogastel, sein Zusammentreffen mit Julie, ihre Flucht über Rudierne nach England. Der Marquis sah ihn betroffen an.

„Und wer hat Ihnen dies Alles verrathen?" fragte er verwundert.

„Der Schiffer, der Sie nach England hinübergeschifft hat," erwiderte Diego lächelnd. „Ein Mensch, der Sie sehr gut kennt, der Schäfer Cuefor, hatte vermöge des Einflusses, den er auf das abergläubische Volk besaß, den Fischer zum Reden gebracht. Derselbe stand um so weniger an, Alles zu erzählen, als er Sie für geborgen und in Sicherheit hielt. Da ich einmal wußte, daß Sie sich in England befanden, suchte ich Sie auf. Sie begaben sich zu der Emigration nach Deutschland. Dorthin konnte ich Ihnen nicht folgen, und so bezahlte ich Leute, welche die Aufgabe hatten, jeden Ihrer Schritte auszuspähen und mir davon Nachricht zu geben."

„Und wozu thaten Sie dies? ich besitze ja nichts mehr," bemerkte der Marquis.

„Sie vergessen das Vermögen, von dem ich so eben sprach," erwiderte Diego. „Ich erfuhr Ihre Abreise von Deutschland nach Frankreich: auf meine Anzeige wurden Sie gleich nach der Landung verhaftet, und auf meinen Befehl sind Sie bis zur Stunde noch am Leben."

Digitized by Google

„Auf Ihren Befehl?“

„Ja.“

„Ich mag kein Leben, das ich Ihnen zu verdanken habe.“

„Hm,“ lächelte Diego, „lassen wir alle schön klingenden Phrasen, und bleiben wir bei der Sache. Ich brauche das Vermögen Ihrer Frau, hören Sie, das ganze Vermögen. Ist dies einmal in meinen Händen, dann werden Sie augenblicklich freigelassen, und können gehen, wohin Sie wollen. Ich verlasse mit Hermosa Frankreich, und Sie sollen nie mehr etwas von mir hören. Ueberlegen Sie wohl, ehe Sie antworten. Wenn Sie sich weigern, mir den verlangten Brief an Ihre Frau zu geben, so wird, wie gesagt, Julie von Chateau-Giron morgen verhaftet, und Sie mögen sich dann, was weiter geschieht, selbst zuschreiben.“

„Elender!“ schrie der Marquis, und schneller als der Gedanke stürzte er auf Diego und drosselte ihn, so daß dieser unter der Gewalt des tiefaufgeregten Mannes zu taumeln begann. Doch, zu den Qualen, welchen die Gefangenen preisgegeben waren, gehörte auch der Hunger; der Marquis hatte seit beinahe achtundvierzig Stunden weder Speise noch Trank zu sich genommen; die Kraft, die ihm der Zorn gegeben, erlosch alsbald wieder, und Diego machte sich mit einem heftigen Ruck wieder frei.

„Kommen wir zu Ende!“ sagte der Bösewicht kalt, als er den Marquis erschöpft zurücksinken und jedes weitern Widerstandes unfähig sah. „Nicht allein Julie von Chateau-Giron soll als Opfer fallen, wenn Du in Deiner Weigerung beharrst, Bürger Loc Ronan; nicht allein ihren Tod sollst Du sehen, ich habe Dir noch ein weiteres Schauspiel aufgespart. Nach Deiner Frau soll Marcof von St. Malo daran kommen, Marcof, Dein Bruder! Hörst Du?“

„Marcof?“ wiederholte der Marquis bestürzt.

„Ja, Marcof. Er ist in Nantes. In seiner gewohnten Tollkühnheit ist er gestern Abend, blos von zwei seiner Genossen begleitet, hier angekommen. Meine Weisungen sind gegeben; ich habe unbedingte Vollmacht von Carrier; in einigen Stunden ist Marcof sammt seinen Gefährten in meinen Händen. Er soll vor Dir zum Tode geschleppt werden. Nun sprich! Willst Du mir den Brief an Deine Frau geben oder nicht?“

(Fortsetzung folgt.)

Der Violinvirtuose Miska Hauser.

(Nach der „Dr. Journ.“)

Der Violinist Hauser, der dieser Tage in unserer Stadt ein Konzert geben wird, ist nicht nur durch sein Geigenspiel und seine reizenden Kompositionen eine vielgefeierte Erscheinung, sondern auch durch seine zehnjährige Reise um die Welt, deren Erlebnisse der interessante Künstler in einem zweibändigen Reisewerk (Leipzig bei Herbig) veröffentlicht hat. Der „Ostdeutschen Post“, der Pariser „Revue et Gazette musicale“ und anderen Zeitungen entnehmen wir über den Künstler Folgendes:

„Miska Hauser, im Jahre 1822 zu Preßburg in Ungarn geboren, äußerte schon frühzeitig einen ungewöhnlichen, alle Kinderspiele verdrängenden Hang zur Tonkunst. Nach seiner Ausbildung durch Böhm und Mayseder in Wien, unternahm er in Begleitung seines Vaters, der einst als vorzüglicher Violin-Dilettant zu Beethoven in naher Beziehung stand, den ersten Ausflug nach Deutschland, der sich jedoch unter stets steigernden Erfolgen zu einer achtjährigen Konzertreise durch Europa bis an die Grenzen Sibiriens ausdehnte. In Hannover, Kopenhagen, Stockholm und St. Petersburg wurde Hauser zu Hofkonzerten geladen, und nicht nur kostbare Geschenke und der Enthusiasmus des Publikums, auch das gewiegte Lob deutscher Kunstgrößen wie Spohr und Mendelssohn wurden ihm in reichem Maße zu Theil. 1848 nach Wien zurückgekehrt, übertäubten die Donnerschläge der Revolution die ersten Töne seiner Geige, und das Hereinbrechen jener für die Kunst so mißlichen Ereignisse bestimmte den jungen Künstler, einem Rufe nach Amerika zu folgen. In Begleitung des Pianisten A. Jaell, Benjamin und der Sängerin Mlle. Patti durchzog er das Gebiet der Union nach allen Richtungen. 1854 nach New York zurückgekehrt, schiffte er längs des Ohio- und Mississippi-Stroms dem zauberhaften Süden zu. Die bösartigen Fieber Havannas jedoch, die zwischen den Wäldern voll Blüthen und Düfte wie tückische Dämone dem Fremden auflauern, verkürzen seinen Aufenthalt auf jener Wanderinsel. Er eilte nach New-York zurück, wo er im Konzert der Jenny Lind zum ersten Male den „Vogel“ hören ließ und einen Enthusiasmus erzielte, der ihn zum Liebling der Yankees machte. Unter gesteigertem Beifall durchzog er zum dritten Male die Vereinigten Staaten, ging nach Zentral-Amerika und schiffte den stillen Ocean entlang nach Kalifornien. In San Franzisko, der Stadt des Goldes, stritten Lola Montez, Henry Herz und Ole Bull bereits um die Palme. Da wollte es ein pikanter Zufall, daß Hausers Geige große Schwierigkeiten überwand. Lola Montez nämlich sollte nach ihrer neuesten Verheirathung die Bühne betreten, und das Haus füllte sich zum Erdrücken. Lola erschien in feenhafter Toilette und schickte sich zum Tanze an. Ein lautes Geächter empfing die heirathslustige Spanierin, und erbost über diesen ungalanten Empfang rief sie der versammelten Gentry das Wort Lumpengesindel zu. Ein Sturm des Unwillens erhob sich wie ein Sittengericht. Faule Aepfel und Orangen durchschwirrten die Luft, das Parterre drängte gegen die Bühne, das Orchester wurde übersprungen, Geigen und Bässe zerbrochen und halbohnmächtige Weiber schrien im Gedränge. Hauser sah aus einer Loge den Vorgang

mit an und dachte: „Süß ist's, vom sichern Hafen aus Schiffbrüchige zu sehen", als der verzweifelte Impresario händeringend an ihn herantrat und flehentlich bat, sein Haus zu retten und durch sein Spiel die Menge zu beschwichtigen. Beklommenen Herzens folgte Hauser dieser Aufforderung, und bald stand er mit der Fiedel und Bogen bewaffnet vor dem kriegerischen Publikum. Pfeifen und Zischen empfing auch ihn, kaum aber setzte er den Bogen in Bewegung, so lauschte Alles dem Märchenliede des „Vogels", bis sich das Entzücken durch donnernden Applaus Luft machte. Da stürzte die aufgereizte Spanierin halb rasend auf die Bühne, um den Tanz fortzusetzen, aber einem Orkan ähnlich erneuerte sich der Tumult. Man rief nach dem Theaterdirektor. Der Gerufene kam. „Theaterdirektor", rief eine Stimme aus dem Parterre, „wir haben unsere Dollars ausgegeben, die Tänzerin Montez ist unwürdig vor uns zu erscheinen. Der Geiger hat soeben Wunder bewirkt, ein wüthendes Publikum besänftigt, ergrimmte Herzen erheitert; Theaterdirektor, wir wollen die Montez nicht mehr sehen, wir wollen Miska Hauser hören!" Tobende Akklamation. Und nun spielte Hauser unter dem Jauchzen eines zum Tollhause gewordenen Schauspielhauses sein ganzes Repertoir zu Ende. Lola aber mußte, als sie unter gräulicher Katzenmusik in ihr Hotel zurückkehrte, von Bewaffneten geschützt werden. — In Lima, berühmt durch Weiber und Orangen, gab Hauser viele Konzerte und die reizenden Kreolinnen warfen ihm ganz entzückt ihre Blumen zu, während man in Valparaiso gegen seine vom Teufel verhexte Geige eiferte und der Menge den Besuch der Konzerte verbot. Dort faßte er den Entschluß, nach Australien zu segeln. Nach einer zweimonatlichen, von Sturm und Schiffbruch bedrohten Fahrt, erreichte er O'Taheiti. Auf dieser Insel ruhte er aus und komponirte seine jetzt weltbekannten Lieder, und man kann sagen, der Zauber dieser idealen und paradiesischen Natur fand Echo in seinem Herzen und weckte darin die verwandten Töne. Die Indianerkönigin Pomare hörte von dem fremden Geiger und ließ sich denselben durch ihren Missionär vorführen. Pomare hatte ihren kaffeebraunen Hofstaat um sich versammelt und bald stand Hauser im Dämmerlichte unter grotesken Gestalten in seltsam bunten Trachten.

Er griff wie mechanisch in die Saiten und ließ sein träumerisches Präludium ertönen. Aber die barfüßige Königin und ihre schnatternden Hofdamen hörten nicht und setzten seinem Liede die empörendste Gleichgültigkeit entgegen. Das Fiasko vor Augen, griff unser Geiger das letzte Mittel, d. h. er spielte den Karneval, dieses wirkte! ein Murmeln der Ueberraschung erhob sich nach jeder Passage und ging bei den Flageolettönen in ein Beifallsgejohle über, wie es ein zivilisirtes Publikum kaum hervorzubringen vermag. Pomares Gemahl, ein junger Indianer von riesenhaftem Wuchse, erschien mit einigen halbtoskanirten und tättowirten Diplomaten und Hofdamen, die bald den Virtuosen, bald seine Geige anstaunten und ihn mit den abenteuerlichsten Beifallshuldigungen überschütteten. In Australien wurde Hauser gleich einem Boten der Musen geehrt und gefeiert. Er wurde Ehrenbürger der Hauptstädte und das Parlament in Sydney votirte ihm den Dank des Hauses für die namhaften Spenden, die er durch seine Produktionen Wohlthätigkeitsanstalten widmete.

Mit einer Fülle schöner Erinnerungen verließ der schlichte Bogenkünstler 1859 Australien und kehrte über Indien und Aegypten direkt nach Wien zurück. In Wien, wo man mit vieler Theilnahme seinen interessanten Wanderungen folgte, begrüßte ihn ein bis an den Rand gefülltes Schauspielhaus und lohnte seine Vorträge mit den stürmischsten Beifallsbezeugungen. Aber schon mit dem dritten Konzerte griff das ungewohnte Winterklima seine Gesundheit an und Hauser mußte abermals den Süden aufsuchen. Er ging nach dem Orient, besuchte Kairo, Alexandrien und Konstantinopel, wo er durch die Gesandten Englands und Oesterreichs beim Sultan eingeführt wurde.

Von Konstantinopel wendete sich Hauser nach Italien. In Triest gab er im Winter 1861 eine Reihe überfüllter Konzerte und ging über Verona nach Mailand. Die Schwierigkeiten, die dort anfänglich seinem Namen entgegenstanden, besiegte er durch die Macht seines Bogens. Er spielte im Theater della Scala unter Zudrang und Begeisterung, die, wie dortige Zeitungen berichten, bei Paganini nicht größer sein konnten. Von dort ging er nach Turin, wo er trotz der heißen Sommermonate zehn überfüllte Konzerte gab. Selbst König Viktor Emanuel zeichnete den deutschen Künstler auf das Glänzendste aus und ernannte ihn zum Ritter des Mauritius- und Lazarus-Ordens, ein Orden, der außer Rossini noch keinem Künstler zu Theil geworden. Von Italien ging Hauser durch die Schweiz nach Frankreich. In dem von Musikproduktionen überfluteten Paris gelang es ihm gleich in seinem ersten Konzerte, die Gunst Lutetiens zu erringen. Er gab es im Saale Herz, der selten eine solche exquisite Assemblee von Notabilitäten der diplomatischen und künstlerischen Welt beherbergt haben mochte. Fürst und Fürstin Metternich, Walewski, Thouvenel und Andere, die den Künstler schon in ihren Soireen hörten, waren da. „Seine Lieder ohne Worte", schrieb Berlioz im „Journal des Debats", „mit welchen graziösen Miniaturen er die größten Wirkungen erzielte und seine Zuhörer förmlich bezauberte, waren für Paris etwas ganz Neues. Er mußte fast jedes Stück zweimal spielen. Wahrhaft unübertrefflich spielte er das „Larghetto" von Mozart. Ohne allen Beiklang von Holz und Saite tönte da der silberhelle Gesang aus seiner Geige, wie aus der unvergeßlichen Kehle der Madame Malibran."

Mannigfaltigkeiten.

Die Maul- und Klauenseuche scheint die Runde durch ganz Europa zu machen. In London scheut man sich bereits, Sahne zum Kaffee zu nehmen, weil man ziemlich sicher ist, daß dieselbe von der Milch seuchekranker Kühe gewonnen ist. Aus Holland wird geschrieben, daß die Seuche über ganz Nordholland bis Amsterdam verbreitet ist, in Westfriesland schnell um sich greift und sich auch in Gröningen schon in vielen Gemeinden zeigt. Da auch in Deutschland die Seuche in sehr vielen Heerden grassirt, und vielleicht einzelnen unserer Leser die Natur dieser Krankheit nicht bekannt ist, wiederholt die „Nordd. landwirthsch. Ztg.", was sie im März 1867 aus einem im Berliner Klub der Landwirthe gehaltenen Vortrage des Kreis-Thierarztes Dr. Reidhardt zur Sache mitgetheilt hatte. Dr. Reidhardt führte aus: „Die Krankheit sei nur dann gefährlich, wenn die Maule hinzutrete. Wo sie in der gewöhnlichen Weise auftrete, nähme sie bei entsprechender Behandlung einen so schnellen und günstigen Verlauf, daß ein medizinisches Eingreifen in denselben nicht nur ganz überflüssig, sondern häufig sogar schädlich sei. Man solle die kranken Thiere einfach separiren, sie Diät beobachten lassen, das Futter wechseln, ihnen Ruhe gönnen, und namentlich bei Klauenseuche, reichliche trockene Streu geben. Bei klauenseuchekranken Thieren empfehle sich auch noch das Ausschneiden der Klauen. Bei dieser einfachen Behandlung heile die Krankheit in der Regel schon binnen 14 Tagen von selbst. In der auf den Vortrag folgenden Diskussion stimmte man dem Redner überwiegend bei. Besonders hervorgehoben zu werden verdient eine Mittheilung, die der Rittergutsbesitzer Friebezeiser machte. Derselbe hat sich bei mehrmaligem Auftreten der Seuche unter seinem Vieh auf die von Hrn. Reidhardt empfohlenen Maßregeln beschränkt, zugleich aber sämmtliches mit dem erkrankten in einem Stalle stehendes Vieh durch Uebertragung des Krankheitsstoffes — Bestreichung des Maules oder der Klauen mit demselben — seuchekrank gemacht. Die Folge davon war, daß sämmtliches Vieh die Krankheit binnen 14 Tagen durchmachte und von derselben geheilt war, während man, wenn die Erkrankungen nach einander folgten, oft monatelang mit der Seuche zu thun hat. Dieses Radikal-Verfahren ist übrigens mehrfach von Landwirthen, in deren Heerden die Seuche ausgebrochen, mit dem besten Erfolge angewendet worden.

Die Akademie der Wissenschaften in Wien hat am 28. Mai d. J. für die nächsten drei Jahre, d. i. vom 31. Mai 1869 bis 31. Mai 1872, versuchsweise jährlich acht Preise, bestehend in einer goldenen Medaille oder in 20 Dukaten, als deren Geldwerth, für die Entdeckung von Kometen ausgeschrieben, unter der Bedingung, daß diese Entdeckung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien zuerst angezeigt werde; den ersten dieser Preise hat nun Herr Tempel auf der Sternwarte in Marseille errungen. Die bezügliche Depesche an Herrn v. Littrow wurde sofort an die Sternwarte in Bonn, Berlin, Leipzig, Krakau, Kremsmünster, Altona und Rom expedirt. In der am 14. ds. stattgefundenen Sitzung der Akademie der Wissenschaften hielt Direktor v. Littrow einen hierauf bezüglichen Vortrag.

Durch die technische Deputation des preußischen Handelsministeriums ist in diesen Tagen ein Mittel gegen die Entzündlichkeit der Kleider geprüft und äußerst zweckmäßig gefunden worden. Dasselbe besteht in wolframsauern Natron oder in einem Gemisch dieses Salzes mit phosphorsaurem Natron. Diese Salze haben den Vortheil, daß sie die zartesten Farben der Kleider nicht angreifen und dem Waschen und Bügeln derselben kein Hinderniß entgegenstellen. Die Kleider können mit dem Mittel versehen werden beim Anfertigen oder beim Waschen. Der Preis ist ein mäßiger, da das Mittel im Großen hergestellt werden kann. Durch eine gemeinsame Verfügung der Minister des Innern und des Handels sind die königlichen Regierungen angewiesen worden, dafür zu sorgen, daß das Mittel namentlich auf den Schaubühnen, wo in letzter Zeit so viele Unglücksfälle durch Entzündung der Kleider vorgekommen sind, zur Anwendung gebracht werde.

[Amerikanisch und europäisch.] Die Berliner „Mtgs.-Ztg." bringt nachstehenden zeitgemäßen Witz: Amerikaner: „Was sagen Sie zu unserer Regierung?" — Europäer: „Nun?" — Amerikaner: „Sie will fortan jede Woche zwei Millionen Dollars Schulden ..." — Europäer (kopfnickend): „... machen." — Amerikaner: „Nein, abzahlen!" — Europäer (mit offenem Maule): „Wa—a—a—s!" Ja, haben denn die Vereinigten Staaten keinen Kriegsminister?"

Auflösung der Charade in Nr. 236:

Kammer.

Richtig gelöst von A. D. in Aschaffenburg und Adolf B... in Bamberg.

Geschichtskalender.

23. Okt.	1354.	Wilhelm Tell findet bei Rettung eines Kindes in den Wellen seinen Tod.
„	1812.	Der Nachtrab der Franzosen sprengt in Moskau den Kreml in die Luft.
24. Okt.	1648.	Abschluß des westphälischen Friedens in Münster.
„	1854.	Schlacht bei Inkermann in der Krim.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 247 Montag, 25. Oktober 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Der Marquis warf einen Blick der tiefsten Verachtung auf den elenden Feigling, der so grausam mit seinen Leiden spielte. Er schien zu zögern. Diego sah ihn scharf und forschend an.

„Nun," drängte er, „entscheide Dich!"

In diesem Augenblicke flog die Thür rasch auf und Pietro trat ein.

„Carrier hat nach Dir geschickt," sagte Pietro zu Diego.

„Wen?"

„Seinen Adjutanten."

„Er soll warten."

„Nein, er hat Befehl, Dich unverzüglich mitzubringen. Pinard ist wieder gefunden."

„Wie? Pinard wieder gefunden?"

„Ja."

„Gut, ich folge Dir."

Pietro entfernte sich wieder; Diego trat lebhaft auf den Marquis zu.

„Ja zwei Stunden bin ich wieder zurück," sagte er, „überlege Dir's, daß Deine Antwort eine entscheidende sein muß. Ich biete Dir das Leben und die Freiheit gegen Juliens Vermögen; Dein Tod, so wie der Deiner Frau und Deines Bruders sind gewiß, wenn Du Dich weigerst. In zwei Stunden also! Solltest Du bis dahin nicht mehr leben, so werde ich handeln, als ob Du mir den Brief verweigert hättest. Du siehst, daß ich auf Alles Bedacht genommen habe. Auf Wiedersehen!"

Philipp von Lee-Ronan stand wie versteinert. Er schlug die Hände vor's Gesicht und versank in verzweiflungsvolles Brüten. Er hörte nicht, wie Pietro wieder eintrat, und ihn aufmerksam betrachtend murmelte:

„Also dieser arme Mann ist Marcof's Bruder! Nun denn, so will ich ihm vor Allem die Hälfte meines Brodes geben. Ich will sehen, was sich weiter thun läßt."

XXXIX.

„Diego traf den Prokonsul allein.

„Komm, komm!" rief ihm Carrier lebhaft entgegen; „ich habe so eben einen Brief von Pinard erhalten!"

„Wer hat ihn gebracht?" fragte Fouqueray.

„Ein Bauer von St. Etienne, ein tüchtiger Patriot, den wir seit Langem als verläßlich kennen."

„Und ist der Brief wirklich von Pinard?"

„Wie kannst Du fragen? ich kenne ja seine Schrift."

„Laß sehen."

Carrier reichte Diego ein Papier, das dieser mit sichtlichem Verdrusse entfaltete und überlas. Der Brief lautete:

„Bürger Repräsentant, Du hast Nachricht davon bekommen, daß ich verflossene Nacht in die Hände von Schurken gefallen bin, welche in Nantes eingedrungen waren. Ich habe die Martern, die sie mir auferlegten, ertragen, und mich Deiner würdig gezeigt. Auch hat mich der Zufall beschützt. Ich habe unter diesen verdammten Chouans zwei brave Patrioten gefunden, welche ihnen nur gezwungen folgten. Wir verständigten uns bald, die Augenblicke waren kostbar, wir mußten ohne Verzug handeln. In dem Augenblicke, wo ich diese Zeilen schreibe, bin ich frei, aber ich muß mich bis zum Einbruch der Nacht verborgen halten. Alsdann komme ich mit den zwei Patrioten, die mich gerettet haben, nach Nantes. Schicke um zehn Uhr Abends die Marat-Kompagnie an das Thor, welches an die Ecdre gränzt. Ich werde sie dort treffen, und noch in derselben Nacht mich der zwei Chouans-Häuptlinge Marcof und Boisbardy bemächtigen, deren Schlupfwinkel ich kenne. Morgen hast Du die Beiden in Deiner Gewalt. Ich zähle auf Dich, um rasch und entschieden handeln zu können. Gruß und Bruderschaft! — Pinard."

Diego legte den Brief wieder zusammen und gab ihn dem Prokonsul zurück.

„Was gedenkst Du zu thun?" fragte er.

„Was würdest Du an meiner Stelle thun?" fragte Carrier.

„Was ich thun würde? . . ."

„Ja."

„Wenn ich Carrier hieße und Deine Macht besäße," sagte Fouqueray entschlossen, „so würde ich andere

Sanculotten, als die von der Marat-Kompagnie an das Thor schicken und Pinard verhaften lassen."

„Warum?"

„Weil Pinard Dir zu nichts mehr nützt ist, weil er Dir im Wege steht, weil ich es albern finde, ihn einen Theil der Millionen zu überlassen, die wir in Empfang nehmen werden."

„Du hast ihm also von dem Gelde des Marquis Lee-Ronan etwas versprochen?" rief Carrier.

„Ei freilich, ich mußte wohl; er hatte ja die Aufsicht über die Gefängnisse, und konnte den Marquis vor der Zeit sterben lassen, ehe ich noch den nothwendigen Brief in Händen hatte."

„Hast Du den Brief schon?"

„Nein, ich werde ihn aber noch heute bekommen."

„Und wie erhalte ich den Theil des Geldes, der auf mich fällt?"

„Nichts einfacher als das," sagte Diego. „Ist der Brief einmal in meinen Händen, so gehe ich nach La Roche Benard, um ihn gegen einen andern einzutauschen, der mir den Ort anzeigt, wo der Schatz vergraben ist. Du gibst mir eine Eskorte mit, welche den Befehl hat, mich auf jeden Fall todt oder lebendig nach Nantes zurückzubringen."

„Gut," sagte Carrier, „ich gehe darauf ein."

Nach einer Weile, während er überlegte, fuhr er lebhaft fort:

„Höre, ich muß sicher gehen. Ich bin's zufrieden, daß Du Pinard verhaftest. Aber wer bürgt mir dafür, daß Du bis dahin Dir nicht den Brief von dem Marquis verschaffst, und, ohne mir ein Wort zu sagen, Dich mit demselben auf und davon machst? .... Pinard schreibt, daß er um zehn Uhr am Thore sein wird. Gut, so will ich dafür sorgen, daß Du den Marquis nicht früher siehst; ich gehe dann mit Dir zu ihm, und lasse Dich nicht mehr aus den Augen."

(Fortsetzung folgt.)

Vor den Assisen.

(Fortsetzung.)

Ein Schreiber hatte bereits Platz genommen und begann das Protokoll.

Anna erzählte nun wahrheitsgetreu, wie sie seit längerer Zeit schon von den stürmischen Anträgen Larmond's gequält worden, Konstantin fügte bei, was die zarte Scham des jungen Mädchens sie verschweigen hieß und ergänzte da und dort den Bericht, ebenso wie er den Auftritt dieses Abends im Pavillon schilderte.

Darauf beschrieb Anna ihr Entsetzen, wie sie sich, plötzlich erwachend, im Arme eines ihr ganz fremden Mannes gesehen — von diesem beinahe erstickt, bewußtlos geworden sei, wie sie Larmond an der Seite stehend bemerkt, auch seine Stimme mit dem anderen fremden Manne sprechend vernommen habe — wie sie — doch weiter kam sie nicht in ihrem Berichte, denn als sie bei dieser Stelle seinen Namen nannte, schrie der Kranke plötzlich in fürchterlicher Anstrengung und wie im Wahnsinnsausbruche:

„Halt! sie lügt! — Ich traf sie im Arme eines fremden Mannes — ihres Geliebten, der ihr von Paris — gefolgt — und im Garten — verborgen — war! Ich hatte Argwohn — denn ich liebte sie — das ist wahr — darum spürte — ich ihr nach — und es war — ja auch meine Pflicht — sie stand noch — unter meinem Schutze! — Der Fremde wollte mich — morden — ich entriß ihm — das Messer — er entfloh durch das Fenster — Anna ward ohnmächtig — ich wollte sie — auf ihr Bett tragen — da stürzte Claire herein — glaubte mich — in böser Absicht — hier — und stieß mir — das am — Boden liegende — von ihr schnell aufgerafft Messer in die Brust. — So ist es — gewesen — ich habe — die Wahrheit — gesprochen — Sie nur Lüge — Herr, mein Gott! — ich sterbe — halt — halt — Anna — vergieb — schreiben Sie, — es ist Alles nur —"

Und das Haupt des Elenden sank zurück, die Augen verglasten sich, die Glieder wurden starr — ein breiter Blutstrom entquoll seinem Munde — der Körper zuckte noch einmal wie galvanisirt empor — und der Ankläger war todt!!! —

Das Protokoll mußte hier geschlossen oder vielmehr sistirt werden, denn der Ausbruch des Schmerzes, der Wuth, der Verzweiflung, der Raserei, welche sich der Anwesenden nach Maßgabe ihrer Betheiligung an dem entsetzlichen Ereignisse bemächtigte, hinderte jedes ruhige Einschreiten des Beamten.

Der Bericht über Oertlichkeit, vorgefundenes Corpus delicti, das Messer, womit der Mord verübt, das zweite, diesem ganz ungleiche, welche nach des eben Verschiedenen Angabe dem entflohenen Geliebten Anna's gehören sollte, ein Umstand, der dem Richter, nach allem, was er gehört und gesehen, höchst zweifelhaft vorkam, den er aber doch zu untersuchen verpflichtet war, ehe er sich ein festes Urtheil in seinem Innern darüber formiren konnte: alle diese gesetzlichen Formalitäten wurden auf- und mitgenommen und alles gethan, was Pflicht und Recht vorschrieben.

Endlich hat der menschenfreundliche Beamte, daß Claire den Moment des Abschiedes nicht verlängere und den ihrer harrenden Wagen besteigen wolle, ehe der Tag ganz heraufgezogen und Neugierde und Unverschämtheit ihr Unglück tausendfältig vermehren würden.

Jetzt erst, — als die schreckliche Wahrheit in ihrer nackten Entsetzlichkeit vor den Unglücklichen stand, jetzt, da sie begriffen, daß Claire eine Gefangene, eine beinahe Verurtheilte, von ihren Freunden, aus den sie unschul-

genden Armen des Geliebten, von dem Herzen der Schwester desselben, aus ihrem eigenen Hause gerissen und getrennt werden sollte — erst jetzt erreichte die Verzweiflung den Kulminationspunkt, und Claire selbst war es, die ihren Freunden Muth und Vertrauen zu Gottes Gerechtigkeit einsprechen mußte, damit sie nicht ganz der Verzweiflung erlagen — und des Richters und des ihm beistimmenden Arztes Versicherungen, daß man Claire in höchst anständigen Gewahrsam bringen, daß ihr nichts abgehen werde, daß sie Alle kommen könnten, sie zu besuchen, ja, daß sie heute, leidend und schwach, ihr Kammermädchen mitnehmen dürfe, fand endlich so viel Gehör und Eindruck, daß Anna sich erbat, statt des Mädchens zu Claire's Begleitung mitgehen zu dürfen, und Claire fühlte überdies, daß der Moment, dieses entsetzliche Haus, in welchem die Leiche ihres Verderbers lag, verlassen zu können, eine Gefangene zu sein, minder schrecklich erscheinen ließ.

Und so verließ denn Claire nach einem stummen, aber herzbrechenden Abschied von dem Geliebten und allen Uebrigen an dem Morgen des Tages, welcher ihr Hochzeits-, ihr Ehrentag, wie man in alten Zeiten so sinnig zu sagen pflegte — werden sollte — als eine des Mordes angeklagte Verbrecherin ihr eigenes Haus — das friedliche Asyl, in welchem ihre Eltern gelebt, in welchem die Wiege ihrer Geburt gestanden, sie verließ das Haus, welches die frohe Erinnerung ihrer Kindheit barg, um im Kerker allem Glücke, aller Ehre, vielleicht dem Leben zu entsagen! Nur Anna's Begleitung, welche sich nicht von ihr losreißen ließ, und des Beamten wahrhaft menschenfreundliche Behandlungen und Tröstungen vermochten leise Hoffnung in ihr Herz und Kraft in Seele und Körper des unglücklichen Mädchens zu bringen; und als eine Gnade von Gott mußte sie es betrachten, daß Konstantin, der in der fürchterlichsten Verzweiflung sich und Alles morden wollte, plötzlich all' den entsetzlichen Eindrücken erliegend, ohnmächtig zusammenbrach und somit dem letzten Schmerze enthoben ward, sie fortgehen zu sehen, fort, um hinter Kerkerthüren zu leiden!!

Der Arzt gelobte den Schwestern, bei Konstantin zu bleiben und für ihn die wärmste Sorge zu tragen; er versicherte sie, daß dieser Anfall bald vorüber gehen und er ihn dann gewiß so weit beruhigen werde können, daß Konstantin die nöthigen Schritte zu Claire's baldiger Befreiung thun und in dieser Thätigkeit Trost und Anregung finden werde; er versprach, wie ein Vater für ihn zu sorgen und der alten Frau, welche starr, einer Wahnsinnigen gleich, neben der Leiche des Bruders saß und nichts begriff von Allem, was vorging, als daß ihr das Herz recht weh thue und daß man ihr alles Glück geraubt habe, an die Hand zu gehen und für Alles zu sorgen, was Ruhe und Besonnenheit bedürfe. —

Die beiden Mädchen umklammerten noch einmal die leblose Gestalt Konstantins, schlachzten an seinen kalten Wangen, rissen sich endlich gewaltsam los, stiegen, von den Domestiken gehoben, gestützt und umgeben von Liebe und Ergebenheit, in den Wagen und fuhren ihrer Bestimmung entgegen. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Goldpanique in New-York.

Berichte über die Vorfälle an der Newyorker Goldbörse vom 24. v. M. liegen endlich in den Blättern vom 25. vor. Schon mehrere Tage waren Gerüchte verbreitet, daß Fisk sen. und Belden und Comp. an der Spitze eines Konsortiums ständen, welches die Verkäufer von Gold in einen Winkel (corner) drängen und zum Rückkaufe zwingen wolle. Zu diesem Zwecke hatten sie ein neues Reglement in der Goldbörse durchgesetzt, nach welchem die an jenem Tage eintretende Differenz sofort ausgeglichen werden mußte. Am Donnerstag den 23. September Abends deutete so Manches darauf hin, daß der Coup am nächsten Morgen zur Ausführung kommen werde, da bis spät Nachts im Fisk Avenue Hotel Geschäfte gemacht wurden. Am Freitag Morgen um 9 Uhr waren die Straßen vor der Goldbörse von einer dichten Menge angefüllt. Die ersten Kaufleute, sagt ein Bericht, standen hier neben Gassenjungen, Advokaten neben Wall Street-Ziegen (Goats), Schuhputzern und Literaten. Als um 10 Uhr das Geschäft eröffnete und die an dem Gebäude angebrachte Uhr den Goldkurs 150 zeigte, entstand auf der Straße ein solches Geschrei, daß man selbst das Toben im Coal Hole nicht länger hörte. Langsam, aber fortwährend bewegte sich der Zeiger vorwärts; als es 11 Uhr schlug hatte er 155¼ erreicht; von da an sprang er rasch auf 162½, dem höchsten von der Uhr angezeigten Stande, während in der Börse bis 164 bezahlt wurden. Dort war ein Mäkler, ein alter Mann, als Käufer für das Konsortium aufgetreten; er nahm alles Gold, was zu den steigenden Preisen angeboten wurde, und bestand darauf, daß bei jedem Preisaufschlag frühere Verkäufer die eingetretene Differenz mittels Checks auf ihre Bankiers sofort ausglichen. Dies geschah besser, als es zu erwarten war, und bei Weitem die Meisten leisteten pünktliche Zahlung. Mittlerweile hatten sich viele eingeschüchterte Kaufleute eingefunden, welche ihren Bedarf für Zölle um jeden Preis decken wollten, und die Aufregung hatte den höchsten Grad erreicht, als sich die Scene plötzlich änderte. Einige Minuten nach 12 Uhr trat der Agent des Finanzministers, Butterfield, in den Saal und affichirte eine aus Washington erhaltene Depesche: „Verkaufen Sie morgen 4 Millionen Dollars Gold und kaufen Sie dafür 4 Millionen Bonds."

Was nun vorging, ist nur mit dem Fall einer Lawine zu vergleichen. Zunächst trat eine Todtenstille ein, dann brachen die Käufer in ein Wuthgeheul aus, während

Andere ein Freudengeschrei erhoben, das sofort bei den Massen vor dem Gebäude ein Echo fand. Es war eine schreckliche Scene, sagt der Berichterstatter des „Herald", und ein lebendiges Bild des Elends, welches wildes Spiel mit sich bringt. Die „Bulls" waren wüthend, während die „Bears" in ihrer Freude herumtanzten; bald aber leerte sich die Börse; die Leute strömten heraus, um die Kunde zu verbreiten, und warfen die vor dem Gebäude Stehenden nieder, wobei arge Verletzungen vorkamen. Das Agio war sofort auf 138 gefallen, und nun verlangten die Verkäufer wieder sofortige Zahlung von dem Mäkler, der sie kurz zuvor darum gedrängt hatte. Da erklärte dieser, er könne nichts bezahlen, da die Deckung, die er von seinen Kommittenten erhalten, dazu nicht ausreiche und sie weiter nichts bezahlen wollten; als seine Kommittenten nannte er James Fisk jun. und William P. Belden; „er habe gehört", sagte er, „daß man ihn erschießen wolle; er sei bereit, sich erschießen zu lassen." Dies geschah nun zwar nicht, allein die Menge strömte nach dem Bureaux von Belden, Smitt Fould, Martin u. Comp. und der Gold-Exchange-Bank, und starke Piquets Polizeimannschaften wurden requirirt, um diese Häuser zu schützen. Zwei Brooklyn-Regimenter erhielten Ordre, sich bereit zu halten, um Wall Street zu besetzen. Abends strömte die Menge vor das Clearinghaus und die Gold-Exchange-Bank. Gegen letztere hatte das dabei betheiligte Haus van Schaick u. Comp. einen richterlichen Befehl erlangt, welcher ihr verbot, Zahlungen zu leisten, ehe die ihr übergebenen Checks eingegangen seien. Sie erließ darauf eine Bekanntmachung, daß sie nach ihren Statuten nur solche Zahlungen leisten dürfe, wofür sie das Geld in Händen habe; nun seien aber mehrere Fallimente bereits eingetreten, sie werde daher erst nach geschlossener Abrechnung, und zwar so rasch wie möglich bezahlen. Im Coal Hole, wo Abends das Gold bis 131¼, dem niedrigsten Stand, dem es im laufenden Jahre noch gehabt hatte, zurückgegangen war, wurden weitere Transaktionen suspendirt, bis das Resultat der Liquidation der Gold-Exchange-Bank bekannt sein würde.

So weit reichen die vorliegenden Berichte. Aus Washington wird gemeldet, daß die Goldläufer auf eine frühere Aeußerung Grant's, die Regierung müsse sich in dieses Spiel nicht einmischen, stark gerechnet hatten. Schon am frühen Morgen waren aber bei Boutwell Deputationen der Kaufleute erschienen, welche ihn dringend um Abhülfe baten; sie konnten aber von ihm keine bestimmte Antwort erlangen, da er fürchtete, daß Einzelne daraus Vortheil ziehen würden. Um 11 Uhr ging er zum Präsidenten und erlangte dessen Zustimmung zum Einschreiten. Von dieser Zeit an ließ er keine Deputationen mehr vor sich, und diese erfuhren erst von New-York aus, daß der Schlag gefallen war.

Mannigfaltigkeiten.

Die Einweihung des „Stein-Denkmals" in Herdecke hat am 17. ds. stattgefunden. Wie die „Elb. Ztg." mittheilt, hat die Ungunst des Wetters sehr störend auf die Betheiligung an dem Festzuge und den ganzen Verlauf der Feier eingewirkt. Das auf dem Kaiserberge errichtete Denkmal, das Abends in bengalischem Feuer flammte, ist in seinem Oberbau noch nicht ganz vollendet. Der untere Theil besteht aus einer Kapelle, in der fünf Nischen sich befinden, die zur Aufnahme der Büsten Steins und vier anderer Staatsmänner bestimmt sind, die dieser Gesellschaft würdig erscheinen. Die Votivtafel am Eingang trägt die Inschrift:

„Dem Freiherrn Fr. Hr. C. vom und zum Stein,
geb. 27. Okt. 1757 — gest. 29. Juni 1831.

Des Guten Grundstein
Des Bösen Eckstein.
Der Deutschen Edelstein.

Das dankbare Bürgerthum.
17. Oktober 1839."

Aus Darmstadt wird vom 16. Okt. gemeldet: Nachdem die Aufführung der Oper „Rheingold" nur nach Besiegung unendlicher Schwierigkeiten in München ermöglicht wurde, soll in einigen Wochen in einem hiesigen Privatkreise eine Travestie des neuesten Erzeugnisses der Wagner'schen Muse in Scene gehen. Die Accessisten halten alljährlich im Dezember ein sogenanntes Juditfest, bei dem alle hervorragenden Zeitereignisse einer humoristischen Behandlung unterworfen werden und der Satyr unbarmherzig seine Geißel schwingt. Gewöhnlich ist die Aufführung einer Travestie einer modernen Zugoper mit eigenem Texte und eigener Musik damit verbunden, und dürften die wunderliche Sprache und die halsbrecherischen Bühnenhandlungen dieses so viel besprochenen Kunstwerkes hinlängliche Gelegenheit bieten, die Lachmuskeln des Auditoriums in anhaltende Thätigkeit zu versetzen.

[Amerikanische Excentricitäten.] Ein Apotheker von Boston veröffentlicht folgendes Inserat: „Die Person, welche kürzlich ihren Magen zur chemischen Analyse bei mir zurückgelassen hat, kann denselben gleichzeitig mit dem Resultate der von mir angestellten wissenschaftlichen Untersuchung wieder abholen."

Geschichtskalender.

25. Okt. 1688. Die Franzosen besetzen Heidelberg.
„ 1854. Treffen bei Balaklava (Krim).

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 248 Dienstag, 26. Oktober 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Du mißtraust mir?“ rief Fougeray.

„Ja, und darum will ich meine Vorkehrungen treffen. Heda! Wache!“

Ein Sansculotte öffnete die Thür.

„Ist Chaux unten?“ fragte Carrier.

„Ja, Bürger.“

„Laß ihn heraufkommen.“

Zwei Minuten später trat Chaux ein. Der Prokonsul schrieb rasch einige Zeilen und reichte das Papier dem Sansculotten.

„Diesen Befehl wirst Du ordentlich vollziehen,“ sagte er. „Nimm Dir Leute von der Wache mit, besetze die Gefängnisse und lasse vor elf Uhr Nachts Niemanden ein, hörst Du? Niemanden. Ich lasse Dich und die Gefängnißwärter guillotiniren, wenn ich höre, daß irgend Jemand einen Gefangenen gesehen oder gesprochen hat.“

Chaux verneigte sich stumm und verließ das Gemach.

„Und nun,“ wandte sich der Prokonsul an Diego, nun geh' an Deine Geschäfte. Heute Abend haben wir wieder lustige Gesellschaft. Nach elf Uhr, wenn Pinard in Deinen Händen ist, gehen wir miteinander zu dem Marquis wegen dem Brief. Leb' wohl, auf Wiedersehen!“

Als Diego die Thür hinter sich geschlossen hatte, lächelte Carrier:

„Habe ich nur erst das Geld, dann sollst Du die nächste Stunde darauf zusehen, wie Dir's geht!“

Diego seinerseits murmelte wieder:

„Ah, Du willst mich hindern, den Marquis allein zu sprechen. Narr! Du hast vergessen, daß Du mir gestern einige Vollmacht-Blanquets übergeben; damit kann ich mir zu jeder Stunde Eintritt in die Gefängnisse verschaffen... Doch halt, der Fuchs ist im Stande, mir Spione nachzuschicken, und fünf Minuten, nachdem ich das Gefängniß betreten, könnte er Nachricht davon haben. Nein, nein, so geht's nicht ... Alle Wetter! ich hab's!“ rief er, sich freudig vor die Stirn schlagend, „ich hab's. Yvonne soll mir helfen. Die Kleine ist noch immer hübsch, ich werde sie herausstaffiren, und ich müßte Carrier zu wenig kennen, wenn der Schurke bei ihrem Anblick nicht Feuer fängt. Ich führe sie ihm Abends zu; wir soupiren, Carrier betrinkt sich nach seiner Gewohnheit; er spielt den Liebenswürdigen gegen die Kleine; ich verschiebe die Angelegenheit des Marquis unter irgend einem Vorwande auf morgen, und während Carrier sich einzig mit dem Mädchen beschäftigt, stehle ich mich davon, eile nach dem Gefängnisse, nöthige den Marquis zu dem Briefe, und dann ... hole der Henker Carrier, Hermosa und all' das Volk mit einander. Die Millionen gehören mir dann ganz allein ... Ja, ja, so wird es gehen!“

XL.

In einer engen Seitengasse der Stadt Nantes lag ein kleiner bescheidener Laden, in dessen Auslagekasten aber eine reiche Menge von Kleidern, Tüchern, Atlasschuhen, Armbändern und allem möglichen sonstigen Frauenschmuck bunt durcheinander aufgehäuft war. Auf der obersten Glasscheibe der Ladenthüre klebte ein Papierstreifen mit der Inschrift: „Die Bürgerin Carbagnolles, Toiletten-Verkäuferin?“

Bürgerin Carbagnolles war, wie man erzählte, die Nichte des Scharfrichters von Nantes, und trieb einen ausgiebigen Handel mit den Kleidungsstücken, welche ihr würdiger Onkel den unglücklichen guillotinirten Frauen abnahm und ihr zuschickte. Als Fougeray auf dem Wege von Carrier zu Pinard's Wohnung an diesem Laden vorüber kam, und die vielen Toilettesachen in der Auslage erblickte, ergriff er die Klinke und trat ein. Hier fand er Alles, was er zur Herausstaffirung der armen Yvonne brauchte.

Eine kleine, rundliche Frau von dreißig bis fünfunddreißig Jahren, zierlich gekleidet und freundlich lächelnd, stand hinter dem Ladentisch. Es war die Bürgerin Carbagnolles, flink, zuvorkommend und gesprächig.

Diego, der nach der Aufschrift an der Ladenthür eines jener häßlichen verwilderten Weiber, wie sie in der damaligen Schreckenszeit so häufig waren, erwartet hatte, war nicht wenig erstaunt, als er die nette, liebenswürdige Ladenfrau erblickte. Unwillkürlich wurde er durch das Benehmen derselben in die alten aristokratischen Zeiten zurückversetzt, verneigte sich höflich und

sagte: „Bürgerin, ich brauche einige Kleider, Spitzen und Schmucksachen.“

„Damit kann ich Dir in reicher Auswahl dienen,“ erwiderte die Ladenfrau, indem sie den Perlenschmelz ihrer Zähne zeigte.

Sie öffnete einen großen Schrank und brachte aus demselben eine Menge von Kleidern hervor, die sie vor dem Käufer ausbreitete. Diego suchte ein blaues Atlaskleid mit weißer Spitzengarnitur aus, und verlangte dann noch Seidenstrümpfe, Atlasschuhe, goldene Ohrgehänge, kurz Alles, was zur vollständigen Toilette einer jungen Dame gehörte.

„Ich zahle nicht in Assignaten, sondern mit blanken Goldstücken,“ sagte er, als er bemerkte, daß ihn die Ladenfrau aufmerksam musterte.

„Sie sollen augenblicklich das Verlangte haben,“ sagte Madame Carbagnolles mit schlauem Lächeln, indem sie das aristokratische „Sie“ an die Stelle des „Du“ der Sanculotten setzte, denn sie begriff, daß ein Mann, der mit Gold zahlte, ein Recht auf diese Auszeichnung hatte. Nachdem Diego Alles, was er wünschte, ausgewählt hatte, bezahlte er, und bat die Ladenfrau, ihm eine Person mitzugeben, welche ihm die Sachen nach Hause trage.

(Fortsetzung folgt.)

Wagnero-Batrachomyomachia.

Von A. W. Ambros.

Es war zu erwarten, daß die Wagner-Partei nach der bedeutenden Schlappe, welche sie und ihr Meister in der Münchener „Rheingold“-Affaire erlitten, eine doppelte Rührigkeit entwickeln werde, um mindestens die Folgen der Niederlage weniger empfindlich zu machen oder sie wohl gar zu einem künstlerisch und moralisch erfochtenen Siege umzufärben. Da flogen denn die Manifeste, die offenen Erklärungen, die Erwiderungen und Gegenerwiderungen hin und her — voran Wagner's lange Allokution an die Welt, bei welcher die Welt erstaunt fragte, was der langen Rede kurzer Sinn sei. Daß sodann auch die Wagner-Mirmidonen, die Bewunderungs-Jungen, die Weinreisenden der Zukunftmusik, die Leute, die mit der ganzen Kraft ihrer Lungen in das große musikalische Zukunftshorn blasen, die „Tristan“- und „Rheingold“-Fanatiker, die Stachelwespen aus dem Brandel'schen Wespennester, die blonden und brünetten **tricoteses de Wagner** u. s. w., sofort die Schreibfeder in fieberhafte Bewegung setzten, war ganz natürlich. Sie sind die Männer und die Damen der bleichen Furcht nicht, und ihr Heldenmuth in ihrer jetzigen Situation erinnert wirklich an Grabbe's römischen Senat im „Hannibal“, der über Karthagos Zerstörung debattirt, während eben der Karthager die wankenden Mauern Roms stürmt. So hat denn jüngst Hoplit-Pohl aus Anlaß der verdrießlichen „Rheingold“-Geschichte einen verachtungslächelnden Artikel publizirt, worin er unter Anderem einen kalt-höhnischen Seitenblick auf Hanslick und Löbke wirft, als „Professoren der Aesthetik“, welche nie selbst ein Kunstwerk geschaffen. Allerdings hätte auf dieses Argument hin Herr Hoplit (von dem wir bisher, seine „Akustischen Briefe“ etwa abgerechnet, nichts zu lesen bekamen, als eigenthümlich hochmüthig-bissige Artikel in Sachen der Zukunftsmusik) eben auch kein Recht, mitzureden; er lese aber die Fabel des alten Lichtwer, in welcher der Koch seinem Herrn das Recht bestreitet, eine versalzene Suppe ungenießbar zu finden, weil ja der Herr kein Koch sei, worauf der Herr ganz richtig meint, zu seinem Urtheile bedürfe es keiner Kochkunst, sondern nur eines gesunden Gaumens. Man wird eben auch kein Gemälde von Kugler, Schnaase, Löbke, Burkhard u. s. w. finden, und was haben diese Männer für unschätzbare Verdienste um die bildende Kunst! Was z. B. der von Herrn Hoplit so schnöde behandelte „Professor der Aesthetik“, Löbke, geleistet, das wird noch wirken und anerkannt werden, wie die Hoplite, die Peltaste, die Ubligs u. s. w. entweder längst vergessen sind oder höchstens in dem Spiritus einer Kunstgeschichte so aufbewahrt werden, wie in Naturalien-Kabinetten gewisse kleine Geschöpfe, deren Namen die beigeklebten Zettel nennen: **Scolopendra morsitans** u. s. w. So hat auch Herr Ludwig Rohl eine Broschüre in alle Welt ausgehen lassen: „Richard Wagner, sein Leben und sein Schaffen, ein populärer Vortrag“ — denn natürlich müssen jetzt die Glocken doppelt heftig geläutet, die Trompeten doppelt hell geblasen werden, um die widerwilligen Stimmen, welche sehr und unangenehm laut zu werden anfangen, zu übertönen. In dieser neuesten Schrift des Herrn Dr. Ludwig Rohl lesen wir z. B. Seite 64: „Ein besonderes Kapitel wäre noch über die harmonische Verwandtschaft und kontrastirende Zusammengehörigkeit der sämmtlichen Hauptmotive in Wagner'schen Werken zu schreiben. Was bei Beethoven z. B. vor Allen in der neunten Symphonie aus bloßem Instinkt (sic!) oder vielmehr durch die drängende Nothwendigkeit der innaren Einheit des Gedankens des ganzen Werkes geschah, ist bei Wagner bewußteste und konsequent verfolgte Absicht.“ Also hat Beethoven seine großen Würfe nur so „aus Instinkt“ gethan, wie der Biber sein Haus, die Biene ihre Zelle baut! Wenn er z. B. in der C-moll-Symphonie den Rhythmus, den die beiden ersten Takte andeuten, auf die genialste Weise durch alle Sätze des Tonwerkes zur Geltung bringt, oder wenn er über den Daktylus eine große Symphonie (die siebente) aufbaut, so ist das „bloßer Instinkt“ gewesen! Solchen Einfällen gegenüber ist man wirklich um parlamentarische Ausdrücke verlegen — sie beweisen aber, wohin sich endlich die Wagner-Apostel verstiegen haben. Man sollte denken, das Papier müsse an Autors Statt erröthen, wenn er so etwas hinschreibt. Uebrigens

ist es gerade mit dieser „Zusammengehörigkeit“ der Motive und den sogenannten „Leitmotiven“ Wagner's eine eigene Sache. Ein- oder zweimal mag dergleichen, geistreich durchgeführt, Recht haben. Zum Prinzip erhoben, ist es das Pedantischeste und Unkünstlerischeste, was es gibt, und könnte an den Einfall Nestroy's erinnern, welcher als Bertram in „Robert der Teufel“ abwechselnd in einem schwarzen und in einem rothen Frack auftrat, um das Publikum sogleich zu orientiren, ob er in der betreffenden Scene „zärtlicher Vater“ oder ob er „Teufel“ sei. In wohlerwogen mäßiger Anwendung kommen wiederkehrende Motive schon in „Don Giovanni“, in „Così fan tutte“, im „Freischütz“, im Oberon“, in der „Euryanthe“ u. s. w. vor. Natürlich war das bei Mozart und Weber eben auch nur „bloßer Instinkt“, und wenn die alte Kontrapunktik von den Niederländern des 15. Jahrhunderts an bis auf Sebastian Bach und noch weiter die „kontrastirende Zusammengehörigkeit“ verschiedener Motive gar wohl zu behandeln wußte (vielleicht sogar etwas besser als Wagner), so war das natürlich bloße Handwerker-Arbeit, bloße „Formalmusik“, der Wagner erst den Geist in die Nase blasen mußte, damit sie lebendig werde, athme, wandle!

Daß die zahllosen Gegner der Wagner'schen Kunstrichtung (seine Person ganz bei Seite gelassen) die neuesten Münchener Ereignisse heftig aufgreifen, kann ebensowenig in Verwunderung setzen. Es scheint leider, als sei unsere Zeit einer objektiven, besonnenen, einfach billigen und gerechten Würdigung von Personen und Sachen gar nicht mehr recht fähig, als sei Parteileidenschaft der wahre Genius unserer Zeit, als gebe es nur zwei Farben: schneeweiß und pechschwarz, womit man anstreicht, je nachdem man Gönner oder Gegner ist.

Die zum Theil sehr erbitterten Angriffe gegen Wagner und seinen Anhang, besonders die von München ausgehenden, sind aber endlich doch zu begreifen und vielleicht zu entschuldigen. Der allzustraff gespannte Bogen mußte endlich brechen. Es gibt in der Kunst wie im Leben gewisse Grenzen — wer sie nicht achtet, kommt endlich dahin, wo wir Wagner jetzt erblicken, und wenn das Genie, oder was sich dafür hält, im Namen seiner Genialität sich an kein weiteres Gesetz in der Kunst wie in der sittlichen Welt gebunden glaubt, sondern in seiden den Autokraten, der über dem Gesetze steht, spielen zu können meint, so ist es dann freilich die unbweisbare Folge, daß sich die ewigen, unverrückbaren Gesetze endlich rächen, weil eben kein Sterblicher ungestraft an ihnen rüttlein darf. Die Anhänger schrieen und schreiben nun allerdings, Wagner stürze nur falsche, verlebte Kunstgesetze, um echte an deren Stelle zu setzen. Sie berufen sich auf Gluck. Da ist aber ein mächtiger Unterschied. Es waren die konventionellen, etiquettemäßigen, hohlen und unwahren Formen der Oper seiner Zeit, denen Gluck die ewigen Forderungen der Wahrheit und Schönheit entgegensetzte. Nur in diesem Sinne sind seine Aussprüche zu verstehen: er suche zu vergessen, daß er Musiker sei — diese oder jene Stelle gefalle ihm nicht, sie rieche nach Musik“ u. s. w. Damit ist eben nur die gezirkelte, banale, phrasenhafte, wälsche Opernmusik jener Epoche gemeint, jene endlosen Arien mit flachgefälligen Hauptmotiven und weitschnörkeliger Koloratur, die einander alle gleichen, fast wie Tulpen, welche auch alle glatt und zierlich sind, aber keinen freien Schwung des Blätterkelches zeigen, keinen belebenden Wohlgeruch aushauchen und bei denen es eigentlich keinen Unterschied macht, ob die eine gelb und roth, die andere gelb und violett, die dritte weiß und violett gestreift ist. Als Wagner mit seinem „Fliegenden Holländer“, seinem „Tannhäuser“, seinem „Lohengrin“ — wahrlich hochpoetischen Tonwerken! — zu einer Zeit auftrat, wo in der Oper deutscherseits pedantische Langweiligkeit, italienischerseits leere Frivolität mit einander stritten, wo gewisse Kategorien (Koloratur-Prinzessin und dramatische Schreihelsin, Gefühlstenor u. s. w.) ein- für allemal festgestellt schienen, wo fast jede Oper ihre herkömmliche Preghiera, ihr Trinklied, ihre schauerliche Romanze u. s. w. haben mußte, wo die Opern insgemein damit anfingen, daß der Chor im ländlichen Kostüm Kränze für ein bevorstehendes Fest flocht und etwas im Sechsachteltakt dazu sang, wo, wenn es galt, einzuhauen oder davonzulaufen, sich die Personen des Dramas um den Souffleurkasten herumstellten und einen Kanon absangen, „der drei Leinewebern hätte die Seele aus dem Leibe haspeln können“ — damals konnte Wagner wahrlich wie ein neuer Gluck erscheinen. Auch er hielt diesem unwürdigen, unkünstlerischen Handwerke, dieser konventionellen, künstlerisch aufgestutzten Lüge die ewigen Gesetze der künstlerischen Wahrheit, die Forderung aufrichtiger Hingabe an das Kunstwerk entgegen. Wer Wagner's ganze Bedeutung und ganzes Verdienst erkennen will, der nehme z. B. Lindpaintner's (nicht Marschner's) „Vampyr“ zur Hand und frage sich dann, ob eine solche in ihrer Art vollendete deutsche Hofkapellmeister-Oper heutzutage auch nur möglich wäre.

Das Buch (ein anderes als das Marschner komponirte) und die Musik machen den Eindruck, als habe ein lustiger, aber vortrefflicher Kopf das damalige Opernwesen auf's Bitterste persifflliren wollen — gleichwohl war Alles höchst ernsthaft gemeint. Wagner's Schriften, welche jene früheren seiner Opernwerke begleiteten, konnten freilich stutzig machen, aber man mochte sich trösten, daß nach dem Sprichworte nie so heiß gegessen wird, als man kocht, und hielt sich an die bedeutenden Tonwerke. Wenn nun selbst Leute, welche Wagner's Auftreten mit freudigem Antheil begrüßten, seitdem in der Stille „ein Waffenstück nach dem andern angelegt haben, bis sie hart gerüstet dastehen und zuschlagen“ — so ist an der Saulwerdung solcher Pantuffe mehr als Ein Umstand schuld. Vor Allem das Treiben der Wagner-Partei. Goethe spricht irgendwo von literarischem Sanculottismus, was in der „Wagner-Frage“ in Wort und Note von der exaltirten Partei nach und nach schriftlich

in die Welt gesendet worden ist, könnte man musikalischen Sansculottismus nennen. Der Ton, den in den ersten Jahren der Aufregung insbesondere die Brendel'sche Zeitschrift als Vorfechterin Wagner's anschlug, war nicht mehr allzu weit von dem Tone der Polemik weiland Scaliger's entfernt, der seine Gegner als **Stercus diaboli** und **lutum stercore maceratum** begrüßte. Die Musiker mußten wohl stutzig werden, wenn die „neudeutsche Schule" so ziemlich als oberstes Prinzip hinstellte: „Erlaubt ist (musikalisch) Alles, was bisher verboten war." Es kamen da nun allerdings schnaqische Dinge zum Vorschein. Ein junger Pianist der „Schule" (Altschul in Weimar) schrieb z. B. eine Etude in eitel Quintparallelen. Nicht daß er es besonders schön gefunden hätte — aber es machte ihm Spaß, der alten Schulregel ein Schnippchen zu schlagen, etwa wie muthwillige Schuljungen eine Seelenfreude haben, wenn es ihnen gelingt, dem Schulmeister mit Kreide heimlich einen Eselskopf auf den Rücken zu zeichnen. Wagner selbst vergaß je weiter, je mehr, was in Kunst und Leben so sehr noththut: Maß. Sein Kunstprinzip, das er im „Tannhäuser", im „Lohengrin" noch mit schöner Mäßigung und mit bedeutendster Wirkung zur Geltung gebracht, wurde ihm allmälig zum Fitzliputzli, auf dessen Opferaltar er Alles schlachtete, vor Allem die Musik. Das Phantom der unendlichen Melodie würgte wie eine Boa die ehemalige, wirkliche Melodie, und man darf sagen, daß in Wagner's neuen Partituren die Musik aufhört, wenn man das Titelblatt wendet. Der Vorwurf, den Gretry einst Mozart machte, er stelle die Statue ins Orchester, und das Piedestal auf die Bühne, paßt z. B. in „Rheingold", in „Tristan" wörtlich und buchstäblich auf Wagner. Das Schlimmste ist, daß die bornirten weiland Recensenten Mozart's und Beethovens es den Neueren so ziemlich unmöglich gemacht haben, irgend welchem Unsinn ernstlich und entschieden entgegenzutreten. Der Beurtheiler, ja das Publikum, welches die ehemaligen einfältigen, tächerlichen Recensionen über „Fidelio", die neunte Symphonie u. s. w. als neue Citate oft genug zu lesen bekommen hat, lebt immer in stiller Angst, es könne hinter dem Tollsten und Ungenießbarsten irgend etwas Geniales stecken und die Nachwelt werde bei Revision der Akten die jetzigen Tadler übel genug mitnehmen — man läßt es also gelten, ungefähr wie jener Klosterbruder einen sehr verdächtig aussehenden almosenheischenden Bettler nicht abzuweisen wagte, „weil ja hinter dieser Maske vielleicht gar ein verkappter Heiliger verborgen sein könnte."

Daß Wagner selbst sich immer mehr verstieg und verrannte, ist endlich begreiflich. Wer sich von einem lungenkräftigen Anhange immerfort zurufen hört, er sei ein Gott — der glaubt es endlich, wie es weiland aus gleicher Ursache die römischen Cäsaren glaubten, als Senat und Volk darauf los vergötterten, wo denn freilich Caligula sich einfallen lassen konnte, mit der Mondgöttin eine Liebschaft anfangen zu wollen und Jupiter oder mindestens mit dessen Statue vertrauliche Konferenzen zu halten. Was soll man dazu sagen, wenn im Tone der exaltirtesten Begeisterung erzählt wird und man es gedruckt zu lesen bekommt, daß Wagner in seiner Villa bei Luzern ein Zimmer besitze, wo an drei Wänden die Büsten Gluck's, Mozart's und Beethoven's aufgestellt sind, an die vierte leere Wand, Beethoven gegenüber, stelle sich Wagner zu weilen **in natura**. „**Consistens saepe inter fratres deos medius**," erzählt Sueton wiederum von Caligula, von dem er indessen weiterhin bemerkt: „**Mentis valetudinem et ipsa sensorat, deque purgando cerebro cogitavit.**"

Der zu straff gespannte Bogen mußte endlich, wie gesagt, brechen. Was Wagner's kühnste Träume gewesen, erfüllte sich. Der „königliche Freund" (wie sich Wagner in einer Dedikation bescheiden ausdrückte) öffnete seine Schätze, um die exorbitantesten Anforderungen, die extravagantesten Phantasien des Dichter-Komponisten zu verwirklichen. Er darf hoffen, seinen Plan jenes großen Kunst- und Nationalfestes der musikalischen Nibelungen-Trilogie realisirt zu sehen. Da, nachdem Himmel und Erde aufgeboten worden, wird plötzlich der Maschinist zum Prügelknaben gemacht, dem der voraussichtlich geringe Erfolg in die Schuhe geschoben wird — man klagt Herrn v. Perfall, der zunächst „zu beseitigen" ist, wie früher der treffliche Lachner beseitigt worden, laut der Intrigue an — der Leser verzeihe mir ein lateinisches Zitat mehr: „**Quis ferat Gracchos de seditione querentes?**" Die bekannte Katastrophe erfolgt — in den Wagner-Blättern wird sie natürlich entsprechend umgefärbt. Blicke sittlicher Entrüstung oder ein stolzes Siegeslächeln — das ist jetzt die Physiognomie der Partei.

Wir könnten aber fast des alten Märchens vom „Buttje in der See" gedenken, wie die Frau, die in der Schlammhütte wohnte, nach und nach Besitzerin eines schönen Hauses, eines Palastes, Edelfrau, Fürstin, König, Kaiser, Papst werden wollte und wurde. Zuletzt wollte sie gar auch noch der liebe Gott sein, und da mußte sie zurück in die Schlammhütte, von wannen sie ausgegangen. (N. f. Pr.)

Rebus.

M Sn

Geschichtskalender.

26. Okt. 1742. Prag wird von den Franzosen und Bayern genommen.

Verantwortlicher Redakteur des Druckers und Verlegers L. Waldandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 249 Mittwoch, 27. Oktober 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Ihr Name, Bürger?“ fragte die hübsche Ladenfrau, indem sie ihr Verkaufsbuch aufschlug. „Sie wissen, die Gemeindebehörde verlangt, daß wir die Namen aller Käufer eintragen, um sich zu vergewissern, daß wir nur gute Patrioten bedienen.“

„So schreiben Sie einfach: der Abgeordnete des Pariser Wohlfahrtsausschusses“, sagte Diego, sich stolz aufrichtend, „den Namen brauchen Sie nicht einzutragen.“

Die Ladenfrau schrieb den patriotischen Titel des Käufers ein, und rief dann ein Dienstmädchen, welches die Schachtel mit den von Fougueray eingekauften Sachen nahm. Fougueray grüßte Madame Carbagnolles höflich und entfernte sich dann, gefolgt von der Trägerin.

Kaum hatte er die Thüre hinter sich geschlossen, als die hübsche Ladenfrau zu der Hinterstube eilte. Ein Mann, der in einem Winkel versteckt kauerte, trat auf sie zu.

„Nun?“ fragte er, wer war das?“

„Ein Republikaner, wie ich,“ erwiderte Madame Carbagnolles lächelnd, „er hat elegante Manieren und machte sich nichts daraus, als ich ihn nicht duzte.“

„Aber wie heißt er?“

„Das weiß ich nicht; er wollte seinen Namen nicht sagen; er bezeichnete sich blos als Abgesandter des Pariser Wohlfahrtsausschusses.“

„Des Wohlfahrtsausschusses?“ rief der Mann lebhaft; „irren Sie sich nicht, Madame Rosine?“

„Wie sollt' ich mich irren? er hat mir ja den Titel in die Feder diktirt.“

Der Mann ging einigemal lebhaft in der Stube auf und nieder. Dann blieb er plötzlich stehen und murmelte:

„Ein Abgeordneter des Pariser Wohlfahrtsausschusses! Der muß in Nantes allmächtig sein! Ihm müssen alle Gefängnisse offen stehen. Uebrigens kann er uns auf jeden Fall als wertvolle Geisel dienen. Ich muß mich des Mannes bemächtigen.“

Er trat auf die Thür zu. Die Ladenfrau hielt ihn zurück.

„Wohin wollt Ihr?“ fragte sie lebhaft.

„Ich muß dem Manne folgen, ich muß wissen, wohin er geht, wo ich ihn wiederfinden kann.“

„Das ist unnöthig,“ sagte Madame Carbagnolles, „Margarethe begleitet ihn. Bis sie zurückkömmt, wird sie uns sagen, wohin er gegangen ist. Dann wird der Tag sich auch bereits geneigt haben, und Ihr könnt ohne Gefahr ausgehen.“

Der Mann nickte zustimmend und warf sich in einen Sessel, um die Rückkehr des Dienstmädchens abzuwarten.

Diego begab sich inzwischen zu der Wohnung Pinard's. An der Hausthür verabschiedete er die Trägerin, nahm die Schachtel und eilte die schmale Treppe hinauf. Die Thür der Wohnung des Sansculotten war verschlossen. Doch Diego verstand es, mittelst einer Dolchklinge das Schloß zu öffnen, und trat ein. Yvonne befand sich im zweiten Zimmer. Das arme Kind hockte auf der Erde, hielt den Kopf zwischen den Händen und weinte. Bei dem Geräusch, das Diego machte, fuhr sie erschrocken auf und flüchtete sich in eine Ecke.

„Carfor,“ murmelte sie, „Carfor!“

„Nein, nicht Carfor,“ erwiderte Diego sanft und trat freundlich auf das Mädchen zu. „Es ist ein Freund, der zu Dir kommt.“

„Ein Freund?“ Und Yvonne heftete ihre großen sanften Augen auf den Mann. Sie erkannte ihn nicht.

„Ja, ein Freund,“ fuhr Diego fort, „ein Freund, der Dich liebt, der Theilnahme für Dich fühlt, der Dich glücklich sehen will. Willst Du das Haus verlassen?“

Yvonne sah den Fragenden unentschlossen an. Plötzlich schrack sie zusammen und rief mit unbeschreiblichem Entsetzen: „Nein, nein, er würde mich wieder schlagen; ich will nicht, ich will nicht!“

„Du willst nicht fliehen?“

„Nein.“

„Du willst also hier bleiben?“

„Ja, Carfor befiehlt es.“

Diego sah, daß er den Gedanken des Mädchens eine andere Richtung geben mußte. Er trat also zu dem Tische, auf den er die Schachtel gestellt hatte,

öffnete sie, und nahm die Seidenkleider, Bracelets und sonstigen Toilettesachen, die er eingekauft hatte, heraus. Mit unverholener kindlicher Freude betrachtete die arme Yvonne all' die Herrlichkeiten, die der Mann von ihr auskramte.

„Siehst Du," sagte er, „das ist Alles für Dich."

„Für mich? wirklich?"

„Ja, für Dich."

„Wie? ich darf dies Alles anziehen?"

„Ei freilich; ich bitte Dich sogar darum. Kleide Dich an, Yvonne, und dann führe ich Dich in ein schönes Haus, wo junge Frauen und liebenswürdige Männer sind. Wir werden dort soupiren, uns köstlich unterhalten, Du wirst nicht mehr in diesem elenden Loche wohnen müssen."

Yvonne antwortete nicht. In die Betrachtung der vor ihr liegenden eleganten Gegenstände versunken, hörte sie nicht, was Diego sagte. Sie drehte das Seidenkleid, die Atlasschuhe, die Blumen und Armbänder neugierig hin und her. Endlich erwachte die allen Frauen angeborne Koketterie. Sie legte die schönen Schuhe an und klatschte vor Freuden in die Hände, als sie sich betrachtete. Dann warf sie ihre elenden Lumpen ab und versuchte das seidene Gewand anzuziehen. Die innere Freude belebte ihre Züge und ihre bleichen Wangen bedeckten sich mit freundlichem Roth. Diego betrachtete sie mit Entzücken.

„Alle Wetter," murmelte er, „sie ist noch immer sehr hübsch."

Yvonne hatte ganz vergessen, daß sie nicht allein war, und setzte in naiver Unbefangenheit ihre Toilette fort. Mit sanfter, melancholischer Stimme begann sie ein altes bretonisches Liedchen zu singen, während ihre Hände die Nadeln losmachten, mit denen ihr schönes blondes Haar aufgesteckt war. In reichen Wellen floß dasselbe um ihre weißen Schultern; das arme Mädchen war reizend in seiner Koketterie. Diego trat leise an sie heran. Yvonne hörte und sah ihn nicht. Er faßte ihre Hände, zog sie an sich, und wollte einen Kuß auf ihre Schultern drücken.

Yvonne schauderte zusammen.

„Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?" schrie sie entsetzt, wie Jemand, der plötzlich aus einem Traume aufgeschreckt wird. Diego erwiderte nichts, sondern suchte das Mädchen enger zu umschlingen. Yvonne raffte alle ihre Kräfte zusammen und stieß den Mann von sich, daß er taumelte. Mit zitternder Hand fuhr sie über die brennende Stirn und schleuderte rasche Blicke um sich. In diesen Blicken lag ein Strahl von Verstand, der plötzlich ihre Physiognomie erleuchtete. Sie richtete sich auf, warf den Kopf zurück und rief mit bebender Stimme: „Ha, ich erkenne Sie . . . Sie sind der Graf von Fouqueray!"

(Fortsetzung folgt.)

Vor den Assisen.

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Die Sensation', welche das Ereigniß in A. machte, war unbeschreiblich. Selbst Pariser Blätter waren angefüllt mit den widersprechendsten Mittheilungen über den Mord des von so vielerlei Personen gekannten und allgemein geschätzten Herrn Larmond, welcher so viele Jahre hindurch in Paris gelebt und von all seinen Bekannten als ein höchst solider, liebens- und achtenswerther Mann geschätzt ward.

Man erinnerte sich jetzt allgemein, ihn oft mit zwei jungen, schönen Damen gesehen zu haben, man wußte noch nicht, welche von Beiden die ruchlose Mörderin war, aber man verdammte sie unterdessen Beide, damit die rechte nicht zu kurz käme, und nahm sich vor, bei ihrer Verurtheilung nach A. zu fahren, um bei dem interessanten Schauspiel zugegen zu sein.

Nach und nach wurden die näheren Umstände bekannter, die Zeitungen, so wie persönliche Mittheilungen stellten den Thatbestand fest, und wenn auch mit hunderterlei Zuthaten und Variationen, wurde es dennoch zum nicht mehr zu leugnenden Faktum, daß Larmond todt, getödtet von der Hand seiner Mündel Claire Florval, unter entsetzlichen Umständen gemordet worden sei. —

Konstantin saß wochenlang am Bette Anna's, welche schon am zweiten Tage nach Claire's Verhaftung in ein nervöses Fieber verfiel und nach Hause gebracht werden mußte.

Es war diese Krankheit Anna's ein Glück für Konstantin, da die Gefahr seiner geliebten Schwester ihn aus seiner Starrsucht weckte, in welcher er seit seinem Erwachen aus der Ohnmacht verharrt hatte.

Der Schmerz, heute, an demselben Tage, der ihn für lebenslang mit seiner heißgeliebten Braut verbinden sollte, diese im Kerker, sich getrennt vielleicht für immer von seinem Glücke und ihr zu wissen, nagte so furchtbar an dem Herzen des jungen Mannes, daß er dem Wahnsinn nahe war.

Anna's Krankheit, ja Lebensgefahr rüttelte ihn wach, und jetzt gelang es nach und nach dem Arzte, der zum Freunde, zum Vater geworden und in den Stunden des Unglücks als solcher sich bewährte, Konstantin wieder dem Leben, dem Denken, der Thätigkeit zurück zu gewinnen.

Durch Doktor Rauter's Vermittelung erhielt Konstantin die Bewilligung zu einer Unterredung mit seiner Braut. Wortlos stürzten die unglücklichen jungen Leute sich in die Arme und hielten sich eine Minute lang fest umschlungen.

Es war ein bitter-süßer, schmerzlich-glücklicher Moment! Die Herzen schlugen an einander und schwuren sich in lautem Klopfen festes, unverbrüchliches Halten Eines an den Andern; die Lippen preßten sich krampf-

haft auf einander, die Blicke wurzelten tief in der Seele des geliebten Wesens, dem Jedes sich zu Eigen gegeben für hier und jenseits.

Nichts kettet wahre Liebe fester als das Unglück, und nur die in solchem Feuer geprüfte Liebe ist ächt und haltbar für's Leben. —

Das Glück sättigt die Herzen zu schnell — das Unglück allein zieht die Wahrheit, die Echtheit des Gefühles an's Licht.

Nach dem ersten Sturme der Empfindungen, bei denen man die Verlobten zarter Weise allein gelassen, kam Doktor Ramier und Claire wurde nun gebeten, ruhig und mit Ueberlegung den unseligen Vorfall zu wiederholen, damit Konstantin im Stande sei, ihren Vertheidiger, einen der berühmtesten Advokaten von Paris, welchen Konstantin auf des Doktors Rath zu berufen entschlossen war, von Allem vorläufig genau unterrichten zu können.

Claire bewies ihren Freunden, wie kräftig und ruhig ihr Gemüth sei, da sie fest überzeugt war, Gott werde sie nicht verlassen, sondern ihre Richter erleuchten und ihre Schuldlosigkeit erkennen lassen.

Sie selbst tröstete Konstantin und beschwor ihn, ruhig zu sein, da man sie mit allem Anstande, mit allen nur den Gesetzen nicht zuwiderlaufenden Rücksichten behandelt, ja sogar die zwei Verhöre, welche sie gehabt, auf eine so delikate, schonende Weise abgehalten hatte, daß sie sich ihren Richtern zum innigsten Danke verpflichtet fühlte.

Anna, die ewig lachende, scherzende, tanzende Sylphe, das neckische Kind, dem alles im Leben entgegenlachte — erlag dem ersten Schatten, der ihre Sonne verdunkelte und der kleine zarte Körper hatte nicht Spannkraft genug, zu widerstehen und sich geltend zu machen. — Claire dagegen, die stille, ruhige, einfache Natur bot kühn dem Geschicke die reine Stirn und stand stark und fest, ohne zu wanken im Sturme.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Briefe.

Paris, 19. Okt.

Wenn es noch einige Tage so fortgeht und die allgemeine Mißstimmung dabei mithilft, so wird man die Grève der Kommis als ein Tagesereigniß eskomptiren, das nicht ohne Einwirkung auf die politischen Kurse bleibt. Auch heute noch stehen sich die beiden Parteien schroff gegenüber; die Vorschläge der Syndikatskammer der Kommis wurden von den Geschäfts-Inhabern entschieden abgelehnt, obgleich deren ursprüngliche Forderung einer Arbeitszeit von 8 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends in die einer zuständigen Dauer der Arbeit ohne feste Angabe der Stunde abgeändert worden war. Die Kommis haben am Montag Morgens Delegirte in die Nähe aller Magazine abgesendet, um ihre dem Strike nicht beigetretenen Kollegen zu sich herüberzuziehen. In einem großen Modegeschäfte an der Barriere Blanche gelang es ihnen, 90 Kommis mit einem Schlage zu gewinnen. Sechs bedeutende Häuser haben die Bedingungen der Syndikatskammer angenommen, allein elf Häuser ersten Ranges, darunter der Louvre, Pauvre, Diable, Le Coin de Rue, Le Bon Marché, Pauvre Jaques, weisen jede Transaktion auf Grundlage der Forderung der Grévisten zurück. Sie haben sich unter einander verpflichtet, durch gegenseitige Kreditleistung sich in dem Falle zu unterstützen, daß Einzelne von ihnen in Folge der Grève ihren Wechselverpflichtungen nicht nachkommen können.

Was die Elektricität Alles noch leisten kann, hat kürzlich ein hiesiger Arzt, Dr. Bernier, wieder bewiesen. Dieser edle Menschenfreund verwendet nämlich den elektrischen Funken zur Bleichung der Nasen, welche durch den fortgesetzten Bachuskultus ihrer Besitzer eine erhöhte Färbung dauernd angenommen haben. Er hat kürzlich einer vornehmen Dame die aristokratische Harmonie des Teints wieder hergestellt, indem er da wieder Lilien hinpflanzte, wo in ganz ungebührlicher Weise ein dichter Rosenstrauch aufgewuchert war. Der Fall erregt nicht allein in den medizinischen, sondern auch in den trinkenden Kreisen ein gerechtes Aufsehen, und der Wunderdoktor wird gut daran thun, für seine elektrische Heilmethode in Frankreich wie in den angrenzenden Ländern ein Patent zu lösen.

In der Umgegend von Paris trug sich kürzlich ein Ereigniß zu, das in einer Posse gewiß mit dem besten Erfolg angebracht werden könnte. In der Nähe von Fontainebleau lebt ein Bauersmann, der wegen Wilddieberei vor einiger Zeit zu sechs Tagen Gefängniß verurtheilt wurde. Als die gesetzlich anberaumte Frist seiner Sistirung herankam, machte er sich schweren Herzens auf den Weg nach der Stätte, wo er für den Frevel büßen sollte. Unterwegs gesellten sich Freunde zu ihm, auch der Durst stellte sich ein, und so machte er eine Station, wo Kanne nach Kanne geleert und schließlich der Delinquent 48 Stunden am Weitergehen verhindert wurde. Endlich kam er in sehr traurizer Verfassung an der Pforte des Kerkers an. Allein sie ward ihm, so gründlich er auch die Identität seiner Person und den Endzweck seiner Pilgerfahrt nachwies, nicht aufgethan. Der Wilddieb R., hieß es, sitzt schon seit 24 Stunden in Numero Sicher. Nach langem Hin- und Herstreiten ward ihm zuletzt, freilich nicht zu seiner Freude, die Sache klar gemacht. Während der Gefängniß-Kandidat im Wirthshaus saß, waren die Gendarmen in sein Haus gekommen, um ihn zu holen, und fanden daselbst in Gesellschaft der Frau ein Individuum unter Umständen vor, die es den Gendarmen schon im Interesse der öffentlichen Moral zur Pflicht machten, ihn für den straffälligen Gatten zu halten. Der falsche Wilddieb folgte den Wächtern des Gesetzes auch um so williger,

als er in seinem bösen Gewissen sich wegen eines ganz anderen Vergehens aufgegriffen glaubte. So geht es, wenn man auf fremdem Gebiete jagt!

Mannigfaltigkeiten.

Zwei in Kalifornien gewesene Männer, die Herren Ewakt und Logiste, durchwanderten im vergangenen Sommer einen Theil Lapplands und fanden Gold in solcher Menge, daß sie außer einer großen Anzahl kleiner Stücke ein acht Dukaten schweres Stück vorweisen konnten. Die Gouvernements-Regierung kaufte ihnen für 93 Mark ab und schickte es nach Helsingfors. Die beiden Männer haben an Entbehrung und Ausdauer in den weit und breit unbewohnten, vegetationslosen Gegenden Erstaunliches geleistet. Vier Wochen dauerten ihre Nachsuchungen, die sie fortgesetzt hätten, wenn bei ihnen nicht Mangel an Provision eingetreten wäre. Im Verein mit noch einem Dritten, der sich gleichfalls früher mit der Goldwäscherei in Australien beschäftigt hat, bemühen sie sich nunmehr bei der Regierung um die Konzession zum Goldsuchen in Lappland. Die Resultate der Sommerarbeit dieser drei Männer sind günstig genug; sie haben 60 Unzen reines Gold, annähernd 6000 Mark, erzielt. Die russische „Petersb. Ztg." erörtert schließlich noch ganz kurz die Frage, ob es der Krone je vortheilhaft sein werde, die Goldwäscherei selbst zu betreiben; man habe Grund, daran zu zweifeln. In Australien bestehe eine Art Verpachtung der Goldwäschereien, und es wäre vielleicht besser, wenn auch die russische Regierung zu diesem System schritte.

[Seltene Berufstreue.] Ein in New-York erscheinendes Blatt erzählt folgenden ergreifenden Kollisionsfall zwischen Berufstreue und Vaterliebe. Der Eisenbahnwärter Albert G. Drecker hatte die Obliegenheit, auf einer Eisenbahnstrecke zwischen New-York und Newark eine Brücke, die behufs der Schiffspassage in der Mitte getheilt war, zur Zeit der Annäherung eines Eisenbahnzuges zu schließen. Im Begriff, seiner Verpflichtung nachzukommen, sieht er seinen einzigen sechsjährigen Knaben ins Wasser stürzen. Er könnte das Kind noch retten, dann würde aber der Train in den Strom stürzen; verzweifelnd kommt er seiner Pflicht nach; die Reisenden sind gerettet, aber sein Kind ist in den Wellen verschwunden.

Der „Westf. Merk." berichtet aus Münster vom 21. Okt.: „Seitdem der Bau der neuen Eisenbahn in der Haide jenseits der Werse die berühmten Bronzeringe zu Tage gefördert hat, sind auch im Fortgange des Baues nach Nordosten, und zwar am linken Ufer der Ems einige sehr beachtenswerthe Funde gemacht. Als man nämlich Behufs einer rechteckigen Ueberbrückung eine Korrektion des Emsbettes vornahm, die gerade das linke Ufer am meisten betraf, stieß man den Graben in der Nähe eines sehr dicken Baumes auf allerhand thierische Knochenreste und einige seltene mehr oder weniger vollständig erhaltene Waffen und Geräthe aus der älteren Kulturzeit des Vaterlandes. Völlige Thierskelette hat man nicht ans Licht gebracht, aber dafür eine um so reichere Zahl von verschiedenartigen Knochenresten, Schädel, Wirbelstücke, Gebisse, Hauzähne, Rippen, Geweihe und ein sehr wuchtiger Beinknochen eines großen Vierfüßlers, wie solche auch die ehemalige Fauna unseres Landes gekannt haben muß."

Daß die Königin Viktoria das ihr unlängst von der Herzogin von Atholl verehrte Spinnrad nicht als bloßes Schaustück betrachtet, sondern wirklich benutzt, ist schon daraus ersichtlich, daß dasselbe eben von einer Reparatur — das Rad machte zu viel Geräusch — in Edinburgh wieder eingetroffen ist, um von dort nach Balmoral befördert zu werden. Auf das Rad sind Ansichten von Schloß Balmoral, Dunkeld und dessen Kathedrale, Schloß Taymouth und anderer schottischen Panorama's eingeschnitzt, während auf dem Deckel des Kastens ein zierliches Modell des Burns-Denkmals steht.

[Japanesische Contremarken.] Auch in den Theatern Japans werden an die Theaterbesucher, welche das Haus während der Vorstellung verlassen, Contremarken ausgegeben, d. h. sie bekommen den Theaterstempel in blauer Farbe auf die Hand gedrückt.

Ein Arzt in Ems fragte den Tag nach der dort verspürten Erderschütterung seinen Kutscher: „Nun, Johann, haben Sie heute Nacht das Erdbeben ebenfalls gehört?" — Antwort: „Ach, Herr Doktor, wenn man im Hinterhaus wohnt, hört man gar nicht, was auf der Straße vorgeht."

Geschichtskalender.

27. Okt. 1553. Michael Servat wird als Gotteslängner in Genf verbrannt.
„ 1806. Napoleon I. hält seinen Einzug in Berlin.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Matlandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 250 Donnerstag, 28. Oktober 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Doch Diego war nicht der Mensch, der sich so leicht zurückschrecken ließ. „Zum Teufel mit Carrier!“ murmelte er zwischen den Zähnen, „Du bist zu hübsch, Kleine, als daß ich Dich nicht lieben sollte. Magst Du mich erkennen oder nicht; Yvonne Du gefällst mir.“ Und mit erneuter Kraft stürzte der Elende auf das arme Mädchen, umschlang sie mit seinen Armen und drückte einen Kuß auf ihren Hals.

„Zu Hülfe! zu Hülfe!“ schrie das arme Mädchen in Verzweiflung.

„Schrei wie Du willst!“ rief Diego, sein Opfer noch fester umschlingend, „das Haus ist leer; Niemand hört Dich! Du bist mein!“

In diesem Augenblicke flog die Thüre mit großer Gewalt auf, und ein Mann sprang mitten in das Zimmer. Diego ließ seine Beute los; rasch wie der Blitz riß er ein Pistol aus dem Gürtel und stellte sich zur Wehre. Der Mann, der so rasch hereingestürzt war, schien selbst über seine rasche Handlung etwas betroffen. Yvonne gerieth bei dem Anblick dieses Mannes in eine heftige Aufregung: ihre Augen hefteten sich fest auf ihn, ihre Lippen bebten. Alle Drei standen einen Augenblick regungslos; aber dieser Augenblick war kurz. Als der neue Ankömmling Yvonne erblickte, entrang sich seiner Brust ein wilder Schrei.

„Yvonne! Yvonne!“ rief er, und dann zu Diego gewendet schrie er mit roe Wuth erstickter Stimme: „Elender Schurke, hab' ich Dich endlich? Du bist des Todes!“

Und mit einem tigerähnlichen Sprunge stürzte er auf Diego los und schmetterte ihn zu Boden. Diego feuerte sein Pistol ab; die Kugel streifte seines Gegners Arm, aber dieser achtete nicht die Wunde, sondern hielt den am Boden Liegenden mit eiserner Faust fest und rief nur: „Einen Strick! einen Strick!

Doch Yvonne stand noch immer regungslos; es war, als ob der Anblick des vor ihren Augen Geschehenen sie mit einem Zauber umschlungen hielte. Sie schien nicht zu hören, was ihr Befreier ihr zurief. Da riß dieser einen Dolch aus seinem Gürtel, zwang Diego den rechten Arm auszustrecken, öffnete mit Gewalt dessen Hand und stieß die scharfe Klinge des Dolches durch dieselbe in die Dielen, so daß sie buchstäblich an den Boden festgenagelt erschien. Diego heulte vor Schmerz und verlor die Besinnung.

In demselben Momente schien Yvonne aus ihrer Betäubung zu erwachen. „Keinec, Keinec!“ rief sie freudig, und stürzte ihrem Befreier in die Arme.

Keinec, denn er war es wirklich, betrachtete einige Minuten lang voll stillen Entzückens das geliebte Mädchen. Endlich sah er sie wieder, die er seit zwei Jahren mit unerschütterlichem Muthe gesucht hatte, und die ihn nun ein Zufall wiederfinden ließ. Keinec war, nachdem er den gefangenen Pinard in Sicherheit gebracht hatte, von Marcorf und Boisbardy wieder nach Nantes zurückgeschickt worden, damit er Erkundigungen darüber einziehe, welchen Eindruck dort der Kampf in Nicoud's Kneipe und das Verschwinden des Lieutenants der Marat-Kompagnie hervorgebracht hatte. Da sie in die Stadt zurückkehren wollten, um des Marquis Rettung zu suchen, so galt es vor Allem, in keine Schlinge zu fallen und das Terrain genau zu sondiren. Keinec fand bei Madame Carbagnolles, die eine royalistische Agentin war, ein Versteck; er war es, den wir in der Hinterstube der angeblichen Nichte des Scharfrichters von Nantes gesehen haben, als Diego dort seine Einkäufe machte. Als die Dienerin, welche den Abgeordneten des Wohlfahrtsausschusses begleitet hatte, zurückkehrte, eilte Keinec ohne Verzug nach dem bezeichneten Hause, um sich des Mannes als einer Geißel zu bemächtigen. Auf der Treppe hatte er den Hülferuf eines weiblichen Wesens gehört; alle weitere Vorsicht bei Seite setzend, war er zur Hülfe herbeigesprungen — und war so der Retter seiner geliebten Yvonne geworden.

Im Angesichte des jungen Mädchens, das nun nichts mehr zu fürchten hatte, fühlte er an die Stelle des Zornes eine weiche Rührung treten; Thränen kamen ihm in die Augen, und auf seine Knie sinkend, murmelte er leise: „Dank Dir, mein Gott! Dank Dir, heilige Jungfrau! jetzt kann ich sterben, Yvonne ist gerettet!“

Yvonne sank neben ihn auf die Knie und sagte tiefbewegt: „Ja, Keinec! danken wir Gott mit einander! denn in seiner Barmherzigkeit hat er nicht nur Dich zu meiner Rettung gesendet, sondern mir auch

Digitized by Google

meinen Verstand wieder gegeben. Ich war bis vor wenigen Minuten von Sinnen gewesen, jetzt ist mein Geist wieder klar!"

Yvonne sprach wahr. Durch ein nicht seltenes psychotonisches Phänomen hatten die heftigen Eindrücke, welche den Geist des armen Mädchens rasch nacheinander erschüttert hatten, eine wohlthätige Krise erzeugt und ihr den Verstand wiedergegeben.

XLI.

Etwa zwei Stunden nach der eben erzählten Scene in Pinard's Wohnung zogen drei Sansculotten Arm in Arm am Ufer der Erdre entlang gegen die Stadt Nantes. Zwei von den Sansculotten, deren einer die Offiziersepauletten auf seiner Carmagnole trug, schienen total betrunken zu sein; sie bewegten sich nur taumelnd vorwärts, und heulten mit lallenden Zungen ein patriotisches Lied. Nur der in der Mitte Gehende sang nicht.

Als sie am Stadtthore ankamen, präsentirte die Schildwache vor dem Offizier, und ließ sich von den beiden Andern ihre Bürgerkarten zeigen, worauf sie sie weiter ziehen ließ. Der, welcher in der Mitte ging, warf einen eigenthümlichen Seitenblick nach der Wachtstube, aber der eine seiner Begleiter legte nachlässig die Hand an den Griff seines Pistols, das zur Hälfte aus der Tasche seiner Carmagnole hervorsah, und flüsterte: „Keine Unbesonnenheit, wenn Dir Dein Leben lieb ist."

Die drei Sansculotten betraten die Stadt. Doch je weiter sie kamen, desto weniger lärmend ward ihr Gesang, desto weniger taumelnd ward ihr Gang, endlich richteten sie sich fest und gerade auf ihre Füße und der Gesang verstummte gänzlich. Sie hatten den Departementsplatz erreicht, der vielleicht noch mehr als Tags vorher mit blutenden Leichnamen übersäet war.

„Halt!" rief der Eine barsch, „hier sollen wir Keinen treffen, nicht wahr, Marcof?"

„Ja, Boisbardy," erwiderte der Seemann, „und der Bursche wird gewiß kommen, wenn uns Carfor nicht getäuscht hat."

„Wie hätte ich euch täuschen sollen?" sagte der Dritte, der Niemand anderer als Carrier's Lieutenant war, „habe ich denn nicht Alles gethan, was ihr verlanget?"

„Ja, das muß man Dir zugestehen."

„Du wirst also auch Wort halten, Marcof?"

„Habe ich je mein Wort gebrochen?"

„Nein, aber ich möchte es noch einmal aus Deinem Munde hören: Du wirst mich nicht tödten?"

„Ich bürge Dir für Dein Leben," sagte Marcof, „Aber Du weißt, unter welchen Bedingungen?"

„Ja, ich soll euch Yvonne wiederfinden lassen und den Marquis befreien helfen. Nun habe ich Dir aber schon gesagt, und wiederhole es Dir noch einmal, Yvonne ist in meiner Wohnung. Willst Du, daß ich Dich hinführe?"

„Nein," erwiderte Marcof, wir wollen erst Keinen erwarten."

(Fortsetzung folgt.)

Die insurgirten Bezirke in Dalmatien.

Einem Wiener Blatte, dem „Wanderer" entnehmen wir folgende Schilderung: Die drei Bezirke des Kreises von Kattaro, welche der Schauplatz sehr ernster und blutiger Ereignisse geworden sind, zeichnen sich durch einen ganz eigenthümlichen Charakter aus, der sich aus der orographischen Lage und der historischen Vergangenheit dieses Gebietes herausgebildet und unter den absonderlichsten Verhältnissen so tiefe und starke Wurzeln in der dortigen Bevölkerung gefaßt hat, daß es nur einer allmäligen Aktion wohlthätiger Einflüsse hätte gelingen können, der modernen Gesittung unter derselben Eingang zu verschaffen und einige tüchtige, mit manchen vorzüglichen Eigenschaften ausgestattete Volksstämme einer zeitgemäßen, höheren Kultur zuzuführen. Was man durch Jahrzehnte versäumt hat, wollte man heute, so zu sagen, mit einem Schlage bewirken, und zwar durch urplötzliche Einführung einer Neuerung, welche den wilden, unabhängigen Sinn dieser Bevölkerung und ihr urwüchsiges eigenthümliches Wesen am empfindlichsten treffen und den hartnäckigsten Widerstand hervorrufen mußte. Um die Verkehrtheit des Vorgehens, welches man hier angewendet hat, richtig beurtheilen zu können, muß man vor Allem ein möglichst getreues Bild dieser Gegend, des Landes und der Leute vor Augen haben, das in diesem Augenblicke die Aufmerksamkeit der ganzen österreichischen Monarchie und das besondere Interesse mancher anderer Kreise, für welche die dortigen Ereignisse eine besondere politische Wichtigkeit haben, auf sich zieht. Wir fangen mit der Zuppa an, dem kleinen Landstrich, welcher früher das venetianische, in neuerer Zeit das österreichische Albanien hieß. Die mächtige und schroffe Bergmauer von Montenegro läuft in ihrer Hauptrichtung von Nordwesten nach Südosten, gewissermaßen parallel mit der Küste der Adria, zieht sich bei der Bucht von Kattaro etwas ins Innere zurück und läuft dann von diesem Orte aus, unter einem sehr spitzen Winkel zur Küste geneigt, längs dieser hin, bis sie mit ihr bei der Landspitze von Dubowitza zusammentrifft. Hierdurch entsteht ein längliches und sehr schmales Dreieck, das im Norden und Osten von der erwähnten Bergkette, im Westen von der Meeresküste begrenzt wird. Dieses Dreieck hat ungefähr eine Länge von drei und an der Basis, im Norden, eine Breite von drei Meilen. Die Venetianer, welche frühzeitig die Wichtigkeit des Kanals von Kattaro erkannten, gingen bei der Eroberung dieses Dreiecks ganz systematisch zu Werk und bildeten aus demselben ein geographisch-politisches Gebiet, welches sie

Digitized by Google

das venetianische Albanien nannten, zum Unterschied vom türkischen Albanien, das sich jenseits der Berge erstreckt. Harte Kämpfe kostete es den Venetianern, den Türken, die sich auch in diesem Dreieck festgesetzt hatten, dieses Gebiet zu entreißen. Dasselbe hat ungefähr 30 Quadratmeilen und 40.000 Bewohner, die zwar aus verschiedenen kleinen Volksstämmen mit besonderem Namen bestehen, die aber in Sitten und Gebräuchen viel Gemeinsames haben. Es sind im Allgemeinen lauter Slaven oder slavische Albanier. Auch hat es, und zwar noch in der neuern Zeit Fälle gegeben, wo sich diese Volksstämme als ein politischer Körper fühlten und gemeinschaftliche Akte vornahmen, so z. B. in der Zwischenzeit nach dem Abzuge der Franzosen und vor der Wiederherstellung der österreichischen Herrschaft, als schon damals die Russen unter Mitwirkung der Montenegriner sich hier festzusetzen versuchten. Als der englische Admiral Hoste den französischen General Gautier in Kattaro zur Uebergabe genöthigt und die Besatzung auf seinen Schiffen fortgeführt hatte, bemächtigten sich die Montenegriner der wehrlosen Stadt Kattaro. Die Bewohner des Gebiets hielten aber eine Versammlung in Dobrota, um über ihre Zukunft zu berathen. Die katholische Partei beschloß sich Oesterreich, die griechische aber sich Rußland zu unterwerfen. Der österreichische General Milutinovich entschied die Frage mit den Ciccaner Grenzern, indem er bis Kattaro vordrang und den Vladika zur Kapitulation nöthigte.

Auch bei dieser Gelegenheit hatte sich die Bevölkerung von Kattaro, von der Zuppa und Pastrovichio zu einem politischen Körper vereinigt. Was nun die Zuppa insbesondere anbelangt, so bildet sich durch die Größe und Fruchtbarkeit ihres Gebietes gewissermaßen das Hauptglied des österreichischen Albanien. Die Bewohner derselben bildeten von jeher einen sehr kriegerischen, verwegenen, auf seine Unabhängigkeit eifersüchtigen und sehr widerspenstigen Stamm, der besondere Privilegien beanspruchte und sie auch zu behaupten wußte. Auch im Jahre 1849, als die österreichische Regierung in der Bocche di Kattaro die Prinzipien der Gleichverpflichtung aller Völker der Monarchie, Steuern und Rekrutirung einführen wollten, leisteten die Bewohner der Zuppa den hartnäckigsten Widerstand, und man war politisch genug, oder unklug genug, ihnen gewisse Konzessionen zu gewähren.

Den Namen Zuppa sucht man von dem slavischen Worte Schuppan, Dorfschulze oder Vorsteher, herzuleiten, so daß es ungefähr so viel heißen würde, als Bezirk, Distrikt. Nach andern solle Zuppa so viel bedeuten, als ein heißer, sonniger Landstrich, was auch ganz auf dieses Gebiet paßt, das schattenlos den sengenden Strahlen der südlichen Sonne ausgesetzt ist. Diese ursprünglich albanesische Zuppa ist seit allen Zeiten in vier Knäsenthümer oder Grafschaften getheilt gewesen, die unter den Venetianern von Conti verwaltet wurden. Jede dieser Grafschaften hatte ihren eigenen, von der Bevölkerung selbst gewählten, aber von der Republik Venedig bestätigten Knäs. Größtentheils wurden diese Knäse oder Conti aus derselben Familie gewählt; ging jedoch die Würde auf eine andere Familie über, so suchte die ältere den Grafentitel zu behalten, so daß man noch heute ziemlich viele Familien in jener Gegend findet, die jenen Titel beanspruchen.

(Schluß folgt.)

Ein- und Ausfälle.

1. Gebet eines Ehemanns.

Du magst, o Gott, die Blumen dieser Au
Mit wunderbarem Stoffe kleiden:
Gib Kleider doch auch meiner theuren Frau
Und meinen Töchtern auch, den beiden!

2. Einem Schimpfer.

Beleidigt sein — und dennoch schweigen,
Wird Jedermann zur Ehr' gereichen.
Auf Unrecht aber Schmähung sagen,
Das heißt: sich eig'ne Blößen schlagen!

3. Einem Langnasigen.

Die Tücke des Geschick's
Ist niemals zu ergründen:
Zum Schneuzen braucht Herr X
'nen eigenen Bedienten;
Der Gute kann die langgestreckte Nasen
Mit eig'nen langen Armen nicht erfassen.

4. Wahrheit.

Die Wahrheit, wahrlich, wird von Jedermann gepriesen,
Mit Wahrem immer Jedermann will sein bedacht;
Doch dünkt mich's fast, es wolle Jedermann verdrießen,
Sobald man allen Ernstes ihm die Wahrheit sagt.

Alois Josef Ruckgot.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Aachen wird vom 21. Okt. gemeldet: Ein tragi-komischer Vorfall spielte sich gestern auf dem Templerbend ab. Dort wanderte ein etwas verbummeltes Individuum mit sinnend zur Erde geneigtem Haupte über die Schienenstränge der Station, und sein trübe blickendes Auge, sowie die tief gefurchte Stirn ließen nichts Gutes ahnen. Plötzlich spitzte es die Ohren und

horchte, und der Ferner vernahm man das Brausen und Keuchen einer herannahenden Lokomotive, immer näher und näher kam's heran, und je lauter der Schall ertönte, desto finsterer wurde das Antlitz des Mannes. Mit Einem Male war er verschwunden; doch nein, da lag er ja quer über den Schienen, und eben brauste der Zug heran, gerade auf den Lebensmüden zu. Aber ein gütiges Geschick hatte es anders beschlossen; der Schienenstrang, auf dem Jener den Tod erwartete, wurde nicht benutzt, und die Lokomotive pfiff ruhig an ihm vorüber. Wohl aber hatte der Heizer den Menschen auf den Schienen bemerkt, und um ihm einen Denkzettel zu geben, goß er dem Daliegenden im Vorbeifahren einen Eimer Wasser über den Kopf. Dieses abkühlende Mittel schien zu helfen, denn schleunigst sprang der Lebensmüde auf und eilte von dannen. Man sollte meinen, er sei nun kurirt gewesen, aber nein; kaum wurde ein neuer Zug signalisirt, so erschien der Mann mit dem Gram im Antlitz wieder und suchte den Tod auf den Schienen. Und dieses Mal hatte er's besser überlegt, er wählte die Schienenreihe, auf welcher vorher der Zug dahergesaust kam. Aber o Tücke! Er hatte sich abermals verrechnet, denn die Lokomotive fuhr dicht neben ihm vorbei und ließ ihn unversehrt liegen! Nunmehr aber schritt ein Beamter ein und sorgte, daß der Unbekannte nicht ein drittes Mal wirklich mit den zermalmenden Rädern des Dampfrosses Bekanntschaft machte.

Die „Essener Ztg." berichtet aus Dortmund: „Bei der jüngsten Anwesenheit des Herrn Dr. Strousberg hierselbst sind von demselben wiederum bedeutende Erweiterungen der hiesigen Werke beschlossen und dekretirt worden. Zunächst wird eine Lokomotivräder-Fabrik errichtet und schon sind zahlreiche Erdarbeiter damit beschäftigt, das Terrain für diesen Bau zu planiren. Die fertigen Räder werden der Strousberg'schen Lokomotiv-Fabrik in Linden bei Hannover (früher Egestorff) zugeführt, wo sie weitere Verwendung finden. Im Frühjahre beginnt hierselbst der Bau einer großen Gußstahl-Fabrik nach Bessemer's Methode, mit allen Zugehörigkeiten, und um ein Unterkommen für die Arbeiterschaar und deren Familien zu haben, wird in der Nähe der Dortmunder Hütte eine kleine Arbeiterstadt erbaut werden. Zur Krönung des ganzen Riesenwerkes werden, wie wir hören, noch drei Hochöfen erbaut, welche, hauptsächlich mit Siegen'schen Erzen gespeist, das für die Bessemer Stahlbereitung erforderliche Spiegeleisen produziren sollen. Die zu diesem Bauten nöthigen Hölzer werden diesen Winter in den dem Dr. Strousberg zugehörigen böhmischen Forsten gefällt, an Ort und Stelle durch lokomobile Dampfsägen beschnitten und per Bahn hierher geschafft.

[Ein neuer Paul Clifford.] Ein Straßenräuber, beritten mit schwarzer Mähre, wie Dick Turpin, schwarz maskirt und in einem Reiteranzuge des vorigen Jahrhunderts, wie ihn der gefeierte große Räuber Claude Duval getragen, machte jüngst die Grafschaft Cambridshire einige Nächte lang unsicher. Er erhob Zwangstribut von den Insassen von Equipagen, die ihm in den Weg kamen, ließ aber die Armen unbehelligt. Vor einigen Tagen wurde man seiner in einem Wirthshause habhaft, wo er seiner Rosinante Stallung verschafft hatte. Sein Name ist Trevor, Student der Medizin aus London und Neffe eines der ersten Aerzte der Hauptstadt. Er scheint seine phantastische Räuberrolle aus romantischer Liebhaberei gespielt zu haben; im Uebrigen ist bis jetzt keine Spur von Geistesstörung an ihm wahrgenommen worden.

Man schätzt die Kosten der Inauguration des Kanals von Suez auf die Summe von 40 Millionen Francs. Rechnet man dazu noch die Ausgaben, welche dem „Beherrscher der Gläubigen" durch die Empfangsfestlichkeiten für die Kaiserin erwachsen, die Kosten für die Ausrüstung der Kriegsschiffe für den Transport der Souveräne, so wird diese politisch-kommerzielle Phantasie sich beiläufig auf 60 bis 70 Millionen beziffern. Dieses Sümmchen, meint das „Paris", wäre zweckdienlicher zur Vollendung der Häfen, die von dem Suez-Kanal profitiren werden, und zu dessen Vervollkommnung zu verwenden gewesen. Der Handel und die Industrie hätten so besser ihre Rechnung gefunden. Der Sultan oder vielmehr dessen Unterthanen werden am Zahltage ihre schwere Noth haben, um solche Auslagen zu bestreiten, und es wird nach diesen prächtigen Festtagen der Katzenjammer und eine traurige Ernüchterung eintreten.

[Modefarbe.] Die neueste Modefarbe in Paris ist jene des Nilwassers, und eine Robe von „Eau du Nil" wird beim Beginn der Wintersaison die höchste Eleganz repräsentiren. Wer aber bisher vielleicht eine geringschätzende Meinung vom Reiz der Farbe des Nilwassers hatte, wird bald bekehrt sein, wenn er sich von dem Chronisten der „France" beschreiben läßt, „Eau du Nil" sei eine wunderbare Mischung von Grau und Grün mit einem Silber-Reflex, und der Faltenwurf eines Kleides in dieser Farbe mache den Eindruck bewegter Wasserwellen.

Geschichtskalender.

28. Okt. 1414. Papst Johann XXIII. zieht mit prachtvollem Gefolge in Konstanz ein.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 251 Freitag, 29. Oktober 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Keinec bleibt lange aus," sagte Boisbardy ungeduldig. Carfor taumelte.

„Was ist Dir denn?" fragte Marcof barsch.

„Meine Wunde schmerzt mich fürchterlich," stöhnte der Sanculotte.

„Warum hast Du uns gezwungen, Dich so zu martern? Hättest Du gleich gesprochen, so wäre es Dir nicht so schlimm gegangen."

Carfor seufzte und wankte von Neuem.

„Hm," bemerkte Boisbardy mißmuthig, „diese halben Ohnmachten und Schmerzensrufe gefallen mir nicht. Der Tiger macht eine Katzenpfote."

„Ja," versetzte Marcof, „aber er befindet sich in den Klauen des Löwen."

In diesem Augenblicke sah man einen Mann herankommen. Boisbardy eilte ihm entgegen. Es war Keinec.

„Nun?" fragte Marcof hastig.

„Sie ist gerettet!" rief Keinec außer sich vor Freude.

„Gerettet? wer?" riefen Boisbardy und Marcof gleichzeitig.

„Yvonne! Yvonne ist gerettet!"

„Du hast sie wiedergefunden?"

„Ja."

„Wo?"

„Bei Carfor." Und er erzählte rasch, was vorgefallen war.

„Gut, gut!" sagte Marcof, „das Mädchen ist geborgen; denken wir jetzt an Philipp und Joselyn. Du hast, was Yvonne betrifft, die Wahrheit gesprochen," wandte er sich zu Carfor. „Bedenke, was Dir noch zu thun übrig bleibt. Vergiß nicht, daß die geringste Zögerung Dein Tod ist."

Carfor erwiderte nichts. Marcof faßte ihn unter dem Arm, und alle Vier begaben sich nach dem Bouffatplatz.

Als sie vor dem Gefängniß ankamen, verlangte Carfor den Kommandanten des Wachtpostens zu sprechen. Die Sanculotten erkannten sofort den Lieutenant der Marat-Kompagnie und stießen ein Freudenschrei aus. Carfor, den Marcof fortwährend umschlungen hielt, dankte für diese freundschaftlichen Kundgebungen, und wollte weiter schreiten, aber der wachhabende Offizier hielt ihn auf.

„Der Eintritt ist nicht gestattet!" rief er.

„Wie?" fragte Carfor erstaunt.

„So lautet der Befehl."

„Kennst Du mich denn nicht?"

„O gewiß."

„Nun also?"

„Der Bürger Carrier hat ausdrücklich befohlen, daß vor elf Uhr Nachts Niemand, wer es auch immer sei, das Gefängniß betreten darf."

Carfor warf Marcof einen Blick voll Unruhe zu. Der Seemann sah ein, daß man den Eintritt ins Gefängniß nicht erzwingen könne.

„Gut," sagte er, „so kommen wir um elf Uhr wieder."

Alle Vier kehrten um, schritten über den Platz und machten unter der Guillotine Halt.

„Verwünschter Strich durch die Rechnung!" murmelte Boisbardy. Marcof stampfte mit dem Fuß. Plötzlich packte er Carfor's Hand und rief: „Wenn Du uns betrogen hast!"

„Barmherzigkeit!" jammerte Carfor, „ich habe die Wahrheit gesprochen, ich betrüge Euch nicht."

Marcof zuckte die Achseln.

„Bist Du gewiß, daß Carrier Deinem Brief Glauben geschenkt hat?" fragte Boisbardy.

„Ich glaube es," erwiderte Carfor.

„Und sollte dieser Befehl ein Folge davon sein?"

„Das weiß ich nicht."

„Wozu ließet Ihr auch den Brief schreiben?" rief Marcof verdrießlich.

„Wozu?" versetzte Boisbardy, „um besser ans Ziel zu gelangen. Hört mich an, Marcof. Ich dachte, wenn Pinard bei seinem Eintritt in die Stadt erkannt würde, würde er sich auch unverzüglich zu Carrier begeben müssen. Was blieb uns dann übrig? Sollten wir uns schlagen? Hätten wir Philipp damit gerettet? Gewiß nicht. Dagegen war, wenn Carrier von Pinard's Rückkehr im Vornhinein wußte, unsere Ruhe einstweilen gesichert, und von unserer jetzigen Ruhe hängt das Gelingen unserer Pläne ab. Ueberdies hat mich

der Kampf in der vorigen Nacht in Hitze gebracht. Ich lechze nach dem Blute der schurkischen Sansculotten. Ich berechnete, daß wir daraus Vortheil ziehen könnten, wenn wir Carrier bestimmten, um zehn Uhr eine Abtheilung Sansculotten an das Ecdre-Thor zu schicken."

„Ah, ich begreife jetzt," rief Marcof, „darum habt Ihr auch nach dem Placis geschickt?"

„Ja, heute Abend zwischen zehn und elf Uhr werden Lafleur und ein Theil unserer Bursche vor der Stadt auf der Lauer liegen."

„Und Philipp?"

„Muß vorher befreit werden. Während wir über die Sansculotten herfallen, wird es ihm leichter werden, aus der Stadt zu entkommen. Es handelt sich nur darum, vor elf Uhr ins Gefängniß zu gelangen."

„Wir werden hingelangen!" rief Marcof freudig, „mein Plan ist fertig."

Sodann wandte er sich an Carfor. „Du hast gehört, was wir vorhaben, Du weißt, was wir brauchen. Sprich!"

„Carrier allein kann euch die Gefängnisse öffnen," erwiderte Pinard.

„Gut, so wirst Du hingehen und von ihm die nöthige Erlaubniß erwirken."

„Wann das?"

„Augenblicklich."

Carfor's Auge blitzte freudig auf.

„Wie?" rief Boishardy, Ihr wollt diesem Menschen trauen?"

„Ei, bei Leibe nicht," sagte Marcof, „ich weiche nicht von seiner Seite."

„Ihr wollt doch nicht zu Carrier gehen?"

„Und warum nicht?"

„Und wir?"

„Ihr werdet mich hier auf dem Bouffaiplatz erwarten."

„Marcof, Marcof!" rief Boishardy, „überlegt!"

„Was ist da zu überlegen?"

„Was Ihr vorhabt, ist unmöglich, ist eine Tollkühnheit, die sich durch nichts rechtfertigen läßt."

„Boishardy," versetzte Marcof entschlossen, „haltet mich nicht auf. Ich muß zu Carrier."

„So gehe ich mit Euch."

„Und ich auch," rief Keinec.

„Nein, nein. Ich allein mit Carfor flöße keinen Verdacht ein. Vier Personen zugleich würden Aufmerksamkeit erregen. Geht zu Yvonne und vergewissert Euch indessen des Gefangenen. Falle ich, so bleibt Ihr Beide am Leben, um Philipp zu retten. Lassen wir alles unnütze Reden. Ich gehe zu Carrier."

„Nun denn, so thut, was Ihr wollt!" sagte Boishardy nach einiger Ueberlegung.

„Lebt wohl!" rief der Seemann frohen Muthes. „Die Zeit drängt, handeln wir ohne Aufschub. Ich gehe jetzt mit Pinard zu Carrier, und Pinard wird von dem Tyrannen eine Einlaßerlaubniß in die Gefängnisse verlangen. Diese muß ich haben, oder Alles ist verloren. Lebt wohl, hier unter der Guillotine sehen wir uns wieder. An diesem Orte wird man uns am wenigsten suchen. Adieu!"

Und Marcof zog Pinard mit sich fort. Dieser war über eine solche Verwegenheit ganz betroffen. So viel Kühnheit war ihm unbegreiflich; er fühlte sich winzig klein neben dem fürchterlichen Manne. Marcof hatte Recht, der Tiger fühlte sich durch den Löwen überwältigt.

(Fortsetzung folgt.)

Vor den Assisen.

(Fortsetzung.)

Claire hatte von dem Untersuchungsrichter, dessen innerste Ueberzeugung für ihre Unschuld sprach, die Zusicherung erhalten, daß ihre unglückliche Angelegenheit mit der größten Eile betrieben werden solle, damit sie schon bei dem Zusammentreten der nächsten Assisen zur Entscheidung gelangen könne.

Dies alles theilte sie ihren Freunden mit und als die Zeit verflossen war, welche man ihnen gegönnt hatte zu einem innigen Beisammensein, da schieden die Verlobten gefaßter und ruhiger von einander — und mit der festen Ueberzeugung, daß Claire zu retten — daß Beider Lebensglück wieder herzustellen sei!

Anna's Krankheit nahm einen ziemlich beruhigenden Verlauf und Niemand war darüber glücklicher, als Tante Luson, welche mit mütterlicher Zärtlichkeit am Bette der Kranken wachte und waltete und es nicht duldete, daß eine andere als ihre Hand das Kissen zurecht schob, Medizin eingoß und all' die kleinen so wohlthuenden Sorgen übernahm, die am Krankenbette so wichtig sind.

Luson's Schmerz um den Bruder ging vollständig auf in ihrer Sorge um Anna und ihrer Seelenpein wegen Claire und seit sie wußte, wie er an Anna, ihrem süßen Kinde gehandelt, vermochte die alte treue Seele nur noch für ihn zu beten und Gottes Gnade für ihn zu erflehen, aber ihrem schwesterlichen Herzen war er fremd geworden, sie konnte des Bruders, der solcher Handlungen fähig gewesen, nur noch in Mitleid gedenken.

Larmond's Beerdigung war vorüber und hatte unter einem großen Zulaufe von Neugierigen stattgefunden, denn A. hat, wie jede kleine Stadt der Welt, der Neugierigen eine Menge. Viele erinnerten sich endlich an Claire's in A. verlebte Kindheit, man betrachtete sie als zu A. gehörig — Claire's Eltern hatten lange da gewohnt und viel Gutes gethan — besonders gedachte die ärmere Klasse noch lebhaft der Wohlthaten, welche Claire's

Mutter geübt, und so nahm man denn auch vollständig Partei für das junge brave Mädchen, die Tochter vortrefflicher Eltern, während die jüngere und besonders die Männerwelt für das schöne Mädchen Partei nahm.

Nur die alte Garde der sitzengebliebenen Mädchen, so wie der hoffnungslosen Wittwen war sehr geschäftig, Albernheiten zu erfinden, Unmöglichkeiten zu ersinnen und sie mit der unglücklichen Geschichte in Verbindung zu bringen.

So hatte denn auch die mysteriöse Person des vermeintlichen, wenigstens von Larmond als Anna's Liebhaber bezeichneten Fremden, dessen Gesicht sowohl Claire auf einen Augenblick außerhalb des Fensters gesehen, als auch Konstantin, einen unendlichen Reiz für die böse Gesellschaft von A., die sich in den wunderlichsten Ausschmückungen und Ideen erschöpfte.

Selbst in den Untersuchungsakten wurde diese geheimnißvolle Person, welche Anna in ihrem Zimmer, die Anderen aber außerhalb desselben gesehen haben wollten, zu einem bedeutenden Punkte und es ließ sich auch nicht die geringste Spur finden, da keines der Betheiligten Züge und Kleidung des Unbekannten zu beschreiben vermochte.

Niemand rieth auf eine Mitwissenschaft der beiden Fischer im entfernten Häuschen, da diese seit mehreren Wochen schon sich auswärts befunden hatten, ehe die That geschah, sich denselben Abend noch ungesehen von den Bewohnern von A. erst wieder in ihrem Hause eingefunden und dasselbe in der Nacht des Unglücks wieder verlassen hatten, um in keinerlei Verwicklung damit zu kommen.

Das vorgefundene Messer gab nicht den geringsten Anhaltspunkt, da es ein gewöhnliches Jahrmarktsmesser, allerdings scharf und schneidend, doch eine zu allgemein verbreitete Sache war, als daß sich daran irgend ein Leitfaden zur Entdeckung anknüpfen ließe.

Was an Zeugen verhört wurde, gab durchaus keine Aufklärung, und unwillkürlich stellten sich sämmliche Verhöre als Entlastungszeugen für Claire heraus.

Aber noch stand die Anklage des Gemordeten zu entkräften oder zu beweisen, und dem Gesetze mußte sein Recht werden.

Konstantin hatte einen der ersten Advokaten Frankreichs für Claire's Vertheidigung gewonnen — und dieser hatte sich bereits mehrmals mit seiner Klientin besprochen und von den Akten Einsicht genommen.

Es hatten sich bei der Nachricht von Larmond's Tod, welche so großes Aufsehen machte, mehrere angebliche Verwandte desselben gemeldet, aber Tante Luson stellte sich als die einzige Blutsverwandte des Verstorbenen heraus — und in seinen Papieren, welche das Gericht in Paris unter Aufsicht nahm, fanden sich sogar verschiedene Aufsätze zu testamentarischen Bestimmungen, welche alle dahin lauteten, daß, im Falle er vor ihr sterbe und unverheirathet sei, seine Schwester Luson alles erben solle, was er besitze, mit der Bedingung, stets um Anna von Wüstenau zu leben und dieser nach ihrem Tode alles das wieder zu vermachen, was Luson besaß und von ihm ererben werde — und so wurde denn auch von Seiten des Gerichtes die alte Schwester des Gemordeten als dessen Universalerbin erklärt und aus der armen Tante Luson war plötzlich eine wohlhabende Wittwe geworden.

Anna war bereits wieder so weit hergestellt, um das Bett verlassen zu können, und der Arzt wie ihre Freunde thaten Alles, ihre Gesundheit zu kräftigen, damit ihr Zustand nicht eine Verlängerung von Claire's entsetzlicher Lage herbeiführen solle. —

Anna schwur vor den Assisen zu erscheinen und wenn sie noch so schwach sei, daß sie dort sterben sollte, und ihr, durch Liebe für Claire gekräftigter Wille trug viel zu ihrer raschen Wiederherstellung bei.

Wenden wir uns anderen, nicht weniger wichtig Betheiligten zu. —

(Fortsetzung folgt.)

Die insurgirten Bezirke in Dalmatien.

(Schluß.)

Das Nationalkostüm der Zuppaner ist ein sehr stattliches und malerisches. Man sieht sie nie unbewaffnet. Außer Pistolen und Messer im Gürtel tragen sie, wenn sie in die Stadt nach Kattaro gehen, auch ein gewöhnlich ziemlich kostbares Gewehr und ein langes Pfeifenrohr mit, doch hindert sie diese Last nicht im Mindesten, mit der größten Leichtigkeit und Gewandtheit Felsen und Berge zu erklettern und über breite Klüfte zu springen. Seine Gattin behandelt der Zuppaner mit mehr Rücksicht und Freundlichkeit als der Montenegriner, mehr als seine Gehilfin, denn als seine Magd. Auch sind die Frauen, selbst bei der gemeinsten Arbeit, vom Kopf bis zum Fuß aufgeputzt. Immer haben sie ihre Perlenschnur um den Hals, ihre blinkenden Nadeln im Haar, ihre mit Steinen besetzten Posas, das heißt Gürtel, um den Leib. Der Gürtel einer reichen Zuppanerin ist gewöhnlich einen halben Fuß breit, einen Zoll dick und so gewichtig wie ein Küraß. Zahllose Steine sind in recht hübsche, zierliche und übergoldete Silberarbeit eingefaßt, meist rothbraune Achate. Ein solcher Gürtel kostet bis zwanzig Thaler. Bei den ärmeren Frauen sind statt der Achate braunroth gefärbte Glasstücke oder ähnliche Massen in dem Gürtel eingefaßt.

Die Häuser der Zuppaner sind meist ziemlich groß, geräumig und reinlich. Ueberhaupt herrscht unter ihnen bedeutender Wohlstand, und doch ist das Land nicht so fruchtbar, als es bei zweckmäßigem Anbau sein könnte; aber die Leute wissen nicht alle seine Vortheile auszubeuten, und die lange, türkische Pfeife ist überall, wo

sie sich einbürgert, ein großes Hinderniß anhaltender und angestrengter Arbeit. Der Thalboden ist unbewohnt, weil er in der Regenzeit zu sumpfig und von den Gießbächen überschwemmt ist, für deren Ableitung man nicht sorgt. Die Dörfer liegen auf beiden Seiten am Rande der Gebirge hin, und die Ebene besteht aus ausgedehnten Kukuruzfeldern.

In trockenen Jahren, und diese sind hier vorherrschend, leidet die Kultur von anhaltender Hitze und Dürre, dann verbrennt ihnen der Kukuruz, und die Ernte ist eine sehr geringe.

Obgleich das österreichische Albanien im Vergleich mit dem benachbarten Montenegro als ein Niederland angesehen wird, so wird es doch von niedrigeren Höhenrücken durchzogen, von denen es einige von den benachbarten Gebieten scheiden. Auf den Höhenrücken in der Mitte des Bergpasses, auf der Grenze der Zuppa und des eigentlichen Boccalandes, liegt das Fort Trinita (slavisch „Troiz"), welches noch von den Venetianern erbaut worden war, und die ganze Gegend beherrscht. In neuerer Zeit sind noch mehrere ähnliche Forts längs der Grenze von Montenegro und der Herzegowina erbaut worden, die meistens auf den wilden Bergspitzen gelegen sind. Vom Fort Trinita ist ein sehr guter Weg quer durch die Shuppa nach Buna angelegt worden. Eine Seitenbucht des Kanals von Kattaro ist die von Risano, sie hat ihren Namen von dem kleinen Orte Risano, der im Alterthum die vornehmste Stadt am ganzen Kanal war, der auch von ihr den Namen Sinus Rhizonicus erhielt. Der Ort selbst liegt im Hintergrunde dieser Bucht, hart am Ufer, und ist noch heute ein rühriger Handelsplatz, dessen Bewohner sich durch regen Unternehmungsgeist, stattliche Körpergestalt und eine reiche Tracht auszeichnen. Der Erdeinschnitt, der den Meerbusen von Risano bildet, setzt sich vom Ufer aus noch als ein langes, von Felsen eingeschlossenes Thal fort, welches im Anfange ziemlich bebaut und mit Reben- und anderen Pflanzungen erfüllt ist, in seinem weiteren Verlaufe aber zu einem wilden steinigen Hochthal ansteigt. Dieses Thal wird von den Krivoszianern, einem slavischen Hirtenvölkchen, bewohnt, das in dieser Abgeschiedenheit von der Welt ein halbwildes, patriarchalisches Leben führt. Es zählt im Ganzen etwa 1000 Seelen, unter denen gegen 400 bewaffnete Männer sind.

Die Krivoscianer sind ein sehr robuster, großer und schlanker Menschenschlag und sehr kriegerischer und raufluftiger Gemüthsart, worüber man sich nicht wundern wird, wenn man bedenkt, daß sie sich ihre Weiden und wenigen Felder seiner Zeit von den Türken erobern und bis in die neueste Zeit gegen diese und die Montenegriner behaupten mußten. Sie genossen auch bisher von Seite der Regierung gewisse Freiheiten, denn sie bildeten eine Art Militärgrenze gegen die türkischen, montenegrinischen und albanesischen Nachbarn.

Die Pastrovicianer sind ein anderer Volksstamm, welcher den Küstenstrich bewohnt, der sich vom Kanal von Kattaro bis Budua und Kastel Lastua, dem südlichsten Städchen der Monarchie, hinzieht. Die Pastrovicianer sind ebenfalls ein schöner und tapferer, aber halbwilder Slavenstamm, der in fortwährenden Kämpfen mit Türken und Montenegrinern seinen Muth und seine Neigung zur Selbsthülfe geübt hat. Der kleine Küstensaum, den sie bewohnen, heißt slavisch Pastrovics, italienisch Pastrovichio. Die Seelenzahl dieses Stammes ist nicht genau ermittelt, doch können sie über tausend „Gewehre", wie man dort sagt, in's Feld stellen. Auch die Pastrovicianer haben sich der bewaffneten Neutenz gegen die Einführung der Wehrgesetzes angeschlossen und so hat man drei tüchtige, wenn auch rohe und wohl nicht allein durch ihre Schuld verwilderte Volksstämme in's Feindeslager hinübergetrieben.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Stettin wird vom 18. Okt. gemeldet: Beim neunten Regiment in Stargard ist unlängst auf besonderen Befehl des Königs ein Avantageur in die zweite Kompagnie des ersten Bataillons eingetreten, in welcher sich während der Befreiungskriege seine Großmutter den Rang als Unteroffizier, das Eiserne Kreuz und den russischen St.-Georgsorden erkämpft hat. Diese Dame, Auguste Friederike Krüger aus Friedland in Mecklenburg, stellte sich unter dem Namen „Lübek" in die Reihen der freiwilligen Kämpfer, und erhielt am 23. Oktober 1815 ihren Abschied in den ehrendsten Ausdrücken. Als sie am 18. Januar 1816 dem Oedensfeste in Berlin beiwohnte, zog sie die Aufmerksamkeit eines Ritters vom Eisernen Kreuze, des Unteroffiziers Karl Kößler vom Garde-Ulanen-Regiment, auf sich, welcher bald darauf um ihre Hand anhielt. Am 5. März fand ihre Hochzeit statt, und die Garnisonskirche in Berlin war gedrängt voll von Zuschauern, welche herbeigeeilt waren, das einzig dastehende Schauspiel, die Trauung zweier Unteroffiziere, mit anzusehen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 240:
Gastwirth.

Geschichtskalender.

29. Okt. 1268. Conradin von Schwaben, der letzte Hohenstaufe, wird mit seinem Freunde Friedrich von Baden in Neapel enthauptet.
„ 1795. Die Oesterreicher erobern Mainz.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers R. Mailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 252 Samstag, 30. Oktober 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

XLII.

Boisbardy und Reinec beeilten sich, die Wohnung Pinard's zu erreichen, Ersterer begierig, den Gefangenen zu sehen, den Reinec gemacht, und Letzterer voller Sehnsucht nach Yvonne's Anblick.

Auf der Schwelle von Pinard's Wohnung auf der letzten Stufe der Treppe, beleuchtet von einer matt brennenden Lampe, saß Yvonne und schlief. Die letzten Aufregungen hatten zu stark auf das arme Mädchen gewirkt, und deren Kräfte zu sehr in Anspruch genommen, als daß es sich länger hätte munter erhalten können, doch war es ihr nicht möglich gewesen, in demselben Zimmer, wo Diego war, zu bleiben, und hatte sich deßhalb auf die Treppe gesetzt, wo es eingeschlafen war. Als Beide die Treppe hinaufstiegen, erwachte Yvonne und reichte Reinec die Hand, während Boisbardy sie lächelnd betrachtete.

„Das ist sie, nicht wahr, Reinec?" fragte er.

„Ja, Herr Graf!" versetzte dieser, und sich zu Yvonne wendend, fügte er hinzu: „das ist Herr von Boisbardy. Ohne ihn und Marcof hätte ich Dich nicht retten können, ohne ihre Hülfe wäre ich nicht in Nantes und Du wärst das Opfer dieses Elenden geworden."

Das junge Mädchen wollte sich auf die Hand des Edelmanns niederbeugen, aber dieser verhinderte es und küßte es auf die bleiche Stirn.

„Armes Kind, Du hast viel leiden müssen, doch jetzt bist Du gerettet, und brave Herzen sind bereit, Dich zu schützen. Indessen," fuhr er zu Reinec gewendet fort, „müssen wir uns beeilen; vielleicht braucht uns Marcof. Laß uns zu Deinem Gefangenen gehen!"

Beide traten in die Stube, wo Diego gefesselt lag.

Während dieser Zeit war Marcof mit Pinard vor Carrier's Wohnung angekommen und Beide konnten, da die Leute von der Marat-Kompagnie ihren Lieutenant erkannten, ungehindert passiren.

Carrier war in dem oberen Theile der Wohnung bei Angelique, als man ihm meldete, Pinard sei angekommen, und wünsche ihn zu sprechen. Er stieß einen wilden Fluch aus, denn die unvermuthete frühere Ankunft seines Lieutenants konnte die Ausführung der mit Fouqueray verabredeten Pläne nur erschweren. Dennoch empfing er Pinard mit lauten Freudenbezeugungen; er fürchtete ihn.

Pinard, den Marcof beständig unterm Arm hielt, spielte seine Rolle zum Verwundern. Er wußte, daß die geringste Zögerung, das mindeste Zeichen, das leiseste verrätherische Wort das Signal zu seinem unverzüglichen Tode gewesen wäre. Er stellte Marcof als einen der braven Patrioten vor, von denen er in seinem Briefe geschrieben hatte.

„Er ist es also, der Dir bei der Flucht behülflich war?" fragte Carrier.

„Ja," erwiderte Marcof vortretend.

„Hast Du lange unter den Chouans gelebt?"

„Ziemlich lange."

„Wo?"

„Allerwärts in der Umgebung von Nantes."

„Wie? Haben sie ihre Banden so nahe an der Stadt?"

„Ei freilich," lächelte Marcof, „die Kerle sind keck, Beweis dessen, daß sie gestern Nacht bis in die Stadt selbst zu dringen wagten."

„Du weißt, daß Pinard mir versprochen hat, die royalistischen Häupter noch heute Nacht abzufangen," sagte Carrier.

„O ich verspreche Dir es auch; ich schwöre Dir, Dir dieselben vor's Angesicht zu bringen."

„Aber Pinard hat von zwei Männern gesprochen; warum bist Du allein?"

„Mein Gefährte ist auf dem Bouffaiplatz geblieben."

„Warum das?"

„Weil es ihm so gefiel!"

Durch Marcof's Kopf fuhr ein eigener Gedanke. Wie? wenn er die günstige Gelegenheit benützte, und den schurkischen Tyrannen jetzt auf der Stelle niedermachte? Seine Hand griff in die innere Brusttasche und faßte ein dort bereitgehaltenes Terzerol. Doch nein, eine solche That behagte ihm nicht; er, der Bewaffnete, dem Unbewaffneten gegenüber, wollte seinen Vortheil nicht benützen; er sah Carrier's Leben als dem Henker verfallen an; diesem sollte es nicht entgehen. Er zog die Hand wieder zurück.

Digitized by Google

Pinard hatte die momentane Unentschlossenheit des Seemanns benützt und war nach und nach der Thüre näher gerückt, da hob Marcof den Kopf wieder in die Höhe und mit einer einzigen Geberde bannte er den Sankculotten zurück.

„Höre," sagte er, an Dir ist's, mit dem Bürger Carrier zu reden. Erzähle ihm, was ich zu thun entschlossen bin und was ich verlange."

„Ah, Du verlangst etwas?" rief der Prokonsul.

„Ja."

„Was denn?"

„Er will das Recht erlangen, die Gefängnisse zu durchstöbern," sagte Pinard, „und über zwei Männer verfügen."

„Ah, eine Rache, nicht wahr?" rief Carrier. „Du fürchtest, die Beiden könnten entkommen und willst sie selbst tödten?"

„Du dürftest es errathen haben," sagte Marcof.

„Ei, sie sind gut aufgehoben; laß sie nur im Gefängniß, sie leiden dort mehr."

„Nun, wenn Dir so viel daran liegt, so kann das immer geschehen," versetzte der Prokonsul.

„Noch heute Abend?" fragte Marcof.

„Warum nicht?"

„Gib den Befehl, daß man uns frei passiren lasse. Man hat uns den Eintritt in die Gefängnisse verwehrt."

„Gut, schreibe den Befehl, ich will ihn unterzeichnen."

Und Carrier wies auf den Schreibtisch, wo Papier und alle Schreibrequisiten lagen. Marcof näherte sich dem Tische, zog einen Stuhl heran, und nahm ein Blatt Papier, das an der Spitze die herkömmliche republikanische Formel trug.

Pinard athmete freudig auf. Seine Augen blitzten in unheimlichem Glanze. Marcof hatte ihm den Rücken zugewendet und überdies stand Carrier zwischen ihm und dem Seemann, Pinard schlich leise gegen die Thür; der Augenblick von Freiheit, den ihm Marcof unvorsichtigerweise bot, mußte rasch benützt werden. Schon hatte er die Hand an die Klinke gelegt, eine Sekunde noch, und um Marcof war's geschehen, denn Pinard's Freiheit war Marcof's unmittelbarer Tod. Marcof hatte eine Feder ergriffen und wollte sie in die Tinte tauchen. Da krachte unter Pinard's Füßen ein Brett des Fußbodens, und er erkannte plötzlich die begangene Unvorsichtigkeit. Mit einem Sprunge war er in der Höhe und griff nach dem Pistol in seiner Tasche. Pinard gewahrte die Geberde, verstand augenblicklich, was sie bedeutete und kehrte langsam und mit anscheinender Ruhe wieder zurück. Carrier hatte nichts gesehen und nichts errathen; er dachte an Fouquetay, der die Stunde des Stelldicheins nicht einhielt und dessen Abwesenheit er sich nicht erklären konnte.

„Nun?" fragte er, als er Marcof aufspringen sah.

„Ich kann nicht schreiben," sagte der Seemann, „Pinard soll schreiben." Und indem er sich dem Sansculotten näherte, legte er vertraulich seine Hand auf dessen Schulter, und drückte mit dem Daumen leicht auf die Stelle unmittelbar unter dem Halse. Pinard ward bleich wie ein Leichentuch, sein Körper zitterte krampfhaft, und er eilte zu dem Schreibtisch.

„Ich bin bereit," sagte er, und zog mit fieberhafter Hast das Blatt Papier, welches Marcof weggestoßen hatte, zu sich.

„Was soll ich schreiben?"

„Den Befehl, uns sofort in die Gefängnisse frei einzulassen."

(Fortsetzung folgt.)

Vor den Assisen.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Paul und André hatten mit großem Interesse den Gerüchten gelauscht, welche allgemein über den Vorfall verbreitet wurden, und besonders war es Paul, welcher in jener Nacht an Anna's Fenster die ganze Unglücksscene mit bei weitem größerer Theilnahme als André mit angesehen hatte, der eine lebhafte Theilnahme für die beiden jungen Mädchen verrieth, und seit jener Zeit namentlich von Anna's Reizen Tag und Nacht schwärmte und seinen Bruder bewegen wollte, um den Preis einer kurzen Strafe, die sie erleiden müßten, die Wahrheit vor Gericht zu gestehen.

Heute war es wieder ein Streit über diesen Gegenstand, welcher die Brüder entzweite, denn André wollte um keinen Preis etwas davon wissen und schalt seinen Bruder einen verliebten Burschen, einen Narren, der einer hübschen Larve wegen seine und seines Bruders Freiheit in Gefahr bringen wolle.

„Was ist denn Großes daran", sprach Paul verdießlich, „wenn wir zwei, drei Monate sitzen müssen, denn mehr kann man uns ja doch nicht anhaben, da wir nichts gethan haben, als unserem Miethsherrn bei Ausführung eines Scherzes behülflich —"

„Wer glaubt uns denn das?" versetzte André. „Nimmt man denn zum Spaß geschliffene Messer mit? Und drückt man dem Mädchen den Mund zu, daß es beinahe erstickt, wenn man Spaß macht?"

„Wenn ich daran denke", schrie Paul wüthend, „daß ich dem armen Kinde so unbarmherzig zugesetzt, so könnte ich mich selbst zermalmen, wie — aber ich that es ja nur, um sie still zu bekommen und weil es mir so warm im Herzen ward, als ich das schöne Kind im Arme hatte; ich hätte sie erdrücken können, aber wahrhaft nicht aus einer bösen Absicht!"

„Schweig', verliebter Narr!“ erwiderte André, „Du schweigst über die Geschichte, sag' ich Dir, oder — Du kennst mich. Lieber schlage ich Dich zum Krüppel, als daß ich mich den Gerichten übergebe. Wer Butter auf dem Kopfe trägt, soll nicht in die Sonne gehen, und wenn wir in dieser Sache verdächtig werden, so schnüffeln die feinen Gerichtsnasen immer tiefer in unsern Kram und Gott weiß, was da noch an's Licht käme von vergessenen Geschichten.“

Trüben Blickes ging Paul an sein Geschäft und fand nicht Ruhe noch Rast, denn aus dem klaren Spiegel des See's tauchte immer und immer wieder Anna's bleiches Bild vor ihm empor, hielt flehend die Hände gefaltet, und schien mit den schönen blauen Augen ihn zu bitten, daß er ihre Schwester retten möge.

Wenn die Nacht kam und Paul sich schlaflos auf dem Lager wälzte, so hörte er Anna's Schrei, der ihn durch Mark und Bein ging — wenn der Mond durch das kleine Fenster seiner Kammer schien, so glaubte er ihr bleiches Antlitz in demselben zu erkennen — so vergegenwärtigte ihm die matte Beleuchtung seiner Umgebung jenes düstere, fürchterliche, gleichfalls nur vom Monde beschienene Nachtstück, dessen Zeuge er gewesen. —

So kam denn der Tag immer näher, an welchem Claire vor den Assisen erscheinen sollte, und André, seines Bruders Schwäche fürchtend, hatte sich mit ihm für mehrere Tage bei einer auswärtigen Fischerei versagt und sie waren schon zwei Tage vorher dahin abgegangen.

Aber Paul, wenn auch äußerlich seinem älteren, ihn von jeher beherrschenden Bruder gehorchend, beschloß in seinem Innern dennoch, sich für diesen einen Fall selbsthandelnd zu beweisen und um jeden Preis bei der öffentlichen Verhandlung zugegen zu sein, da ihm eine leise Ahnung sagte, er werde Gelegenheit finden, von Anna's Augen einen Blick der Dankbarkeit zu erlangen.

Seinen Plan baute er auf seines Bruders Trunksucht, welche sich zwar nur periodisch äußerte, die Paul aber verstand zu wecken, wenn er es seinem Zwecke angemessen fand.

Paul bewies sich daher André gegenüber diesmal als Diplomat — die still im Herzen getragene Liebe macht die einfachsten Menschen zu fein berechnenden Diplomaten, schafft Charaktere in's Gegentheil von ihrer früheren Natur um und entwickelt oft die wundersamsten Talente, die im Menschen schlummernden geistigen Kräfte, indem sie sie an's Licht treten läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In einem Berichte über die letzte Berliner Volkszählung werden eine Reihe ergötzlicher Beispiele dafür angeführt, wie der Berliner Humor sich bei diesem Akte geltend gemacht hat. Um die charakteristischen Angaben über den Beruf zunächst an das Vorgehende anzuschließen, seien folgende Berufsangaben hervorgehoben: Beruf: norddeutscher Laternenanzünder. Beruf: ich fasse Alles an, denn selber ist der Mann. Beruf: praktischer Psychologe. Beruf: wird zum Missionsdienste unter den Heiden ausgebildet. Ein in Berlin Ansässiger, der aus Oesterreich stammte, hatte „Illusionist“ zu sein als seinen Beruf erkannt, während ein Anderer sich unter Stand und Beruf als „Realist“ eingetragen und dabei in so intensiver Weise sich als Preuße gefühlt hatte, daß er die Frage: Welchem anderen Staate angehörig? — gleichsam übel genommen und mit den Worten: „Bitte sehr! echter Preuße!“ beantwortet hatte. Ein Anderer mußte wohl von der strengsten Anschauung ausgegangen sein: der Beruf existire blos in so weit, als man ihn wirklich ausübe, denn er hatte angegeben: „Kleidermacher, zur Zeit jedoch wegen Mangel an Arbeit Nichtsthuer“. Eine arme Wittwe, 1801 geboren, hatte ihre wirthschaftliche Lage mit zwei Worten ergreifend genug zu schildern gewußt; sie hatte bei „Beruf“ mit zitternder, unsicherer Hand hingeschrieben: „verdiene nichts.“ Zu einigen charakteristischen Aeußerungen hatte die Frage nach der Religion Veranlassung gegeben. Der Eine hatte „Gottesthum“ als seine Religion bezeichnet. Ein Anderer hatte in der betreffenden Spalte seinem Herzen durch folgende Philippika Luft gemacht: „Von der hochpreislichen Geistlichkeit gezwungen, aus der Landeskirche auszutreten, weil der Mann früher von einer Katholikin geschieden ist, die Seelen beider Ehegatten blieben aber dem evangelischen Glauben treu, denn über diese hat die Geistlichkeit keine Gewalt.“ Ein Unter den Linden wohnhafter Bonvivant hatte auf die Frage: Wo liegt ihre Wohnung? die elastische Antwort gegeben: „Bald hier, bald da!“ Auch die Zahl der Zimmer schien ihm wenig Kopfzerbrechens zu machen; sie schien zu steigen und zu fallen, wie die Ebbe und Fluth seines Beutels, denn die Frage: „wie viel heizbare Zimmer?“ beantwortete er lakonisch mit den Worten: „je nachdem.“ In sehr eigenthümlicher Weise war in einer Wohnung mit einem heizbaren Zimmer die Frage nach dem Verhältniß der Familienglieder zum Haushaltsvorstand aufgefaßt worden. Dort wohnten zwei Personen verschiedenen Geschlechts, welche beide in Betreff des Familienstandes sich als „ledig“ eingetragen hatten. Die weibliche Hälfte dieser eigenthümlichen Art des Zusammenlebens und Wohnens konnte sich unter obiger Spalte weder als Ehefrau, noch als Tochter ꝛc. eintragen, sie hatte sich deßhalb über all diese Schwierigkeiten hinweggeholfen durch die Antwort: Verhältniß zum Haushaltsvorstand: Ausgezeichnet! In einem ganz ähnlichen Falle des Zusammenwohnens zweier „ledigen“ Personen in einer kleinen Wohnung hatte die weibliche Hälfte in dem Gefühl der Unsicherheit dieses Verhältnisses dadurch wenigstens der legitimen Ehe ihren Tribut gezollt, daß

sie unter „Stand und Beruf“ die Thatsache angeführt hatte: „Zweimal zur Zeit aufgeboten!“ Ein Familienvater, außer welchem in der Liste ein Sohn und eine Tochter aufgeführt waren, muß wohl ein abstrakter Denker gewesen sein. Die Statistik in ihrem verwandschaftlichen Charakter hatte seine mathematische Auffassung der Dinge vielleicht besonders angeregt, und wie jener antike Mathematiker tief in Gedanken versunken dem eindringenden feindlichen Soldaten zurief: Störe mir meine Kreise nicht! — so beantwortete er tiefsinnig die Frage: Verhältniß der Familienglieder zum Haushaltsvorstand mit der Formel: wie 2 zu 1.

[Chinesische Arbeit in Amerika.] In Amerika, zumal dem Westen und Süden der Vereinigten Staaten, wird sich in den nächsten 10—20 Jahren voraussichtlich ein großartiges Schauspiel auf dem Gebiete der Racenvertheilung vollziehen, denn, trotz der Opposition einer nichts weniger als verächtlichen Partei in Kalifornien, darf kaum mehr bezweifelt werden, daß nicht nur dieser und die umliegenden Staaten, sondern auch die Baumwollbezirke des Südens demnächst von einem anhaltenden Zuflusse chinesischer Arbeitskräfte versehen werden. Koopmanschaap, dessen Name in Verbindung mit der Kuli-Einfuhr bekannt geworden, befindet sich gegenwärtig wieder in Amerika, und nachdem er sich in einer Unterredung mit dem Staatssekretär Fish die Gewißheit geholt, daß die Regierung seinen Planen nicht in den Weg treten werde, so lange er die Gesetze bezüglich der Kuli-Einfuhr beobachte, ist er nach dem Süden abgereist um Kontrakte behufs Lieferung chinesischer Arbeiter abzuschließen. Das Bedürfniß nach einer Konkurrenz der Arbeit ist so groß, und die Zufriedenheit mit den Leistungen der Chinesen auf den ihnen bisher zugewiesenen Gebieten (Cigarrenfabrikation ꝛc.) so vollkommen, daß die Kontrakte zweifelsohne sehr zahlreich sein werden. Bis jetzt hat Koopmanschaap sich bereits zur Lieferung von 10,000 Arbeitern — welche sämmtlich aus freiem Antrieb und mit voller Zustimmung der chinesischen Regierung auswandern sollen — verpflichtet. Die Bedingungen sind folgende: Die auswanderungslustigen Chinesen verpflichten sich kontraktlich 5 Jahre für Kost und 8—12 Dollars Monatslohn zu arbeiten. Die Transport- und sonstigen Unkosten, welche sich auf etwa 200 Dollars per Kopf belaufen, werden vom Arbeitgeber gezahlt, wenn der Arbeiter seinen Verpflichtungen bis zum Ablaufe des Kontraktes nachkommt; falls der letztere aber vor dieser Zeit das Verhältniß lösen will, werden 100 Dollars von seinem Lohn als Entschädigung für den Arbeitgeber abgezogen. Ein jeder muß bei Bestellung von Kulis die nöthige Sicherheit für prompte Zahlung aller ihm erwachsenden Kosten stellen. Aus allen Theilen des Südens kommen fast täglich Nachrichten über Bildung von Ausschüssen zur Einfuhr chinesischer Arbeiter, und mehrere Agenten sind schon in China eingetroffen. So ist unter Anderm ein Kaufmann aus New-Orleans unlängst als der Repräsentant mehrerer dortigen Handelsfirmen über San Francisco nach China abgereist, um in Hongkong, Peking oder einem andern gelegenen Platz eine Agentur zu errichten. Von einem mit Fachkenntniß ausgestatteten Chinesen begleitet, wird er die verschiedenen Ackerbaudistrikte China's besuchen, um ausfindig zu machen, welcher die besten und billigsten Arbeitskräfte für die Baumwoll- und Zuckerpflanzungen Louisiana's zu liefern im Stande sei. Bei den bestehenden Verkehrsmitteln zwischen den Vereinigten Staaten und China wird es voraussichtlich nicht lange dauern, bevor die Einwanderung in vollem Gange ist. Um dieselbe noch mehr zu erleichtern, gedenkt die Pacific Mail Company eine wöchentliche Dampferlinie nach China mit einem mäßigen Tarif herzustellen, und sie hat dieserhalb bereits Unterhandlungen mit der Pacific-Eisenbahn-Gesellschaft angeknüpft. Die erstgenannte Kompagnie beabsichtigt ferner den Kongreß um Subsidien für eine wöchentliche Post anstatt der bisherigen monatlichen anzugehen, aber es unterliegt wohl kaum einem Zweifel daß eine wöchentliche Dampferverbindung zwischen San Francisco, China und Japan binnen Kurzem auch ohne Staatsunterstützung dastehen kann.

[Interessanter Fund.] Einer Privatmittheilung entnehmen wir, daß in Surany, im Oedenburger Komitat, ein Römergrab entdeckt wurde. Auf den dortigen Gütern des Grafen Palffy-Daun wurde heuer die Ackerung auf neun Zoll Tiefe eingeführt. Bei dieser Gelegenheit traf der Pflug auf die Deckplatte eines Römergrabes, in welchem man Münzen, Vasen, Ringe, Armbänder u. s. w. fand. Die Deckplatte ist 20 Zentner schwer und von der eingrabirten Inschrift ist deutlich der Name „Sempronius“ zu lesen. Der Fund ist im Garten des Grafen Palffy-Daun aufgestellt.

Geschichtskalender.

30. Okt. 1813. Schlacht bei Hanau.
„ 1836. Aufstandsversuch Louis Napoleons in Straßburg.
„ 1864. Abschluß des Wiener Friedens zwischen Oesterreich, Preußen und Dänemark.
31. Okt. 1517. Luther schlägt seine 95 Sätze an der Schloßkirche zu Wittenberg an.
„ 1848. Windisch-Grätz erstürmt Wien, schreckliche Mordscene.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers A. H. Ludt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 253 Dienstag, 2. November 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Pinard warf rasch einige Zeilen auf das Papier, und schob dieses dann dem Prokonsul zur Unterschrift hin. Carrier nahm die Feder, um seinen Namen zu unterschreiben. Da richtete er sich plötzlich auf und sagte zu Marcof gewendet: „Hollah, Freund, wie heißen denn die beiden Männer, die Du haben willst?"

„Was liegt Dir daran?" erwiderte Marcof ungeduldig.

„Ah, sehr viel," sagte der Prokonsul, „weil es einen Gefangenen da gibt, den ich nicht ausliefern kann. Das Heil der Republik geht über Alles."

„Oh, meine Gefangenen haben mit dem Heil der Republik nichts zu schaffen," sagte Marcof, „es handelt sich um den ehemaligen Bedienten eines ehemaligen Edelmannes."

„Nur um den Bedienten?"

„Nein, um ihn und seinen Gefährten."

„Und wie heißen Sie?"

„Ich weiß nicht, unter welchem Namen der Edelmann hier eingekerkert ist; aber der Bediente heißt Jocelyn."

„Jocelyn!" rief Carrier, die Feder fallen lassend.

„Ja, Jocelyn," sagte Marcof, über den Ton erstaunt, mit welchem der Prokonsul den Namen des Dieners ausgesprochen hatte.

„Oho, das verlangt Ueberlegung," rief Carrier.

„Ueberlegung? und warum?"

„Weil es mir so gefällt."

„Mir aber gefällt es nicht zu warten," rief Marcof, dessen Blut zu kochen begann.

„Wie?" fragte Carrier überrascht.

In diesem Augenblicke ging die Thür leise auf.

„Was gibt's?" rief der Prokonsul barsch.

„Bürger," erwiderte schüchtern eine Art von Diener, der auf der Schwelle erschien, „das Abendessen ist fertig."

„Ah, das Abendessen! . . . gut, gut! auf zu Tisch!"

„Und dieser Erlaubnißschein?" drängte Marcof, „unterschreibe ihn."

„Bis nach dem Essen."

„Aber . . ."

„Ich sage Dir bis nach dem Essen," unterbrach ihn Carrier, „auf zu Tisch! Du scheinst mir ein guter Patriot. Komm, speise mit uns, und dann magst Du Dir Gefangene auswählen, welche Du willst. Komm, die Freunde erwarten uns."

Marcof biß sich vor Ungeduld in die Lippen. Er sah ein, daß jede Heftigkeit nicht nur ihn, sondern auch seinen Bruder verderben müsse. Carrier hatte ihn unterm Arm genommen, um ihn wegzuführen. Er widerstand nicht länger, machte sich aber sachte von Carrier los, ergeiff Pinard's Hand, den er nicht von seiner Seite lassen wollte, und sagte:

„Gut, es sei, ich bleibe hier bei Tisch und will sehen, ob Du zu trinken verstehst."

Dann neigte er sich zu Pinard und flüsterte: „Hüte Dich, wenn ich sterben muß, sterben wir mit einander. Es gilt, Carrier trunken zu machen und ihm die Unterschrift, die wir brauchen, zu entlocken."

Carrier hatte die Nachricht von dem aufgetragenen Abendessen mit wahrhafter Freude aufgenommen, da sie ihn der Nothwendigkeit enthob, den verlangten Erlaubnißschein sofort zu unterzeichnen, oder aber den Grund zu erklären, weßhalb er seine Unterschrift verweigerte.

„Sobald Fouguray angekommen sein wird," sagte er zu sich selbst, „werde ich wissen, wonach ich mich zu richten habe. Den Narren da schicke ich dann ins Gefängniß. Hat dagegen Fouguray mich hintergehen wollen, indem er mir durch diesen Menschen die Erlaubniß zum Eintritt in die Gefängnisse vor der festgesetzten Stunde zu entlocken suchte, so wird er sich verrathen, sobald er sich unter meinen Augen seinem Mitschuldigen gegenüber erblicken wird. Wenn ich warte, kann ich nur gewinnen, nicht verlieren!"

Auch Pinard freute sich dieses Aufschubs, denn er war überzeugt, daß er inmitten des Tumultes, welcher die Zechgelage des Prokonsuls zu begleiten pflegte, eine Gelegenheit finden würde, sich von Marcof loszumachen und Rache an ihm zu nehmen.

Der Speisesalon war bereits von einer lärmenden Menge gefüllt. Da waren republikanische Offiziere, Mitglieder der Departementsregierung, Sansculotten, unverschämte Frauenspersonen, Alles bunt durcheinander gemengt. Sobald Carrier erschien, drängte sich

Digitized by Google

Alles zum Tisch. Carrier nahm in der Mitte desselben Platz; Marcof setzte sich ihm gegenüber und Carfor neben ihn. Blos zwei Sitze blieben leer, der, eine links von Carrier, der andere rechts von Marcof.

„Auftragen!“ rief der Prokonsul gebieterisch, „und sagt den Bürgerinnen, daß wir sie erwarten.“

Die Diener beeilten sich, die gegebenen Befehle zu vollziehen.

„Wo ist denn der Bürger-Abgeordnete?“ fragte einer der Sankculotten.

„Fougueray?“ erwiderte Carrier, „ich weiß es nicht, wo er bleibt, er sollte schon lange hier sein.“

Bei dem Namen Fougueray erbebte Marcof. Keiner hatte wohl in der Eile die Rettung Yvonne's und die Gefangennahme ihres Entführers erzählt, aber entweder hatte der junge Mann den Namen dieses Letztern nicht gewannt, oder hatte ihn Marcof im Drange des Augenblicks überhört.

„Fougueray?“ wiederholte er.

„Ja.“ erwiderte Carrier, „ein Abgeordneter des Pariser Wohlfahrtsausschusses.“

„Hast Du ihn gesehen, Pinard?“ fragte Marcof leise, und legte seinen Finger abermals zwischen die Schulter des Sankculotten. Dieser krümmte sich unter dem schwachen Drucke und sah den Seemann flehend an.

„Ja,“ lispelte er.

„Ist das der Graf Fougueray, den Brutus uns in die Kneipe Nicoud's schicken wollte, derselbe, mit dem Du in politischer Verbindung standest? Sprich!“

„Ja, ja,“ erwiderte Pinard rasch, „es ist derselbe. „Berühre mich nicht, ich beschwöre Dich; ich leide fürchterlich.“

„Ah,“ lächelte Marcof, „der Himmel selbst hat mich nach Nantes geführt.“

Da ging die Thür des Speisesaals auf, und zwei schöne, geputzte Frauen traten ein. Es waren Angelique Caron und Hermosa. Aller Augen richteten sich auf sie, und von allen Seiten tönten ihnen Grüße entgegen. Die Lage verwickelte sich. Marcof erkannte Hermosa augenblicklich wieder und sah ein, daß die nächste Minute über sein Schicksal und den Erfolg des Abends entscheiden müsse. Auf einen Wink Carrier's nahm Angelique an seiner Seite Platz, während Hermosa mit stolzen Schritten auf den Sitz zu Marcof's Rechten zuschritt. Marcof neigte sich zu Pinard und that, als ob er mit diesem in das lebhafteste Gespräch verwickelt wäre. Er hörte das Rauschen des seidenen Gewandes neben sich, er fühlte, wie sich Hermosa an seiner Seite niederließ.

Da zog er ein Pistol aus der Tasche, und anscheinend mit der Waffe spielend, stützte er seine Hand so auf den Tisch, daß die Mündung des Pistols gerade gegen Hermosa gerichtet war. Sodann wandte er sich langsam um. Eine furchtbare Entschlossenheit malte sich in seinem Gesichte und seine Augen schleuderten drohende Blicke.

(Fortsetzung folgt.)

Vor den Assisen.

(Fortsetzung.)

Paul ward also zum Diplomaten, denn es gelang ihm, seinen sehr auf der Huth sich haltenden Bruder durch ein anscheinend ganz harmloses Wesen, durch seinen gewöhnlichen Fleiß, den er nicht übertrieb, um seine innere Aufregung nicht hervorblicken zu lassen, zu täuschen und zu beruhigen, und als der Abend kam, gingen Beide zusammen in's Wirthshaus, wo Paul es zu veranlassen wußte, daß man viel trank und viel stritt — André's Lieblingsunterhaltung — und selbst Paul mischte sich heute heftiger als sonst in den Streit, schlug mit der geballten, mächtigen Faust heute so wuchtig auf den Tisch, daß die Weinkrüge empor sprangen, wodurch André, das wußte Paul gut, immer heftiger und aufgeregter wurde und brachte es endlich dahin, daß André halb besinnungslos nach der gemeinschaftlichen Schlafkammer taumelte, dort auf sein Lager sank und in einen bewußtlosen Zustand verfiel, der von keiner Gemüthsunruhe oder von Verdacht gegen Paul gestört wurde, da er diesen den ganzen Tag und Abend vollständig ruhig, nur mit der Gegenwart beschäftigt, gesehen hatte und ihn ebenso betrunken wie er selbst, neben sich liegend, im Traume vor seiner Phantasie vorüberziehen sah.

Es war ein düsteres unheimliches Bild, welches diese beiden Brüder boten, in der dunklen, engen, schmutzigen Kammer, welche man ihnen zum Nachtaufenthalt geboten hatte. — Es brannte eine im Auslöschen begriffene Talgkerze, welche auflackernd jetzt das ganze Nachtstück blauroth beleuchtete und es schnell wieder in Finsterniß versetzte, wenn der tanzenden, lechzenden Flamme die Nahrung gebrach — es bot sich dem Beobachter ein unreines Lager, auf welchem André mit hochgerötheten Antlitz, mit hochgehender Brust und schnarchendem Athem ausgestreckt lag, beraubt seiner Kleider, welche Paul ihm eben abgenommen, ohne daß der schwer Betrunkene das Mindeste davon empfunden, und die Paul im Begriffe war, in ein Bündel zusammenzuknüpfen, um es gleich darauf in dem großen Kamin zu verbergen, zwischen altem Gerümpel, der in dieser unheizbaren Kammer ausmündete und eine Eingangsthüre hatte, um dem Kaminfeger das Aufsteigen zu erleichtern.

So dünkte sich Paul für längere Zeit noch sicher, denn wenn sein Bruder wirklich früher als gewöhnlich aus seinem Schlafe erwachen, von seinem Rausche nüchtern werden sollte, so vermochte er denn doch nicht, ihm zu folgen, ehe er seine Kleider gefunden hätte, und das

Digitized by Google

konnte ziemlich lange dauern, wenn es überhaupt geschah, und wenn André auch Kleider geliehen bekam, so gab es doch wenige Stiefel, welche seiner Elephantentatze paßten, das wußte Paul und darauf hatte er.

Mit vorsichtigen, schleichenden Schritten tappte sich Paul zur Thüre — denn das Licht war unterdessen ganz erloschen — und schloß diese, als er den Flur gewonnen hatte, hinter sich ab, den Schlüssel in die Tasche steckend.

Von da aus eilte Paul in den Hof und übersprang das niedere Gartengeländer mit Leichtigkeit und eilte nun auf der wohlbekannten Straße nach A. mit fliegender Eile dahin.

Es schlug zwei Uhr vom Thurme der nahen Dorfkirche und Paul hatte acht Stunden zu gehen, um A. zu erreichen.

Die Assisen versammelten sich um zehn Uhr, es durfte ihm daher nichts hindernd in den Weg kommen, wenn er zu rechter Zeit eintreffen wollte.

Zum Erstenmal seit seiner Kindheit warf Paul einen Blick empor zu dem sternenreichen Himmelsdome und gedachte, rasch dahin gehend, wie es anders um ihn stehen könne, wenn er oft in seinem Leben aufwärts geblickt, und wärmeren, besseren Empfindungen Raum gegeben, wenn er gelebt hätte, wie sein guter braver Vater es gewollt, wie er es ihm gelehrt und vorgethan hatte — zum Erstenmale sagte er sich, daß er den Stoff zu allem Guten in sich trage und ihn gewaltsam unterdrückt, und seines wüsten, ausschweifenden Bruders Beispiel nur gar zu leicht befolgt hatte — zum erstenmale zuckte es wie Reue durch seine Seele und er blieb plötzlich stehen, sah empor zu den unendlichen Räumen, in denen frommer Glaube uns die Vorangegangenen ahnen läßt, faltete die Hände und sprach dumpf und schmerzlich:

„Ist es zu spät, Vater? Gibt es für mich keine Umkehr mehr?"

Und eine Sternschnuppe zog leuchtend, und einem frohen Lächeln des Himmels gleich, vor ihm nieder.

Paul, abergläubisch wie jeder Landmann, fiel auf die Kniee, nahm die glänzende, glitzernde Erscheinung für eine Erwiderung auf seine, aus heißklopfendem Herzen kommende Frage und dankte Gott inbrünstig für den Trost, für die Kraft, die er ihm gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Kurz- und Langschädel.

Ueber eine interessante Vorlesung, welche Herr Professor Dr. Hyrtl in Wien seinen Hörern gehalten, geht uns nachstehender Bericht zu: In dieser Vorlesung gab Professor Hyrtl den Schluß der Lehre von den Kopfknochen, illustrirt durch Vorzeigung und Besprechung seiner mehr als 3000 Schädel zählenden craniologischen Sammlung. Ausgehend von der Unterscheidung zwischen sogenannten Lang- und Kurzschädeln, zeigte er, daß die longitudinale Erstreckung der ersteren, wie bekannt, in der Richtung von vorn nach hinten ihren Grund habe in einer besonders günstigen Entwicklung des großen Gehirns, das sich bei intellectuell hochstehenden Menschenracen weit über das kleine hin ausdehnt und dadurch der Hirnschale ihre längliche Form gibt. In der That zeigt auch die indo-germanische Race durchgehends derartige Schädelformen. Die sogenannten Kurzschädel aber, von deren Vorhandensein bei einem Volksstamme man ohne Weiteres auf eine sehr niedrige Kulturstufe schließen kann, finden sich bei dem turanischen Volksstamme, zu dem neben Finnen, Letten und anderen Nationen auch die Magyaren gehören. Ein anderes Moment bei Beurtheilung und Vergleichung verschiedener Schädel ist der sogenannte Camper'sche Gesichtswinkel, der bei den kaukasischen Völkern nahezu 90 Grade erreicht, während er bei minder edlen Stämmen bis auf 70 Grade herabsinkt. Lebhaftes Interesse erregte ein althellenischer Schädel mit einem vollkommen rectangulären Gesichtswinkel, den der Gelehrte vom Könige Viktor Emanuel zum Geschenk bekam. Dieses werthvolle Stück ward bei den Ausgrabungen in Pompeji gefunden, die Alles in Allem fünf Schädel zu Tage förderten, von denen vier sich im Besitze des pompejanischen Museums in Neapel befinden. Diese auffallend geringe Ausbeute an menschlichen Knochen hat ihren Grund darin, daß, als die furchtbare Katastrophe über die drei Städte: Pompeji, Herkulanum und Stabiä hereinbrach, die Bevölkerung noch Zeit gewann, sich auf die Schiffe zu retten. Ein Schädel rührt von einem Krieger her (man hat ihn in voller Rüstung gefunden), der mit seltener Aufopferung auf seinem Posten ausharrte und mit vollem Bewußtsein dem Tode durch die glühende Lava entgegen ging. Der zweite gehört einer Frau an, die in das schon verlassene Haus wieder zurückkehrte. Hierauf ward ein Schädel vorgenommen, der schon beim Erscheinen im Lehrsaale die allgemeine Neugierde rege gemacht und in der That ein recht abenteuerliches Aussehen hatte. Sein Träger war ein Wilder auf der Insel Borneo gewesen, welcher der Vorliebe seiner liebenswürdigen Landsleute für Menschenschädel zum Opfer fiel. Endlich kam der Schädel eines Mannes an die Reihe, der bei seinem Leben Schrecken und Zittern verbreitet hatte, dessen Thaten nach seinem Tode sogar dramatisch behandelt wurden und dessen Name noch jetzt im Munde des österreichischen Volkes lebt, der Schädel — Grasel's. Dieser Schädel zeigte auf seiner Oberfläche Linien, die in den verschiedenartigsten Krümmungen und Windungen mannigfache größere und kleinere Flächenräume bildeten, in denen wieder eine große Anzahl Nummern zu lesen waren — Alles mit schöner grüner und rother Farbe fein säuberlich aufgetragen. Es war dies eine Bezeichnung der verschiedenen Schädelpartien nach Gall'scher

Methode. Das gab Veranlassung, von der Gall'schen Schädellehre zu sprechen, und nachdem Professor Hyrtl die Hauptpunkte derselben auseinandergesetzt, so wie die Unhaltbarkeit derselben in scharfsinnigster Weise erwiesen, griff er noch einmal zu Grasel's Hirngehäuse, um an ihm die Trüglichkeit der Gall'schen Theorien ad oculos zu demonstriren, namentlich das gänzliche Fehlen des Gall'schen Mord-Organes nachzuweisen, und schloß mit den Worten: „Dieser Räuberschädel, meine Herren, er könnte ebenso gut der eines Priesters sein!“ Ein Beifallssturm erfolgte und unter lebhaften Bravorufen verließ der Professor den Saal.

Mannigfaltigkeiten.

Durch die Rue du Moulin in Paris kam an einem Morgen ein Privatmann, den Geschäfte vor's Thor riefen. Im Angesichte eines Barbier-Ladens fiel dem Manne ein, daß er sich, ehe er seinen Gang besorgte, rasiren lassen dürfte. Er trat somit zu dem Figaro ein, setzte sich und harrte der Dinge. Der Barbier hatte ein seltsam wildes Aussehen; seine grünlichen Augen leuchteten gar unheimlich unter dem weit hervorstehenden Stirnknochen; wirr umwucherte das pergamentfarbene Antlitz ein dichter, krauser Haarwuchs, ein eigenthümlich abstoßender Zug ging durch das ganze Gesicht. Der Eingetretene achtete Anfangs wenig darauf; man sieht in einer Stadt, wie Paris, eine solche Menge ungewöhnlicher Typen, daß einem schlichten Menschenkinde daselbst zuletzt das Naturwidrigste als ganz in der Ordnung erscheinen kann. Erst als der Barbier dem Kunden das Barttuch vorgebunden hatte, fiel diesem dessen nichts weniger als Zutrauen einflößende Miene auf. Es sollten ihm noch andere Dinge auffallen. Der Barbier sprach viel und rasch, während er dem Kunden den Bart einseifte. „Ich erwartete Sie,“ meinte er unter Anderm. „Ich erfahre Alles, was es Neues gibt. Wissen Sie schon, daß das Louvre heute Nacht abgebrannt ist?“ — „Nicht möglich!“ versetzte der Kunde erstaunt. — „Was ich Ihnen sage. Man hat des Feuers nicht Herr werden können.“ — „Es ist unglaublich. Davon habe ich ja noch kein Sterbenswörtchen gehört.“ — „Dann ist der Fluß aus seinen Ufern getreten und hat das Pantheon überschwemmt. Das wissen Sie am Ende auch noch nicht?“ Jetzt wußte Herr B., der Kunde, wie er mit seinem Figaro daran war. Der Mensch redete irre, war geisteskrank! Und da saß der Eingetretene mit eingeseiftem Gesicht und vorgebundenem Tuche, nicht im Stande, sich zu rühren, ohne des Irren Aufmerksamkeit zu erregen, und vielleicht einen blutigen Auftritt herbeizuführen. Nun nahm der Fürchterliche ein Rasirmesser, zog es über den Streichriemen ab und sah dabei den armen Kunden mit einem Seitenblicke an, wie ihn ein Kannibale nicht grimmiger und blutdürstiger seinem Schlachtopfer schenken kann. Herr B. fing an, einzusehen, daß seine Lage nicht die tröstlichste sei. Er war allein mit dem Menschen. Es kostete ihm Mühe, seine Angst nicht blicken zu lassen. Schweiß perlte ihm auf der Stirn. Gleichwohl sann er auf schleunige Flucht. Aufstehen, den Sessel über den Haufen werfen, zur Thür hinauseilen, wäre das Werk eines Augenblickes gewesen. Allein konnte den Schrecklichen mit dem Rasirmesser ein Fluchtversuch nicht zum Zorne reizen? Nichts desto weniger wollte Herr B. sich um jeden Preis entfernen. Da, just als er, mehr todt als lebendig, sich anschickte, aufzuspringen und davon zu eilen, sprach der Barbier zu ihm: „Es sind das neue Schermesser, die ich so eben von Chatellerault erhalten habe. Die Messer schneiden gut; Sie sollen gleich selber sehen. Ich will sie an mir selbst probiren.“ Damit stellte sich der Irrsinnige rücklings an die Wand und schnitt sich mit der haarscharfen Klinge derart in den Hals, daß der Kopf beinahe vom Rumpfe getrennt ward. Entsetzt sprang der Fremde auf, dem Unglücklichen das Messer zu entreißen. Auf sein Hülferufen eilten Nachbarn herbei. Auch ein Arzt fand sich ein. Allein aller Beistand kam zu spät. Herr B. aber ist um eine Erinnerung reicher geworden, und das ist der angenehmsten keine, denn sie enthält für ihn das Bekanntwerden mit der Todesangst.

Die „Berl. Montagsztg.“ enthält folgende hübsche Depeschen aus Frankreich: „Compiègne, 25. Okt. Das tapferste aller Regimenter ist das persönliche. Es will und wird sich nicht ergeben.“ „Paris, 26. Okt., Morgens 9½ Uhr. Der Aufstand heute Früh war ein allgemeiner. Alle Arbeiter ohne Ausnahme sind in Bewegung. — 10½ Uhr. Die Bourgeoisie schließt sich der Bewegung an. — 6 Uhr. Mittags wurde scharf eingehauen. Der Kaiser ist geblieben. Ueberall wird angesteckt. — 9½ Uhr Abends. Das Volk hat alle Straßen besetzt. Die Kaiserin ist bereits außer Landes.“

Auflösung des Rebus in Nr. 245:
Voressen.

Geschichtskalender.

1. Nov. 1755. Großes Erdbeben in Lissabon.
2. „ 1813. Der König von Württemberg schließt sich endlich im Vertrag von Fulda den Alliirten gegen Napoleon an.
„ 1830. Aufstand der Polen unter Chlopicki.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. W[illegible]andt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 254 Mittwoch, 3. November 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Hermosa neigte sich nach vorn, um die Züge des Mannes zu sehen, der neben ihr saß und so eigenthümlich über Tisch mit Pistolen spielte. Da hob Marcof plötzlich seinen Kopf in die Höhe, und die Beiden sahen einander gerade ins Gesicht.

Hermosa ward leichenblaß. Auf den ersten Blick erkannte sie den Chouan wieder, der zwei Jahre zuvor im Walde von Plogastel das gewaltsame Verhör mit ihr vorgenommen und dem sie tödtlichen Haß geschworen hatte.

Die Lage war so gespannt, daß der geringste Zwischenfall das Gleichgewicht brechen konnte.

Marcof's Mund sprach kein Wort; um so beredter waren seine Blicke. Hermosa las in denselben so deutlich den Beschluß ihres Todes bei der geringsten Unklugheit, daß sie den Schrei der Ueberraschung, der auf ihren Lippen schwebte, unterdrückte. Die übrigen Gäste waren mit dem Essen und Trinken zu sehr beschäftigt, als daß sie das, was in Hermosa's Zügen vorging, bemerkt hätten.

„He, Bürger!" rief plötzlich Carrier zu Marcof gewendet, „wie heißt Du denn? Der alberne Pinard hat ganz vergessen, mir Deinen Namen zu nennen."

„Man nennt mich den Hyänen-Tödter," erwiderte Marcof.

„Den Hyänen-Tödter? Zum Henker, woher hast Du diesen Namen?"

„Aus Afrika."

„Du hast also Hyänen getödtet?"

„Ja wohl, und ich hoffe, deren noch einige zu tödten."

„Ah, bravo! Du gefällst mir. Auf Deine Gesundheit!"

„Auf Deine und die der Bürgerin hier!" rief Marcof, indem er mit der Linken sein Glas erhob und mit der Rechten Hermosa umschlang, um sie an sich zu ziehen, als ob er sie küssen wollte.

„Ein Wort, und Du bist ein Kind des Todes," flüsterte er ihr ins Ohr.

„Oho, Hermosa!" schrie Carrier wild, „wenn Du mir untreu wirst, lasse ich Dich noch heute deportiren."

„Ei, ei," lachte Marcof, Du bist eifersüchtig? Höre, Bürger," das ist ein Fehler, den Du ablegen mußt; der gehört in die aristokratische Zeit zurück. Freiheit! Gleichheit! so lautet mein Wahlspruch. Wenn Du die Freiheit haßt, die Bürgerin zu umarmen, so habe ich sie auch. D'rum angestoßen! Es lebe die Gleichheit! es lebe die Nation!"

„Bravo, Hyänen-Tödter!" tobte es von allen Seiten, „es lebe die Nation!"

Marcof's Popularität wuchs zusehends. Selbst Carrier, der gewohnt war, daß sich Alles vor ihm beugte, fand die offene Sprache des Fremden unterhaltend. Auch Nero hatte seine guten Stunden.

„Hör' einmal, Bürger!" fragte Carrier, „ist das eine afrikanische Gewohnheit, beim Essen das Pistol neben dem Teller liegen zu haben?"

„Ja, wohl."

„Aber hier ist man es nicht gewohnt."

„Was geht das mich an? Ich liebe die Freiheit. Uebrigens frage nur Pinard, weßhalb ich meine Pistolen nie ablege. Er wird es Dir sagen. Nun, Pinard, was fehlt Dir denn? Du sprichst ja gar nicht. Hat Dich der Aufenthalt unter den Aristokraten stumm gemacht?"

Und indem Marcof seinen Arm um Pinard's Hals legte, drückte er auf die Stelle, die er bereits wiederholt berührt hatte. Pinard fuhr auf, als ob ihn eine Schlange gebissen hätte.

„Was soll ich sagen?" rief er mit fieberhafter Raschheit, während ihm das Blut in die Wangen schoß, „was soll ich sagen? Du bist der beste Patriot, den ich jemals kennen gelernt habe. Es lebe der Hyänen-Tödter!"

Der Lärm im Saale wurde immer größer. Die meisten Gäste sprachen dem Weine unmäßig zu und begannen bereits trunken zu werden. Alles lachte, schrie und sang durcheinander. Man verstand kaum das Wort des nächsten Nachbars mehr.

Marcof neigte sich zu Hermosa, und fragte spöttisch: „Du hast mich also erkannt?"

„Ja," erwiderte Hermosa düster.

„Und Du bist erstaunt, mich hier zu treffen?"

„Was willst Du hier?"

Digitized by Google

„Wußt Du das wissen?

„Ja."

„Ei, laß die Possen," lächelte Marcof, „ich kenne Dich zu genau, als daß Du mir gegenüber die Herrin spielen könntest. Die Maitresse Carrier's! beim Himmel, ein würdiges Ende! Ich glaube, daß dies Deine letzte Liebschaft sein wird."

„So wie dies Abendessen Deine letzte Mahlzeit."

„Glaubst Du?"

„Ja, ich hoffe es; Du siehst, ich bin aufrichtig."

„Herrlich, herrlich," sagte Marcof, „nur vergiß das Eine nicht, daß, wenn ich falle, Du früher fällst. Uebrigens bleibt Dir ein Mittel, meinen Händen zu entgehen."

„Welches?"

„Wenn Du fortfährst, aufrichtig zu sein, und mir auf meine Fragen offen antwortest."

(Fortsetzung folgt.)

Vor den Assisen.

(Fortsetzung.)

In diesem stillen, heiligen Augenblicke, in welchem eine Seele zum Guten zurückkehrte, in welchem der kräftige, schöne, doch bisher so wüste junge Mann, wie ein gläubiges Kind, in der Nacht, weit und breit von Menschen fern, auf seinen Knieen lag und sich gelobte, ein anderer Mensch zu werden, um ihr — deren Bild er nicht verwischen konnte in seiner Seele — ähnlicher zu werden, ihr moralisch näher zu treten, wie schon auf Erden für ihn keine Hoffnung war, dem schönen Mädchen mehr zu werden, als ein treuer ergebener Diener, ein Schutz, ein Schirm für sie, der sie unaufgefordert umgeben, unsichtbar beschützen könne — in dieser für eines Menschen Seele und Erhebung so wichtigen Nacht feierte die Natur in hehrer heiliger Stille den Triumph des Guten mit, und die Liebe, die allgewaltigste Kraft in der weiten Natur hatte einen neuen Sieg errungen!! —

Gestärkt, gebessert, ein anderer Mensch geworden, stand Paul auf und schritt muthig und festen, raschen Schrittes vorwärts und der Abglanz des edlen, schönen Vorsatzes verklärte sein Gesicht, veredelte seine große kräftige Gestalt und Paul schien eine wunderbare Metamorphose erlebt zu haben, die selbst sein Aeußeres verschönte.

Lassen wir ihn seinem Ziele kräftig entgegen steuern.

— — — — — — — — — — — — —

In derselben Nacht ging Konstantin in hoher Aufregung in seinem Zimmer umher und vermochte nicht, sich der Ruhe hinzugeben.

Der Vertheidiger seiner Braut hatte ihn eben verlassen, desgleichen Doktor Ramier; sie hatten viel und Wichtiges verhandelt und sahen alle dem bereits angebrochenen Tage mit großer Spannung und namenloser Sorge entgegen, denn waren auch die meisten der Richter, welche die Untersuchung zu leiten hatten, für Claire's Unschuld gestimmt und überzeugt, daß sie nur aus Nothwehr die unselige Handlung begangen habe, so konnte dies alles noch nicht den Ausschlag geben, denn die That war immer als geschehen zu betrachten — die zusammentretenden Geschwornen, alle fremd, von verschiedenen Seiten der Landschaft kommend, hatten gar kein besonderes Interesse für Claire und würden, das konnte sich Niemand verhehlen, nur nach ihrer innersten Ueberzeugung richten, wenn auch die Umstände mildernd für Claire sprachen.

Anna's Anwesenheit bei der morgen stattfindenden Versammlung war absolut nöthig, und wie schwach sie sich auch noch fühlte, wie entsetzlich für sie der Gedanke auch war, vor Gericht als Zeugin zu erscheinen, wie zerstörend für ihre kaum hergestellte Gesundheit auch die bereits überstandenen Verhöre waren, in denen ihr Alles bewies, daß man der Aussage des Gemordeten, sie sei von ihm im Arme ihres Geliebten gefunden worden, einigen Glauben schenkte, der Schmerz um Claire, die Angst vor dem Ausgange der schrecklichen Angelegenheit, alles dies raubte auch ihr die Ruhe und schlaflos lag Anna auf ihrem Lager ausgestreckt, und rief, als die Herren den Bruder verlassen hatten, ihn zu sich herein.

Konstantin zitterte vor der Möglichkeit, daß Anna's Schwäche ein Erscheinen bei den Verhandlungen unmöglich machen könne, wodurch Claire's Prozeß bis zu den nächsten Assisen würde verschoben werden — und da die Assisen nur alle drei — vier Monate zusammen kamen, so wäre diese Verzögerung eine tödtliche Qual für alle Betheiligten geworden.

Als daher Anna so ängstlich nach ihm verlangte, stürzte Konstantin an ihr Bett und rief:

„O mein Gott! Du bist krank, Anna, Du willst mir sagen, daß Du nicht mit mir —"

„Sei ruhig, mein Bruder", sprach Anna fest, ich bin stark und gesund, Du wirst mich ja führen — und ich werde, Claire, unsere Claire wiedersehen — und sie wird uns wiedergegeben werden!"

„Das gebe Gott!" fuhr Konstantin wild empor, „und wenn es nicht geschähe? — Wenn — o ich wage das entsetzliche Wort nicht auszusprechen, wenn man sie — verurtheilen, zu entehrender Strafe verdammen würde —"

„So werfen wir uns", rief Anna entschlossen und sich im Bette aufrichtend, „dem Könige zu Füßen — die Tante galt einst viel an Louis Philipps Hof — die muß aus ihrem Betzimmer heraus und mit uns am Throne des Königs Gnade, nein, Gerechtigkeit erflehen! Verliere nur Du den Muth nicht, mein Bruder, bedenke, daß ich Deiner als Stütze bedarf — und daß Claire sterben würde, wenn sie Dich so muthlos und schwach sähe."

Und die Geschwister sanken sich in die Arme und

mischten ihre Thränen und Konstantin weinte wie ein Kind.

In seiner Seele stand Anna's Unschuld fest; um so schrecklicher war es ihm, daß ihm keine von all' den Nachforschungen gelang, wer der Mann könne gewesen sein, dessen Umrisse er in jener Schreckensnacht auf eine Sekunde erblickt hatte. —

Von nah und fern kamen die Freunden herbei, um Zeugen der interessanten Verhandlung zu sein, und selbst die Geschworenen hatten sich in Ueberzahl eingefunden.

Schon um neun Uhr war der große Saal so vollgepfropft, daß Niemand mehr Zulaß finden konnte, wie viele auch noch draußen, Einlaß heischend, standen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vorgänge in Dalmatien.

Ueber die Beschaffenheit des Terrains in den insurgirten Theilen Dalmatiens und die dadurch bedingte Kriegsführung erhält die Wiener „N. fr. Pr." von einem militärischen Fachmanne folgende interessante Darlegung:

Große Armeen können im Gebirge nicht operiren. Menschenhände haben zwar selbst über die höchsten Gebirgszüge einzelne Verbindungen eröffnet, allein diese sind theils schwer zu passiren, theils so leicht zu zerstören, daß man das Vorrücken größerer Truppenkörper von Schritt zu Schritt zu hemmen vermag. Rauhheit des Klimas, Unwirthbarkeit der Höhen, Beschwerlichkeit der Zugänge durch Schluchten und Thäler, längere Dauer der schlechten Jahreszeit, besonders aber Schwierigkeiten der Verpflegung machen den Krieg im Hochgebirge zu einer der schwierigsten militärischen Unternehmungen. Betrachtet man außerdem noch die Gefechtsführung, so sieht man, daß auch diese bedeutend schwerer ist, als in jedem anderen Terrain. Die Aussicht ist beschränkt, die Rekognoszirung des Vorfeldes und der feindlichen Bewegungen und Stellungen unmöglich. Eine im Hochgebirge operirende Truppe muß jeden Augenblick gewärtig sein, in Flanke und Rücken angegriffen zu werden, und wählt sie sich einmal eine Stellung auf irgend einem vortheilhaft gelegenen Punkte, so muß sie, bei der großen Tragweite der heutigen Feuerwaffen, stets darauf gefaßt sein, vom dominirenden Höhen beschossen zu werden. Oft wird der Vortheil einer Stellung dadurch illusorisch, daß der Feind, besonders wenn er im Parteigängerkriege geschickter ist als wir, uns über beinahe unübersteigliche Höhen umgeht und in unserem Rücken erscheint. Zur Kriegführung in einem Gebirgslande ist also genaue Kenntniß desselben das erste Erforderniß. Einem Feinde, wie es die Insurgenten in Kattaro sind, muß man entweder mit Uebermacht oder, wo dies nicht möglich ist, mit denselben Mitteln, welche er gebraucht, d. h. mit List und Gewandtheit, begegnen. Man muß trachten, ihn durch Umgehungen aus seinen Stellungen zu locken oder zu drängen. Daß dies schon im gewöhnlichen Hochgebirge schwierig ist, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden; noch schwieriger werden aber diese Operationen im Karst, dieser höchst merkwürdigen und für militärische Operationen sehr unvortheilhaften Gebirgsart.

Der Karst besteht nämlich aus vielfach verklüftetem, durchlöchertem und höhlenreichem Kalk auf Sandsteinunterlage und ist in Folge dessen ohne eigentliche Gebirgsbildung, ohne ausgedehnte Ketten, ohne eigentliche Thäler. Das Karstgebirge bildet Hochflächen mit aufgesetzten Massen, und zwar theils Bergen und Hügeln, theils schmalen Kämmen; es ist kahl und dürr, unbewaldet und unfruchtbar, überall zerklüftet, mit Trümmergestein überschüttet, voll Höhlen und unterirdischer Flüsse. Unzählige, ganz eigenthümliche trichter- und wannenförmige Senkungen und Einstürze, die als runde, oft bedeutend tiefe Löcher oder als grubenartige Weitungen auftreten, wechseln mit unzusammenhängenden, schmalen, steilen, klippigen, stellenweise bewaldeten Bergzügen, welche gleich Dämmen und Wällen die nackten Hochflächen umlagern und durchziehen. Wie schon erwähnt, fehlen eigentliche Thalbildungen, die Zahl der fließenden Gewässer ist beschränkt, die vorhandenen Flüsse und Bäche verschwinden oft wiederholt nach kurzem Laufe unter dem höhlenreichen Boden und brechen an anderer Stelle verstärkt wieder aus demselben hervor. Gegen das Meer zu fällt der Karst mit hohem Rande steil ab. Die einzige Vegetation findet man in den größeren Kesseln (Polje, Felder, genannt), wohin die fortwährenden Winde den Humus von den kahlen höheren Theilen tragen.

Hierzu kommt noch, daß jene großartigen Kommunikationsmittel, welche die Kultur und das Bedürfniß nach gegenseitigem Verkehr beinahe in allen Hochgebirgen Europas selbst über die höchsten Theile derselben gebaut, im dalmatinischen Karste ganz fehlen. Hier gibt es nicht einmal sogenannte Karrenwege, sondern nur Steige für Saumthiere. Diese bestehen meist aus einer Reihe fortlaufender, oft 3 bis 4 Zoll tiefer Löcher, welche dadurch entstanden sind, daß die Tragthiere vielleicht schon seit Jahrhunderten ihre Füße immer in dieselbe Spur gesetzt haben und noch setzen. Das Karstgebiet ist daher als äußerst unwegsam zu betrachten, nicht nur wegen der zerklüfteten Oberfläche und des steinigen Bodens, welcher z. B. Pferde gar nicht fortkommen läßt, sondern auch wegen des gänzlichen Mangels an Nahrungsmitteln und Trinkwasser. Dieses letztere wird bekanntlich in Cisternen gesammelt. Daß man Cisternenwasser leicht untrinkbar machen kann, ist erklärlich. Pflegt man schon im Gebirgskriege jeden Stein, jeden Strauch zu benutzen, um wieviel mehr wird dies von der abgehärteten, im kleinen Kriege äußerst brauchbaren und gewandten Bevölkerung der Bocche und Montenegros befolgt werden. Daß auch hier, und mehr als in jedem

anderen Gebirge, mangelnde Uebersicht und Flügelanlehnung, Gefährdung des Rückzuges, stetes Dominirtsein u. s. w. die Führung und Leitung und daher auch den Kampf in jeder Richtung erschweren, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Diese Schwierigkeiten sind zugleich die Ursachen unserer Mißerfolge. Die im Kattareser Bezirke befindlichen Truppen hätten unter gewöhnlichen Verhältnissen gewiß genügt, um die kaum 32,000 Seelen zählende Einwohnerzahl im Zaum zu halten. So ist aber die dortige Truppenmacht bis zum Einlangen namhafter Verstärkungen zum Nichtsthun verurtheilt. Und man wird auch am besten thun, bis dahin, wo man entscheidende Schläge zu führen vermag, sich nur mit dem Besitze der gegenwärtig von den kaiserlichen Truppen besetzten Orte, hauptsächlich der Hafenpunkte, zu begnügen.

Oesterreich befindet sich in strategischer Beziehung den Insurgenten gegenüber in derselben Lage, wie ein von der See angreifender nach erfolgter Landung; es muß daher hauptsächlich auf seine Basirung an der Küste denken. Jede Expedition landeinwärts ist, abgesehen davon, daß sie schon taktisch wegen der vielen Hinterhalte unglücklich ausfallen wird, insolange nutzlos, als nicht die Basirung vollendet, und eine Truppenmacht ausgeschifft sein wird, deren Stärke jede Möglichkeit eines Mißerfolges ausschließt. Die vorbezeichnete Truppenmacht müßte mindestens in 12,000 bis 15,000 Mann bestehen. Was aber die Basirung anbelangt, so genügt es nicht, Vorräthe aller Art von Triest nach den cattareschen Häfen zu bringen. Der Nachschubsdienst von Triest aus muß regelmäßig organisirt und in den Basispunkten mit einem wohlorganisirten und zahlreichen, aus Tragthieren bestehenden Landtransport-Train in Verbindung gebracht werden, denn nur dann, wenn die Truppen auf jedem Punkte des kaum 12 Quadratmeilen großen Bezirkes mit Lebensmitteln reichlich versorgt sind, kann man sich von ihren Operationen einen günstigen Erfolg versprechen.

Zum Schlusse sei uns gestattet, noch auf zwei Umstände aufmerksam zu machen, welche zur künftigen Entscheidung wesentlich beitragen. Wir haben treffliche Jäger-Bataillone und vorzügliche Infanterieregimenter, welche sich aus Gebirgsgegenden rekrutiren, daher nicht nur mit den Listen und Schlichen, sondern auch mit der Kampfesweise der Bergbewohner vertrauter sind und sich im Gebirge auch leichter orientiren, als die Söhne der Ebene. Trotzdem sind bereits mehrere ungarische Regimenter in der Bocca. Der Ungar ist ein anerkannt guter Kavallerist und auch als Infanterist wird er beim Bajonnet-Angriff seine Schuldigkeit thun, allein ein guter Plänkler und Schütze ist der Magyar nie gewesen. Ein zweites Moment ist die Wahl der Führer. Im Jahre 1866 haben mehrere österreichische Offiziere gegen Garibaldi und Medici in Südtirol mit Glück gefochten und sich einen guten Namen erworben. Wir suchen sie vergebens unter den verschiedenen Unter-Kommandanten auf dem Kriegsschauplatze, finden jedoch dafür andere Namen, welche sich weder im Gebirgskriege, noch sonstwo einen Ruf erworben haben. Wir glauben, die Wahl tüchtiger Führer ist mindestens ebenso wichtig, wie die ausreichende Basirung und Verstärkung der Truppen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Schicksalswechsel.] Vorige Woche starb in Berlin im größten Elende ein Mann, der seinerzeit dort eine große Rolle und mit Tausenden spielte, bei seinesgleichen nur unter dem Namen „Häuserschulz" bekannt. Ursprünglich ein ehrsamer Schlossermeister, hatte er sich durch Ausführung zahlreicher Bautenlieferungen ein hübsches Vermögen erworben. Da er sah, wie es den meisten seiner Arbeitgeber glückte, so beschloß er, ebenfalls zu bauen, um so rasch und mühelos zu Reichthum zu gelangen. Anfangs glückte es ihm auch, mehrere auf Spekulation gebaute Häuser vortheilhaft zu verkaufen, bis er sich in der Gegend im Norden der Stadt derartig verrannte, daß er wohl an ein halbes Dutzend Häuser wegen Geldmangels nicht vollenden konnte. Die Krisis des Jahres 1866 gab ihm vollends den Rest, und alle seine Grundstücke gingen in der Subhastation zu Spottpreisen fort. Schulz, der sich aus Verzweiflung dem Trunke ergeben, fristete in letzter Zeit sein trauriges Leben durch Betteln bei seinen früheren Polieren und Arbeitern, bis ihm der Tod auf altem Stroh, in der Ecke einer Remise, die ihm einer seiner früheren Bauwirthe aus Mitleid als Schlafstätte eingeräumt hatte, ereilte. So endete ein kaum 54jähriger Mann, dem noch vor 6 bis 7 Jahren kein Champagner fein und keine Equipage elegant genug war. Schulz war Wittwer; seine Tochter, die sich schon längst von ihm losgesagt, ist an einen sehr reichen Kaufmann und Fabrikanten in der Provinz verheirathet.

[Vernünftig.] Die Tochter des Millionärs Vanderbilt in New-York hält ihre Töchter dazu an, ihre Strümpfe auszubessern, und sagt dabei: „Dies ist ein gar sonderbares Land; wer weiß, was alles Einem passiren kann."

Geschichtskalender.

3. Nov. 1867. Gefecht von Mentana. Garibaldi's Rückzug.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Maillandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 255 Donnerstag, 4. November 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Du willst mir Fragen stellen?“ entgegnete Hermosa.

„Gewiß.“

„Ich begreife Dich nicht.“

„Das mag sein. Doch beruhige Dich. Niemand hört uns, inmitten dieses entsetzlichen Lärms können wir ungescheut mit einander plaudern; nur wundere Dich nicht, daß ich mich fortwährend zu meinem lieben Nachbar Pinard hinüber neige. Er ist ein so guter Freund von mir, daß ich ihn nicht aus den Augen verlieren mag. Wenn er auch unser Gespräch vernehmen sollte, wird er es nicht mißbrauchen; ich bürge für ihn. Sage mir einmal, meine schöne Dame, Du erinnerst Dich wohl noch ein wenig an die Nacht, wo Du vor zwei Jahren in meine Hände gefallen warst?“

„Nun, und?“

„In derselben Nacht fand ich im Kloster von Piogastel einen sterbenden Mann. Dieser Mann nannte sich Chevalier von Tessy und galt für Deinen Bruder.“

„Er war es auch,“ unterbrach ihn Hermosa.

„Wirklich? „Hm! dann bedauere ich Deine Familie, denn ich habe in dem Mann, der sich jenen Namen beilegte, einen ehemaligen Banditen aus Calabrien erkannt.“

„Unmöglich.“

„Bah; er hat es mir selbst gestanden.“

„Du lügst!“ rief Hermosa, „rede, was Du willst; ich gebe Dir keine Antwort mehr.“

„Du willst mir nicht antworten?“

Hermosa schwieg.

„Höre mich an,“ fuhr Marcof fort, „ich muß Dir eine kleine Geschichte erzählen. Du siehst den würdigen Pinard da neben mir sitzen. Vergangene Nacht waren wir miteinander einige Stunden weit von Nantes. Ich hatte mit ihm von Geschäften zu reden, und war eigens hierher gekommen, ihn abzuholen. Nun siehst Du, auch er wollte nicht Red' und Antwort stehen. Da wandte ich ein sehr einfaches, aber höchst wirksames Mittel an, und der Mann bekam eine merkwürdige Zungengeläufigkeit. Ich habe eine Stelle an seinem Halse derart präparirt, daß ich nur mit dem Finger darauf zu tupfen brauche, um ihn geradezu willenlos zu machen. Ich habe das Mittel auf Ceylon kennen gelernt.“

„Was kümmert das mich?“ sagte Hermosa verächtlich, „glaubst Du, ich bin in Deiner Gewalt?“

„Hm, wie man es nimmt. Das Eine ist unbestreitbar, daß ich Dir jede Minute aus diesem Pistol da eine Kugel durch den Kopf jagen kann.“

„Das wirst Du nicht thun!“

„Und warum nicht?“

„Weil das auch Dein Tod wäre.“

„Ah bah, den Marcof von St. Malo tödtet man nicht so leicht. Ich habe noch ein zweites Pistol und einen Dolch. Das ist mehr als genug, um von der Verwirrung, welche Dein Tod verursachen würde, Nutzen zu ziehen.“

„Aber was verlangst Du von mir?“ fragte Hermosa unterjocht, denn sie kannte die Verwegenheit ihres Gegners.

„Ich verlange, daß Du mir auf meine Fragen antwortest. Sieh' den Lauf dieses Pistols. Willst Du mir antworten, ja oder nein?“

„Nun denn . . . ja.“

„Aufrichtig?“

„Aufrichtig.“

„War jener Raphael Dein Bruder?“

„Nein.“

„Er hatte also den Titel, den er trug, sich diebischer Weise angeeignet?“

„Ja.“

„Carrier hat Dich vorhin Hermosa genannt; ist das Dein wahrer Name?“

„Ja.“

„Du heißest also nicht Marie Augustine?“

„Nein.“

„Wer bist Du denn also?“

„Wer ich bin?“

„Ja.“

„Ich bin die Marquise von Loc-Ronan.“

„Du lügst.“

„Nein.“

„Ich sage, Du lügst. Ich will das Geheimniß wissen, das Dich umgibt,“ rief Marcof heftig. „Ich will es wissen; sprich . . . oder Du bist des Todes!“

„Wer soll des Todes sein?“ fragte Carrier, der seit einigen Minuten dem Gespräche zwischen Marcof und Hermosa eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatte und Todtenblässe auf Hermosa's Gesicht bemerkte.

Marcof, von seiner Heftigkeit hingerissen, hatte alle Vorsicht vergessen. Es war keine Zeit mehr zurückzuweichen. Er sprang auf, drückte die Mündung seines Pistol's auf Hermosa's Stirn und rief: „Antworte, oder ich schieße Dich zusammen!“

Hermosa stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Carrier sprang erschrocken auf. Sämmtliche Gäste waren einen Augenblick vor Ueberraschung wie angedonnert. Aber dieser Augenblick währte nicht länger als ein Blitz. Pinard benützte die Unvorsichtigkeit Marcof's. In dem Augenblick, wo dieser aufsprang, entriß er ihm das zweite Pistol.

„Nein, Du bist des Todes!“ kreischte er triumphirend.

Marcof that einen Sprung zur Seite. In demselben Moment drückte Carfor das Pistol ab, die Kugel streifte den Seemann an der Schulter und traf Hermosa gerade in den Kopf. Mit zerschmettertem Schädel sank das ehrlose Weib zusammen. Ein Schrei des Schreckens tönte durch den Saal. Marcof sah ein, daß er verloren sei. Er raffte alle seine riesige Kraft zusammen, packte mit seinen nervigen Fäusten den Rand des Tisches, und stürzte mit einem mächtigen Ruck die schwere Tafel auf die gegenüber befindlichen Gäste. Die Leuchter und Kandelaber flogen auf den Boden, die Kerzen erloschen, und dem hellen Glanze der Kerzen folgte plötzliche Finsterniß.

Diesen Moment benützte Marcof. Mit dem Dolch in der Hand, bahnte er sich einen Weg durch die wirre, tobende Menge, gewann die Thür, erreichte die Treppe, von der ein Fenster auf die Straße hinausging, und sprang ohne Zaudern durch dieses Fenster hinaus ins Freie. Er fiel in der unmittelbaren Nähe der Schildwache nieder. Diese fällte das Bayonnet. Marcof sprang rasch auf und ergriff die Flucht. Eine Kugel pfiff an seinem Ohr vorbei und beschleunigte so möglich noch seinen Lauf.

Athemlos kam er auf dem Bouffaiplatze an. Neben der Guillotine warteten bereits Boisbardy and Keinec.

„Verloren!“ rief Marcof voll Verzweiflung; „Alles ist verloren durch meine Schuld.“

„Nein!“ sagte Boisbardy, „Alles ist gewonnen. Wir können ins Gefängniß.“

„Wie so?“ Es ist noch kaum neun Uhr.“

„Ich habe eine unbeschränkte Vollmacht von Carrier.“

„Von Carrier?“

„Ja, da ist sie. Kommt nur schnell, ich werde Euch Alles später erklären. Ich fand das Papier in der Tasche des Mannes, den Keinec gefangen hatte. Kommt, kommt.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Vorgänge in Dalmatien.

(Fortsetzung.)

Ein Bericht des Wiener „Wanderer“ aus den Bocche di Kattaro, enthält einige interessante Mittheilungen nach den „Erzählungen eines Augenzeugen“ über das Gefecht vom 7., in welchem der Oberlieutenant Rineck getödtet worden ist.

Ueber die Veranlassung dieses Gefechtes wird zunächst berichtet: „Der Bezirkshauptmann, Ritter v. Franz, welcher bei der ganzen Bevölkerung höchst unpopulär ist, sendet den Vorposten der Aufständischen bei Krivosie einen Boten, sie möchten eine Abtheilung von 46 Mann als Ablösung für die Wache im Fort Dragali passiren lassen. Die Vorposten ertheilten die Antwort, er solle selbst kommen, wenn er etwas wünsche. Der Bezirkshauptmann begab sich dann am zweiten Tage in Folge der kategorischen Antwort der Insurgenten nach Krivosie, wo 15 Vorposten die Straße bewachten. Er forderte von ihnen mündlich Dasselbe, was er durch den Boten verlangt hatte. Die Insurgenten aber wollten von ihm Erklärungen über die Verstärkung für die Festung Dragali haben, welche er natürlich nicht geben wollte. Die Posten auf der Hauptstraße, welche in die Festung führt, erklärten, sie gäben die Erlaubniß nur für den Durchgang von fünf Soldaten. Der Ritter von Franz war einverstanden und kehrte nach Kattaro zurück. Donnerstag (7.) gegen Mittag wurde aber von Risano statt fünf Soldaten eine Abtheilung von 46 Mann, gut bewaffnet, an deren Spitze der Oberlieutenant Rineck sich befand, nach Dragali gesendet.

Als diese Abtheilung gegen Krivosie anrückte, wo nur 15 Insurgenten als Vorposten standen, rief der Insurgentenführer der Abtheilung: „Stanite (Halt)! Fünf Mann, wie wir gestern dem Bezirkshauptmann zusagten, können passiren, die andern 41 müssen sich zurückziehen.“ Sobald der Oberlieutenant das Wort „stanite“ hörte, kommandirte er Feuer, und die Soldaten feuerten. Ein Zufall wollte es, daß eben ein Kaufmann, der mit seinem Esel auf einer Nebenstraße nach dem Marktplatze Grahovo ging, durch eine Kugel zu Boden gestreckt wurde und todt blieb. Als einer von den fünfzehn Insurgenten, ein Bruder des Getödteten, dieß sah, stürzte er sich, von Rachegefühl entbrannt, mitten in die Militärabtheilung und verwundete den Oberlieutenant Rineck mit seinem Handschar. Er rief ihm zu: „Du hast meinen Bruder getödtet, daher mußt Du von meiner Hand sterben.“ Er trat den Oberlieutenant mit den Füßen und schnitt ihm mit seinem Handschar den Kopf ab. Dann sprang er zu den Seinen zurück.

Das Gefecht begann dann zwischen den Insurgenten und den Soldaten, und vom Militär blieben zwei Mann todt, einer wurde schwer verwundet, welcher später starb und zehn leicht. Die Insurgenten hatten keinen Todten.

Digitized by Google

aber fünf Verwundete. Die österreichischen Soldaten, von Position zu Position zurückgedrängt, konnten kaum Risano erreichen.

Drei Tage nach diesen Vorfällen, wird dann weiter erzählt, verlangte wieder der Bezirkshauptmann v. Franz, es sollten Soldaten nach der Festung Dragali durchgelassen werden. Die Insurgenten wiesen ihn aber zurück und erklärten, sie würden, wenn den Soldaten etwas zu übergeben sei, es ihnen selbst bringen. In Folge dessen wurde ihnen ein Schriftstück zugestellt, um es dem Kommandanten von Dragali zu übergeben. Als die zwei Boten der Insurgenten, welche die Schriften in die Hände des Kommandanten von Dragali zu übergeben hatten, in die Nähe der Festung kamen, tödtete das Militär von der Festung durch Gewehrschüsse die Beiden. Auch bei Risano wurden gegen Abend von Militärpatrouillen drei Personen getödtet. Die Getödteten sollen keine Insurgenten, sondern ruhige Bewohner von Risano gewesen sein, welche auf dem Heimwege begriffen waren.

Ueber die Organisation und Kriegführung der Insurgenten weiß der Berichterstatter des „Wanderer“ aus eigener Wahrnehmung folgende Einzelheiten zu erzählen: „Die Insurgenten lagern auf den Gebirgen, getheilt in kleine Gruppen von 30—40 Mann! Ihr Führer heißt Broncie und ist ein sehr reicher Bauer von Zuppa. Ein hoher, schöner Mann, leitet er mit zwölf anderen intelligenten Bocchesen den ganzen Aufstand, welcher nur von 1800 in Waffen tüchtig geübten jungen Leuten geführt wird. Jeder Mann besitzt ein Gewehr, drei bis vier Pistolen (die Waffen nach dem neuesten System), Handschar und kleinere scharf geschliffene Messer; gekleidet sind die Leute in ihr malerisches, mit Silber gestickles orientalisches Kostüm; mit Nahrungsmitteln sind sie reichlich versorgt. All ihr Vieh, Esel, Ochsen, Schafe und Schweine, sowie ihre Familien haben sie nach Grahovo (auf türkischem Gebiet) geschickt. Eine Abtheilung wird von der andern durch einen Gewehrschuß verständigt und durch Boten über jede Dispositon des Befehlshabers mündlich in Kenntniß gesetzt.

Wenn ein Lloyddampfer durch den Kanal von Kattaro zieht, wird von jedem Gebirgshügel ein Schuß abgefeuert als Signal, aber nicht gegen die Passagiere oder das Schiffspersonal. Wenn sie eines Kriegsschiffes mit Truppen ansichtig werden, so wird er durch zwei Gewehrschüsse avisirt. Alle Straßen, selbst die kleinsten Wege haben sie durch hingeworfene Steinmassen unfahrbar gemacht. Rings um ihre befestigten Lager haben sie tiefe Gräben gemacht, so daß ihnen schwer beizukommen ist. Gegen solche Streitkräfte wird die Armee schwere Kämpfe zu bestehen haben, man vernichtet zum Theil schon mit Steinmassen, die von den Hügeln geworfen werden, ohne daß ein Gewehrschuß fällt.

(Fortsetzung folgt.)

Herbstgedanken.

Der Himmel ist in trübes Grau gekleidet,
Kein üppig Grün, woran das Herz sich weidet,
Kein Vögelsang mehr, keine milde Luft;
Wild reißt der Sturm die Blätter von den Bäumen,
Und auf den weiten, schneebedeckten Räumen
Weilt nur der Rabe, welcher krächzend ruft.

In einer Nacht ward Alles umgestaltet,
Wie oft im Leben heut' die Freude waltet,
Und morgen sich das Herz in Gram verzehrt.
Vom grauen Himmel, von dem Winterbilde
Schweift ab mein Blick und senkt sich trauernd milde
Ins Herz, das nur nach Licht und Lenz begehrt.

Dem Blick entrollen sich entschwund'ne Zeiten:
Das Elternhaus, der Kindheit Lust und Leiden,
Des Knaben Träume vom zukünft'gen Glück;
Der Eltern Tod, des Jünglings Liebessehnen,
Der Liebe Täuschung, der Verzweiflung Thränen,
Dies Alles ruft sich jetzt mein Geist zurück.

Ach, jene Zeiten sind jetzt längst entschwunden!
Hat das erträumte Glück der Mann gefunden?
Ward keine Thräne mehr seitdem geweint? —
Ein stetes Glück dem menschlichen Gemüthe
Wär' gleich dem Baum in ew'ger Lenzesblüthe,
Gleich einer Sonne, welche ewig scheint.

So träumend trat ich in mein Haus, da streckten
Sich gleich zwei Aermchen nach mir aus und weckten
Mich aus den Träumen der Vergangenheit.
Es jubelte mein Kindlein mir entgegen,
Und in dem Blick der Gattin welch' ein Segen
Von Mutterglück, von Liebesseligkeit!

Und Beide schloß ich liebend in die Arme,
Und plötzlich frei von jedem Weh und Harme
Rief ich beglückt mit Freudenthränen aus:
„Verkennt die Welt mein Herz auch und mein Streben,
Ein edles Weib, ein Kind ist mir gegeben,
Und Gottes Segen ruht auf meinem Haus!“

Philipp Kühles.

Mannigfaltigkeiten.

Am 18. Okt. ist bekanntlich Pater Hyacinthe in Boston eingetroffen. Ehe er noch das feste Land unter den Füßen hatte, wurde er mit einer eigenthümlich amerikanischen Einrichtung, der Plage der Zeitungs-Reporters, bekannt gemacht. Der Berichterstatter der New-York Times stieg an Bord des Schiffes, ehe dieses

gelandet hatte, und fand den Gegenstand seiner Neugierde mit offenem Brevier in der Hand auf dem Verdeck spazieren. Während einer Pause in den Andachtsübungen des Geistlichen führte der Mann von der Presse sich ein, und jener — wahrscheinlich mit dieser unausstehlichen Plage für große Männer noch unbekannt — ließ sich mit diesem in ein Gespräch ein und erzählte ihm, er sei gekommen, um Land und Leute kennen zu lernen, gedenke auch mindestens zwei Monate zu bleiben. Als der Reporter aber am Nachmittage des nämlichen Tages dem Pater einen Besuch in seinem Hotel abstatten wollte, fand er bereits starke Konkurrenz vor. Mindestens hundert Berichterstatter hatten sich in der großen Halle des Hotels versammelt, und sieben Hausknechte liefen beständig Trepp auf, Trepp ab, um dem Geistlichen die zahllosen Visitenkarten und Billete zu überbringen, in denen um eine „Unterredung“ gebeten wurde. Dieser aber schien jetzt zu merken, woher der Wind wehte. Trotz der in ausgesucht schlechtem Französisch geschriebenen Billete wollte er Niemanden vorlassen. Die Herren Reporters ließen sich aber durch solche Kleinigkeiten nicht abschrecken, sie beschlossen, ihm **nolens volens** einen Besuch **en masse** abzustatten, und wurden von ihrem Vorhaben nur durch den Hotelbesitzer abgehalten, welcher sehr nachdrücklich auf die in seinem Hause geltenden Regeln hinwies.

Man schreibt aus **Frankfurt** vom 2. Nov.: Das Erdbeben am Montag Morgen um 4 Uhr rief in einer Behausung auf der Bockenheimer Anlage eine erst ernste, dann heitere Scene hervor. Bei der Erschütterung fielen nämlich die in einem Kleiderschranke stehenden Spazierstöcke polternd wider die Thür. Der betreffende Familienvater, welcher glaubte, es habe sich Jemand in dem Schrank versteckt, stürzte zu seinem Schreibtisch, ergriff einen Revolver und feuerte zwei Schüsse durch die Schrankthüre. Sämmtliche Hausbewohner liefen zusammen, da sie glaubten, es hätte sich Jemand erschossen. Der Schrank wurde nun geöffnet und es zeigte sich, daß die beiden Kugeln ein Paar schwarze Hosen und einen Ueberrock, aber keinen Dieb getroffen hatten. Die Schüsse hatten jedoch auch die Aufmerksamkeit der Nachtwächter erregt und es stellten sich im letzten Moment auch diese ein, und wurde der Betreffende wegen unerlaubten Schießen und Störung der öffentlichen Ruhe notirt.

In **Neudorf** im Kreise Stuhm (Regierungsbezirk Marienwerder), sind beim Graben nach Steinen etwa zwanzig Todtenurnen gefunden worden. Dieselben waren mit einem flachen Steine bedeckt, und zwei von ihnen, die einander ganz gleich sind, wohl erhalten; nur eine hat einen wenig bemerkbaren Riß. Sie sind von schöner Form, schwarzgrau, glatt, fast glänzend. Eine dritte, etwas kleinere, aus der ein Stück ausgebrochen, ist unweit des Randes mit ein Viertel Zoll langen Strichen verziert; auch sie ist, wie die beiden anderen, von schöner, bauchig ausgeschweifter Form. Ein kleiner, krugähnlicher, etwas defekter Topf ist noch bedeutend glänzender, fast schwarz und von beinahe klassischer Form. Das letzte erhaltene Stück ist eine schön geformte Schale, größer als eine Untertasse, von grauer Sandsteinfarbe; sie ist ziemlich gut gebrannt und zeigt viele glänzende Blättchen und Körnchen, ähnlich denen des Glimmerschiefers.

Ein vor Kurzem in **Berlin** gestorbener Schlachtermeister hat u. A. ein Legat von 2000 Thlr. für seinen Hund ausgesetzt, der ihm einst durch seine Wachsamkeit das Leben rettete. Der Meister hatte die Gewohnheit, beim Kerzenlicht sich, im Bette liegend, in den Schlaf zu lesen; dabei war eines Abends das Licht umgefallen und hatte das Bett in Brand gesetzt, und nur den Anstrengungen des Hundes, der durch sein Geheul und durch sein Beißen und Zerren den Herrn erweckte, hatte der Meister es zu danken, daß er nicht erstickte oder verbrannte. Der treue Hund ist der Waschfrau des Verstorbenen in Pension gegeben.

Der am letzten Ziehungstage der preußischen Lotterie herausgekommene Gewinn von 40,000 Thaler ist nach Demmin in Vorpommern gefallen. Die glückliche Nr. 91,903 war ein Freiloos, das der in Geldverlegenheit gerathene Besitzer noch während der Ziehung vergebens ausgeboten, und selbst zu ermäßigtem Preise nicht hatte los werden können, bis sich endlich ein Konsortium von fünf Personen, darunter ein sehr bedürftiger Elementarlehrer, seiner erbarmte und das Loos kaufte.

[**Eine neue Art Reclame**] liest man auf einem Grabstein in New-York. Sie lautet: „Hier liegt J. S...., er erschoß sich mit einem Revolver, System Colt, der auf der Stelle tödtet, der besten Waffe für diesen Zweck.“

Auflösung des Rebus in Nr. 248:
Einem Essen auftragen.

Geschichtskalender.

4. Nov. 1852. Der franz. Senat überträgt dem Präsidenten Louis Napoleon, das Kaiserreich herzustellen.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 256 Freitag, 5. November 1869.

Vor den Assisen.

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Es schlug zehn Uhr und die Geschwornen versammelten sich in feierlicher, ernster Stille, die Richter nahmen ihre Plätze ein — die Advokaten, der Staatsanwalt — die ihrigen. Da Niemand für den Ermordeten als Kläger auftrat — da Tante Luson, die Erbin, tausendmal lieber die Schuld auf sich genommen hätte, als sie ihrer süßen, theuren Claire zuzumuthen und die anderen Verwandten Larmond's, da sie nichts geerbt, folglich auch kein Interesse für ihn hatten, sich an dem Prozesse gar nicht betheiligten, so stand nur der Staatsprokurator, als Vertreter der Gesetze und der öffentlichen Sicherheit — der Angeklagten als Ankläger gegenüber.

Claire erschien, leichenblaß, ganz in Schwarz gekleidet, mit einem großen schwarzen Schleier über die blonden schönen Haare — und ein allgemeiner, halbunterdrückter Ausruf der Theilnahme durchzog den Saal bei ihrem Erscheinen. Mit gesenktem Blicke, aber festem Schritte und ohne weibliche Schwäche zu verrathen, durchschritt sie den Saal und nahm ihren Platz auf der Bank der Anklage ein.

Aber als nun Anna bleich und abgezehrt an Konstantins Arm hereinwankte, als sein Blick auf Claire fiel und die kräftige Mannesgestalt sich kaum aufrecht erhalten konnte bei dem Anblicke Claire's — seiner über alles geliebten Claire auf der Anklagebank — o da verließ auch Claire der Muth und die Kraft. —

Sehnsüchtig streckte sie einen Moment lang die Arme nach ihm hin — schluchzte laut eine Sekunde lang und sank auf die Bank zurück.

Da durchbrach eine alte, schwarzgekleidete, hinter Anna nachgekommene Frau die Nebenstehenden, stürzte auf Claire hin, riß sie an ihre Brust und rief laut unter heftigem Schluchzen:

„Claire, mein süßes, theures Kind! Claire! mein gutes liebes Mädchen! Sie werden Dir kein Haar krümmen dürfen, denn Du bist schuldlos — ich kann es beweisen — und ich werde es! — Bis heute habe ich gekämpft mit mir, ob ich den Bruder verrathen dürfe — ich kam mir wie eine Verbrecherin vor, wie eine unnatürliche Schwester — aber Gott hat mein Herz erleuchtet, ich werde sagen, was ich weiß!"

Ein dumpfes Gemurmel durchzog den Saal, als man vernahm, daß diese Frau, welche Claire's Unschuld betheuerte, des Gemordeten Schwester sei und das Interesse wuchs zur Exaltation für die Angeklagte.

Man bat die alte Dame, den Gang der Verhandlung nicht zu stören — allein Claire's Vertheidiger verlangte, daß man die Dame verhören möge.

Tante Luson gab nun zu Protokoll, daß ihr Bruder sie am Abende vor seinem schrecklichen Tode dahin bestimmt habe, mit Anna die Betten zu wechseln, daß er vorgegeben habe, ihr schreiben und sie noch einmal beschwören zu wollen, seine Liebe zu erhören — kurz sie erzählte, was sie wußte und was deutlich bewies, daß Anna's Aussagen wahrheitsgetreu und Larmond's Absicht eine schändliche gewesen.

Tante Luson erzählte, wie sie erst seit einigen Tagen auf die Idee verfallen sei, daß dieser Umstand einiges Licht über Larmond's schlechte Absichten werfen könne, daß in ihrem Herzen aber ein Kampf entstanden sei, ob sie recht thue, den eigenen Bruder anzuklagen, der so viel für sie gethan.

Nach ihr ward Anna verhört und das arme Kind vermochte kaum sich aufrecht zu halten.

Man mußte ihr erlauben, sitzend zu antworten.

Es kann nicht meine Absicht sein, dem Leser das tausendmal gelesene und gesehene Bild eines Geschwornengerichtes zu wiederholen — gleichen sich solche Auftritte doch alle auf ein Haar. —

Ich will nur berichten, daß das Zeugenverhör beendet — die Beweisaufnahme geschehen, daß der Vertheidiger Claire's und der Staatsanwalt bereit gesprochen und der Zuschauerraum von weinenden und ängstlich harrenden Menschen erfüllt, immer voller wurde und daß sich der Anwesenden immer mehr eine ahnungsvolle Angst bemächtigte, da trotz der begeistertsten Vertheidigung seitens des Pariser Advokaten, trotz Konstantins feuriger Rede für die Unschuld seiner Braut — der Staatsanwalt, der Mann des Buchstabens und des Gesetzes, immer noch die That aufrecht hielt und das Dunkel der Geschichte nicht klar werden wollte, indem die Gestalt am Fenster immer noch als im Einverständniß mit Anna als deren Geliebter aufrecht erhalten wurde, und der Charakter Larmond's als beleidigter Vormund, über ein

Vergehen seiner Schutzbefohlenen erzürnt und darauf tödtlich verwundet im Blute schwimmend gefunden, noch immer als ehrenwerth dastand und nicht das Gegentheil bewies, nicht Claire's That als Nothwehr bestätigte, während es eher einleuchten wollte, daß sie, der Freundin und Schwägerin beistehend, mit Larmond, dem erzürnten, strafenden Vormund in Streit gerathen, diesen tödtlich verwundet habe.

Tante Lusons zu spät gekommene Mittheilung erschien fast als eine mitleidige Erfindung.

So standen die Umstände, schwankend und nervenerregend für alle Zuschauer, tödtend für die Mäherbetheiligten.

Da keine Zeugen mehr zu verhören waren, so wollten sich eben die Geschwornen zur Berathung entfernen — als plötzlich eine Bewegung sich unter den Zuschauern kund gab und mehrere Stimmen laut riefen:

„Ein Zeuge! ein Zeuge! Paul Maurice will Zeugschaft geben! Laßt ihn durch, laßt ihn durch!“

(Fortsetzung folgt.)

Vom Suez-Kanal.

Vom Nil, 23. Okt.

Alle Bitten und Gebete kamen aus dem Morgenlande, und so bitte denn auch ich den Leser, mich vorläufig wie einen Musikanten zu betrachten, der erst im Begriff ist, sein Instrument zu stimmen. Denn es wird ein großes, ungeheures Konzert am Nil werden; an die achtzig Schriftsteller und Journalisten, abgesehen von all' den übrigen „esprits éclairés“, hat der Vizekönig zur Nil-Ouverture eingeladen, und es ist vorauszusehen, daß sie meist Alle kommen, sofern sie nicht schon da sein sollten, sofern sie nicht schon dem blauen Nil entgegensteuern, da gestern Morgens bereits die erste Expedition nach Ober-Aegypten, ein Schub von hundertundzwölf Gästen und Dienern, ins Innere hinausgegangen ist.

Zum Viertenmale also habe ich jetzt die Schwelle des Orients betreten, ich sitze seit gestern Morgens in Alexandrien, wo der Himmel noch Wolken hat, aber die orientalische Gastfreundschaft mir ihr schönstes Willkommen entgegensendete.

Soll ich von der Reise an der dalmatinischen und griechischen Küste entlang erzählen? Ich habe sie schon oft beschrieben, denn ich bin das adriatische und mittelländische Meer Jahre hindurch schon hin- und hergeschwommen, ich habe die Berge und die Oelbäume der Küste gezählt, und es fehlte kein einziger, selbst auf Candia und Kreta war's wieder so still geworden wie ehedem, und der Geier, der über den nackten Felsen kreiste, suchte vergebens nach den Resten einer verunglückten Volkserhebung.

Fünf Tage und sechs Nächte sind eine lange Fahrt, wenn man in zehn Tagen von Hamburg nach Amerika reisen kann; indeß die Vortrefflichkeit der Lloydschiffe, die Liebenswürdigkeit der Schiffsoffiziere helfen manchem bleichen Passagier über seine Schmerzen hinweg, und als vorgestern Morgens die schönste Sonne uns den Leuchtthurm von Alexandrien zeigte, waren die letzten Spuren von Lebensüberdruß an Bord verschwunden.

Im Hafen flaggten alle Schiffe; es war ja Freitag, der mahomedanische Sonntag. Der Lootse aber, als er an Bord kam, erzählte uns, die Kaiserin von Frankreich sei so eben in Alexandrien eingetroffen und also werde heute großer Jubel drinnen sein.

Klarer und in immer schärferen Umrissen trat die Küste uns entgegen. Ich kannte den Rand der Sandbüchse von lange her, aber sie schien mir hügeliger als sonst; schwarze Röhren streckten ihre Hälse über die scharfen Contouren der Lehmbänke — es waren Forts, Bastionen, Schanzen, Kanonen vom Ras-el-Tin über den Hafen hinweg bis tief im Halbkreise die ganze Bucht entlang. Gewiß haben die Vertrauten des Padischah diesen Trotz des Khedive gesehen, sie haben die Feuerschlünde gezählt, die er in der ganzen Bucht da aufgepflanzt, sie haben die Forts auf der Landseite gezählt, und der große Blutrinker, der Padischah, befahl seinem Statthalter, die Kanonen in den Schoppen zu ziehen, und seine Soldaten nach Hause zu schicken. Aber der Statthalter versteht seine Sache besser als sein erhabener Prinzipal; er wendete sich gerade zur rechten Zeit an die Journalistik aller vier Welttheile — er, ein Geschäftsmann, der seine Zeit begreift, lud die ganze Presse zu sich ein, er erdrückte sie mit Liebenswürdigkeiten, von denen ich alsofort erzählen will.

Der „Apollo“ ankerte im Hafen. Eine Seeräuberflottille von Hamals, von Packträgern, ein Raubgesindel mit kreischenden heiseren Kehlen umzingelte das Schiff, sie erkletterten den Bord und schrieen uns sogar hoch auf dem Oberdeck ihre Guttural-Laute entgegen. Wir waren unserer zwei mit Einladungen kommende Gäste: ich mit süßem Vertrauen auf die oft erprobte Gastfreundschaft der Orientalen im Herzen, mein Reisegefährte mit den Wölkchen des Zweifels auf der Stirn.

Vor sich ging das Debarquement. Wir beschlossen, zu warten, ob man sich um seine Gäste kümmern werde. Der Kommandant des Schiffes hat uns, zu warten; man werde ohne Zweifel uns abzuholen kommen. Wirklich erschien eine Deputation von vier jüngeren arabischen Beamten in der ersten Kajüte, an ihrer Spitze Loutfy Efendi, der Zermonienmeister des Vizekönigs, ein überaus interessanter Mann, der uns erklärte, er sei chargirt, uns abzuholen und in die Stadt zu bringen.

Von diesem gesegneten Momente ab bin ich nun ein Opfer der Liebenswürdigkeit der Empfangsdeputa-

Digitized by Google

tion, die sich bei Ankunft jedes Passagierschiffes an Bord desselben begibt, um die etwa auf demselben befindlichen Gäste auf Händen nach Alexandrien zu tragen. Auf Händen, sage ich, denn man kann nicht aufmerksamer, verbindlicher sein als diese Herren.

Erlaube mir, Leser, dir dieselben vorzustellen. Da ist also Lontsy Efendi, ein Mann in den mittleren Jahren, der in Europa geboren, in Amerika sich verheirathet und in Afrika einer der interessantesten Palastbeamten des Vizekönigs ist. Ferner Ahmed Samy Bey, als Repräsentant der Municipalität von Alexandrien, Emir Bey, Attaché der Daira Sanie, und noch zwei andere junge Männer, die den Tag hindurch beschäftigt sind, die Gäste mit Artigkeiten zu umgeben.

An der Landseite des Schiffes hatte inzwischen ein kleiner Dampfer, kommandirt von einem Reis, angelegt, in den wir hineinkomplimentirt wurden. Mit uns stieg auch „der reiche Mann aus dem Morgenlande“ ein, der begütertste Kaufmann von Alexandrien, Antoniades, derselbe, der kürzlich zu Ehren des Vizekönigs den berühmten, 300,000 Francs kostenden Ball veranstaltete und dafür zum Range eines Bey erhoben wurde. Herr Antoniades war vor vierzig Jahren der Diener irgend eines anderen reichen Mannes; jetzt besitzt er Millionen, und auf dem Schiffe, auf welchem er mit uns von Triest aus fuhr, war ihm Alles unterthänig; Griechen, Chinesen und Araber waren seine Dienerschaft, selbst die beiden Kühe oder Ochsen, die an Bord waren, brüllten Hosiannah ihrem Herrn Antoniades.

Am Hafenquai erwartete uns die Equipage. Ein Kavaß begleitete uns in das „Hotel d'Europe“, nachdem uns Lontsy Efendi wiederholt gebeten, uns als Gäste seines erhabenen Herrn in keinerlei Unkosten zu stürzen, da derselbe für Alles, bis auf die Equipage hinab, die Sorge übernommen.

Du siehst also, lieber Leser, es wird mir kaum möglich sein, über den Suez-Kanal etwas Unangenehmes oder Unfreundliches zu schreiben; indeß werde ich mir die Sache doch noch überlegen. Es liegt in jedem Menschen der Stoff zur Undankbarkeit, und es kann also wohl sein, daß ich schon in den nächsten Tagen all' die unendliche Gastfreundschaft des Vizekönigs als einen mir schuldigen Tribut betrachten werde.

(Schluß folgt.)

Mädchen-Lieder.

1.

Promenade.

Wohl ging er heut' schon hundert Mal
Vor'm Fenster auf und ab,
Und schaute tief mir jedesmal
Durch's Aug' ins Herz hinab.

Ich möchte gern vom Fenster geh'n
An einen andern Ort;
Doch ach, den lieben Mann zu seh'n,
Das läßt mich nimmer fort.

O, daß er doch den ganzen Tag
Vor meinem Fenster blieb,
Er, den ich wie mich selber mag
Und wie mich selber lieb!

Alois Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Frankfurt, 3. Okt., wird gemeldet: Gestern Abend, 9 Uhr 27 Minuten wurde unsere Stadt abermals von einem vehementen Erdstoß heimgesucht. Es war der stärkste von allen noch beobachteten, von einer solchen Intensität, daß Thüren aufsprangen und die Häuser wahrhaft geschüttelt wurden. Nach unserer genauen Berechnung dauerten die Stöße 25—30 Sekunden. Wir wollen diese Gelegenheit benutzen, um Allen, die von diesem hier ganz ungewohnten und in so steigender Progression noch nie wahrgenommenen Phänomen geängstigt werden, wenigstens einigen Trost zu geben. Die lokale Ausdehnung der Erdbewegungen war vom 28. Oktober an bis heute in progressivem Wachsen, genau gleich ihrer Stärke, und heute erhalten wir schon Berichte, daß der Stoß vom 2. November 11 Uhr 45 Minuten südlich in Heilbronn und Stuttgart, nördlich in Frohnhausen bei Kassel gespürt wurde. Der Fokus (Herd) der Bewegung ist von Anfang an Großgerau und Umgegend gewesen und von hier aus ist sie in strahlenförmiger Verbreitung am ganzen Mittelrhein bemerkt worden. Die Theorie von Rud. Falb in Graz, von der neuerdings vielfach die Rede war, weil sie die großen Erdbeben in Südamerika im September und Oktober voraussagt, beruht nun auf der Annahme einer Fluthbewegung des heißflüssigen Erdinneren, die durch die Attraktion von Sonne und Mond hervorgebracht wird. Diese Fluth kann durch das Zusammenwirken verschiedener Momente hervorgerufen und sehr verstärkt werden: wenn nämlich 1) der Mond in der größten Erdnähe ist (Perigäum); wenn 2) eine Mondwelle mit einer Sonnenwelle zusammentrifft; 3) wenn der Mond im Himmelsäquator steht und 4) wenn die Deklination (Abstand vom Aequator) des Mondes gleich der der Sonne ist. Es werden also heftigere Erderschütterungen eintreten: zur Zeit des Perigäums, bei Neu- oder Vollmond, beim Stand des Mondes im Aequator und im vierten Falle. Nun treffen in den Tagen des 2. bis 4. November der erste, zweite und vierte Fall zusammen. Ist also die Falb'sche Theorie begründet, so liegt hier die Wahrscheinlichkeit heftiger Erdbeben für unsere Gegenden nahe. Das Perigäum, die Zeit der stärksten

Digitized by Google

Attraktion, war gestern Abend 7 Uhr, von da an nimmt seine Kraft ab; der Eintritt des Neumondes ist am 4. Nov. 12 Uhr 25 Minuten Früh und die ungefähr gleiche Deklination von Sonne und Mond gegen den 4. November. Sonach ist das stärkste Moment der Gefahr bereits im Abnehmen und seine Wirkung vielleicht in dem gestern Abend erfolgten Stoße hinter uns. Die beiden übrigen wirken weiter und werden sicher noch fernere Stöße, wenn auch hoffentlich im abnehmenden Grade erzeugen. — Von hier wird Seitens zweier genauer Beobachter noch folgendes Detail über den letzten Fall des Erdbebens mitgetheilt. Der Eine, der die Zeit auf 11 Uhr 44 Min., die Richtung Nord-Nord-West nach Süd-Süd-Ost angibt, schreibt: „Merkwürdig war das Verhalten meines Hundes, welcher unter dem Schreibtische schlafend lag und eben noch geschnarcht hatte. Das Thier fuhr plötzlich höchst erregt auf, bellte, lief an der Wand hin und her, versuchte hinter die Schränke zu kommen und sprang, hinausgelassen, alle Treppen auf und ab, suchend und zuweilen plötzlich still horchend. Interessant war es, wie schnell er aus der Lucke sprang, wegen der Bedachung über ihm, und auch sein durchdringender Blick mit ganz eigenthümlicher Wirkung auf mich. Mich selbst ergriff bei aller Fassung ein gewisses Grauen." Sodann heißt es in der zweiten Mittheilung: „Bemerkenswerth erscheint es, daß der für die Jahreszeit und Witterungsbeschaffenheit ziemlich hohe Barometerstand seit vorigen Samstag überhaupt ziemlich konstant blieb (allmähliches Steigen von 27,8 bis 27,11, wovon Steigung von 27,9 bis 11 auf heute Nacht kommt), unmittelbar vor und nach den Stößen von Sonntag 5 Uhr N., Montag 4¼ Uhr Früh und dreiviertel auf 12 N. aber gar keine Veränderung zeigte. Bezüglich der subjektiven Eindrücke von Sonntag Nachmittag und Montag Früh stimmte ich mit den schon veröffentlichten Beobachtungen überein. Mein Hund (kleiner Dachsbastard) sprang beide Mal aus dem Schlaf von seinem Lager auf und lief am Nachmittag nur leicht erschreckt, Nachts winselnd herum, ehe er sich wieder legte. Heute Nacht verschlief er den Stoß. Dennoch schien mir letzterer — 11 Uhr 43 Min. nach meiner Uhr —, der mich in dem ost-westwärts stehenden Bett beim Lesen überraschte, an Stärke dem vom Morgen wenig nachzugeben, den von vorgestern Nachmittag zu übertreffen. (12 Uhr 3—4 Min. folgte, nach meiner Empfindung, ein ganz leichter und kurzer zweiter Stoß in derselben Richtung, der das Bett nur leicht erzittern machte.) Die undulirende Bewegung in der Längsrichtung des Bettes, welche nur mit einem dumpfen und leisen, aber nicht hoch oder fern her klingenden Dröhnen begleitet erschien, dauerte 1½—2 Sekunden; ob aber dieselbe west-ostwärts oder ost-westwärts verlief, möchte ich nicht entscheiden; mir schien letzteres."

[Kuriosum.] Bekanntlich werden für das städtische Archiv alle Gegenstände, die auf die Geschichte der Stadt Wien Bezug haben, mit Dank entgegengenommen. Ein „Pensionist" und Verehrer des unvergeßlichen Wenzel Scholz wollte nun das Archiv der Stadt Wien mit einer ebenfalls absonderlichen Kuriosität „erfreuen" und demselben eine von jenen berüchtigten Kaiserfemmeln spenden, welche der Komiker Wenzel Scholz im Jahre 1846 im Karltheater als Chemisettenknöpfe auf der Bühne trug. Scholz erntete damals wohl den Beifall des Publikums während der Vorstellung — nach der Vorstellung mußte er jedoch für diese kühne That „brummen". Der altgebackene Chemisettenknopf ist noch ganz gut erhalten; der Gemeinderath lehnte jedoch dieses Geschenk dankend und mit dem Bemerken ab, daß wohl eine Münz- und Medaillensammlung, aber kein Kuriositäten-Kabinet im städtischen Archiv errichtet wurde. Gut gemeint war das Geschenk jedenfalls und als ein Beitrag zur Geschichte der Theuerung auch so übel nicht.

Wort-Räthsel.

Preußens Hauptstadt ächter Sohn,
Stand ich nah der Fürsten Thron —
Bin von Deutschland hochgeehrt,
Ward nach München selbst begehrt.

Heilig, bei der heil'gen Messe,
Komm' ich aus der Feuerhölle,
Fehle nie im größten Dom,
In der heil'gen Stadt, in Rom!

Steige auf zum Himmel ewig!
Ward geliebt von einem König.

Bin verflucht von Jedermann,
Weil mich Niemand leiden kann.

Mach' den Frauen viel Verdruß,
Bei den Männern Hochgenuß,

Und am Ende in der Welt
Alles in dies Wort zerfällt.

M. Krug.

Geschichtskalender.

5. Nov. 1757. Schlacht bei Roßbach.
" 1813. Die Franzosen hausen wie Räuber unter Davoust in Hamburg.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallerdt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 257 Samstag, 6. November 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Das Gefängniß war in der Nähe. Die drei Männer hatten es in wenig Sekunden erreicht. „Ein Befehl von Carrier!“ sagte Boisbardy, indem er das Blatt dem Offizier vom Dienst präsentirte. Dieser nahm es, prüfte es und steckte es dann ein.

„Gut, passirt.“

Boisbardy, Marcof und Keinec traten in das Gefängniß. Ein Soldat begleitete sie bis zum Gefängnißdirektor.

„Jocelyn? . . . Loc-Ronan?“ sagte der Direktor, als Boisbardy erklärte, er sei von Carrier beauftragt, die beiden Gefangenen abzuholen, „Jocelyn . . . Loc-Ronan . . . Hm, die werden schon lange hingerichtet sein.“

„Unmöglich,“ erwiderte Marcof, „Pinard hat mich erst heute des Gegentheils versichert.

„So? . . . nun dann werden Sie im Saale Nr. 7 sein.“

„Wo ist dieser Saal?“

„Im zweiten Hofe, die Stiege rechts, im dritten Stockwerk . . . da ist die Weisung an den Gefangenaufseher.“

„Gut, ich danke.“

Und die drei Männer eilten in den zweiten Hof, der bezeichneten Stiege hinauf. In demselben Augenblicke ertönte im ersten Hofe Trommelwirbel.

„Was ist das?“ fragte Boisbardy.

„Ohne Zweifel verfolgt man uns,“ rief Marcof. „Vorwärts!“

Rasch wie der Blitz flogen die drei Männer die Treppe hinan. Bei dem schwachen Scheine einer rußigen Oellampe, die auf dem Gange brannte, gewahrten sie zwei Thüren einander gegenüber. Ueber der einen stand die Nummer sieben, über der andern die Aufschrift: „Wohnung des Gefangenaufsehers.“

Boisbardy klopfte heftig an die Letztere. Sie ging sogleich auf und Pietro erschien mit einer kleinen Laterne auf der Schwelle.

„Was gibt's?“ fragte er.

„Wo sind die Gefangenen Jocelyn und Loc-Ronan?“ fragte Boisbardy rasch.

„Loc-Ronan?“

„Nun ja, Loc-Ronan,“ rief Marcof vortretend. Bei seinem Anblick stieß Pietro einen Ruf der Ueberraschung aus. „Marcof!“ rief er freudig.

„Still oder Du bist des Todes,“ rief der Seemann, seinen Dolch zückend.

„Marcof, erkennst Du mich denn nicht mehr?“ Sieh' mich doch nur an! Ich bin ja Pietro, Dein Kamerad aus den Abruzzen.“

„Wie? Pietro? Du?“

„Ja, ja, o wie freue ich mich, Dich wieder zu sehen!“

„Nun denn, wenn Du mich noch liebst, Pietro, so erweise mir einen letzten Dienst. Laß augenblicklich Loc-Ronan und Jocelyn herauskommen.“

„Sie sind nicht mehr in dem gemeinschaftlichen Saale,“ sagte Pietro.

„Wo sind sie denn?“

„In meiner Stube; ich habe erfahren, daß der Marquis Dein Bruder ist, und darum wollte ich ihn retten.“

„Braver Bursche!“ rief Marcof mit Thränen in den Augen.

„Loc-Ronan ist da drinnen?“ fragte Boisbardy.

„Ja, meine Herren,“ rief der Marquis, welcher die Thür aufstieß und in die Arme seiner Freunde sank.

Keinec drang mittlerweile in das Zimmer und eilte an das Fenster, das auf den Hof hinausging. Er erblickte einen Haufen Sankculotten mit Fackeln, Carfor befand sich unter ihnen.

„Wir sind gefangen!“ rief er.

„So wollen wir wenigstens unser Leben theuer verkaufen!“ rief Boisbardy.

„Ja, stellen wir uns tapfer zur Wehre!“ rief Marcof. „Hört, sie kommen schon die Treppe herauf.“

„Nein, nein, keinen unnützen Kampf,“ drängte Pietro. „Kommt, folgt mir!“

Man hörte die Tritte der Sankculotten immer näher kommen, und der Schein ihrer Fackeln drang bereits über die Treppe herauf. Pietro faßte Marcof bei der Hand und zog ihn zu einer offenen Thür, die in ein kleines Gemach führte. Die Uebrigen folgten

Digitized by Google

ihnen eiligen Schrittes. Pietro schlug die Thür hinter ihnen zu und schob zwei schwere Riegel vor.

„Die Thür ist mit Eisen beschlagen," sagte er, „bevor sie dieselbe erbrechen, haben wir Zeit genug zur Flucht gewonnen."

„Wo sollen wir denn entfliehen?" fragte Boishardy.

Pietro deutete auf ein Fenster. Es waren deren drei in dem Gemache, sämmtlich mit Eisengittern versehen.

„Wir werden nicht die Zeit haben, die Eisenstangen zu zersägen," bemerkte Marcof.

„Sie sind es schon," erwiderte der Gefängnißwärter, „macht sie rasch los."

„Keinec, Boishardy und Jocelyn sprangen auf die Fenster zu. In der That boten die an beiden Enden geschickt durchfeilten Eisenstäbe keinen Widerstand. Mittlerweile hatte Pietro eine Truhe geöffnet und drei mit Knoten versehene Stricke herausgenommen.

„Knüpft die Stricke an die Fenster!" rief er, „ich habe von den Gittern absichtlich ein Stück stehen gelassen. Da in diesem Flügel des Gebäudes keine Gefangenen mehr sind, so steht auch auf dieser Seite draußen keine Schildwache."

„Du hattest schon Alles vorbereitet?" fragte Marcof.

„Ja," fügte der Marquis hinzu, „der arme Bursche hatte versprochen, mit uns zu fliehen."

„Die Stricke sind festgemacht!" rief Keinec.

In diesem Augenblick brach auf dem Gange ein entsetzlicher Lärm los und die Thüre erbebte unter heftigen Axtschlägen.

„Fliehl fliehl!" drängte Pietro.

„Philipp, Jocelyn und Du zuerst," rief Marcof.

„Aber . . ."

„Kein Aber. Es geht ums Leben! Vorwärts! oder wir sind Alle verloren!"

Ein Zaudern war unmöglich. Die Thür begann bereits zu krachen. Der Marquis, Pietro und Jocelyn schwangen sich Jeder auf ein Fenster und verschwanden.

„Jetzt ist an uns die Reihe!" rief Boishardy! „schnell, schnell!"

Es war wirklich die höchste Zeit. Die Thür flog in Trümmer. Man sah bereits die Piken der Sansculotten hereinragen. Nur das Eisenblech bot noch ein Hinderniß, Pinard schäumte vor Wuth, und eiferte die Sankculotten an. Boishardy und Keinec waren bereits draußen, nur ihre Köpfe ragten noch über die Fensterbrüstung.

„Kommt doch!" rief Boishardy Marcof zu, der noch immer unbeweglich blieb.

Plötzlich stürzte die Thür zusammen. Marcof faßte den Knotenstrick. „Schnell, schnell!" rief er seinen Gefährten zu, die sich rasch hinabgleiten ließen.

„Schneidet die Stricke entzwei!" heulte Pinard gegen das Fenster vorstürzend, durch welches Marcof hinausgestiegen war, „schneidet die Stricke . . ."

Er endete den Satz nicht. Eine Kugel zerschmetterte ihm die Kinnlade.

Marcof schleuderte sein abgeschossenes Pistol von sich und glitt mit Blitzesschnelle hinab. Philipp fing ihn in seinen Armen auf.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Suez-Kanal.

(Schluß.)

Die Konsuln der europäischen Souveräne sind sehr empfindliche Herren. Also nach dem Frühstück Besuche, dann eine Rundreise durch die Stadt, durch die Palmenhaine, welche sie auf der Landseite umgeben, zu den Nadeln der Cleopatra, von denen der Herzog von Wales die eine daliegende ganz ekamotirt hat, zur Pompejus-Säule und endlich zum öffentlichen Garten, um die Honoratioren der Stadt dort lustwandeln zu sehen.

Schon auf der Fahrt dahin wurden wir wieder von unserer liebenswürdigen Deputation aufgegriffen, die uns vergeblich im Hotel gesucht. Rouzha heißt diese reizendste aller Anlagen, in denen der liebe Gott mit seiner unerschöpflichen Natur der Gärtner und ein freundlicher Esendi, dessen Namen ich vergessen habe, der Direktor ist.

Unter Palmen, Magnolien, Bananen und all der Blumenpracht, welche der Himmel in diese von Sand umgebene Oase geschüttet hat, wandelten wir zu dem Rondeau, in welchem die Marine-Kapelle, dirigirt von Juppa Bey, dem Kapellmeister, uns ihre arabischen Melodien und einige sehr europäische Polkas vortrug. Juppa Bey gebührt das Verdienst, diese Naturtöhne in die Geheimnisse unserer Tonzeichen eingeweiht zu haben. Ehre sei Juppa Bey! Sinnend steht er während der Musik in der Mitte des Pavillons; er hat seine Noten alle im Kopfe und braucht dazu kein Direktionspult. Er verschmäht auch den musikalischen Marschallsstab, den Taktirstock; eine Haselgerte genügt ihm; aber selbst diese hält er stets zur Erde gesenkt, und nur dann und wann, wenn einer seiner Hornisten gar zu arge Mißtöne hervorbringt, wirft er den Verirrten einen vorwurfsvollen Blick zu.

Die Beau monde war schwach im Garten vertreten, denn viele von der europäischen Gesellschaft, der französischen und deutschen Kolonie, sind noch drüben in Europa, wohin sie vor der Sonnenhitze geflohen. Die Kinder spielten mit ihren arabischen Dienern und Bonnen in dem Rondel, die Musikanten mit ihren rothen Jacken und rothen Fessen bließen, was das Zeug halten wollte. Endlich gab Juppa Bey ein Zeichen, daß es genug des grausamen Spieles; die Musikanten packten ihre Noten

ein und wir begannen unter den Palmen, deren Datteln eben reifen, unter den Bananen, deren Früchte noch nicht gezeitigt, dem Ausgang zuzuwandeln.

Da trat der Direktor des Gartens zu uns — derselbe Effendi, dessen Namen ich unverzeihlicherweise vergessen — und bot uns seinen Selam in der liebenswürdigsten Weise. Er bot Jedem von uns ein reizendes Rosenbouquet und ließ uns durch Louisy Effendi sein Bedauern ausdrücken, daß er nicht im Stande, uns sein Willkommen in seinem Paradiese in irgend einer uns verständlichen Sprache auszudrücken. Aber wie kann man eine schönere Sprache reden, als die der Blumen!

Auf dem Rückwege großer Corso der europäischen Schönheiten. Wieder durch die Palmenhaine des Thores von Rosette, von dessen Bastionen uns wiederum die drohendsten Feuerschlünde entgegenstarrten. Am Abend kein Theater, hingegen Souper inmitten der Deputation. Hierzu gesellten sich der Korrespondent des Standard und der Flügel-Adjutant des Vicekönigs, Antonio Ranucci, ein Italiener. Toaste auf Se. Hoheit, auf den Suez-Kanal, auf die „Union des peuples", wie das bei einer solchen Gelegenheit unvermeidlich ist. Danach große Promenade durch die glänzend illuminirten Straßen; die Araber saßen dicht gedrängt auf dem Mehemet Ali-Platz vor dem „Feuermeer" des französischen General-Konsuls, die graziöse Kaiserin aber war bereits am Mittag nach Kairo abgereist, wohin sie der Khedive begleitet. Die hohe Inkognito-Reisende hatte am Morgen dem Letzteren den Scherz gespielt, früher mit ihrem Schiffe anzulangen, als der Vicekönig sie erwartet. Nicht Jerusalem, nicht Alexandrien hatten Interesse für sie, und ich kann erst morgen, am Sonntag, ihr nachreisen, weil gewöhnliche Sterbliche sehr neugierig sind und ich mir heute erst das neue Schloß Ismail Paschas, das schöne Ramleh, besehen will, von dem man mir Wunderdinge erzählt.

Wie schade, daß ich leider schon zu viel hinter die bunten Koulissen des Orients geschaut, daß ich meine zwanzig Jahre nicht mehr habe, um an Wunder und Märchen zu glauben. Aber man hat mir ganz neue und moderne Märchen in Kairo versprochen, und ich erzähle sie, sobald ich dahintergekommen bin. Man hat mir gestern schon die Geschichte von der Braut des Isthmus und von so mancher Peri erzählt, die zu der Quelle gepilgert ist, die da heißt Selsebil. Mein Wort darauf, ich erzähle das Alles, sobald ich nur erst warm geworden bin. (N. fr. Pr.)

Pariser Briefe.

Paris, 28. Okt.

Kaiserin Eugenie ist, wie Briefe aus Konstantinopel hierher berichten, nicht allein entzückt, sondern von den Wundern des Orients geradezu bewältigt durch die Dardanellen wieder hinausgefahren. Namentlich haben die Paläste Begterbeg und Tscheragan sowohl durch ihre Façade und ihre Umgebung, wie durch ihre prachtvolle innere Einrichtung sie so sehr bezaubert, daß sie sich den Erbauer derselben, Serkis Bey, einen (in Paris übrigens ausgebildeten) eingebornen Künstler, vorstellen ließ und sich von ihm die Pläne seiner architektonischen Schöpfungen ausbat. Vorzüglich soll das reizende Marmorbad zu Tscheragan Gnade in den Augen der hohen Frau gefunden haben und in einem der kaiserlichen Schlösser Frankreichs getreulich nachgebildet werden. Nach Allem zu schließen, wird überhaupt mit der Rückkehr Eugeniens eine neue Aera orientalischer Moden das durch Reifröcke und Chignons so tief entartete Europa beglücken. So wird die Kultur wieder einmal aus dem Osten nach dem Westen zurückgetragen werden!

Einstweilen geht die Souveränin Mode bereits mit einem Staatsstreich um, der nichts Geringeres bezweckt, als die kleinen und großen seitherigen Kopfbedeckungen, welche kaum mehr den Namen Hüte verdienten, durch ein neues System zu ersetzen, das wenigstens dem weiblichen Antlitz, in welcher Periode immer, mehr Reiz verleihen als entziehen wird. Der „Sport", der in derartigen Dingen sehr gründlich zu Werke geht, gibt folgende Beschreibung des Zukunfts-Kopfschleiers: „Eine Sammtbinde in Form eines Diadems oder eine Blumenguirlande wird auf die Stirne gesetzt und über diesen Kopfputz breitet sich bis in den Nacken ein in kunstgemäßen Faltenwurf gelegter Schleier gleichsam in Form einer Kapuze aus. Der Schleier kann auch durch ein Netz von feinen Chenillen ersetzt werden. Der Kopf, der auf diese Weise von Sammt und Spitzen umwallt ist, bringt einen poetischen Effekt hervor, und beinahe alle Frauen, welche diesen Putz tragen, müssen zum Mindesten hübsch aussehen." Dieselztere Aussicht wird unfehlbar der neuen Mode eine unwiderstehliche Verbreitung verschaffen.

In der Nacht vom 25. zum 26. Oktober gehörte es zum guten Ton in der Welt der „Unversöhnlichen", nicht in seiner Wohnung zu schlafen, da jeder Radikale, der mit dem Bewußtsein seiner Gefährlichkeit herumging, voraussetzen mußte, man werde der neuen Auflage des Staatsstreiches die Massenverhaftung der gefürchtetsten Aktionsmänner, wie im Jahre 1851, als Einleitung vorausschicken. Manche der seitherigen Führer in der radikalen Presse, wie Delescluze, Rane und Andere, welche die Wohlthaten des kaiserlichen Regiments in Form von Bagno, Transportation, Deportation ꝛc. schon gekostet haben, gingen des Abends sans phrase ruhig an ihrer Hausthür vorüber nach der Wohnung eines Freundes. Die Redakteure des Rappel, die alles in großartigen Dimensionen betreiben, gingen viel weiter. Sie hatten für den 26. Oktober einen förmlichen Demonstrations-Vergnügungszug nach Brüssel in Scene gesetzt. Paul Maurice kehrte am Mittwoch triumphirend

nach Paris zurück, als hätte seine Abwesenheit allein dem Marschall Canrobert und dem Polizei-Präfekten das ganze Staatsstreichs-Programm verdorben. Andere Leute sind dagegen aus Angst vor der blutigrothen Revolution abhanden gekommen. So ist z. B. der berühmte Herzog von Braunschweig mit seinen sämmtlichen Diamanten und Perrücken seit dem 25. aus Paris verschwunden und bis jetzt noch nicht zurückgekehrt.

Der „Figaro" hat eine große Entdeckung gemacht, auf die er sich beinahe so viel einbildet, wie auf sein famoses Journal officiel de demain. Er drückt nämlich heute seine ganz besondere Verwunderung darüber aus, daß das im nächsten Dezember zusammentretende ökumenische Konzil das erste von allen, das seit dem Konzil von Nicäa in Rom abgehalten worden sei, und daß noch vor ihm, dem „Figaro", Niemand dies wahrgenommen und verkündigt habe. Zur Begründung seiner glorreichen Entdeckung theilt nun der gelehrte Barbier die Liste sämmtlicher ökumenischer Konzile mit, und in der That ist — dieser Liste zufolge — bis jetzt noch keines in Rom abgehalten worden. Der gute „Figaro" lebt nämlich des Glaubens, daß die vier lateranischen Konzile nicht in Rom, sondern in der von ihm eigens entdeckten Stadt „Latran" stattgefunden haben, wie er sie denn auch gewissenhaft in seiner Liste aufführt.

Mannigfaltigkeiten.

Den ganz eigenthümlichen Eindruck, welchen das erste Erdbeben, das wir empfinden, sei es auch von keinem unterirdischen Getöse begleitet, in uns zurücklässt, schildert A. v. Humboldt im Kosmos wie folgt: „Ein solcher Eindruck, glaube ich, ist nicht Folge der Erinnerung an die Schreckensbilder der Zerstörung, welche unserer Einbildungskraft aus Erzählungen historischer Vergangenheit vorschweben. Was uns so wundersam ergreift, ist die Enttäuschung von dem angeborenen Glauben an die Ruhe und Unbeweglichkeit des Starren, der festen Erdschichten. Von früher Kindheit sind wir an den Kontrast zwischen dem beweglichen Element des Wassers und der Unbeweglichkeit des Bodens gewöhnt, auf dem wir stehen. Alle Zeugnisse unserer Sinne haben diesen Glauben befestigt. Wenn nun urplötzlich der Boden erbebt, so tritt geheimnißvoll eine unbekannte Naturmacht, als das Starre bewegend, als etwas Handelndes auf. Ein Augenblick vernichtet die Illusion des ganzen früheren Lebens. Enttäuscht sind wir über die Ruhe der Natur; wir fühlen uns in den Bereich zerstörender, unbekannter Kräfte versetzt. Jeder Schall, die leiseste Regung der Lüfte spannt unsere Aufmerksamkeit. Man traut gleichsam dem Boden nicht mehr, auf den man tritt. Das Ungewöhnliche der Erscheinung bringt dieselbe ängstliche Unruhe bei Thieren hervor. Schweine und Hunde sind besonders davon ergriffen. Die Krokodile im Orinoco, sonst so stumm wie unsere kleinen Eidechsen, verlassen den erschütterten Boden des Flusses und laufen brüllend dem Walde zu. Dem Menschen stellt sich das Erdbeben als etwas Allgegenwärtiges, Unbegrenzbares dar. Von einem thätigen Ausbruch-Krater, von einem auf unsere Wohnung gerichteten Lavastrom kann man sich entfernen; bei dem Erdbeben glaubt man sich überall, wohin auch die Flucht gerichtet sei, über dem Herd des Verderbens. Ein solcher Zustand des Gemüths, aus unserer innersten Natur hervorgerufen, ist aber nicht von langer Dauer. Folgt in einem Lande eine Reihe von schwachen Erdstößen auf einander, so verschwindet bei den Bewohnern fast jegliche Spur der Furcht. An den regenlosen Küsten von Peru kennt man weder Hagel, noch den rollenden Donner und die leuchtenden Explosionen im Luftkreise. Den Wolkendonner ersetzt dort das unterirdische Getöse, welches die Erdstöße begleitet. Vieljährige Gewohnheit und die sehr verbreitete Meinung, als seien gefahrbringende Erschütterungen nur zwei- oder dreimal in einem Jahrhundert zu befürchten, machen, daß in Lima schwache Oscillationen des Bodens kaum mehr Aufmerksamkeit erregen, als ein Hagelwetter in der gemäßigten Zone."

Aus Kaserno polis, 16. Okt., wird gemeldet: Der Kriegsminister erhielt heute ein Packet mit folgender Zuschrift: „Ew. Excellenz übersende ich in beifolgendem Packet das Modell einer Büchse, die so gut wie Nichts kostet, und durch welche keine Menschen verwundet oder getödtet werden, sondern Millionen glücklich gemacht werden. Dr. Ernst Heiter." Das Packet enthielt eine Sparbüchse.

Das größte Einkommen hat in Kalifornien der Steuerliste zufolge der vor 15 Jahren mit einigen hundert Dollars in der Tasche aus Hannover eingewanderte Zuckersieder Klaus Spreckles, nämlich 113,000 Dollars Gold.

Geschichtskalender.

6. Nov. 1632. Schlacht bei Lützen, Gustav Adolph's und Pappenheim's Tod.
7. Nov. 1307. Die ersten Eidgenossen versammeln sich auf dem Rütli.
„ 1810. In London wird die erste Straße mit Gas beleuchtet.

Da der Rebus in Nr. 248 nicht richtig gegeben war, so bringen wir ihn wiederholt:

M Sn

tragen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 258 Montag, 8. November 1869.

Von den Assisen.

(Fortsetzung.)

Eine Gasse, breit genug, um einen Mann durchzulassen, bildete sich, in welcher Paul, hinkend und voll Staub, in hoher, sichtlicher Aufregung erschien, vor die Schranken trat und gehört zu werden begehrte.

Die Geschworenen kehrten wieder auf ihre Plätze zurück und der Präsident befahl Paul, Namen und Stand zu nennen.

Er that dies.

Während dessen hatte Anna, welche seitwärts saß — ohne daß Paul sie sehen konnte, mit vorgebogenem Leibe und fliegendem Athem die Gestalt betrachtet, und strengte ihre Sinne an, Rechenschaft zu geben, wo sie diese Stimme gehört, diese Gestalt gesehen habe, aber nur wie ein Traum, nebelhaft und bleich, wollte die Erinnerung, aufdämmernd, immer wieder verschwinden. —

Da fiel sein Auge auf sie — und plötzlich wie elektrisirt, sprang Anna empor, zeigte mit bebender Hand auf Paul und rief:

„Dieser ist's! Er war es, der mich auf seinen Armen trug — und mich beinahe erstickte!"

Und Konstantin trat gleichfalls hervor und rief:

„Das ist die Gestalt, welche ich am Fenster eine Sekunde lang erscheinen sah!"

Und Claire sprach kräftig und fest:

„Die Züge dieses Angesichts sah ich, vom Monde beleuchtet, am Fenster erscheinen, als mich mein Vormund von Anna's leblosem Körper emporriß und mit dem Dolche mein Leben bedrohte — dieser Mann muß Alles gesehen haben, er spreche die Wahrheit und Gott richte zwischen ihm und mir, wenn er unwahr spricht!"

„Meine Herren Richter!" rief jetzt Paul, gleichsam gehoben zur Extase durch die Gegenwart des Wesens, welches er im Herzen trug und welches bereits einen anderen Menschen aus ihm gemacht — „ich bin gekommen, um die Wahrheit zu bezeugen! Ich habe mich, acht Stunden weit entfernt von hier, in der Nacht aufgemacht, um zu rechter Zeit hier einzutreffen — aber der Himmel wollte mir das gute Werk erschweren und ließ mich in der Morgendämmerung über einen im Wege liegenden Baumstamm stürzen und mich schwer am Fuße beschädigen. Mehr als zwei Stunden vergingen, ehe ich wieder weiter konnte und ich fühlte, daß ich nicht vorwärts kommen und zur rechten Zeit hier eintreffen würde — da ergriff ich ein weidendes Pferd und ritt auf demselben hierher. Meine Herren! mögen Sie Alle für mich Zeugen hier sein, daß ich das Pferd nur nahm, um meine gute Absicht erreichen zu können und hier vor Ihnen zu erscheinen. Drunten steht ein Bursche, der das Pferd hält und es zurück bringen wird.

Ja, meine Herren, die Angeklagte hat die reine volle Wahrheit gesprochen.

Ich kann Ihnen den Hergang erzählen, vom ersten Moment jener unglücklichen Nacht an — bis zu dem Augenblicke, da Sie Befehl gaben, Herr Untersuchungsrichter, der Sie gleich nach dem Arzte Dr. Ramler in's Haus des Unglücks kamen, den Garten zu durchsuchen — denn eine Sekunde darauf verließ ich mit meinem Bruder André den Garten, warf die Hinterthür in's Schloß und wir eilten auf einen nur uns bekannten Landungsplatz zu, wo unser Kahn stand und verschwanden im Dunkel der Nacht."

Nun erzählte Paul, wie er und sein älterer Bruder von Herrn Larmond gedungen worden seien, ein junges Mädchen aus dem Kabinette, in welches er selbst den einen von ihnen nach elf Uhr Nachts einführen würde, während der andere am Fenster zu bleiben habe, fortzubringen, um sie in ihrem einsam gelegenen Fischerhause zu bewahren, bis er selbst sie abholen werde.

Herr Larmond hatte ihnen, die sich anfangs sträubten, auf den gefährlichen Handel einzugehen, gedroht, sie pfänden zu lassen um den rückständigen Zins und vom Häuschen zu vertreiben — und als er ihnen noch Geld geboten, da seien sie den Handel eingegangen und hätten weiter nichts, als eine heimliche Liebschaft des alten Herrn bei der Geschichte vermuthet.

„Als ich aber", fuhr Paul in seinem Berichte fort — und im ganzen Saale herrschte eine tiefe Stille — „als ich aber das junge schöne Mädchen sah, wie es schuldlos wie ein Kind schlafend dalag, als ich den verbrecherischen Blick des alten Sünders auf sie gerichtet sah, als er mir befahl, sie auf meine Arme zu nehmen und, in Decken gewickelt, meinem am Fenster stehenden Bruder hinaus zu reichen, der sie durch den Garten mit mir zum Kahne tragen sollte, wo bereits Mäntel und Kleider für sie lagen — als das schlafende Kind plötzlich

Digitized by Google

erwachte und mir einen Blick zuwarf, so voll Entsetzen, wie der Schrei, den es ausstieß — so drückte ich es fest und kräftig an meine Brust, theils um es schweigsam zu machen, theils auch und hauptsächlich, um ihm durch diese aus meinem Herzen kommende Bewegung zu sagen: „Dir soll nichts geschehen, ich werde Dich schützen!“ — aber das arme Wesen verstand mich nicht — und ward blaß wie eine Lilie, bleich, wie eine Leiche und der Kopf fiel wie todt zurück. Mein Gott! sie mochte wohl über mein wildes Gesicht erschrecken und ein bischen zu stark mocht' ich sie wohl auch an mich gedrückt haben! — In diesem Augenblicke erschien eine Frauengestalt in der Thür nach dem anstoßenden Zimmer — und ich, in der Meinung wir seien entdeckt, ließ das leblose Mädchen aus meinen Armen und sprang schnell zum Fenster hinaus, wobei ich mein Messer verlor, welches ich beim Fischfang zum Schnittreabschneiden brauche und aus Vorsicht wie immer eingesteckt hatte.

Vor dem Fenster, am Baume gelehnt, übersahen wir, mein Bruder und ich, die ganze Scene und als Herr Larmond leichenblaß sich an das Fenster lehnte, offenbar rathlos, was er jetzt beginnen solle, da die herbei gekommene Person, eine junge Dame, diese hier, welche so ungerechter Weise auf der Stelle der Angeklagten steht, sich laut schreiend über das am Boden leblos liegende junge Mädchen, jene Dame dort, welche so blaß und krank aussieht, warf, da gab mein Bruder ihm durch Pfeifen ein Zeichen, daß wir hier und zu seinem Dienste bereit seien.

Wir sahen gleich darauf Herrn Larmond die junge Dame mit seinem Dolche bedrohen, wir sahen den fürchterlichen Kampf, den sie gegen ihn zu bestehen hatte, der mehrmals nahe daran war, ihr die Brust zu durchstoßen — wir hörten ihn die schrecklichsten Flüche ausstoßen und schwören, sie müsse von seiner Hand sterben, so gut wie die am Boden liegende, was ich nimmermehr geduldet hätte — denn — hielt mich mein viel stärkerer und mir an Kräften weit überlegener Bruder nicht mit seinen Fäusten, wie in einem Schraubstock fest, damit ich mich nicht einmischen sollte — so würde ich die Kraft des Tigers empfunden und mich losgerissen haben, wenn jenem Mädchen etwas geschehen wäre, welches ich — an meine Brust gedrückt und dem ich Schutz gelobt hatte, wenn auch nur im Stillen.

(Schluß folgt.)

Karl Brater †.

(Ein Nekrolog.)

Karl Brater wurde geboren am 27. Juni 1819 zu Ansbach, wo sein Vater damals als Rath am Appellationsgerichte wirkte. Er blieb der einzige Sohn seiner an Charakter und Geist ausgezeichneten Eltern, ihre höchste Freude und ihr Stolz. Mit drei ihn überlebenden Schwestern verband ihn bis zu seinem Tode ein inniges geschwisterliches Verhältniß. Im Jahre 1829 wurde der bereits an einem Brustleiden kränkelnde Vater als Oberappellationsgerichtsrath nach München berufen. Nur wenige Jahre noch sollte ihm beschieden sein, die Erziehung des feurigen, reichbegabten Sohnes zu leiten, dessen eminente Geistesgaben und — es muß dies erwähnt werden — dessen feines, scharfes und unbeugsames Rechtsgefühl schon in den Knabenjahren sich lebhaft äußerten und die schönsten Hoffnungen erweckten. Seine Jugendgenossen erinnern sich seiner für das Knabenalter seltenen Selbstständigkeit, so wie einer gewissen dialektischen Schärfe, die sich später beide so bedeutsam entwickeln sollten. Wie in einer Vorahnung seiner späteren Thätigkeit gründete der junge Brater schon in der ersten Gymnasialklasse mit zwei Jugendfreunden und Mitschülern eine literarische Wochenschrift unter dem Titel „der Tauschhandel“, die den Vater, als sie zu seiner Kenntniß kam, mit innerlichster Freude erfüllte, wenngleich das jugendliche Unternehmen als verfrüht von anderer Seite eingestellt wurde. Das zunehmende Brustleiden des Familienhauptes veranlaßte die Familie Brater im Herbst 1833 zu einem längeren Aufenthalte in Meran. Karl trat, nachdem er die Ferien mit den Eltern zu Meran verlebt, in das sogenannte holländische Institut zu München ein, um seine Gymnasialstudien fortzusetzen. Der im Jahre 1834 in Meran erfolgte Tod des Vaters erschütterte ihn tief.

Noch mit Auszeichnung zurückgelegten Gymnasialstudien begab er sich zunächst nach Erlangen, wo Mutter und Geschwister eine neue Heimath gefunden hatten, studirte zuerst dort, dann in Heidelberg und Würzburg mit großem Eifer Jurisprudenz; es galt ihm, sich tüchtig zu machen zu dem Kampf für die höchsten nationalen Bestrebungen, wie für die Verwirklichung des Rechtsstaates, deren Entwicklung er mit glühender, unauslöschlicher Begeisterung von früher Jugend an in allen Phasen folgte. Dabei blieb er der Pflege der höchsten idealen Ziele nicht ferne, wie der reiche Kreis seiner Universitätsfreunde, unter welchen ihm der von ihm geliebteste, glänzend begabte Jugendfreund Theodor Rohmer, die Brüder Pfaff, Fabri u. A. am nächsten standen, sich wohl zu erinnern weiß.

Nach im Dezember 1843 bestandenen Staats-Examen — er bekam in allen Fächern die erste Note, und unter 18 Geprüften den ersten Platz — widmete er sich der juristischen Praxis, arbeitete in Nürnberg und München als Advokaten-Konzipient und als Accessist, bis er im Jahre 1847 ins bayerische Justizministerium berufen wurde, um bei der Gesetzgebungs-Kommission verwendet zu werden. Die ruhige Klarheit seines Geistes, sein scharfer Verstand und eine unbestechliche Logik hatten ihn bereits als einen Juristen von großer Zukunft bemerklich gemacht.

Dort trat er im regsten persönlichen und geistigen Verkehr mit den ihm von Jugend auf enge befreundeten Brüdern Friedrich und Theodor Rohmer († 1856); im Hause Friedrich Rohmers lernte er zuerst den damals in München angestellten berühmten Staatsrechtslehrer Bluntschli kennen, mit dem ihn später eine große literarische Arbeit engstens verbinden sollte. Der Ideenaustausch mit den Brüdern Rohmer wurde, wie er oft anerkannte, für seine politisch-publizistische Wirksamkeit, wie für seine religiöse und philosophische Anschauung von eingreifender Bedeutung. Einige Monate verflossen so in angenehmster Weise für ihn, als 1848 die französische Februar-Revolution alle politischen Verhältnisse, auch die seines geliebten Heimathlandes Bayern auf den Grund erschütterte. Mit jugendlichem Feuer und dem heißen Drang des deutschen Patrioten, der die Ziele seiner Ideale der Verwirklichung näher zu bringen hofft, warf sich Karl Brater in die lebhafte politische Strömung, welche damals die Hauptstadt München ergriff. Seine erste Schrift über die „Reform des Erbrechts", angeregt durch die Ideen Friedrich Rohmer's (die Monarchie und der vierte Stand) und die sozialen Forderungen jener nach allen Seiten tiefbewegten Zeit, erschien in diesen Tagen.

Bei den Wahlversammlungen zu Parlament und Landtag trat der junge Mann damals zuerst mit Erfolg als Redner auf, und entwickelte, in Verbindung mit den Brüdern Rohmer, eine lebhafte publizistische Thätigkeit in Mittheilungen an den Nürnberger Korrespondenten und die Augsburger Abendzeitung, welche durch maßvolle Haltung bei aller kritischen Schärfe, wie durch ihren glänzenden Styl allgemein Aufsehen erregten. Lange war seines Bleibens nun nicht mehr in einer immerhin gebundenen Stellung zu München. Ihm war die Herstellung deutscher Einheit und die Verwirklichung des freiheitlichen Rechtsstaates ganzer, voller, heiliger Ernst. Als im Sommer 1848 an ihn die Aufforderung erging, die Redaktion der Ausburger Abendzeitung zu übernehmen, folgte er sofort und mit Freuden diesem Rufe, und redigirte diese Zeitung einige Monate in einer Weise, wie man es nur von dem später gerade auf diesem Gebiete so eminenten Manne erwarten konnte.

In dieser Wirksamkeit verharrte er, bis ein ehrenvoller Ruf aus Nördlingen an ihn erging, welcher ihm die dort in Erledigung gekommene Bürgermeisterstelle antrug. Brater, von jeher der Verwaltung mit besonderer Vorliebe zugethan, hoffend, in seiner Stellung als Gemeindebeamter der nationalen und freiheitlichen Sache ersprießliche Dienste leisten zu können, nahm an, und wurde in der zweiten Hälfte des November 1848 als Bürgermeister installirt.

(Fortsetzung folgt.)

Leben, ein Traum!

Es schließt sich freundlich dir ein Blüthengarten,
Von des Lebens Morgenroth bestrahlet;
Du trittst hinein erreget von Erwarten,
Süße Freude deine Züge malet!

Doch juble nicht zu bald der list'gen Freuden,
Blendend dich mit ihrem falben Schimmer,
Mit Blumen deckend lebensschwere Leiden,
Bald entrinnst du ihren Schlingen nimmer!

Entrinne! Rette! rufet dir entgegen
Die bange Brust, sie fühlet jetzt die Schlingen,
Zu spät doch ist's auf den versperrten Wegen,

Die Blumen deinen Blicken nun entschwinden,
An die dein Herz und deine Seele hingen;
Du suchst das Eden — kannst es nimmer finden.

E. Laummers.

Mannigfaltigkeiten.

Der Marquis von Westminster ist, 73 Jahre alt, nach kurzer Krankheit gestorben, und es folgt ihm sein Sohn, bisher Earl Grosvenor und liberales Unterhaus-Mitglied für Chester. Der Verstorbene stand in dem Rufe, der reichste Mann Englands zu sein; sein jährliches Einkommen wurde auf 500,000—600,000 £ veranschlagt. Der Grundbesitz der ganzen Umgegend von Belgraphia — dem reichsten Stadtviertel Londons — war von seinem Großvater um die Mitte des vorigen Jahrhunderts angekauft worden. Damals bestand die ganze Fläche aus einem einzigen Sumpfe, aus dem sich in der zweiten Hälfte des vorigen und Anfangs dieses Jahrhunderts nach und nach das elegante London erhob. Binnen wenigen Jahren werden die langen Pachtverträge für diesen Grundbesitz erlöschen, und mit ihm fallen dann die sämmtlichen darauf erbauten Häuser an den jetzigen Marquis zurück, dessen Vermögen sich hierdurch bedeutend vermehren, vielleicht sogar verdoppeln wird. Ueber die ungemeine Sparsamkeit, oder gar Knauserei, welche der Verstorbene mit seinem fabelhaften Reichthum verband, sind die mannigfachsten Anekdoten in Umlauf, und in der That konnte man ihn oft genug mit dem Reisesack in der Hand von dem Charing Cross Bahnhofe zu Fuß nach Hause gehen sehen, um — wie die Welt behauptete — den Shilling für die Droschke zu ersparen. Bei einzelnen Gelegenheiten jedoch hat der Marquis sich als eine ungewöhnlich offene Hand gezeigt, und zwar nicht blos bei solchen Gelegenheiten, wo man hätte glauben können, es sei Eitelkeit mit im Spiele.

Digitized by Google

In der letzten Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften wurde eine Mittheilung des Herrn P. Duchemin über die Ursache des Meerleuchtens vorgelegt. Nach dieser Mittheilung ist das Meerleuchten keine Folge eines besonderen elektrischen Zustandes des Meerwassers, sondern die Wirkung von Infusorien der Gattung noctiluca miliaris, welche die Gestalt ganz kleiner Kügelchen haben. Die Beobachtungen des Herrn Duchemin haben ergeben, daß die Bewegung des Wassers das Leuchten vermehrt. Wenn man eine Flasche mit dem leuchtenden Seewasser füllt, kann man durch Schütteln der Flasche das Wasser wiederholt zum Leuchten bringen. Wenn man das Wasser erwärmt bis zu 39°, so steigert sich das Leuchten; bei 41° jedoch sterben die Infusorien und das Leuchten hört auf. Ebenso steigert sich das Leuchten bei einer starken Erkältung des Wassers. Das Leuchten gewinnt auch an Stärke durch Zusatz zu dem Wasser von verdünnten Säuren oder Alkohol, dagegen hört es bei dem Zutritt von süßem Wasser sogleich auf. Auch die Elektricität wirkt sehr stark auf die Leuchtkraft dieser Infusorien. Derselbe Forscher schreibt diesen Infusorien ebenfalls die Wirkung des Seewassers auf die Haut empfindlicher Personen zu, die bekanntlich nach wiederholten Seebädern einen Reiz der Haut wie von Brennnesseln empfinden.

[Gespensterspuk.] In einem abgebrannten Städtchen des Schwarzwaldkreises ereignete sich vor Kurzem folgende wahrhaftige Geschichte: Ein Bürger saß in der Abenddämmerstunde in einem unnennbaren Gemach seines neuerbauten Hauses, dessen Fensteröffnung noch nicht mit einem Fensterchen versehen war. Ohne etwas Böses zu ahnen, fühlte er plötzlich auf seinem Haupte ein leises Krabbeln, welches ihn veranlaßte, unwillkürlich nach dem Kopfe zu greifen. Allein, o Schrecken, er fühlte einen fremden haarigen Gegenstand auf seinem Kopfe festsitzen. Ein Versuch, sich desselben zu entledigen, hatte nur die Folge, daß sich das Ungethüm mit spitzen Krallen immer fester nach allen Seiten in den Kopf einkrallte. Nunmehr war es kein Zweifel mehr, daß der lebendige Gottseibeiuns dem Armen einen Besuch gemacht hatte. Wer wollte es ihm verargen, daß er nun in der Angst seines Herzens aus voller Kehle um Hilfe rief? Diese ward ihm denn auch bald. Die Hausgenossen kamen zahlreich und wohlbewaffnet auf den Schauplatz des Attentats und mit ihrer Hilfe gelang es denn auch über Erwarten schnell, den bösen Feind in Gestalt einer — Nachteule glücklich zu erlegen.

[Zur Charakteristik der Raucher.] Eine englische Zeitung bringt folgende Raucherbeobachtungen: 1) Wer die Cigarre tief in den Mund steckt, ist eine skeptische verschlossene Natur. 2) Wer die Cigarrenspitzen mit den Zähnen abbeißt, ist gleichgültig, unbesorgt. 3) Wer sich einer Bernsteinspitze bedient, ist ein delikater, verwöhnter Mensch. 4) Wer helle leichte Cigarren verlangt, ist ein Freund von Ballets, feinen Weinen und Kuchen. 5) Wer die braunen dicken Cigarren vorzieht, spielt stark auf der Börse und verträgt starke Getränke. 6) Wer eine Cigarre zu Ende raucht, ist ein beständiger Ehemann, ein treuer Freund und beharrlicher Mensch. 7) Wer die Cigarre — halb konsumirt — wegwirft, ist blasirt und flatterhaft wie ein Nachtfalter. 8) Wer seine Cigarre oft verlöschen läßt, hat ein schlechtes Gedächtniß und ist kein Mathematiker. Wenn man wissen will, ob eine Cigarre gut ist, so werfe man sie auf die Erde; springt sie in die Höhe, so ist sie feucht; bleibt sie auf dem Platze, wie eine feste unbewegliche Masse, dann ist sie ausgezeichnet (oder auch nicht.)

Auf einem der kleineren Theater von London wird jetzt ein Drama gegeben unter dem Titel: „Traupmann, oder: Der menschliche Tiger." Die Details des Mordes von Pantin werden mit ziemlicher Treue wiedergegeben. Man sieht auf der Bühne, wie Frau Kinck mit ihren Kindern ermordet wird, wie Traupmann sich, um der Verfolgung zu entgehen, ins Wasser stürzt u. s. w. Der letzte Akt ist der effektvollste. Traupmann steht vor den Assisen und leugnet mit frecher Stirn alle Schuld. Plötzlich entsteht draußen ein wilder Lärm, die Thür öffnet sich — und herein tritt — Kinck, der Vater. Niedergeschmettert von der unerwarteten Erscheinung, bricht der Mörder zusammen und gesteht zur Genugthuung der enthusiasmirten Zuschauer seine Unthat ein.

Homonyme.

Wem es natürlich angehört,
Ist es zum Schutz und Schmuck beschert;
Man kann von ihm geschickt und kunstreich machen
Gar viele gute, schöne, schmucke Sachen.

Es reizt zur Reise und zur Jagd,
Es ruft ins Feld, und treibt zur Schlacht,
's hat manches gute, schöne Buch geschrieben,
Das Viele gerne lesen, schätzen, lieben.

Geschichtskalender.

8. Nov. 1620. Schlacht am weißen Berge, Friedrich der Winterkönig, flieht.
„ 1850. Feindliche Situation bei Bronzell.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 259 Dienstag, 9. November 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Vorwärts!“ sagte Boishardy, „in aller Stille, folgt mir!“

„Wo ist Keinec?“

„Er ist als Plänkler voran.“

„Still! man schlägt sich an einem der Stadtthore.“ Es kam herbeigelaufen. „Lafleur hat angegriffen!“ er athemlos.

„Dann sind wir gerettet; vorwärts!“ Und Alle zten dem Edelmann nach in der Richtung gegen das dtthor.

„Wie kommt es nur, daß Lafleur bereits da ist?“ te Marcof.

„Ich hatte, während Ihr fortwaret, Keinec zu ihm ckt mit dem Befehle, sich der Stadt zu nähern,“ e Boishardy, „nur hat er zu zeitig angegriffen.“

„Das thut nichts, wenn er sich nur bis zu unserer kunft hält.“

„O, er wird sich halten; er muß die Thorwache rrumpelt haben, er hatte die Parole.“

„Wer hat sie ihm gegeben?“

„Ich.“

„Ihr, Boishardy?“

„Ja. Wißt Ihr, wer der Mann war, den Keinec P nard gefangen hatte?“

„Nein.“

„Es war Fougueray.“

„Fougueray?“

„Ja,“ erwiderte Boishardy, „es war Fougueray, i ihm hatte ich die Vollmacht Carrier's gefunden, die is dazu behülflich war, in das Gefängniß einzudrinr hat mir die Parole gesagt, die ich Lafleur mittheiln ließ, und mit deren Hülfe Keinec vor die Stadt langen und Yvonne bei unseren Leuten in Sicherheit ingen konnte. Ich hatte ihn zum Sprechen gebracht.“

„Und was ist aus ihm geworden?“

„Er ist todt.“

„Todt?“

„Ja, die Schmerzen und der Blutverlust haben ihn getödtet.“

„Alle Wetter!“ rief Marcof, „so werde ich dann nie mehr die Wahrheit erfahren, nie erfahren, wer der Mann eigentlich war.“

„O ich kann es Dir sagen,“ fiel Pietro in die Rede, „jener Mann war Niemand Anderer als Diego, der Banditenführer in den Abruzzen, dessen Bande Du in jener Nacht, wo Du uns verließest, vernichtet hast. Erinnere Dich der beiden ermordeten Edelleute, des jungen Fräuleins, das Du gerettet hast, und Du wirst die Wahrheit errathen.“

„O jetzt begreif' ich . . .“

„Achtung!“ fiel Boishardy in die Rede, „wir stehen dem Feinde gegenüber!“

Sie waren beim Stadtthor angekommen. Ein lebhaftes Flintengeknatter verkündigte, daß die republikanischen Soldaten trotz der Ueberrumpelung tapferen Widerstand leisteten. Sie hofften auf Succurs. Derselbe rückte auch bereits an. Man hörte schon den nahenden Trommelwirbel. Marcof und Boishardy fuhren ein, daß der Kampf unmöglich wurde, daß man um jeden Preis die Passage erzwingen mußte. Marcof ließ den bekannten Ruf der Chouans ertönen. Lafleur hörte ihn und gebot sofort seinen Leuten, sich zurückzuziehen. Die Sansculotten jubelten über das Weichen ihrer Gegner und stürzten ihnen nach. Die Passage wurde dadurch frei. Boishardy und seine Begleiter benutzten dieselbe.

Lafleur, der etwa zweihundert Mann bei sich hatte, hielt den Anprall der Sansculotten tapfer aus. Er zog den Kampf so lange hin, bis er die Gewißheit hatte, daß die Fliehenden in Sicherheit waren. Alsdann gab er ein bestimmtes Zeichen, auf welches sich seine Leute rasch wie der Blitz nach allen Seiten zerstreuten und mit Benützung der finstern Nacht wie vom Boden verschwanden. Der Offizier, welcher die republikanischen Truppen kommandirte, wagte keine Verfolgung; er fürchtete einen Hinterhalt.

Marcof, Boishardy und die Uebrigen erreichten glücklich St. Etienne. Alle waren überglücklich; Marcof hatte seine Mission erreicht, sein Bruder war gerettet; nur Keinec war düster und traurig.

„Warum bin ich nicht gefallen?“ sagte er zu sich selbst, indem er Yvonne betrachtete. „Sie liebt noch immer Jahona.“

Digitized by Google

XLIII.

Im äußersten Südwesten Europa's, an der Einfahrt der schmalen Meerenge, welche Spanien von Afrika scheidet, liegt die wunderherrliche Bai von Algeziras.

Seit dem Augenblick, wo Marcof und seine Freunde glücklich aus Nantes entkamen, sind dreizehn Monate verflossen. Wir befinden uns im Monat Januar 1794.

Es ist zehn Uhr Vormittags, das Wetter ist heiter und sonnig. Eine starke Brise weht vom Westen her und füllt die Segel eines netten, flinken Fahrzeugs, welches eben um die Vorgebirge von Gibraltar biegt und auf die Bucht von Algeziras zusteuert. Das Fahrzeug war der uns wohlbekannte Lugger „Jean-Louis." Vorn an der Schanzverkleidung stand der alte Bervic und betrachtete mit gleichgültigem Blicke die herrliche Landschaft, die sich vor seinen Augen entrollte. Am Hintertheile des Schiffes befand sich eine Gruppe von fünf Personen. Marcof, Kerner, Jakoua und Pietro umstanden eine Dame von ungefähr vierzig Jahren mit blonden Haaren, mageren Zügen und melancholischem Gesichtsausdruck. Sie horchte mit sichtlicher Spannung auf die Worte Marcof's, der eben eine längere Erzählung beendete.

„Und dann?" fragte sie, als sie sah, daß Marcof abbrach.

„Das Weitere kann Ihnen Pietro erzählen," erwiderte der Seemann.

Die Dame wandte sich an den Italiener. „Sie haben gehört, mein Freund. Wollen Sie darum mit Ihrer Erzählung anfangen. Vergessen Sie ja nichts; erzählen Sie die kleinsten Umstände, denn ich nehme an Allem Interesse, und kehren Sie sich nicht an die Thräne, die ich bei Ihrer Erzählung etwa vergießen sollte."

(Fortsetzung folgt.)

Karl Brater †.

(Fortsetzung.)

Wenige Monate nachher gründete er den eigenen Herd, indem er sich mit Fräulein Pauline Pfaff (einer Tochter des Erlanger Universitätsprofessors Pfaff) ehelich verband. Er fand in der mit zwei innig geliebten Töchtern gesegneten Ehe das höchste Glück seines Lebens. Der heitere, geistesfrische Lebensmuth, die seltene Charakterstärke seiner Gattin, einer vortrefflichen, echt deutschen Frau, welche mit dem geliebten Manne ihrer Wahl ein bewegtes, äußerlich oft sorgenvolles und unstätes Leben zu theilen hatte, und in stets gleichmäßig heiter Stimmung theilte, welche seinen politischen und individuellen Bestrebungen mit der höchsten und innigsten Theilnahme folgte, hielt ihn in den schwersten Zeiten seines Lebens aufrecht und war ihm bis in die letzten schweren Leidensjahre Freude, Erquickung und höchster Stolz. Denn es darf nicht übersehen werden, daß nur das so überaus glückliche Familienleben ihm eine fast beispiellose, nie ruhende politische und literarische Thätigkeit ermöglicht hat. Seiner ganzen Anlage nach hatte er weder Neigung noch Muße, mannigfaltigen sozialen Ansprüchen zu genügen, dagegen fand er im Umgange mit wenigen ihm näher stehenden Freunden und Gesinnungsgenossen, namentlich aber im Kreise seiner Familie diejenige Erholung, deren er doch absolut bedurfte. In solchen Kreisen konnte er die liebenswürdigste Heiterkeit, einen gewissen kaustischen Witz und seine umfassende literarische Bildung erst vollständig entfalten. Er war keineswegs ein trockener Jurist oder ganz von seiner nächsten Aufgabe absorbirter Politiker; ein idealer Zug durchleuchtete sein Fernerstehenden zuweilen kalt und formell erscheinendes Wesen. In solchen Momenten verklärten sich die feinen geistigen Züge seines Antlitzes selbst in den letzten leidensvollen Jahren, wo sie vielleicht durch angestrengte Arbeit durchfurcht erschienen. Ueber die Erziehung seiner Töchter wachte er auch in den bewegtesten und arbeitsvollsten Zeiten, welche seine ganze Kraft in Anspruch nahmen, mit größter Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit. Sein höchster Genuß war, mit den Seinigen einige Sommerwochen in den Alpen zuzubringen.

Sein Wirken als Gemeindebeamter sollte nicht viel mehr als zwei Jahre andauern. Die schwere Reaktionszeit, deren Anfänge schon bei seiner Wahl zum Bürgermeister sich erkennen ließen, brach herein, und Brater gerieth mit dem an der Spitze der Keilsregierung und der reaktionären Partei stehenden Regierungspräsidenten von Welden in stets schärfere Konflikte und Mißhelligkeiten. Brater war nicht der Mann, weder den Rechten der Gemeinde etwas zu vergeben, noch sich selbst einem Willkürregimente zu fügen. Er hatte dabei einen schweren Stand in Nördlingen selbst, wo er einerseits mit ganzem Mannesmuthe demagogische Auswüchse, wie sie die Gährung der Zeit an die Oberfläche trieb, zu bekämpfen, andererseits sich eines nun längst beseitigten reaktionären Elementes in der Bürgerschaft, welches Welden großgezogen, zu erwehren hatte.

Seine energische Thätigkeit für Anerkennung der Reichsverfassung im Jahre 1850, seine Anregung einer (übrigens nicht zur Ausführung gelangten) Massen-Deputation der Schwesterstädte konnte den fast unheilbar gewordenen Riß in den Beziehungen zur Kreisregierung nur erweitern. Es gelang zwar nicht, in einer gegen Brater eingeleiteten Disziplinaruntersuchung irgend Etwas gegen seine musterhafte Geschäftsführung aufzufinden, es gelang nicht, ihn wegen seiner Thätigkeit für die Reichsverfassung als Hochverräther in Untersuchung zu ziehen, wozu man nicht übel Lust hatte; aber Brater mußte sich sagen, daß er unter dem Druck dieser Verhältnisse für das Wohl des seiner Leitung anvertrauten Gemein-

wesens eine gedeihliche Wirksamkeit nicht mehr entfalten könne. Er legte im Januar 1851 zum höchsten Leidwesen der großen Mehrheit der Bürgerschaft sein Amt nieder.

Es war ein schwerer Entschluß für den mit einem bewundernswürdigen Organisationstalent ausgestatteten, der Verwaltung mit voller Neigung zugethanen Manne, aus jeder praktischen Wirksamkeit auszuscheiden; denn auf den Staatsdienst mußte ein Mann von diesem Schlage nach solchen Vorgängen auf immer verzichten, wie ihm wohl bewußt war. Der einzige Versuch, welchen er einige Jahre später aus Sorge für seine Familie machte, sich um eine Advokatur zu bewerben, scheiterte vollständig, da die Regierung ihm statt dessen eine Stelle als Staatsanwalt anbot, was er der ganzen damaligen Lage der Verhältnisse nach fast als Hohn auffassen mußte.

Sein mit reiflicher Ueberlegung gefaßter Entschluß war nicht zu erschüttern, aber auch keinen Augenblick beschlich den ohne alle äußere Mittel dastehenden Mann Muthlosigkeit. Sein Ziel war ihm klar: Er wandte sich mit voller Kraft der Wissenschaft und der politischen Arbeit für das deutsche Volk, wie für sein Heimathland Bayern zu. Zunächst lebte er mehrere Jahre in Nördlingen zurückgezogen, glücklich in seiner bescheidenen Häuslichkeit als Privatmann, dabei fort und fort den von ihm in ausgezeichneter Weise organisirten Gewerbeverein leitend, und jedem Bürger mit der größten Uneigennützigkeit und Aufopferung Rath ertheilend.

1850 erschien seine Schrift „Bemerkungen über den Entwurf einer Gemeindeordnung für das Königreich Bayern". Unter lebhafter Mitwirkung des ihm nahe befreundeten, im Tode längst vorangegangenen Buchhändlers Karl Beck, gründete er im Jahre 1851 die (von ihm bis Ende 1860 redigirten) Blätter für administrative Praxis, eine Zeitschrift, welche in dieser Art die erste war und mustergiltig für Deutschland wurde, welche durch ihren Vorgang wie durch ihren Gehalt nicht bloß in Bayern fruchtbringend gewirkt, hier aber durch wissenschaftliche Feststellung der Grenzen zwischen Verwaltung und Justiz, wie zwischen den Rechten und Befugnissen des Staats und der Gemeinde der seitdem erfolgten Verwaltungs-Organisation und der Reform der Gemeindegesetzgebung mächtig vorgearbeitet hat.

Daneben lief in den nächsten Jahren eine sehr bedeutende literarische und publizistische Thätigkeit: seine Ausgabe der bayerischen Verfassungsurkunde (welche seitdem 3 Auflagen erlebte, die letzte erschien zum Jubiläum der Verfassung), Kommentare zum Preßgesetz, Forstgesetz, Distrikts- und Landrathsgesetz (letztere in der Dollmann'schen Sammlung), die Bearbeitung des ersten Bandes der zweiten Auflage von Seuffert's Kommentar über die bayerische Gerichtsordnung — von den bayerischen Juristen als ganz vorzüglich anerkannt. — Ferner die Schriften: „Die bayerischen Gewerbsvereine in den Jahren 1848—53", „Studien zur Lehre von den Grenzen der zivilrichterlichen und der administrativen Zuständigkeit mit besonderer Rücksicht auf bayerisches Recht". 1857 erschienen von ihm verfaßt oder herausgegeben: „Fliegende Blätter aus Bayern I. Die Münchener Professorenberufungen und die Ultramontanen II. Besoldungsnoth und Verwaltungsreform II. Deutschland und Dänemark."

(Fortsetzung folgt.)

Zum 10. November, dem Geburtstage Schiller's.

Ein sanfter Strahl der ersten Himmelsröthe
Verkündet still des Tages neuen Gruß,
Von ferne tönet eine Hirtenflöte,
Sie ladet ein zum Leben, zum Genuß.
Aus Engelräumen hören wir Gebete,
Und Erd' und Himmel schmilzt in einem Kuß.
Dies selige Gefühl ist nicht zu künden,
Man kann es nur in Deinen Liedern finden.

Der junge Mai erweckt die Duftgestalten,
Die aus der Erde Schoos zum Lichte blüh'n,
Die sich in reichster Farbenpracht entfalten,
Und selbst dem Strahlengott entgegenglüh'n;
Auf solcher Flur darf wohl die Liebe walten,
Die Freundschaft flicht das frische Immergrün.
Doch, wo erblicken wir dies Eden wieder?
Du gabst es uns, es sind ja Deine Lieder.

Der rauhe Nord erbraust in Ungewittern,
Verwüstend zieht er durch den Blüthenraum,
Die Blumen neigen sich, die Sträuche zittern,
Gebrochen sinkt ein lebensfrischer Baum —
Der Herrliche! so frühe zu zersplittern!
Es war sein Loos nach kurzem Erdentraum;
Und dieser Baum warst Du, nicht Deine Lieder —
Sie blühen fort, doch Du — erstehst nicht wieder.

Vermischtes.

Man schreibt aus München vom 6. November: Aus der gestrigen Sitzung des obersten Gerichtshofes ist folgender interessante Fall hervorzuheben. Der Schleifermeister E., früher in Nürnberg behausset, hat am 2. Juli 1867 zu Paris eine Zivilehe vor der X. Mairie eingegangen, nachdem das zweimalige Aufgebot vorausgegangen war. Er verließ aber schon im September desselben Jahres seine Frau und ging am 10. Mai 1848 zu Regensburg, wo er nach protestantischem Ritus getraut wurde, eine Ehe mit der Schleis

fermeisters-Wittwe W. ein und wurde deßhalb vom Appellationsgericht der Oberpfalz wegen Vergehens mehrfacher Ehe zu zweijähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Die hiegegen erhobene Nichtigkeitsbeschwerde gelangte gestern vor dem obersten Gerichtshof zur Verhandlung und wurde vom k. Advokaten Dr. v. Auer mit ausgezeichneter Rede und vollem Erfolge vertreten, indem, dessen Antrag entsprechend der oberste Gerichtshof das Erkenntniß des Appellationsgerichtes vernichtete und den Angeklagten sofort freisprach. Das oberstrichterliche Erkenntniß stützt sich darauf, daß sich des Vergehens in Art. 219 des St.-G.-B. nur Derjenige schuldig mache, welcher bei fortdauernder giltiger Ehe eine neue Ehe eingeht. Die von E. zu Paris geschlossene Zivilehe könne jedoch als eine giltige nicht betrachtet werden, denn nach der Verordnung vom 12. Juli 1808 seien die ohne obrigkeitliche Bewilligung außer Landes geschlossenen Ehen ungiltig. Bei dieser zwingenden Bestimmung, welcher E. auch während seines Aufenthalts in Paris unterworfen war, komme nicht mehr in Betracht, daß die von ihm dortselbst eingegangene Ehe in Frankreich Geltung hatte, und bei dem klaren Wortlaut, welchen die Verordnung von 1808 enthalte, habe es auch keiner gerichtlichen Nichtigkeitserklärung dieses von Anfang ungiltigen Rechtsaktes bedurft. Dieses Urtheil erscheint als eine streng logische Konsequenz der Verordnung vom 12. Juli 1808; die neue, erst im September 1868 ins Leben getretene Ehegesetzgebung hat diese Bestimmung nicht nur beibehalten, sondern sie sogar auf Ehen ausgedehnt, die im Inlande ohne Einholung des vorschriftsmäßigen Zeugnisses geschlossen wurden.

[Das Geschenk des Sultans für das Germanische Museum.] Die österreichische Panzerfregatte „Salamander", befehligt vom Fregattenkapitän Ritter v. Eberle, ist aus dem Orient heimgekehrt und hat die durch den Prof. Essenwein für das Germanische Museum in Nürnberg ausgewählten, von der h. Pforte der bayerischen Regierung zum Geschenk gemachten antiken Bronze-Geschütze (aus dem Mittelalter) mit sich gebracht. Die Einschiffung derselben in Rhodos war mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden, da sie erst von den Festungsmauern an den Strand gebracht, eine derselben sogar von der Außenseite eines Thurms an die See herabgelassen werden mußte. Es sind fünf Stück. Die größte derselben ist mit dem Bildniß des heil. Johannes geziert, hat 95 Ctr. Gewicht, 15 Fuß Länge und 8¼ Zoll Durchmesser der Rohrmündung. Sie trägt außer jenem Bildniß auch das Wappen des 21. Großmeisters von Cilpern 1289—1297, Jean de Villiers; wahrscheinlich wurde sie ihm zu Ehren gegossen. Die zweite Kanone, 80 Ctnr. schwer, 12 Fuß lang, 10½ Zoll Mündungsdurchmesser, mit der Inschrift „La Bousoha 1482," trägt das Wappen des 38. Großmeisters zu Rhodos, Pierre d'Aubisson, welcher von 1476—1503 regierte. Das dritte Geschütz, 50 Ctnr. schwer, 12 Fuß 7 Zoll lang, 6¾ Zoll Mündungsdurchmesser, dessen Alter nicht zu ermitteln ist, zeichnet sich durch schöne schlanke Form und höchst geschmackvolle erhabene Arbeit aus. Die französischen Lilien schmücken das Längenfeld des Rohrs. Die vierte Kanone, 30 Ctnr. schwer, 10 Fuß 4 Zoll lang, 8 Zoll Mündungsdurchmesser, Inschrift: „Fait à Lyon 1507," mit der Devise: „Horrible suis" — mit altgermanischen Buchstaben. Auch befindet sich auf derselben das Wappen des 39. Großmeisters von Rhodos, Emery d'Amboise, welcher von 1503—1512 regierte. Das fünfte Geschütz, 30 Ctnr. schwer, 10 Fuß 2 Zoll lang, 12½ Rohrmündung, hat eine 4 Fuß lange Kammer und zwei Bronze-Ringe an der Mündung, aber außer der Eigenthümlichkeit der Form nichts Besonderes an sich; ihr Alter ist durch nichts bestimmt. Drei antike Lanzen, eine eiserne Pickelhaube und drei mit Blei überzogene Steinkugeln wurden ebenfalls mitgebracht.

Heirathslustige Damen seien auf einen Antrag in der „Chicago-Tribune" hingewiesen, den der Indianer-Häuptling Ka-besh-co-da-way auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege veröffentlicht. Der große Häuptling hat gegenwärtig nur drei Weiber und wünscht seine besseren Hälften durch eine weiße Schönheit zu vermehren. Auf Häuslichkeit und angenehmen Charakter wird mehr gesehen, als auf großes Vermögen. Der große Vater hat ihr ein großes, warmes Haus erbaut, Ka-besh-co-da-way will sein Eigenthum mit ihr theilen und sie auf den Händen tragen. Seine drei gegenwärtigen Frauen hat er stets gut behandelt und sie niemals geschlagen. Zur vollständigen Beruhigung liebesbedürftiger Gemüther theilt der zivilisirte Häuptling mit, er und seine anderen Frauen würden der Auserwählten stets das Schönste und Beste zu essen geben, überhaupt Alles thun, um sie in ihrem Wigwam glücklich und zufrieden zu machen.

Der Kaufmann Sidorow ist mit seinem Fahrzeug glücklich in den Ob eingelaufen, und hat seinen Vorsatz, die Herstellung einer überseeischen Verbindung mit Sibirien zu versuchen, ohne alle Fährniß ausgeführt; es steht nun zu erwarten, daß sich bald ein reger Handelsverkehr zwischen den Finnmarken und Sibirien durch das arktische Meer über Hammerfest entwickeln wird.

Geschichtskalender.

9. Nov. 1843. Robert Blum wird auf der Brigittenau bei Wien erschossen.
10. Nov. 1483. Martin Luther's Geburtstag (Eisleben).
„ 1759. Schiller's Geburtstag (Marbach).

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 260 Mittwoch, 10. November 1869.

Vor den Assisen.

(Schluß.)

Da plötzlich sah ich, wie Herr Larmond den rechten Arm frei bekam und mit wüthendem Ausfall nach dieser jungen Dame stieß, wie diese aber eine schnelle geschickte Wendung machte und den bewaffneten Arm Larmond's mit Entsetzen und Kraft zurückstieß, offenbar nur, um von sich selbst den tödtenden Stahl abzuwenden, sah, wie dieser unvorhergesehene rasche Stoß, den sein Arm erhalten hatte, dessen Richtung veränderte, so daß er mit der ganzen, seiner Gegnerin zugedachten Mordwuth sich selbst den Stahl tief in die Brust stieß.

Er sank zurück und die junge Dame stürzte sich mit allen Zeichen des Schmerzes und des Entsetzens neben ihn zur Erde — rief um Hilfe und beschwor im selben Athem Gott, ihren armen Vormund nicht sterben, nicht durch seine eigene Schuld enden zu lassen.

Das Uebrige wissen Sie, meine Herren! — und aus dem, was ich gesagt, werden Sie erkennen, was ich auch mit tausend Eiden bekräftigen kann, daß diese junge Dame schuldlos ist — an dem Verbrechen, welches man ihr zur Last legt und daß hier nur ein Schuldiger ist — ich, der ich mich dingen ließ, zu —"

Aber Paul's letzte Worte wurden nicht mehr gehört im weiten Saale. Wie aus einer Brust brach Alles in einen unbeschreiblichen Jubel aus — in welchem man von Frauenstimmen die Rufe unterscheiden konnte:

„Braver Paul!"

„Wackrer Bursche!"

Und Konstantin und Anna waren auf Claire zugestürzt und hatten sie umschlungen und sie sank von einem freudeerfüllten Herzen an das andere — und selbst die Richter vermochten nicht die tiefe Rührung zu unterdrücken, die sich ihrer gewaltsam bemächtigte.

Jetzt mitten unter den Glücksausbrüchen eilte Anna auf Paul zu — welcher unbeweglich auf derselben Stelle stand und nach Anna hinsah und mit glühenden Augen ihren Bewegungen folgte — reichte ihm die kleine zitternde Hand und sprach: „O Paul! guter, braver Paul, was soll ich thun, um Euch zu danken? — All' dies Glück habt Ihr uns ja bereitet!"

Da faßte Paul das dargereichte Händchen zwischen seinen breiten schwieligen Händen, aus seiner Brust stiegen unartikulirte Töne herauf, er ward blaß bis in die Schläfen und gleich darauf roth bis bis in die Stirnwurzel — und bebte sichtbar am ganzen Körper.

Endlich stieß er mühsam hervor:

„O theures, engelgleiches Fräulein! Ihr habt für mich schon das Höchste gethan, da Ihr mir verzeiht, daß ich Euch fast erstickt hätte an meiner riesigen Brust. Aber ich will ewig verdammt sein, Euch nicht mehr zu sehen — wenn ich den Druck nicht gut gemeint habe, und daß er so grob ausgefallen, seht, das kommt daher, daß ich nicht wußte, wie man mit so zarten Wesen umzugehen hat. Wollte Gott, Ihr kämet noch einmal in Gefahr, das heißt, wenn ich gleich zur Stelle wäre, um Euch zu schützen und ich dürfte Euch noch einmal in meine Arme nehmen, so sollte es schon vorsichtiger und zarter geschehen."

Ein neues donnerndes Bravo begleitete Paul's treuherzig einfache Zärtlichkeitsversicherung, und als jetzt ebenfalls Konstantin zu ihm trat mit Claire, und Ersterer ihn fragte, ob er bei Ihnen bleiben und sie nach Deutschland begleiten wolle, wo er wohl auf seinem Gute Beschäftigung für ihn finden werde, da schwammen Pauls Augen in Entzücken, aber verlegen nach den Richtern blickend, wagte er es nicht zu antworten, denn er fühlte wohl, daß er dort noch nicht losgesprochen sei.

Jetzt erst nahm der Präsident das Wort und erklärte Claire's vollständig nachgewiesene Unschuld, welchem Urtheile auch natürlich sämmtliche Geschwornen beistimmten, schloß aber seine für alle Anwesenden so beglückende Rede mit der Versicherung, daß, wenn man auch auf die mildernden Umstände eines freiwilligen Geständnisses gebührende Rücksicht nehmen wolle, Paul dennoch straffällig sei und vor der Hand nicht an ein freies Handeln denken dürfe, da er und sein Bruder sich einer verbrecherischen Handlung schuldig gemacht.

„Ich habe das wohl gewußt", sprach Paul jetzt fest und entschlossen, „ich wußte, daß es so kommen würde, aber wenn es mein Tod gewesen wäre, so hätte ich doch kommen und Alles gestehen müssen, um das Fräulein zu retten, weil — weil — nun weil das kleine, blasse Kind hier wohl gestorben wäre, wenn ich geschwiegen hätte. Und für sie gehe ich in den Tod. Wohlan, sperren Sie mich denn in Gottes Namen ein, gar schlimm kann's nicht werden, ich habe ja so recht

eigentlich nichts gethan, als den Befehl meines Herrn befolgt, der mich vom Häuschen zu jagen drohte, wenn ich es nicht that!“ —

„Gnade! Gnade! Gnade für ihn!“ rief es nun aus tausend Kehlen, und „Gnade“ flehten auch Claire, Anna, Luson, Konstantin und der gute Dr. Ramler, welcher längst an Anna's Seite stand und, für ihre noch so schwache Gesundheit fürchtend, ihr immer leise Ruhe und Mäßigung rieth.

Der Präsident besprach sich mit seinen Amtskollegen und man entließ für heute Paul, nachdem er das Handgelübde gegeben, die Stadt nicht ohne Bewilligung der Behörde zu verlassen, und nachdem Konstantin für ihn Kaution gestellt hatte.

Der Ausgang aus dem Saale ward für die Befreite ein Triumphzug und um dem vielen Lärm und den Bestrebungen der Menge, sich ihr zu nähern, zu entgehen, ließ der Präsident ein Zimmer öffnen, wo sie bis zu Ankunft des Wagens warten und dann im innern Hof einsteigen konnte. Paul, von Allen darum gebeten, sie nicht zu verlassen, stieg in einen zweiten Wagen zu Dr. Ramler und dem Vertheidiger Claire's und die Glücklichen fuhren zu Ramler's Haus, da Claire das Ihrige nicht mehr sehen wollte, und bereits befohlen hatte, es zu verkaufen. —

Soll ich noch erzählen, daß wenige Tage darauf Claire's Hochzeit mit Konstantin von der ganzen Stadt mitgefeiert wurde, daß Paul mit nach Deutschland reiste, nachdem er sich von seinem über ihn wüthenden Bruder für immer getrennt und ihm des ehrlichen Geständnisses wegen und in Rücksicht der Bitten, welche von allen Seiten, besonders aber von Claire für ihn an den Gerichtshof gestellt wurden, die Strafe erlassen und er mit einer scharfen Ermahnung davon kam, — soll ich noch erzählen, daß auch Tante Luson mitreiste, und Niemand glücklicher war, als die alte Frau, nachdem sie ihre lieben kleinen Mädchen wieder um sich sah? —

Nein — mein lieber Leser hat Phantasie genug, um sich all dies auszumalen und gemeinschaftlich wollen wir nun den Zukunftsschleier heben und forschen, wie es unseren Freunden nach einigen Jahren geht und wir sehen da zwei junge schöne Frauen, deren hübsche Männer eben von einer wirthschaftlichen Beschäftigung auf dem Gute heimkommen und ihren Frauen in die Arme eilen, wir sehen eine alte, aber frische, freundliche Frau, wie sie unserem alten Freunde Konstantin einen dreijährigen kräftigen Knaben entgegenführt, während sie auf dem Arme ein allerliebstes kleines Mädchen trägt und es dem uns fremden hübschen jungen Manne hinreicht, der eben Anna innig umarmt hält — wir sehen unsern Freund Paul als wohlbestallten Jäger im Hofe stehen und mit einer prächtigen, ländlich-kräftigen Dirne scherzen, welche in acht Tagen seine Frau werden und des alten Pauls freundliches Jägerhaus lebendig machen soll, — und befriedigt wenden wir uns ab und schleichen uns fort, um die so glücklichen Menschen nicht durch unsere Neugierde zu stören.

Karl Brater †.

(Fortsetzung.)

Nachdem er sich an der Redaktion des mit Bluntschli herausgegebenen Staatswörterbuchs betheiligt, in welchem viele treffliche und scharfsinnige Arbeiten von ihm niedergelegt sind, siedelte er, um einem Mittelpunkte politischen und literarischen Verkehrs näher zu sein, 1855 nach München über. Von dort aus rief er die Zeitschrift für Gesetzgebungs- und Verwaltungsreform (1858) ins Leben, und löste in demselben Jahre in der zu einem wahren Ereigniß gewordenen Schrift: „Regierung und Volksvertretung in Bayern“ den Bann, welcher nach zahllosen polizeilichen Maßregelungen auf der fast verstummten bayerischen Presse lag. Diese Staatsschrift trug nicht wenig zum Sturze des Ministeriums Reigersberg-Pfordten und damit zur Beseitigung der langjährigen Reaktionsperiode bei und bewirkte mit, daß die liberalen Wähler Nürnbergs, lebhaft aufgefordert durch die befreundete Nürnberger Presse, namentlich den „Nürnberger Korrespondenten“ ihr Augenmerk auf den geistvollen und kühnen Verfechter des konstitutionellen Rechtes warfen, und seine Wahl als Mitglied der Kammer der Abgeordneten in Nürnberg durchsetzten. Seitdem war er bis an sein Ende als Vertreter der zweiten Stadt des Königreiches Mitglied des bayerischen Landtages.

Damit begann ein neues Leben für Brater, der so viele Jahre einer unmittelbar praktischen politischen Wirksamkeit, zu der ihn doch Anlage und innerer Beruf mächtig zogen, hatte entbehren müssen. Seine Thätigkeit auf politischem Gebiete wurde nun täglich reicher und vielumfassender. Er unternahm die „Bayerische Wochenschrift (nicht zu verwechseln mit der spätern „Wochenschrift der bayerischen Fortschrittspartei“) und half 1859 mit gleichgesinnten politischen Freunden den deutschen Nationalverein konstituiren, dessen Ausschuß er bis zu seiner Auflösung angehörte, gründete dann 1860 in München die „Süddeutsche Zeitung“, welche zuerst nachdrücklich für einen deutschen Bundesstaat unter Preußens Führung in Süddeutschland eintrat. Wie vielleicht der kompetenteste Beurtheiler sagt, „zeigte die Art, wie er dieses Blatt aus dem Nichts heraus ins Leben rief, organisirte und unmittelbar auf die volle Höhe der Zeit und der politisch-literarischen Anforderungen stellte, in dessen Schöpfer den Mann von ungewöhnlicher, allgemeiner und insbesondere publizistischer Begabung, obwohl das Blatt, dem große Opfer — allerdings auch an der Gesundheit des Heraus-

gebers — gebracht wurden, sich nicht zu halten vermochte." Die Opfer waren übrigens nicht vergeblich gebracht; wie tief seine kühne und zugleich umsichtige mehrjährige publizistische Thätigkeit durch die „Süddeutsche Zeitung" auf die jüngere Generation gewirkt hat, zeigt wohl am besten die Haltung, welche die Hauptstadt des Landes neuerer Zeit einzunehmen beginnt.

Die „Süddeutsche Zeitung", im Laufe des Jahres 1862 nach Frankfurt verlegt, führte ihn vorübergehend in diese Stadt, wohin er Ende 1863 von der deutschen Abgeordnetenversammlung aus Anlaß der schleswig-holsteinischen Frage zum Mitgliede des von ihr eingesetzten geschäftsleitenden Ausschusses berufen wurde.

„Im gleichen Jahre half er die „deutsche Fortschrittspartei in Bayern" begründen, zu deren ersten Führern er seitdem gehörte, ja deren Seele er in mehr als einer Beziehung war, und entwarf das im Wesentlichen heute noch von ihr festgehaltene Programm, das durch Schärfe wie durch Mäßigung gleicherweise hervorragt. Hier ist auch seine Schrift: „Die Fortschrittspartei in der bayerischen Abgeordnetenkammer 1863" zu erwähnen, so wie diejenige „Preußen und Bayern in der Sache der Herzogthümer 1864". 1865 rief er als Organ der Partei die „Wochenschrift der Fortschrittspartei" ins Leben, an die er noch die nicht minder einflußreiche autographirte Erlanger Korrespondenz knüpfte. Sehr richtig wurde in Bezug auf seine publizistischen Leistungen in der Presse bemerkt, wie stets bereit er war und mit „wie seltener Kunst er jede neue auftauchende Frage des staatlichen Lebens alsbald nach den Forderungen der Wissenschaft und des Volksrechtes darzulegen und zum allgemeinen Verständniß zu bringen verstand."

Bei all' dieser reichen Thätigkeit, und obgleich er seit Jahren als eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete des Verwaltungsrechts galt, hatte er sich bis dahin weder von Seiten des Staates noch der offiziellen Vertreter der Wissenschaft einer öffentlichen Anerkennung zu erfreuen gehabt. Die Universität Heidelberg machte nur gut, was Andere unterlassen hatten, indem sie ihm 1865 wegen seiner Verdienste um die wissenschaftliche Behandlung des Verwaltungsrechtes den Ehrentitel eines Doktors der Rechte verlieh.

Die fruchtbare umfassende gesetzgeberische Thätigkeit, welche er als langjähriges Mitglied der bayerischen Kammer der Abgeordneten entfaltete, seine Haltung in den verschiedenen Stadien der deutschen Frage sind in Aller Erinnerung. Sie gehören der Geschichte an. Hatte ihm auch seine Anschauung in der deutschen Frage — er wirkte seit 1849 für die Entwicklung, welche er für die fortan allein historische, richtige und mögliche hielt: für den deutschen Bundesstaat unter preußischer Hegemonie — viel Haß und viele Feinde zugezogen, so mußte doch Jeder die Lauterkeit, Konsequenz und den reinen Patriotismus des Mannes achten und ehren. Seit den Ereignissen von 1866, welche seine Voraussicht rechtfertigten, verlor diese Feindschaft mehr und mehr ihren Stachel. Es war auch dieser Haß, der sehr allmählig nur zurücktrat, um so ungerechter, als Bluntschli ganz in deutscher Weise im Heimischen mit voller Liebe wurzelnd, erst von da aus auf das allgemein Deutsche, Nationale überging, freilich aber hier dem Partikularismus, soweit er nicht berechtigt war, keinerlei Konzessionen machte.

(Schluß folgt.)

Mädchen-Lieder.

2.

Das schöne Röslein.

Dies Röslein steck' ich vorn' ans Mieder,
Ans knappe, mir zu flotter Zier;
Und kommt Er — und verlangt es wieder,
Dann sag' ich: „Nun, so nimm es Dir!"
D'rauf küßt Er, wie es süßer Brauch,
Mir liebend Wange, Mund und Aug',
Und selbst das Röslein wird Er küssen!

D'rum küss' auch ich (Er darf's nicht wissen!)
Die schöne Blume hier am Mieder,
Und eine Zähre sinkt d'rauf nieder,
Die glänzt wie frischer Perlenthau,
Gefallen leis' ins Buschebeg
Auf frühgoldschmucker Wunderau.
Mein Liebster kommt — und küßt sie weg.

Aloys Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

[Aktenstücke zum Konzil.] Bei Stille und van Muyden in Berlin ist eine interessante Zusammenstellung der offiziellen Aktenstücke zu dem nach Rom berufenen ökumenischen Konzils erschienen. Dieselbe umfaßt sämmtliche Aktenstücke, welche sich theils auf die Vorbereitung des bevorstehenden Konzils, theils auf die Gegenstände beziehen, die auf denselben zur Sprache und Verhandlung kommen dürften. Den meist in lateinischer Sprache abgefaßten Schriftstücken ist die deutsche Uebersetzung gegenübergestellt. Die Sammlung beginnt mit der Encyclica des Papstes vom 8. Dezember 1864. Daran schließt sich das Schreiben, mit welchem der Kardinal Antonelli den Syllabus den Bischöfen übersendet, und der Syllabus selbst, dann das Rundschreiben des Kardinals Caterini vom 6. Juni 1867,

in welchem den Bischöfen Fragen über die Stellung der Kirche zum Staate und der Schule zur Kirche vorgelegt werden. Man darf annehmen, daß diese Fragen zur Erörterung im Konzile bestimmt sind. Ferner finden wir in der Sammlung die Adresse der zur Feier des Centenariums vom 26. Juni 1864 anwesenden Bischöfe und die Allokution des Papstes, welche diese Adresse veranlaßte, sowie die Antwort des Papstes darauf, ferner die apostolischen Sendschreiben vom 29. Juni 1868 zur Ansage des ökumenischen Konzils, vom 8. September 1868 an die Bischöfe der Kirchen des orientalischen Ritus, vom 13. September 1864 an alle Akatholiken, vom 11. April 1869 zur Bewilligung eines Jubiläums-Ablasses; dann einen Artikel, welcher Beweise anführt, daß der Papst unfehlbar sei, sobald er **ex cathedra** spricht. Danach hat der Papst Pius IX. schon in der Encyclica vom 9. November 1846 seine Unfehlbarkeit deklarirt und in den Bullen „Ineffabilis Deus“ vom 9. Dezember 1854 und „Quod jam pridem“ vom 25. September 1863 praktisch in Anspruch genommen, indem er durch die erstere die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria zum Dogma der Kirche erhob, durch letztere ein neues Officium und eine neue Messe zur unbefleckten Empfängniß für die ganze katholische Kirche einführte. Von besonderem Interesse ist auch das Schreiben des Papstes an den Erzbischof von Paris vom 6. Oktober 1865.

Ein australisches Blatt äußert sich über die Aesthetik weiblichen Putzes folgendermaßen: Was für sonderbare Begriffe von Schönheit muß ein Frauenzimmer wohl haben, welches einen großen Chignon anlegen und sich dabei einbilden kann, daß das Ding ein Ornament sei! Sie könnte eben so gut einen falschen Höcker auf dem Rücken tragen und sich dann der Illusion hingeben, daß dadurch die Grazie ihrer Figur erhöht werde. (Ist unterdessen auch schon so weit gekommen, nur daß der falsche Höcker tiefer hinabgesunken ist.) Eine Dame, mit einem Bau von falschen Haaren auf dem Kopfe, erscheint eben so verunstaltet, als ob sie an einer skrophulösen Knochenauftreibung litte. Ihr Kopf ist außer allem Verhältniß zu ihrem Körper, was zweifelsohne eben so in entgegengesetzter Richtung mit ihrem Gehirn der Fall ist, denn im Allgemeinen darf man als Regel annehmen: Je größer der Chignon, je kleiner das Gehirn, welches halb schlafend darunter liegt.

Ferdinand v. Lesseps vermählt sich, wie aus Paris geschrieben wird, mit dem 20jährigen Fräulein Louise Helene Autard de Bragard, und zwar soll die Hochzeit am 25. November in Suez gefeiert werden, wobei die Kaiserin, welche mit Herrn v. Lesseps entfernt verwandt ist, den Ehekontrakt mit unterzeichnen wird. Wie der „Figaro“ erzählt, hat die Kaiserin für diese Gelegenheit ein prachtvolles Hochzeitsgeschenk anfertigen lassen, nämlich eine fein ciselirte alterthümliche Trireme (Dreiruderer) nach Art des venetianischen Bucentaur aus massivem Silber. Um den Kiel herum sind, in diversen Abtheilungen getrennt und in feinster Ciselirung, die verschiedenen Arbeiten des Herrn v. Lesseps vom Beginne bis zur Vollendung des Suez-Kanals dargestellt, und über dem Schiffe schwebt eine Ruhmesgöttin, von verschiedenen allegorischen Gestalten umgeben und Kränze in den Händen haltend. Das Ganze, mit ausgezeichnetem Geschmacke ausgeführt, kostet 25,000 Francs.

Am 3. November sind dem Kaiser und der Kaiserin von **Rußland** bei der Audienz, welche sie der bucharischen Gesandtschaft ertheilten, folgende Geschenke des Emirs überreicht worden: 1) Ein Ring mit einem Diamant von bemerkenswerther Größe; 2) ein Damenkopfputz, mit kostbaren Steinen verziert; 3) ein silbernes, mit Türkisen verziertes Geschirr für die binnen Kurzem zu erwartenden vier turkestan'schen Hengste; 4) drei Pelze von schwarzem Pferdefell, mit dem feinsten Kaschemirstoffe überzogen; 5) drei Pelze von grauen Lämmerfellchen, mit dem bucharischen Stoffe „Schali“ überzogen; 6) zwei Kaschemirkleider; 7) ein Stück ungewöhnlich feinen und vorzüglichen Kaschemirs; 8) achtzehn Stück dortigen Seidenstoffes; 9) achtzehn Stück des „Atres“ genannten Halbseidenstoffes.

In **Teplitz** wettete ein Tischlermeister, daß er 25 Leberwürste verzehre, bei der 23sten mußte er jedoch aufhören und — des andern Tags starb er!! —

Im **Wiesbadener** Kursalon gewann am 30. Oktober der Bruder eines russischen Gesandtschaftsattachés im **trente et un** in einer Stunde 172,000 Gulden.

Das unterseeische Telegraphenkabel zwischen **Schweden** und **Rußland** hat am 1. November seine Thätigkeit begonnen.

Rebus.

JJ K D.

Geschichtskalender.

11. Nov. 1799. General Bonaparte läßt den Rath der 500 in Paris mit Bajonetten auseinandertreiben.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weiland.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 261 Donnerstag, 11. November 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

Pietro blickte Marcof fragend an; auf einen Wink von demselben sagte er: „Was ich Ihnen hier mittheilen will, habe ich aus Cavaccioli's Munde selbst. Nachdem Marcof Sie den Händen der Räuber entrissen hatte, waren Diego und Raphael mit einer Kassette auf und davon gegangen, welche die Papiere Ihrer beiden getödteten Brüder enthielt. Es scheint, daß sie unter diesen Papieren ein Familiengeheimniß gefunden haben."

„Ein Geheimniß, das ich hier ohne Scheu enthüllen kann," fiel die Dame in die Rede. „Mein Vater war im Jahre 1762 auf Befehl des Königs Ludwig XV. aus Frankreich verwiesen worden. Er hatte das Unglück gehabt, der Madame Dubarry zu mißfallen. Da ihm die Wahl seines Exils frei stand, so entschied er sich für Italien und ließ sich mit seiner Familie in Rom nieder. Wir waren drei Kinder. Der ältere Bruder, welcher eines Tages den Namen und das Wappen der Familie erben sollte, war damals Vicomte von Fougueray; der jüngere hieß Chevalier von Tessy und ich endlich Marie Augustine von Fougueray. Mein Vater hatte den größten Theil seines Besitzes in Frankreich zu Gelde gemacht; er besaß nur noch ein kleines Gut in der untern Normandie. Wir lebten auf ziemlich großem Fuße. Da starb unser Vater. Mein älterer Bruder bat den König um die Erlaubniß, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, und erhielt sie. Wir beschlossen, Italien zu verlassen. Seit zwölf Jahren waren wir nicht in Frankreich gewesen. Unser Name war nicht vergessen; aber unsere Personen waren unbekannt. Wir waren Kinder, als wir mit unserem Vater aus Frankreich fortzogen. Wer sollte uns jetzt, wo wir herangewachsen wären, wieder erkennen? Wir hatten keine nahen Verwandten. Niemand erwartete uns. Wir fühlten deßhalb auch keine Eile, und mein älterer Bruder schlug vor, bevor wir Italien verließen, noch jene Theile des Landes, die wir nicht kannten, zu besuchen. Ich empfand eine große Lust, Calabrien zu sehen. Wir reisten dahin ab. O des unglückseligen Entschlusses! Meine beiden Brüder wurden vor meinen Augen getödtet, und was wäre aus mir geworden ohne die edle Hülfe des Mannes, welcher mich mit Gefahr seines Lebens vertheidigte. O, Marcof, wie kann ich Ihnen das danken, was Sie an mir gethan?"

„Indem Sie die lieben, zu denen ich Sie führe," versetzte dieser, indem er auf's Land deutete.

„Sind wir bald an Ort und Stelle?"

„Da ist Algeziras und bald werden befreundete Hände die Ihrigen drücken. Uns hat das Unglück verbunden, denn wir Alle haben von den gleichen Schuften zu leiden gehabt."

„Aber wie konnten diese Schufte nur wagen, eine so unerhörte Frechheit zu begehen?"

„Sie werden Alles erfahren, wenn Sie Pietro anhören. Erzähle weiter, mein Freund!"

„Die Kassette, welche Diego und Raphael raubten, enthielt wahrscheinlich die genaue Erzählung alles dessen, was Sie uns so eben mitgetheilt haben," bemerkte Pietro.

Ohne Zweifel; mein jüngerer Bruder, der Chevalier, hatte die Gewohnheit, ein Tagebuch zu führen, worin er die geringfügigsten Vorkommnisse seines Lebens gewissenhaft aufzeichnete."

„Und dies ward die Quelle großen Unheils," fuhr der Italiener fort. „Diego und Raphael, welche aus den geraubten Papieren recht wohl entnahmen, daß Niemand in Frankreich sie kenne, beschlossen, sich für Ihre Brüder auszugeben. Sie waren beiläufig in demselben Alter wie die ermordeten beiden Edelleute. Es fehlte ihnen nicht an Geist und Verstand; durch den Besitz der Familienpapiere ward es ihnen ein Leichtes, sich überall als die vorgeblichen Edelleute zu legitimiren. In Neapel hatte Diego ein elendes Geschöpf von der Straße aufgelesen und zu seiner Maitresse gemacht. Dieses Weib, das schön und verführerisch war, übernahm Ihre Rolle, mein Fräulein, und nannte sich Marie Augustine von Fougueray. Unter diesen gestohlenen Namen schifften sich alle Drei nach Messina ein. So weit kannte Cavaccioli die Geschichte."

„Der Rest ist leicht zu errathen," fügte Marcof hinzu. „Einmal in Paris, vergeudeten die Banditen rasch den geraubten Reichthum. Sie spekulirten nun auf Hermosa's Schönheit. Der Marquis von Loc-Ronan war der Erste, der in ihre Netze fiel."

„Und ich soll den Marquis nun bald kennen lernen?“ fragte die Dame.

„In einer Stunde werden Sie bei ihm und bei seiner würdigen Frau sein.“

„Sie hat den Schleier abgelegt?“

„Noch nicht; ich wünsche, daß die brave Frau Ihnen das Glück verdanke, den Namen ihres Gatten wieder annehmen zu dürfen.“

„Wie das?“

„Meine jetzige Reise hat einen doppelten Zweck,“ sagte Marcof. „Nachdem ich den Marquis aus den Klauen der Tigermenschen von Nantes gerettet hatte, nöthigte ich ihn, hier in dem freundlichen Golf von Aigezirus eine Zufluchtsstätte zu suchen, wo er unter der Pflege seiner Frau und der braven Yvonne seine erschütterte Gesundheit wieder herstellen sollte. Anfangs sträubte er sich; er wollte seinen Arm dem Vaterlande nicht entziehen; ich machte ihm aber endlich doch begreiflich, daß sein geschwächter Arm dem Vaterlande nur wenig Nutzen bringen und er sich unnöthig opfern würde. Endlich gab er nach; ich aber fuhr nach Italien. Der erste Zweck dieser Reise betraf Sie.“

„O aber Mann!“ flüsterte die Dame.

„Sobald ich von Pietro die Wahrheit erfahren hatte,“ fuhr Marcof fort, „errieth ich auch sofort, wer das Fräulein gewesen, das ich aus den Händen der Räuber gerettet hatte. Der Marquis drang in mich, Sie aufzusuchen, und ich mußte ihm versprechen, Sie zu ihm zu bringen. Er sieht Sie wie ein Mitglied seiner Familie an. Ich fand Sie glücklicher Weise noch am Leben und durch die Pflege des braven Arztes in Messina, dem ich Sie anvertraut, gesund und vollkommen hergestellt. Was den zweiten Zweck meiner Reise betrifft, so sehen Sie ihn hier.“

Dabei zog Marcof aus einem Portefeuille ein großes, mit mehreren Siegeln versehenes Schreiben. Die Siegel trugen das päpstliche Wappen; die Aufschrift lautete: „An Julie von Chateau-Giron.“

(Fortsetzung folgt.)

Karl Braun †.

(Schluß.)

Sein reiches Wissen, die ruhige Klarheit seines Geistes, seine scharfe Logik, der Adel seiner Seele und sein stets maßvolles Auftreten verschafften ihm allmählig unter seinen Kollegen das höchste Ansehen. Wenn er sprach, lauschte die ganze Kammer seinen Worten. Eine so vielseitige und doch Alles, was sie angriff, erschöpfende Thätigkeit wurde kaum unterbrochen durch das Brustübel, welches die Ursache seines Todes wurde und welches seit 1862 zuerst ganz leise, dann immer zunehmend, seine Kraft zu untergraben begann, ein Leiden, welchem weder die liebevollst geübte Kunst berühmter und befreundeter Aerzte noch Winteraufenthalte in Wiesbaden, Cannes und Bozen dauernd Einhalt zu thun vermochten. Ein hinzugetretenes Lungen-Emphysem, welches ihm schwere Athemnoth verursachte und seine Bewegungsfähigkeit so sehr hemmte, daß er in die Sitzungen der Kammer nur zu Wagen zu gelangen vermochte, konnte ihm zwar schwere, leidensvolle Stunden verursachen, aber seinen Muth nicht beugen, ja seine seltene Arbeitskraft nur wenig beschränken. Mit heldenmüthiger Geduld und gottergebener Resignation ertrug er seine schweren, oft unsäglichen Leiden. Die härteste Entbehrung war ihm wohl, daß er, der deutschen Bürger ersten und edelsten Einer, sich nach dem großen Entscheidungskampfe von 1866 an der Weiterentwicklung der deutschen Dinge nur in der bayerischen Kammer und mit der Feder noch betheiligen konnte, aber auf eine aktive Theilnahme, namentlich im Zollparlamente verzichten mußte.

Seine heiße Sehnsucht, den deutschen Staat mit Einschluß Süddeutschlands begründet zu sehen, sollte nicht mehr gestillt werden. Aber wie Moses durfte er einen Vorblick thun. Er sah in der Beseitigung des Dualismus das Haupthinderniß der Zusammenfassung der Kräfte Deutschlands gehoben und begrüßte mit hoher Freude die Gründung des norddeutschen Bundes, wenn er auch die Wege, welche zu seiner Gründung führten und namentlich die theilweisen Annexionen seiner ganzen Natur nach nicht zu billigen vermochte.

Mitten in dem Wirrsal, in welchem unser theures engeres Vaterland in Folge der kurzen resultatlosen Landtagssession — der letzten, welcher ihm beizuwohnen vergönnt war — und der erfolgten Auflösung des Landtags sich befindet, ging diese edle und starke Geist am 20. Oktober nach dreitägigem vorausgegangenem schwerem Leiden zur ewigen Freiheit ein.

Mit ihm ging ein ganzer und voller deutscher Mann zu Grabe. Er war ein Volksmann nicht im gewöhnlichen, sondern im höchsten Sinne des Wortes. Sein ganzes Leben war eine fortgesetzte Arbeit für die nationale und freiheitliche Wiedergeburt seines Volkes, von der ihn weder lockende glänzende Aussichten, noch schwere Entbehrungen, noch selbst die Sorge für das theuerste, für seine von ihm so sehr geliebte Familie abzubringen vermochten. Er war ein Liberaler durch und durch. Er wollte schöpferisch wirken; nicht um hohle, negirende Kritik wars ihm zu thun. An die Stelle des Ueberlebten sollte überall Besseres, Reiferes geschaffen, der in der Selbstverwaltung wurzelnden Freiheit dauernd Bahn gebrochen werden, wobei er durch seinen eigenen Vorgang zeigte, welch' hohe Pflichten die Freiheit auferlegt. Wenn er eine Zierde der Wissenschaft, ein Stolz der bayerischen Kammer der Abgeordneten und ein staatsmännisch gewiegter Parteiführer war, so war er vor Allem unser, des ganzen Volkes, war ein großer Bürger! —

Digitized by Google

Wir wüßten diese dürftige Skizze über dies reine fleckenlose Leben nicht besser zu schließen, als mit den wahrsten tief empfundenen Worten, welche einer der Freunde des Verewigten in der „Wochenschrift der Fortschrittspartei“ ausspricht:

„Wie die ganze Laufbahn, so war jeder einzelne Schritt, jedes einzelne Wort unseres verewigten Freundes hell und rein wie Krystall. In treuer Bundesgenossenschaft haben seit Jahren mit ihm andere bedeutende Männer des Worts und der Schrift gestrebt und gestritten; seine wissenschaftlichen Verdienste ragen neben den ersten Geistern unserer Zeit Epoche machend hervor; mit herzlicher Verehrung und Freundschaft waren ihm die Führer unseres Volkes im Norden und Süden zugethan, aber auf wem immer der klare Blick des wunderbar durchgeistigten Auges ruhte, der mußte empfinden, daß in Karl Brater die harmonische Vereinigung der antiken Staatsbürgertugend und jener ächt humanen wahrhaft freiheitlichen Gesinnung verkörpert war, die das Menschendasein erst zu einem Menschenwürdigen gemacht hat. Für ihn galt im vollsten Sinn das unsterbliche Ruhmeswort, welches der eine große Dichterfürst Deutschlands an der Bahre des andern sprach, und auch wir wissen kein würdigeres Epitaphium:

„Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.“

Nördlingen, 25. Oktober 1869. E. R.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber den Suezkanal wird der „Triest. Ztg.“ aus Port Said, 19. Oktober, vom Präsidenten der k. k. Zentral-Seebehörde folgende Mittheilung gemacht: „Im Timsah-See arbeiten vier und im Serapeumkanal siebenzehn große Baggermaschinen à long couloir Tag und Nacht. An letzterem Orte, wo die Seichte noch am stärksten ist, arbeiten außerdem an den Wandböschungen circa 6000 Araber mit fast eben so vielen Lastthieren. Sie haben das ausgebaggerte Erdreich wegzuschaffen, worauf dann bis zum 17. November die Wandungen geebnet und linienrecht hergestellt werden sollen. Bei der Enge des Kanals — 58, ja an einigen Orten 43 Meter — und dem heutigen Stande der Tiefe dortorts, wird es selbst bei mittlerem Tiefgang der Schiffe sehr vorsichtiger Lootsung bedürfen, um nicht anzufahren. Der große Bittersee gewährt jetzt schon den wahrhaft überraschenden Anblick eines Meeres, in welchem der mit parallel gelegten eisernen Dreifußgestell-Signalen (balises) ausgestreckte Weg (chenal) durchaus über 9 Meter Tiefe hat. Auf der Rückkehr nach Sonnen-Untergang fand ich die Fahrstraße im See Timsah mit Feuersignalen angezeigt. Tags darauf, den 18., befuhr ich die Strecke Ismailia-Port-Said. Um El-Ghirs traf ich wieder Baggermaschinen à long couloir und etwas vor dem 60. Kilometer an einer schaefen Biegung des Kanals bei 48 Meter Höhenbreite Tausende von Arbeitern und Lastthieren beschäftigt, bei Tag und Mondlicht eine zur Schwächung der Strömung gelassene Winkelspitze zu räumen. Weiter unten sind zur Herstellung der vorgezeichneten Tiefe die großen Maschinen à elevateur im Ganze; bis dann vom Kilometer 46 an der Kanal in seiner vollen Breite und nahebei vollen Tiefe bis Port Said den wahrhaft erhebendsten Eindruck macht. Die Strömung vom Mittelländischen Meere, welche noch vor 15 Tagen eine gewaltige war, ist nahezu unmerklich geworden und das Wasser fängt schon seit einigen Tagen merklich zu wachsen an, woraus zu schließen ist, daß die Seen nahezu gefüllt sind, und daß das Niveau des Wassers der ganzen Lage nach demnächst hergestellt sein wird. So ist denn die technische Durchführbarkeit dieser neuen Weltstraße nicht mehr anzuzweifeln, die Vollendung und Befruchtung derselben ist nur mehr Sache der Zeit. Es muß nur bedauert werden, daß die Eröffnung des Kanals nicht noch auf drei bis vier Monate hinausgeschoben worden, wo dann jedes Schiff fast ohne Einschränkung unter der Führung eines geübten Lootsen hätte zugelassen werden können. Ein ehemaliger französischer Mercantil-Kapitän und ein französischer Linienschiffs-Lieutenant sind hier eingetroffen, um den Remorqueur- und Lootsendienst des Kanals zu organisiren.

[Eine Schwindlerin.] Ueber die kürzlich, wie wir gemeldet, in Bozen verhaftete Phantasiegräfin, deren Kavalier sich als ein Wiener Zimmerkellner entpuppte, lesen wir in Berliner Blättern: „Eine Hochstaplerin, die ihre Rolle meisterhaft zu spielen verstand, hat während der letzten Wochen in den süddeutschen Bädern die höchsten Kreise der Gesellschaft dupirt. Sie nannte sich in Baden-Baden Gräfin Martini, geborne Fürstin Borghese. Ihr Auftreten war ganz einer Tochter des alten, berühmten Fürstengeschlechtes würdig. Die höchste Aristokratie bewegte sich in ihren Salons; Alles drängte sich, der schönen jungen Frau zu huldigen, die einen fürstlichen Luxus entfaltete, ziemlich hoch und mit Glück spielte und die Huldigungen der Jeunesse dorée nicht ungern entgegenzunehmen schien. In ihrer Begleitung befand sich ein Kavalier, über dessen Verhältniß zur Fürstin die Gesellschaft nicht recht ins Klare kommen konnte. Nach ihrer Abreise von Baden tauchte die interessante Fremde in einem anderen Badeorte auf, nannte sich aber nicht mehr Fürstin Borghese, sondern Fürstin Orloff und gab sich für eine nahe Verwandte des Fürsten Subaroff aus. Auch hier war Alles entzückt von der geistreichen hohen Frau, die geläufig Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch und Russisch sprach und eine seltene Bildung verrieth. Bald aber fing man

an, an der Aechtheit ihrer fürstlichen Abstammung zu zweifeln, und als sie mit ihrem Begleiter eines Tages plötzlich abreiste, verbreitete sich das Gerücht, die schöne Fürstin sei nichts Anderes, als eine Hochstaplerin und ihr Begleiter ein Falschspieler. Bald bestätigte sich diese Vermuthung; das Paar wurde steckbrieflich verfolgt und ist dieser Tage bekanntlich in Bozen verhaftet worden."

[Ein 256jähriger Prozeß.] Ein über 200 Jahre lang andauernder Rechtsstreit wurde dieser Tage bei dem städtisch-delegirten Bezirksgerichte in Olmütz durch Vergleich beendet. Das punctum litis bildete ein Servitutstreit, und zwar das Servitut des Viehtriebes, welches die Gemeinde Nirklowitz gegenüber der Gemeinde Groß-Wisternitz über mehrere Grundparzellen der letzteren beanspruchte. Das erste Transaktions-Instrument in diesem merkwürdig langwierigen Rechtsstreite trägt die Jahreszahl 1613; dann erfolgten Urtheile Anno 1630, 1690 und so fort bis 1859. Vor einigen Wochen noch kommissionirte das k. k. städtisch-delegirte Bezirksgericht in dieser Rechtssache an Ort und Stelle in Nirklowitz, und bei dieser Kommission wurde endlich dem langen Hader durch billigen Vergleich für immer ein Ende gemacht. Wie viel dieser Streit den beiden Gemeinden, von denen Groß-Wisternitz der slavischen und Nirklowitz der deutschen Nation angehört, gekostet haben mag, werden Jene am besten zu beurtheilen vermögen, welche Expensnoten kennen zu lernen schon Gelegenheit hatten. Das Jahr 1859 brachte endlich diesen beiden Gemeinden den schon lange ersehnten Frieden; welches Jahr wird den durch sie vertretenen Nationen den Frieden bringen und welche Expensen werden bis dahin noch auflaufen?

Wir wissen nicht — sagt das „New-Yorker Journal" —, wie sehr die Zivilisation unter den kanadischen Indianern seit den Tagen Seume's fortgeschritten ist; nach den neuern Berichten muß sie in Siebenmeilen-Stiefeln geschritten sein, wahrscheinlich in den bekannten Schlemihl'schen. Die Indianer verstehen nämlich den Großen eben so sehr zu schmeicheln, wie die Hof-, Kommerzien-, Geheim- und andere Räthe in Deutschland. Prinz Arthur von England wurde im Indianerdorfe bei Brantfort zu einem Häuptlinge der Monawks gemacht und erhielt den Namen „die fliegende Sonne". Vor einigen Jahren wurde dem Prinzen von Wales dieselbe Ehre, dieser erhielt den Namen „der Stern aus dem Osten". Wenn der gute Seume das erlebt hätte!

Unter den mit der indischen Post einlaufenden Nachrichten heben wir die Mittheilung hervor, daß die indische Regierung zwei Preise von 5000 und 2000 L. auf die besten Maschinenerfindungen gesetzt hat, durch welche es möglich würde, dem sogenannten chinesischen Grase (Rhea) eine verarbeitungsfähige Faser abzugewinnen und dieselbe für die Fabrikation herzustellen. Schon seit nahezu 50 Jahren hat man sich mit Versuchen in dieser Richtung abgemüht, was schon darin seine Erklärung findet, daß nur in sehr wenigen Gegenden des Landes die Rheakultur nicht leicht einzuführen wäre, und ein derartiges Produkt, das mit dem besten russischen Hanf konkurriren könnte, nach allen Richtungen hin unendlichen Absatz finden würde.

In Gothenburg ist der Ausschank von Branntwein einer Aktiengesellschaft übertragen worden, welche das Geschäft nicht des Vortheils halber zu führen gedenkt, sondern um dem übertriebenen Genuß von Branntwein entgegenzutreten. Der eventuelle Ueberschuß soll für wohlthätige Zwecke benutzt werden.

Räthsel.

Mein mazisch Wort schließt in vier Lettern
Gar oftmals Engelhaftes ein;
Dieselben Wesen, die's vergöttern,
Bereiten selbstisch auch ihm Pein.

Bedauern weckt, wer wahngetrieben,
Des Wortes hohen Werth verkennt,
Er lernt nicht leben, lernt nicht lieben,
Die Thorheit ist sein Element.

Durch alle Lande klingt die Sage,
Daß dieses Wort voll Zauberei,
Bis zu dem Ende aller Tage
Ein nicht zu lösend Räthsel sei.

Wie man's auch mit dem Wort mag treiben,
Sei's angebetet, sei's geplagt,
Der Schöpfung Krone wird es bleiben,
Das ist's, was jeder Weise sagt.

Geschichtskalender.

12. Nov. 1428. Der Städtebund Hansa erklärt Dänemark den Krieg.
„ 1848. Eduard von Sternau wird als Rebell in Wien erschossen.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 262 Freitag, 12. November 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Ah," rief Marie-Augustine von Fougueray, „der heilige Vater willigt darein, Julie von Chateau-Giron von den Klostergelübden zu entheben. Es ist ihr erlaubt, bei ihrem Gatten zu leben und wieder den Namen anzunehmen, zu dem sie berechtigt ist! Deßhalb hatten wir also in Civitavechia angelegt und deßhalb waren Sie nach Rom gegangen?"

„Ja, Fräulein."

„Und Sie wollen, daß ich dies Schreiben der Marquise überreiche?"

„Ich bitte Sie darum."

In diesem Augenblick trat Bervic heran.

„Kapitän," sagte er, „Alles ist zum Ankerwerfen bereit."

„Gut," erwiderte Marcof, „Keinec geh' und beaufsichtige das Manöver."

„Keinec eilte fort; Jahoua folgte ihm. Marcof stampfte ungeduldig mit dem Fuße.

„Was ist Ihnen?" fragte die Dame.

„Ach, ich wäre ganz glücklich, wenn es nur die beiden Burschen auch wären. Ehedem erbitterte Feinde und jetzt treue, innige Freunde, soll das Glück des Einen das Unglück des Andern werden."

„Ihre Liebe zu Yvonne ist nicht erkaltet?"

„Nein."

„Und wen liebt das Mädchen?"

„Yvonne zieht Jahoua vor; aber die Arme wird sich zwingen, Keinec zu lieben; denn er ist es ja, den sie heirathen muß."

„Warum?"

„Weil die jungen Leute geschworen haben, daß derjenige Yvonne's Hand erhalten solle, welcher das Mädchen rettet. Und Keinec hat sie gerettet."

„Aber er scheint ja noch trauriger als sein Freund," bemerkte die Dame.

„Er ist es auch. Seit einem Jahre kämpft er insgeheim gegen seine Liebe, um dem Glücke Yvonne's und Jahoua's nicht hinderlich zu sein. Bevor sich Yvonne einschiffte, um dem Marquis nach Algeziras zu folgen, sollte Keinec das Mädchen heirathen. Er verschob absichtlich die Heirath und machte mit mir die Reise nach Italien. Jahoua wieder drängt seinen Freund fortwährend, das Mädchen zu ehelichen. Es ist ein unaufhörlicher Wettstreit von Großmuth unter den Dreien, und obwohl Jahoua kein Seemann ist, wollte er doch nicht mein Schiff verlassen, um nicht mit Yvonne allein zu bleiben."

„Anker geworfen!" rief Keinec's rauhe Stimme.

Die Kette rasselte über die Ankerwinde, und ein leichter Stoß deutete an, daß der Anker sich in den Sand gebohrt hatte.

„Kapitän, meldete Bervic herantretend, „eine Schaluppe an Steuerbord."

„Ah, das ist der Marquis mit Julie und Yvonne! rief Marcof, und zu Marie Augustine gewendet, sagte er: „Kommen Sie, Fräulein, damit ich Sie meiner Familie vorstelle."

Daß der Empfang und die Begrüßungen von allen Seiten überaus herzlich waren, bedarf wohl keiner weiteren Versicherung.

„Man hat Ihnen in meinem Namen viel Leid verursacht," sagte Marie-Augustine von Fougueray, indem sie Julien's Hände innig drückte, mögen Sie dies für immer vergessen, um mich ein wenig lieben zu können!"

Der Marquis bewohnte ein reizendes kleines Landhaus hart am Meeresstrand, mitten in einem Garten von Jasmin, Orangen und Granatbäumen.

In dem kleinen Kreise, welcher sich hier zusammengefunden, herrschte die schönste Eintracht. Marie-Augustine fand in der Person Juliens von Loc-Ronan eine Schwester und Marcof war mit allen seinen Gedanken bei der bevorstehenden Vereinigung Yvonne's mit Keinec. Dieser Letztere aber war düster und traurig, Yvonne verschwendete vergebens ihre Zärtlichkeit an ihn und Jahoua zeigte sich umsonst gleichgültig bei Yvonne's Anblick; nichts konnte die Wolken zerstreuen, welche auf der Stirne des jungen Burschen lagerten.

Am Abend des zweiten Tages nach Marcof's Ankunft waren die verschiedenen Personen, welche das kleine Haus bewohnten, in dem Salon im Erdgeschosse versammelt, als Marcof mit einem Packet Zeitungsblätter eintrat. Der englische Courier von Gibraltar hatte Nachrichten aus Frankreich gebracht, und Jeder war begierig, dieselben zu hören. Der Marquis öffnete die

Digitized by Google

Zeitungen und durchflog sie mit raschem Blick. Plötzlich stieß er einen Ruf der Ueberraschung aus.

„Was gibt's?" rief man von allen Seiten.

„Dieses Blatt," sagte der Marquis, „ist der Moniteur vom 25. Frimaire des Jahres III. der französischen Republik."

„Nun? und?"

„Er handelt von Carrier."

„Von Carrier?"

„Ja, derselbe hat seine gerechte Strafe erlitten. Er wurde am 15. Dezember vorigen Jahres in Paris guillotinirt."

„Ah," rief Marcof, „so gibt es doch noch eine Gerechtigkeit auf Erden!" Und indem er sich des Zeitungsblattes bemächtigte, las er mit lauter Stimme die Details der Verurtheilung des fürchterlichen Prokonsuls. Am Schlusse des Berichtes hieß es:

„Sitzung vom 24. Frimaire. Nach langen Debatten und einer geschickten Vertheidigung wurde der Volksrepräsentant Carrier auf Grund zahlreicher Zeugenaussagen schuldig erkannt, Hinrichtungsbefehle ohne vorgängiges Urtheil gegeben zu haben. Seine Mitangeklagten, Bürger Pinard, Lieutenant der Maratkompagnie, und Grandmaison, Mitglied des Departementskomité wurden der Mitschuld überwiesen. In Folge dessen wurden Carrier, Pinard und Grandmaison zum Tode verurtheilt und noch an demselben Tage guillotinirt."

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Briefe.

Paris, 4. Nov.

General Fleury, der neu ernannte Botschafter für das französische Kaiserreich in Petersburg, hat bereits die Reise angetreten und nimmt, wie man weiß, ein Handschreiben Napoleon's III. an den Czar mit. Der Kaiser hat ihm außerdem noch andere Beweise seines Vertrauens und seiner Huld mit auf den Weg gegeben. Da General Fleury nämlich nicht allein Botschafter, sondern auch Oberst-Stallmeister ist, so hat ihm der Kaiser die Vergünstigung bewilligt, verschiedene Hof-Equipagen und zwölf auserlesene Pferde des Marstalls mit dem dazu erforderlichen Sattel- und Bedientenzeug zur Erhöhung des Glanzes seines Hauses, das er mit der bescheidenen Summe von 300,000 Francs jährlich zu unterhalten genöthigt ist, mitzunehmen. General Fleury wird deßhalb mit außerordentlichem Gepränge in Petersburg auftreten können, und es werden die hocharistokratischen Moskowiten eine Zeit lang noch im Ungewissen darüber sein, ob der neue Botschafter an ihrem Hofe die Politik oder den Marstall der Tuilerien zu vertreten haben wird.

Kaiserin Eugenie hat bei dem Abschiede von Konstantinopel das Füllhorn ihrer Gnaden reichlich aufgethan. Dem Sultan verehrte sie zwei große prachtvolle Vasen von Sèvres, dem Großvezier ein Thee-Service aus derselben Fabrik, Reif Pascha eine schöne Jagdflinte und ihre Photographie, Kiamil Bey eine goldene, mit Diamanten geschmückte Tabatière, Muzaver Bey ein Paar Hemdknöpfchen, der armenischen Kirche einen äußerst werthvollen Gobelin-Teppich, den französischen Wohlthätigkeits-Anstalten von Konstantinopel hinterließ sie 17,000, denen der türkischen Provinzen 40,000, denen Aegyptens 20,000 Francs, dem dienenden Personale der Paläste und der Geistlichkeit der Moscheen 60,000 Francs ꝛc.

Von Zeit zu Zeit ist es interessant, die Massen von Lebensmitteln zu berechnen, welche täglich in dem Riesenleib des Gargantua an der Seine verschwinden. Paris verschlingt gegenwärtig jeden Tag nicht weniger als 986.234 Kilogramme Brot und 4994 Sack Mehl; 175.132 Ochsen, 45,678 Kühe, 143.428 Kälber, 1,068,082 Hammel sind erforderlich, um für die Bevölkerung, welche sich gegenwärtig, Alles in Allem, auf 2,150,916 Köpfe beläuft, den Jahresbedarf an frischem Fleische zu liefern. Dazu kommen noch das geselchte Fleisch, von dem im Durchschnitt jeder Pariser täglich 56 Gramm verzehrt, und 20,730 206 Kilogramm Geflügel und Wildpret jährlich. Für Fleisch figurirt in dem Jahresbudget der Weltstadt eine Ausgabe von über 200 Millionen Francs. Jetzt noch die Fische, und zwar 26,891,534 Kilogramm, worunter allein an frischen Seefischen 19,874 694 Kilogramm, Kartoffeln 52,602,884, Kraut 40,981,200, gelbe Rüben nicht weniger als — 44,101,920, Grünzeug 25,200,000, Salat 12,060 000 Kilogramm, Melonen sogar 642 000 und Gurken 7,080,000, Käse 5 und Butter 20 Mill. Kilogramm. Die Feinschmecker schlucken unter Anderm jährlich 148 540 Kilogramm Gänseleber und getrüffeltes Wild 148 000, Pasteten 570 000 Kilogramm ꝛc. Der Senf kostet 461,000, Pfeffer 559,000, Sauerkraut nur 252,000 Francs. Dagegen kommen die Trüffeln auf 1,100,000 Francs zu stehen, Kaffee 16,500,000, Chokolade 600,000 Francs und Thee ebensoviel. Nunc est bibendum! 288,240 Hektolitres Wein und dann das Bier, der Branntwein und der Apfelwein, zusammen für 245 Millionen Francs im Jahre. Nach einer von dem Direktor des Wohlthätigkeitswesens angestellten Vergleichung verhält sich die Ausgabe einer kleinen bürgerlichen Familie von heute zu der des Jahres 1788 für Brot wie 63 zu 34, für Wein wie 78 zu 34, für Obst und Gemüse wie 86 zu 20, für Butter wie 25 zu 8, für Fleisch nur wie 77 zu 50 und für Fisch wie 14 zu 10.

Die Grève der Kommis des Waarengeschäftes dauert fort und wird wohl schwerlich zu einem vollständigen allgemeinen Ausgleich führen. Diejenigen Kommis, welche entweder von vornherein keinen Grund zum Aus-

tritt hatten oder später durch Nachgiebigkeit einzelner Häuser wieder eingetreten sind, haben gestern in einer Versammlung sich einstimmig bereit erklärt, einen Theil ihres Gehaltes zur Unterstützung der hilfsbedürftigen, unter ihnen noch feiernden Kollegen abzugeben. Am 5. November wird das erste Cooperativ-Geschäft, das durch die Syndikatskammer gegründet ist, eröffnet werden. Es verfügt über ein Kapital von 4 Millionen Francs und wird den Titel führen: „Grands Magasins de l'Union, Association des Employés de commerce."

Die Amerikaner haben eine neue Speise erfunden, an welche sich die europäischen Gaumen so leicht nicht gewöhnen werden. Schon ihr Name wirkt abschreckend; sie heißt Chili-colbe Row und besteht aus folgendem Mixtum compositum: Ein gesottener aber gebratener Hase, zwei Dutzend gebackene Austern, 17 mit Tomaten gedünstete Lebern, Krösse vom Geflügel, zwei Pfund Beefsteakfleisch, ein Viertelpfund Kaffee, Alles wohl umgerührt und mit heißem Apfelsaft übergossen. Guten Appetit zu solchem Yankee-Schmaus!

Ueber den Mörder Traupmann, der einige Wochen lang die ganze Zeitgeschichte für die guten Pariser in den Hintergrund gedrängt hatte, ist es jetzt verhältnißmäßig sehr still. Geständniß hat dieser junge Mensch, der in der Kriminal-Statistik als ein Phänomen dasteht, in neuerer Zeit nicht gemacht; er glaubt, daß er nicht überführt werden könne, zumal die Leiche des Vaters Kinck, trotz der sorgfältigsten Nachforschungen in Paris und im Elsaß, noch nicht aufgefunden werden konnte. Allein die Indizien sollen bis jetzt schon so bewältigend gegen ihn sprechen, daß er, auch ohne daß das wesentlichste Corpus delicti herbeigeschafft werden kann, von dem Wahrspruch der Geschwornen das Schwert zu befürchten haben wird. Die Untersuchungs-Akten sind bereits geschlossen, und wahrscheinlich beginnt die öffentliche Assisen-Verhandlung an dem ominösen Tage des 2. Dezember. Im Gaulois wird ein annähernder Ueberschlag der Geldsummen aufgestellt, welche durch das schauerliche Ereigniß von Pantin in Umlauf gesetzt worden sind. Die Reisen und die Nachforschungen der Polizei und der Gerichtsbehörden sowohl wie der noch ungleich rührigeren Berichterstatter der Presse, der ungemein gesteigerte Absatz der Zeitungs-Nummern, welche mehrere Wochen lang beinahe ausschließlich mit der Wahrheit und Dichtung über diesen Fall ihre Spalten füllten, die Wallfahrten nach Pantin nicht allein aus Paris, sondern zum Theil selbst aus entfernteren Departements und so manches Andere noch machen eine stattliche Summe aus. Der Gaulois schlägt sie auf nahe an 1,900,000 Francs an, und dies dürfte vielleicht nicht einmal zu hoch gegriffen sein.

Behufs Zahlung der ziemlich ansehnlichen Schulden des kaiserlichen Palais soll der Minister der Zivilliste ein namhaftes Anlehen abgeschlossen haben. — Der kaiserliche Prinz von Frankreich erhielt vom Sultan den Osmanie-Orden in Brillanten; die gesammte Umgebung der Kaiserin wurde je nach ihren hierarchischen Graden dekorirt, ein Gleiches wird den übrigen Besuchern zu Theil werden. Hoffentlich werden auch Rothe Adler-, österreichische und italienische Orden als Gegengabe nicht ausbleiben. Außer zahlreichen Souvenirs hat Kaiserin Eugenie für Institute, zu frommen Zwecken und für die Dienerschaft des Sultans beiläufig 180,000 Francs vertheilen lassen; am besten sind die Imams derjenigen Moscheen, welche die Kaiserin besuchte, bedacht worden; sie erhielten 60,000 Francs als Bakschisch. Der Kronprinz von Preußen, welcher im Hofe des Serasklerathes einer Truppen-Defilirung beiwohnte, soll sich über das Aussehen und die Haltung derselben sehr belobend geäußert haben.

Einiges über Erdbeben.

Die Erschütterungen, welche in den letzten Tagen ein Stück unseres sonst so soliden deutschen Bodens durchzitterten, haben wieder einmal die Aufmerksamkeit auf das gelenkt, was in erschreckend geheimnißvoller Weise unter unseren Füßen sich bewegt und alle paar Jahre durch einige leichte Stöße dafür sorgt, daß man sich nicht allzusicher fühle auf dieser scheinbar festgegründeten Erde. Da die überraschenden und in der That für unsere Begriffe nicht ganz schwachen Stöße sicher noch lange in allerhand abenteuerlichen Vermuthungen und Befürchtungen nachklingen werden, so möchte es nicht unnütz sein, in Kürze das Wichtigste zusammenzufassen, was die heutige Wissenschaft von den Erdbeben kennt; ist es auch nicht viel, so ist es doch genug, um Manches Grau in Grau gemalte Phantasiebild von gewaltigen Katastrophen, plötzlich sich öffnenden feurigen Vulkanschlünden und dergleichen zu zerstören und an dessen Stelle die Sicherheit zu setzen, mit der man einer Sache ins Gesicht sieht, der man nicht ganz fremd ist.

Wenn auch Deutschland, wie überhaupt Mittel- und Nordeuropa (mit Ausnahme Islands) nicht in einen Kreis heftiger vulkanischer Wirkungen gehört, so liegt es dem südeuropäischen Vulkan- und Erdbebengebiete doch zu nahe, um nicht dann und wann einige gelind aufrüttelnde Stöße zu empfangen, und verbirgt wohl auch in seinem eigenen Schooße an einigen Stellen grollende Geister, die zwar seit Jahrtausenden gefesselt sind, dennoch aber von Zeit zu Zeit mit unheimlichem Geräusche ihre Ketten schütteln, um daran zu erinnern, daß da, wo jetzt der Rhein zwischen den reizendsten Ufern fließt, einst Gott Vulkan die Schlote seiner qualmenden Essen geöffnet hatte und rings umher das Land mit Lava, Asche und Rapillis überschüttete. Aber auch außerdem lehrt die geologische Beschaffenheit unseres Vaterlandes, daß es keineswegs zu den festgegründetsten Theilen Europa's gehört; seine durch vielfache Risse,

Digitized by Google

Faltungen, Verwerfungen u. dergl. zertheilten und gegliederten Gebirge erzählen von gar mancher Hebung und Senkung des Bodens, und die heißen Quellen, an denen besonders Mittel- und Süddeutschland so reich ist, stehen wohl in manchen Fällen in innigem Zusammenhange mit Resten früherer vulkanischer Thätigkeit, wie ja kräftige Thermen in thätigen und erloschenen Vulkangebieten allenthalben angetroffen werden. Schichten, welche seit Millionen Jahren in der horizontalen Lage ungestört verblieben, ganz so wie das Meer der Silur- oder Kohlenformation sie abgelagert, treffen wir wohl in Rußland oder Nordamerika, nirgend aber in Deutschland; überall, wo solche Schichten vorkommen, ist anzunehmen, daß das Land mit unterirdischen Kräften nicht bewegt wurde, indem sonst sicherlich Verschiebungen, Faltungen und Einstürze sein würden.

Mehr als einmal hat man hier zu Lande bedeutende Erderschütterungen Südeuropa's mitempfunden, aber dieselben erstreckten dann ihre Wirkungen in weitere Fernen. So hat z. B. das Lissaboner Erdbeben vom 1. November 1755 nicht allein die Töplitzer Quellen erst versiegen und dann ockergefärbt zurückkehren machen, sondern es bewirkte auch im Loch Lomond (Schottland) eine Niveauveränderung von mehr als zwei Fuß. Also sind wir von dieser Seite her wenigstens nicht besonders exponirt.

Sehr richtig bemerkt Lyell, daß wegen solcher Stöße England, Nordfrankreich oder Deutschland eben so wenig zum südeuropäischen Vulkangebiete zu zählen seien, als etwa die Shetland-Inseln zu dem Islands aus dem Grunde gezählt würden, weil die Asche des Hekla vom Winde zu ihnen hingeweht worden sei.

Was wir dagegen von eigenthümlichen Erdbeben kennen, d. h. von solchen, die Ursprung und Verlauf innerhalb unserer Gränzen hatten, ist im Allgemeinen nicht von der Art, um Befürchtungen zu erregen, sondern hält sich in den Gränzen leichterer Erschütterungen, welche vielleicht in den wenigsten Fällen auf dieselben Ursachen zurückleiten, wie die großen Erdbeben der Vulkangebiete Südeuropa's, Südamerika's und der indischen Inseln, d. h. auf vulkanische, sondern öfters in ganz lokalen Ursachen begründet sein mögen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

:|: Man schreibt aus München vom 9. Nov.: In dem Augenblicke als das Heer von Gemälden und plastischen Kunstwerken aus dem Münchener Glaspalast wandert und nach allen Windrichtungen auseinandergeschieden wird, um gruppenweise wieder in ferne Länder in ihre verschiedenen Heimathsorte geschickt zu werden, dürfte es den vielen Tausenden von Besuchern der internationalen Kunstausstellung aus aller Herren Länder von Interesse sein, zu erfahren, daß die vielen Kritiken, welche die Ausstellung zur Folge hatte, noch einen sehr angenehmen Abschluß dadurch fanden, daß der Dichter der Völkerwanderung, Hermann Lingg, dieselbe in höchst poetischer Weise besungen hat. Es ist nämlich von diesem Dichter ein Büchlein unter dem Titel „Wanderungen durch die internationale Kunstausstellung in München" erschienen, welches zu der kolossalen Illustration des Bilder-Meeres gleichsam den Text liefert, und zwar in einer Form und Anschauung, die nicht nur den Besuchern der Ausstellung eine Menge von Bildern dauernd in das Gedächtniß einprägen werden, sondern die auch das Ganze wie ein Panorama der Weltgeschichte und des menschlichen Gefühlslebens vor ihrem geistigen Auge in poetischem Duft gehüllt, vorüberziehen läßt. Der Dichter schließt seine „Wanderungen" mit folgenden Worten:

„Lebt wohl ihr Bilder, nicht ein finst'rer Richter
Mit krauser Stirn, den Rothstift in der Hand,
Ich hab' euch angeschaut, so wie der Dichter
Von Berghöh'n überschaut das weite Land,
Wie man auf einen Strauß von Blumen blickt,
Wo stiller oder mächtiger uns jede
Nach ihrem eig'nen Reiz und Duft erquickt,
Die Rose, Nelke, Lilie und Resede. —
So wie man sieht in ihrem Sonntagsstaat
Die Leute Morgens aus der Kirche gehen,
Ich hab' euch angeschaut als eine Saat,
Die für die Zukunft fruchtbar soll erstehen." ꝛc.

Wir können dieses neue allerliebste Produkt der Hermann Lingg'schen Muse den vielen tausend Besuchern der internationalen Kunstausstellung als das schönste Andenken an dieselbe empfehlen.

[Wird mit Wasser betrieben.] Ein Eisenwerksbesitzer an einem Gebirgsflusse der österreich-steiermärkischen Gränze, welchem der Einkommensteuerbogen zur Ausfüllung der Rubriken übergeben wurde, schrieb unter der Rubrik: Wird vom Eigenthümer, oder von einem Pächter betrieben? „Wird mit Wasser betrieben."

Geschichtskalender.

18. Nov. 1805. Einzug der Franzosen in Wien.
„ 1805. Die Franzosen lassen den Speyerer Dom zum Anschlag von 15,000 Francs auf Abbruch versteigern.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Mailand.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 263 Samstag, 13. November 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Der elende Carfor war also von mir nicht getödtet worden," sagte Marcof, „und doch hatte ich ihn von meiner Kugel getroffen fallen gesehen.

„Aber was um des Himmelswillen konnte diesen Menschen nur so zum Verbrechen getrieben haben?" rief Marie-Augustine von Fouguetay.

„Nur sein eigener böser Instinkt," sagte Jahoua. „Ich habe diesen Jean Carfor ehedem gekannt. Bevor er Schäfer, Hexenmeister und Spion wurde, hatte er als Knecht auf der Meierei meines Vaters gedient. In seiner Bosheit hatte er einmal gestohlen und einen armen unschuldigen Burschen in den Verdacht der That gebracht. Ich entdeckte das Vergehen und setzte meinen Vater davon in Kenntniß. Carfor wurde mit Schmach fortgejagt, und schwur mir tödtlichen Haß. Zu feig, um diesen offen zu zeigen, hat er Andere dazu aufzustacheln gesucht."

„Mich zum Beispiel," sagte Keiner, „doch mit Gottes und Marcof's Hülfe bin ich vom Mord bewahrt geblieben."

„Pinard hat bis zum letzten Augenblicke seine Wildheit bewahrt," versetzte der Marquis. „Dieses Blatt hier gibt darüber näheren Aufschluß, hört:

„Carrier und seine zwei Mitangeklagten traten zusammen auf das Blutgerüst; der Erstere betheuerte noch fortwährend seine Unschuld, indem er sagte, er habe nur die Befehle des Konvents vollführt. Pinard dagegen stürzte, eben als man Grandmaison als den Ersten unter das Fallbeil legen wollte, voller Wuth auf Carrier, den er vom Blutgerüst herabwarf und nur der äußersten Anstrengung der Henkersknechte gelang es, ihn zu fesseln, und unter das Beil zu legen."

„Die Bluthunde sind also todt," murmelte Marcof. „Schade, daß sie nicht von meiner Hand gefallen sind . . ."

„Sprecht nicht so, Marcof," bat Julie.

„Warum? ich werde ohne Mitleid den Scorpion zertreten, den ich auf meinem Wege finde, und so sicher der menschlichen Gesellschaft einen Dienst leisten."

„Das ist wahr," versetzte Marie-Augustine; diese Nachrichten sind aber doch ein wahrer Trost für mich, denn da Sie sich entschlossen haben, nach Frankreich zurückzukehren, so sind wir doch sicher, daß Sie nicht mehr den Verfolgungen dieser Menschen ausgesetzt sind."

„Du bist also wirklich entschlossen, nach Frankreich zurückzukehren?" fragte der Marquis.

„Ja."

„Und ich soll hier bleiben?"

„Du mußt. Du bist nicht allein, Du hast eine arme Frau an Deiner Seite, die schon genug gelitten hat und in Deinem Tod auch den ihren finden würde. Lebe für sie und weihe Dich ihrem Glücke. Widerspricht nicht! Mein Entschluß ist gefaßt, meine Befehle sind gegeben. Wir haben einen Theil des Vermögens Deiner Frau gehoben; ich verspreche Dir, koste es, was es wolle, auch den Rest binnen weniger als einem Jahre zu bringen. Doch nicht traurig, meine Freunde, laßt uns die letzten Augenblicke unseres Zusammenseins noch froh zubringen, damit die Erinnerung daran eine um so angenehmere sei."

„Wann lichtet Ihr die Anker?" fragte Yvonne.

„Sofort nach Deiner Trauung, liebes Kind," sagte Marcof, „ich will derselben noch beiwohnen, bevor ich abreise."

„Dann könnt Ihr morgen Früh zeitig in See stechen," fiel Jahoua lächelnd ins Wort, denn ich habe den Priester bereits bestellt und er wird die Trauung bei Tagesanbruch vollziehen. Nun hab' ich nur noch eine Gnade von Euch zu erbitten, Marcof."

„Welche?"

„Laßt mich mit Euch ziehen."

„Von Herzen gern, mein Junge."

„Ja, aber ich möchte fortan ein Seemann werden, das Leben auf dem Lande ist mir verhaßt, zudem ist auch die Bretagne verwüstet und mein Hof verbrannt. Ich habe nichts mehr, was mich ans Land fesselt."

„Dein Platz ist an meinem Bord für Dich bereit; Du sollst die Stelle haben, welche Keiner eingenommen."

„Hab Dank!"

Keiner sprang plötzlich auf.

„Wohin gehst Du?" fragte Marcof.

„An Bord des Laggers; da Du morgen abfährst, so muß ich doch mein weniges Besitzthum ans Land bringen."

Digitized by Google

„Ich gehe mit Dir," rief Jahoua.

„Nein, nein, bleibe hier; in einer Stunde spätestens bin ich wieder zurück."

Und ohne eine Antwort zu erwarten, stürzte der junge Mann fort.

Marcof stampfte ungeduldig mit dem Fuße und Yvonne stand beunruhigt auf. Jahoua wollte sich entfernen, doch Marcof hielt ihn zurück.

„Laß ihn," sagte er, „ich will an Bord gehen, um die letzten Befehle zu geben, ich weiß ihn besser zu behandeln."

In der Nacht, welche diesem Tage folgte, und als Alles bereits im tiefen Schlafe lag, lehnte Yvonne an einem offenen Fenster des Erdgeschosses und reichte ihre Hand Jahoua, der draußen stand und mit traurigem Blick in das thränenfeuchte Auge des Mädchens sah.

„Yvonne," flüsterte er, „die Zeit drängt, Du weißt, daß ich Dich geliebt habe, und noch immer liebe. Aber wir müssen einander vergessen. Ich liebe Keinen fast eben so innig als Dich. Du gehörst ihm. Keiner hat Dich gerettet; Keiner hat den Tod Deines Vaters gerächt. Er liebt Dich eben so heiß wie ich. Heirathe ihn, Yvonne, vergelte seine Liebe mit Gegenliebe. Er ist ein braves Herz, mache ihn glücklich."

„Morgen bin ich sein Weib," rief das junge Mädchen, „und ich schwöre Dir bei dem Andenken meines Vaters, ich werde meinem Manne eine liebevolle und getreue Gattin sein. Aber Jahoua, morgen muß ich lächeln, heute Nacht noch laß mich weinen."

„Weine, armes Kind, weine, und mögen Dir diese Thränen die nöthige Kraft geben, um Dein Opfer zu vollbringen."

(Schluß folgt.)

Einiges über Erdbeben.

(Fortsetzung.)

Einstürze unterirdischer Aushöhlungen, wie sie das überall hindringende und überall auflösende Element, das Wasser, sicher sehr oft bewirkt, mögen sehr wohl auf ziemlich weite Strecken des Erdbebens gefühlt werden, besonders wenn sie nicht äußerlich durch Nachsinken des Erdbodens ihr wahres Wesen offenbaren. Wer die Wirkungen des beim Gefrieren sich ausdehnenden Wassers und den kanonendonnerartigen Knall zerspringender Eismassen kennen gelernt hat, wird es auch nicht länger unmöglich nennen, wenn man behauptet, daß plötzlich eintretende Zerklüftung größerer Gesteinmassen sowohl dem Klange als der Stoßwirkung nach ebenfalls Erdbeben erzeugen könne. Daß daneben auch Erderschütterungen aus vulkanischer Ursache auftreten, ist hiermit nicht geläugnet, aber immer ist im Auge zu behalten, daß unter „Erdbeben" die Wirkungen sehr verschiedener Ursachen zusammengefaßt zu werden pflegen, besonders wenn dieselben in so großer Entfernung von thätigen Vulkangebieten auftreten, wie es bei uns der Fall. Hierauf ein Augenmerk zu halten, ist von Bedeutung, weil das allgemeine Vorurtheil jede Erschütterung, so gering sie auch sei, mit den großen Katastrophen in den Vulkangebieten zusammenstellt.

Die großen Erdbeben, wie sie Südamerika, Südeuropa und die übrigen Vulkangebiete kennen, sind fast stets, sowohl räumlich als ursächlich, mit vulkanischen Erscheinungen verknüpft, und in den meisten Fällen kann man nicht daran zweifeln, daß beide eine gemeinsame Quelle haben. Erdbeben sind es, welche drohende Ausbrüche der Vulkane ankünden, und so gingen z. B. dem ersten, verderblichen Ausbruche des Vesuv im Jahre 79 n. Chr. sechszehn Jahre hindurch die heftigsten Erschütterungen voraus, wie auch die bedeutende Lava-Eruption, die 1302 auf der Insel Ischia stattfand, durch sehr starke, beständig sich wiederholende Stöße im vorangehenden Jahre vorbereitet worden war. In beiden Fällen handelte es sich um erstmalige Eruptionen nach langer Ruhe, wie ja in historischer Zeit vor diesen Ausbrüchen keine auffallenden vulkanischen Erscheinungen, weder am Vesuv noch auf Ischia, beobachtet wurden. Auch bei den südamerikanischen Erdbeben beobachtete man sehr häufig einen Zusammenhang mit vulkanischen Erscheinungen, indem diese durch erstere entweder vorbereitet werden oder dieselben begleiten. Sehr oft scheint es, als ob eine vulkanische Eruption den verderblichen Kräften, welche die Erde erschüttern, gleichsam Luft mache, und es ist aus diesem Grunde, daß Humboldt die Vulkane als die Sicherheitsventile der Erde bezeichnete; indessen ist dieser Ausdruck nur im allgemeinsten Sinne zu nehmen, da er auf beschränktem Gebiete nicht überall zutrifft. Süditalien mit seinem stets thätigen Stromboli, seinem Vesuv und Aetna und manchem kleineren Ventil in Form von Thermen und Gasquellen hatte stets in hohem Grade von Erdbeben zu leiden, so daß es scheinen möchte, als ob die Ableitung unterirdischer Kräfte, welche durch die Vulkane bewerkstelligt wird, mehr den entfernteren Landstrichen zu Gute komme. Sicher ist es, daß die Gebiete hiesiger Erdbeben mit denen vulkanischer Thätigkeit zusammenfallen.

Die Wissenschaft ist heute noch nicht im Stande, etwas unbedingt Sicheres über die Ursache vulkanischer Erscheinungen zu sagen, sondern begnügt sich mit der Zusammenstellung der Beobachtungen und hofft, auf solche Weise am sichersten zu gesunden allgemeineren Schlüssen zu gelangen; bei dem innigen Zusammenhange der Erdbeben mit diesen Erscheinungen wird auch für sie sich eine Erklärung erst geben lassen, wenn jene genügend vorbereitet sein werden. Wir sehen geschmolzene Gesteinmassen oder in hohem Grade erhitzten Schlamm und Staub in gewaltiger Menge von den Vulkanen ausgeworfen werden und beobachten große Quantitäten

von gasförmigen Stoffen, welche gleichzeitig mit jenen entbunden werden. Aber wie diese Massen in den erhitzten Zustand gelangen, ob sie die Wärme, welche ihnen innewohnt, durch chemische Prozesse selbst erzeugen oder ob sie dieselben aus einer tieferliegenden Quelle, dem als feuerflüssig angenommenen Erdinnern, empfangen, ist eine Frage, deren Beantwortung bis jetzt nicht in zwingender Schärfe geleistet werden konnte.

Als der große Chemiker Davy die Alkalimetalle Natrium und Kalium entdeckt hatte und beobachtete, wie dieselben in Berührung mit Wasser unter großer Wärmeentwicklung verbrennen, glaubte er in ihnen die Ursache der vulkanischen Wärmeerscheinungen zu erkennen; man brauchte nur anzunehmen, daß größere Mengen solcher Metalle im Erdinnern verborgen sind und daß Wasser zu ihnen gelangt, und konnte so die größten Wärmewirkungen, welche unter der Erdrinde und in den Vulkanen sich äußern, erklären. Aber nach einiger Beobachtung einer Vesuv-Eruption kam Davy von seiner Ansicht zurück. Später gelangte man unter dem Eindrucke der großen Kraftäußerungen, zu welchem elektrische und magnetische Ursachen fähig sind, zu der Anschauung, daß solche auch bei Vulkanausbrüchen und Erdbeben sein möchten, und es ist diese Meinung weder zu verneinen, noch zu bejahen, da sie bis jetzt nur eine theoretische Begründung gefunden hat.

Es ist am besten, die Hitze des Erdinnern als etwas Gegebenes aufzufassen, da dieselbe bei der Mannigfaltigkeit wärmeerzeugender Ursachen voraussichtlich nicht so einfach zu erklären ist, wie man oft glaubte. In welcher Weise sie aber zu den heftigen Aeußerungen befähigt wird, welche in Form vulkanischer Ausbrüche auftreten, ist schon eher zu erklären. Die Untersuchung der von Vulkanen ausgeworfenen Stoffe beweist, daß in vielen Fällen größere Quantitäten von Wasser, und zwar von Meerwasser, in den Heerd der glühenden Gesteinsmassen eingedrungen sein müssen. Es muß in solchem Falle natürlich sehr schnell Dampfbildung stattfinden, und wenn etwa der so entstandene Dampf einen Druck zu überwinden hat, so wird er Explosionen verursachen und die erschütterte Erdkruste wird Erdbeben erleiden; sehr massenhafte Dampfbildung wird unter Umständen ein Ueberfließen geschmolzener Massen oder ein Auswerfen von Asche und Gesteinstrümmern bewirken und wir werden so eine Eruption haben. Diese eben so einfache als plausible Erklärung ist die, welche neuerdings die meisten Vertreter findet und unter Anderem gelegentlich der neueren Ausbrüche des Aetna und der Vulkane von Santorin wiederholt geprüft und richtig befunden wurde. Mit ihr stimmt die Thatsache, daß die weitaus überwiegende Menge der Vulkane in der Nähe des Meeres sich befindet.

Betrachtet man z. B. die Vulkane Europa's, so ist es doch wohl mehr als zufällig, daß die größere Zahl auf Inseln und der einzige auf dem Festlande liegende am Meeresufer sich befindet. Und sehen wir, wie das Festland Asien verhältnißmäßig arm ist an Vulkanen, während seine Inselwelt einen nur zu großen Reichthum aufweist, wie das Vulkangebiet Süd- und Mittelamerika's sich niemals weit vom Meere entfernt, wie reich im Vergleiche mit dem kontinentalen Afrika die Kanarien und Azoren mit Vulkanen ausgestattet sind, so wird man nicht umhin können, in diesem Verhältnisse etwas Naturgesetzliches zu erkennen. Der am weitesten vom Meere entfernte Vulkan liegt in der Talarei nahe dem großen See Ziskul, scheint aber seit dem siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu ruhen.

(Schluß folgt.)

Mädchen-Lieder.

3.

Das Löckchen.

Um ein Löckchen mocht' Er bitten,
Das von meinem Haupt sich schlang;
Und ich hab's Ihm abgeschnitten,
Weil er gar so in mich drang.

Im Pausse-montre will Er's tragen;
Liegend an der warmen Brust,
Wo des Herzens Töne schlagen,
Soll es lauschen, Ihm zur Lust.

Löckchen, Löckchen, Friede bringen
Sollst du Ihm ins Schwärmerherz;
Unauflösbar uns verschlingen,
Eins für Freud' und Leid und Schmerz.

Alois Josef Ruckert.

Kunst und Literatur.

K In Ansehung, daß vor Allem eine endliche glückliche Lösung der Schulfrage, d. h. die zeitgemäße Reorganisation unseres Volksschulwesens, und die hierdurch zu erzielende, dem Fortschritte der Zeit entsprechende freie Volksbildung Noth thut, um die geistigen Errungenschaften, sowie die materiellen Interessen und Bedürfnisse der Gegenwart nach ihrer wahren Bedeutung erkennen und verstehen zu können, halten wir es für angezeigt, ungeachtet des in der bezüglichen Literatur bereits vorhandenen Guten eine Schrift warm zu empfehlen, die vor Kurzem unter dem Titel: „Unter welchen Voraussetzungen bildet die heutige Volksschule zeitgemäß?“ = Vortrag gehalten auf

der 4. Hauptversammlung des bayerischen Lehrervereins am 1. Sept. 1869 zu Würzburg von Fr. W. Pfeiffer, Lehrer und Bürger in Augsburg — im Buchhandel (Würzburg, bei Stuber) erschienen ist und in gedrängter und gediegener Darstellung uns eine vollkommen befriedigende positive Antwort auf die hierher gehörigen Fragen gibt. Mit logischer, überzeugender Konsequenz erörtert der Verfasser den wahren Sinn und die Bedeutung einer zeitgemäßen Volksbildung unter den zwei Hauptgesichtspunkten der natur- und kulturgemäßen, individuellen Entwicklung, unterwirft die Schäden und Gebrechen der heutigen Volksschule einer eingehenden, scharfen und doch leidenschaftslosen Kritik und gibt auf Grund der erwähnten leitenden Gesichtspunkte die allein richtigen Mittel an, die zum endlichen Ziele führen müssen. Die Schrift zeichnet sich sowohl durch ihren klaren Gedanken ganz, als durch die warm, von wahrhaft patriotischem Sinne getragene Darstellung, sowie auch durch ihre objektive, gemäßigte Haltung aus, und dürfte deshalb gerade auch in gegenwärtigem Augenblicke extremer Wahlagitationen gegenüber der von ultramontaner Seite hervorgerufenen so argen Verwirrung der Begriffe wesentlich zur Klärung derselben, sowie zur gesunden Aufklärung über das Wesen wahrer und freier Volksbildung überhaupt beitragen.

Mannigfaltigkeiten.

Die „Kölner Ztg." schreibt: Ueber die wohlbehaltene Rückkehr Dr. Nachtigal's erhalten wir nähere Nachrichten durch ein Schreiben von Giuseppe Pisani aus Malta, welches uns der Empfänger, Herr Gerhard Rohlfs, freundlichst zur Verfügung gestellt hat. Der Brief lautet: „Herr Luigi Rossi, der österreichische Konsul gibt mir die folgenden authentischen Mittheilungen, welche für Dr. Nachtigal's Freunde von Interesse sein werden. Nachtigal, welcher am 18. Februar 1869 von Tripolis mit Geschenken des Königs von Preußen an den Sultan von Bornu abgereist war, ist glücklich nach Mursuk zurückgekehrt, nachdem er mit Hilfe seiner Diener zur Nachtzeit aus Libesti entflohen war, wo er vier Wochen als Gefangener der Tibus geschmachtet hatte. Er und seine Diener waren genöthigt, den Weg zu Fuße zurückzulegen, da sie ihre Kameele, Vorräthe und Gepäck zurücklassen mußten, und nährten sich auf der langen und gefährlichen Reise kümmerlich von Datteln und Wasser, welches sie auf ihren Schultern mittragen mußten. Bei ihrer Ankunft in Mursuk am 8. Oktober, wo sie die Geschenke für den Sultan von Bornu für die Zeit der Reise zu den Tibus zurückgelassen hatten, wurden sie von Ibrahim Ben Allah und den dortigen Arabern sehr freundlich empfangen. Sie werden mit den Geschenken nach Bornu weiterreisen, wenn die große Karawane im kommenden Dezember von Mursuk abgeht.

Bei der russischen Vieh-Ausstellung in Petersburg wurden, wie die „Petersb. Ztg." berichtet, am 22. Okt. interessante Versuche mit der Zugkraft verschiedener Ochsen gemacht. Man spannte nach einander sechs Paar Ochsen vor einen kolossalen, 300 Pud (à 40 Pfd.) oder 120 Ctnr. schweren Wagen, der mit 14pfündigen Kugeln beschwert wurde. Das erste Paar Ochsen machte unter zweimaligem Ausruhen 214 Schritt mit 231 Paar Kugeln; das nächste Paar legte 192 Schritt mit 262 Paar Kugeln zurück; das dritte schleppte nur 241 Paar Kugeln 192 Schritt fort, das vierte aber, der Race vom Schwarzen Meere angehörig und im Besitze des Herrn Maglinowski befindlich, zog 373 Paar Kugeln ohne Ruhepause 300 Schritte weit und hätte vielleicht eine noch größere Kraft entfaltet, wenn nicht das Joch gebrochen wäre und die weiteren Versuche hätten aufhören müssen.

Eine seltsame Begrüßung ist dem Könige von Preußen, als er am 6. d. Mts. auf der Fahrt zur Auerochsenjagd durch Tichau bei Pleß kam, in diesem Orte bereitet worden. Neben der fürstlichen Brauerei war nämlich eine Ehrenpforte aus lauter Bierfässern aufgebaut worden.

Räthsel.

Aller Brennstoff, alle Freuden
Gehen in mein Erstes auf;
Um dasselbe zu bereiten,
Müht sich jetzt der Männerhauf'.
Um mein Zweit's und Drit's zu bringen,
Muß der Mensch großmüthig sein,
Doch auch Furcht und Hoffnung treibt ihn
Dazu, und der Sorge Pein.
Unblich war mein Ganzes häufig
Einst im alten Testament,
Doch an öffentlichen Orten
Lästig man es heut' noch brennt.
In Café, auf Promenaden,
Selbst im Eisenbahnwaggon
Bringen mich zu ihrem Schaden
Selbst unreife Jungen schon.

Geschichtskalender.

14. Nov. 1716. Todestag des Philosophen Leibnitz.
„ 1764. Friedrich II. gründet die Bank in Berlin.
„ 1825. Todestag des Dichters Jean Paul.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weichardt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 264 Montag, 15. November 1869.

Männer der That.

(Fortsetzung.)

„Ich werde sie haben, Jahoua; ich werde muthig und Deiner würdig sein."

„So leb' denn wohl!" rief Jahoua, „leb' wohl auf lange, vielleicht auf immer!"

„O, mein Gott, soll ich Dich denn nie wieder sehen?"

„Keinec kennt mein Herz; Keinec weiß, daß Du mich geliebt hast; meine Gegenwart könnte ihm Schmerz verursachen. Das darf nicht sein. Morgen nach der Trauung schiffe ich mich mit Marcof ein. Leb' wohl, Yvonne, leb' wohl; das ist Alles, was ich Dir zu sagen habe. Leb' wohl, sei stark und würdig ihm, dessen Gattin Du werden wirst."

Und der junge Mann riß sich los und eilte, ohne sich umzuwenden, davon. Yvonne seufzte tief auf, schloß das Fenster und kniete vor einem Muttergottesbilde nieder, das in ihrem Zimmer hing.

Da trat aus dem Gebüsch, das sich neben dem Hause hinzog, ein Mann hervor, der das ganze Gespräch belauscht hatte. Es war Keinec. Er stand einen Augenblick unbeweglich. Dann that er einige Schritte gegen Yvonne's Fenster, doch plötzlich hielt er wieder inne, kehrte um, sprang über die kleine Gartenmauer und eilte an das Meeresufer. In einer Entfernung von etwa einer halben Stunde schaukelte sich der „Jean Louis."

Eine Barke war nicht mehr am Land. Keinec stürzte sich in das Meer und erreichte schwimmend das Schiff.

„Wo ist Marcof?" fragte der junge Mann den wachhabenden Matrosen.

„In seiner Kajüte."

Dort angekommen, stürzte Keinec auf Marcof zu und blickte ihm flehend in die Augen.

„Was willst Du?" fragte Marcof, über den Ausdruck in Keinec's Zügen überrascht.

„Ich will, daß Yvonne glücklich sei!" antwortete dieser dumpf, „ich will, daß Du ihr dazu verhilfst und will Dir sagen, was Du thun sollst.

* * *

Am nächsten Morgen in der Frühe klopften Julie und Marie-Auguftine an Yvonne's Thür. Sie kamen, das junge Mädchen zur Hochzeit zu schmücken. Yvonne hatte ihre Thränen getrocknet und ein mildes Lächeln umspielte ihre Züge.

Als die Toilette beendet war, begaben sich die beiden Damen mit der geschmückten Braut zum Marquis. Sie glaubten, Marcof und Keinec dort zu finden; fanden aber nur Jahoua, der seine Festtagskleidung angelegt hatte, um dem jungen Mädchen als Brautführer zu dienen.

„Keinec ist nicht da?" fragte Julie erstaunt!

„Nein," erwiderte der Marquis, „er hat wahrscheinlich die Nacht am Bord des „Jean Louis" zugebracht und wird zugleich mit Marcof kommen."

„Ohne Zweifel sind die Boote bereits auf dem Wege," sagte Jahoua und trat ans Fenster, um nach dem Meere hinauszuschauen.

Er stieß einen Schrei der Ueberraschung aus. „Mein Gott, was ist das," rief er, „der Jean Louis ist nicht mehr auf der Rhede."

„Unmöglich!" rief der Marquis ans Fenster eilend.

„Um Gotteswillen, was bedeutet das? murmelte Yvonne erbleichend.

In diesem Augenblicke ging die Thür auf und ein Diener trat ein.

„Gnädiger Herr," sagte er zu dem Marquis, „hier ist ein Brief, den mir der Kapitän für Sie übergeben hat."

„Marcof?"

„Ja."

„Wann hat er Dir den Brief gegeben?"

Heute Früh um vier Uhr."

„Und warum hast Du mir ihn nicht früher eingehändigt?"

„Weil mir der Kapitän ausdrücklich aufgetragen hat, ihn dem gnädigen Herrn erst im Augenblick der Trauung zu übergeben, und es hat so eben acht geschlagen."

Der Marquis nahm den Brief. Alle harrten in ängstlicher Spannung. Philipp von Loc-Ronan erbrach das Siegel mit zitternder Hand und durchflog das Papier. Ein Strahl der Freude flog über sein Gesicht, und indem er das Schreiben seiner Frau reichte, sagte er: „Lies, Julie; ich fühle mich zu bewegt."

Digitized by Google

Julie las:

„Theurer Bruder! In dem Augenblicke, wo Du diese Zeilen erhältst, ist der „Jean Louis“ bereits weit von Euch entfernt. Er segelt nach Frankreich. Keinec ist bei mir an Bord. Der brave Junge wollte sich bis zum Ende dem Glücke Derjenigen opfern, die er liebt. Sein ausdrücklicher Wille ist, daß Yvonne noch heute Früh Jahona heirathet. Er befiehlt es im Namen seines eigenen Glückes. Er wollte sich heute Nacht das Leben nehmen. Jetzt ist er ruhig und diese Ruhe entspringt aus der Gewißheit, daß sein Wille erfüllt werden wird; ich habe mein Wort dafür verpfändet. Yvonne und Jahona mögen also gehorchen. Was mich betrifft, mein Bruder, so gehe ich, meinem Vaterlande zu dienen und die Feinde desselben zu bekämpfen. Auf baldiges Wiedersehen! Seid alle glücklich, und wenn der Sturm heult und das Wetter haust, so betet manchmal für uns Seeleute. Auf Wiedersehen, Bruder! Auf Wiedersehen Alle, die ich liebe.

„Marcof von St. Malo.“

Julie hielt inne, Thränen traten ihr in die Augen. Yvonne schluchzte und wagte Jahona nicht anzusehen, Philipp trat auf sie zu und sagte mit bewegter Stimme:

„Kinder, Ihr habt gehört und Ihr habt nicht das Recht, Euch zu weigern, der Priester erwartet Euch am Fuße des Altars, kommt und betet zu Gott, daß er den Einen vergessen lasse, den Andern Glück bringe und uns Allen Ruhe und Frieden gebe.“

Um neun Uhr waren Jahona und Yvonne verbunden und um dieselbe Zeit segelte der „Jean Louis“ auf der Höhe von Tarifa, auf seinem Hintertheil standen zwei Männer, die Hände in einander geschlungen auf das Meer hinausblickend.

„Keinec,“ sagte der Eine, „Du hast heut' Deine Verlobte verloren, aber Du hast einen Vater gefunden. Komm in meine Arme, mein Sohn, und sei stark. Die Vergangenheit trägt den Schleier der Wittwen, die Zukunft den der Jungfrauen. Hinter uns liegt die Erinnerung, vor uns die Hoffnung. Gottes Hand weiß auf jede Wunde ein Heilpflaster zu legen. Hoffe darum, mein Sohn, und blicke vorwärts!“

Licht und Schatten in Nordamerika.

Unter den mannichfachen Betrachtungen, mit welchen die Presse die Vollendung der Pacific-Eisenbahn begleitete, sind die, welche der Westbote (Kolumbus) anstellt, besonders lesenswerth. Er schreibt: „Amerika ist doch ein großes Land, großartig in allen Beziehungen! Groß im Geben, aber auch groß im Nehmen; freigebig bis zur Verschwendung, aber verdorben ohne Grenzen; großartig in seinen Unternehmungen, aber auch großartig im Schuldenmachen; rastlos thatkräftig auf der einen, und doch wie arbeitsscheu und jedem Müssiggange geneigt auf der andern Seite; ewig jagend und Alles opfernd für den allmächtigen Dollar, und doch ferner als irgend ein anderes Volk der Erde von allem schmutzigen Geize und aller knickerigen Filzigkeit. Es ist ein Land der großartigsten Gegensätze und Widersprüche, das in seiner Entwicklung alle Gefahren zu Schanden macht, alle Voraussetzungen und Schlüsse über den Haufen wirft. Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten, und Vieles ergibt sich aus der großartigen Lage des Landes. Anschauungen, die für ein europäisches Duodezfürstenthum von wenigen Quadratmeilen passen, können natürlich nicht als Maßstab für eine Riesenrepublik gelten, die sich von Ozean zu Ozean erstreckt, ebensowenig wie das Röckchen eines Zwerges für den Körper eines Riesen paßt. Darum findet auch der ächte Spießbürger von drüben, der mit seinen kleinlichen beschränkten Ansichten in Amerika landet, hier Vieles zu tadeln. Er findet hier eine neue Welt, wo ihm Alles zu weit, zu groß ist, und vermißt schmerzlich die Behaglichkeit, die Bedächtigkeit, selbst die Krähwinkelei und Kleinigkeitskrämerei seines Heimathstädtchens, wo der Bürgermeister mit strenger Hand dafür sorgt, daß die guten Bürger nicht in ihrer Gemüthlichkeit und bei Leibe nicht in ihrem Schlaf gestört werden; er vermißt die väterliche Regierung, die ihn Schritt für Schritt am Gängelbande leitet, wie ein unmündiges Kind, damit er nicht falle und sich wehe thue.

Er findet es barbarisch und abgeschmackt, daß die Regierung sich nicht um dies und das bekümmert, daß sie nicht überall Warnungstafeln und Wegweiser aufpflanzt, sondern es Jedem überläßt, seinen Weg selbst zu finden und sich selbst zu helfen. Es dauert viele Jahre, bis sich solch ein ehemaliger Spießbürger mit Amerika versöhnt, bis er sich in die neue Welt hineingelebt. Ist dies aber einmal geschehen, dann ist er auch den alten, kleinlichen Verhältnissen seiner früheren Heimath entwachsen, und er würde sich gar nicht mehr hineinfinden können.

Darum können es auch die Deutschen, die von Amerika nach Deutschland zurückkehren, drüben auf die Dauer nicht mehr aushalten. Gewiß hat Amerika seine großen Schattenseiten. Die größte ist die schändliche Korruption, die alle Schichten des Volkes durchfrißt, die Charakterlosigkeit, der Mangel an Ehrgefühl und Rechtlichkeitssinn. Wird sich Amerika allmählig von diesen häßlichen Flecken befreien? Wir glauben es und hoffen es. Amerika ist verhältnißmäßig noch sehr jung; es lebt noch in den Flegeljahren und zeigt daher alle Unarten, Rohheiten und den ganzen Uebermuth eines halbausgewachsenen Lümmels, der da weiß, daß er eine reiche Erbschaft besitzt. Aus dem Lümmel wird ein Mann werden, und mit den Jahren kommen auch der Verstand und die Klärung und die Verfeinerung. Es ist mit dem

Menschen wie mit dem jungen Wein; erst die Gährung dann die Klärung.

Wir verzweifeln darum trotz alledem nicht an den Menschen in Amerika und begrüßen die Vollendung des Riesenwerks, das der amerikanischen Thatkraft neue Bahnen anweist, dem Verkehre, den Mühseligen und Beladenen der alten Welt neue Strecken und Gebiete eröffnet, mit inniger Freude. Die Bahn wird fast noch unbekannte Gegenden, die bisher nur den Wilden und den Raubthieren zugänglich waren, rasch der Zivilisation und der menschlichen Thätigkeit überliefern, und das Echo jedes Axthiebes in dieser neuen, bis jetzt von den Indianern und Büffeln beherrschten Welt wird zur Beförderung des Menschenglückes beitragen."

Einiges über Erdbeben.

(Schluß.)

Von Bedeutung für die wissenschaftliche Erklärung der Erdbeben könnte die Bestimmung des Sitzes ihrer Ursache werden, d. h. der Tiefe, aus der die Stöße herkommen. Dieselbe ist mehr als einmal versucht worden, aber die Resultate schwanken so sehr, daß sie nicht viel Vertrauen verdienen. Die Stöße in den Erdbeben, welche von 1783—1786 Kalabrien heimsuchten, sollen Sitz sieben (englische) Meilen unter der Erdoberfläche gehabt haben. Daß ihm Stöße in den verschiedensten Richtungen, von der vertikalen bis zur horizontalen, stattfinden und daß sie den Erdboden in eine wellenförmige Bewegung — ähnlich der Bewegung einer angeschlagenen Saite — versetzen, sind bekannte Thatsachen. Natürlich verhalten sich die verschiedenen Boden- und Gesteinsarten diesen Erschütterungen gegenüber sehr verschieden, und man schreibt es diesem leicht begreiflichen Umstande zu, daß Orte, die an der Grenze zweier Gesteinsarten liegen, stärker erschüttert werden als solche, deren Boden gleichartig ist. Ein Theil des Stoßes, der von weniger elastischem Gesteine in elastischeres übergeht, wird von letzterem zurückgeworfen, und daher die Heftigkeit, mit der sich z. B. die Erdbeben in Messina äußern; Messina liegt auf der Grenze des sog. Urgebirges und der sedimentären Formationen.

Die Statistik der Erdbeben hat gewisse Verhältnisse ergeben, welche häufiger wiederkehren, dennoch aber keineswegs zur Grundlage bestimmter Aussagen, am allerwenigsten aber von Prophezeihungen werden können. Die Mond- und Sonnennähe soll einen fördernden Einfluß auf die Erderschütterungen üben, da das flüssige Erdinnere eben so gut wie das Meer seine Ebbe und Fluth habe. So lange indessen nicht bewiesen ist, daß ein so großer Theil des Erdinnern, wie diese Hypothese annimmt, flüssig ist, wird man sich darauf beschränken müssen, die Beobachtungen zu vervielfältigen und erst aus ihnen zu schließen, denn über das Erdinnere wissen wir absolut nichts, als was uns die Grubenschachte und die Vulkane melden, und das ist verschwindend wenig. Man hat ferner berechnet, daß die heftigsten und meisten Erdbeben in die Winterzeit fallen und daß auch die Luftdrucksverhältnisse von Einfluß sein müßten, indem sie den Stand der flüssigen Massen in den Vulkanen bestimmen und dieselben ganz so fallen und steigen machen, wie das Quecksilber des Barometers.

Alles das sind zwar höchst schätzenswerthe Versuche, um zur Wahrheit zu gelangen, und es wird Niemandem einfallen, sie zu schelten, wenn sie auch oft genug den einfachen Thatsachen widersprechen. Aber wenn solche Vermuthungen und Einbildungen mit dem Gewande wissenschaftlich festgestellter Naturgesetze bekleidet und so unter die Menge, welche die Möglichkeit kritischer Beurtheilung in diesen Fällen nicht besitzt, verbreitet werden, wie es z. B. mit der Falb'schen Prophezeihung geschah, so ist das ein eben so gewissenloses als beklagenswerthes Thun. Wenn wir annehmen, daß Herrn Falb der Unterscheidungssinn für Hypothese und Wahrheit nicht ganz fehle, so muß man sagen, daß er sich einer verabscheuenswerthen Lüge schuldig gemacht hat, denn so lange wir das Erdinnere so wenig kennen, ist auf dessen Verhalten keine Vorhersage zu gründen *). (K. Z.)

Mannigfaltigkeiten.

Im Laufe des verflossenen Sommers wurden von der Potsdamer Bahn in Folge Verbandsbeschlusses Versuche mit dem Luft-Telegraphen in den einzelnen Coupés gemacht, um den Passagieren die Möglichkeit zu geben, im Falle der Noth den Zug anhalten zu lassen. Der aus sechs Wagen formirte Zug wurde wiederholt auf vier bis sechs Wochen zusammengehalten, dann die Wagen auf die gleiche Zeitdauer in andere Züge rangirt und in die entlegensten Stationen geschickt, um auch in dieser Richtung hin zu prüfen, ob lange Touren oder mit der Sache unbekannte Beamte

*) Es ist der französische Gelehrte Perrey, welcher zuerst die Erdbeben auf Ebbe und Fluth des flüssigen Erdkernes zurückzuführen den Versuch machte. Die ganze Sache ist höchst hypothetisch; dennoch gründete Falb seine Prophezeihung auf ein gewisses Zusammentreffen der Ursachen von Fluth und Ebbe. Es ist aber sehr möglich, daß die Erde nirgends im Innern ganz flüssig ist, und es fragt sich noch sehr, ob jene Ursachen Erdbeben hervorrufen. Schon rechnet man in den Zeitungen aus, daß auch das jüngste Erdbeben in den Rhein- und Maingegenden mit einer fluthherregenden Konstellation des Mondes und der Sonne zusammentreffe, ohne zu bedenken, wie oft die gleiche oder ähnliche Konstellation wirkungslos vorübergingen. Ist nicht Mill's „Induktive Logik" neuerdings in einer billigen Ausgabe erschienen? Verbreite man sie doch!

Digitized by Google

irgend welche Störung auf den Apparat ausüben könnten; derselbe hat jedoch alle Prüfungen nach Wunsch bestanden, so daß man nunmehr begonnen hat, die Kurierzüge mit diesen Luft-Telegraphen zu versehen. Der erste Zug dieser Art machte am Montag seine erste Fahrt von Berlin nach Köln und zurück, und der Apparat erwies sich der „B. Z." zufolge bei den im Fahren gemachten Proben als ungemein genau wirkend. Sollte die Einrichtung sich für die Dauer gut bewähren, so wäre eine allgemeine Einführung derselben gewiß zu erwarten, da es seit Jahren der Wunsch des Ministeriums ist, dergleichen auf sämmtlichen Bahnen ausgedehnt zu sehen, was jedoch theils wegen des Widerstrebens der einzelnen Gesellschaften, theils wegen Mangels einer wirklich sicheren Vorrichtung unterbleiben mußte. Hoffentlich werden die Reisenden durch irgend eine im Wagen angebrachte Notiz über den etwaigen Gebrauch dieser Nothglocke unterrichtet, und wird ihnen auch die Strafe für die Strafe für das unbefugte Benutzen derselben angedeutet.

Der witz- und geistvolle Saphir fuhr einst in einem Postwagen, wo sich zwei Reisegefährten über sein häßliches Aeußere manchen unzeitigen Witz erlaubten. Zuletzt fragte ihn der Eine: Wie heißen und was sind Sie? Mein Name ist Saphir, ich bin Literat; dürfte ich nun auch bitten, mit wem ich die Ehre habe zu reisen? Wir gehören zur Gesellschaft Jesu. Zu welcher, zur ersten oder letzten? Hierauf stutzten die Jesuiten und fragten: Wie meinen Sie das mit der ersten und letzten Gesellschaft Jesu? Nun, das ist doch ganz einfach, erwiderte Saphir, die erste Gesellschaft Jesu waren Ochsen und Esel, denn er wurde in einem Stalle geboren; die letzte Gesellschaft aber waren zwei Spitzbuben, die mit ihm gekreuzigt worden sind. Nun frage ich nur: zu welcher Sie, meine Herren, gehören? Den beiden Reisegefährten war mit einem Mal ihr Witz und Spott vergangen.

[Ein Schildaſtückchen.] Dieser Tage kam ein Reisender nach Karlsburg, stieg in einem Gasthause ab und ließ sich in Gegenwart Mehrerer einen Tausender wechseln. Die in der Nähe Stehenden bemerkten auch, daß die Brieftasche des Passagiers voll sei mit Tausend- und Hundert-Guldennoten, und Einer erkannte ihn als einstigen Kameraden, der mit ihm in einem und demselben Regimente diente, aber dann in ein Strafbataillon versetzt wurde. Er vermuthet, daß der Mann desertirt sei, und zeigte ihn beim Stadthauptmann an. Dieser ließ den Passagier rufen, verlangte von ihm den Reisepaß und fand, daß die Personsbeschreibung mit der Person nicht übereinstimme. Was thut nun der Stadthauptmann? Wie man dem Ellenbr mittheilt, behielt er den Paß zurück und forderte den verdächtigen Passagier auf, am andern Tage wiederzukommen. Der Mann kam natürlich nicht wieder.

[Knall-Cigarren.] Ein betrübender Unglücksfall hat sich in Dessau mit einer sogenannten Knall-Cigarre ereignet. Ein Soldat bekam von einer ihm unbekannten Zivilperson eine Cigarre zum Geschenke, wobei ihm aber die explodirende Eigenschaft derselben verschwiegen ward. Der Beschenkte rauchte die Cigarre daher arglos an, als plötzlich die Explosion erfolgte; durch dieselbe ist das linke Auge des Rauchers so bedeutend verletzt worden, daß es die Sehkraft gänzlich verlor und auch dem rechten Auge Gefahr droht.

Auflösung des Räthsels in Nr. 256

in Knittel-Versen beantwortet an Rackan's Biertisch.*)

Laß dich hauen, laß dich stechen,
Brauchst dir keinen Kopf zerbrechen,
„Rauch" ist der berühmte Mann,
Von Berlin nach München kam —
Dort mit Ludwig I verkehrt,
Künstler er, vom Volk geehrt.
„Rauch" vom Essen,
„Rauch" bei Messen,
„Rauch" im Dom,
Selbstverständlich auch in Rom.
Männer, Knaben, Frauen rauchen,
Wenn sie's freilich auch nicht brauchen. —
Bleib' aus Küchen, ja mit Nichten,
Ebenso von den Gerichten.
Denn Alles, was in Dunst verrann,
Ist verhaßt von Jedermann.
Famos getöst beim Schlage vier akkurat
Bei geback'nen Fischen und Aktien-Bier, aber delikat!

Th. R., M. B., St...., M. H., J. L., Br. L., W. S., H. K., A. R., P. B, G. M., W. B., A. S., H. M., A. K., H. P., H. H., B. St., S. J., B. M., S. B., G. J...., H. C., C. W...., S. B., A. H., C. B...., L. K., O. W., A. M...., C. K...., L. B...

*) Verse, Papier und Schrift, ihr riecht nach Aktienbierdunst.
Aus castatischem Quell, schöpfet Begeisterung die Kunst.
Anmerk. d. S.

Geschichtskalender.

15. Nov. 1855. Schlacht bei Morgarten.
„ 1843. Rossi, päpstlicher Minister, wird in Rom ermordet.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weiland.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 265 Dienstag, 16. November 1869.

Die Lebensversicherungs-Gesellschaft „Albert" in London.

(Aus dem „Daheim".)

Es ist eine eigenthümliche Erfahrung, daß die Menschen mehr auf den Zufall hoffen, als auf den nothwendigen Gang der Ereignisse — ein Grund, weßhalb die Lotterien so schwer zu beseitigen sind — aber auch umgekehrt vor dem Zufälligen sich mehr fürchten, als vor dem Nothwendigen, sich gegen Ersteres mehr und sorgsamer zu schützen suchen. So versichern sich z. B. fast alle Menschen gegen Feuer, verhältnißmäßig wenige aber gegen den Tod, und doch steht Letzterer allen Menschen mit absoluter Gewißheit bevor, Ersteres trifft nur wenige. Ja, wenn die Versicherung wirklich Schutz dann gewährt, würden wohl alle Menschen solche suchen, aber ebensowenig wie das Feuer dadurch verhütet wird, ebenso wenig wird es der Tod. Nur das Dahinterliegende ist es, was gemildert werden soll, der Schaden, den ein Feuer angerichtet oder die hilflose Lage, in welcher bei einem Todesfall die Hinterbliebenen sich oft befinden. Darum auch haben die Lebensversicherungsgesellschaften einen weit schwierigeren Geschäftsbetrieb als die anderen, und es hält nicht leicht, bis eine solche soviel Vertrauen erworben oder so viel Verlockendes versprochen hat, bis sich genügend Theilnehmer und Anhänger finden. Hat sie dies aber erst, so pflegen ihr die Klienten treu zu bleiben, schon weil mit jedem Jahre die Versicherungen bei anderen Gesellschaften schwieriger und theurer werden, während die Prämien der Feuerassekuranzen sich im Ganzen gleich bleiben, mag ich eine junge oder alte Wirthschaft versichern; mit einem jungen oder alten Leben ist dies anders.

Darum hat auch jede Gesellschaft ihren festen Stamm von Versicherten, die nun ihrerseits ihre ganze Hoffnung auf diese setzen, sich nicht leicht irre machen lassen und zähe an ihr festhalten, eben weil ein Wechsel zu schwierig ist und zu theuer wird. Nun aber haben sie, wie sie meinen, die Zukunft der Ihren fest und sicher gestellt, nun können sie ruhig die Augen schließen, Weib und Kinder sind vor Sorgen und Elend geschützt!

Solch' eine Gesellschaft war die in London heimische, die den Namen „Albert" führt; der Thätigkeit und Geschicklichkeit ihres Berliner Generalagenten hatte sie ihre große Ausbreitung in Preußen zu danken, wie auch andere deutsche Länder zur Zahl der dort Versicherten ein großes Kontingent gestellt haben. Und Alle hofften auf diese Gesellschaft und glaubten an ihre Solidität; ja als vor einigen Jahren sich unbestimmte Gerüchte erhoben, es stehe nicht gut mit ihr, da kam ihr Direktor, Mr. Kirby, selbst nach Berlin, und in Privatunterredungen mit einzelnen Polizen-Inhabern wie durch öffentliche Darlegungen wußte er alle Zweifel, die sich erhoben, glücklich zu beseitigen. Mr. Kirby war ein so reicher, stattlicher, würdiger Mann, ein so ruhiger, kühler Engländer, ein ächter John Bull! Alles war wieder gut.

Da plötzlich fuhr im August d. J., die Nachricht durch die Welt: der „Albert" sei bankerott, muß liquidiren, Alles sei verloren!

Man kann sich den Schreck der Tausende denken, die daran betheiligt waren, die nun mit einem Schlage die Hoffnung ihrer letzten Stunde vernichtet sahen, und die zugleich die schweren Opfer, die sie gebracht, als ganz verloren ansehen mußten. Vielleicht gelingt es mir, in folgender kurzer Darlegung des Sachverhältnisses die Sorgen, wenigstens nach dieser letzten Seite hin, etwas zu zerstreuen.

Als die Generalversammlung der Aktionäre dieser Gesellschaft den Beschluß faßten, den Geschäftsbetrieb einstweilen zu suspendiren, gab man als Motiv die bedeutenden Verluste an, welche der „Albert" in Indien wie in Deutschland erlitten hatte; bis dahin war namentlich Indien die Hauptgewinnquelle gewesen, aber durch mehrfache Aufnahme ganzer Gesellschaften wird die Totalität des Risikos verschlechtert worden sein. Ferner wurde durch diese Ankäufe, welche bedeutende Entschädigungen an die bisherigen Beamten der übernommenen Gesellschaften beanspruchten, der Reservefond so stark angegriffen, daß er in keinem Verhältniß mehr zu dem Risiko stand; man erfuhr aber nichts Näheres darüber, da die Gesellschaft über diese Ankäufe nichts veröffentlichte. Nur befremdete es, daß die Dividendenzahlungen ausblieben oder sehr gering ausfielen, obwohl die Bilanzen der letzten Jahre keine Verluste aufwiesen; man kann nur annehmen, daß Mr. Kirby aus dem Gewinn die Unkosten gedeckt und die Reserven dadurch verbessert hat. Als nun aber, namentlich aus den neu übernommenen Gesellschaf-

Digitized by Google

ten, große Verluste eintraten, da drängte sich den Aktionären, die für längere Zeit keine Aussicht auf Dividende sahen, der Gedanke auf, daß eine Geschäftseinstellung zunächst, dann eine Rekonstruktion oder Verschmelzung mit einer anderen Gesellschaft das Zweckmäßigste wäre, zumal der „Albert" nach dem neuesten Prospekt vom 1. November 1868 ein voll eingezahltes Grundkapital von 3,500,000 Thlr. hatte. Wie aber war nun das Alles gekommen? Einige Verluste allein konnten doch unmöglich den Sturz herbeigeführt haben.

Im Jahre 1850 hatte die Freemasons and General Life Loan Annuity and Reversionary Interest Company den Namen Albert Life Assurance Company angenommen. Im Jahre 1863 veröffentlichte die Gesellschaft den Rechnungsabschluß für 1861; danach hatten die Versicherungssummen die Höhe von 43½ Millionen Thlr. erreicht, während die Reserven nur 973,573 Thlr., also für 100 Thlr. Versicherungssumme nur etwa 2 Gr. 10½ Pf. betrugen; hiernach konnte die Gesellschaft bei einer Geschäftseinstellung ihren Verbindlichkeiten unmöglich nachkommen. Das deutsche Publikum wurde ängstlich, die Behörden konnten aber nichts thun. Hätten sie die Konzession entzogen, wären die Sachen noch schlimmer geworden. Die Regierung gab sogar die von der Gesellschaft deponirte Kaution von 50,000 Thlrn. zurück, wie sie es mit allen fremden Gesellschaften that; und sie hatte Recht, weil diese Kaution doch zu keiner wirklichen Entschädigung ausreichte und den falschen Schein erweckte, als ob die Versicherten an ihr irgend eine Garantie besäßen. Der Fehler der Regierung bestand aber darin, daß sie diese Rückzahlung nicht öffentlich bekannt machte, nicht einmal durch ihre Amtsblätter. Hatte doch eine preußische Versicherungsgesellschaft, welche in Folge der allgemeinen Verbesserung des Zinsfußes statt des bisher bei ihr üblichen 3½ prozentigen, den 3prozentigen Zinsfuß hatte einführen wollen, dazu vorher den Konsens aller Versicherten beibringen müssen, was ihr 10,000 Thlr. Unkosten verursachte. Die Kautionen aber wurden ohne alle Anzeige zurückgezahlt!

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Briefe.

Paris, 10. Nov.

Der nachstehende Briefwechsel zwischen einem Steuer-Einnehmer und dem ehemaligen Deputirten Gambon kann auch ohne weiteren Kommentar als Zeichen der Zeit gelten. Der Steuer-Einnehmer von Lérè im Cher-Departement schreibt nämlich: „Mein Herr! Ich muß Sie benachrichtigen, daß, wenn Sie bis nächsten Montag Ihre rückständigen Steuern nicht entrichtet haben, deren gerichtliche Beitreibung erfolgen wird." — Darauf antwortet Herr Gambon: „Mein Herr! Da Louis Bonaparte mit eigenen Händen seine Verfassung zerrissen hat, so halte ich mich nicht verpflichtet, dieselbe fortan noch zu achten. Ueberdies will ich mein Geld nicht für Anschaffung von Casse-têtes und Chassepots bezahlen; ich stelle die Herausforderungen von Paris, das Blut von Ricamarie und Aubin auf Rechnung Ihres Herrn. Würde ich bezahlen, so wäre ich sein Mitschuldiger, und dies will ich nicht sein. Sie sind also, mein Herr, verantwortlich für diese neue Rechtsverletzung; zur Stunde kann ich Niemanden das Recht zuerkennen, Steuern einzufordern. E. Gambon, ehemaliger Volksvertreter der konstituirenden und der gesetzgebenden Versammlung." Gambon ist einer der hervorragenden Eidesverweigerer der radikalen Partei. Sollte nun, wie bei ihm, so auch bei Anderen, zu der Eidesverweigerung auch die Steuerverweigerung treten, so würde dies die Sache einigermaßen verwickeln.

Die schöne Schauspielerin Celine Montaland, die bisher gewöhnlich nur mit auswärtigen Mächten, russischen oder amerikanischen Nabobs, in mehr oder weniger dauernden Beziehungen stand, hat sich in der neuesten Zeit durch einen Akt der inneren Politik in den Reihen der Radikalen viele Verehrer erworben. Als nämlich am Allerseelentage endlose Schaaren von Arbeitern und Arbeiterinnen schweigend am Grabe Baudin's vorüberzogen und ihre Kränze auf demselben niederlegten, da sah man auf einmal auch die schöne Celine herannahen und den Manen Baudin's einen prachtvollen Blumenstrauß weihen. Diese That wird nun hochgefeiert; sie wiegt in den Augen der grimmigen Unversöhnlichen gar viele nichtpolitische Sünden auf. Es wird ihr Vieles verziehen, weil sie die Freiheit liebt.

Die Identität des Individuums, welche vor einigen Tagen in Compiegne verhaftet wurde und selbst angab, ein Attentat auf den Kaiser beabsichtigt zu haben, ist, Pariser Nachrichten zufolge, noch immer nicht festgestellt; aber Thatsache ist, daß der angebliche Philippe sich im Vollbesitze seiner geistigen Fakultäten befindet. Auf die Fragen des Untersuchungsrichters gibt er spöttische Antworten: „Wie wollten Sie es anstellen, den Kaiser zu tödten, da Sie doch keine Waffe bei sich führen?" — „Das ist meine Sache." — „Gehörten Sie einer geheimen Gesellschaft an?" — „Gewiß, aber ich werde nichts sagen. Mit mir sollen Sie nicht das Kreuz der Ehrenlegion erhalten, obgleich die Reihe an Ihnen ist" (was hierarchisch wirklich der Fall sein soll) u. s. w. Man hat die Photographie des Mannes aufnehmen lassen, welcher in Compiegne den Leuten, namentlich dem Publikum der Cafés, als Billardspieler nicht unbekannt ist. Man vermuthet, er sei aus der Gegend und hätte sich verhaften lassen, da ihm seine Subsistenzmittel ausgegangen wären.

Der „Gaulois" zeigt heute an, was übrigens durch keine Meldung bestätigt, sondern durch die laufenden

Berichte geradezu widerlegt wird, daß die Kaiserin in Aegypten sehr leidend sein soll. Vielleicht handelt es sich nur um ein gelindes Heimweh, was unter den bestehenden Verhältnissen erklärlich wäre. In der darauf bezüglichen Notiz kommt aber ein höchst unangenehmer Druckfehler vor, dessen Uebersehen nahezu eine gewisse tendenziöse Färbung annimmt. Es heißt nämlich einmal statt l'Impératrice in ganz respektwidriger Weise l'Imperatrice.

Die Eröffnung des Suez-Kanals wird unter Anderem auch ein Prachtwerk zu Tage fördern, das leider nicht bestimmt ist, in die profane Oeffentlichkeit zu dringen. Kaiserin Eugenie soll die seltenen Augenblicke, welche ihr auf ihrer Orientreise die offiziellen Feierlichkeiten und die wichtigen Sorgen für die Politik ihres Gemahls und für ihre eigene Toilette übrig lassen, zur Aufzeichnung ihrer persönlichen Eindrücke benutzen. Sie gedenkt, nach ihrer Rückkehr dieses interessante Tagebuch, das mit Vignetten von der Hand des Malers Gérome verziert werden soll, in einer vollendeten Luxus-Ausgabe bei Plon drucken zu lassen. Doch soll nur eine sehr beschränkte Zahl von Exemplaren abgezogen werden, welche höchstens im intimsten Kreise der Intimen zur Vertheilung kommen. Die Kaiserin hofft, laut einer in Compiegne angelangten Depesche, am 26. November in Paris einzutreffen.

Ueber den Brand, der im Hotel Asselin ausgebrochen ist, schwebt trotz der eifrigst betriebenen Untersuchung noch ein vollkommenes Dunkel. Madame Asselin, eine langjährige Busenfreundin des Herrn Schneider, mit dessen Sohn sie ihre inzwischen verstorbene schöne Tochter vermählt hatte, wohnte in einem kleinen, aber sehr koketten Nebenbaue des Hotels, welches der Präsident des gesetzgebenden Körpers in der Rue Boudreau besitzt. Die Schatulle, welche 200,000 Francs in Banknoten enthielt, ist spurlos verschwunden, was sich allenfalls durch die verzehrende Wirkung des Feuers erklären ließe. Allein es fehlen auch die in derselben Schatulle befindlichen Brillanten, deren Werth auf 300,000 Francs geschätzt wird. Es befand sich darunter ein Diamant, der allein unter Brüdern oder Schwestern 25,000 Frcs. werth war. Diese Edelsteine können unmöglich in Folge eines auf das Innere eines Zimmers beschränkten Brandes in Rauch aufgegangen sein. Außerdem sind die zwei Miniatur-Gemälde ihrer Tochter und ihres Schwiegersohnes verbrannt, deren massiv goldene Rahmen jedenfalls einige Bruchstücke hinterlassen haben müßten. Endlich hat man auch von den Metallbeschlägen der Schatulle ungeachtet des sorgfältigsten Suchens keinerlei Ueberbleibsel aufgefunden. Es scheint deßhalb beinahe, als sei nicht die Feuersbrunst die Ursache des Verschwindens der Schatulle, sondern umgekehrt das Verschwinden der Schatulle die Ursache der Feuersbrunst gewesen.

Der „Mann mit der eisernen Maske" taucht wieder einmal in der Literatur auf, und es hat den Anschein, als sollte das düstere Räthsel nun endlich einmal eine Lösung finden, die allerdings den hochgehenden Erwartungen, welche sich schon seit zweihundert Jahren an diese geheimnißvolle Gestalt knüpfen, nicht völlig entspräche. Ein schon seit längerer Zeit angekündigtes und mit Spannung erwartetes Werk von Marius Topin erscheint hier dieser Tage bei Dentu und verspricht, auf eine Menge bisher unbekannter Aktenstücke gestützt, allseitig befriedigenden Aufschluß über die Persönlichkeit des berühmten Gefangenen der Bastille zu liefern. Das Ergebniß der langjährigen, mühsamen Forschungen des Autors läuft darauf hinaus, daß der Mann mit der eisernen Maske kein Anderer war als, wie man schon häufig vermuthet hatte, Graf Matthioly, Minister des Herzogs Karl IV. von Mantua, in dessen Namen er mit Ludwig XIV. geheime Unterhandlungen über die Abtretung der Festung Casale an den Letzteren geführt und die Sache, ehe sie zum Abschlusse gekommen, den Feinden Frankreichs verrathen hatte. Er wurde von Catinat im Jahre 1679 zu Turin verhaftet und nach Pignerol, später nach dem Fort Exiles, dann nach den St. Marguerite-Inseln und endlich in die Bastille gebracht. Der Verfasser bringt eine von ihm entdeckte Kabinets-Ordre Ludwig's XIV. bei, die sich auf Matthioly bezieht und in der es heißt: „Il faudra que personne ne sçache ce que cet homme est devenu", und weist ferner nach, daß nicht, wie man seither geglaubt, Matthioly, sondern einer von dessen Mitgefangenen schon 1681 im Fort Exiles gestorben ist. Vorläufig scheint die Beweisführung Topin's plausibel zu sein; warten wir jedoch das Urtheil der historischen Kritik ab, die sich dieses neuesten Beitrages zu einer bereits so stattlich angeschwollenen Literatur, als eines ebenso willkommenen wie interessanten Stoffes bemächtigen wird.

Beim Zitherspielen.

Wenn mein Herz in Wehmuth schwebet
Und die Brust mir bang erbebet.
Greif' ich in die Saiten,
Scheuche meine Leiden.

Und die Saiten mit empfinden,
Was für Schmerzen die Seele binden,
Bange zitternd rauschen sie
„Süße Trauermelodie."

Manchmal auch dann Saiten schwingen,
Dumpfe Tön' aus Herz mir dringen,
Wenn mir Saiten sprangen,
Sie im Herz nachklangen.

Auch im Herzen schon gesprungen
Sind sie, wenn zu hoch geklungen,
Hoffnung riß mir dann entzwei
Und das Glück war rasch vorbei.

E. Lammers.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Duisburg, 11. Nov., wird geschrieben: Eine ergötzliche Scene spielte sich gestern Morgen an dem Rheinischen Bahnhofe im Hochfelde ab. Mit einer Droschke langte ein junges Frauenzimmer daselbst an, welches alsbald vor einem nachfolgenden Manne bei dem Restaurateur mit den Worten Schutz suchte: der Kerl verfolge sie. Dieser Letztere (angeblich aus einem Nachbarorte) behauptet nun, es sei seine Frau, die ihm entlaufen sei, was sie auch nicht abstritt. Es entspann sich nun eines jener ehelichen Duette, die von der Unverträglichkeit der betreffenden Eheleute Zeugniß ablegen, bis zuletzt der Ehemann sein „Liebstes" auf den Arm nahm, um es mit Gewalt zurückzuführen. Das aber war das Täubchen nicht gewillt, und es machte weidlich von seinen Krallen Gebrauch, wurde denn auch zuletzt durch den Sukkurs einiger Umstehenden befreit. Der Mann suchte zum großen Jubel aller Anwesenden das Weite, die junge Frau benutzte den nächsten Train, um ihre Flucht fortzusetzen.

Aus Wien, 11. Nov., wird gemeldet: Im k. k. Hof-Mineralien-Kabinet ist gegenwärtig ein großer schwarzer Bergkrystall von 206 Pfd. Gewicht und vollkommener Ausbildung aufgestellt. Derselbe stammt aus einer Krystall-Höhle am Tiefengletscher im Kanton Uri, welche im Sommer vorigen Jahres entdeckt und ihres Inhalts zu Gunsten der Steinschleifer und der Mineralien-Sammlung beraubt wurde. Mehrere Museen erwarben Exemplare von diesen riesigen „Mortonen" um hohe Preise. Die Wiener Sammlung erhielt den schönen Krystall, der zugleich einer der größten ist, welche damals gefunden wurden, von dem Fabrikbesitzer Max Machanek in Marienthal zum Geschenk.

[Die Sprache wieder gewonnen.] Ein junger Mann in Budweis, der — wie vor einiger Zeit Budweiser Blätter meldeten — in Folge eines Traumes die Sprache verlor (es hatte ihm geträumt, daß er von Räubern überfallen wurde und daß einer derselben ihn ermorden wollte; er wollte um Hilfe rufen, die Stimme versagte ihm, und als er aus dem furchtbaren Traume erwachte, konnte er wirklich nicht sprechen), hatte sich nach Wien begeben, um Heilung zu suchen, und ist nun, wie der „Budweiser Anzeiger" meldet, vor einigen Tagen vollkommen gesund von hier wieder dorthin zurückgekehrt.

Die Bezirks-Regierung zu Frankfurt a. d. O. läßt zur Obstkultur allgemein auffordern und dabei auf die Trocknung des Obstes hinweisen. Der Mehrbedarf und die Nachfrage nach trockenem Obste steigt ausweislich der Zollisten nämlich von Jahr zu Jahr. So betrug diese Einfuhr 1845 bereits 55,000 Zentner (vorzugsweise aus Böhmen), im Jahre 1855 dagegen 140,000 Zentner und im Jahre 1865 über das Doppelte, nämlich 283,000 Zentner. Rechnet man im Durchschnitt nur 10 Thlr. für den Zentner — was gewiß nicht hoch ist —, so kann man annehmen, daß im vorigen Jahre schon 3 Millionen Thlr. an das Ausland für getrocknetes und eingekochtes Obst gezahlt worden sind.

[Glückauf!] Am Radstädter Tauern wurde im westlichen Reviere des Johann-Jakob-Erbstollens der erste Gang edel angefahren, wobei sehr reiche Kupfer- und Silber-Erze angebrochen wurden. Von diesem neuen Anbruche liegen verschiedene Erze bei Franz Gugenbichler in Salzburg zu Jedermanns Ansicht auf.

[Ehelicher Dialog.] „O Lucy, Lucy! Schämst Du Dich denn gar nicht, die Haare einer andern Frau auf dem Kopf zu tragen?" — „O, Tom, Tom! Schämst Du Dich denn gar nicht, das Fell eines andern Kalbes auf der Hand zu tragen?!"

Eine Frau von 60 Jahren heirathete einen jungen Mann von 25 Jahren. Der Prediger, der dies Paar trauen sollte, wählte die Textesworte: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun."

Räthsel.

Mein Erstes wird von Mannesnamen
Der bündigste, naivste sein,
Mein Zweites weckt des Durstes Qualen,
Beliebt als Wurst bei Bier und Wein.
Mein Ganzes macht auf Markt und Gassen
Die Lachlust aller Gaffer reg';
Wer des Verständ'gen Schranke meidet,
Kriegt leicht aus Schimpf den Namen weg.

Geschichtskalender.

16. Nov. 1307. Wilhelm Tell wird wegen Nichtachtung von Geßler's Hut in den Kerker geworfen.
„ 1700. Der deutsche Kaiser erkennt Preußen als Königreich an.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 266 Mittwoch, 17. November 1869.

Die Lebensversicherungs-Gesellschaft „Albert" in London.

(Fortsetzung.)

Der „Albert" wäre nun eine ganz gute Gesellschaft gewesen, hätte sie nicht, mit großen Entschädigungskosten und mit sehr gefährdetem Risiko, da nur das Alter, nicht die Qualität der Versicherten bekannt war, immer neue Gesellschaften, theils nach dem System des „Transfer of Business" theils nach dem der „Amalgamation" in sich aufgenommen. Es waren dies: Falcon, Times, Anchor, Bank of London, National Provincial, National Guardian, Merchants and Tradesmen, Medical Invalid and General, Family Endowment and Annuity Life, Kent Mutual Life Assurance und endlich die Western. So hatte der „Albert" sich in das allergefährlichste System einzulassen, wo Mortalitätserfahrungen aufhören und an die Stelle der Wahrscheinlichkeitsberechnungen das Hazardspiel tritt. Schon als die Verschmelzung mit der insolvent gewordenen Times geschehen war, erhob sich Unzufriedenheit und Besorgniß der Versicherten; aber man gab ihnen eine Abschlagsdividende, die ihnen freilich später abgerechnet wurde, was neue Unzufriedenheit erregte. Denn man erkannte die Schwindelmanier „Loch auf, Loch zu," man verlangte, namentlich von Berlin, Bremen und Hamburg aus eine klare Rechnungslegung, aber man konnte nichts erlangen; dumpf scheu vor der Albertgesellschaft erhob sich, seit dem Jahre 1863 stagnirte das Geschäft in Preußen, zahlreiche Rücktritte zeigten, daß dem Publikum die Lage des „Albert" nicht fremd war. Im Februar 1868 wurde die Bilanz für 1866 veröffentlicht; nach dreivierteljähriger Thätigkeit der Gesellschaft, 1861, hatte die Versicherungssumme in Preußen 3,416,309 Thaler betragen, 1866 betrug sie 3,757,004 Thaler, war also nur wenig gestiegen, die Prämien-Einnahme aber war in diesem Zeitraum von 132,137 Thlr. auf 128,736 Thaler zurückgegangen.

Bei solchem Geschäftsgang konnte sich die Gesellschaft nicht behaupten, die Katastrophe ist jetzt hereingebrochen.

Hier ist nun die wichtigste Frage: Wie weit sind die Aktionäre haftbar? Die zweite Frage dann: Was haben die Versicherten zu thun?

Vor allen Dingen liegt Letzteren die Pflicht ob, ihre Prämien weiter zu zahlen, und zwar nimmt das Norddeutsche Generalkonsulat in London dieselben für Deutschland entgegen und in Depot (das Berliner Bankhaus Meyer Cohn, unter den Linden 11 hat die Uebermittelung übernommen), denn es gilt der alte Rechtsgrundsatz: „Wer von einem Anderen die Erfüllung eines Vertrages beansprucht, muß vor Allem nachweisen, daß er selbst seinen Verpflichtungen nachgekommen." Die Frage aber, welche für die ganze Angelegenheit von größter Wichtigkeit ist, ist die nach der Haftbarkeit der Aktionäre.

Nach den Auseinandersetzungen eines Mannes, der in dieser Sache als Autorität gilt, des Dr. Elsner, Herausgebers der „Deutschen Versicherungszeitung", ist dieselbe vorhanden, und zwar nicht nur in Höhe des gezeichneten Aktienkapitals, sondern des ganzen Vermögens des Aktienzeichners. Das war die Bestimmung des Common Law zur Zeit der Gründung des „Albert". Die „Limited Liability Act" von 1855 räumt zwar den Aktionären das Recht ein, die Haftbarkeit auf Höhe des gezeichneten Aktienkapitals zu beschränken, die Aktionäre haben aber von dieser Akte keinen Gebrauch gemacht, mithin in ihren Verpflichtungen, welche aus der unbeschränkten Haftbarkeit entspringen, in keiner Weise etwas geändert. Das Gesetz, oder wie dasselbe in dem Verkehr genannt werden soll: „The Companies Act 1862" stellt es nicht mehr in das freie Belieben der Gesellschaften, sich dem Gesetz zu unterwerfen oder nicht, vielmehr werden alle Gesellschaften, sofern sie nicht für bestimmte Angelegenheiten mit besonderen Privilegien in irgend einer Form ausgestattet sind, lediglich nach dem Gesetz beurtheilt und behandelt. Wer die beschränkte Haftbarkeit annahm, hatte dies seiner Firma zuzufügen. Das aber hat der „Albert" nicht gethan. Nur hat die Gesellschaft in vielen Fällen die unbeschränkte Haftbarkeit der Aktionäre durch Policenklausel wieder illusorisch gemacht, aber mehr den englischen und indischen Versicherten gegenüber als den deutschen, die dadurch im Vortheil sind; denn je geringer die Ansprüche jener, desto mehr Aussicht haben diese, befriedigt zu werden. Die Liquidatoren haben also dahin zu wirken, daß die Fonds und das Aktienkapital pro rata auf die Versicherungssummen vertheilt werden; reichen jene nicht aus, müssen die Aktionäre für den Rest der an den deutschen

Versicherungssummen fehlenden Reserven mit ihrem Privatvermögen eintreten. Und unter diesen sind mehrere, die allein schon im Stande sind, den ganzen Verlust zu decken. Aber freilich, solche Liquidation dauert lange in England; die der ersten Gesellschaft, welche liquidiren mußte, spielt nun schon einige 20 Jahre und ist noch nicht beendet! Freilich sind auch viele Policen der deutschen Versicherten, namentlich die, welche der „Albert“ gegen die von der früheren „Medical“ ꝛc. Gesellschaft ausgestellten umgetauscht hat, mit der beschränkten Haftbarkeit versehen, und stellen sich danach die Ansprüche der Versicherten verschieden. In Deutschland haben wir es nun vielfach mit den Times-Policen-Inhabern zu thun; die Timesgesellschaft arbeitete hier, nicht konzessionirt, wurde insolvent, ging an den gleichfalls noch nicht konzessionirten „Albert“ über, der eine Zeit lang, bis er konzessionirt wurde, darum „Albert and Times Company“ hieß, und auch diese Timespolicen kennen nur die unbeschränkte Haftbarkeit.

(Schluß folgt.)

Aus dem Gerichtssaale:

Wien, 10. Nov.

Es ist 1 Uhr nach Mitternacht. Die Straße, in die wir die Leser führen, ist während des Tages erfüllt von dem ganzen geräuschvollen, glänzenden Leben der Großstadt, vom Rollen der Wagen, vom Gewühl der Menschen und dem Lärm des Geschäftsbetriebes. Jetzt herrscht öde Stille; die halb abgedrehten Gasflammen erhellen spärlich das Dunkel und die breite Straße ist ausgestorben bis auf einzelne verspätete Gasthausgäste, welche die Ruhe aufsuchen, und einige unglückliche weibliche Geschöpfe, die selbst um den Preis der höchsten Verworfenheit kein Obdach gefunden für ihre müden Glieder und keine Mahlzeit für ihren hungernden Magen. Von Zeit zu Zeit macht eine Patrouille ihren regelmäßigen Rundgang.

Aus einem Gasthause zweiten Ranges treten zwei Männer und der schlaftrunkene Hausknecht verschließt hinter ihnen den Laden. Sie sagen sich Adieu und nehmen nach entgegengesetzten Seiten ihren Weg. Der eine derselben, ein kleiner, runder Mann in mittleren Jahren, ist kaum einige Schritte gegangen, als sich ihm eines jener umherstreifenden Weiber nähert, um ihm zuzuflüstern: „Schöner junger Herr, laufen's nicht so, haben's mir nichts zu sagen?“ Der Mann zeigt sich nicht empfänglich für die Schmeichelei in der Anrede, er nimmt keine Notiz von dem Weibe und geht weiter. Allein sie weicht nicht, sondern zieht fortwährend Kreise um ihn, wie ein hungerndes Thier um seine Beute, „Schöner junger Herr!“ flüstert sie noch einmal und Worte, die sonst süße Liebe bedeuten, fließen in heiserem Tönen von ihren Lippen. Von Abscheu erfüllt, greift endlich der nächtliche Wanderer in die Tasche, um mit einigen Kreuzern das Weib loszubringen.

Sie tritt näher, um die Gabe in Empfang zu nehmen. Der Platz, auf dem dies vor sich geht, hat einen Kandelaber. Da plötzlich, als der Mann das Geld in ihre Hand fallen lassen will, stößt sie einen grimmigen, häßlichen Schrei aus und ruft: „Ah, schau ich dich wieder einmal nach zwölf Jahrl, du schlechter, gottverlassener Kerl, der an meinem Elend schuld ist! Endlich hab' ich dich wieder, das hat unser Herrgott schön gemacht.“ Und bei diesen Worten, mehr kreischend hervorgestoßen als gesprochen, faßte sie seinen Arm mit Heftigkeit, ihn gewaltsam schüttelnd und zerrend.

Aber der starke Mann schleuderte sie mit einem Stoße weit weg und sagte: „Du bist verrückt, dummes Weib, ich kenne dich nicht und hab' dich nie gesehen!“ Doch ebenso rasch, als sie durch den Stoß hatte zurückweichen müssen, schnellte sie wieder zurück zu ihm: „Liebster Schatz!“ schrie sie in Extase, „kennst du mich nit mehr? Schau, hast mir ja so viel schön than, hab' Augen wie die Sterndl und Wangen wie die Röserl und kleine Füßerl und klein Handerl, komm' zur Hochzeit, ich hab' den Jungfernkranz auf dem Kopfe, he, he, he, den Jungfernkranz, komm'!“

Und sie zerrte gewaltsam an seinem Rocke, daß dieser an der Naht riß. „Das ist zu viel“, erklärte der Mann, der sich einige Augenblicke ob dieses Abenteuers kaum zu fassen vermochte, und er ließ laut den Ruf erschallen: „Patrouille, Polizei!“

„Polizei“, tobte das Weib weiter. „Polizei für dich, du schlechter Kerl, geh', komm' her, nur Einen Augenblick, wehre dich nicht, daß ich dich würgen kann.“ Nach einer Weile setzte sie das Schreien fort, bis endlich die Sicherheitswache eintraf.

Nun aber wendete sich der Grimm des Weibes gegen die Polizei. Sie wollte sich nicht verhaften lassen, leistete mit Händen und Füßen Widerstand, spie um sich, zeterte und schrie, so daß die aufgestörten Schläfer aus den Fenstern heraussahen. Natürlich wurde schließlich der Widerstand bewältigt und die Exzedentin in das Polizeigefängniß gebracht.

Einige Tage darauf stand die Verhaftete wegen der Uebertretungen der Ruhestörung und der Wachebeleidigung vor Gericht.

Richter: Wie heißen Sie? — Angekl.: Karoline Schmid. — Richter: das ist eine Unwahrheit, Sie heißen Karoline P. — Angekl.: Ich bin's halt schon g'wohnt, mich Karoline Schmid zu heißen; wegen meiner Verwandten, dem Lumpeng'sindel, thu ich's nicht, die verdienten schon recht viele Schand' durch mich, warum sein's so hochmüthig gegen mich! Ich hab's halt than wegen meinem Vater auf'n Friedhof.

Präs.: Warum haben Sie diesen Mann (auf den

Beschädigten zeigend) in so exredenter Weise angefallen? — Angekl.: Der Herr soll mir's verzeihen, ich hab' ihn halt verkannt. Wie ich da in der Nacht herumgangen bin und es mich gefroren hat und gehungert, da hab' ich gedacht an den Schelm, den Niederträchtigen, der mich im Stich gelassen hat; da hab ich mir gedacht: Wenn ich nur einmal noch den Menschen vor mir haben könnt, durch den ich so heruntergekommen bin, und ich ihn erwürgen könnt', fest erwürgen; meinetwegen dann zum Galgen, wie der Ratkey. Und wie ich so mit mir selbst geredet hab', ist der Herr gekommen; der hat ihm ähnlich g'sehn, und ich war nicht recht bei mir in der Nacht. Der Herr soll mir verzeihen; übrigens, hat er's um mich nicht verdient, wird er's um eine Andere verdient haben.

Richter: Wo wohnen Sie? — Angekl.: No, mein Gott, Herr Richter, im Sommer hab' ich ein sehr schönes Quartier, wissens im Prater, wenn man bei der Wiesen beim Wurstelprater heruntergeht, im Wald; im Winter geht's schwerer, no natürlich, wegen der Wohnungsnoth.

Richter: Lassen Sie solche Bemerkungen, Sie haben wahrhaftig Grund genug, ernst zu sein. Sie sind wiederholt schon wegen nächtlichen Vagabundirens abgestraft worden. — Angekl.: No, wissen's was, Herr Richter, geben's mir viel Geld und schöne Kleider und a Equipage und an Kutscher dazu, recht an schön' Kutscher, so will ich meinetwegen lieber in Nobelprater fahren nach'n Essen — es fahren genug Solche, die schlechter sind als ich.

Richter: Sie zeigen durch den Ton, in dem Sie reden, daß Sie unverbesserlich sind. Wenn Sie Noth leiden, warum gehen Sie nicht in die freiwillige Arbeitsanstalt? — Angekl.: In die freiwillige Arbeitsanstalt? Zu den Leuten? (Sie stößt einen gräulichen Finch aus.)

Der Richter verurtheilt die Angeklagte zu sechs Wochen Arrest. Nach Abbüßung dieser Strafe wird die Angeklagte Gelegenheit erhalten, sich in der Neudorfer „Besserungsanstalt" wieder einmal durch einige Zeit von ihrem Zerstörung bringenden Lebenswandel zu erholen.

Zeithüpferln.

Je häufiger 's Geld wird,
Desto größer die Noth,
Und je schöner das Korn steht,
Um so kleiner wird's Brod.

Sonst war das Falliren
Ein Fallen zugleich,
Wer jetzt nicht Bank'rott macht,
Wird sein Lebtag nicht reich.

Sonst hat man geplagt sich,
Gelernt Tag und Nacht,
Ward halbwegs am Ziele
Zu Grab schon gebracht.

Jetzt hat jedes Handwerk,
Jeder Stand sein Genie,
Die fallen gelehrt schon vom Himmel,
Wissen selbst gar nicht wie.

Wie schön ist die Neuzeit,
Wie schnell lernen wir
Die ganze Chemie jetzt
Oft In einem Glas Bier.

A. A.

Mannigfaltigkeiten.

In der Rede, mit welcher Sir Roderick Murchinson die Wintersaison der Londoner Geographischen Gesellschaft eröffnete, hob er hervor, daß wir zur Stunde noch nicht wissen, ob die von Livingstone zwischen 10 und 12 Grad südlicher Breite entdeckte Seenkette, welche dem Tanganyika-See seine Wassermassen zuführt, wirklich die Nilquellen sind, so lange noch keine Verbindung zwischen dem Nord-Ende des Tanganyika und dem von Baker entdeckten Albert Nyanza-See konstatirt ist. Sollten diese von Livingstone offengelegten südafrikanischen Gewässer in den Albert-Nyanza fließen, dessen südwestliche Ufer noch ganz unbekannt sind, dann ist das große Problem moderner Geographie in der Weise gelöst, wie Ptolemäus vor alters schon angedeutet hatte. So groß Livingstone's Verdienste um diese Entdeckungen auch sein mögen, er habe die Reise in noch einer anderen Eigenschaft, als beglaubigter englischer Konsul für alle Staaten des Innern übernommen, und es stehe mit Sicherheit zu erwarten, daß die Regierung ihm bei seiner Rückkehr eine angemessene Pension aussetzen und die Königin ihn mit einem Zeichen ihres Wohlwollens beschenken werde. Nach Beendigung der Rede wurde ein Brief Livingstone's an den englischen Konsul in Zanzibar, Dr. Kirk, und eine ausführlichere Depesche an das Ministerium des Auswärtigen verlesen. Aus dem ersteren theilen wir die Hauptstelle wörtlich mit: „Seit mehr als zwei Jahren habe ich gar keine Nachricht mehr erhalten. Die Araber strömen ordentlich über von Artigkeit und Zuvorkommenheit. Ich habe gefunden, was ich für die Quellen des Nil halte, zwischen 10 und 12 Grad südlich oder nahezu in der ihnen von Ptolemäus angewiesenen Lage. Es ist nicht Eine Quelle aus einem See, sondern mehr als zwanzig. In den See Liember, welcher möglicherweise ein Zweig des Tanganyika ist, fließen vier Flüsse. Einen davon habe ich gemessen

Digitized by Google

und fand, daß er 294 Fuß breit war, während das Wasser bis zum Gürtel reiche; derselbe fließt im September mit großer Schnelligkeit. Wenn man diese vier Flüsse als eine Hauptabflußlinie nimmt (für Mazenza muß ein fünfter hinzugefügt werden), dann fließt der Chambeze von der Seite in die Mitte des großen Thales und nimmt drei Ströme in sich auf, welche so groß sind wie der Isis in Oxford oder der Avon bei Hamilton. Der Chambeze fließt in den See Bangweolo und nimmt zwei Flüsse in sich auf, die jeder etwa 50 Ellen breit sind. Lapula nimmt einen in sich auf und fließt in den See Moero, um fünf Zuflüsse zu erhalten; einer ist 80 Ellen breit, und um ihn zu befahren, sind stets Canoes nöthig. Beim Ausflusse aus den Moero heißt er Lualaba, empfängt zwei ziemlich große Ströme und bildet Uonge, entweder einen See mit vielen Inseln oder aber eine Zertheilung vieler Ströme, welche sich in dem Lufira, einem großen Flusse, vereinigen. Dieser bildet durch fünf Zweigflüsse den Abfluß der Westseite des großen Thales, welches wahrscheinlich das des Nil ist. Ich habe noch den Lualaba hinunterzugehen und mich zu überzeugen, ob er — wie dies die Eingebornen versichern — den Tanganyika an dessen westlichem Ufer erreicht und sich in denselben ergießt, um durch den Fluß Locunda einen Abfluß in den Chowambe-See zu finden, welch letzterer, meiner Vermuthung nach, der von Baker entdeckte ist. Ich werde den Lualaba nicht in Canoes verfolgen, wie wir dies beim Zambesi von den Victoriafällen bis zum Krebrabassa gethan haben. Das war Verrücktheit, und ich werde keine so tollen Geschichten mehr anfangen.... David Livingstone, datirt aus der Nähe des Bangweolo-Sees, 8. Juli 1868."

[Ein glücklicher Gedanke.] Ueberall hört man klagen, daß von rohen Buben Thiere gequält, Vögel weggefangen, Vogelnester zerstört, Bäume beschädigt werden. Solche Klagen haben den Lehrer W. in A. in Kurhessen auf den Gedanken geführt, unter seinen Schülern einen Verein zum Schutz der Thier- und Pflanzenwelt zu bilden, und die Einrichtung hat sich trefflich bewährt. Die Kinder haben bereits viele Tausende von Kohlweißlingen gefangen, unzählige Raupennester zerstört und die Maikäfer scheffelweise zusammengebracht und getödtet. Nützliche Thiere hegen sie, beschützen die Vögel und ihre Nester auf das Eifrigste und sorgen auch für jene im Winter, indem sie Futter ausstreuen. Die Gemeinde A. hat ausgedehnte Obstpflanzungen angelegt; diese stehen unter dem Schutz der Schuljugend. Jedem Schulknaben hat der Lehrer eine Anzahl der jungen Obstbäume zur Beaufsichtigung und Pflege zugewiesen. Die Kinder haben ihre Bäume ordentlich lieb gewonnen, und wehe Dem, der einen Baum muthwillig beschädigen wollte! Belohnungen werden nicht verabfolgt; in dem Gefühl, für das allgemeine Beste zu wirken, finden diese Kinder ihre Belohnung. Gewiß verdient diese Einrichtung recht vielfache Nachahmung.

[Sechs Opfer der Beschneidung.] Der „Mährische Correspondent" meldet, daß in Brünn innerhalb eines kurzen Zeitraumes sechs israelitische Knaben in Folge der Beschneidung gestorben sind; gestern erst sei dort wieder ein kräftiger, kerngesunder Knabe anläßlich einer derartigen ungeschickten Operation zum Opfer gefallen. Mit Ausnahme einiger Rabbiner und Orthodoxen dürfte es wohl unter den Juden nur Wenige geben, welche nicht darin übereinstimmen, daß man die veraltete Institution der Beschneidung so bald als möglich zu den Todten werfen sollte.

Welchen Werth die Yankee's auf ihr Gewicht legen, erhellt daraus, daß bei dem kürzlich in Boston abgehaltenen Erntefest 36,000 Personen sich wiegen ließen, die ein Durchschnittsgewicht von 133 Pfund pro Kopf ergaben; der schwerste Mann gehörte mit 370 Pfund dem Fleische an, ein erfreulicher Beweis, daß selbst der strengste Puritanismus dem Gedeihen des Leibes keineswegs hinderlich ist.

Charade.

Mein Erstes ist der Erde Kleid
In trüben Winterlagen;
Mein Zweits zu sein, die Schlimmste ist
Von allen Leidesplagen.
Mein Ganzes ist im Hochgebirg
Schon mancher Mann geworden,
Und selten wird verschont davon,
Wer reist im hohen Norden.

Auflösung der Homonyme in Nro. 258:

Heer.

Geschichtskalender.

17. Nov. 1671. Prinzeß Elisabeth von der Pfalz heirathet den Herzog von Orleans; Ursache des orleanischen Krieges.

18. Nov. 1857. Pulverexplosion in Mainz.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 267 Donnerstag, 18. November 1869.

Wie Studiosus Pippig als Karl Moor auf den Hund kommt.

(Humoreske von Theodor Drobisch.)

Zu Anfange dieses Jahrhunderts lebte auf der Universität zu Göttingen ein Student, Namens Pippig, der hinsichtlich seiner kleinen Statur von seinen Kommilitonen den Spitznamen „Pipin der Kurze" empfangen.

Pippig war sonst ein gescheidtes Kerlchen, auch fleißig, nur von der unseligen Idee befangen, daß ihm ein großes Talent zur Schauspielerkunst inne wohne, ihm, den die Natur so stiefmütterlich ausgestattet und ein Organ verliehen, welches sich gerade so anließ, als wenn man ein Stückchen Postpapier zerreißt.

Wenn er seinen Freunden mittheilte, daß er über kurz oder lang doch einmal zur Bühne gehe, so gab's allemal ein kleines Gelächter oder Einige, die auf seine Pläne scheinbar eingingen, riethen ihm Heldenrollen an, als Götz von Berlichingen, Karl Moor ꝛc.

Pippig dachte: „Es ist am Besten du verschweigst einem Jeden Deinen Plan, und thust, wie Du es für gut findest. Auf! Bald wird man von mir reden, in mir lebt ein zweiter Eckhof, ein Iffland, ich springe auf die Bretter, und wenn ich nicht über Jahr und Tag Mitglied der Berliner Hofbühne bin, so will ich Hans Maß heißen."

Institutionen und Pandekten wurden jetzt bei Seite geschoben und dafür Schiller's „Räuber" vorgenommen. In einem Tage war die Rolle herausgeschrieben, und nun ging es ans Lernen. Wenn Pippig im Bett lag, erklang es: „Menschen! Menschen! falsche, heuchterische Krokodillenbrut!" — Wenn er Mittags auf der Post speiste und ein Kälberbraten auf die Tafel kam, flüsterte er: „Ganz, ganz muß ich ihn haben, und wenn Du mir ihn ganz bringst, so sollst Du eine Million . . ." — Hier wurde er unterbrochen, indem ihn sein ehemaliger Stubenbursche an die anfangs gepumpten zehn Mariengroschen erinnerte. Aber Pippig sah und hörte nicht, er war ganz Moor vom Scheitel bis zur Sohle, und suchte sich einsame Plätzchen, wo er deklamiren konnte, z. B. auf den Ruinen, und sogar nach dem Gleichen wurden Abstecher gemacht. Vertieft in seine Rolle ging er des Weges, und als er einmal mit allem Pathos die Thurmscene vor sich hinspielte und ausrief: „Da seht, seht, es ist mein eigener, leiblicher, Vater!" — stand ein Ochse vor ihm, der nach Göttingen zur Schlachtbank geführt wurde. Als ihm einst bei Ulrici der Marqueur einen Hameler gebracht und er ihn in kräftigen Zügen getrunken, stöhnte er: „Dein Wasser ist gut, Schweizer!"

Nach Verlauf von 4 Wochen war unser Pippig bühnenreif, d. h. er konnte seinen Karl Moor zu jeder Stunde loslassen. Da fügte es sich, daß an dem vier Stunden entfernten Städtchen Nordheim ein Schauspieldirektor ankam und seinen Thespiskarren in die „goldene Sonne" schob, welcher Gasthof dazu ausersehen war, den Nordheimern von den Brettern, welche die Welt bedeuten, alle Spieß'schen und Kramer'schen Kraft- und Saftstücke vorzuführen.

Pippig wanderte eines Tages nach Nordheim, sah sich eine Komödie mit an und trug noch selbigen Abend sein Anliegen vor, indem er bemerkte, daß er im vollständigen Besitz der Garderobe sei, die zu dieser Rolle erforderlich, besonders ein Paar prächtige Kanonenstiefel habe.

„Ein Paar Kanonenstiefel?" rief der Direktor, indem sich sein ganzes Gesicht verklärte. „Kommen Sie, Freundchen, Sie sind engagirt!" —

Pippig sockte wieder nach Göttingen. Schon den nächsten Freitag sollte er agiren, sollte er die heißen Bretter betreten. Kein Musensohn auf der Georgia Augusta erfuhr das Mindeste von seinem Vorhaben. Zu seinen Freunden sagte er, daß eine Reise zu einem Vetter im Werke sei. Zwei Tage vor dem anberaumten Tage wanderte er nach Nordheim, wo der Direktor der Wanderbühne ihn den Mitgliedern vorstellte. Jetzt kam aber ein kritischer Punkt. Der Historienvater wollte gedruckte Zettel nach Göttingen schicken, indem Schiller's „Räuber" ein akademisches Publikum nach Nordheim locken sollten.

„Mein Name auf die Zettel? — Nichts da! ich taufe mich um, ich heiße Fischer! — Jetzt aber noch eins. Kein Mensch in Göttingen darf erfahren, daß dieser Fischer der Studiosus Pippig ist, sonst kommen sämmtliche Studenten heraus und es entsteht im Theater ein Heidenlärm."

Das war Wasser auf des Direktors Mühle. „Ganz wie Sie wünschen, Herr Fischer!" — Jetzt hatte er

Digitized by Google

aber nichts Eiligeres zu thun, als nach Göttingen zu gehen und auf irgend einer Studentenkneipe ein Wörtchen fallen zu lassen, daß ein Studio, Namens Fischer-Pippig, bei ihm den Karl Moor verarbeiten werde.

Wie ein Waldbrand verbreitete sich die Nachricht unter sämmtlichen Akademikern. Als der Freitag herangenaht, da zogen sämmtliche Studio's nach Nordheim. Ganze Verbindungen, die Vandalen, die Braunschweiger, die Hildesen, das Heer der Finken, sie kamen angestiegen zu Fuß und zu Roß, es war eine allgemeine Wallfahrt. Karl Moor-Fischer-Pippig war außer sich; er war aber seiner Sache so gewiß, daß er wähnte, mit Glanz durchzukommen. Die verhängnißvolle Stunde nahte heran, der alte Moor setzte sich auf seinen Stuhl, sein Sohn Franz mit der colben Perücke trat ihm zur Seite, der Vorhang rauschte auf. Der Saal war gedrückt voll, Kopf an Kopf, nichts wie farbige Mützen und Schnürenröcke, Brillen und Schnurrbärte; sogar etliche Hunde waren mit in der Komödie.

Mit der größten Spannung wird die Scene erwartet, wo Karl Moor auftritt. — Pippig, angethan mit Kanonen und einen mächtigen Sarras an der Seite, erschien. Als er auftrat, herrschte Ruhe, doch augenblicklich rief eine mächtige Bierstimme: „Guten Morgen, Herr Fischer!“

Dies war das Zeichen zum allgemeinen Applaus. Pippig wurde empfangen wie noch nie der größte Mime. Als er seine dünne Zwirnstimme erhob, da brach das Gelächter im vollsten Maße aus. Der Debütant ließ sich aber nicht stören, er paukte seine Rolle weiter und stellte sich ungemein bärbeißig.

Jetzt aber kommt die Hauptsache. Einige Studio's, denen unten die Hitze zu arg wurde, hatten sich jenseits des Souffleurkastens geschlichen, um sich das Ding hinter der Coulisse mit anzusehen. Als sie hinaufgehen, schlendert natürlich auch pflichtgetreu die große Bulldogge eines Landmannschafters mit hinterdrein. Karl Moor tobte in voller Leidenschaft, und wie er das Horn des Aufruhrs durch die ganze Natur blasen will, läuft aus den Coulissen rechts eine Katze über die Bühne. Eben brüllt Karl Moor-Pippig mit gespreizten Beinen die Worte: „Auf! ich fühle Armeen in meiner Faust;“ da erblickte die Bulldogge das Kätzlein, fährt wie der Blitz heraus, dem Karl Moor unter die Beine, daß dieser sein Schwert fallen läßt und so rückwärts auf dem Hund sitzend zum Tempel hinausreitet.

Keine Feder schildert das Gelächter, welches in ein wahrhaftes Brüllen ausartete. Die anderen Hunde im Parterre mußten mit Gewalt zurückgehalten werden, und wäre der Souffleur nicht so gescheidt gewesen, das Zeichen zum Fallen des Vorhanges zu geben, so hätte die Hundekomödie noch Zuwachs erhalten.

An ein Fortspielen war nun nicht zu denken, zumal Herr Pippig mit seiner Debütrolle so unvermuthet auf den Hund gekommen. Er sah ein, daß er nicht zum Schauspieler passe, und die halbe Universität holte ihn mit Hurrah aus dem Garderobenzimmer, wo er der Kunst für immer entsagte.

Der Direktor und sämmtliche im Stücke beschäftigten Schauspieler, worunter auch die Amalie, wurden zu einem Punsch eingeladen, so wie in Nordheim noch nie gesehen.

Erst um Mitternacht brach die Schaar auf. Pippig ließ den Nordheimern seinen „Fischer“ und dem Direktor eine glänzende Einnahme zurück. Seine Kommilitonen setzten ihn in einen vierspännigen Wagen; ehe er einstieg, warf er seinen in Göttingen für zwei Thaler gekauften rothen Federstutz unter die dastehenden Schauspieler, indem er rief: „Wer noch mir Hauptmann sein will, der hebe ihn auf!“ — Sapperment, da wollte jeder Hauptmann sein, selbst der Lampenputzer, denn Alle fielen darüber her.

Hurrah! die Peitschen hieben auf, unter dem Gesang: „Ein freies Leben führen wir!“ ging es nach Göttingen zurück, wo Pippig wieder die Institutionen und die Pandekten hervorsuchte.

Was doch beim Theater nicht ein Hund vermag.

Die Lebensversicherungs-Gesellschaft „Albert“ in London.

(Schluß.)

Nach dem Plane dieser letzten Gesellschaft, der Times, können aber die vor 1864 Versicherten, und das ist die Mehrzahl, verlangen, daß ihre Prämien zu ¾ des gezahlten Betrages zurückgekauft werden, womit sich meist bei deutschen Gesellschaften noch immer etwas anfangen läßt. Denn die Hoffnung, die Versicherungssumme zu erhalten, muß man leider wohl aufgeben, es kommt nur darauf an, möglichst viel von der Prämie zu retten. Und hier gilt es fest sein und auf dem Recht bestehen, alle Vorschläge der Liquidatoren, alle Beschlüsse der Aktionäre, welche einseitig das Vertragsverhältniß berühren, sind wirkungslos und rechtlich ungültig. Eine Rekonstruktion der Gesellschaft, die so unsolide verwaltet worden und so abnorm gefährliche Elemente besitzt, liegt also keinesfalls im Interesse der Aktionäre.

Eine Verschmelzung mit einer anderen Gesellschaft ist gefährlich, weil alle die Momente, welche den „Albert“ ins Verderben geführt, mit übernommen werden, nachdem erst noch bedeutende Entschädigungssummen an die Beamten des Albert gezahlt werden. Das Günstigste ist, möglichst viel von den Prämien zu retten, um, wo es noch irgend angeht, in eine andere deutsche Gesellschaft einzutreten.

Nun ist die Angelegenheit aber um einen bedeutenden

Schritt gefördert und zwar hauptsächlich durch die Bemühungen des Berliner Komitémitgliedes Herr Mensshausen, der in der Sache nach London gereist war und nun als Resultat seiner Reise Folgendes ausgewirkt hat. Durch Beschluß des Kanzleigerichtshofes sind auf Antrag des offiziellen Liquidators Trice die durch Nichtzahlung der Prämie seit der Fallitterklärung der Gesellschaft oder durch Zahlung am unrechten Orte verfallenen Policen wieder in Kraft gesetzt worden und somit ist allen denen, welche ihre Ansprüche noch jetzt geltend machen wollen, dies wieder mit voller rechtlicher Wirkung zu thun gestattet.

Auch er ist der Meinung, daß eine selbstständige Rekonstruktion des Albert, als Aktien- wie als Gegenseitigkeitsgesellschaft als vollständig aufgegeben anzusehen sei. Aber darin steht er dem Herausgeber der deutschen Versicherungszeitung direkt gegenüber, daß er meint, in sämmtlichen Policen sei die beschränkte Haftbarkeit der Aktionäre ausgesprochen. Die Aktien der Gesellschaft bestehen nach ihm in 1,800,000 Thlr. baaren Beständen und in 2,163,000 Thlr. noch einzuzahlendem Aktienkapital, wovon aber nur etwa 1 Million realisirbar sein dürfte, so daß sich das gesammte zur Verfügung stehende Kapital auf 2,800,000 Thlr. stellen würde.

Das gäbe 12½ Prozent des Policenwerthes. Aber einige englische Juristen meinen, daß die für Amalgamirung an andere Gesellschaften gezahlten Beträge zurückerstattet werden müßten, weil die Fortzahlung der Prämien nicht als Zustimmung gelte, und daß die Aktionäre die zu Unrecht erhobenen Dividenden zurückgeben müßten. Aber das erfordert langwierige, unsichere, aber jedenfalls kostspielige Prozesse; und die Kosten der Liquidation würden die noch vorhandenen Aktiva bedeutend schmälern; man schlägt diese Kosten auf jährlich etwa 15,000 Pfund Sterling an, und wie viele Jahre sie dauert, ist nicht abzusehen.

Der Vorsitzende des Londoner Komité's der Albert-Interessenten schlägt also statt dessen die Verschmelzung mit der Gesellschaft Alliance vor, die sehr solide sein soll und gegen 5 Prozent der Gesammtprämie die Verwaltung des Albert fortführen will, falls von den jetzt Versicherten, deren Prämien 316,000 Pfund Sterling aufbringen, so viele dem Arrangement beitreten, daß die Prämien noch zwei Drittel der bisherigen Jahreseinnahme repräsentiren.

Für diejenigen, welche wegen Alters oder Krankheit in keine neue Gesellschaft mehr eintreten können, ist es nun jedenfalls rathsam, die Vorschläge der Alliance anzunehmen, sollte sie auch nicht, wie sie in Aussicht gestellt, 75 Prozent, sondern wie Herr Mensshausen meint, nur 50 Prozent der fällig werdenden Versicherungssummen gewähren.

Aber auch die Ansichten dieses Herrn sind mit Vorsicht aufzunehmen; er ist Generalagent der Stuttgarter Lebensversicherungsgesellschaft; sein offen ausgesprochener Zweck ist, alle deutschen Versicherten des „Albert" der von ihm vertretenen Gesellschaft zuzuführen, verspricht auch, und gewiß in ehrlichster Ueberzeugung, sehr vortheilhafte Bedingungen, aber es ist zu prüfen, wie weit dieser an sich berechtigte Zweck auf seine Meinung über die Aussichten der Albertliquidation eingewirkt.

So stehen jetzt die Sachen; entschieden ist noch nichts, die Liquidation geht einstweilen ihren Gang. Aber jedenfalls eröffnen sich noch immer genug tröstliche Aussichten für die Versicherten, wenn auch nicht alles, so doch viel zu retten, und mögen sie nur festhalten an ihrem Rechte, nicht verzagen, sich nicht leichtsinnig zu irgend einem unüberlegten Schritte fortreißen lassen. Wenn sie einstweilen ihre Prämien ruhig weiter bezahlen, dann haben sie nicht nur Hoffnung, sondern auch ein Recht auf möglichst volle Befriedigung.

Th. Coßmann.

Kunst und Literatur.

Es liegt uns die Jubiläums-Ausgabe des bayerischen National-Kalenders für 1870, herausgegeben von Jos. A. Finsterling in München, zur Beurtheilung vor. Derselbe hat 64 Seiten, ist schön gedruckt, auch für den Kurzsichtigen brauchbar und enthält außer dem gewöhnlichen Kalenderinhalte einen Rückblick auf die zurückgelegten 50 Jahre, woraus zu ersehen ist, daß verschiedene berühmte Namen sich dabei betheiligten. Als Anhang finden wir 6 politische Aufsätze, sodann einen Landwirth-, Garten-, Jagd-, Küchen- und Verkehrs-Kalender, zuletzt bayerische Maße und Gewichte und eine Zusammenstellung europäischer und amerikanischer Münzen, sowie eine Reduktions-Tabelle. Auch ein Verzeichniß der Messen, Jahr-, Vieh-, Hopfen-, Woll-, Getreide- und Flachsmärkte ist nicht zu vergessen, so daß derselbe, zudem er auf der ersten Seite einen schönen Holzschnitt einer Kaulbachschen Zeichnung enthält, als ein wahrer Musterkalender zu bezeichnen ist.

Der bekannte „ächte Herrider Kalender" für 1870 ist für Einen, der wissen will, was für Wetter wird, unentbehrlich. Derselbe enthält auch Hausmittel, welche um so zweckmäßiger sind, als die Landleute oft vor der Ankunft des Arztes sehr unzweckmäßig zu Werke gehen. Als Anhang finden wir Erzählungen mit guten Holzschnitten und sehr beachtenswerthe Aufsätze über die trügerischen Genüsse unseres Lebens. Druck und Papier ist durchweg schön und der ganze Kalender sehr zu empfehlen.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

Friedrich Gerstäcker berichtet: Es hat sich in England eine Gesellschaft zur Ausbeutung der Goldminen in Venezuela gebildet und wegen der nöthigen Arbeiter nach dem großen Menschenmarkte Deutschland gewendet. Bereits soll auch eine große Anzahl deutscher Familien angeworben sein. Ich weiß, daß der Kanton Upata, worin die Minenplätze Caratal und Tubuque liegen, sich im Ganzen eines guten Klimas erfreut, es ist mir aber auch bekannt, daß dasselbe dem nach Gold grabenden Weißen, der den größten Theil des Tages in den feuchten Löchern arbeitet, im hohen Grade nachtheilig, ja verderblich ist. Bisher, fähet G. fort, seien die meisten der dortigen Einwanderer umgekommen und die am Leben gebliebenen elend und krank zurückgekehrt. Die Zustände seien gegenwärtig etwas besser, doch aber immer noch so, daß eine Warnung begründet, sich auf Verträge einzulassen, die den Mann zwingen, eine lange Zeit verbindlich zu bleiben, während er vielleicht in der ersten Zeit sogar erkrankt und dann mehr und mehr in Schulden geräth.

Ein in der Grafschaft Lindenborg bei Aalborg (Jütland) wohnender Pächter Jens Christensen, welcher früher als Goldgräber in Amerika sein Glück vergebens gesucht hat, fand in diesen Tagen in einem ihm zugehörigen Torfmoore 5 massive doppelte, goldene Halsringe, welche zusammen 4 Pfund wogen. Da das Gold jedoch ziemlich silberhaltig ist, konnte der Werth derselben nur auf 1581 Rd. 24 Sch. geschätzt werden, und diese Summe hat der Finder vom k. Museum für nordische Alterthümer in Empfang genommen. Die Halsringe stammen aus dem 6. oder 7. Jahrhundeete nach Christi und haben demnach 1200 Jahre in der Erde gelegen.

[Bärenjagd.] Aus Laibach wird geschrieben: „Auf der Herrschaft Zobelsberg in Krain, deren Reviere alljährlich von Bären besucht wurden, fand am 13. d. M. eine vom Vertreter dieser Herrschaft, Dr. Kastner, veranstaltete Bärenjagd statt, bei welcher drei Bären im Triebe waren, von denen einer auf die Dicke kam und einer krank geschossen wurde. Herr Dr. Vidic aus Laibach soll der glückliche Jäger gewesen sein. Der erlegte Bär wurde von Dr. Kastner nach Wien gebracht."

Die Jagd auf einen Auerochsen, welche vor wenigen Tagen in der Gegend von Pleß mit so glücklichem Erfolge von dem Könige Wilhelm ausgeführt ward, hat in der That ein historisches und naturhistorisches Interesse zugleich. Bekanntlich ist der Auerochs (oder richtiger bezeichnet: „Wisent") aus Deutschland vollkommen verdrängt und lebt in Europa nur noch in einer leider alljährlich abnehmenden Heerde in den Wäldern des litthauischen Gouvernements Grodno bei Bialowiezka. Pommers letzter Wisent fiel durch Wratislaf's V. Hand um 1347, und ward diese That, wie der pommer'sche Chronist Kantzow berichtet, einem so „starken Manne und Jäger" möglich; eine Aeußerung, die an den gehörnten Siegfried im Nibelungenlied erinnert.

[Beabsichtigte Panzerung von Cherbourg.] Bekanntlich hat die russische Regierung in letzterer Zeit die Festungswerke bei Kronstadt mit Panzerplatten bedecken lassen, die nunmehr nach der Ansicht der russischen Genie-Offiziere dieselbe uneinnehmbar machen. Veranlaßt durch diese Arbeiten in Rußland, hat der französische Marineminister einen Plan entworfen, nach welchem die Forts bei Cherbourg mit Eisen- und Stahlplatten gepanzert werden sollen. Wenn dieser Plan zur Ausführung kommt — sagt ein französisches Blatt — werden alle Kanonen der Welt dem großen Kriegshafen am Kanal gegenüber machtlos sein.

Anagramm.

Ich komme gezogen
Mit Köcher und Bogen,
Beherrsche, vergöttere das irdische Leben,
Und Fürsten, selbst Zeus muß mir sich ergeben.

Ein Zeichen entsende,
Das Erste, ans Ende:
Der Königin lieblichste wird dann erscheinen,
Der Liebe Symbol, der feurigen, reinen.

S.

Auflösung des Rebus in Nr. 260:
Barrikaden.

Geschichtskalender.

19. Nov. 1770. Geburtstag von Thorwaldsen (Berühmter Bildhauer).
„ 1807. Preußen erhält eine neue Staatsverfassung.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 268 Freitag, 19. November 1869.

H. Heine.

Adolph Strodtmann hat in den letzten Jahren Heine's Leben und Werke beschrieben, woraus wir Folgendes entnehmen:

Das Licht der Welt erblickte Heine, nach den neuesten Ergebnissen, zu Düsseldorf am 13. Dezember 1799, also zwar nicht, wie er halb im Irrthum, halb im Scherz in den Reisebildern selbst von sich ausgesagt, in der Neujahrsnacht 1800, aber doch diesem Wendepunkte zweier Säkla so nahe, „daß es ihm wenigstens — dem Uhland'schen „guten Jungen" ähnlich — fast gelungen wäre, einer der ersten Männer seines Jahrhunderts zu werden. Nicht besser als mit den an seinen vermeintlichen Geburtstag geknüpften Hoffnungen erging's ihm mit denen, die er auf sein Geburtshaus gründete.

„Dieses Haus", schrieb er gleichfalls in den „Reisebildern", wird einst sehr merkwürdig sein, und der alten Frau, die es besitzt, habe ich sagen lassen, daß sie bei Leibe das Haus nicht verkaufen solle. Für das ganze Haus bekäme sie jetzt doch kaum so viel, wie schon allein das Trinkgeld betragen wird, das einst die grünverschleierten vornehmen Engländerinnen dem Dienstmädchen geben, wenn es ihnen die Stube zeigt, worin ich das Licht der Welt erblickt, und den Hühnerwinkel, worin mich Vater gewöhnlich einsperrte, wenn ich Trauben genascht, und auch die braune Thür, worauf Mutter mich die Buchstaben mit Kreide schreiben lehrte u. s. w."

Aber gerade als Heine diese Zeilen schrieb, war das Haus, in dem er geboren, bereits abgebrochen und ein neues größeres stand an seiner Stelle, das den Hoffnungen des Dichters seit 1867 nur insofern einigermaßen entspricht, als es sich durch eine marmorne Gedenktafel als das Geburtshaus Heine's bekundet.

Aus seinen Knabenjahren sind uns nur spärliche Erinnerungen erhalten. Sie verstrichen fast ganz unter den Einflüssen der französischen Herrschaft, und es unterliegt, wie Strodtmann mit Recht betont keinem Zweifel, daß „vor Allem der frühzeitig innige Verkehr mit den kecken und beweglichen Elementen der französischen Nationalität ihm selbst jene bewegliche Kühnheit und Sicherheit, vielleicht auch ein gut Theil seiner Grazie verlieh, womit er das Schwert wider die alte Gesellschaft erhob. Andrerseits wurden durch diesen Verkehr nicht minder in der jungen Seele des Knaben die ersten Keime zu jener schillernden Leichtfertigkeit des Charakters gelegt, welche den Ernst seiner Ueberzeugung späterhin oftmals in so zweifelhaftem Licht erscheinen ließ."

Noch verstärkt mag dieser Einfluß dadurch sein, daß Heine's Vater ein enthusiastischer Bewunderer Napoleons war und er selbst durch dessen persönliche Erscheinung bei seinem Durchzug durch Düsseldorf einen unvergeßlichen Eindruck empfing. Uebrigens scheint die Einwirkung seines Vaters auf ihn von keiner besonderen Bedeutung gewesen zu sein. Desto größer war der seiner Mutter, die er stets mit zärtlichster Liebe und Dankbarkeit erwähnt, und die, nach Allem, was über sie bekannt geworden, eine treffliche, feinfühlende, hochverständige Frau mit einer mehr als gewöhnlichen Bildung gewesen sein muß.

Sein erster Umgang scheint sich durchaus auf Kinder aus jüdischen Häusern beschränkt zu haben, und auch im elterlichen Hause lernte er im Wesentlichen keine anderen Anschauungen kennen, ward vielmehr zu einer strengen Erfüllung der jüdischen Religionsvorschriften angehalten. Gleichwohl scheint er es damit schon früh nicht allzu genau genommen zu haben, wenigstens nur da, wo es ihm aus anderweitigen Gründen zusagte.

Als er einst als müßiger Gaffer einer Feuersbrunst zuschaute und man ihn aufforderte, sich wie andere Knaben mit an dem Weiterreichen der Brandeimer zu betheiligen, erklärte er bestimmt: „Ich darf's nicht; wir haben heute Schabbes!" Als er aber mit seinen Kameraden, gleichfalls am Schabbes, von einer tief herabhängenden Weintraube angelockt wurde, aber keiner von den andern sich an ihr zu vergreifen wagte, weil man an jüdischen Feiertagen keine Früchte pflücken darf, wußte er das Verbot schlau genug dadurch zu umgehen, daß er die Trauben zwar nicht mit den Händen pflückte, aber Beere um Beere von ihnen mit dem Mund abbiß, was ja nach dem Wortlaut des Gesetzes nicht verboten war. In diesem zweifachen Verhalten kündigt sich bereits vorbildlich die Doppelstellung an, die er zeitlebens dem Judenthum gegenüber eingenommen hat.

Einmal sind ihm die Juden „ein Urübelvolk, das aus Aegypten, dem Vaterland der Krokodile und des Priesterthums kam, und außer den Hautkrankheiten und den gestohlenen Gold- und Silbergeschirren auch eine so-

genannte positive Religion mitbrachte", oder er nennt sie eine „Volksmumie, die über die Erde wandelt, eingewickelt in ihren uralten Buchstabenwindeln, ein verhärtet Stück Weltgeschichte, ein Gespenst, das zu seinem Unterhalt mit Wechseln und alten Hosen handelt, schaurige Gebete verrichtend, worin es seine Leiden bejammert und Völker anklagt, die längst von der Erde verschwunden sind," oder er erblickt in ihnen „die Schweizergarde des Deismus," „die Kammerknechte ihres Jehovah, des alten Fetisches, der doch von ihrer ganzen Sippschaft nichts mehr wissen will" u. s. w.

Ein andermal betrachtet er Judäa als die Wiege des modernen kosmopolitischen Prinzips der Freiheit und Gleichheit, nennt die Juden nebst den Deutschen die „beiden Völker der Sittlichkeit", bewundert ihren unbeugsamen Sinn und ist stolz darauf, daß er „ein Abkömmling jener Märtyrer, die der Welt einen Gott und eine Moral gegeben, und auf allen Schlachtfeldern des Gedankens gekämpft und gelitten haben."

Im zehnten Jahre trat Heine in das „Lyceum" ein, dessen Lehrer fast lauter katholische Geistliche waren. Hier genoß er die Vergünstigung, schon früh den philosophischen Vorlesungen des Rektors Schallmeyer beiwohnen zu dürfen, ja dieser interessirte sich dergestalt für ihn, daß er seiner Mutter rieth, den Knaben katholische Theologie studiren zu lassen und ihn durch seinen Einfluß zu einem bedeutenden Kirchenamt zu fördern versprach — ein Anerbieten, das jedoch von Heine's Mutter abgelehnt wurde.

Heine selbst knüpft an die Erzählung dieser Thatsache in späteren Jahren die muthwilligsten Spekulationen, indem er ausmalt, wie er sich wohl im schwarzseidenen Mäntelchen des römischen Abbate, im Violettstrumpf des Monsignore, im rothen Kardinalshut oder gar mit der dreifachen Krone auf dem Haupte, der Stadt und der Welt den Segen ertheilend, ausgenommen haben möchte. Minder zum Uebermuth stimmend war für ihn die Erinnerung, daß ihm einst sein Verhalten einer Religionsfrage gegenüber von einem andern Lehrer Prügel zuzog, weil er wohl sechsmal hintereinander die an ihn gestellte Frage, wie auf Französisch der Glaube heiße, statt mit „la Religion" mit „le Crédit" beantwortet hatte.

Auch von den Erzeugnissen der Literatur lernte er in seinen Knabenjahren schon Mancherlei kennen; kein Buch aber machte einen tieferen Eindruck auf ihn, als die Tieck'sche Uebersetzung des „Don Quixote", zumal er in seiner kindlichen Ehrlichkeit Alles darin für baren Ernst nahm und selbst ein ähnlicher Held zu werden wünschte.

Auf all seinen Lebensfahrten verfolgten ihn auch später noch die Schattenbilder des dürren Ritters, und er kommt sich selber in wehmüthigen Stunden wie ein Don Quixote vor. „Freilich", fügt er hinzu, „mein Wahnsinn ist von entgegengesetzter Art als der Wahnsinn des Manchaners! Dieser wollte die untergehende Ritterzeit wieder herstellen, ich hingegen will Alles, was aus jener Zeit noch übrig geblieben ist, jetzt vollends vernichten. Mein Kollege sah Windmühlen für Riesen an, ich dagegen kann in unsern heutigen Riesen nur prahlende Windmühlen sehen; jener sah lederne Weinschläuche für mächtige Zauberer an, ich hingegen sehe in unsern jetzigen Zauberern nur den ledernen Weinschlauch; jener hielt Bettlerherbergen für Kastelle, Eseltreiber für Kavaliere, Stalldirnen für Hofdamen, ich hingegen halte unsere Kastelle nur für Lumpenherbergen, unsere Kavaliere nur für Eseltreiber, unsere Hofdamen nur für gemeine Stalldirnen; wie jener eine Puppenkomödie für eine Staatsaktion hielt, so halte ich unsere Staatsaktionen für leidige Puppenkomödien — doch ebenso tapfer wie der tapfere Manchaner schlage ich drein in die lächerne Wirthschaft!"

Und an einer anderen Stelle bemerkt er in ersterer Weise: „Ich war damals der Meinung: die Lächerlichkeit des Donquixotismus bestehe darin, daß der edle Ritter eine längst abgestorbene Vergangenheit ins Leben zurückrufen wollte und seine arme Glieder, namentlich sein Rücken, mit den Thatsachen der Gegenwart in schmerzliche Reibungen geriethen. Ach, ich habe seitdem erfahren, daß es eine ebenso undankbare Tollheit ist, wenn man die Zukunft allzu frühzeitig in die Gegenwart einführen will, und bei solchem Ankampf gegen die schweren Interessen des Tags nur einen sehr magern Klepper, eine sehr morsche Rüstung und einen ebenso gebrechlichen Körper besitzt!"

(Fortsetzung folgt.)

Sophie Schröder.

Kürzlich erschien in einer Wiener Buchhandlung das Buch über Sophie Schröder, oder der größten deutschen Schauspielerin, geschmückt mit dem Spruche Grillparzer's:

Zwei Schröder, Frau und Mann,
Umgrenzen unsres Drama höhern Lauf;
Der Eine stand in Kraft als es begann,
Die And're schied — da hört's wohl, fürcht' ich, auf.

Von dem vielen Lesenswerthen mögen folgende Briefe Ludwigs I. hervorgehoben werden:

München, den 14. April 1852, schrieb der König: „Ihnen, die mit jugendlichem Feuer, mit jugendlicher Kraft, hinreißend, entzückend, uns noch neulich Gedichte vorgetragen (es gibt nur eine Sophie Schröder), schicke ich hiemit, in eigenhändiger Abschrift, eine von mir verfaßte Lesseralogie, die Sie vielleicht geeignet zur Aufnahme finden in die von Ihnen zum Vortrag bestimmten Gedichte.

Mit tief eingeprägter Erinnerung, mit freudiger Ihres hiesigen Aufenthaltes
Ihr Sie zu würdigen wissender
Ludwig."

Am 4. April 1852 besuchte der König die Schröder in München, und da er sie in trüber Stimmung fand, so nahm er ein auf dem Tische liegendes Blättchen Papier und schrieb darauf:

„Was ist, das ist,
Ein Thor Du bist,
Willst Du darum Dich grämen,
Wirst nur Dein Leben lähmen.
Ludwig."

Von Leopoldskron vor Salzburg schrieb der König vom 4. August 1853:

„Daß Sie hieher wollten, mich vor Ihrer drei Jahre währenden Uebersiedlung in die Pfalz noch zu sehen — das gleicht Sophie Schröder; aber unwohl geworden seiend in München, und bei dieser gar üblen Witterung, haben Sie sehr gut gethan, es zu unterlassen. Wenn ich in der Pfalz mich befinde, wird Deutschlands größte Tragödin recht freundlich von mir empfangen, die mir so anhänglich.
Ihr Sie zu würdigen wissender
Ihr wohlgewogener
Ludwig."

München, den 4. Januar 1859 an Sophie Schröder, damals in Hamburg lebend.

„Meinen Dank der größten Tragödin Deutschlands für die guten, aus des Herzens Tiefe kommenden Wünsche bei dem Jahreswechsel, und auch ich rufe: Glückselig Neujahr. — Neujahrbriefe pflege ich nicht zu beantworten, weil es aber der Erste ist, und er von Sophie Schröder, darum erwidre ich ihn. Dieses sage ich, wenn ein solcher Neujahrsbrief unbeantwortet bliebe, Sie nicht glauben sollten, daß meine Gesinnung verändert wäre. Mein Bedauern drücke ich wiederholt aus, daß Sie, auf welche ich so viel halte, und die verklärte Königin so viel hielt bis an ihren Tod, Bayern verlassen haben.

Die Zeit des Glanzes unserer Bühne ist erloschen, keine Sophie Schröder betritt sie mehr.

Mit dieser Ueberzeugung
Ihr Sie würdigender Ludwig."

„Nizza, den 22. Februar 1866.

Das ist zu viel, meine werthe Sophie Schröder, mir, an den Augen leidend, eigenhändig zu schreiben.

Deutschlands größte Tragödin soll sich schonen. Hier haben wir Frühling, ohne daß Winter gewesen. Seit ich in Nizza, blühen Rosen in der von mir bewohnten Villa, und jetzt duften Märzveilchen in Menge in ihm, der voll goldner Aepfel aus dunklem Laub prangt. Sonnenschein ist Regel, Regen gar selten. Wir sind hier verwöhnte Kinder. Was unangenehm in Nizza ist der Wind. Fremde gibt's viele. In München zurück hat vor Deutschlands größte Tragödin zu besuchen
Der zu schätzen wissende
Ludwig.

Den 13. Mai 96 Jahre alt werdenden Marquis Du Back sah ich auf einem Ball. Werde trachten, ihm nachzustreben. Er hat noch seine ganze Geistesfähigkeit."

Zwei Jahre später starb König Ludwig in Nizza, und nur wenige Tage nach dem Dahinscheiden seiner alten Freundin.

Ein Freund, der die Schröder in Augsburg besuchte, als sie schon längst von der Bühne zurückgezogen lebte, zitirt von ihr folgende Aeußerung:

„Die Kunst geht unter — das Handwerk siegt. Je mehr es glitzert und prasselt und rauscht, desto größer der Jubel! Große Namen — kleine Künstler. Und die sogenante Künstlerinnen? Toilette machen — das ist Alles. Aber Begeisterung — Leidenschaft — ohne die keine dramatische Kunst sein kann, lieber Gott! Ja, eine Leidenschaft, mit der man das Haupt an den Wänden blutig schlägt — — — eine Leidenschaft, wenn auch Wasser und Brod und ein leinen Kleid dazu — aber Himmel eine Leidenschaft!"

Kunst und Literatur.

„Die Mutter als Erzieherin ihrer Söhne und Töchter" von Dr. med. Hermann Kienke, Leipzig, Verlag von Ed. Kummer. Ein Buch, das jede Mutter lesen sollte. Es enthält der Erziehungsregeln so viele und so zweckmäßige, ist dabei in so ruhiger, leicht faßlicher Sprache vorgetragen, daß dasselbe außer der Belehrung auch als Unterhaltungsbuch recht gut benützt werden kann. Es sind goldene Regeln, die darin enthalten sind, welche sich Mütter und Erzieher, denen die geistige und körperliche Wohlgestaltung ihrer Kinder am Herzen liegt, nicht genug einprägen können. Dasselbe erscheint in 6 Lieferungen à 6 Ngr. und sind bereits 4 davon erschienen.

Kompaß für Auswanderer von Eduard Pelz. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. Wir sind zwar der Ansicht, es sei besser, im Lande zu bleiben und sich da redlich zu nähren, als im fernen Westen seinem Glücke nachzujagen, das sich dort so selten wie hier zeigt; allein Solchen, die sich nicht aufhalten lassen, können wir das Buch bestens empfehlen. Es enthält eine sehr übersichtliche Karte von Nordamerika mit allen Eisenbahnen und der Staateneintheilung, außerdem 3 kleinere Karten von Australien, Südamerika, Westindien

und den Längedurchschnitt eines Auswandererschiffes. Es sind die Länder, wohin sich die Europamüden hauptsächlich wenden, sehr eingehend und mit vielem Sachverständniß besprochen und am Ende Gutachten abgegeben, ob es rathsam ist, dahin seine Schritte zu lenken oder nicht. Das Buch hat schon die fünfte Auflage erlebt, ein Beweis seiner Brauchbarkeit, und ist, was Druck und Papier anbelangt, bestens ausgestattet.

Aus München, 17. Nov., wird gemeldet: Der bisherige kgl. Hofmusik-Direktor Meyer wurde zum kgl. Hofkapellmeister ernannt. Wie verlautet, soll in nächster Zeit eine Schülerin des Professors Levy aus Wien, Fräulein Olivier, auf unserer Hofbühne als dramatische Sängerin debutiren. Die junge Dame, wie es heißt, eine Serbin, soll im Besitze herrlicher Stimmmittel sein, und an musikalischer Bildung wie Stimme Frau Mallinger entschieden übertreffen. Hofopernsänger Hr. Bachmann hat in Anbetracht seiner durch unser Klima nachtheilig beeinflußten Gesundheit auf ärztliche Anordnung einen Urlaub für die Dauer eines Jahres erhalten. Das heutige Abonnementskonzert brachte manche schöne Genüsse. Eine Sinfonie von Haydn, eine Arie von Gluck und zwei Lieder von Fräulein Ritter mit ihrer schönen Altstimme hübsch vorgetragen, ein Spohr'sches Violinkonzert, welches der Hofmusiker Brückner mit großer Bravour ausführte, Ouverturen von Beethoven und Schumann bildeten das anziehende Programm. Gestern veranstalteten die Herren Walter, Crosner und Konsorten ihre erste Quartettsoirée und entzückten in gewohnter Weise durch die mit musterhafter Feinheit ausgeführten Quartetts von Haydn, Mozart und Beethoven unsere Musikkenner. Vergangene Woche veranstaltete die „Vokalkapelle" unter Büllner's Leitung eine Art historisches Konzert, bei welchem Tonwerke verschiedener Jahrhunderte mit großer künstlerischer Hingebung ausgeführt wurden. Im Befinden des kgl. Hofsängers Hrn. Sigl ist eine erfreuliche Wendung zur Besserung eingetreten, doch wird derselbe vor einigen Monaten nicht die Bühne betreten können. Direktor v. Kaulbach, der allzeit rüstige Meister, der schon manches den Gegnern der freien Forschung ärgerliche Bild geschaffen, ist eben mit der Zeichnung eines neuen Bildes beschäftigt, welches den Heiland darstellt, wie er die Spekulanten auf das ökumenische Konzil aus seinem durch sie entweihten Tempel hinauspeitscht. Es ist natürlich, daß schon der zeitgemäße Stoff dem werdenden Bilde das größte Interesse gibt.

Mannigfaltigkeiten.

[Heiteres und Ernstes aus Cattaro.] Aus einem in Dalmatien geführten Tagebuche wird der „Triester Zeitung" Folgendes mitgetheilt: Es war um 10 Uhr Abends, den 31. Oktober 1869, als ich schon im Bette lag. Ich hörte Gewehrschüsse, erst einzelne, dann mehrere auf einmal, endlich ganze Dechargen! In den Straßen Cattaro's wird es lebendig — Säbel klirren, Muli traben — Militär eilt im Eilschritt hin und her! Nach den Gewehrsalven und dem Durcheinander unter meinem Fenster — durften die kecken Zupaner, die am 23. Oktober d. Js. die Forts Trinita und Gorazda angegriffen haben, die Festung Cattaro stürmen wollen. Ich sprang aus dem Bette und eilte zur Hauptwache. Später erfuhr ich, daß vier der ärarischen Ochsen, welche auf einer Pasta zwischen Cattaro und Scrgliari im Freien ihre Lagerstätte haben, ihr angewiesenes Territorium verlassen haben und, scheu geworden, forteilen wollten. Als diese vier Stück Ochsen, von ihren zwei Hütern verfolgt, dann noch mehr liefen, und das Quartier eines Jäger-Majors passiren wollten, wurden sie von dem daselbst auf Vorposten stehenden Jäger nicht als Ochsen, sondern als Zupaner angesehen und von ihm angerufen; weil sie aber nicht stehen bleiben wollten, keine Antwort gaben und weiter gingen, ohne sich vor Haubayonnet und Schuß zu fürchten, so wurde auf den vermeinten Feind losgeschossen, die ganze Festung Cattaro, die mit Militär besetzten Orte Muta, Perzagno und die Forts St. Trinita, Vermaz und Grovovaz allarmirt. Erst durch die Entsendung eines Ober-Lieutenant des 52. Infanterie-Regiments mit der Bereitschafts-Kompagnie mußte man sich überzeugen lassen, daß der Allarm ein blinder war und daß die vier ruhestörenden Ochsen, welche die allarmirte Truppe den zweiten Tag nachher aufzehrte, erschossen wurden. In derselben Nacht ist noch ein anderer Unglücksfall vorgekommen. Am Fort Vermaz steht ein Posten des 22. Infanterie-Regiments Graf Wimpffen, schaut und lauert, ob kein Bocchese sich erlaubt, dem Fort näher zu kommen oder sogar dessen Mauern zu ersteigen. Ein anderer wandelnder Posten auf diesem Fort steht dem ersteren gegenüber, hat aber bei seinen Wandlungen das Unglück, in eine fortifikatorische Kalkgrube zu fallen. Es gelingt ihm, sich aus dem Kalk zu helfen, nur hatte sein Fall zur Folge, daß seine Hosen nicht mehr blau, sondern weiß anzusehen waren. Der zuerst erwähnte lauernde Posten sieht eine weiße Hose, die nicht blau wie die seine ist, wittert hinter derselben einen über die Mauer herübergesprungenen Bocchesen, legt an und schießt seinen Kameraden nieder."

Geschichtskalender.

20. Nov.	21.	Hermann der Cheruske wird durch seinen Schwiegervater ermordet.
„	1497.	Vasco de Gama umschifft die Südspitze von Afrika.
21. Nov.	1806.	Napoleon I. erläßt das Dekret der Continentalsperre.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers L. Waisandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 269 Samstag, 20. November 1869.

H. Heine.

(Fortsetzung.)

Auch in den schönen Künsten sollte der Knabe ausgebildet werden; aber in den Musikstunden wußte er es so einzurichten, daß nur der Lehrer spielte, während er selbst ihm, bequem auf das Sopha gestreckt, behaglich zuhörte; und der Tanzunterricht endigte damit, daß er den Tanzlehrer aus dem Fenster auf einen Misthaufen warf. Er hatte auch später niemals im Leben wieder getanzt.

Größeres Vergnügen gewährte ihm der Zeichenunterricht. Unter den aufstrebenden Künstlern der Düsseldorfer Akademie ragte damals vor Allen Cornelius hervor. Wie wenig auch Heine später mit der Richtung desselben sympathisirte, so zollt er doch seiner genialen Ursprünglichkeit und kühnen Schöpferkraft die freudigste Bewunderung, nennt seine Hand „eine lichte, einsame Geisterhand in der Nacht der Kunst“ und erinnert sich mit Pietät, daß ihm einst diese Hand liebreich auf den kleinen Fingern lag und ihm einige Gesichtskonturen ziehen half, als er, ein kleines Bübchen, auf der Akademie zu Düsseldorf zeichnen lernte.

Als Heine sämmtliche Klassen des Lyceums, in welchen Humaniora gelehrt wurden, durchgemacht, und in den obern sich mehr als früher durch Fleiß und Eifer ausgezeichnet hatte, wäre er am liebsten auf eine Universität gegangen. Seine Eltern aber bestimmten ihn für den Handelsstand, und demzufolge ward er 1815 zu einem Bankier nach Frankfurt gebracht. Bei diesem blieb er jedoch nur vierzehn Tage, und benutzte dann die freie Zeit, um ganz andere Dinge zu studiren.

„Weiß Gott“, betheuerte er noch kurz vor seinem Tode, „ich wäre gern Bankier geworden, es war zuweilen mein Lieblingswunsch, ich konnte es aber nie dazu bringen. Ich habe es früh eingesehen, daß den Bankiers einmal die Weltherrschaft anheimfalle.“ Wahrscheinlich hat die verachtete Stellung, in welcher sich damals die Juden zu Frankfurt noch befanden, am meisten dazu beigetragen, ihm den kaufmännischen Beruf und die ganze Stadt zu verleiden. Sein Aufenthalt daselbst dauerte überhaupt nur zwei Monate, und das eindrucksvollste Erlebniß in dieser Zeit für ihn war, daß er hier den damals besonders als Theaterrecensenten gefürchteten Börne zuerst kennen lernte.

Ueber die nächstfolgenden Jahre sind wir am dürftigsten unterrichtet. Wir wissen nur, daß er nach einem Aufenthalt im elterlichen Hause 1816 oder 1817 nach Hamburg ging, hier zu Anfang des Jahres 1818 unter der Firma „Harry Heine u. Comp.“ ein Kommissionsgeschäft gründete, aber dasselbe bereits im Frühjahr 1819 liquidirte.

Aus seinen späteren Schilderungen der Stadt Hamburg erhellt auf das Deutlichste, daß ihm das vorherrschend merkantile und materielle Treiben daselbst hier ebensowenig mit seinem Beruf zu befreunden vermochte, als in Frankfurt, obschon ihm dort sein reicher Oheim, der Millionär Salomon Heine, den Zutritt in Kreise des höchsten Wohllebens eröffnete. Gerade diese Seiten des Hamburger Lebens müssen seinem Witz am häufigsten zur Zielscheibe dienen.

„Die Stadt Hamburg“, schreibt er u. A., „ist eine gute Stadt; lauter solide Häuser. Hier herrscht nicht der schändliche Macbeth, sondern hier herrscht Banko. Der Geist Banko's herrscht überall in diesem kleinen Freistaat, dessen sichtbares Oberhaupt ein hoch- und wohlweiser Senat.“ Und weiterhin fährt er fort: „Hamburg ist die beste Republik. Seine Sitten sind englisch, und sein Essen ist himmlisch. Wahrlich, es gibt Gerichte zwischen den Wandrahmen und dem Dreckwall, wovon unsere Philosophen keine Ahnung haben. Die Hamburger sind gute Leute und essen gut. Ueber Religion, Politik und Wissenschaft sind ihre respektiven Meinungen sehr verschieden, aber in Betreff des Essens herrscht das schönste Einverständniß. Mögen die christlichen Theologen dort noch so sehr streiten über die Bedeutung des Abendmahls; über die Bedeutung des Mittagsmahls sind sie ganz einig. Mag es unter den Juden dort eine Partei geben, die das Tischgebet auf Deutsch spricht, während eine andere es auf Hebräisch absingt; beide Parteien essen, und essen gut, und wissen das Essen gleich richtig zu beurtheilen. Die Advokaten, die Bratenwender der Gesetze, die so lange die Gesetze wenden und anwenden, bis ein Braten für sie dabei abfällt, diese mögen noch so sehr streiten, ob die Gerichte öffentlich sein sollen, oder nicht, darüber sind sie einig, daß alle Gerichte gut sein müssen, und Jeder von ihnen hat sein Leibgericht. Das Militär denkt gewiß ganz tapfer spar-

tanisch, aber von der schwarzen Suppe will es doch nichts wissen. Die Aerzte, die in der Behandlung der Krankheiten so sehr uneinig sind, und die dortige Nationalkrankheit (nämlich Magenbeschwerden) als Brownianer durch noch größere Portionen Rauchfleisch, oder als Homöopathen durch $^1/_{10,000}$ Tropfen Absinth in einer großen Kumpe Mockturtlesuppe zu kuriren pflegen, diese Aerzte sind ganz einig, wenn von dem Geschmack der Suppe und des Rauchfleisches selbst die Rede ist. Hamburg ist die Vaterstadt des Letztern, des Rauchfleisches, und rühmt sich dessen, wie Mainz sich seines Johann Faust und Eisleben sich seines Luther zu rühmen pflegt. Aber was bedeutet die Buchdruckerei und die Reformation im Vergleich mit Rauchfleisch? Ob beide Erstere genutzt oder geschadet, darüber streiten zwei Parteien in Deutschland; aber sogar unsere eifrigsten Jesuiten sind eingeständig, daß das Rauchfleisch eine gute, für den Menschen heilsame Erfindung ist." Selbst das schöne Geschlecht schont der Spötter nicht. „Die Frauen," schreibt er, „fand ich in Hamburg durchaus nicht mager, sondern meistens sogar korpulent, mitunter reizend schön, und im Durchschnitt von einer gewissen wohlhabenden Sinnlichkeit. Wenn sie in der romantischen Liebe sich nicht allzusehr schwärmerisch zeigen, und von der großen Leidenschaft des Herzens wenig ahnen, so ist das nicht ihre Schuld, sondern die Schuld Amors, des kleinen Gottes, der manchmal die schärfsten Liebespfeile auf seinen Bogen legt, aber aus Schalkheit oder Ungeschick viel zu tief schießt, und statt des Herzens der Hamburgerinnen nur ihren Magen zu treffen pflegt."

Die letzte dieser Bemerkungen steht wahrscheinlich mit einem noch tiefern Unmuth, als demjenigen, den er über den Hamburger Materialismus empfand, im Zusammenhange. Zu der Qual eines verfehlten Berufs gesellte sich nämlich noch das schmerzliche Leid einer unglücklichen Liebe, denn es begegnete ihm hier jene „alte Geschichte", von der er selbst singt: daß sie ewig neu bleibe, und dem, welchem sie just passirt, das Herz entzweibreche. Wer eigentlich die schöne Hamburgerin, für die er damals in Liebe entbrannte und von der er sich längere Zeit wieder geliebt glaubte, bis er ihre Vermählung mit einem Andern erfuhr, gewesen ist, darüber hat Heine der Oeffentlichkeit gegenüber stets mit zartester Diskretion geschwiegen und auch Strodtmann lüftet, wo er zuerst diesen Punkt berührt, den Schleier nur in so weit, daß er sie als eine Cousine Heine's bezeichnet. Erst im zweiten Bande, weil nach Erscheinen des ersten Heine's Bruder Maximilian die ganze Liebesleidenschaft des Dichters für eine rein poetische Fiktion erklärt hatte, theilt er einen Brief Heine's an Varnhagen mit, welcher darüber, daß sich dessen poetische Liebesklagen auf ein wirkliches Erlebniß beziehen, keinen Zweifel übrig läßt, und es geradezu ausspricht, daß seine Jugendgeliebte eine Tochter seines Oheims Salomon Heine gewesen, welche sich im Jahre 1821 mit einem Herrn Friedländer verheirathete. In wie weit sich Poesie und Wirklichkeit auch in Betreff der einzelnen in Heine's Liedern enthaltenen Andeutungen decken, oder nicht decken, darüber läßt sich nichts Genaues ermitteln; so viel aber steht fest, daß Heine's erste Liebe wirklich eine unglückliche war und daß dieselbe im Herzen des Dichters zeitlebens einen Stachel zurückließ, der wesentlich auf die weitere Entwicklung und Lebensanschauung des Dichters mit eingewirkt. „In fast unzähligen Liedern", sagt Strodtmann, „hat er diese Liebe besungen; sie erweckte ihm die ersten Klänge des Saitenspiels, auf dem er früh schon so herzergreifende Akkorde anschlug; sie huscht als finsterer Schatten durch die wüsten, wilden „Traumbilder", sie klagt und grollt in den Liedern und Balladen der „Jungen Leiden"; sie folgt ihm auf die Universität und grollt und weint fort im „Lyrischen Intermezzo" der Tragödien, die auch wieder nur eine andere Form der Klage sind. Jahre verrinnen im Strome der Zeit, aber die alte Liebe will nicht erlöschen: und der Cyklus „Die Heimkehr" zeigt uns, daß bei dem Wiedersehen der Stätten, wo er einst mit ihr gewandelt, die alten Wunden mit erneuter Gewalt wieder aufbrechen. Es wechseln die Namen und Formen, unter denen er uns sein Weh vor die Seele führt, aber ob er sie Agnes, Zuleima oder Donna Klara, Maria, Eveline oder Ottilie nennt: unter allen (!) Vermummungen birgt sich dieselbe Gestalt, das „Engelsköpfchen auf Rheinweingoldgrund", das traulich und lieblich im Römerglase sich wiederspiegelt, das blasse, stille Mädchen, das tief unten am Fenster des hochgegiebelten menschenleeren Hauses der verschollenen Meerstadt sitzt."

In Hamburg trat es unter solchen Verhältnissen klar zu Tage, daß Heine für den kaufmännischen Erwerb nicht gemacht war. Er gab daher mit Einwilligung seiner Eltern und Verwandten diese Laufbahn auf, und bezog im Herbst 1819 die Universität Bonn, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Vor der Immatrikulation mußte er eine Maturitätsprüfung bestehen. Hierbei kennzeichnete er sich von vornherein dadurch, daß er in seiner schriftlichen Arbeit das Thema: „Ueber den Zweck der akademischen Studien" durchaus humoristisch behandelte, z. B. mit besonderer Wichtigkeit von den Schreibbänken in den Hörsälen sprach, indem er sie als Gedenktafeln für die mit dem Federmesser in sie einzuschneidenden Namen der Studirenden bezeichnete, durch welche diesen die Möglichkeit gegeben sei, den künftigen Generationen Spuren ihres Daseins zu hinterlassen. Dem entsprechend nahm er es denn auch mit dem Studium der Jurisprudenz nicht besonders ernstlich. Desto fleißiger besuchte er die seinen Neigungen zusagenden Vorlesungen über Geschichte, Literatur, Aesthetik ꝛc. von Radlof, Arndt, Delbrück, Hundeshagen und A. W. v. Schlegel; namentlich gewann der letztgenannte, der ihn auch in seinen Privatzirkel zog, einen bedeutenden Einfluß auf ihn, weckte in ihm das Interesse für altdeutsche und indische Poesie und legte den Grund zu denjenigen Anschauungen, welche Heine — besonders in

Digitized by Google

den ersten Stadien seiner Entwicklung — mit der romantischen Schule gemein hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mädchen-Lieder.

4.

Große Andacht.

Als ich in die Kirche ging,
Stand Er vor der Kirchenthüre,
Trat nach mir hinein;
Als ich an zu beten fing,
Daß mich Gottes Gnade rühre,
Wußt' Er bei mir sein.

Und ich hatt' wohl Andacht nicht
In dem Angesichte stehen:
Dachte nur an Ihn.
Stand ja neben mir so dicht:
Um die Andacht war's geschehen,
Um den frommen Sinn!

Künftig sag' ich nimmermehr,
Wo ich zum Gebete gehen
Will in Gottes Haus:
Denn es ist, parole d'honneur,
Mit dem Beten, mit dem Flehen —
Sieht Er bei mir — aus!

Alois Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Berlin wird vom 15. Nov. gemeldet: Gegen die Tänzerin Frau Lutze, welche von Petersburg kürzlich hieher zurückkehrte, wurde auf der Reise ein höchst frecher Diebstahl verübt. In das Coupé des nächtlichen Kurierzuges, in welchem sie sich schlafend befand, kletterte während der Fahrt auf der Tour zwischen Kreuz und Frankfurt a. d. O. ein Mann herein und bemächtigte sich eines kleinen Handkoffers, in welchem sich viele Schmuck- und andere Werthsachen befanden. Der Hülferuf der erwachten, allerdings höchst erschreckten Dame verhallte über dem Lärmen des dahineilenden Zuges, und erst auf der nächsten Station gelangte der Diebstahl zur Anzeige. Es ist jetzt gelungen, den Thäter zu ermitteln. Die Umstände, unter welchen der Raub verübt wurden, ließen von vorn herein vermuthen, daß der Räuber ein Mann sei, der im Eisenbahn-Fahrdienst gelöst ist. Der Kriminal-Kommissär Pick hatte sich deßhalb gleich nach dem Vorfall nach Kreuz begeben, und sich dort ein Verzeichniß der in neuerer Zeit entlassenen Eisenbahnbeamten anfertigen lassen. Bei einigen dieser Leute, die ihren Wohnsitz in Berlin genommen, wurden auch Haussuchungen abgehalten, doch blieben die Recherchen in dieser Richtung ohne Erfolg. Am Sonntag Früh meldete sich indeß bei der Kriminalpolizei eine am Grünen Weg wohnende Frau mit der Mittheilung, daß sie vor einigen Tagen von ihrem Schwager, dem bis vor Kurzem bei der Ostbahn angestellt gewesenen Eisenbahn-Beamten Zielke, ein Paar Ringe und eine Kette zum Geschenk erhalten, die Sachen Anfangs aber für werthlos gehalten habe. Erst als sie in den Zeitungen lesen, daß in Frankfurt a. d. O. eine Spur von den Lutze'schen Werthsachen aufgefunden worden, sei ihr die Sache verdächtig erschienen, und zwar um so mehr, da ihr Schwager Zielke sich gegenwärtig bei einer Schwester in Frankfurt a. d. O. aufhalte. Die Schmucksachen, welche die Frau der Kriminalpolizei übergab, eine Korallenkette und ein Paar Ringe mit Korallen, wurden durch Frau Lutze sogleich als ihr Eigenthum rekognoszirt. Die Kriminalpolizei telegraphirte sofort nach Frankfurt a. d. O., Zielke wurde in der Wohnung seiner Schwester betroffen und verhaftet. Gleichzeitig fand man dort die gesammten, der Frau Lutze geraubten Kleinodien vor. Zielke läugnet die That und behauptet, die Sachen gefunden zu haben.

Viktor Hugo hat in seinen „Travailleurs de la mer“ den Kampf eines Tauchers mit einem furchtbaren Seeungeheuer geschildert, so phantastisch freilich, daß er mehr Lachen als Entsetzen erregt. Bei der Insel Man ist jetzt ein ähnlicher unterseeischer Kampf in etwas kleinerem Maßstabe vorgekommen. Ein Taucher, welcher an den Hafenbauten bei Douglas an der Legung des Grundsteins beschäftigt war, erblickte plötzlich ein fischartiges Ungethüm, das mit aufgesperrtem Rachen ihn scharf ins Auge faßte. Da er aus der Miene des ungebetenen Zuschauers schloß, daß derselbe seine Arbeit mißbilligte und feindselige Absichten hegte, so hielt er es für gerathen, die Offensive zu ergreifen und stieß dem Thiere eine Axt in den Rachen. Ein heftige Fehde entspann sich. Des Tauchers Gewandtheit aber besiegte das Unthier, und er gab das Zeichen, ihn an die Oberfläche zu ziehen, wobei er seinen erschöpften Gegner mit heraufschleppte. Der Unterlegene wies sich bei näherer Betrachtung als ein Krötenfisch oder Meerteufel (lophius piscatorius) aus; er maß von der Schnauze bis zum Schwanz 4½ Fuß, über der Schulter von Finne zu Finne 3 Fuß, das Maul aufgesperrt umfaßte 120 bis 140 Quadratzoll. Schade um seine Größe; sonst sah er scheußlich und widerwärtig genug aus, um eine angenehme Bereicherung für ein Privat-Aquarium abe zugeben.

[Das ewig Weibliche.] Den mannigfachen Bestrebungen unserer Zeit gegenüber, welche auf eine Emanzipation der Frauen hinzielen, ist es vielleicht nicht uninteressant, auch einmal die Stimme einer Frau zu hören, die sich im entgegengesetzten Sinne ausspricht. Eine amerikanische Dame, Miß Emma Webb, hielt kürzlich in Brooklyn einen Vortrag über „das wahre Ritterthum des Weibes". Dies Ritterthum ist nach ihrer unmaßgeblichen Meinung in der Liebe, im Zauber der ächten, edlen Weiblichkeit enthalten, und sie sagt unter Anderem: „Ich kenne keinen widerlicheren, keinen abstoßenderen Anblick, als den eines Mannes, der sich zum Weibe zu machen sucht — wenn es nicht etwa der eines Weibes ist, das sich zum Manne zu machen bestrebt. Solche geistige, sittliche und berufliche Verirrungen sind stets wider die Natur, und wo sie nicht der Thorheit entspringen, da müssen sie ihren Grund in der Verderbniß haben. Die zarte, sanfte, überzeugende Gewalt der Anmuth macht das Weib tausendmal mehr fähig, den starren Sinn des Mannes zu beugen, als die klobigen Argumente der starkgeistigen oder vielmehr starkzungigen Weiber, welche sich jetzt in der Welt breitmachen. Die Zunge eines zornigen Weibes ist in der Gesellschaft dem Manne gegenüber so machtlos, wie das Lächeln der Liebe und Bescheidenheit allmächtig ist. Das Weib übt mindestens ebensoviel Despotismus über den Mann aus, wie der Mann über das Weib. Es gibt auf der Welt keinen solchen Gewalthaber, wie die Frau es sein kann, wenn sie will. Aber ihre Herrschaft muß sie mit Sanftmuth und Liebenswürdigkeit ausüben. Gelüstet es den Frauen nach einer noch weiteren Ausdehnung ihrer schon fast unumschränkten Gewalt? Durch Theilnahme an öffentlichen Versammlungen können sie nicht dazu kommen, sondern nur die Macht verlieren, welche sie jetzt besitzen. Durch den Stimmzettel wird das Weib nie eine solche Macht über den Mann ausüben können, wie sie es jetzt durch den Zauber der Weiblichkeit thut. Ein einziges gebildetes, bescheidenes, hingebendes Weib wird im häuslichen Kreise, wenn sie ihr die Gelegenheit dazu bietet, mehr auf die Gesetzgebung des Landes influiren können, als zehntausend Blaustrümpfe, welche ihrem Herzen auf Konventionen Luft machen."

Es ist schon früher erwähnt, daß in Berlin Versuche angestellt werden, durch einen chemischen Prozeß das Kloakenwasser von seinen festen Bestandtheilen rasch zu befreien. Die Versuche scheinen die Anwendbarkeit des Verfahrens vollkommen bestätigt zu haben. Der Erfinder ist ein Deutscher, der sein Verfahren in England hat patentiren lassen. Durch Zusatz einer chemischen Lösung reinigt und klärt er das Kloakenwasser, so daß ohne Schaden für die Gesundheit der Abfluß des Inhalts der Kloaken in einen Fluß oder offenen Kanal stattfinden kann. Bei diesem Prozeß, der im Großen wie im Kleinen vorgenommen ist, werden alle organischen und körperlichen Theile niedergeschlagen, so daß der Bodensatz im getrockneten Zustande einen ausgezeichneten Dünger bildet, der durch seinen Verkauf einen Theil der das Verfahren verursachenden Kosten decken wird. Bei einem größeren Versuch hatte man in das Bassin, welches das geklärte und desinfizirte Wasser enthielt, Fische gesetzt, die ohne Nachtheil darin fortleben konnten, ein Beweis von der Vollkommenheit des Verfahrens. Die Kosten betragen per 4000 Quart Kloaken-Flüssigkeit 15 Pfennig. Es ist eine Entdeckung, die sowohl in sanitätlischer als finanzieller und landwirthschaftlicher Hinsicht von großer Wichtigkeit ist.

Aus Minnesota meldet die „Neu-Ulm Post": „Scheelich ist noch nicht dagewesen, was kürzlich in Austin, Freeborn County, passirte. Eine empfindsame Lady brachte bei dem dortigen Friedensrichter Crane gegen einen jungen Herrn eine Klage wegen allzu starken Händedrucks ein. Der feurige Liebhaber wurde mit seinen überwallenden Gefühlen zur Abkühlung in das kalte Bad von 13 D. Strafe und Kosten gesetzt."

Sitka, die Hauptstadt unserer Nordpol-Besitzung, schreibt die „N.-Y. H.-Z., zivilisirt sich sehr rasch. Ihre Bevölkerung ist auf 680 gestiegen und dazu hat sie 60 Schnapskneipen, also eine auf je 11 Menschen, den Schenkwirth mit eingerechnet.

Charade.

Mein Erstes ist ein Leckerbissen,
Ein Thier von anomaler Façon.
Mein Zweites meid', spricht ins Gewissen
Der Vater einem Musensohn.
Wer Andern auf mein Zweit's gegeben,
Hat Sorg' und Undank oft zum Lohn.
Mein Ganzes such' in nord'schen Gauen
Als reiches, wohlbekanntes Stift,
Wer in die Kart' versteht zu schauen,
Gar leichtlich meinen Namen trifft.

Geschichtskalender.

22. Nov. 1802. Vertheilung der Rheinpfalz an Bayern, Baden und Hessen.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 270 Montag, 22. November 1869.

H. Heine.

(Fortsetzung.)

Es offenbart sich dies nicht nur in seinen ersten der damaligen Zeit entstammenden Gedichten, namentlich in dem an Schlegel gerichteten „Sonettenkranz", sondern auch noch in einem 1820 geschriebenen Aufsatz, in welchem er Schlegel und die Romantik gegen einen satirischen Angriff auf sie in Schutz nimmt, ja ihn in jugendlicher Ueberschätzung mit Goethe zusammenstellt, beide „unsere zwei größten Romantiker, zu gleicher Zeit auch unsere größten Plastiker" nennt, und „in den romantischen Dichtungen Schlegels dieselben sicher und bestimmt gezeichneten Contouren, wie in dessen wahrhaft plastischer Elegie auf Rom", erblickt. Freilich will er schon damals von der mittelalterlich frömmelnden und feudalen Richtung der romantischen Schule nichts wissen, und verlangt von der deutschen Muse, daß sie „wieder ein freies, blühendes, unaffektirtes, ehrlich deutsches Mädchen", nicht aber ein „schmachtendes Nönnchen und ahnenstolzes Ritterfräulein" sei und, obgleich er auch noch in spätern Jahren, als er die Franzosen mit den Leistungen der deutschen Poesie bekannt zu machen bemüht war, die Verdienste Schlegels um die Wiederhervorziehung und ästhetische Würdigung der altdeutschen Dichtungen, namentlich des Nibelungenliedes, mit Anerkennung hervorhob, so huldigte er doch um diese Zeit seiner Persönlichkeit nur noch mit einer bitter satirischen Bewunderung, wenn er u. A. von ihm schrieb: „Mit Ausnahme des Napoleon war Schlegel der erste große Mann, den ich damals gesehen, und ich werde nie diesen erhabenen Anblick vergessen. Noch heute fühle ich den heiligen Schauer, der durch meine Seele zog, wenn ich vor seinem Katheder stand und ihn sprechen hörte. Ich trug damals einen weißen Flausch, eine rothe Mütze, lange blonde Haare und keine Handschuhe. Herr A. W. Schlegel trug aber Glacé-Handschuhe und war noch ganz nach der neuesten Pariser Mode gekleidet; er war noch ganz parfümirt von guter Gesellschaft und eau de mille fleurs; er war die Zierlichkeit und Eleganz selbst, und wenn er vom Großkanzler von England sprach, setzte er hinzu: „mein Freund", und neben ihm stand sein Bedienter in der freiherrlichst Schlegel'schen Hauslivrée und putzte die Wachslichter, die auf silbernen Armleuchtern brannten und, nebst einem Glase Zuckerwasser, vor dem Wundermann auf dem Katheder standen. Livréebedienter! Wachskerzen! silberne Armleuchter! mein Freund, der Großkanzler von England! Glacé-Handschuh! Zuckerwasser! welche unerhörte Dinge im Kolleg eines deutschen Professors! Dieser Glanz blendete uns junge Leute nicht wenig, und ich machte auf Herrn Schlegel damals drei Oden, wovon jede anfing mit den Worten: O du, der du u. s. w."

Im Herbst des nächsten Jahres vertauschte er die Universität Bonn mit Göttingen — wie er selbst angibt, um besser „ochsen" zu können. Da er in Bonn der Burschenschaft angehört hatte, in Göttingen aber vorzugsweise das ihm wenig zusagende, weit nach Mittelalter schmeckende Treiben der Landsmannschaften in Blüthe fand, so gab es hier für ihn in der That weniger Verführung zu Zerstreuungen. Gleichwohl scheint er sich seinem Fachstudium auch hier noch nicht zugewandt zu haben, wenigstens nennt er nur Bencke und Sartorius als Professoren, bei denen er gehört und das Studium der deutschen Geschichte und Literatur blieb, neben den eigenen poetischen Arbeiten, nach wie vor seine Lieblingsbeschäftigung. Doch auch für sie fehlte es ihm hier an einer seiner Geistesrichtung genügenden Anregung, und so war es natürlich, daß er sich in dieser damals in einem Verknöcherungsprozeß begriffenen Musenstadt mit ihrer trockenen Buch- und Wortgelehrsamkeit bald höchst unbehaglich fühlte und später in der „Harzreise" von ihr ein wenig schmeichelhaftes Bild entwarf, z. B. von ihr sagte, daß sie sich das deutsche Bologna nenne, obschon beide Universitäten sich dadurch unterschieden, daß in Bologna die kleinsten Hunde und die größten Gelehrten, in Göttingen dagegen die kleinsten Gelehrten und die größten Hunde zu finden seien. Nichts weniger als unangenehm war es ihm daher, daß ihm wegen eines zwar nicht zu Stande gekommenen, aber nur durch äußere Umstände verhinderten Duells noch vor Ablauf des ersten Semesters das consilium abeundi ertheilt wurde, was zur Folge hatte, daß er nun seine Studien auf der Universität zu Berlin fortsetzen mußte.

Wirklich hätte die eigenartige Entwicklung des Heine'schen Naturells durch nichts so sehr gefördert werden können, als dadurch, daß er von Göttingen nach Berlin verschlagen wurde, denn hiermit trat er, wie Strodtmann

sagt, „aus der Rumpelkammer todter Gelehrsamkeit an den Herd der weltbewegenden philosophischen Gedanken des Jahrhunderts, aus den engherzig abgeschlossenen studentischen Kreisen und der Isolirzelle des Poetenstübchens in das gesellige Leben der Residenz und den Verkehr mit der Elite der Geister, aus den phantastischen Nebelträumen der Romantik mitten in die bunt erglänzende Tageshelle der Wirklichkeit.“ Zunächst übte das großstädtische Leben mit seinen Theatern, Konzerten, Bällen, Redouten und andern Lustbarkeiten eine äußerst belebende Wirkung auf ihn; namentlich weiß er die großen Maskeraden im Opernhause nicht ergötzlich genug zu schildern; dann war es von unberechenbarem Gewinn für ihn, daß er hier mit verschiedenen Kreisen mehr oder minder hervorragender Geister in lebhafte gesellige Wechselbeziehung trat. Der Salon Varnhagens und seiner geistreichen Gattin Rahel ward für ihn nicht nur die Hauptpflegstätte seines Talents, sondern auch die erste Pflanzstätte seines Dichterruhms, denn Rahel, die „liebe, gute, kleine Frau mit der großen Seele“, und „die geistreichste Frau des Universums“, wie Heine selbst sie nennt, legte nicht allein für seine poetische Begabung, sondern auch für sein reizbares, zwischen melancholischer Weichheit und bitterem Spott auf und ab schwankendes Empfindungsleben das zarteste Verständniß und die wohlwollendste Sympathie an den Tag, und Varnhagen, der seine Kritiker, zeigte sich in freundlichster Weise bereit, ihn, den jungen noch weltunkundigen Mann mit Rath und That zu unterstützen, und er war der erste, welcher beim Erscheinen der ersten Sammlung Heine'scher Gedichte im J. 1821 öffentlich über den jungen Dichter sich aussprach und auf ihn als eine ungewöhnliche, vielversprechende Erscheinung aufmerksam machte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kanal von Suez.

Aschaffenburg, 21. Nov.

Ueber dieses großartige Werk unseres Jahrhunderts sind die Stimmen zur Zeit noch sehr getheilt. Während uns berichtet wird, daß die eingeladenen Gäste ihn von einem Ende bis zum andern befahren haben, schildert der bekannte Schriftsteller Hans Watenhusen in einem Berichte vom 8. d. Mts. an die „N. f. P.“ die Arbeiten als zur Zeit noch ganz unvollständig. Er sagt unter Anderm: Der Vicekönig reist heute Abends mit Nubar Pascha ab, um eine Probefahrt auf dem Kanal zu machen. Zu derselben war die „Marussa“ bestimmt, da dieses Schiff aber zu breit ist und man fürchtet, es könne zum Skandal der ganzen Welt im Kanal stecken bleiben, so hat man ein kleineres gewählt.

Nach den Aeußerungen von Ingenieuren, die an den Arbeiten betheiligt gewesen, ist nämlich der Kanal eine Art von Dachrinne; wenn auch oben breit genug, läuft er unten bis auf 10 Metres Breite zusammen, und selbst Schiffe mit dem vorgeschriebenen Tiefgang (der auch schon Vorsicht sein soll) haben Mühe, das Auflaufen zu vermeiden. Dies passirte vor nicht Lange einem Kriegsschiffe, das nicht vorwärts, aber weil kein Platz zum Umwenden, auch nicht rückwärts konnte und also buchstäblich herausgegraben werden mußte. Ich bezweifle, daß man einem einzigen der größeren Schiffe das Einlaufen in das rothe Meer gestatten wird, ich bezweifle aber auch, daß ein einziges die Courage haben wird, diesen Versuch zu wagen.

Hier macht sich Niemand mehr ein Geheimniß daraus, daß der Kanal, wie er augenblicklich da ist und trotz all den Arbeiten, die bisher noch Tag und Nacht fortgesetzt wurden, von gar keiner praktischen Bedeutung, daß er erst werden soll, werden kann, wenn das dazu nöthige Geld beschafft ist. Woher das nehmen, ist noch die Frage; Nubar Paschas Conditio sine qua non ist, daß erst die Jurisdictions-Frage geordnet werden müsse, ehe sich mit der Société Générale weiter reden lassen werde.

Indeß ist nach meiner Ueberzeugung dieser Kanal eine Nebensache. Die Aufgabe, welche der Kanal nicht löst, wird die Eisenbahn nach Ost-Asien lösen. Für Segelschiffe ist das rothe Meer kein Wasser wegen seiner Stürme, der Tarif des Kanales ist von einer so wahnsinnigen Höhe, daß er das Dreifache der bisherigen Transitkosten beträgt; wenn er also nicht leisten kann, was er für beinahe eine halbe Milliarde seiner Kosten leisten soll, so wird er, wie ich schon sagte, ein ägyptischer Rinnstein sein, über dessen trostlose Zukunft die Lokomotiven dahinfahren. Es handelt sich nur um die Straße nach Asien, und dies auch ist im Grunde nur der Gegenstand, über welchen die Handels-Repräsentanten Europa's berathen können. Ein Kanal ist kein Kanal, wenn er nicht zu gebrauchen ist, wo aber ein Weg ist, da kann man Straßen bauen, und diesen hat man nach Ost-Asien gefunden, obgleich er schon seit Anbeginn da war.

Andere Berichterstatter äußern sich sehr vortheilhaft über den Kanal. So schreibt ein gewisser Dr. Flora, von 1865 bis 1868 ägyptischer Sanitätsrath in Suez, zur Zeit in Triest, Folgendes:

Professor Zenker und Ritter v. Kalchberg berechnen, bis zu welchem Preise der Waare der Transport durch den Kanal konvenire, und nimmt Ritter v. Kalchberg 6 fl. 38 kr. per Centner als Minimum an, während für alle billigeren Waaren der Weg ums Kap convenire. Theoretisch mag dies richtig sein, praktisch wird es sich anders gestalten wegen — des Suez-Telegraphen.

Seit 1865 liefert die Bombay- und Bengal-Kompagnie Baumwolle von Bombay mittelst eigens zu diesem Zwecke gebauter Dampfer nach England. Die zweimalige Ueberladung (vom Dampfer in die Barke, von dieser in den Waggon und umgekehrt) dürfte wohl

Digitized by Google

das Zehnfache des Kanalzolles betragen, dazu der Kohlenverbrauch! Und wie viel Zeit wird gespart? Die Baumwolle kommt in 40 Tagen nach England, statt mit Klippern in 100. Wozu also diese enormen Spesen? Weil die Baumwolle, kaum auf der Rhede von Suez angelangt, in Liverpool marktfähig, ja oft verkauft ist, bevor sie in Suez auf dem Waggon liegt. Kaum hat der Dampfer den letzten Ballen abgeladen, so läuft er an, die inzwischen aus England eingetroffene Rückfracht einzunehmen, und nach sechs- bis zehntägiger Anwesenheit in Suez geht er wieder nach Bombay.

Dies, will mich bedünken, sei ein Spiegelbild der Zukunft. Gesetzt, ein Schiff läuft von Rotterdam oder Hamburg nach Australien oder China aus, so mag es für die Hinfahrt vielleicht ums Kap gehen, es hat dort offene Bahn und die Hülfe der Meeresströmungen, aber für die Rückfahrt wird man bald dahin kommen, den Weg durch den Kanal vorzuziehen, wo der Kapitän schon von Suez aus (von 1870 an wahrscheinlich schon von Aden) seinem Handlungshause die Ladung telegraphiren kann. In Port-Said angekommen, dürfte er ein Telegramm seines Hauses vorfinden, das ihm sagt, in welchem Mittelmeer-Hafen, ob in Marseille, Genua, Triest, &c., je nach dem Stande des Waarenbedarfes er einzulaufen habe, und vielleicht bevor das Schiff in den bezeichneten Hafen einläuft, dürfte schon die Rückfracht nach Asien mittelst Eisenbahn eingetroffen sein. Und so mag es fortgehen, bis endlich der Kapitän findet, daß sein Schiff für den Indischen Ocean nicht mehr stark genug ist.

Dies, meine ich, dürfte für den Waarenverkehr zwischen Asien und Mittel-Europa seinerzeit die bei weitem überwiegende Art des Transportes werden — anders hingegen für England, Schweden, wo der lange Weg von Port-Said nach Gibraltar dem Kanal nachtheilig ist. So viel bezüglich der Rentabilität — nach einigen Jahren. Im Anfange wird, da für Verzinsung und Amortisation der Anlehen (per circa 225 Mill. Francs) jährlich 14 Millionen Francs erforderlich sind, für die Aktionäre nicht viel übrig bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Briefe.

Paris, 17. Nov.

Ganz Compiègne war dieser Tage in Aufregung. Es hatte sich ein Ereigniß zugetragen, das in den loyalen Gemüthern der intimen Umgebung des Kaisers eine Sensation, so groß oder noch größer hervorgerufen hatte, als jenes wunderbare, beinahe dreiviertelstündige Verweilen Sr. Majestät im Sattel von Allerhöchstdero Leibmähre. Seitdem der Kaiser vor der Front seiner Zuaven in den Sattel gestiegen ist, sind alle europäischen Papiere gestiegen. Vielleicht trägt das Ereigniß, von dem heute die Blätter erzählen, noch dazu bei, daß die Papiere etwas länger als der Kaiser selbst hoch zu Roß sich im Sattel halten werden. Der kaiserliche Prinz hat nämlich die erste Cigarrette geraucht! und sein eigener Papa hat sie ihm auf dem Spaziergange mit dem obligaten Feuer angeboten. Lulu nahm die Cigarrette nach einigem Besinnen dankbar an, setzte sie in Brand, qualmte ein klein wenig, schnitt dann ein böses Gesicht und warf sie weg. Dies ist in nackten Zügen der thatsächliche Hergang dieses in der Geschichte der napoleonischen Dynastie hervorragenden Zwischenfalles. Tiefsinnige Politiker und gefällige Schranzen ahnen bereits in diesem harmlosen Verhältnisse zwischen Vater und Sohn das Vorspiel einer antizipirten Mündigkeits-Erklärung des Prinzen und von dessen Thronbesteigung bei Lebzeiten Papa Cäsar's. Auf die Armee hat der Umstand, daß der kaiserliche Garde-Lieutenant en miniature den Stummstengel tapfer in Brand gesetzt hat, einen ebenso günstigen Eindruck gemacht, als auf die frommen und wohlanständigen Seelen der Umstand, daß er das corpus delicti sofort wieder aus dem Munde entfernte.

Mit der Kandidatur Rochefort's ist der Patient von Compiègne bis jetzt anscheinend sehr zufrieden. Es sieht so aus, als nehme er den fürchterlichen Laternenmann nicht allzusehr an sérieux. Ein Diplomat, mit dem er sich gerne und oft unterhält, sprach jüngst von dem befremdlichen Charakter der jetzigen Wahlbewegung und warf, als der Kaiser derselben keine ungewöhnliche Beachtung zu schenken schien, das, wie er dachte, inhaltsschwere Wort dazwischen: „Aber Rochefort!“ — „Bah, Rochefort,“ erwiderte Napoleon III., „wenn er nicht vorhanden wäre, so müßte ihn mein Polizei-Präfekt erfinden.“

Die napoleonische Familie ist durch einen ihrer Sprossen nun auch in der französischen Kriegsmarine vertreten. Der jüngste Sohn des Prinzen Lucian Murat, ein achtzehnjähriges, nach gewissen Richtungen nur allzu hoffnungsreiches Herrchen, ist, wie man versichert, aus innerem Beruf, als ganz gewöhnlicher Matrose zur See gegangen. Inwiefern sein innerer Beruf durch äußere Rücksichten gezeitigt wurde, bleibt dahingestellt. Jedenfalls haben gar manche Leute sich darüber gewundert, daß ein Prinz, und gar ein kaiserlicher Prinz, wie ein gewöhnlicher Fischerssohn der Bretagne an Bord eines Schiffes seines hohen Vetters das Verdeck scheuern und auf den Raaen herumklettern soll. Der „Figaro“ macht daraufhin bemerklich, daß der Urgroßvater dieses hochgebornen Matrosen sich schwerlich darüber gewundert haben würde. Dieser Patriarch war nämlich seines Zeichens ein kleiner Garkoch in einer Pariser Vorstadt gewesen. Der „Figaro“ bringt ein auf diese Herkunft bezügliches boshaftes Wort des verstorbenen Marquis de Boissy in Erinnerung.

Marquis de Boliffy befand ſich nämlich vor mehreren Jahren im Koſtüme eines Marquis Louis' XV. auf einem Tuilerienball. Prinz Lucian Murat, der Matroſenvater, fragte ihn mit allem Aufgebote ſeines Witzes, ob er ſeines Großvaters Rock angezogen habe. „Monſeigneur," erwiderte der boshafte Marquis, „wenn Jedermann hier ſeines Großvaters Rock trüge, ſo wäre ich gewiß nicht in der größten Verlegenheit."

Die Clodoches und die Cocotten von Paris ſind in Verzweiflung. Die Maskenbälle der Großen Oper werden dieſes Jahr nicht mit Anfang Dezember, ſondern erſt im nächſten Jahre, den 8. Januar, eröffnet. Der Umſtand, daß das Weihnachts- und Neujahrsfeſt auf Samſtag fallen und an dieſem Wochentage allein die Oper zur Abhaltung der Maskenbälle verfügbar iſt, haben den grauſamen Beſchluß hervorgerufen. Man berechnet den Schaden, der dadurch den Geſchäftsleuten, Reſtaurateuren ꝛc. in der Nähe der Rue Lepelletier, ſo wie dem auf 650 Köpfe angeſchlagenen Dienſtperſonale im Opernhauſe ſelbſt durch dieſe Vergnügungs-Grève erwächſt, auf eine Million Franken.

Mannigfaltigkeiten.

[Aus den dalmatiniſchen Kämpfen.] Von der Expedition des Oberſt-Brigadiers Jovanov'es zur Verproviantirung von Dragalj wird Folgendes im „Peſther Lloyd" erzählt: Auf einer beherrſchenden Kuppe ſtand weithin ſichtbar eine rieſige Morlakenfigur, ohne Gewehr, nur den Handſchar in der Fauſt, jedenfalls ein Anführer, der nach der Art, wie das Aviſiren in dieſen Bergen üblich, mit mächtiger, weithin ſchallender Stimme ſeine Untergebenen leitete. Der gute Mann ſtellte ſich ungedeckt hin, denn unſere Truppe, von jener Kuppe mindeſtens 1200 Schritte entfernt und durch eine tiefe Felſenſchlucht getrennt, mochten ihm noch etwas weit erſcheinen. Seine Stentorſtimme, wie er ſeinen Leuten zurief: „na levo — na desno, na levo — na desno, und jedesmal mit ſeinem Handſchar gegen die angedeute Richtung wies, drang bis zu den vorderſten Schwarmgliedern. Ein findiger Mann nun von Ernſt-Infanterie, der ſich auch auf der Schießſtätte die Schützenauszeichnung erworben, ſchlich ſich ſoweit vorwärts, als es möglich war, und ſchlug, aber noch immer auf eine Diſtanz von beinahe 900 Schritten, auf den unvorſichtigen Führer an. Der Schuß fällt und der Morlake ſtürzt mit weitausgebreiteten Gliedmaſſen kopfüber in die gähnende Tiefe hinab. Ein Zug, der wenigſtens bei einem jungen Unteroffizier von ſehr viel Ueberlegung und richtiger Beurtheilung der Verhältniſſe zeugt, wird weiter mitgetheilt. Als nämlich der Aufſtand eben im Ausbruche war, hatten es die Inſurgenten zunächſt auf die Forts und die übrigen befeſtigten Punkte abgeſehen. So erſchien auch ein bewaffneter Haufen vor dem Wachthauſe Cerkvice, welches nur von einem Korporal und acht Soldaten von Ernſt-Infanterie beſetzt war und forderte den Unteroffizier auf, das Wachthaus zu übergeben. Der Korporal wies entſchieden dieſe Forderung zurück und drohte, ſofort auf die Malkontenten ſchießen zu laſſen, wenn ſie ſich nicht ungeſäumt aus dem Bereiche des Wachthauſes entfernen würden. Den Inſurgenten blieb nichts übrig, als ſich zurückzuziehen, doch beobachteten ſie Tag und Nacht durch einen ſtarken Poſten die Beſatzung, um derſelben keine Nachrichten und Lebensmittel von außen zukommen zu laſſen. Nachdem das kleine Häuflein der Ungarn faſt zwei Tage und zwei Nächte in dieſer peinlichen Situation im Wachthauſe zugebracht — das Eine aber ſei nebenbei bemerkt, daß Vorrath an Lebensmitteln vorhanden war — erſchienen mit einem Male zwei Gendarmen vor dem Thore des Wachthauſes, begehrten Einlaß und gaben vor, vom Feſtungs-Kommandaten in Cattaro entſendet zu ſein, mit der ſchriftlichen Ordre für den Korporal, das Blockhaus zu räumen. Der Korporal des Wachthauſes, minder vertrauensſelig als der Lieutenant Weiß im Fort Stanjevich, verwehrte den Einlaß. Darauf verlangten die angeblichen Gendarmen wenigſtens einen Brief überreichen zu dürfen. „Den will ich annehmen", ſagte der Korporal. Aber während er ſich über die Mauer beugte, um das Schriftſtück entgegenzunehmen, hielten zwei Mann, die Büchſe mit geſpanntem Hahn auf die Gendarmen anlegend, ſtrenge Wacht. Dieſe übergaben den Brief — es mochte ein Urlaubsbrief ohne Text ſein, denn es war nichts als leeres Papier. Die Falle lag klar zu Tage — zwei Schüſſe krachten und die verkleideten Inſurgenten lagen todt am Boden.

Ein ausgezeichneter Arzt in Boſton beſchloß kürzlich, ſich auf eine kurze Zeit nach Europa zu begeben. „Was werden Ihre Patienten während Ihrer Abweſenheit thun?" fragte ein Freund. „Geſund werden," war die ſchnelle Antwort.

Geſchichtskalender.

23. Nov. 1230. Beginnt man in Holland den erſten Schleußenbau.
„ 1847. Die Reiche Anhalt-Köthen und Anhalt-Deſſau werden vereinigt.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 271 Dienstag, 23. November 1869.

Das Weihwasser im vorchristlichen Alterthum.

Bei allen Kulturvölkern der Welt wurde das Wasser, namentlich das Meer-, das Fluß- oder Quellwasser hochheilig gehalten, da man ihm unter Anderen insbesondere heilkräftige, reinigende, sühnende, weissagende und zauberabwendende Kräfte zuschrieb. Abgesehen von manchen andern Gelegenheiten, wo das Wasser angewandt wurde, war es vorzugsweise bei gottesdienstlichen Verrichtungen in Gebrauch.

Der ägyptische Priester mußte sich nach Herodot täglich einmal, nach Porphyrius täglich dreimal, nämlich Morgens, Mittags und Abends baden. Bei den Isisprozessionen fand ein Besprengen mit Nilwasser statt, welches von dem Vorsteher des Tempelheiligthums in einem eigenen, einer Urne ähnlichen Gefäße getragen wurde, und das in keinem Tempel fehlen durfte. Es wurde oft weit hergeholt, um es in die Tempel zu sprengen.

Daß übrigens das Nilwasser in dem Rufe besonderer Heiligkeit stand, kam daher, weil bei den Aegyptern der Nil göttlich verehrt wurde. Dieser Fluß hatte seinen eigenen Kultus und seine eigenen Priester, wurde in Hymnen angerufen und „Vater der Väter der Götter" genannt. Seine Priester wohnten in den Uferstädten und zumal an den Katarakten, also dort, wo er nach Aegypten hereinbricht und in seinem Rauschen die Stimme des Urgeistes vernommen wird, die Stimme „des verborgenen Geistes," der die Welt in Schlangengestalt umfaßt. Diese weltumfassende Schlange ist auch als weltumfassender Strom gedacht, welcher kreisrund um die äußere Kugelschale herumfließt und an einer Stelle als Nilstrom hereinbricht. So ist der Nilstrom eine Verkörperung des Urgeistes und deßhalb heilig. Sein Wasser besitzt daher alle die Eigenschaften, die man dem Gotte, der sich in ihm offenbart, zuschreibt.

Bei den Indern wurde der Ganges, in religiöser Verehrung als heilige Ganga, d. i. als Göttin der Reinheit angeschaut, hochheilig gehalten. Sein reines, liebliches, süßes und sehr gesundes Wasser, das sich sogar ein ganzes Jahr frisch erhalten soll, wird hierzu die natürliche Veranlassung gegeben haben. Diese Eigenschaften des Stromes und seine seit den ältesten Zeiten wahrgenommenen Wirkungen wurden von den Indern auf früher Entwicklungsstufe und ohne höhere Kenntnisse der Natur zunächst mythologisch aufgefaßt, religiös gedeutet, und dann von den Brahmanen philosophisch weiter entwickelt. Von seinen zahlreichen Quellen und Nebenflüssen bis zum Delta des Hauptstromes wird seit Alters des Ganges verehrt. Sein Wasser ist heiliges Wasser, es hat leiblich wie geistig heilende und reinigende Kraft. In ihm zu baden, aus seinen Quellen zu trinken, wäscht rein von Sünden und erwirbt ein Verdienst für den Zustand nach dem Tode. Zahlreiche Brahmanendörfer, Tempel, Pagoden und oft große Wallfahrtsorte liegen an seinen Ufern, die, wo sie felsig sind, nicht selten aus Fels gehauene Götterbilder aufweisen. Jeden Morgen und Abend, bei Sonnenauf- und Untergang sind seine Ufer mehrere hundert Meilen entlang von vielen Tausenden von Menschen belebt, voll betender Brahmanen und voll waschenden, sich entsühnenden Volkes. An den Festtagen des Vollmonds und namentlich zu unser'er Osterzeit strömen in mächtigen Wallfahrten oft Hunderttausende von frommen Pilgern aus allen Theilen Indiens zur heiligen Ganga, und viele Tausende derselben ziehen an allen heiligen Strömen und Nebenflüssen aufwärts bis in die ödesten furchtbarsten Gebirgsthäler und selbst bis zur Schneekette hinan. Gesunde wie Kranke suchen am Ganges in jedem Sinn Genesung. Darum wird auch sein Wasser als das kostbarste, welches gebraucht werden kann, in eigene Gefäße gefüllt, von den Pilgern zum häuslichen Gebrauch mit in die Heimath, oft viele hundert Meilen weit getragen. In keinem Tempel, in keiner Pagode darf es fehlen. Auch in den indischen Gerichtshöfen wird das Gangeswasser benutzt, um darauf Eide zu schwören.

Wie die erste Abwaschung der Neugeborenen mit heiligem Wasser aus dem Ganges geschieht, so wendet man dasselbe auch bei dem Tode der Hindus an. Wer am Gestade des Ganges stirbt, und vor seinem Tode von dessen heiligem Wasser trinkt, geht unmittelbar zu den Göttern ein. Von diesem Flusse entfernt Wohnende haben immer eine Flasche davon vorräthig, um in der Todesstunde damit versehen zu sein. Jene aber, die sich dieses Wasser nicht verschaffen können, haben den Glauben, daß auch anderes Wasser die Kraft habe, von

Digitized by Google

den Sünden zu reinigen, wenn man dabei an den Ganges denkt.

Nicht minder schrieb die Lehre des Zoroaster verschiedene Reinigungen durch Flußwasser vor. Die persischen Magier mußten vor Sonnenaufgang ein Morgenbad nehmen. Die Quellen ansehnlicher Flüsse wurden von den Persern mit Denkmälern und Inschriften ausgestattet, welche bezeugen sollten, daß die Menschen die Gabe der Götter anzuerkennen wüßten.

Bei den semitischen Juden war dies nicht anders. In religiöser Beziehung war es herkömmlich, daß Niemand im Tempel oder in der Synagoge erscheinen oder an irgend einer gottesdienstlichen Handlung theilnehmen durfte, ohne sich gewaschen oder nach Maßgabe der Wichtigkeit der Handlung, sich gebadet und die Kleider gewechselt zu haben. Insbesondere galt dies von den Priestern. Im Vorhofe des Heiligthums stand, zwischen der Stiftshütte und dem Brandopferaltar, ein runder ehrner Wasserkessel. Die dienstthuenden Priester mußten sich darin mit Händen und Füßen baden, wenn sie das Heiligthum betreten oder sich dem Altar nähern wollten. Im Vorhof des salomonischen Tempels befand sich statt dieses einzigen Gefäßes ein großes ehrnes Bassin, das „eherne Meer", für die Priester und zehn ehrne Becken zum Reinigen der Opferstücke. Einer eigenthümlichen Zeremonie des Besprengtwerdens mußten sich alle Die unterwerfen, welche sich durch Berührung einer Leiche oder eines durch eine solche unrein gewordenen Gegenstandes verunreinigt hatten. Man nahm hierzu ein mit der Asche einer verbrannten rothen Kuh vermischtes heiliges Reinigungswasser, mit welchem vermittels eines Ysopstengels als Weihwedels die in der angegebenen Weise unrein Gewordenen besprengt und so entsündigt wurden.

Auch bei den Mohamedanern bilden Waschungen und Baden wichtige religiöse Vorschriften, und in Ermangelung von Wasser müssen sogar Reinigungen mit Staub vorgenommen werden. Im Koran heißt es: „O ihr Gläubigen, wenn ihr euch zum Gebet anschickt, dann waschet euer Gesicht, eure Hände bis zum Ellbogen, und reibt eure Köpfe und eure Füße bis an die Knöchel!"

(Fortsetzung folgt.)

H. Heine.

(Fortsetzung.)

Außerdem eröffnete sich in dem Varnhagen'schen Hause für ihn der Verkehr mit Fouqué, Chamisso, Willibald Alexis, Ludwig Robert, Schleiermacher, Gubitz, Michael Beer und vielen andern, welche damals in Berlin zur literarischen Elite gehörten. Einen anderen Kreis lernte er im Salon der Dichterin Elise von Hohenhausen, der Uebersetzerin Walter Scotts und Verehrerin Lord Byrons, kennen, und hier, wo er unter Andern mit Gans, Bendavid, Ledebur, Apollonius v. Maltitz, dem Maler Hensel und Helmine v. Chezy zusammentraf, war es, wo ihn die Frau des Hauses zuerst als den deutschen Byron proklamirte. Einer extremeren Richtung gehörten die Geister an, mit denen er sich in der Weinstube von Lutter und Wegner zusammenfand; zu ihnen gehörten namentlich — E. T. A. Hoffmann war damals schon an sein Krankenlager gebannt — Ludwig Devrient, Grabbe, Uechtritz ꝛc., und es leidet keine Frage, daß auch diese Elemente mit dem unter ihnen herrschenden Ton einer liederlichen Genialität einen bleibenden Einfluß geübt haben.

Aber auch seine Antheilnahme an den ernsteren Lebensfragen, besonders an den Interessen der Politik, der Religion und der Wissenschaft, erfuhr in Berlin eine bedeutende Hebung und Belebung. Hier ging die Wirkung zum Theil von dem genaueren Einblick in die traurigen, unhaltbaren Zustände des damaligen politischen und sozialen Lebens, welchen er in der preußischen Hauptstadt gewann und von dem in seinem Herzen darüber anwachsenden Unmuth aus; in positiver Weise aber trug dazu wesentlich der Aufschwung des gesammten geistigen Schaffens und Strebens bei, welches sich an die Gründung der Berliner Universität und an die Wirksamkeit von Männern wie Fichte, Schleiermacher, F. A. Wolf, W. v. Humboldt, Altenstein, Hegel ꝛc. knüpfte. Insbesondere vermochte sich Heine dem Einfluß der Hegel'schen Philosophie nicht zu entziehen. Mochte er auch, wie er selbst gesteht, nicht allzu tief in dieselbe eingedrungen sein, so eignete er sich von ihr doch gern den erhebenden Gedanken an, daß Alles, was ist vernünftig, daß die ideale Welt nichts Anderes als die reale sei, daß der menschliche Geist sich nach bestimmten Gesetzen organisch entfalte und sein höchstes Ziel das Zusichselbstkommen sei, weil hiermit das Absolute nicht mehr als ein Jenseitiges, sondern als ein in der fortschreitenden menschlichen Erkenntniß sich Verwirklichendes aufgefaßt wurde. Er selbst spricht sich darüber in seiner Weise also aus: „Ich war jung und stolz, und es that meinem Hochmuth wohl, als ich von Hegel erfuhr, daß nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel residirt, sondern ich selbst hier auf Erden der liebe Gott sei. Dieser thörichte Stolz übte keineswegs einen verderblichen Einfluß auf meine Gefühle, die er vielmehr bis zum Heroismus steigerte; und ich machte damals einen solchen Aufwand von Großmuth und Selbstaufopferung, daß ich dadurch die brillantesten Hochthaten jener guten Spießbürger der Tugend, die nur aus Pflichtgefühl handelten und nur den Gesetzen der Moral gehorchten, gewiß außerordentlich verdunkelte."

Eine andere charakteristische Aeußerung Heine's über seinen persönlichen Umgang mit Hegel theilt F. Lassalle

mit. Heine habe eingestanden, wenig von der Hegel'schen Philosophie begriffen zu haben; dennoch sei er immer überzeugt gewesen, daß diese Lehre den großen geistigen Kulminationspunkt der Zeit bilde; und das sei so zugegangen. Eines Abends spät habe er, wie häufig, Hegel besucht. Er sei, da er diesen noch mit einer Arbeit beschäftigt gefunden, an das offene Fenster getreten und habe lange hinausgeschaut in die warme sternenhelle Nacht. Eine romantische Stimme habe ihn, wie oft in seiner Jugend, ergriffen, und er habe, zuerst innerlich, dann unwillkürlich laut, zu phantasiren begonnen über den Sternenhimmel, über die göttliche Liebe und Allmacht, die darin ergossen sei u. s. w. Plötzlich habe sich ihm, der ganz vergessen gehabt, wo er sich befinde, eine Hand auf die Schulter gelegt und er habe gleichzeitig die Worte gehört: „Die Sterne sind's nicht; doch was der Mensch hineinlegt, das eben ist's!" Er habe sich umgedreht und Hegel sei vor ihm gestanden. Seit jenem Augenblick habe er gewußt, daß in diesem Mann der Puls des Jahrhunderts zitiere. In seinen „Geständnissen", wo Heine dieses Erlebniß ebenfalls erzählt, fügt er noch hinzu: er habe auf Hegels Bemerkung ausgerufen: „Um Gotteswillen, es gibt also droben kein glückliches Lokal, um dort die Tugend nach dem Tode zu belohnen?" Darauf aber habe Hegel schneidend geantwortet: „Sie wollen also noch ein Trinkgeld dafür haben, daß Sie Ihre kranke Mutter gepflegt und Ihren Herrn Bruder nicht vergiftet haben?"

(Fortsetzung folgt.)

Der Kanal von Suez.

(Fortsetzung.)

Ich will hier noch ein paar Worte über Windstille und Sandwolken beifügen. Im Rothen Meere bei Suez herrscht nur selten Süd- oder Südwestwind; dieser ist dann häufig stark und dauert meistens drei Tage. Sonst erscheint fast täglich der Nordwind — vom Mittelmeer her — in Alexandria um 2 Uhr Nachmittags, in Suez um 3 bis 4 Uhr, in Sanakie von 6 bis 7 Uhr Abends, bei Massaua um 11 bis 12 Uhr Nachts. Also die Luftströmung durch das Thal besteht; nur ist sie dort, wo das Thalbecken sehr breit ist — auf der Höhe von Gedda und Sanakie — weniger merklich. Namentlich schildert man Gedda, das weit nach Osten liegt, also oft wochenlang vollkommen windstill. Es dürfte also wie bei Meeresströmungen vorerst darauf ankommen, die Strömungslinie zu entdecken. Die Führer arabischer Barken klagen viel über Windstille, weil sie häufig bei Nacht anlegen und breite Schiffe mit schlechtem Segelwerk haben. Ich erinnere mich einer Barke (Sambuk), die von Massaua bis Suez 70 Tage unterwegs war. Europäische Klipper, denke ich, werden sich besser zurechtfinden. Uebrigens zum Einlaufen bei Bab-el-Mandeb, dann zur Nordfahrt im Golfe von Suez dürfte, so glauben Viele, nicht selten ein Remorqueur erforderlich sein, da die Thal-Enge das Laviren erschwert.

Ganz bedeutungslos sind für den Kanal die Sandwolken und Sandberge. Sandberge wurden mir in der Wüste gezeigt, als ich zum Erstenmale von Kairo nach Suez fuhr. Diese Berge, wurde mir gesagt, sind nichts als Sand; plötzlich nimmt sie ein Windstoß auf und deponirt sie an irgend einem andern Wüstenpunkte. Als ich aber später dienstes halber einmal auf eine Wüstenstation berufen war und acht Stunden auf den Train zur Rückkehr zu warten hatte, ging ich auf einen solchen Sandberg zu; allein noch ehe ich ihn erreicht hatte, sah ich die Felsenspitzen zwischen den Sandflächen hervorlugen. Es sind dies also Sandberge, wie es in den Alpen Schneeberge gibt; aber nicht im Sinne der Eisberge in den Polarmeeren.

Der beste Beweis für die geringe Gefahr, die vom Flugsande droht, ist übrigens der Süßwasserkanal selbst. Dieser wurde 1864 vollendet; seine Dämme sind blos aufgeschöpfter Sand. Jede vorüberfahrende Barke schwemmt durch die anschlagende Welle von jeder Berührungsstelle der Dämme Sand herunter, so daß man zwischen zwei mitlaufenden Sandbuhren fährt. Gleichwohl dauerte es drei Jahre (bis 1867), bis man den Kanal für ein paar Wochen sperren mußte, um durch aufgebotene Fellahhin die erforderliche Tiefe wieder herstellen zu können. Nie und nirgends hatte ein Sandwolkenbruch Verlegenheit gemacht. Beim großen Kanal kann diese Art Versandung nicht eintreten, da seine Ufer durch die flüssig gemachten thonhältigen Schichten eine Art Macadamisirung erhalten haben, welche, so hofft man, auch dem Wellenschlage der Dampfer widerstehen wird.

Dem „Schwäbischen Merkur" entnehmen wir hierüber noch Folgendes: Aller Augenblicken in diesen Tagen auf Suez, wohin die Vertreter der europäischen Nationen von dem Vizekönig von Egypten geladen sind, um an der großen „Fantasia" Theil zu nehmen, die zur Feier der Eröffnung des Kanals dort spielt. „Fantasia" nennt der Araber alles Außerordentliche, das ihn freudig anregt. Den Kindern gleich freut er sich am Glanze einiger Lichter, die zu Ehren eines Heiligen auf dessen Grabe brennen, am monotonen Spiel eines einäugigen Geigers, wie am Tanz einer Fatme oder Zulimah, die nach dem Takte eines Hackbretts ihre Glieder verrenkt; Alles, Singen, Johlen, Musiziren und Schießen, jede Fahne und Flagge, jedes Festgewand — Alles ist ihm „Fantasia". Im großen Maße führt jetzt die Khedive (sprich Chedeiewe, d. h. Halbfürst im Gegensatz zum Sultan) eine „Fantasia" auf, hat er doch in den langen Jahren seines Aufenthalts in Paris es gelernt, daß im Abendland wie im Morgenland das Volk

etwas hält auf große, öffentliche Feste. Wie in Europa internationale Eisenbahnen mit einem gewissen Pompe eröffnet werden und die Vertreter der Nationen zur ersten Fahrt festlich zusammen kommen, so auch in Suez.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Der Igel, ein gesuchter Handelsartikel.] Auf dem Markte in Lyon, welcher auf dem linken Ufer der Kais der Saone abgehalten wird, steht ein Mann und hat in einem Sacke Igel zum Verkauf, deren er an jedem Markttage etwa 20 abzusetzen pflegt. Die Liebhaber drängen sich um ihn und bezahlen diese kleinen Insektenfresser zum Preise von 75 Cents bis 1 Frc. Der Igel ist kein Thier, das man sich zum Vergnügen hält, und man kann ihn auch nicht streicheln wie eine Angorakatze. Aber in einen abgezäunten Garten gesetzt, ist er ein unermüdlicher Vertilger schädlicher Insekten. Im Hause macht er Jagd auf Wanzen, Schwaben und andere Thiere, welche die Plagen unserer Küche sind. Als nachtliebiges Thier, wie das genannte Ungeziefer auch, frißt er dasselbe zu Hunderten und säubert davon sehr bald die Wohnung. Der Igel wird sehr leicht zahm und zutraulich, wenn man ihn füttert (wozu alle möglichen Speisereste sich eignen) und ihn nicht neckt, sondern in Ruhe läßt.

[Amerikanisch.] In einer amerikanischen Kirche — der Prediger war ein Neger und die Gemeinde bestand gleichfalls aus Farbigen — machte der Erstere seinem Auditorium die Schrecken der Hölle und die Wonnen des Paradieses anschaulich. Er schloß folgendermaßen: „Meine theuren Brüder, vergleichet nun einmal. Auf der einen Seite die Hölle mit ihren kalten Winden, fortwährendem Frost und Eisstücken, Baumwollenballen, Kisten mit Zucker und Kaffee, welche ihr unablässig an Bord von Schiffen tragen müßt, deren Ladung nie voll wird; auf der anderen Seite aber die Freuden des Paradieses mit seiner unendlichen Wärme, seinem süßen Nichtsthun und den schönsten und besten Leckerbissen, die ihr euch denken könnt!“ — „Ach ja, Speck, viel Speck!“ fiel hier einer der andächtigen Zuhörer ein, der seine Wahl schon getroffen zu haben schien.

[Unschuldig, weil der größte Lügner!] Eine spaßhafte Scene kam vor den Assisen von Wales vor. Ein gewisser Peyton war des Hochverraths angeklagt. Als ihn der Präsident fragte, gestand er sein Verbrechen ein, empfahl sich aber der Gnade und Milde des Gerichtshofes. Die Geschwornen zogen sich zurück, erschienen nach wenigen Augenblicken wieder in dem Gerichtssaale und sprachen ein Nichtschuldig aus. Man kann sich denken, wie groß die Verwunderung des Gerichtes und des Publikums war. „Meine Herren Geschwornen,“ redete sie der Präsident an, „haben Sie nicht das eigene Geständniß des Angeklagten gehört? Er erklärt sich selbst für schuldig. Sie aber nennen ihn unschuldig?“ — „Herr Präsident,“ antwortete der Obmann der Geschwornen, „wir kennen Peyton von Kindheit an, er ist der größte Lügner im ganzen Kirchspiel.“

In Tubing bei Menghofen (Niederbayern) offenbarten zwei Zigeunerinnen einem Bäuerlein, daß seine verstorbene erste Frau im Fegfeuer ganz höllische Qualen auszustehen hätte, von denen sie nur erlöst werden könne, wenn er sein gesammtes Baargeld vor ihren Augen auf den Tisch aufzähle und einen Gulden davon opfere; das Geld (nahezu 900 fl.) wurde herbeigebracht, gezählt, unter allerlei Zaubersprüchen mit Kreuzen versehen, schließlich ein Gulden davon „geopfert“, zuvor aber Seitens der Zigeunerdamen ein Sümmchen von 38 fl. davon entwendet, eine Prozedur, die — vom Bauern angezeigt — den Töchtern Egyptens eine Gefängnißstrafe von 4, resp. 2 Monat und Landesverweisung eintrug.

[Mißverständniß.] Angler: „He, lieber Freund, habt Ihr hier keine „Pferdefliegen“ gesehen? — Bauer: „Na, mein lieber Herr, Pferd' hab' ich noch koa fliegen gesehen, aber an Esel, mein' ich, hab' ich g'rad reden g'hört.“

[Rechtfertigung.] Vater: „Ich kann gar nicht begreifen, wo Du das viele Geld in so kurzer Zeit hingebracht hast.“ — Sohn: „Gebracht habe ich Niemand einen Pfennig, das Geld ist immer geholt worden.“

Auflösung des Räthsels in Nr. 261:
Weib.

Geschichtskalender.

24. Nov. 1365. Stiftungstag der Hochschule in Wien.
„ 1795. Stanislaus Poniatowsky entsagt der polnischen Krone.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers L. Mailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 272 Mittwoch, 24. November 1869.

Das Weihwasser im vorchristlichen Alterthum.

(Fortsetzung.)

Der griechische Wasserkultus ist uralt. Wo die Quelle mit unwiderstehlicher Kraft den dürren Felsboden sprengt, da erschien den Alten die göttliche Lebenskraft, welche die ganze Natur hält und trägt, am unmittelbarsten bezeugt. Darum war ihnen jedes fließende Wasser etwas Heiliges, dem sie Ehrfurcht schuldig zu sein glaubten; es war ein Frevel, gedankenlos heranzutreten. Kein schön strömendes Wasser soll der Wanderer überschreiten, ohne zuvor mit reinen Händen, den Blick auf die Fluth gerichtet, ein Gebet gesprochen zu haben; denn den Strom dachte man sich im Ganzen als ein belebtes, persönliches und göttliches Wesen . . . ihm galt die Huldigung und Verehrung, nicht dem Wasser als solchem. Vorzugsweise geschah dies aber an seinem Ursprunge, an seiner Quelle: hier ist man der Gottheit am nächsten, hier sind die Gebete am wirksamsten. Die Quelle schaute der Grieche als ein Haupt an; er stellte daher das Wasser bildlich als einen bärtigen Kopf oder als eine kolossale Maske dar. Auch in der Gestalt von Thieren vergegenwärtigte man sich die Flüsse. Je nach dem Eindrucke, den ihr Lauf, ihr Strom, ihre äußere Gestalt, ihr Wellenschlag auf das Auge und die Einbildungskraft machte, verglich man sie mit Drachen, Löwen, Ebern, Rossen, Ziegen oder mit weidenden Schäflein. Namentlich gab der gewundene Lauf des Flusses Anlaß, an eine Schlangenbildung, das Gebrüll des mächtig hervorströmenden, krausen, mähnenartigen Wasserquells an einen Löwen, vorzugsweise aber an einen Stier zu denken. Dabei gingen auch Thiergestalten in menschliche Bildung über, wie die Stiere mit einem bärtigen und gehörnten Menschenangesicht beweisen. War es nun die Kraft des strömenden Wassers gewesen, die bei den Quellen mächtig die Phantasie ergreift, so geschieht dies nicht weniger auch durch die Reinheit und Lauterkeit derselben. Das Quellwasser war noch unberührt, es war daher jungfräulich rein.

Stand so das Quellwasser bei den alten Griechen im Allgemeinen in dem Rufe der Heiligkeit, so hatten gewisse Quellen einen besonderen Charakter der Weihe, wenn sie innerhalb eines heiligen Raumes flossen; der entweder einer Gottheit oder einem göttlichen Wesen heilig war. Diese Quellen waren dann durch hieratische Architektur ausgezeichnet. Ebenso wurden auch Brunnen in Heiligthümern mit Brunnenhäusern geschmückt. Diese Quellen und Brunnenhäuser lagen unter herrlichen Baumpflanzungen, und Weihgeschenke wie Inschriften bezeichneten ihre Heiligkeit.

An jenen jungfräulichen Stätten, an jenen nicht selten ebenso romantischen wie idyllischen Quellen, Bächen oder kleinen Flüssen wurden die Nymphen (Najaden) wohnend und waltend gedacht, jene zarten Elementarwesen, die in allen Mythologien eine so hochpoetische Rolle spielen. Diese schönen, blühenden, reichumlockten Mädchen, die als so gerne tanzend, badend und wasserschöpfend geschildert werden — sie waren, wie man glaubte, in den Quellen wirksam, sie gaben sich darin kund, sie wohnten darin und waren selbst die Ursache des reinen, jungfräulichen, singenden und erzählenden, begeisternden und wahrsagenden Wassers. Den Quellen-Nymphen waren jene Heiligenthümer errichtet, „Nymphaeen" genannt, die namentlich in den Städten mit besonderer Pracht ausgestattet wurden. Geweiht wurde eine natürliche Quelle nach einer feierlichen Opferhandlung; ihr Wasser durfte fortan nicht mehr zu profanen Zwecken verwendet werden. Ein Säulendach, ein mit Inschriften und Gemälden ausgestattetes Brunnenhaus deutete dies an.

Diejenigen Quellen, welche zu Heiligthümern irgend einer Gottheit gehörten (Tempelquellen) und an denen auch Opferschmäuse gehalten wurden, standen unter besonderer Aufsicht der Priester. Ja, es bildete sich, wo das Wasser von der Quelle entfernt war, wie bei denen, welche auf Bergkuppen lagen, ein eigener Tempeldienst, da das Wasser zur Reinigung jener heiligen Gebäude und zur Vollziehung der Opfer- und Sühnungsgebräuche in die Tempel getragen werden mußte. So wurden in Delphi die Tempeldiener zum Weihbrunnen der Kastalia hinabgeschickt, und dreißig Jungfrauen, welche sich täglich ablösten, schöpften das Wasser. (Auch in Jerusalem wurde das Wasser aus der Quelle Siloah geholt, und in den Tempelhof hinaufgetragen.)

Oft wurde aber das Quellwasser bei den Griechen wie bei den Römern durch künstliche Anlagen dem Heiligthume genähert. Dann galt die Quellenleitung als

ein zum Kultus gehöriges Werk, das man durch Inschriften den Göttern weihte. Das so in Kanälen und Röhren in den Tempelhof geleitete Wasser sprudelte hier in dem heiligen Brunnen auf, und füllte auch die Weihwasserschalen, falls diese nicht aus den Tempelquellen durch zugetragenes Wasser gespeist wurden.

Die griechischen Tempel waren von einem Hofe umgeben, dem Tempelbezirk, der bisweilen einen sehr großen Umfang hatte, durch eine Umfassungsmauer von dem profanen Raume geschieden war und nur zu sakralen Zwecken diente. Darin lagen heilige Haine und ein oder mehrere Tempel. Diese Umfassungs- oder Ringmauer hatte in der Regel nur eine Eingangshalle, und an diesem Orte standen schalenförmige Gefäße mit Weihwasser. Bei gemeinsamen großen Opfern, zu denen Jedermann Spenden herzubrachte, wurden tragbare Weihgefäße in weitem Kreise um den Altar herumgestellt, und dabei Tafeln mit der verwarnenden Inschrift errichtet, daß Niemand in diesen Kreis eintreten dürfe, ohne die Hand benetzt zu haben. Ebenso befand sich eine Weihwasserschale in der Vorhalle des Tempels selbst. Es war dies ein freistehendes unbewegliches Becken aus Stein oder Erz, oft auch von Silber oder Gold, welches nicht selten auf ehernem Dreifuß ruhte. Auch an den verschiedenen Stationen auf dem Tempelwege standen solche Gefäße. Wie man sich nun reinigte, wenn man ein Opfer bringen wollte, so geschah dies auch dann, wenn man überhaupt ein Heiligthum zu betreten im Begriff war, und ein Gelübde zu thun oder ein Gebet zu verrichten beabsichtigte. Deßhalb nahm man vor dem Betreten des Tempelbezirkes nicht nur ein Bad aus lebendigem Wasser oder Seewasser, sondern es wurden an den bezeichneten Eingängen zu den Tempeln auch Gefäße mit Weihwasser gestellt, mit welchem die Priester das eintretende Volk besprengten. Doch konnten die Eintretenden dies auch an sich selbst verrichten, indem sie entweder die Hand in das Weihwasser tauchten und sich wahrscheinlich Haupt und Lippen benetzten, oder sich mit den Zweigen der der betreffenden Gottheit geweihten Pflanze, welche zu diesem Gebrauche in den Weihbecken lagen, besprengten. Bisweilen aber wusch man sich vor dem Eintritt in den Tempel sowohl Hände als Füße, auch wurde das Weihwasser zuweilen unter der Menge herumgetragen.

(Fortsetzung folgt.)

H. Heine.

(Fortsetzung.)

Der Berliner Universität gehörte Heine als immatrikulirter Studirender bis Ende 1823 an, doch brachte er diese Zeit theilweise auch in Lüneburg bei seinen dorthin übergesiedelten Eltern, in Hamburg unter seinen nicht sonderlich mit ihm zufriedenen Verwandten und in Kurhaven zu, wo er zwar nicht von seinen bösen Kopfleiden befreit ward, aber die erste Anregung zu seinen poesievollen Nordseebildern empfing. Mit Anfang des Jahres 1824 kehrte er nach Göttingen zurück, um sich daselbst auf sein juristisches Examen vorzubereiten, und wirklich widmete er jetzt seinem Brodstudium mehr Fleiß als früher; jedoch schon nach zwei Monaten trieb es ihn wieder nach Berlin zum Besuch seiner dortigen Freunde und nach Magdeburg zu einem Besuch Immermanns, der in sehr anerkennender Weise seine Gedichte besprochen hatte und mit welchem er seitdem in einem dauernden Freundschaftsverhältniß blieb; und nachdem er im Sommer neben seinen Fachstudien mit lebhaftestem Interesse auch an seinem unvollendet gebliebenen Roman „Der Rabbi von Bacharach“ gearbeitet hatte, benutzte er den Herbst zu einer Fußwanderung nach Thüringen und dem Harz, deren humoristische Beschreibung bekanntlich den Hauptinhalt des ersten Bandes seiner so berühmt gewordenen „Reisebilder“ bildet. Gleichwohl verlor er das eigentliche Ziel seines diesmaligen Göttinger Aufenthalts nicht ganz aus dem Auge, und endlich entschloß er sich wirklich, dazu im Mai 1825 sein Promotionsexamen zu machen, zufolge dessen er im Juli zum **Doctor utriusque juris** proklamirt ward, wobei sich der damalige Dekan, der vorher von ihm sehr gefürchtete Professor Hugo herabließ, dem Doktoranten, zwar weniger wegen seiner juristischen, desto mehr aber wegen seiner poetischen Leistungen Elogen zu machen, ja dessen Verse den Goethe'schen an die Seite zu stellen. „Und dieses“, bemerkt Heine scherzend, „sagte der große Hugo aus der Fülle seines Herzens, und privatim sagte er noch viel Schönes denselben Tag, als wir beide mit einander spazieren fuhren und ich von ihm auf ein Abendessen gesetzt wurde. Ich finde also, daß Gans Unrecht hat, wenn er in geringschätzendem Tone von Hugo spricht. Hugo ist einer der größten Männer unseres Jahrhunderts.“ Etwa gleichzeitig entschloß sich Heine zu einem zweiten schweren Schritt, indem er sich am 28. Juni 1825 zu Heiligenstadt vom dortigen Superintendenten Grimm in die Gemeinschaft der evangelischen Kirche aufnehmen ließ. Das Motiv zu diesem Schritt war selbstverständlich kein inneres, da er sich eigentlich über Christenthum und Judenthum gleichweit hinaus fühlte, ja ehe noch mit diesem als mit jenem sympathisirte; er that ihn nur, weil er sich dadurch den Weg zum preußischen Staatsdienst zu bahnen hoffte. Diese Hoffnung sollte sich jedoch nicht erfüllen; ja statt ihm zu nützen, ward ihm sein Uebertritt zum Christenthum nur unheilvoll. Er war seitdem, wie er selbst schreibt, bei Christ und Jude verhaßt und, was das Schlimmste war, im innersten Gewissen mit sich selbst entzweit. „Von Herzen“, sagt Strodtmann, „wurde er niemals ein Christ, und bei seinen Feinden hieß er: „der Jude.“

Mit dem Abschluß der Studienzeit Heine's fällt im Wesentlichen auch die Vollendung seines Entwicklungsprozesses zusammen. In den beiden nächstfolgenden Jahren, die er abwechselnd in den Nordseebädern, in Lüneburg, Hamburg und London verlebte, erschienen rasch hintereinander die beiden ersten Bände seiner „Reisebilder" und das „Buch der Lieder", durch die er sich als Mensch wie als Dichter mit den Licht- und Nachtseiten seines Wesens der Welt in seiner ganzen Eigenthümlichkeit produzirte und auf seine Zeit einen so gewaltigen Eindruck machte, daß sie sich wie mit einem Schlag aus der Lethargie der Restaurationsperiode aufgerüttelt, aus dem Sumpfboden einer beklemmenden Stagnation in den Strom einer neuen, erfrischenden Bewegung hineingerissen sah und eine stattliche Reihe von Jahren hindurch, gleichviel, ob ihr zujubelnd oder Wehe über sie schreiend, dieser Bewegung folgen mußte. Auch er selbst konnte sich der Bahn, die er einmal eingeschlagen, in seinem ganzen Leben nicht wieder entreißen, obschon er in kritischen Momenten mehrmals dazu Neigung verspürte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kanal von Suez.

(Fortsetzung.)

Suez, das erst seit dem Mittelalter besteht und anfangs nur ein türkisches Kastell war, als Schlüssel zum rothen Meer, ist seit Jahren schon, d. h. seit Eröffnung der Eisenbahn von Suez nach Alexandria, eine Weltstation geworden, welche jährlich von vielen Tausenden passirt wird, die aus Europa nach Ceylon, Bombay, Kalkutta, oder nach China und Japan und auf die Inseln des indischen Oceans dampfen. Die Reise nach Suez ist so einfach und so bequem, als eine Reise nach Stockholm oder St. Petersburg, jedenfalls anregender und interessanter, führt sie doch durch das alte Wunderland der Pharaonen, über den „heiligen Nil, an Obelisken und Pyramiden vorbei und noch dazu durch ein großes Stück Wüste, welche dem Europäer jedenfalls etwas Neues ist. Alte Erinnerungen werden wach an Joseph und seine Brüder, an die Träume Pharao's und an Mosis Errettung durch die Königstochter, und zu dem Allem die wunderlich bunten, wenn auch entsetzlich schmutzigen Genrebilder, denen man in den Straßen der Städte überall begegnet, wo die morgenländische Originalität durch den europäischen Anstrich noch nicht verwischt ist. Ueber diesem Kairo mit seinen staubigen Gassen und namenlos schmutzigen Winkeln liegt dennoch ein unsäglicher Reiz, eine Poesie, die unwillkürlich Jeden erfaßt. Dieses Bunte, Tolle, Freie, Wilde unter dem ewig heitern Himmel, das fröhliche, kindliche Wesen eines halbbarbarischen Volkes erregt die Phantasie und mittelst dieser kommt man glücklich über den Sumpf der Wirklichkeit hinweg. Glücklicherweise hat der reisende Europäer keine Zeit und Gelegenheit, tiefer in die Verhältnisse des Volkes selber einzublicken, dem bereits nahezu die Hälfte seines Erwerbs abgenommen wird, um die Habgier seiner Unterdrücker zu befriedigen. Eben jetzt hat es mit seinem Schweiße die Millionen zu bezahlen, die in diesen Tagen zu Ehren von Kaiser und Kaiserin, Königen und Kronprinzen in die Lüfte fliegen.

Auf der Eisenbahn fährt man in 6 Stunden von Alexandria nach Kairo durch das üppige grünende Nilthal, in 4 Stunden durch die Wüste nach Suez. Die Schienen liegen überall auf gußeisernen Glockenstühlen, da es an Holz für Schwellen fehlt. Die ganze Bahn ist englisch, von Engländern gelegt, Schienen, Wagen und Maschinen in England gefertigt. Die Züge von englischen Maschinisten geführt. Ein Interesse an der Gegend gewinnt man erst von Kairo an, wo die Nilebene zu Ende ist. In unmerklichem Steigen geht es von Kairo nach „Nr. 8". So heißt die erste Station der Suezbahn, denn die Namen hören in der Wüste auf. Die Station besteht nur in einem riesigen schmiedeisernen Wasserbassin, das von eigenen Wasserzügen gefüllt wird, und einer ruinenhaften Steinhütte, darin ein Araber mit vielen Kindern haust. Die unvermeidlichen gelben Hunde, die ganz Egypten halbwild in der Nähe der Menschen wohnen, schlecken an den Schmierbüchsen der Wagen die überfließende Cottonbutter und erhalten so sammt der arabischen Familie von den täglichen Zügen ihr tägliches Brod. Zur Linken erheben sich bald in östlicher Richtung hingestreckte Sandhügel aus Flugsand aufgethürmt, deren Schrofen im Sonnenlichte den nordischen Schneewehen auf's Haar ähnlich sehen. Auch die Bahn geht jetzt rein östlich am Fuß des graugelben Kalkgebirges hin, des Djebel Abiad, der zur Rechten bis zu 500 Meter ansteigt. Die Bahn schneidet hier vielfach ein, aber nicht tiefer als 2—3 Meter, der Flugsand verschwindet, an seiner Statt decken weithin braune, glänzende Kiesel die Oberfläche. Auf „Nr. 14", am Ostende des Abiad, hält der Zug länger, die höchste Höhe zwischen Nil und rothem Meer ist erreicht, und hier kreuzen die Züge. Die Station ist bedeutender als Nr. 8, denn neben dem Wasserreservoir stehen noch drei halbeuropäische einstöckige Hütten aus Kalkstein mit grün angestrichenen Läden. Ein Italiener hält ein Wüsten-Kaffeehaus und schenkt die Flasche Baß Ale um 3 Franken, während ein englischer Telegraphist den Bahntelegraphen besorgt. In der Langweile haben sie ein kleines Wüstenmuseum gegründet, bestehend aus einigen gebleichten Thierschädeln der Wüste, einer Anzahl Rothemeermuscheln und einem gräßlich ausgestopften Steinbock nebst einigen Adlern. Rasch geht es nun Suez zu, die Richtung der Bahn ist südöstlich geworden, im Süden erhebt sich das Felsengebirge des Atakah in violettem Schimmer, an dessen Fuß aber erscheint in der Ferne, im Hintergrund

der braungelben Wüste ein blauer Streifen: das rothe Meer, das in der Tiefe blau, am Ufer smaragdgrün glänzt. Der Bahnhof in Suez ist nicht viel weiter als ein Dach, das auf eisernen Säulen ruht, überall Ausgang, überall Eingang, ringsherum Magazine, d. h. Hofräume von Mauern umgeben, und da und dort möglichst vor der Sonne versteckt eine Spelucke für den europäischen Agenten, der hier die Ankunft und den Abgang seiner Waaren beaufsichtigt.

Einen trostloseren Platz als Suez kann man wohl kaum sich denken: ein staubiges, schmutziges Nest, ohne einen Baum oder einen grünen Flecken. So wenigstens war Suez noch vor 4 Jahren. Indessen soll der Segen des Süßwasserkanals auch in die Straßen von Suez gedrungen sein und einige Gartenanlagen vor den europäischen Häusern in's Leben gerufen haben. Eine Menge moderner Neubauten, Hotels am Quai, Maschinenwerkstätten, selbst eine Eisfabrik sind von Europäern hier errichtet, die Alle nur Einen Zweck haben, so rasch wie möglich an diesem Platze Geld zu verdienen, um dann den Staub von ihren Füßen zu schütteln.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Eine Entdeckung.] Wie die „Agramer Ztg." berichtet, erschien im Frühjahre dieses Jahres ein anständiger junger Mann aus Graz im Ofner Gebirge, um Wein einzukaufen. Er traf mit einem Bauer zusammen und fragte denselben, wo er Wein kaufen könnte. Dieser machte dem jungen Manne die Mittheilung, er werde ihm selbst Wein verkaufen können. Der Wein-Agent kehrte bei ihm ein und hatte Gelegenheit, sich von dem Werthe des Geschäftsartikels volle Ueberzeugung zu verschaffen. An demselben Abende hatte die Lebensbahn des lebensfrohen Jünglings ihr Ende gefunden. Der Bauer, verleitet von der Geldsumme, die der Fremdling bei sich gehabt, ermordete ihn während des Schlafes. Der Hausknecht half den Leichnam in die dortige Ruine tragen. Dort lag er unbemerkt viele Monate. Etwa vor einem Monate reiste ein Krainer in derselben Gegend und machte bei der Gelegenheit auch einen Ausflug, um die Burgruine zu besichtigen. Wer beschreibt sein Entsetzen, als er den verwesten Leichnam bemerkte! Er machte allsogleich die Anzeige an die betreffende Behörde, und es ist nun die gerichtliche Untersuchung über diesen Fall in Zuge. Der Hausknecht soll ein Geständniß abgelegt haben, welches den Sachverhalt in obiger Weise darstellt.

In Irland starb jüngst ein Geizhalz, der folgendes seltsame Testament hinterließ: „Ich schenke und vermache meiner Schwägerin Mary Dunnis vier alte wollene Strümpfe, welche sich unter meinem Bette befinden; meinem Neffen Karl Macartney zwei andere Strümpfe, die in meinem Leinenschrank liegen; dem Lieutenant Johnson im fünften Füsilier-Regiment mein einziges Paar baumwollene Strümpfe und meinen rothen Schlafrock, und der Anna Burke, meiner Dienerin, zur Belohnung für ihre langjährigen und treuen Dienste meinen alten irdenen Wasserkrug." Anna, außer sich vor Zorn, erklärte ihren Miterben, sie wolle nichts von der Erbschaft wissen. Karl stieß den Krug verdrießlich mit dem Fuße, daß er in Stücke flog — aber siehe da, eine Menge Guineen rollten daraus hervor. Dieser Fund veranlaßte die anderen Erben, die bezeichneten Strümpfe näher anzusehen, und zu ihrer großen Ueberraschung waren alle mit Guineen und Souvereigns gefüllt.

In einem der Pariser Annoncenblätter befindet sich folgende Anzeige: „Ein junger Mann, der im Begriffe steht, sich zu verheirathen, sucht einen verständigen, erfahrenen Herrn, der es ihm ausreden kann!"

Räthsel.

Du kannst es meiden, kannst es flieh'n,
Es ist ein gar gefährlich Ding,
Doch Niemand kann sich ihm entzieh'n,
Sei vornehm er, sei er gering;
Der Mensch, die Welt, ja was erschaffen,
Dem Ding wir untergeben schau'n.
Doch haben nichts damit zu schaffen
Die Kinder, und auch nicht die Frauen,
Und dennoch lieben es die Kinder,
Und meist die Frauen auch nicht minder.

Auflösung des Räthsels in Nr. 263:
Rauchopfer.

Geschichtskalender.

25. Nov. 1354. Berthold Schwarz in Freiburg i. B. erfindet das Schießpulver.
„ 1742. Abbé de Lepe gründet das erste Taubstummen-Institut in Paris.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Bauländ.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 273 Donnerstag, 25. November 1869.

Das Weihwasser im vorchristlichen Alterthum.

(Fortsetzung.)

Aber nicht nur an heiligen Stätten traf man Weihwassergefäße, sondern auch auf den Marktplätzen, wie zu Athen, wahrscheinlich um anzuzeigen, daß man nicht ohne sich mit Weihwasser zu besprengen ein wichtiges Geschäft vornehmen dürfe. Selbst an Kreuz- und Scheidewegen besprengte man sich das Haupt mit Weihwasser. Als Weihwedel dienten die Zweige des Lorbeerbaumes, des Oelbaumes, der Eiche, Myrthe, des Rosmarin, Wachholder ꝛc. Diese Reinigungen und Waschungen, welche jedem Gebet oder Opfer vorausgingen, erstreckten sich nicht nur auf die Person des Betenden, sondern sogar auf seine Kleider und die Geschirre, deren man sich dabei bedienen wollte. Beim Opfer selbst wurden sämmtliche Anwesende, bevor das Thier getödtet wurde, mittels eines vom Altar genommenen und in geweihtes Wasser eingetauchten Feuerbrandes besprengt.

Aus der vorchristlichen Zeit sind uns viele Sprüche, die auf das Weihwasser Bezug haben, erhalten, wie namentlich jene berühmte Unterweisung der Pythia, welche die Bedeutungslosigkeit einer blos äußerlichen Reinigung den Besuchern des Heiligthums eindringlich vorhält:

Rein vom Herzen erschein' im Tempel des lauteren Gottes,
Wenn jungfräulicher Quell eben die Glieder benetzt.
Guten genügt ein Tropfen, o Pilgrim, aber dem Bösen
Wäsche das Weltmeer selbst nimmer die Sünden hinweg.

Schuldbeladene durften aber erst dann Weihwasser gebrauchen, wenn sie zuvor durch einen eigenen Akt gereinigt worden waren.

Eine große Verwandtschaft mit dem griechischen Wasser-, Quell- und Brunnenkultus zeigt der römische. Ueberall, wo das Wasser durch eigene Kraft der Natur zum Vorschein kam, glaubte man ein göttliches Wesen annehmen und dieser Gottheit durch fromme Gaben huldigen zu müssen. Daher wurden bei allen Quellen und längs den Strömungen größerer Bäche Haine, Altäre und Tempel errichtet, und viele religiöse Gebräuche beobachtet. Die göttlichen Wesen, welche ihren Sitz in und an Quellen, Bächen, Flüssen und Seen hatten, faßte man entweder als männliche oder weibliche Gottheiten auf, je nachdem man sich die an ihnen beobachteten Naturwirkungen als stärkere oder zartere, als männlich schöpferische oder weiblich empfangende vorstellte. Die Götter der Flüsse wurden als königliche und väterliche Greise gedacht, die in dem Bette des Flusses hausen, die weiblichen Quellgöttinnen als singende und zaubernde Wasserfrauen, welche nach dem Volksglauben Denen, die sie im Wasser gesehen, den Sinn berücken. Sonst erscheinen sie als fürsorgende Heil- und Geburtsgöttinnen, die wegen der reinigenden und heilkräftigen Natur ihres Wassers besonders von den Frauen und Jungfrauen verehrt wurden.

Das Weihwasser wurde bei den Römern vielfach verwandt. Es diente zur Besprengung der Tempel, in welche es, wenn kein fließendes Wasser in unmittelbarer Nähe lag, durch streng geordneten Dienst hingetragen wurde. Ein Beispiel bietet der beschwerliche Dienst der weißgekleideten Vestalinnen, welche täglich Flußwasser schöpften und in Krügen auf den Köpfen zum Tempel der Vesta hinauftragen mußten, um unter Anderm damit täglich mittels eines Weihwedels den Tempel zu besprengen. Sonst wurde das heilige Sprengwasser fast bei jeder religiösen Handlung angewendet, so namentlich bei dem Abschlusse von Bündnissen zwischen Völkern und zwischen Einzelnen, ebenso bei der Brautführung. Betrat die Braut, unter Vorauftragung von Fackeln, das Haus des künftigen Gatten, so wurde sie an der Schwelle der Thür mit Weihwasser besprengt, damit sie als neue Gattin rein und unbefleckt in das Haus ihres Gatten kommen und Glück und Segen ihr dahin nachfolgen möchten.

Diesem Weihwasser schrieb man sogar eine sühnende und sündentilgende Kraft zu. Die Reinigungen und Besprengungen wurden besonders von den Opfernden beobachtet. Diejenigen, welche den Göttern der Oberwelt opfern wollten, mußten sich zuvor womöglich mit dem ganzen Körper in Quellwasser baden, mindestens aber die Hände waschen. Diejenigen dagegen, welche den Göttern der Unterwelt Opfer darbringen wollten, brauchten sich nur mit wenig Wasser zu besprengen. Die Gefäße zum Händewaschen und zum Besprengen standen am Eingange des Tempels. Zum Besprengen diente der Weihwedel. Er bestand aus Lorbeer, Oele

zweigen und Rosmarin, oder aus Roßhaaren. Das Besprengen vollzog entweder der Einzelne an sich selbst, oder der Priester oder besondere Tempelaufseher.

Auch bei den Kelten und Slaven findet sich der Quell-, Wasser- und Brunnenkultus.

Bei den Germanen genossen das Weltmeer, Binnenseen, Teiche und Weiher, Flüsse, Bäche, Quellen, Brunnen göttliche Verehrung. Außer den Wassergottheiten gab es Wasserriesen, Wasserzwerge, Wassermänner, Meerfrauen, Wasserfrauen und Wasserfräulein, die elbischen Nixen und andere Gottheiten. Den Gottheiten brachte man ursprünglich Menschenopfer, später Thieropfer. Noch heute ist ein weitverbreiteter Glaube, daß Seen und Flüsse, oder vielmehr ihre Wassermänner und Nixen alljährlich ihr Opfer fordern. Interessant und wichtig für den Forscher ist, daß die alten Germanen die Wassertaufe der Neugeborenen kannten. Dieser Gebrauch war von den Indern und Persern zu den stammverwandten Völkern, somit auch zu den Germanen gekommen. Jene altgermanische Taufe ist uns zwar nur von den Nordgermanen ausdrücklich bezeugt, doch auch für die Südgermanen anzunehmen. Der Hergang war dieser. Nach der Geburt des Kindes wurde dasselbe dem Vater auf den Schooß gelegt. Dann wurde er gefragt, wie es heißen solle, und er begoß oder besprengte es hierauf in seiner Eigenschaft als Hausvater und Priester mit Wasser, und legte ihm einen Namen bei. Die Aussetzung, die bis dahin gestattet war, galt nun als Mord.

Diese Wasserbesprengung hing mit den religiösen Vorstellungen der Germanen auf's Engste zusammen und hatte folgende Bedeutung. Aus dem Wasser war nach nordischem Glauben Himmel und Erde gebildet; es war die Urquelle alles Seins, und alles Sein kehrte einst zu ihm zurück. Auch die Seelen kommen aus dem Wasser, dem Brunnen, und gehen ebenfalls nach dem Tode dorthin zurück. Dieses Wasser ist aber die Wolke, wohin die Seele nach dem Tode des Leibes fährt, und bei der in der Wolke lebenden Wolken- und Wasserfrau Hela wohnt. Ganz dasselbe Wolkenwasser wurde aber auch als Berg oder Brunnen angesehen, Vorstellungen, die man später auf der Erde lokalisirte, daher Kinderbrunnen, Holdabrunnen ꝛc. Nach einer andern weiter entwickelten Vorstellung wohnt Holda mit ihren Seelen hinter der Wolke in einem himmlischen seligen Lichtreich. Die Seelen, die von hier zur Erde entlassen werden, oder die von der Erde dorthin zurückkehren (Seelen- und Todtenüberfahrt), müssen ihren Weg mithin durch das Wolkengewässer nehmen. Freilich waren die Seelen herangewachsener Menschen nicht ohne Weiteres fähig, in menschliche Körper zurückzukehren (Seelenwanderung im germanischen Sinne); sie bedurften dazu erst des Bades der Wiedergeburt, der Erneuerung, der Verjüngung. Eine solche erhielten sie in dem Brunnen der Holda, der in diesem Betracht als „Jungbrunnen", als jungmachender Brunnen gefaßt wurde.

(Schluß folgt.)

Die Reise des Kaisers von Oesterreich.

Die „Wiener Abendpost" bringt über den Besuch Jerusalems Folgendes:

Einem Schreiben aus Jerusalem, 9. d., zufolge hatten sich die Befürchtungen rücksichtlich der Ausschiffung in Jaffa nicht verwirklicht. Schon am frühen Morgen hatte man die Gewißheit, daß die Landung ohne Schwierigkeit vor sich gehen würde. Bald nach 9 Uhr wurde vom „Greif" der Befehl zur Ausschiffung gegeben. Die Passagiere des „Gargnano" wurden auf einem arabischen Boote ans Land gebracht. Ein Theil der Suite wurde angewiesen, sofort die Pferde zu besteigen und in das Lager zu reiten, während der Kaiser noch die offiziellen Begrüßungen entgegenzunehmen hatte. Etwa eine halbe Stunde nach der Ankunft dieser Leute im Lager erschien der Kaiser in Begleitung des Fürsten Hohenlohe, des Generalmajors Grafen Bellegarde, sowie der türkischen Funktionäre und ritt zunächst die Front der Kameelreiter ab, bei welcher er mit schmetternden Trompetenstößen empfangen wurde. Eine blitzartige Bewegung ging durch das Lager. Die Beduinen schwangen ihre Lanzen, feuerten die Schußwaffen ab und ritten unter dem betäubendsten Geschrei wild durcheinander, gegenseitige Scheinangriffe ausführend und abwehrend. Der Kaiser war sichtlich gefesselt durch dies einige Schauspiel, das über eine Viertelstunde währte. Endlich ordnete sich die Karawane. Voraus ritten die Kawassen des österreichischen Konsulates in Jerusalem, in orientalischer, reich mit Gold gestickter Tracht, lange Stöcke mit goldenen Knaufen, unseren Portierstöcken nicht unähnlich, in der Hand. Dann folgte der Kaiser und die Suite, zwischendurch Edle des Landes in der oben erwähnten malerischen Tracht, goldgestickte Schabracken auf den Pferden, die meist arabische Säul. trugen, dann die Kavallerie-Abtheilung, die Saumthiere, die drei Wagen und die beiden Sänften (viereckige, buntbemalte und vergoldete Kästen mit Glasfenstern und Seidenvorhängen), endlich die Kameelreiter. Es mochten nicht viel weniger als 1000 Reiter sein, und in der späteren Stunden, als sich die Karawane mehr und mehr auflöste, war sie über eine Stunde lang.

Gleich außerhalb Jaffa kam der Kronprinz von Preußen entgegen, der mit seiner Karawane von Jerusalem zurückkehrte und mit dem Kaiser einige freundliche Worte wechselte.

Nach einer Schilderung des Rittes von Jaffa nach Jerusalem wird der Einzug in die letztgenannte Stadt

in folgender Weise beschreiben: „Nahe an Jerusalem wurde in einer Thalmulde Halt gemacht, um den Einzug in die heilige Stadt auch äußerlich festlich zu begehen. Der Kaiser nahm die Marschalls-Uniform, das Band des Stephans-Ordens um die Brust, alle Mitglieder der a. h. Suite legten die Gala-Uniform an. Nur ein schmaler Bergrücken trennte uns jetzt mehr von dem Ziele unseres Rittes. Auf der Höhe desselben erschien die erste Deputation, die ungarischen Juden Jerusalems, mit einer ungeheuren Trikolore, auf welcher mit goldenen Buchstaben sich folgende Aufschrift befand: „Eljen a Czézár és magyar Apostoli Király Ferencz József! Eljen a nemzet! A magyar, morva és cseh izraelita község!“ Von nun an erfolgte rasch Empfang an Empfang. Tausende von Menschen säumten die Straßen von beiden Seiten ein und erfüllten die Luft mit donnernden Zurufen. Bei dem ersten Triumphbogen harrte ein Theil des christl. Klerus des Kaisers; hier hat man den ersten Blick auf Zion oder vielmehr nur auf die Gebäude außerhalb desselben, das weißleuchtende große Gebäude des russischen Konvents und auf die hohen zinnenüberragten Mauern, die es von dem Lande sondern. Der Kaiser stieg hier vom Pferde und küßte den Boden. Durch einen zweiten Triumphbogen hindurch nahten wir uns jetzt dem Thore von Jaffa, wo Alles von den Pferden stieg, um zu Fuß den Einzug in die Stadt zu halten. Eine starke türkische Wache hielt das Thor besetzt und wehrte der nachdrängenden Menge. Hier empfing den Kaiser der katholische Klerus. Ein Priester hielt eine längere italienische Ansprache; der Kaiser wurde dann in feierlicher Prozession in die Grabkirche geleitet und der Segen Gottes über Allerhöchstdenselben herabgefleht.“

Einem Schreiben aus Jerusalem, 10. d., entnehmen wir nachstehende Einzelheiten: Der Kaiser machte gestern Nachmittag noch einen Spazierritt nach dem Oelberg. Heute besuchte der Kaiser die Heilige-Grabkirche, die Franziskaner, die arabische Schule, den Konvent der Armenier, in welchem insbesondere Bischof Isaak, der als Chef der christlichen Missionäre durch drei Jahre bei König Theodor von Abissinien in der Gefangenschaft schmachtete, das englische und das Rothschild-Spital, sowie die von Dr. Ludwig August Frankl eingerichtete Hey-Lämel-Stiftung. Von dem letztgenannten Schriftsteller gelangte auch ein Gedicht zur Vertheilung an die Suite.

Der Nachmittag war einem Ausfluge nach Bethlehem gewidmet. Unmittelbar nach dem Dejeuner verließ der Kaiser mit dem größten Theile der Suite die Stadt; der Ausflug nahm etwa 5½ Stunden in Anspruch. Man hatte etwa 1½ Stunden gut zu reiten, um Bethlehem zu erreichen. Eine Deputation von Gemeinde-Aeltesten erwartete den Kaiser außerhalb des Ortes und gab ihm das Geleite bis in die Stadt, deren enge Gassen mit Menschen überfüllt waren. Aus allen Fenstern, von der Höhe der Terrassen herab erschollen jubelnde Zurufe. Der erste Besuch galt der Helenen-Kirche. Diese hat ein großes, von Säulen getragenes Mittelschiff, aus welchem man zunächst in die griechische Kapelle mit einem schön geschnitzten byzantinischen Goldschirm gelangt, der die Krypta abschließt. Von hier tritt man in die lateinische Kapelle und von dieser führt eine Treppe abwärts in die Geburtsstätte Christi. Ein Altar bezeichnet diese Stelle, ein zweiter den Ort, wo die Krippe stand und die heiligen drei Könige ihre ersten Opfer darbrachten.

Der Kaiser wurde noch in der Stadt von dem gesammten Klerus auf das Feierlichste empfangen und, unter dem Thronhimmel schreitend, in Prozession nach der Helenen-Kirche geleitet. Nach Beendigung der religiösen Ceremonien bestieg Se. Majestät die Plattform des festungsähnlichen Klostergebäudes. Im Refektorium der Franziskaner-Mönche harrten gastlich angebotene Erfrischungen von Limonade, Zuckerwerk und Wein von Bethlehem. Hier nahm der Kaiser Platz, und Schüler der Mönche, welche früher bereits im Chore die österreichische Volkshymne gesungen hatten, lasen Ansprachen an den Kaiser in kroatischer und italienischer Sprache. Noch wurde ein kurzer Besuch der Grotte gemacht, in welcher die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde vor der Flucht nach Egypten verborgen war, und dann der Rückweg nach Jerusalem angetreten. Um 6 Uhr wurde die Stadt erreicht, noch ein Theil der Stadtmauer umritten und der Einzug durch das Zionsthor gehalten.

Der Kanal von Suez.

(Fortsetzung.)

Neben den Geschäftsleuten treibt sich eine Rotte Abenteurer aus aller Welt Enden hier um, verwitterte Gestalten beiderlei Geschlechts, von ihrer Heimath ausgestoßen, die zum letztenmal ihr Glück versuchen, um mit den Tausenden von Fremden, die hier täglich Waaren löschen, irgend ein ehrliches oder unehrliches Geschäft zu treiben. Auf den Straßen ist wohl das bunteste Völkergemisch von der ganzen Welt, Chinesen mit ihren Zöpfen, schiefäugige Japanesen, Malayen, diese meist als Kellner in den Hotels und Cafés, Hindu, Neger, Araber, Griechen, Italiener, Holländer, Franzosen und Engländer. Meist sind es Matrosen, die den Tag über vollauf zu thun haben, denn über eine halbe Stunde Wegs liegt der Hafen für die Schiffe entfernt. Suez selber liegt an einem schmalen, seichten Meeresarme, der sich noch einige Kilometer nördlich in's Land hineinzieht.

Es war im Winter 1798 auf 99, als der General Bonaparte den Weg nach Syrien von Kairo aus rekognoszirte und Suez besuchte, damals, als er über den Meeresarm, wo Pharao mit Roß und Wagen ertrank,

Digitized by Google

setzte und, von der rückkehrenden Fluth einigermaßen in Gefahr, äußerte: „Welch schönen Text würde mein Tod hier allen Predigern Europas liefern“ — damals stieg in Napoleons großem Geiste der erste Gedanke an die Herstellung eines Kanals auf, der das arabische Meer mit dem Mittelmeer verbinden sollte. Eine Verbindung des arabischen Meers mit dem Nil hatte in dem seit Jahrhunderten freilich zerfallenen Pharaonenkanal längst bestanden. Napoleon erkannte die hohe Bedeutung einer solchen Verbindung ebenso für den indischen Handel, als zur Bekämpfung Englands, und ließ unzesäumt seinen Techniker Lepère Nivellements vornehmen und Pläne ausarbeiten. Es ist bekannt, daß jene Nivellements auf das eigenthümliche Resultat einer Niveauverschiedenheit des Mittelmeeres und rothen Meeres führten, welche 30 P. F. betragen sollte. Obgleich Lepère offen erklärte, daß bei der Mangelhaftigkeit sein Instrumente und den vielfachen Störungen durch feindliche Araberstämme das Resultat nichts weniger als zuverlässig sei, so hatte doch bis in die letzten Jahre dieser Irrthum die Meinung Vieler befangen und Zweifel in die Ausführbarkeit des Durchstichs setzen lassen. Die Pläne des großen Kaisers sind bekanntlich ebenso viele traditionelle Erbschaften, die von Frankreich angetreten werden, und so faßte Thiers den Gedanken vor 50 Jahren schon mit Macht auf, aber erst dem Herrn Ferd. v. Lesseps, der in diesen Tagen Herzog von Suez werden wird, war es vor 15 Jahren vorbehalten, zunächst einen Firman vom damaligen Vizekönig Said Pascha, Mehmet Alis Sohn, auszuwirken, ohne welchen von einem Anfang der Ausführung keine Rede sein konnte. Das erste Geschäft war, richtige Nivellements auszuführen, und es stimmten schließlich 5 Nivellements der Franzosen und Engländer auf 94 Centimeter mit einander überein. Es fand sich, daß eine für den Kanal kaum in Betracht zu ziehende Differenz des Wasserstandes beider Meere von ungefähr 1 Meter bestehe. Weiter ergaben die Messungen die jedenfalls günstige Erscheinung von der Tieflage einer weiten Strecke Landes unter dem Spiegel beider Meere, die theilweise bis zu 6 Meter und darüber betrug. Der höchste zu durchstechende Punkt lag bei el Girsch und betrug nicht mehr als 12 Meter, somit war eine direkte Verbindung der Meere ohne besondere Schwierigkeiten herzustellen, die bewegliche Flugsanddüne trifft nur auf etwa 3 Kilometer Entfernung den Kanal, sonst fand sich überall fester Grund, vorherrschend Gypsmergel, Kalkmergel, Salzthon und Kiesel. Damals schon lag klar, daß die Hauptschwierigkeit in der Aushebung des seichten Meeresgrundes liege, der am Eingang des Kanals sowohl von Norden als von Süden her das Einlaufen tiefer gehender Seeschiffe verhinderte. Vor Allem aber galt es, Süßwasser der Landenge zuzuführen, das auf Hunderte von Meilen hier absolut fehlt: beliefen sich doch die Ausgaben für die Beifuhr von Trinkwasser zu den vorläufigen Erdarbeiten in der Nähe von Ismailia allein während 6 Monate auf 6000 Francs.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Einsturz des Hafendammes in Oran.] Der furchtbare Sturm, der am 31. Oktober und am 1. d. im Mittelmeer wüthete, hat den neuen Hafen von Oran der Schifffahrt entrissen. Die See war schon am 30. und 31. Oktober sehr hoch gegangen; die äußerste Bestürzung herrschte aber am 1. d., als sich bei Tagesanbruch die Meldung verbreitete, daß ein großer Theil des Dammes am neuen Hafen eingestürzt sei und daß die Steinblöcke auf der obersten Partie des Dammes, deren jeder zum Mindesten 30,000 Kilogramme wiegt, von den wüthend heranbrausenden Wogen gehoben und in die Tiefe geschleudert würden. Fortwährend bildeten sich neue Breschen und schon wälzten sich die Wogen gegen die im Hafen ankernden Schiffe. Ein Einlaufen war unmöglich, das Auslaufen sehr gefahrvoll geworden. Viele Barken versanken, die Dampfer flüchteten in den alten Hafen, und nur fünf Segelschiffe hielten an ihren Ankern, erfuhren aber schwere Havarien. Am Abend war das Werk der Zerstörung vollendet und vom Hafendamme keine Spur mehr vorhanden. Eine Goslette, die am 2. d. in den Hafen einfahren wollte, stieß auf die versunkenen Felsblöcke und zerschellte.

In einer Gesellschaft befand sich eine der Politik sehr ergebene Dame, welche überaus geputzt war, während ihre drei Töchter sehr einfach gekleidet einhergingen. Ein Witzbold, dies bemerkend, äußerte zu der Mutter: „Schöne Frau, Sie scheinen dem Grundsatze des Aristoteles zu huldigen: Erst der Staat und dann die Familie!“

[Kommt zu spät.] Ein Chemiker kam neulich zu einem Bierbrauer, um ihm eine neue Erfindung zu verkaufen, die darin bestände, Bier ohne Hopfen zu brauen. Der Bierbrauer jedoch hat den Mann ausgelacht und ihm zur Antwort gegeben: „Diese Kunst kenne ich schon längst!“

Geschichtskalender.

26. Nov. 1237. Kaiser Friedrich II. besiegt die Lombarden.
„ 1812. Uebergang der großen Armee über die Beresina 26. bis 29.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 274 Freitag, 26. November 1869.

Das Weihwasser im vorchristlichen Alterthum.

(Schluß.)

Ob das Sprengwasser bei der Taufe noch besonders durch irgend eine Zauberformel geweiht war, erhellt nicht. Das Wasser war jedenfalls heiliges Wasser, konnte also entweder solches sein, das zu bestimmten Zeiten geschöpft wurde, oder Quell- und Brunnenwasser, oder endlich Regenwasser, welches Letztere man in künstlich ausgehauenen Hafen, oder in natürlichen Roßtrappen auffing. In diesen Roßtrappen und künstlich ausgehauenen Hufeisen darf man wohl auch die ältesten Weihwassergefäße der Germanen erblicken. Alle drei Arten von Weihwasser wurden auch zum Waschen und Besprengen bei Opfern und andern gottesdienstlichen Vorgängen angewendet. In einer Brockensage kühlen sich die Unholde durch Waschen aus dem Hexenwaschbecken ab, der Teufel besprengt sie selbst mit solchem Wasser, während und am Schlusse des Festes. Dies deutet auf eine heidnische Opferfeier, bei deren Beginn die Theilnehmer aus einem eigenen muldenförmigen, wahrscheinlich aus dem Fels ausgehauenen Weihwassergefäße sich wuschen und darnach von dem Oberpriester mit Weihwasser besprengt wurden.

Auch zu andern religiösen Zwecken wurde im germanischen Alterthum das Besprengen mit Weihwasser geübt. Bei Erwachsenen bestand der Brauch, daß sie im heiligen Wasser eintauchten, und sich und ihre Wohnungen damit besprengten, nicht bloß um sich vor Krankheiten zu schützen, sondern auch um sich von Ehrenmakeln und Fehltritten rein zu waschen. Ob man sich dabei eines Wedels bediente oder nicht, läßt sich mit Bestimmtheit nicht nachweisen.

Alle diese Sitten nun gingen mit Einführung des Christenthums auf die christliche Kirche über. Man erbaute nicht nur wie im Heidenthume an heiligen Flüssen, namentlich an heiligen Quellen, Tempel, sondern bediente sich auch in den Vorhallen dieser Tempel des Weihwassers aus bestimmten heiligen Gefäßen. Die Quellen wurden naturgemäß zu Brunnen vertieft. Wo keine Quellen und Brunnen waren, wurden Cisternen gegraben, um das Regenwasser aufzufangen. Mit diesem Wasser wusch man sich vor dem Betreten des eigentlichen Heiligthums, d. i. des Schiffes der Kirche, Füße und Hände. Daneben bestand der alte Quellen- und Wasserkultus, so wie der Glaube an die heilige Kraft des Wassers fort, und wie sehr auch die christliche Kirche bemüht gewesen ist, diesen Glauben auszurotten, so ist ihr dies doch bis auf den heutigen Tag kaum ganz gelungen.

So wurden noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts bei der Kirmes und auch in der Maiennacht im Oberbergischen (Rheinprovinz) nach altheidnischem Gebrauche sowohl Buchen als Linden oft mitten im Walde, besonders an den Quellen, mit Kränzen geschmückt, auf welchen Kerzlein befestigt waren, die man Abends anzündete. In Niedersachsen, z. B. in Hannover, wie sonst vielfach in ganz Deutschland und über seine Gränzen hinaus, schöpft man am Ostermorgen Früh, und unter Stillschweigen aus fließendem Wasser, bewahrt dieses Wasser in Flaschen auf, und wendet das „Osterwasser" gegen allerlei Uebel an. Heil- und Salzquellen standen seit uralter Zeit in besonderem Rufe der Heiligkeit, der sich wenigstens in Bezug auf die Kraft der Heilquellen im weiteren Sinne genommen, bis heute erhalten hat.

Die Begründer und Ausbreiter des Christenthums unter den Germanen haben natürlich diesen auf Quellen und Brunnen sich beziehenden Glauben nicht ausrotten können und wollen. Wo er sich fand, d. i. wo er an bestimmte, durch besondere Heiligkeit ausgezeichnete Oertlichkeiten gebunden war, schirmte ihn die Kirche, indem sie ihn in ihren Dienst nahm und ihm so die höhere christliche Weihe aufdrückte.

Diese Oertlichkeiten waren in der Regel zugleich Tempel und Wallfahrtsplätze. Hierher strömte das Volk an den bestimmten drei oder vier großen Festen im Jahre, hierher brachte es seine Opfergaben, hier sah es entfernte Freunde und Verwandte, hier verrichtete es seine Gebete, vollbrachte seine Opfer, berieth seine öffentlichen Angelegenheiten, vollzog seine Rechtsgeschäfte, schwur seine Eide; hier begann es seine Opferschmäuse und Tänze, hier gedachte es seiner Todten, hier suchte es Linderung und Heilung seiner geistigen wie körperlichen Gebrechen. Diese Tradition benützten die geistlichen Glaubensboten, um durch sie das Verbindungsglied zu erhalten für die vielfach neue Lehre, und um dieser so die Herzen der Heidenwelt auf eine für die Anhänger des alten Glaubens möglichst schonende Weise

zu erwerben. Wir finden deßhalb auch bei der Anlegung von Kirchen die Nähe der heiligen Quellen bevorzugt, ja einzelne, ehemals heilige Gewässer in Kirchen und Kapellen aufgenommen und zu Taufbrunnen gemacht. Damit, daß das Christenthum das Heidenthum in sich aufgehen ließ, vollzog sich auch der Uebergang des Weihwassers in die Kirche als sacrales Element. Die Besprengung selbst geschah ursprünglich mit einem Baumzweige, einem Ysop- oder Strohbüschel, wahrscheinlich auch mit den Fingerspitzen. Später benutzte man, wie das deutsche Wort Wedel andeutet, den Schwanz eines Thieres, und zwar den Fuchsschwanz. Gewöhnlich aber war das Aspergill oder Weihwedel ein Stab aus Holz oder Metall, oben in einen runden, mit Borsten besetzten Kopf endend, oder dieser Kopf hat die Gestalt eines Fruchtgehäuses (Artischocke, Tannenzapfen), ist mit feinen Löchern durchbohrt und birgt einen Badeschwamm in sich.

Alles dieses ist ein Beweis, daß Weihwasser auch schon im vorchristlichen Alterthum in Uebung war.

H. Heine.

(Fortsetzung.)

Die Einladung Cotta's, mit Lindner die Redaktion der „Politischen Annalen" zu übernehmen, führte ihn im Herbst 1827 nach München. Dieses machte Anfangs einen sehr günstigen Eindruck auf ihn, namentlich rühmt er den historischen Charakter seiner Bauwerke, in denen er „eine chronologische Geisterreise erblickt, von dem dunkelrothen Geiste des Mittelalters bis auf den gebildet lichten Geist unserer eignen Zeit;" bald aber regt sich auch hier der Schalk in ihm, er findet, daß Alles noch im Entstehen, nur die untersten Fächer erst besetzt seien, daß z. B., wenn die Neu-Athener noch keinen Sokrates vergiftet hätten, wahrhaftig es nicht das Gift sei, was ihnen dazu gefehlt habe. Die Thätigkeit, welche er den Annalen widmete, entsprach nicht der Zufriedenheit, mit der er sich über die Generosität Cotta's aussprach; überhaupt hätte er lieber das unruhige Schriftstellerleben mit einer festen Anstellung vertauscht, und er schmeichelte sich, eine Professur an der Münchener Universität durch den ihm befreundeten Minister E. v. Schenk zu erhalten. Noch von dieser vergeblichen Hoffnung erfüllt, reiste er im Jahre 1828 durch Tirol nach Italien, besuchte Verona, Mailand, das Schlachtfeld von Marengo, Genua, die Bäder von Lucca, Florenz, und würde wahrscheinlich auch nach Rom gegangen sein, wenn ihn nicht eine Ahnung vom Tode seines Vaters plötzlich nach Hamburg zurückgetrieben hätte, wo er denselben wirklich nicht mehr am Leben fand. Nach kurzem Aufenthalt in Hamburg ging er zu Anfang 1829 nach Berlin, schrieb hier, in Potsdam und Helgoland den schon in Italien begonnenen dritten Band seiner Reisebilder, und nahm dann auf längere Zeit seine Wohnung in Hamburg, bis ihn die Aufregung, in welche ihn die Juli-Revolution versetzt hatte, sowie der Unmuth, den er über die minder günstige Aufnahme seiner zuletzt publizirten Reisebilder empfand, und die ihn beständig folternde Angst wegen seiner Freiheitsideen in eine Festung gesperrt zu werden, im Frühjahre 1831 bestimmte, Deutschland zu verlassen und nach Paris überzusiedeln, wo er bekanntlich bis zu seinem am 17. Februar 1856 erfolgten Tod Anfangs in ihm mehr oder minder zusagenden Verhältnissen, dann unter mannigfachen bitteren Erfahrungen, seit 1845 unter ununterbrochenen schweren Körperleiden, durchweg aber mit ungebrochener Geisteskraft gelebt und seine bisherigen Werke durch eine große Anzahl neuer Arbeiten (z. B. durch seine Berichte „französische Zustände" für die „Allg. Ztg.", durch seine ursprünglich für die französische Nation geschriebenen Schriften über die deutsche Philosophie, die romantische Schule ꝛc., durch sein Buch über Börne, durch seinen „Atta Troll", „Romancero", das Tanzpoem „Faust", „die Götter im Exil", „Geständnisse" u. s. w.) vermehrt hat.

Näher auf die interessanten Einzelheiten dieser mit den allgemeinen Zeitbewegungen eng verflochtenen Lebensperiode des Dichters einzugehen, müssen wir uns leider versagen, dürfen aber dem Leser den vielseitigsten Genuß versprechen, wenn er sich mit dem überaus reichen Inhalt des Buchs selbst bekannt macht. Nur um unsere Skizze nicht ganz ohne koloristische Andeutung zu bieten, wollen wir, von den unzähligen Stellen, die wir gern als Proben mitgetheilt hätten, hier einige wenige folgen lassen, die in einer oder der andern Weise für den Dichter bezeichnend sind.

Mit ergötzlichem Humor schilderte Heine selbst seine Angst vor den preußischen Festungen, die ihn nach Paris getrieben. „Es kam mir manchmal vor", schrieb er, „als sei die Sonne eine preußische Kokarde; des Nachts träumte ich von einem häßlichen schwarzen Geier, der mir die Leber fraß, und ich ward sehr melancholisch. Dazu hatte ich einen alten Berliner Justizrath kennen gelernt, der viele Jahre auf der Festung Spandau zugebracht und mir erzählte, wie unangenehm es sei, wenn man im Winter die Eisen tragen müsse. Ich fand es in der That sehr unchristlich, daß man den Menschen die Eisen nicht ein bißchen wärme. Wenn man uns die Ketten ein wenig wärmte, würden sie keinen so unangenehmen Eindruck machen, und selbst fröstelnde Naturen könnten sie dann gut tragen. Ich frug meinen Justizrath, ob er zu Spandau oft Austern zu essen bekommen. Er sagte nein; Spandau sei zu weit vom Meere entfernt. Auch das Fleisch sei dort rar und es gebe dort kein anderes Geflügel als die Fliegen, die einem in die Suppe fielen. Zu gleicher Zeit lernte ich einen französischen Commis voyageur kennen, der für eine Weine

handlung reiste und mir nicht genug zu rühmen wußte, wie lustig man jetzt in Paris lebe, wie der Himmel dort voller Geigen hänge, wie man dort jetzt von Morgens bis Abend die Marseillaise und „En avant marchons!“ und „Lafayette aux cheveux blancs“ singe und Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft an allen Straßenecken geschrieben stehe; dabei lobte er mir auch den Champagner seines Hauses, von dessen Adresse er mir eine große Anzahl Exemplare gab, und er versprach mir Empfehlungsbriefe für die besten Pariser Restaurants, im Fall ich die Hauptstadt zu meiner Erheiterung besuchen wollte. Da ich nun wirklich einer Aufheiterung bedurfte und Spandau zu weit vom Meere entfernt ist, um dort Austern zu essen und mich die Spandauer Geflügelsuppen nicht sehr lockten und auch obendrein die preußischen Ketten im Winter sehr kalt sind und meiner Gesundheit nicht zuträglich sein konnten, so entschloß ich mich, nach Paris zu reisen und im Vaterland des Champagners und der Marseillaise ihnen zu trinken und diese letztere, nebst „En avant marchons!“ und „Lafayette aux cheveux blancs“, singen zu hören.“*)

(Fortsetzung folgt.)

Der Kanal von Suez.

(Fortsetzung.)

So zerfiel die Arbeit von selbst in zwei Haupttheile, in den Süßwasserkanal, der vom Nil abzweigend die Landenge mit Wasser versorgte, und den Salzwasserkanal, der die Schiffe von Suez nach Port Said trüge. Die Richtung des Süßwasserkanals war seit der Zeit der Pharaonen schon vorgezeichnet, er konnte schon wegen der Höhenverhältnisse keinen anderen Weg nehmen, als den vor Zeiten schon der berühmte Kanal von Arsinoë genommen. Derselbe zweigt in Zagazig ab, erhält durch zwei weitere Kanäle, die drei Stunden unter Kairo vom Nil abzweigen, Verstärkung und zieht sich durch das El Wady. Dieses Wady, auch Wady Tumilat genannt, gilt für das alte Land Gosen, den Wohnsitz Israels in Egyptenland. Im Mittelalter waren die Bewässerungen zerfallen und erst Mehmet Ali schuf in den 20er Jahren aus der Wüste wieder ein Kulturland durch Herstellung von 800 Sakias (Brunnen). Nach dem Tode des Prinzen Il Hamy kaufte die Kompagnie aus seinem Nachlaß das ganze Wadi um 2 Mill. Fr., von wo aus die eigentliche Operation gegen die Landenge begann. Im Jahre 1860 waren 35 Kil. Kanal vom Ausgange des Wady bis Timsah fertig; von wo aus derselbe nach Nord und nach Süd seine Wasser spenden sollte. Das Arbeiterlager Timsah verwandelte sich in kurzer Frist in eine nach regelmäßigem Plan angelegte Stadt wohlgebauter steinerner Häuser und erhielt dem jetzigen Khedive zu Ehren den Namen Ismaila.

Diese Hauptstadt des neuen Wüstenreichs zählt bereits einige Tausend Einwohner, vorherrschend Franzosen; hier sind die Gebäude der Generaldirektion, eine Villa des Herrn v. Lesseps im Schweizerstyl; Kaffeehäuser, Restaurationen und Theater fehlen natürlich nicht. Vor Ismaila, an der Schleuse Nefisch, theilt sich der Kanal; hier gibt er den südlichen Arm ab, der am Timsah-See vorbei zum Serapeum, weiterhin zwischen den Bitterseen und dem Djebel Geneffe über Chalouf eine halbe Stunde von der Stadt Suez in den dortigen Meeresarm fällt. Der Kanal ist am Wasserspiegel 12,5 Meter breit, auf Grund dem 7,7 Meter; die Tiefe beträgt 2 Meter. Im Februar 1863 ward die die Arbeit fertig und damals schon eine Eröffnung gefeiert; damals war es ein rein nationales Fest, dessen Bedeutung Niemand unterschätzte. Weither bis vom Sinai und vom Gaza kamen die Beduinen-Schechs, ihre Füße im heiligen Nil zu baden und ihre Kameele zu tränken und küßten den Franzosen die Hände als Söhnen Allahs, die Leben und Segen in die Wüste bringen. Der unschätzbare Werth dieser Arbeit lag klar vor Augen; hätte die Kompagnie weiter nichts Anderes als den Süßwasserkanal gebaut, so hätte sie schon geleistet, was seit Pharao Nechos Zeiten kein egyptischer Herrscher mehr geleistet; sie hat ein Kulturland von 600,000 Morgen der Wüste entrissen. Auch finanziell hat dabei die Kompagnie wohl ihr bestes Geschäft gemacht; der Khedive kaufte ihr das Wady um die Summe von 88 Mill. Frcs. ab und sicherte zugleich die Stellung von Arbeitern für den Salzwasserkanal zu, der jetzt in Angriff genommen werden sollte. Zuvor aber galt es noch, auch nach Port-Said die Segnung des Süßwassers zu schaffen. In offenem Kanal ging es hier nicht, es fehlte an nöthigem Gefäll, und der Weg führte 16 Kilometer weit durch den Menzaleh-See, auf dessen nördlicher Barre Port-Said entstehen sollte. So wurde denn von der Schleuse bei Nefisch an der andere Arm nach Ismaila und in den Timsah-See geführt und östlich der Stadt ein Pumpenwerk aufgestellt, welches das Wasser des Kanals durch gußeiserne Röhren nach Port-Said treibt. Die Länge der Wasserleitung von der Schleuse Nefisch nordwärts nach Port-Said und südwärts nach Suez beträgt 145 K. M., dazu noch 35 K. M. vom Ras el Wady nach Nefisch, thut, 180 K. M. Süßwasserleitung, die Ausbesserung alter und Herstellung neuer Zufuhrkanäle vom Nil ins Wady gar nicht mit eingerechnet. Die Erdarbeiten sind bis dahin ohne Unterschied in der Frohne von Eingebornen eingeführt worden. Zu dem Ende vertheilte der Gouverneur einer

*) Der weißhaarige Lafayette trug aber eine schwarze Perücke, bemerkte Heine in einem Brief.

Provinz in seinem Bezirk die nöthige Arbeiterzahl, die ihm vom Khedive bezeichnet war.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Anatomisches Kuriosum.] In der am 22 d. Mts. abgehaltenen Vorlesung über die Knochen der unteren Extremität zeigte Herr Professor Hyrtl in Wien diejenigen eines jungen Mannes von bisher unerreichter Größe. Drei Riesenskelette werden bis heutzutage als die größten aufbewahrt: das Erste von 7½ Fuß Höhe, im anatomischen Museum zu Marburg; das Zweite von 8 Fuß Höhe, welches dem Leibknappen des Kaisers Maximilian I. angehörte, und bei den Reparaturen eines Kirchhofes in Innsbruck vorgefunden wurde; das Dritte, ebenfalls von 8 Fuß Höhe, im Museum der Königlichen Gesellschaft der Wundärzte zu London. Dieses Letztere gehörte einem Irländer an, der sich für's Geld sehen ließ, dadurch große Einnahmen erzielte, und sich dann dafür zu Tode soff. Er ersuchte seine Freunde, ihn nach seinem Tode ins Meer zu versenken, damit sein Skelett nicht in einem anatomischen Museum zur Schau gestellt werde. Sein Wunsch wurde vollzogen. Der damalige Professor der Anatomie aber ließ ihn aufischen. Diese Skelette erreichen aber noch nicht die Höhe desjenigen, dessen Knochen der unteren Extremität im Besitze des Professors Hyrtl sind. Der Oberschenkel mißt 33 Zoll. Nach dem Vergleiche mit dem Schenkel eines Mannes von 6 Fuß Höhe, dessen Oberschenkel 21 Zoll Länge hat, muß nach vergleichend geometrischen Gesetzen der Inhaber dieses Oberschenkels neun Fuß hoch gewesen sein. Daß es ein junger Mann war, beweisen die noch nicht verwachsenen Epiphysen des Unterschenkels (die Epiphyse ist ein kleiner, lockerer Knochen, der an einen größeren durch Knorpel anwächst). Die Knochen wurden zu Tage befördert, als unter Kaiser Joseph II. der Befehl ertheilt wurde, daß alle in der Stadt um die Kirchen gelegenen Kirchhöfe aufgelassen und die Leichen außerhalb der Stadt geschafft werden sollen. Joseph Barth, damals Professor der Anatomie, fand unter den aufgewühlten Gebeinen auch die erwähnten Riesenknochen.

[Falsche Indianer.] Im Staate San Luis (Mexiko) hat man fünf Individuen verhaftet, welche, als wilde Indianer verkleidet, alle Personen, denen sie begegneten, ermordeten oder wenigstens bestahlen. Diese elenden Wichte sind auf Befehl des Gouverneurs von Coahuila, dem Staate, wo sie die meisten ihrer Verbrechen begangen, erschossen worden. Bevor es zum Tode ging, hat einer von ihnen eingestanden, daß er in seinem Leben 98, sage achtundneunzig Personen das Leben genommen. Man darf wohl sagen, daß die wirklichen Indianer solchem Scheusal keine Konkurrenz machen können.

„Billets für fünf Erwachsene und neunundreißig Kinder unter sieben Jahren", sagte neulich ein Reisender, der vom Salzsee kam, zu dem Billeteur einer Eisenbahnstation. „Wenn es für eine Pension oder sonst eine Anstalt ist, so darf ich Ihnen einen Rabatt bewilligen!" sagte der Beamte zuvorkommend. „Ach was Pension, was Anstalt! Ich habe die Billets für mich, meine Frauen und Kinder verlangt!" rief der entrüstete Jünger Brigham Young's aus.

In einem Provinzialblatte las man nachstehende Anzeige: „Gestern entschlief zu einem schöneren Wachen an dem zweijährigen Rheumatismus dieses Lebens und bei dem vollkommenen Bewußtsein ihrer Subjektivität meine erste Gattin Appollonia, geb. Strunk. Ihr dreißigjähriges Dasein war dem Elend gewidmet. Als Gatte beklage ich sie mit Thränen, was sie aber als Mensch gewesen, das hat sie immer mit Selbstverachtung geleugnet. Uebrigens werde ich ihr Geschäft als Milchfrau jetzt selbst fortsetzen."

Charade.

Meinem Zweiten eng verbunden,
Von demselben fest umwunden,
Schwebt bei großem Gafferchor
Flugs mein Ganzes zum Ersten empor.

Auflösung des Räthsels in Nr. 265:
Hanswurst.

Richtig gelöst von A. K.

Geschichtskalender.

27. Nov. 1812. Brückenbruch auf der Beresina, 30,000 Menschen finden halb erfroren den Tod in den Wellen.
„ 1815. Alexander I. gibt Polen ein Konstitution.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 275 Samstag, 27. November 1869.

Eine Nachtigall.

(Novelle von F. Klinck.)

Es war zu Anfang des Jahres 1796. Durch die Straßen der Stadt Leipzig peitschte ein heftiger Sturm und schlug schwere Regentropfen gegen die theilweise frühzeitig geschlossenen Fensterläden.

In einem geräumigen Gemache eines unansehnlichen Hauses unweit der Thomasschule, saßen beim lustig aufflackernden Feuer der Musikdirektor der dortigen Universität, Johann Georg Häser, und sein Freund, der Organist Johann Gottfried Schicht. — Ersterer war ein Mann hoch in den Sechzigen, von etwas gebeugter Gestalt und schneeweißem Haar; letzterer zählte erst einige vierzig, obgleich sein durchfurchtes Antlitz auf eine keineswegs heiter und sorglos verlebte Jugend schließen ließ.

Beide Männer waren, trotz der Verschiedenheit des Alters, Freunde, und der alte Häser wurde noch einmal so vergnügt, wenn er Schicht zu sich in sein Kabinet treten sah, um einen Abend in seiner Gesellschaft zu verbringen.

Am heutigen Abend bewegte sich die sonst gewöhnlich sehr lebhafte Unterhaltung in etwas gedrückter Weise, und trotz der behaglichen Wärme, die im Gemache herrschte, trotz der großen Weinflasche auf dem Tische, wünschte Schicht nichts sehnlicher, als daß ihm der alte Musikdirektor den Laufpaß geben möchte. Aber dieser schien nicht geneigt, seinen Freund so leichten Kaufs frei zu geben, und begann immer von Neuem die stockende Unterhaltung.

„Ich weiß wirklich nicht, lieber Schicht, was ich mit der Lotte anfangen soll. Da hab' ich mir's nun einmal in den Kopf gesetzt, aus ihr eine große Sängerin zu machen, und sehe von Tag zu Tag mehr ein, daß es damit nichts ist. — Das Mädel taugt nicht für die Musik. Da ist keine Liebe, keine Lust, und am allerwenigsten eine Stimme."

Der alte Musikdirektor sprach diese Worte so entschieden und auch wiederum so schmerzlich aus, daß Schicht Mitleiden mit ihm fühlte.

„Das könnt ihr nicht Alles beweisen, Häser entgegnete er tröstend. „Charlotte ist erst zwölf Jahre alt, da kann man noch nicht über eine Stimme urtheilen."

Der Alte schüttelte bedenklich den Kopf.

„Ueberdies," fuhr Schicht nach einer Pause fort, „hat Charlotte nur noch unter eurer Leitung und Aufsicht gesungen, und ich meinestheils bin fest überzeugt, daß ein Vater niemals der Lehrer seines Kindes sein kann."

„Das ist Alles ganz gut, lieber Schicht," sagte Häser seufzend; „aber wenn das Mädel es nur etwas weiter gebracht hätte, als ein paar alte Balladen zu singen, womit ich ihr die Lust eintreiben wollte. Und gegen Alles, was italienische Musik heißt, hat sie eine entschiedene Abneigung." —

„Es mag war sein, was ihr sagt," unterbrach ihn Schicht bedächtig, „aber ich habe alle Ursache zu glauben, daß ihr Euch in dem Mädchen täuscht, und darum bitte ich Euch: vertraut mir die Charlotte an, und wenn, vom heutigen Tage an in einem Jahre Ihr noch sagt, sie habe keine Stimme, dann will ich Euch in Gottes Namen Recht geben."

Noch immer schüttelte Häser zweifelhaft mit dem Kopfe.

„Ich weiß, daß ihr ein tüchtiger Meister seid, Schicht, aber — nehmt's mir nicht übel — bei dieser Sache ziehe ich Eure Kunst in Zweifel, oder Ihr müßt ein Hexenmeister sein; das Mädel hat mir schon zu viel Sorgen und Mühe gemacht!"

Der Organist lachte, indem er das vor ihm stehende Glas Wein bis auf die Neige leerte.

„Ueberlaßt mir die Charlotte nur, Ihr habt dadurch ein Stück Arbeit weniger, und das Uebrige wird sich schon finden," entgegnete er. „Mein Weib wird sich willig der Mühe, sie zu unterrichten, unterziehen — und, so schlimm wird's auch nicht mit der Kleinen sein."

Allmählich hatte sich das Gesicht des alten Mannes aufgeheitert, und als Schicht jetzt geendet, streckte er ihm freudestrahlend beide Hände entgegen.

„Das lohn' Euch Gott, Schicht, ich kann es nicht. Ihr Alle wißt, wie ich mich mit Leib und Seele der hochedlen Musika zu eigen gegeben habe, und es wäre ein Nagel zu meinem Sarge, wenn die Lotte aus der Art schlagen und keinen Sinn für die Musika haben sollte."

Noch lange sprachen die Männer hin und her; aber als endlich Schicht Abschied nahm, da war der alte Musikdirektor doch so heiter und zufrieden, wie seit langer Zeit nicht mehr. Gedankenvoll schritt Schicht die alte Treppe hinab, daß sie in allen Fugen krachte.

„Ich danke schön, Herr Organist," sagte plötzlich eine feine melodische Stimme dicht neben ihm, und eine kleine warme Hand ergriff die Seinige. „Ich danke Euch aus Grund meines Herzens für Euer gütiges Anerbieten, und ich gelobe Euch, es soll Euch nicht gereuen. Ihr werdet eine dankbare Schülerin an mir haben."

Noch ehe Schicht etwas erwidern konnte, hörte er leise flüchtige Schritte, und dann war wieder Alles lodtenstill im Hause.

Die kleine Charlotte Henriette Häser war ein Mädchen von zwölf Jahren, groß und schlank gewachsen, mit keinen regelmäßig schönen, aber äußerst feinen Gesichtszügen und den tiefsten blauen Augen der Welt. Das Mädchen war gerade so wie alle Kinder ihres Alters, nur etwas ernster und sinniger. Sie spielte nie, sondern saß lieber in der Stube ihres Vaters und ließ sich von diesem unterrichten, trotzdem sie, wie dieser sagte, nicht den geringsten Sinn für Musik hatte. Hätte man sie singen hören, so mußte man dem alten Musikdirektor Recht geben, und seine Ansicht, daß die Lotte es nie zu etwas bringen würde, theilen. Ihre Stimme war nichts weniger als schön und biegsam und die Aussprache so undeutlich, daß einem — wie der alte Häser sagte — dabei fast die Haare zu Berge standen.

Freilich, wenn man dann wiederum die heißen Thränen des Kindes sah, die über die Wangen flossen, wenn der Vater es einmal ernstlich getadelt hatte, und wie es des Abends, wenn Alles im Hause zur Ruhe gegangen war, die höchste Bodentreppe hinaufstieg und sich dort in der Einsamkeit abquälte, den Fehler, der ihr den Tadel zugezogen hatte, zu verbessern, dann mußte man sich auch doch wiederum geneigt fühlen, ihr eine große Zukunft zu prophezeihen, denn ein ernstlicher Wille vermag viele Schwierigkeit zu überwinden.

(Fortsetzung folgt.)

H. Heine.

(Fortsetzung.)

Mit den deutschen Republikanern zu Paris vermochte sich Heine, der Anfangs an die Ehrlichkeit des Bürgerkönigs Louis Philipp glaubte, von vornherein nicht zu befreunden. Deßhalb wurde er bald, als seinen Freiheitsideen abtrünnig, verschrieen. Aber die Satire, mit der er den König bereits 1832 in seinen sonst fein abgewogenen Berichten an die „Allg. Ztg." behandelt, bezeugt, daß er den revolutionären Tendenzen keineswegs zugethan war. In einem jener „symbolischen Histörchen", in die er seine Spöttereien einzukleiden liebte, fingirt er: ihm sei erzählt, wie man Louis Philipp in den ersten Monaten nach der Juli-Revolution auf der Terrasse des Palais royal jederzeit für 5 Fr. habe sehen können und fährt dann fort: „Für fünf Francs! rief ich mit Verwunderung. Zeigt er sich denn für Geld? Nein, aber er wird für Geld gezeigt. Es gibt eine Societät von Claqueurs, Marchands de Contremarques und sonstigem Lumpengesindel, die jedem Fremden anbieten, ihm für fünf Francs den König zu zeigen; gebe man ihnen zehn Francs, so werde man ihn sehen, wie er die Augen gen Himmel richtet und die Hand betheuernd aufs Herz legt; gebe man aber zwanzig Francs, so solle er auch die Marseillaise singen. Gab man jenen Kerls ein Fünffrankenstück, so erhoben sie ein jubelndes Vivatrufen unter den Fenstern des Königs, und Höchstderselbe erschien auf der Terrasse, verbeugte sich und trat wieder ab. Hatte man jenen Kerls zehn Francs gegeben, so schrien sie noch viel lauter und gebärdeten sich wie besessen, während der König erschien, welcher alsdann zum Zeichen seiner stummen Rührung die Augen gen Himmel richtete und die Hand betheuernd aufs Herz legte. Die Engländer aber ließen es sich manchmal zwanzig Francs kosten, und sobald der König erschien, ward die Marseillaise angestimmt und so fürchterlich gegröhlt, bis Ludwig Philipp, vielleicht nur um dem Gesang ein Ende zu machen, sich verbeugte, die Augen gen Himmel richtete, die Hand aufs Herz legte und die Marseillaise mitsang."

Im Gegensatz hierzu erzählt er in einem anderen Berichte: „Louis Philipp spielte zwar noch immer seinen Roi-citoyen, und trage noch immer das dazu gehörige Bürgerkostüm; unter seinem bescheidenen Filzhut trage er jedoch eine ganz unmaßgebliche Krone von gewöhnlichem Zuschnitt und in seinem Regenschirm verberge er das abgetakteste Scepter!" Einen ernster gehaltenen Artikel schließt er mit den Worten: „Ja, Louis Philipp mußte an die Spitze der europäischen Freiheit treten, die Interessen desselben mit seinen eigenen verschmelzen, sich selbst und die Freiheit identifiziren und wie einer seiner Vorgänger ein kühnes „L'état c'est moi!" aussprach, so mußte er mit noch größerem Selbstbewußtsein ausrufen: „La liberté c'est moi!" Daß der Juli-König dieß nicht gethan, das macht ihm Heine zum beständigen Vorwurf und ruft prophetisch aus: „Wir wollen nun die Folgen abwarten. Sie sind unausbleiblich, und nur über die Länge der Zeit läßt sich nichts Bestimmtes voraussagen. Wie Nourrit als Robert-le-Diable bei der ersten Vorstellung dieser Oper durch einen Zufall in die Versenkung hinabfiel, wo eben der Vater Teufel zur Hölle fuhr, so sollte auch Ludwig Philipp sich vorsehen, daß er nicht einmal unversehens auf das versinkende Brett geräth. Er steht auf einem sehr unsichern Boden. Er

Digitized by Google

hat durch eigene Schuld seine beste Stütze verloren. Er beging den gewöhnlichen Mißgriff zagender Menschen, die mit ihren Feinden gut stehen wollen und es daher mit ihren Freunden verderben. Er kajolirte die Aristokratie, die ihn haßt, und beleidigte das Volk, das seine beste Stütze war.“ Gleichzeitig prophezeite er in Betreff Deutschlands: „Ueber kurz oder lang wird in Deutschland die Revolution beginnen, sie ist da in der Idee und die Deutschen haben nie eine Idee aufgegeben, nicht einmal eine Lesart; in diesem Lande der Gründlichkeit wird Alles, und daure es noch so lange, zu Ende geführt.“

(Schluß folgt.)

Der Kanal von Suez.

(Fortsetzung.)

Je nach der Zahl der Bevölkerung hatten nun die Schechs der Ortschaften auf einen bestimmten Tag die ihnen auferlegte Arbeiterzahl zu stellen. Hoch herab aus Oberegypten kamen Zuzüge, und man konnte während der Grabarbeiten alle Schattirungen vom reinsten Blauschwarz bis zum Olivengelb an den halbnackten Leibern studiren. Im Uebrigen darf man sich das Loos dieser Frohnarbeiter nicht gar zu bejammernswürdig vorstellen. Es ist vielfach besser, als das von Tausenden unserer europäischen Eisenbähnler. Von den braunen Leuten überanstrengt sich Keiner, mit großer Gemüthsruhe füllt Einer seinen Bastkorb mit den Händen, denn Schaufel oder Spaten kennt man kaum. Hat er 30—40 Pfund oder weniger geladen, so schlenkt er den Korb auf die Schulter und springt mit fröhlichem Jellah Hela i die Böschung hinan. Reis, Kaffee und Zwiebel faßt er, Wasser hat er, was will er weiter? Mit den Erdarbeiten an deutschen Bahnen ist diese kindliche Arbeit natürlich nicht zu vergleichen. Ich bin fest überzeugt, daß hier 100 Mann tüchtiger Arbeiter mit Rollkarren an einem Tage mehr fördern, als 1000 Araber bei Chalouf, aber Europäer hätten es nie ausgehalten und ein Stück gab's doch mit der Zeit und unvergeßlich bleibt Jedem, der es sah, der Anblick des Gewimmels, das unwillkürlich den Eindruck eines Ameisenhaufens gemacht hat. Bis dahin waren die Verhältnisse der Kompagnie zum Khedive ganz gut. Der Letztere stellte mit Vergnügen die Arbeiter, denn er machte dabei noch ein gutes Geschäft, indem ihm die Kompagnie in baar die Taglöhner zahlte, die seine eignen Auslagen für Verköstigung und sehr geringe Geldentschädigung bedeutend überstiegen.

Welche lächerlichen Verlegenheiten aber auch Herrn v. Lesseps bereitet wurden, namentlich häufig von Seiten des Khedive Said Pascha, des Vaters des jetzigen Vizekönigs, erzählt in humoristischer Weise ein Beobachter also: Said Pascha war eine der kapriziösesten und exzentrischsten Naturen, welche je mit der Herrscherwürde betraut waren. Bald begünstigte er den Plan des Kanalbaues in begeisterter Weise, stellte Lesseps eine ganze Armee von Fellahs zur Disposition und dann plötzlich berief er die Arbeiter ab und weigerte sich — welchem Einflusse folgend, kann man bei solchem Charakter gar nicht ermessen — ihm nur einen einzigen Mann zu gewähren. Er spielte dem Herrn v. Lesseps die schändlichsten Streiche, ohne irgendwie zu thun, als ob er daran schuld sein könne; denn Lesseps flößte dem Vizekönig eine Art Furcht ein, die nahe an Ehrfurcht grenzte.

Sobald Lesseps seiner Pläne wegen eine Reise nach Frankreich unternommen hatte und wieder nach Egypten zurückkam, fand er die Werften leer, die Arbeiter verlassen und den Kanal so wenig vorgeschritten, wie bei seiner Abreise. — Der Vizekönig hatte die Arbeiten einfach einzustellen befohlen. — Was war zu thun? Lesseps eilte nach dem Palais. Aber Said war schon vorher von seiner Ankunft unterrichtet und hatte sich auf der Eisenbahn geflüchtet. Herr Lesseps ihm nach, nach Kairo oder Suez. Der Vizekönig war bei seiner Ankunft schon wieder geflohen, wie ein Kind, das die Ruthe fürchtet, hatte seinen Weg nach Damiette genommen. Lesseps ging nach Damiette, in Eile war Said quer durch das Delta wieder nach Kairo gegangen: dort wollte Lesseps ihn einholen, aber vergeblich, der Vizekönig war schon den Nil zu Schiffe aufwärts gefahren, Lesseps in einem andern Schiffe hinter ihm drein, und es mußte gerudert werden, was Menschenkräfte vermögen. So ging die Jagd immer weiter, der eine voraus, der andere hinter ihm her, bald mit Hilfe der Segel, bald im Schlepptau eines Dampfers, an den Ruinen von Theben, Memphis, den alten Tempel Egyptens vorbei, über die Stromschnellen, rastlos, immer rastlos vorwärts. Endlich bis zur Wüste. Immer weiter, immer nach! Zu Pferde, zu Kameel, ohne Aufenthalt. In der Flucht des Vizekönigs lag etwas wie Raserei; endlich kam er bis an die Grenzen seines Reiches? wohin sollte er weiter? Dort flüchtete er sich in ein altes Bauwerk und von da in einen ehemaligen Tempel. Da gelang es Lesseps endlich, ihn zu stellen. Er schickte einen Boten und bat um eine Audienz. Diese wurde bewilligt. Die Audienz dauerte kaum einige Minuten und Lesseps wurde Alles bewilligt, was er verlangte. Und nun kamen der Vizekönig und Lesseps als die besten Freunde aus dem Schlupfwinkel des ersteren heraus, Arm in Arm und fuhren fröhlich mit einander den Nil hinab. Diese Posse wiederholte sich regelmäßig alle Jahre. Der Vizekönig hatte höchst seltsame Launen. Seine höchste Freude war es, den Lokomotivführer zu spielen. Er betrieb das Geschäft des Heizers und Maschinisten mit einer wahren Wuth.

Man hat ihn häufig in seinem Galakostüm mit Orden und Diamantsternen, gesticktem Kragen auf

der Maschine stehen und mit einer Verwegenheit ohne Gleichen sie zur äußersten Schnelligkeit antreiben sehen, indem er selbst Kohlen in die Gluth schob. Der Schienenweg von Kairo nach Alexandrien hatte nur ein Geleise. Eines Tages wollte Said auf dieser Bahn irgend wohin fahren und lud Herrn Minié, den Erfinder der nach ihm benannten Karabiner und einen andern Franzosen ein, ihn zu begleiten. Alle drei stiegen auf die Lokomotive. Als sie bei der Station Kafr-Zagat angekommen waren, zeigte man ihnen an, daß ein Waarentrain ihnen entgegenkomme, und der Pascha wurde gebeten, ihn erst vorbei zu lassen, ehe er weiter fahre. Aber Nichts da! Der Vizekönig zuckte verächtlich mit den Achseln und trotz des Abmahnens seiner beiden Reisegefährten ließ er seiner Maschine den vollsten Lauf. Eine Viertelstunde darauf war die Lokomotive von dem Zusammenstoß mit dem schweren Wagenzuge entgleist und die drei Reisenden in ein mit Wassermelonen bepflanztes Feld geschleudert. Einer der Herren hatte einen Armbruch davongetragen, der andere sich das Schultergelenk ausgerenkt, Said Pascha aber war leer ausgegangen und lachte aus vollem Herzen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Eine Uhr, deren Geschichte eine der bekanntesten amerikanischen Anekdoten darstellt, ist aus langer Nacht der Vergessenheit plötzlich wieder ans Licht gekommen. Es war während des Unabhängigkeitskrieges, als ein Schweizer Uhrmacher in Philadelphia, Namens Weitzel, eine prächtige, goldene Uhr mit der ausdrücklichen Bedingung Washington zum Geschenk machte, sich nie von ihr zu trennen, es sei denn, daß er sie einem Manne verehre, der größere Verdienste um Amerika besitze, als er selbst. Im Geiste dieses von dem General gemachten Versprechens schenkte derselbe die Uhr einige Zeit nachher dem General Lafayette, der sich hochgeehrt fühlte, und im Jahre 1825, bei seiner Rückkehr nach Amerika, dieselbe mit großem Stolze trug. Während er aber in Nashville die Begrüßungen der Einwohner von Tennessee entgegennahm, benutzte ein schlauer und gewandter Gaudieb die Gelegenheit und eignete sich die Uhr an. Trotz aller Nachforschungen und trotz der allgemeinen Entrüstung wurde nichts mehr von der Uhr gehört noch gesehen, bis sie vor wenigen Tagen ein alter Herr im Schaufenster eines Pfandleihers sah und erkannte. Der Finder war im Jahre 1825 mit Festordner beim Empfange Lafayette's gewesen, und hatte unter Anderem mehrere Zeitungen mit den Festbeschreibungen jener Tage in seinem Besitz, in welchen die Uhr ganz genau beschrieben war. Wie sich jetzt auswies, hatte ein junges Mädchen die Uhr verpfändet und die Familie wußte nur, daß es sich um ein Erbstück vom verstorbenen Vater handle, der die Uhr hoch in Ehren gehalten habe.

Aus Bern wird vom 24. November gemeldet: Vor einigen Tagen berichteten Walliser Blätter, daß drei Reisende, welche trotz der Warnung des Wirthes in Praz, das 2½ Stunde von dem Hospiz auf dem großen St. Bernhard liegt, bei Nacht und Schneegestöber ihre Reise über diesen Paß fortgesetzt, am anderen Morgen sämmtlich erfroren aufgefunden worden wären. Das Mitleid, welches man bei dieser Nachricht empfand, wird bedeutend durch die nachträgliche Mittheilung geschmälert, daß die Verunglückten Diebe waren, welche im Camounixthale eingebrochen hatten und ihren Raub nach Italien in Sicherheit bringen wollten. Die gestohlenen Sachen, Betten und Leinenzeug, fand man neben den Leichen.

In der Vorhalle des Berliner Opernhauses spielte dieser Tage folgender hübscher Scherz. Als die Vorstellung sich dem Ende nahte, kam ein Herr, um seine Frau abzuholen, und fragte einen der Thürsteher, ob er nicht in den Korridor eintreten dürfe. Nein, nur „Diener" darf ich einlassen, antwortete dieser. Nun, dann kann ich hinein, denn ich bin der Diener meiner Frau! Sprach's und schritt hindurch.

Räthsel.

Von Allem, was ich kriege, trinke
Ich mich so voll, daß ich zu Boden sinke,
Doch gönnst du mir es nicht, im Augenblick
Geb' ich's durch einen Druck zurück.

Auflösung der Charade in Nr. 266:
Schneeblind.

Geschichtskalender.

28 Nov.	1780.	Maria Theresia stirbt in Wien.
„	1811.	Geburtstag von Max II. von Bayern.
29. Nov.	1807.	Die portugiesische Königsfamilie verläßt Europa und zieht nach Brasilien.
„	1830.	Aufstand in Warschau.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers L. Mailänder.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 276 Montag, 29. November 1869.

Eine Nachtigall.

(Fortsetzung.)

Von jetzt an sah man Charlotte Tag aus Tag ein, trotz Sturm und Wetter, der Wohnung des Organisten Johann Gottfried Schicht zueilen, und wenn sie dann nach ein Paar Stunden wieder heraustrat, dann war ihre bleiche Wange rosig angehaucht, und um ihre feinen Lippen spielte ein zufriedenes Lächeln.

Die Stunden, die sie bei Schicht zubrachte, zählten auch zu den glücklichsten ihres Lebens, und wenn sie zu seinen Füßen saß und ihm zuhörte, wie er sie zu belehren suchte, dann hätte der alte Musikdirektor in diesem lieblichen Mädchenantlitze gewiß seine bleiche, kleine, schüchterne Charlotte nicht wieder erkannt. Aber der alte Häser erfuhr nichts von den Fortschritten, die sein Töchterchen machte, sondern wenn er Charlotte über ihre Näharbeit gebeugt sitzen sah, dann murmelte er wohl kopfschüttelnd:

„Eine brave, wackre Hausfrau magst Du werden — niemals lernst Du ordentlich singen.“

Ein Jahr war langsam dahingerollt, seit Charlotte Häser ihren Unterricht von dem Organisten Schicht empfangen hatte. Der alte Musikdirektor wußte nicht, daß es so lange war, denn mit neunundsechzig Jahren fliegen die Jahre schon ein Bischen schneller, und die beiden Freunde saßen wiederum beisammen im traulichen Gespräch.

„Nun, lieber Häser,“ entgegnete Schicht auf die Frage des Alten, wie Charlotte sich mache, mit einem geheimnißvollen Lächeln, das diesem jedoch entging, „morgen ist es ein Jahr, daß ich das Kind zu mir nahm, und wenn ich auch nicht behaupten kann, daß es gerade Riesenfortschritte gemacht hat, so ist es doch nicht mehr wie billig, daß Ihr Charlotte einmal wieder singen hört, und dazu lade ich Euch auf morgen zu mir ein.“

Der alte Musikdirektor schüttelte gewohnheitsmäßig nachdenklich den Kopf.

„Ich habe nicht gewußt, daß es schon so lange war, aber ich kann mir wohl denken, daß meiner keine große Ueberraschung harrt, sonst hätte man wohl einen halben Ton aus ihrer Kehle vernommen,“ sagte er.

„Doch jetzt wollen wir es genug sein lassen, Schicht und das Mädchen nicht länger quälen, mag es in die Küche gehen und brav kochen lernen. Wir haben ja Beide unser Möglichstes gethan, und damit laßt es denn jetzt genug sein.“

Während dies im ersten Stocke des Hauses verhandelt wurde, saß oben in ihrem Dachkämmerchen Charlotte. Sie hatte sich in einen großen Mantel gehüllt, denn es war bitterlich kalt, und der Frost zauberte große Blumen an die Fenster. Vor ihr auf dem alten wackeligen Tische stand ein halb abgebranntes Licht, und daneben lag ein großer Haufen Noten, zwischen welchen sie herumwühlte. Sie schien die Kälte nicht zu spüren, nur bisweilen hauchte sie in die erstarrten Hände, um wieder Leben hinein zu bringen, damit sie weiter in den Noten blättern konnte. Endlich zog sie ein Blatt zwischen denselben hervor, und nachdem sie es mehrere Male übersehen hatte, legte sie es wieder nieder und schritt dann gedankenvoll in dem Gemache auf und ab.

„Sorge macht mir die ganze Geschichte doch,“ murmelte sie für sich, „und hätte nicht der theure Lehrer mich versichert, daß ich es wagen könne, ich würde mich noch jetzt zurückziehen. Aber nun ist's unmöglich, und ich muß zusehen, wie ich fertig werde, denn Schande darf ich ihm nicht machen. O, wie gut er es mit mir meint, und wie lieb ich ihn dafür habe!“

Charlotte Häser hatte sich in dem einen Jahre wenig verändert. Ihre Gestalt war noch immer unvollkommen, vielleicht noch eckiger als vordem, und ihr Gesicht noch ebenso blaß und schüchtern. Nur wenn sie bei ihrem Lehrer war, wenn sie ihm gegenüber saß, und er ihr seine Zufriedenheit über ihre Fortschritte aussprach, dann war das schüchterne Kind nicht mehr zu erkennen. Dann leuchteten die tiefblauen Augen, dann lachte der schmale Mund und die herrlichsten Rosen blühten auf den schmächtigen Wangen.

Die Gattin Schicht's, eine berühmte Konzertsängerin, aber hatte sich die Zuneigung des kleinen Mädchens nicht zu gewinnen vermocht, sondern im Gegentheil: so groß die Liebe und Verehrung desselben für ihn war, so fürchtete — und man möchte fast sagen, haßte — sie seine Gattin, obgleich diese ihr stets freundlich entgegen kam. Charlotte wußte selber nicht, warum sie diese Abneigung gegen die Gattin ihres Lehrers hegte, aber

sie konnte sie, mit ihrem besten Willen, nicht überwinden.

In einem großen Gemache des Hauses, wo Johann Gottfried Schicht wohnte, war eine kleine auserlesene Gesellschaft trauter Freunde und Bekannte des Organisten versammelt — nur Häser fehlte noch. Schicht stand an einem großen geöffneten Konzertflügel gelehnt, ihm zur Seite, schüchtern in eine Ecke gedrängt, Charlotte Häser. Ihr Gesicht war ohne jegliche Spur von Farbe und Bewegung, die kleinen Hände hatte sie krampfhaft zusammengepreßt, und die Augen hafteten unverwandt voll ängstlicher Spannung auf ihrem Lehrer.

In diesem Augenblick trat Häser in das Gemach, sein scharfer Blick sah sofort, zu seinem nicht geringen Schrecken, sein Töchterchen.

„Um Gotteswillen, Schicht, seid Ihr wahnsinnig?“ „Was wollt Ihr beginnen,“ flüsterte er seinem Freunde beinahe entsetzt zu, nachdem er die Uebrigen begrüßt hatte. „Ihr werdet mich und das Kind blamiren, und so auf einmal jede Liebe zu der Musik in ihrer Brust ersticken.“

Schicht lächelte und nickte seiner kleinen Schülerin aufmunternd zu.

„Ohne Sorge, lieber Häser, Ihr braucht nichts zu fürchten. Dieses Kind zählt erst dreizehn Jahre, und meine versammelten Freunde wissen, daß man von einem solchen kein Meisterwerk zu erwarten pflegt. Darum setzt Euch nur ruhig dorthin, Häser, und seid kein zu strenger Richter.“

Seufzend, das Herz voll banger Sorge, und unzufrieden mit der Eigenmächtigkeit seines Freundes, nahm Häser den ihm angedeuteten Platz zwischen den Übrigen Versammelten ein, während Schicht seinem kleinen Schützlinge ermuthigende und beruhigende Worte zuflüsterte.

(Fortsetzung folgt.)

H. Heine.

(Schluß.)

Häufig auch hat man Heine beschuldigt, in der Art und Weise, wie er in seinem Buche „De l'Allemagne“ den Franzosen die die deutsche Philosophie, die romantische Schule und andere Thaten des deutschen Geistes geschildert, jenen geschmeichelt und die Deutschen auf Kosten des Auslands herabgesetzt zu haben. Strodtmann weist dies mit schlagenden Belegen zurück, unter denen sich z. B. auch folgende Stelle befindet: „Die deutsche Philosophie“, heißt es unter anderm bei Heine, „ist eine wichtige, das ganze Menschengeschlecht betreffende Angelegenheit, und erst die spätesten Enkel werden darüber entscheiden können, ob wir dafür zu tadeln oder zu loben sind, daß wir erst unsre Philosophie und hernach unsre Revolution ausarbeiteten. Mich dünkt, ein methodisches Volk, wie wir, mußte mit der Reformation beginnen, konnte erst hierauf sich mit der Philosophie beschäftigen, und durfte nur nach deren Vollendung zur politischen Reformation übergehen. Diese Ordnung finde ich ganz vernünftig. Die Köpfe, welche die Philosophie zum Nachdenken benutzt hat, kann die Revolution nachher zu beliebigen Zwecken abschlagen. Die Philosophie hätte aber nimmermehr die Köpfe gebrauchen können, die von der Revolution, wenn diese ihr vorherging, abgeschlagen worden wären. Laßt euch aber nicht bange sein, ihr deutschen Republikaner; die deutsche Revolution wird darum nicht milder und sanfter ausfallen, weil ihr die Kant'sche Kritik, der Fichte'schen Transscendental-Idealismus und gar die Naturphilosophie vorausging. Durch diese Doktrinen haben sich revolutionäre Kräfte entwickelt, die nur des Tages harren, wo sie hervorbrechen und die Welt mit Entsetzen und Bewunderung erfüllen können. Das Christenthum — und das ist sein schönstes Verdienst — hat die einst brutale germanische Kampflust einigermaßen besänftigt, konnte sie aber nicht zerstören, und wenn einst der zähmende Talisman das Kreuz zerbricht, dann raffelt wiederum empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unsinnige Berserkerwuth, wovon die nordischen Dichter so viel singen und sagen. Jener Talisman ist morsch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zusammenbricht. Die alten steinernen Götter erheben sich dann aus dem verschollenen Schutt und reiben sich den tausendjährigen Schlaf aus den Augen, und Thor mit dem Riesenhammer springt endlich empor und zerschlägt die gothischen Dome... Und die Stunde wird kommen. Wie auf den Stufen eines Amphitheaters werden die Völker sich um Deutschland herumgruppiren, um die großen Kampfspiele zu betrachten. Wenn ihr dann das Gepolter und Geklirr hört, dann hütet euch, ihr Nachbarskinder, ihr Franzosen, und mischt euch nicht in die Geschäfte, die wir zu Hause in Deutschland vollbringen. Es könnte euch schlecht bekommen. Hütet euch, das Feuer anzufachen, hütet euch, es zu löschen. Ihr könntet euch leicht an den Flammen die Finger verbrennen. Lächelt nicht über meinen Rath, den Rath eines Träumers, der euch vor Kantianern, Fichteanern und Naturphilosophen warnt. Lächelt nicht über den Phantasten, der im Reiche der Erscheinungen dieselbe Revolution erwartet, die im Gebiete des Geistes stattgefunden. Der Gedanke geht der That voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutsche Donner ist freilich auch ein deutscher, ist nicht sehr gelenkig und kommt etwas langsam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn ihr es einst krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wißt: der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht. Bei diesem Geräusch werden die Adler aus der Luft todt niederfallen und die Löwen in der fernsten Wüste Afrika's werden

die Schwänze einkneifen und sich in ihren königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte."

Die Untersuchung gegen Traupmann.

Paris, 27. Nov.

Die Leiche des Johann Kink wird, wie man jetzt erfährt, nach Paris gebracht und Traupmann mit ihr konfrontirt werden. Die Leiche ist nämlich nicht so sehr in Verwesung übergegangen, als man Anfangs geglaubt. Bis jetzt hat man dem Mörder noch nicht mitgetheilt, daß man den Vater Kink aufgefunden hat. Es scheint, daß man ihn demselben plötzlich gegenüber stellen will. Die Geständnisse, welche Traupmann bis jetzt gemacht hat, sollen ziemlich weitgehend sein. Es ist der Advokat Lachaud, sein Vertheidiger, der ihn bestimmte, mit der Wahrheit hervorzutreten. Zu Lachaud soll er geäußert haben, daß er drei Mitschuldige habe. Dies ist bis jetzt aber noch keineswegs verbürgt. In der letzten Zeit ist der Mörder in sehr gereiztem Zustande. Er liest fortwährend Macbeth und besonders die Scene mit den drei Hexen. „Und mir" — so sagte er vor einigen Tagen — „und mir, wenn ich in der Hölle sein werde, wird man alle Kink vorführen, aufgespießt auf einem Messer. — Er lachte dabei, aber nicht von Herzen. Wie es scheint, hat er jetzt zugestanden, daß er die ganze Familie Kink umgebracht. Er bleibt aber dabei, daß der Vater Kink sich mit ihm verständigt hatte, falsches Geld zu machen, und daß Gustav Kink, der älteste Sohn, sich der 5000 Franken, die in Guebwiller auf der Post lagen, hätte bemächtigen wollen. Aus den Geständnissen, welche Traupmann gemacht hat, ist noch Folgendes hervorzuheben: Traupmann hat die Blausäure, die er in den Wein gemischt, welchen er Kink im Walde zu trinken gab, selbst fabrizirt. Gustav Kink tödtete er zwei Tage vor der Mutter und den übrigen Kindern. Er führte denselben nach dem Hôtel du Chemin de fer du Nord (zu Paris) und ließ ihn an seine Mutter schreiben, nach Paris zu kommen, da ihr Mann ein kleines Haus in Pantin gekauft habe. Diese Fabel benutzte er auch, um Gustav Kink nach Pantin zu locken. Sie kamen mit dem Omnibus dort an. Als sie den sogenannten „grünen Weg" entlang gingen, stieß Traupmann Gustav plötzlich sein Messer in die Kehle. Er hatte dieses in einer Restauration weggenommen. Vorher hatte er auf dem Felde eine Hacke und eine Schippe vergraben. Nachdem er die Grube für Gustav zurecht gemacht, scharrte er die Werkzeuge wieder ein. Er will bei dieser Arbeit ganz ruhig gewesen sein, da er gewußt, daß nach 10 Uhr Abends dort Niemand mehr vorbeikomme. Mit seinen übrigen Opfern verfuhr er auf die nämliche Weise. Die Schippe und die Hacke, welche er am 19., am Tage, wo er die Mordthaten beging, gekauft, hatte er auch vorher auf dem Felde eingescharrt. Er führte zuerst die Mutter und die beiden jüngsten Kinder nach dem Felde. Dort angekommen, stürzte er sich über die Mutter her und ermordete erst die beiden Kinder, als die Mutter bereits schwer verwundet zu Boden lag, darauf tödtete er die Mutter. Er ließ die drei Leichen auf dem Felde liegen, um die anderen Kinder herbeizuholen. Im Wagen bereitete er die Mittel vor, um diese zu erdrosseln. Er erinnert sich nicht, daß er denselben auch Messerstiche beigebracht hat, was beweisen würde, daß er in diesem Augenblick gänzlich den Kopf verloren hatte. Er ging dann an das Graben, wozu er drei Viertelstunden gebraucht haben will. Nach der That las Traupmann die Journale sehr eifrig, um zu erfahren, ob man auf seiner Spur sei. Traupmann behauptet ferner, daß er zuerst nicht die ganze Familie habe ermorden wollen. Seine Absicht sei nur gewesen, sich der 1500 Franken zu bemächtigen, welche Kink Vater bei sich gehabt, und der 5000, welche Frau Kink aus der Bank von Roubaix gezogen hatte. Da die Familie aber gewußt, daß er mit dem Vater im Elsaß sei, so habe er zu seiner Sicherheit die Zeugen beseitigen wollen, die ihn hätten verklagen können. — Die Leiche von Johann Kink wurde in einem Loche gefunden, welches von einer ausgegrabenen Eiche herrührte. Traupmann hatte sie dort hineingeworfen und dann mit Sand und Blättern zugedeckt. Die Leiche war zusammengekniet. Der Kopf befand sich zwischen den Beinen. Dicht neben dem Loche befand sich die Pfeife und der Tabaksbeutel Kink's. Das Loch lag nur ungefähr 24 Fuß von einem Fahrwege entfernt. Wie die polizeilichen Berichte besagen, trägt die Leiche keine Verwundung; nach Privatmeldungen ist dies aber nicht der Fall, sondern sie hat eine tiefe Wunde im Gesicht, eine andere in der Brust. Die chemische Untersuchung, welche in Paris stattfinden soll, wird jedenfalls herausstellen, ob es wahr ist, daß Traupmann Kink mit Blausäure vergiftet hat. Unter den zahlreichen Leuten, welche zu dem Ausgraben der Leiche nach dem Walde gekommen, befanden sich auch die Verwandten Kink's. Dieselben brachen, als sie die Leiche erkannt hatten, in lautes Wehklagen aus. Es war eine herzzerreißende Scene. Alle Welt weinte mit. Nachdem die Justizbehörden an der Leiche die nöthigen Formalitäten erfüllt, trug man dieselbe fort. Die Verwandten und die ganze Menge folgten dem Zuge.

Mädchen-Lieder.

5.

Verwelkte Blumen.

Nur einen Tag vergaß ich's, sie zu gießen:
Entblättert stehen sie, verwelkt, verdorrt!
Nun will mich holder Flora Tod verdrießen —
Und bin doch selber schuld, daß sie verdorrt.

Was dächt' ich, wenn in meines Liebsten Brust
Die kaum erblühte Liebe welken wollte? —
Und wär' ich gleich mir keiner Schuld bewußt —
So dächte ich, wenn mir der Theure schmollte,
An meine Blumen, die ich warten sollte!

Alois Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

Neue Petroleumquellen von enormer Ergiebigkeit sind, wie der Titusville „Herald" berichtet, kürzlich in der Umgegend des Pithoin Creek in Pennsylvanien entdeckt worden, wodurch das ganze Land in nicht geringe Aufregung versetzt wurde. Einer der neuen Brunnen gibt täglich 30 Faß, andere zwischen 5 und 8 Faß, ein anderer auf dem sogenannten Independent-Lande 40 Faß, ein anderer gar lieferte in den ersten Tagen 140 Faß, und endlich der von Winsor Loos Welch in den ersten 3 Tagen 800 Faß, 266 täglich; das gewonnene Oel ist, wie in jenen Gegenden gewöhnlich, von schwärzlicher Farbe. Der Grundbesitz in der Nähe der neuen Quellen ist demzufolge ungeheuer im Preise gestiegen; man zahlte dort kürzlich für 7 Acres Land 3000 Dollars, und für 4 Acres, die noch bessere Chancen versprachen, 3600 Dollars, für den Pacht eines Acres, der später für 1000 Dollars verkauft wurde, bezahlte man 1000 Dollars Bonds.

[Häuser aus Stroh.] Ein Engländer baut gegenwärtig Häuser aus Stroh, zu welchen er den Urstoff in folgender Weise zubereitet: Nachdem das Stroh beschnitten, wird es mit einer gesättigten Auflösung von Wasserglas imprägnirt und hierauf getrocknet. Mit Hülfe einer Maschine preßt er das Stroh in feste Bündel zusammen, die nun nicht in Flammen aufgehen. Aus solchen Bündeln wird das Haus wie aus Steinen aufgeführt, indem der Erfinder zwischen jedem Bündel eine Lage Cement oder Mörtel aufträgt. Da das Stroh überdies ein schlechter Wärmeleiter ist, und daher die Räume warm hält, außerdem durch die innere Anordnung der Räume der Gesundheit Rechnung getragen ist, so erfreuen sich diese Häuser, die mit allen erforderlichen Requisiten ausgestattet, noch nicht 80 Pfd. Sterl. kosten, einer großen Beliebtheit.

[Die neue amerikanische Sohlennähmaschine.] Vor einigen Wochen wurde die erste wirklich brauchbare Sohlennähmaschine nach Deutschland gebracht. In Amerika sind bereits 500 und in England 130 in Thätigkeit. Durch diese Maschine ist die Aufgabe des Aufnähens der Sohlen praktisch gelöst. Die Erfinder sollen 20,000 Pfd. St. verlaborirt haben, bis sie mit der Herstellung der Maschine fertig wurden. Dieselbe näht pr. Tag 260 Paar Stiefelsohlen auf und ist es gleichgiltig, ob die Sohlen dick oder dünn sind. Wenn wir recht in der Sache sehen, so glauben wir, daß diese Maschine die Schuhfabrikation zu einer noch bedeutenderen Großindustrie machen wird, als sie es schon ist.

[Alter Curialstyl.] Als Goethe's Großvater, der Stadt- und Gerichtsschultheiß Textor in Frankfurt a. M., am 3. Juli 1770 bei dem dortigen Rathe sein Entlassungsgesuch einreichte, redete er in demselben seine Amtsgenossen folgendermaßen an: „Wohl und Hoch Edelgebohren Gestrenge Best und Hochgelahrte Wohlfürsichtige Hoch- und Wohlweise Sonders-Großgünstig Hochgeehrteste und Hochgebietende Herren Stadt-Schultheiß, Bürgermeister und Rath", und im Context: „Euer Wohl- und Hoch Edelgebohrne Gestrenge und Herrliche wie auch Hoch und Wohlfürsichtige Weisheiten."

Ein Eckensteher lag total betrunken in einem gefüllten Rinnstein. Einer seiner Kollegen bat die Umstehenden um eine Kleinigkeiten für einen Fiaker, um den Betrunkenen nach Hause zu fahren. „Wie könnt' Ihr Euch unterstehen zu betteln?" redete ihn ein Gendarm an. „O bitte," antwortete der Eckensteher, „nischt vom Betteln, ich sammle hier für einen Ueberschwemmten.

Auflösung des Anagramms in Nr. 267:

Eros, Rose.

Geschichtskalender.

30. Nov. 1853. Seeschlacht bei Sinope, die türkische Flotte wird von den Russen zerstört.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 277 Dienstag, 30. November 1869.

Eine Nachtigall.

(Fortsetzung.)

Charlotte nahm den Platz neben Schicht ein, ruhig, als solle nichts Außergewöhnliches geschehen, und doch hatte sie vor diesem Abend, der über ihre ganze Zukunft entscheiden sollte, gezittert und gebebt. Erfüllte sie das Vertrauen nicht, was Johann Schicht in seine Schülerin gesetzt hatte, dann konnte sie nur getrost jede Hoffnung an die Zukunft aufgeben, denn nimmermehr würde ihr strenger Vater dann noch dulden, daß sie ihre Gesangsstudien fortsetzte. Dieser Gedanke, der ihr seit Wochen nicht Tag noch Nacht Ruhe gelassen hatte, stärkte und tröstete sie jetzt, während ihr Vater seiner Aufregung kaum Herr werden konnte, und mit zusammen gezogenen Brauen auf die Gruppe schaute. Jetzt zuckte er zusammen — Schicht hatte den ersten Ton angeschlagen.

Und nun erhob Charlotte ihre Stimme — bei allen Heiligen! Schicht mußte wahnsinnig sein — ein italienisches Lied! — Schüchtern und zaghaft floß die erste Strophe von ihren Lippen, daß selbst Schicht erschrocken und enttäuscht in ihr bleiches Gesicht blickte. Aber dieser Blick gab ihr auch ihre vollständige Fassung wieder; entschlossen zu siegen, setzte sie abermals ein, und jetzt flossen die Töne wie Perlen so klar und hell von ihren Lippen. Immer sicherer, immer biegsamer wurde die Stimme, und als der letzte Ton verklungen war, als selbst die ernsten Männer still und athemlos im Kreise saßen und sich noch immer nicht zu rühren wagten; als der alte Organist seinen Arm um des Kindes Nacken geschlungen hatte, und ihm dankte für die Ehre, die ihm durch sie, seine Schülerin, zu Theil wurde, indem er ihr eine glänzende Zukunft versprach: da füllten sich die Augen des alten Musikdirectors mit hellen Thränen, und er murmelte leise:

„Du wirst doch noch das Singen lernen.“

„Papa, bist Du jetzt mit mir zufrieden?“ flüsterte Charlotte, ihren Arm um seinen Hals schlingend.

„Ja, mein Kind, Du hast mir mehr Freude gemacht, als je ein anderer Mensch zuvor, und nun bitte etwas von mir, wenn es in meiner Macht steht, soll es erfüllt werden.“

Nur einen Augenblick dachte Charlotte nach, nur einen kurzen Augenblick, und dann entgegnete sie:

„Papa, ich erbitte mir nichts Neues; aber erinnerst Du Dich noch, was Du mir einst versprochen hast, wenn ich Dir die Liebesarien des Maestro Hesse singen könne? Die Liebesarie habe ich gesungen, und ganz zu Deiner Zufriedenheit, jetzt erfülle auch Dein Versprechen.“

Der alte Musikdirektor streichelte wohl das seidenweiche Haar seines Kindes, doch erinnerte er sich des Versprechens nicht mehr.

„Laß' mich auch noch Unterricht bei dem Musikdirektor Gestewitz und dem Sopranisten Cecorelli nehmen,“ bat Charlotte.

Häser nickte beistimmend, während eine finstere Wolke sich auf Schicht's Stirn lagerte. Er wußte selber nicht, was es war, das ihn in diesem Augenblick so schmerzlich durchzuckte; aber er fühlte, daß er es diesen beiden Männern nicht gönnte, sein begonnenes Werk fortzusetzen — er fühlte, daß er dieses Kind nicht um alle Schätze der Welt missen und es anderen Händen überlassen könne.

„Lieber Meister Schicht,“ bat Charlotte, die mit ihrem eigenthümlichen Scharfsinn sogleich empfand, daß sie ihren geliebten Lehrer durch ihre Worte gekränkt hatte, „seid mir nicht böse ob meiner Worte. Ihr seid es nun doch einmal, der mir die Stimme aus der Kehle gelockt hat, und wenn es war ist, was Ihr sagt, daß ich eine glänzende Zukunft vor mir habe, so habt Ihr es mich gelehrt, sie zu suchen. Haltet mich nicht für so undankbar, daß ich jetzt glauben könne, ich würde ohne Eure Hülfe weiter kommen; sondern ich bitte Euch dringend: Helft mir, daß ich fortschreite auf der Bahn, die Ihr mir geebnet habt.“

Schicht's Antlitz hatte sich während Charlotten's Worte allmählich wieder erhellt, und als sie jetzt geendet hatte, da nahm er ihre beiden Hände in die seinigen.

„Ich werde Dir helfen, Charlotte, so viel ich kann. Komm' alle Tage zu mir, mein Kind, gehe aber auch zum Gestewitz und zum Cecorelli, die beiden Meister werden schon ein Uebriges thun.“

Und so ging denn Charlotte Häser Tag aus Tag ein zu ihren Lehrern, am meisten und am liebsten sah man sie aber bei Schicht, und wenn er sie lobte, daß

galt ihr doppelt so viel, als wenn Gellewitz und Corelli es thaten. Charlotte machte aber auch reizende Fortschritte, und bald wurden die Konzerte, worin sie mitwirkte, die am meisten besuchtesten.

So hatte sie ihr siebenzehntes Lebensjahr erreicht, und die unscheinbare Knospe hatte sich zur herrlichsten Rose entfaltet. Ihre Gestalt war schlank, aber von einer wunderbaren Weichheit der Formen; das Gesicht, obgleich man es nicht durchaus schön nennen konnte, war von einem Liebreiz übergossen, der selbst den schärfsten Kritiker manchen Fehler übersehen ließ. — Das wußten denn auch fürnehmlich die Studenten der sehr wohllöblichen Stadt Leipzig, und das unscheinbare Haus des alten Musikdirektors war gewissermaßen ein Sammelplatz aller heirathslustigen und verliebten Burschen geworden. Aber nur selten und gar flüchtig sah man das rosige, liebreizende Gesicht der Jungfer Charlotte Häser hinter den vielen Blumentöpfen erscheinen, sie war eben nicht so wie die meisten Jüngferlein ihres Alters, die vor dem Fenster saßen und hinauslugten, ob der und der nicht käme.

Still und einsam saß sie in ihrem netten Stübchen mit den schneeweißen Gardinen und dem blankgescheuerten Boden, und stickte einen mächtigen Ofenschirm mit stattlichen Rittern und Ritterfräulein für ihren geliebten Lehrer, der ihr ein treuer Freund und Rathgeber geworden war.

Aber noch viele andere Männer wußten, daß eine der herrlichsten Blumen in dem Hause des alten Musikdirektors Häser blühte, und mancher ehrsame Bürger der Stadt Leipzig versetzte in Gedanken diese Blume in sein eigenes Haus, wo noch bis jetzt eine Hausfrau fehlte, und Mancher wagte sich sogar zu dem alten Musikdirektor hinauf, um ihm eine Frage zu stellen; aber Alle gingen mit demselben Bescheid wieder fort, obgleich er gerne seinem Kinde eine starke Stütze in der gefahrvollen Welt beigegeben hätte.

Charlotte aber fühlte sich stark genug, um auf ihren eigenen kleinen Füßen zu stehen, und zwar fest entschlossen, sich keinem Manne zu ergeben, trotz der vielen duftenden Verse und der schmachtenden Blicke, die selbst ihren Weg in ihr stilles Stübchen fanden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kanal von Suez.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1863 und 1864 traten auch politische Schwierigkeiten dem Fortgang des Unternehmens in den Weg, die, wie man sagt, und wie es wohl glaublich ist, von dem auf die Erfolge Frankreichs in Egypten eifersüchtigen England ausgingen. Kurz nach Eröffnung des Frischwasserkanals erschien kraft türkischer Oberhoheit ein großherrlicher Erlaß, wonach sämmtliche zwischen dem Khedive und der Kompagnie abgeschlossenen Verträge für ungültig erklärt und alle und jede gezwungene Arbeit der Fellahs verboten wurde. Die Neutralität des Kanals aber sollte dadurch am besten gesichert werden, daß er nur eine Tiefe für Handelsschiffe, nicht aber für Kriegsschiffe erhalten sollte. Einige Zeit wurden in Folge dieser Einsprache die Arbeiten stiller betrieben, aber Frankreich ließ sich das Heft so leicht nicht aus der Hand drehen. Napoleon machte die Angelegenheit der Kompagnie gewissermaßen zu der eigenen Sache und leitete durch schiedsrichterlichen Entscheid die Sache so, daß im Jahre 1865 der Stand der Kompagnie günstiger als je sich gestaltete. Mit aller Energie ging es jetzt an den Meereskanal. Vom Timsahsee aus oder von Ismaila, als dem Mittelpunkt und dem Zentralpunkt der Direktion, griff man gleichzeitig die nächstliegenden Terrainschwierigkeiten an, nördlich die Schwelle el Girsch, südlich die von Tousum. Durch die erstere wurde Anfangs nur eine Rinne von 15 Meter, also von der Breite des Frischwasserkanals gebrochen. Man mußte hier auf 3—4 Kilometer Entfernung bis zu 10 und 12 Meter Tiefe ausheben und erhielt somit eine gebrochene Böschung von beiläufig 70 Fuß; man kann diese Strecke als den Engpaß des Kanals bezeichnen, der auch zur heutigen Stunde noch nicht die ganze projektirte Breite erreicht hat. Zwar sind, wie bei den Pferdebahnen, Ausweichestellen für die Schiffe angebracht, die in diesem Engpaß sich begegnen, aber trotzdem wird es manchem der Indiadampfer nicht recht wohl zu Muthe werden, wenn sein Bord die Ufer fast streift und sein Kiel den Boden berührt. Bei Ferdane hat man die Engen passirt und hat der Kanal die normale Breite von 58 Meter erreicht. Von hier an sind die Ufer des Kanals kaum noch einige Fuß über die Erdfläche erhaben, dem seitlich Stehenden ist die Täuschung vollkommen, als ob das Segelboot oder der Dampfer durch die Wüste ziehe. Bald schwinden selbst noch die paar Fuß und wird der See Ballah erreicht, der vom östlichen Nilarm noch etwas Süßwasser erhält, daher brackisch ist und dessen Umgebungen mit dichtem Gebüsch der Salikornien (Sodapflanzen) bewachsen sind. Unterhalb des Ballahsee's führt über dessen Abfluß zum Menzalehsee eine Brücke und man gelangt zum Dorfe Kantara, d. h. Brücke. Hier führt der vielbesuchte Weg von Egypten nach Syrien durch und passiren zur Zeit der Feste ganze Karawanen. Eine Reihe von Kaffeehäusern und Tänzerinnen verschönern hier das Leben der Arbeiter. Das Dorf liegt ungefähr in der Mitte zwischen Ismaila und Port-Said, auf welch' letzteren Ort der Kanal nunmehr in schnurgerader rein nördlicher Richtung zulauft. Gleich unterhalb beginnt die Niederung des Menzahlehsee's, dessen südliche Hälfte nur in der Herbstzeit in Folge der andauernden Nordwinde unter Wasser steht, im Uebrigen die größere Hälfte des Jahres eine glatte, trockene Schlammfläche bietet, die in Folge der

Digitized by Google

Austrocknung von breiten Rissen durchfurcht, in ihrer meilenweiten Ausdehnung einen höchst merkwürdigen Eindruck macht. Bald ist der brackische, untiefe See Menzaleh erreicht, aus dem einzelne Inseln hervorragen und durch den nur zwei Reihen Dämme hindurchgehen, auf deren westlichem Damm die Wasserleitung und die Telegraphenleitung gelegt ist. Der Anfang der Dämme ward mit Pfählen und Dielen gemacht, hinter welche die Baggermaschinen den aufgewühlten Schlamm werfen. Als der See nicht tiefer als ein Meter war, ging das noch, aber mit zunehmender Tiefe war das Ausbaggern des Schlammes eine wahre Danaidenarbeit, die dem englischen Ingenieur Mr. Highton zugefallen war. Innerhalb 4 Jahren sollte er die 25 Kilometer lange Strecke in einer Breite von 50 Meter und einer Tiefe von 6 Meter um die Summe von 20 Mill. Francs ausbaggern. Port-Said ist auf einer Insel erbaut, außer der großen Maschinenwerkstätte und den Wohnungen der französischen Agenten bietet die Stadt nur kleine armselige Häuser, wegen der häufigen Ueberschwemmungen auf Pfählen erbaut. Die Insel wurde in der Kanallinie durchstochen und durch einen riesigen 3500 Meter langen Steindamm ein künstlicher Hafen geschaffen. 25,000 Felsblöcke von je 10 Kubikmetern liegen in diesem Riesendamm, 10½ Mill. Francs hat er allein gekostet. Weitaus die Mehrzahl der Steinwürfel ist künstlicher Stein, an Ort und Stelle aus Meersand und Zement gegossen, außerdem Kalkfelsen von Mex bei Alexandrien und vom Granite bei den Bitter-Seen. Das waren so ungefähr die Arbeiten zwischen dem Mittelmeer und Ismâïla. Schon im Winter 1865—1866 waren sie so weit gediehen, daß Flachboote vom Mittelmeer in den Timsah liefen. Von diesem aus wurden sie durch den Süßwasserkanal zur Schleuse von Nefisch gezogen und weiterhin durch den ganzen Süßwasserkanal nach Suez geschleppt. Es waren einige Boote des Marquis von Bassano, die Schwefel aus dem rothen Meer holten und den europäischen Zeitungen Anlaß gaben, mit einigem Effekt der Welt die Verbindung beider Meere zu verkündigen. So rasch ging es jedoch noch nicht. Bis zum Timsah-See war wohl die Hauptsache vollendet, aber südlich Timsah lag noch die Barre von Toussum im Weg. In einer Breite von 4 Kilometer liegt sie 9 Meter über dem Spiegel des Mittelmeers, vorherrschend aus Sand bestehend. 40,000 Fellah wühlten hier den Sand auf und trugen ihn unermüdet die Böschung hinan, ob auch unter jedem Fußtritt der Sand wieder wich. Bis auf zwei Meter Tiefe vollbrachten die Fellahs die trockene Arbeit; tiefer hinab förderten die Maschinen rascher die Arbeit. Zu dem Ende ließ man vom Süßwasserkanal her Wasser einlaufen, die Baggermaschinen haben den Grund als Schlamm aus und schafften ihn schneller bei Seite, als es den Fellahs möglich gewesen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein amerikanischer Trinkspruch auf die Damen.] Ein witziger Trinkspruch wurde bei dem Festessen der Zeitungs-Berichterstatter in Washington von einem Herrn Mark Turner auf die Damen ausgebracht. Für diejenigen, welche je in eine ähnliche Lage kommen, sei ein Auszug als Muster mitgetheilt: „Herr Präsident, weßhalb Sie mir diese Ehre erweisen, weiß ich nicht, aber Sie konnten nicht leicht Jemanden gewählt haben, der mehr als ich den guten Willen hat, dem Thema Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, denn, Herr Präsident, ich liebe das zarte Geschlecht, ich liebe alle Damen, und das, Herr Präsident, ohne Rücksicht auf Alter oder Hautfarbe. (Gelächter.) Philisterseelen wissen es nicht zu würdigen, was wir Alles der Frau zu danken haben. Sie näht uns unsere Knöpfe an, flickt unsere Kleider, sie vertraut auf uns und erzählt uns Alles, was sie nur über die Privatverhältnisse unserer Nachbarn herauskästeln kann. (Gelächter.) Wo immer Sie das Weib hinstellen, sie ist ein Zierrath des Platzes, den sie einnimmt, und ein Schatz für die Welt (Redner macht eine Pause und sieht die Zuschauer fragend an), hier sollte der Applaus kommen. (Großes Gelächter.) Blicken Sie auf Cleopatra, blicken Sie auf Desdemona, blicken Sie auf Florence Nightingale, blicken Sie auf Lucretia Borgia (Stimmen: Nein, nein. Der Redner pausirt wie im Zweifel.) Nun, gesetzt, wir lassen Lucretia fallen. (Großes Gelächter.) Blicken Sie auf Mutter Eva. (Oho! Oho! und Gelächter.) Sie brauchen nicht auf sie zu blicken, wenn Sie nicht wollen, aber ich sage, Eva war ein Zierrath, und zwar ganz besonders, ehe die Mode sich veränderte. (Erneuertes Gelächter.) Blicken Sie auf alle unsere berühmten Vorkämpferinnen für Frauen-Emanzipation, den Herrn Francis Train mit eingeschlossen. (Großes Gelächter.) Ich wiederhol: es, Herr Präsident, welche Stellung Sie einer Frau anweisen mögen, sie ist ein Zierrath der Gesellschaft und ein Schatz für die Welt. Als Feinsliebchen kommen ihr wenige gleich, und Niemand übertrifft sie. (Gelächter.) Als Cousine kommt sie gelegen; als wohlthätige Großmutter mit unheilbarer schlechter Laune ist sie unaussprechlich kostbar. Was wären die Menschen auf Erden ohne das Weib? Sie wären sehr rar, Herr Präsident, geradezu eine Rarität. (Erneuertes Gelächter.) Schätzen wir sie deßhalb, beschützen wir sie, geben wir ihnen unsere Hülfe und — wenn sich die Gelegenheit bietet, unsere Hand. (Gelächter.) Scherz bei Seite, das Weib ist liebenswerth, herzensgut, anmuthig, schön, aller Achtung und aller Ergebung werth. Niemand unter den Anwesenden wird sich weigern, auf ihr Wohl einen herzlichen Zug aus diesem Becher zu thun, denn ein Jeder von uns kannte, liebte und ehrte die beste von ihnen Allen, seine eigene Mutter." (Lebhafter Beifall.)

Digitized by Google

[Für den Sperling.] Man hört vielfach die Meinung aussprechen, als ob die Sperlinge oder Spatzen vorwiegend schädliche Thiere seien, welche es durch die Verwüstungen, die sie unter Körnerfrüchten, Kirschen, Trauben u. s. w. anrichten, keineswegs verdienten, daß man sie schütze und hege, sondern die als Feinde zu behandeln seien. Da nun im Gefolge des nahen Winters sicherlich bald Nahrungs- und Schutzbedürftigkeit unter den bei uns überwinternden Vögelchen auftreten und manch' sonst heiterer und leichtbeschwingter Sänger oder Zwitscherer sich als Schutzflehender unseren Wohnungen nahen wird, dürfte ein Wörtlein zu Gunsten des verleumdeten Graurocks wohl am Platze sein. Professor Giebel in Halle berichtet in der „Neuen Preuß. Zeitung" über Untersuchungen von Sperlingsmagen, die keinen Zweifel darüber lassen, daß beregtes Thierchen zu den nützlichen Vögeln zu zählen sei. Von 73 jungen Sperlingen, die in der Zeit vom 18. April bis zum 24. Juni untersucht wurden, hatten 46 nur Insekten (Käfer, Larven, Raupen), dagegen bloß 7 fast ausschließlich Körner gefressen und von 46 alten Sperlingen, die zur selben Zeit auf ihren Mageninhalt geprüft wurden, erwiesen sich nicht mehr wie 3 als Körnerfresser, während alle anderen sich mit Insekten, in mehr oder weniger hohem Grade, genährt hatten. Diese Thatsachen widerlegen die Behauptungen, welche von Einigen aufgestellt worden sind, daß der Sperling ganz vorwiegend Körner und Früchte verzehre und nur dann und wann aus Uebermuth einen Maikäfer oder eine Raupe anpicke. Freilich können wir nicht verlangen, daß derselbe für uns gleichsam im Tagelohn arbeiten und sich ausschließlich mit Insektenvertilgung abgeben solle, daß er die verlockende Kirsche oder das appetitlich glänzende Gerstenkorn aus purem Pflichtgefühl verschmähe. Der lustige Tagedieb will so gut wie wir seine Abwechslung haben, und wir müssen ihm ganz Recht geben, wenn er weder im Vegetarianismus noch in der extremen Fleischfresserei sich genügen läßt, sondern „Fleisch und Gemüse" auf seine Fahne schreibt. So schlimm übrigens, wie der hannover'sche Superintendent Oberdieck den Sperling gemacht, indem er den jährlichen Schaden, den derselbe Hannover zufüge, auf 50,000 Schäffel Getreide berechnete, ist er sicherlich nicht. Diese gravirende Berechnung ist auf den Inhalt eines einzigen Sperlingsmagens begründet; aber kann Einer für die Millionen seiner Genossen die Norm abgeben? Sicherlich nicht. Lassen wir also die Freunde unsere Gärten, Höfe und Tennen nicht unter der Verschuldung Einzelner leiden, und seien wir überzeugt, daß Wohlthaten, die wir ihnen zufügen, von ihnen wieder reichlich vergolten werden.

[Ein vorsichtiger Richter.] Bei einer Jury in Irland kam neulich ein seltsamer Fall vor. Zwei notorische Banditen waren des Straßenraubes mit bewaffneter Hand angeklagt. Zum Erstaunen des Richters und der Angeklagten selbst gab die Jury ein Verdikt auf „Nichtschuldig" ab. Als der Schließer sich bereit machte, die gefesselten Freigesprochenen los zu machen und aus dem Saale zu entlassen, hinderte der Richter den Schließer daran und sagte zu ihm: „Mr. Murphy, Sie würden mir eine große Gefälligkeit erweisen, wenn Sie diese beiden ehrenwerthen Gentlemen bis 7 oder halb 8 Uhr Abends hier zurückhalten wollen, ich muß um 5 Uhr nach Dublin fahren und möchte doch gern 2 Stunden Vorsprung vor ihnen haben!"

Ein angehender, noch nicht sehr bühnengewandter Schauspieler auf einem kleinen Pariser Theater hat die Rolle des Spiegelberg in Schiller's „Räuber" (wenn man den total korrumpirten französischen Text noch als das Schiller'sche Stück bezeichnen darf) zu spielen. Er hat zu Karl Moor die Worte zu sagen: „Komm mit uns in die böhmischen Wälder! Wir wollen eine Räuberbande sammeln..." — Karl Moor unterbricht ihn jäh: „Wer blies Dir das Wort ein? — Höre, Kerl! das hast Du nicht aus Deiner Menschenseele hervorgeholt! Wer blies Dir das Wort ein?" — Der unglückliche Spiegelberg, vermeinend, er habe einen Bock geschossen, weist zitternd auf den Souffleur und stottert: „C'est colui-là." (Der da ist's gewesen.)

Logogryph.

Weiß wie der Schnee, das Sinnbild der Unschuld,
Wie ein blendender Teppich wirst du es schauen
Ausgebreitet auf Palästina's Auen.
Nimm' das Letzte der Zeichen und wandle die Deutung:
Goethe eine der Schönen so nannte,
Die er besingend und liebend nur kannte.

S.

Auflösung der Charade in Nr. 269:
Aalberg.

Geschichtskalender.

1. Dez. 1640. Portugal erklärt sich von Spanien unabhängig.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers F. Weilandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 278 Mittwoch, 1. Dezember 1869.

Eine Nachtigall.

(Fortsetzung.)

In letzterer Zeit hatte Charlotte ihre Ansichten etwas geändert. Sie war nun ein Mädchen von beinahe neunzehn Jahren, und der Vater hatte ihr wiederholt versichert, daß sie nie eine gute Sängerin werden würde, so lange sich nicht die Liebe ihres ganzen Seins bemächtigt habe, und obgleich Charlotte Anfangs über diese närrische Idee lachte, so begann sie doch allmählich nachzudenken, ob es denn wirklich keinen Mann in der Welt gebe, den sie lieben könne, und solche Gedanken sind immer gefährlich.

Aber die verneinenden Antworten, die seit letzter Zeit so viel ihren Weg aus des Vaters Kabinet gefunden, hatten allmählich die Hitze vieler Bewerber und Anbeter abgekühlt, und zur Zeit ging nur noch einer bei dem alten Musikdirektor aus und ein, und Charlotte wußte nicht einmal, ob dieser bloß der edlen Musika, oder ihretwillen kam.

Dieser Eine war Niemand anders, als der Doktor der Philosophie, Andreas Berger, ein etwas bleicher, schüchterner, aber sehr interessanter, hübscher Mann, der mit besonderer Vorliebe Kompositionen für Kirchenmusik machte, und darüber seine ganze Philosophie vergaß, trotzdem er wenig oder, wie der alte Musikdirektor sagte, gar nichts davon verstand. Indessen sein Vater war ein sehr vermögender Mann, und ihm standen, als einzigen Sohn, keinerlei Hindernisse im Wege, seinen eigenen Hausstand zu gründen; ja, sein Vater wünschte nichts sehnlicher, als gerade dieses. Und so war es daher nicht zu verwundern, als er eines Morgens erschien, und bei dem alten Häser feierlichst um die Hand der Jungfer Charlotte Henriette anhielt.

Der interessante, hübsche Doktor hatte längst durch seine Schüchternheit Jungfer Charlottens Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und ein mitleidiges Gefühl in ihrer Brust erweckt. Mit mehr Ruhe als sonst wohl hörte sie es daher mit an, wie der Vater seinen Antrag befürwortete.

„Du bist jetzt neunzehn Jahr alt, Charlotte, und es wird Zeit, daß Du Dich nach einem Manne, der Dir als Stütze durch die böse Welt dienen kann, umsiehst. Das „auf eigenen Füßen stehen“ ist ganz gut, so lange Du jung, schön bist und Deine Stimme hast. Aber Jugend und Schönheit vergehen, ebenso kannst Du urplötzlich Deine Stimme verlieren, und dann bist Du einsam und verlassen.“

„O, Papa, was malst Du mir da für garstige Bilder aus,“ sagte Charlotte mit weinerlicher Stimme.

„Es ist die reine Wahrheit, mein Kind, und es soll nur ein Grund sein, warum ich die Werbung des edlen Doktor Andreas Berger befürworte. Er ist reich und angesehen, aus guter Familie, und an seiner Seite hast Du ein sorgenfreies Leben zu erwarten. Du nimmst mir eine große Last vom Herzen, wenn ich Dich sicher aufgehoben weiß.“

Charlotte dachte einen Augenblick nach.

„Ja, lieber Papa, wenn ich ihn nun nicht liebe, dann werde ich auch nie eine gute Sängerin.“

Der alte Musikdirektor lachte herzlich über den naiven Ton, in welchem Charlotte diese Worte aussprach.

„Das ist wahr, mein Kind, aber Du wirst dann eine gute Hausfrau, das ist auch ein sehr lobenswerther Beruf. Zwingen will ich Dich indessen nicht, Charlotte, überlege Dir die Sache recht ordentlich und theile mir Deinen Entschluß mir.“

„Weißt Du was, Papa?“ sagte Charlotte. „Ich will meinen guten Lehrer Schicht um Rath fragen, der weiß am allerersten, was mir frommt.“

„Thue das, mein Kind. Schicht ist ein wackerer, einsichtsvoller Mann, und was er Dir räth, darfst Du dreist thun. Vergiß nur nicht, ihm zu sagen, daß ich es gern sähe, wenn Du die Gattin des Doktors Andreas Berger würdest.“

Wenige Augenblicke später hatte Charlotte sich schon in ihren Mantel gehüllt, die Kapuze über den Kopf gezogen, und eilte mit raschen Schritten durch die Straßen der Stadt, Schicht's Wohnung zu.

Johann Gottfried Schicht hatte eben sein fünfzigstes Lebensjahr zurückgelegt, war aber darum nicht weniger körperlich und geistig gesund, und wer ihn, in tiefes Nachdenken versunken, bei seiner Arbeit sah, der hätte nimmer geglaubt, daß auch auf diesem ungebeugten Rücken ein halbes Jahrhundert seine Sorgen und Mühen niedergelegt hatte.

Am heutigen Tage jedoch war seine Stirn in tiefe

Fallen gezogen und ein schmerzlicher Zug spielte um seine zusammengepreßten Lippen.

Die Feder flog heftig über das Papier, aber seine Seele war nicht bei der Arbeit, denn alle Paar Augenblicke horchte er gespannt auf, als erwarte er Jemanden, und das leiseste Geräusch ließ ihn zusammenfahren.

„Sie kommt wohl heute nicht mehr," murmelte er endlich, auf die große Stutzuhr blickend, welche eben die fünfte Stunde ankündigte, und dann begann er langsam im Gemache auf und niederzuschreiten.

In diesem Augenblicke pochte es leise an die Thür, und ehe noch Schicht „Herein" rufen konnte, trat Charlotte Häser in das Gemach, und eilte, ihm beide Hände entgegenstreckend, auf ihn zu.

„Da bin ich lieber Lehrer! Endlich habe ich mich losgerissen, um ein Stündchen mit Euch zu verplaudern. Ach, ich weiß gar nicht, wie meine schöne Zeit verfliegt, und ich habe lange nicht mehr so viel übrig, als vordem, und seitdem ich mit der Oper in Dresden in Verbindung stehe, ist es kaum noch auszuhalten. Den ganzen Tag singen und üben — vom frühen Morgen bis spät in die Nacht."

Johann Gottfried Schicht's Züge hatten sogleich bei Charlottens Eintritt ihre Traurigkeit verloren, und man möchte fast sagen, mit zärtlicher Liebe blickte er in das liebliche, vom raschen Gehen geröthete Antlitz seiner Schülerin.

„Ich habe Dich auch schon mehrere Tage vergebens erwartet, Charlotte," sagte er halb vorwurfsvoll, während sie ihren Mantel und Kapuze ablegte, und sich dann in einen kleinen Sessel, den sie seit ihrem Eintritt in dieses Haus benutzt hatte, dicht bei ihm niederließ.

„Das ist ganz richtig," plauderte Charlotte fröhlich weiter, „aber ich habe mich eben so viele Tage lang vergebens zu Euch gesehnt. Der alte Papa wünscht beständig meine Gesellschaft, und wer weiß, ob ich heute losgekommen wäre, wenn nicht glücklicher Weise ein Bewerber sich eingestellt hätte. Aber um Gotteswillen, was habt Ihr? Was fehlt Euch?"

Schicht war während Charlottens Worte leichenblaß geworden, doch eben so schnell hatte er sich wieder erholt und erwiderte mit einem Lächeln:

„Es ist nichts, mein Kind, — ein vorübergehender Schwindel mahnt mich an das Alter."

Charlotte sah ihn erstaunt und zweifelhaft an. Es war ihr nie eingefallen, daß ihr geliebter Lehrer, der so prächtige Oratorien und Kompositionen machte, jemals alt werden könne. Sie lachte jetzt auch hell auf, als sie ihn lächeln sah.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kanal von Suez.

(Fortsetzung.)

Im vorigen Jahre standen hier 78 Maschinen, von denen jede stündlich hundert Kubikmeter hob. Südlich Serapeum, das am Ende des Durchstichs von Toussum liegt, senkt sich das Land, das in den ausgetrockneten Bitterseen eine Tiefe von 6 — 8 Meter unter dem Meeresspiegel erreicht. Es ist ungefähr ein Jahr, daß bei Serapeum der letzte Riegel durchbrochen wurde und vom Mittelmeer aus dieses weite Binnenbecken zu füllen. Vom 19. Oktober d. J. datirt, kam die Nachricht, daß eine Strömung im Kanal jetzt nicht mehr zu beobachten sei; 14 Tage vorher hatte derselbe Beobachter sie noch recht merklich gefunden. Eine Reihe eiserner Dreifüße bezeichnen den Weg, der über 40 Kilometer Länge durch ein Becken führt, das für den Bau des Kanals nicht erwünschter sein konnte und Millionen erspart. 9 Meter ist die durchschnittliche Tiefe und 58 — 48 Meter die Fahrbahn. Die Berechnung der Ingenieure war nahezu eingetroffen, und in Jahresfrist hatten die Seen sich gefüllt (die Ingenieure hatten 9 Monate gerechnet). Den Schluß der Arbeiten bildete die Erdzunge zwischen den Bitterseen und Suez, die den Namen Chalouf hat. Ob sie gleich sich nur wenige Fuß über den Spiegel des rothen Meeres erhebt, bot sie doch wieder Schwierigkeiten eigener Art. Unter der oberflächlichen Bedeckung von Gerölle und Sandschlamm stieß man auf einen wegen seiner Härte sehr unbequemen Kalkfelsen von tertiärem Alter. Die Kalkbank schoß unter einem Wirbel von 30° ein und hatte zum liegenden einen fetten, undurchlassenden, sehr reinen Thon. Da man sich an dieser Stelle schon unter dem Rothmeerspiegel befand, durfte es nicht Wunder nehmen, daß trotz der Entfernung von 15 Kilometer von Suez beim Ausbrechen der Kalkbank Seewasser von sehr starkem Salzgehalt ausbrach, das mittelst Pumpen ausgeschöpft und in den alten Pharaonenkanal geleitet werden mußte. Ein älteres Gestein als junges und jüngstes Tertiär fand sich auf dem ganzen Isthmus nicht: an Fossilien fanden sich, was für die frühere Verbreitung afrikanischer Thiergeschlechter von hohem Interesse war, Zähne und Knochen vom Nilpferd, vom Warzenschwein und an Resten von Seethieren die Zähne riesiger Haifische und Dugongs. Mit dem Füllen der Bitterseen stieg auch im Kanal von Chalouf das Wasser und ist seit Monaten das Mittelmeer ins arabische getreten. Die Seethiere trüben haben jetzt freie Hand, herüber zu kommen, und es freuen sich die Zoologen der Schule Darwin's schon längst auf die Veränderungen, welche die einwandernden Mittelmeerarten im rothen Meere erfahren werden. — So viel über die Verbindung der beiden Meere, die jetzt einmal thatsächlich besteht. Vollendet ist freilich der Kanal noch lange nicht, es wird noch Jahre währen

und Millionen kosten, bis die Baggermaschinen, die sammt und sonders überall noch vollauf zu thun haben, den Grund bis zur Tiefe von 8 Meter ausgehoben haben. Die letzte Nachricht vom 19. Oktober sagt, daß am Serapeum allein 17 große Maschinen Tag und Nacht thätig sind und 4 Maschinen im Timsah, um die Fahrstraße für die Festtage der Eröffnung frei zu halten. Dutzende von Maschinen aber durchfurchen noch die Straße van Timsah nach Port-Said, auf daß die hohen Herrschaften am 16. und 17. November nirgends aufsitzen. Auch täuscht sich die Direktion der Kompagnie über die fortwährenden Kosten, die die Unterhaltung des Kanals machen wird, keineswegs. 1½—2 Mill. Francs jährlich hat sie in Aussicht genommen, was die stete Ausbaggerung namentlich in den Schwellen von Toussum und Guisr kosten wird. Ohne das würde die Bewegung des Wassers durch die Dampfer und die Winde die Böschungen bald so verflachen, daß die Schiffe nimmermehr passiren könnten. Einen vortrefflichen Halt gibt zwar die Tamarinde (**Tamarix macrocarpa**), welche überall an den Böschungen angepflanzt wird und deren reiches Wurzelwerk ebenso der Böschung Halt gibt, als an ihrem vielverzweigten Buschwerk der Flugsand den Schneewehen gleich sich staut und so mit der Zeit ein natürlicher Schutzdamm gegen die Sandwehen heranwächst. Im Uebrigen sehen wir, daß die Befürchtungen vor Sandwehen nur auf wenige Kilometer Erstreckung im Engpaß von Toussum einigen Grund haben. Das Werk ist somit im Großen fertig und wird Bestand haben; ob die Besitzer der Aktien dabei verloren oder gewonnen haben, darnach fragt die Geschichte nicht, und nach Jahrzehnten werden die Verluste verschergt und vergessen sein. In runder Summe hat der Kanal 300 Mill. Francs gekostet, 200 Mill. ertragen die 400,000 Aktien à 500 Francs, 100 Mill. die Anlehen auf den Kanal. (Frankreich ist am Anlehen betheiligt mit 207,000, Egypten mit 96 000, Oesterreich mit 51,000, Rußland mit 24,000, England, Amerika, Spanien je mit 4—5000, die Schweiz mit 400, der Zollverein mit 15 Aktien ꝛc).

Es bleibt zum Schluß noch ein Blick auf die merkantile Bedeutung des Kanals übrig. Selbstverständlich ist, daß von der Benutzung des Kanals dessen Rentabilität abhängt. Die Presse von Frankreich hofft eine vollständige Umwälzung in den Verhältnissen des europäischen Handels. Die Wasserstraße von Suez sollte den Zugang zum orientalischen Markte bilden und dessen Ausfuhr nach Europa in Zukunft den Weg über Marseille und die Rhone herauf ins Innere von Frankreich bis ins Elsaß und am Rhein hin finden. Neben solchen sanguinischen Hoffnungen, als ob es Marseille gelingen könnte, dem näher an Port-Said gelegenen Triest, dem Thor zu dem östlichen Zentraleuropa, den Rang abzulaufen, macht sich die Kompagnie durch höchst unmotivirte Annahmen Hoffnung auf Gewinn in Folge des Kanalzolls. Die Kompagnie rechnet auf Schiffe von 2 Millionen Tonnen, die hin und zurück den Kanal benutzen werden. Bei dem vorläufig fixirten Kanalzoll auf 10 Franc per Tonne berechnet sie 40 Millionen jährlicher Einkünfte. Nach Abzug von 2 Millionen für Unterhaltung und den Zinsen aus 300 Millionen Anlagekapital bliebe dabei immer noch ein recht hübscher Gewinn für die Aktionäre. Die Trugschlüsse der Kompagnie bestehen im Wesentlichen darin: Der Weg von Liverpool nach Bombay beträgt ums Kap 5900, über Suez 3050 Meilen, macht also durch den Kanal eine Abkürzung der Fahrt um 2850 Meilen. Allerdings ist das so auf der Karte und wäre die Rechnung richtig für 2 gleichsegelnde Dampfer bei beständiger Windstille und ohne Meeresströmung. In Wirklichkeit verhält sich aber die Sache ganz anders; im rothen Meer herrscht vorwiegend der Schamal oder Nordwind, selten nur der Asieb oder Südwind, einen andern Wind gibt es überhaupt nicht. Auf dem Wege nach Indien geht es mit dem Nordwinde noch ordentlich, nur fürchtet jedes europäische Schiff die Riffe, die zu beiden Seiten der Ufer die schmale See begränzen, aber auf dem Wege nach Europa bleibt ein Segler Monate im rothen Meere liegen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Connecticut starb in voriger Woche Col. Drake, der Entdecker der Erdölquellen im nordwestlichen Pennsylvanien. Der Mann, der mit Energie und Ausdauer den Reichthum so Vieler begründen half, der seiner Nation einer ihrer bedeutendsten Erwerbsquellen öffnete, der selbst scheinbar unerschöpfliche Reichthümer sammelte, mußte im Armenhause sterben.

[Eine Vorlesung Professor Hyrtl's über den Fuß.] „Welcher ist wohl der schönste Fuß vom anatomischen Standpunkte aus?“ Mit diesen Worten leitete kürzlich Professor Hyrtl seine Vorlesung ein und fuhr dann also fort: „Es ist merkwürdig, daß über einen und denselben Gegenstand die Urtheile so verschieden, ja geradezu entgegengesetzter Natur sein können! Während gewöhnliche Menschenkinder einen kleinen, schmalen und zierlichen Fuß (Damenfuß) als Ideal betrachten, wird derselbe vom anatomischen Standpunkte geradezu perhorrescirt und nur ein großer, langer und breiter Fuß ist schön in den Augen der Anatomen. Schon die großen Klassiker des Alterthums: Horaz, Catullus ꝛc., die doch großen Sinn für weibliche Schönheit hatten, erwähnen nie bei Beschreibung ihrer Geliebten — und deren hatten sie ja bekanntlich viele — deren kleine Füßel

Völker, welche zum keltischen Stamme gehören, haben kleine Füße, besonders die Hindu's haben solch kleine Hände und Füße, daß sie von mancher europäischen Komtesse und Nicht-Komtesse beneidet werden könnten! Die englische Armee in Indien, welche aus Eingebornen besteht, besitzt eine eigene Waffenfabrik in England, in welcher eigens konstruirte Waffengriffe angefertigt werden. Solcher Griffe können wir uns nicht bedienen, da sie viel zu klein sind, um von uns regelrecht gefaßt zu werden. Die größten Schönheiten Europa's, die Italienerinnen, haben gehörig lange und breite Füße. Eine gewöhnliche Redensart: „sie steht auf den Zehenspitzen" ist ganz und gar unrichtig. Nicht der ganze Fuß und nicht die Zehenspitzen, sondern Theile des Fußes berühren den Boden. So hinten ein starker, zweiknorriger Höcker (tuberrositas), vorne aber die Köpfe der Mittelfußknochen. Ja, selbst die geschickteste Tänzerin steht nicht auf den Zehenspitzen, sondern auf den Köpfen der Mittelknochen."

Aus Regensburg wird gemeldet: Dieser Tage ist in der nahe gelegenen Ortschaft Weichs ein Mann gestorben, der sich seit längerer Zeit in kleineren Orten und unter scheinbar dürftigen Verhältnissen aufhielt, auch von Niemand gekannt wurde. Dieser Mann ließ vor einigen Tagen einen Arzt rufen, da er sich unwohl fühlte, und da ihm dieser nicht verhehlen wollte, daß es schlimm um ihm stünde, ließ der Kranke noch mitten in der Nacht den Notar holen und testirte über mehr als 40,000 fl. Die Aermlichkeit der Stube u. dgl. berechtigten den Notar zu der Frage, wo denn alle diese Tausende seien, worauf der Kranke sagte, daß er vor Kurzem in Kumpfmühl gewohnt habe und dort einen Koffer unter dem Bette stehen ließ, worin sich die 40,000 fl. befänden. Der Notar machte sich auf den Weg nach Kumpfmühl und weckte die bezeichnete Familie, welche den alten Koffer auch sogleich zur Disposition stellte, worauf sich bei Oeffnung desselben wirklich die genannte Summe in diversen Papieren fand. Einige Stunden später starb der Mann, welcher in Regensburg Verwandte hatte, zu Gunsten derer er testirte.

Die „Trierer Ztg." erzählt vom 9. Nov.: „Mehr als je zeigt sich jetzt bei den Jägern und Jagdliebhabern, Jagdfreunden u. s. w. eine Vorliebe für seltene Gehörne aller Art. So wurde dieser Tage in Berlin das Gehörn eines Rehbocks für 45 Friedrichsd'or verkauft, allerdings ein Prachtstück von enormer Größe. In Dresden wurde vor kurzer Zeit für ein 4 Fuß hohes, 18 Pfund schweres Hirschgeweih, 14-Ender, 155 Thlr. bezahlt. Hierbei sei noch zu bemerken, daß auch jetzt noch in hiesiger trierischer Gegend und sogar in Wäldern nächster Nähe, schwere Hirsche und Rehe vorkommen. So wurde z. B. im Monat Juni d. J. im Schweicher Walde ein sehr schönes, schweres, abgelegtes Hirschgeweih, regelmäßiger 14-Ender, gefunden, das erst kurz vor Auffindung abgelegt war. Dasselbe wurde in Trier für 18 Thlr. verkauft. Dann in dem hinteren Theile des Eurener Waldes in demselben Monate eine Rehstange von seltener Größe und Schönheit. Dieselbe hatte vier Zacken, eine Höhe von 12½ Zoll von der Krone bis zur Spitze, die Krone einen Durchmesser von 2½ Zoll und wurde nach Düsseldorf verkauft."

Seit dem 1. Oktober, dem Tage, an welchem die neue Gewerbeordnung des Norddeutschen Bundes in Kraft getreten ist, sind in Berlin nicht neue Theater entstanden. Wir zählen in der Hauptstadt nunmehr im Ganzen 17 öffentliche Theater, die Privatbühnen ungerechnet, und neue Projekte entstehen noch täglich, die ihrer Verwirklichung über kurz oder lang entgegensehen.

Homonyme.

Da sitzen die Männer mit ernstem Sinn,
Und wägen die Gründe mit Sorgfalt ab;
Und prüfen bedächtig, und horchen hin,
Was Einer für Zeugniß dem Andern gab;
Und sprechen dann mit Einem Munde
Bald frohe und bald traurige Kunde,
Wie nennst du das?

Da sitzen die Leute mit heiterem Sinn,
Und prüfen behaglich, was Eine gab,
Und sehen danach mit Gelüsten hin,
Daß sie es bringen mit Lust zu Grab,
Und sprechen dann mit Einem Munde,
Wenn's wohl gerathen, die richtende Kunde.
Wie nennst du das?
Laß dich nicht täuschen! Du räthst sonst keins!
Glaub' fest meinem Wort: es ist nur Eins.

Auflösung des Räthsels in Nr. 271: Wechsel.

Geschichtskalender.

2. Dez. 1804. Krönung von Napoleon I. in Notre-Dame zu Paris.
„ 1805. Siegreiche Schlacht bei Austerlitz.
„ 1852. Napoleon III. wird Kaiser von Frankreich.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Mailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

Nr. 279 Donnerstag, 2. Dezember 1869.

Eine Nachtigall.

(Fortsetzung.)

„Alt? Ihr alt?“ sagte Charlotte, „wie Ihr doch närrisch sprechen könnt. Mein Papa ist älter, weit über sechzig hinaus, und sagt doch, daß er in den besten Jahren steht.“

Jetzt lachte auch Schicht.

„Also ein Bewerber hat sich um Dich eingestellt — und — Du willst ihn annehmen, den ersten?“

Charlotte sah ihn verwundert über sein seltsam ernstes Aussehen an.

„Den Ersten annehmen, lieber Lehrer? Ach, du lieber Gott, wenn ich den Ersten angenommen hätte, dann wäre ich längst eine alte Madame!“ rief sie in höchst komischer Verzweiflung aus. —

„Also so viele haben sich schon um Dich beworben?“ fragte Schicht wieder, aber Charlottens Heiterkeit vermochte ihm kein Lächeln abzulocken. „Und nun willst Du endlich einen annehmen?“

„Ja, das ist noch sehr zweifelhaft,“ entgegnete Charlotte nachdenklich, „eben darum bin ich zu Euch gekommen — Ihr sollt mir rathen. Zuvor aber muß ich Euch einen Gruß von dem Papa vermelden, und er sehe es gern, wenn sein Töchterchen die Hausfrau des hochedlen Doktors der Philosophie, Andreas Berger, würde —“

„So ist es Andreas Berger, der sich um Dich beworben hat?“ fragte Schicht, noch immer ernsthaft.

Charlotte nickte stumm mit dem Kopfe. Sie konnte in der That das ernste Wesen ihres geliebten Lehrers nicht begreifen; noch nie war er ihr so erschienen, und sie fühlte sich ganz niedergedrückt.

Schicht sah, was in der Seele des Mädchens vorging, und zwang sich, heiter zu scheinen.

„Ja, Charlotte,“ entgegnete er nach einer Pause gefaßter, aber seine Stimme zitterte noch merklich, „da kann ich Dir keinen Rath geben — Du mußt Dein eigenes Herz um Rath fragen. Wenn Du ihn — wenn Du ihn liebst,“ wiederholte er entschlossen, „dann sehe ich keinen Grund ein, warum Du ihn abweisen willst.“

Der Organist holte schwer Athem.

„Ja, wenn ich ihn liebe!“ sagte Charlotte nachdenklich. „Aber wie soll ich das wissen? Lieber Lehrer, wie ist eigentlich die Liebe?“

Schicht erblaßte und warf einen durchdringenden Blick auf Charlotte, daß sie scheu ihre Augen zu Boden senkte. „Wenn Du das nicht weißt, dann liebst Du nicht,“ sagte er dann beinahe flüster, „und ich rathe Dir, dem Manne nicht Deine Hand zu geben, der nicht zu gleicher Zeit Dein ganzes Herz besitzt. Es würde Dir zum Fluche werden. Ueberdies, Charlotte,“ fuhr er dringend fort, „bist Du noch beinahe ein Kind, und ich begreife nicht, daß Du, da doch die ganze Welt Dir offen steht, Dich an einen Mann ketten willst, den Du nicht liebst, und der nicht einmal besondere geistige Vorzüge besitzt, die ein Weib auf die Dauer fesseln können. Wenn Du also den Doktor, Andreas Berger, nicht liebst, Charlotte, dann gehe hin zu Deinem Vater und sage ihm, daß ich Dir gesagt hätte, Du dürftest nicht heirathen ohne Liebe, und da Du den Mann nicht liebtest, so müßtest Du ihm eine abschlägige Antwort geben.“

Schicht holte abermals tief Athem, während Charlotte gedankenvoll vor sich niederblickte.

Endlich erhob sie sich von ihrem Sitze.

„Ihr habt Recht, lieber Lehrer,“ sagte sie, ihren Mantel umlegend, „und ich werde Eure Antwort meinem Vater überbringen. Ich danke Euch, daß Ihr mir so gerathen habt, denn ich glaube, ich passe doch ganz und gar nicht zu dem Doktor.“

Bald darauf verließ Charlotte Schicht's Wohnung, und dieser sah ihr von seinem Fenster aus gedankenvoll nach.

„Ich weiß nicht, was es ist,“ murmelte er, „vielleicht die Thorheit des Alters,“ fügte er mit einem Anflug von Bitterkeit hinzu, „aber ich glaube, ich müßte umkommen vor Schmerz, wenn ich es erlebte, daß sie einem Manne die Hand reichte. Ich kann diesen Schatz Keinem gönnen, und wenn sie mir sagte, daß sie Jemanden liebte, ich glaube, dann wäre es Zeit für mich, mich zur Ruhe zu legen.“

Der Doktor der Philosophie, Andreas Berger, erhielt wirklich einen Korb, und wenn er auch etwas niedergeschlagen die Wohnung des Musikdirektors Häser verließ, so hinderte ihn dies nicht, sich wenige Monate später mit der reichen Tochter eines Kaufmanns zu verheirathen.

Digitized by Google

Trotzdem Charlotte in ihrer Bescheidenheit nicht daran glaubte, so kam doch eines Tages ein langer Brief von Dresden, der ihr eine Anstellung bei der dortigen italienischen Oper sicherte, und nach einem schmerzlichen Abschied von dem elterlichen Hause, der Stätte ihrer Kindheit, und von dem Organisten Schich', der sich im größten Schmerze von ihr trennte, fuhr sie eines Morgens in einem schwer bepackten Reisewagen von Leipzig ab und Dresden zu. Ihr Herz war zum Zerspringen voll, als sie allmählich die Thürme ihrer Vaterstadt in der Ferne verschwinden sah, um so einsam und verlassen einem unbekannten Orte zuzuwandern.

Wer konnte wissen, was ihrer nicht Alles dort wartete? Denn zu damaliger Zeit waren berühmte Sängerinnen an der italienischen Oper zu Dresden, und mit diesen sollte sie wetteifern, oder sich sofort von ihnen in den Hintergrund drängen lassen. Und das durfte nimmermehr geschehen — nimmermehr durfte sie ihrem Vater oder ihrem Lehrer diesen Schimpf bereiten. Unter solchen und ähnlichen Gedanken fuhr sie dahin, aber dann ermuthigten sie auch wieder die Worte des Lehrers, der ihr zum Abschiede gesagt, daß sie ihn nicht in ihrer ruhmvollen Laufbahn vergessen möge, und ihre Erfolge, die sie bei ihrem jedesmaligen Auftreten in der Vaterstadt erzielt hatte. Vielleicht war ihr das Schicksal auch ferner günstig, und wenn sie ihre Rivalinnen, die sie dort erwarteten, auch nicht zu besiegen hoffte, so kam sie ihnen doch vielleicht gleich — wenigstens wollte sie Alles, was in ihren Kräften stand, aufbieten, die Zufriedenheit Derer, die sie in der Heimath zurückgelassen, zu erringen.

Freilich waren die Nachrichten über ihre beiden Rivalinnen, die sie sofort nach ihrer Ankunft in Dresden erhielt, keineswegs beruhigend.

Es waren zwei Italienerinnen, deren herrliche Gesangsmittel ihren Ruhm für alle Zeiten gesichert hatten, und die gewiß nicht geneigt waren, diesen Ruhm mit der „kleinen Deutschen", wie sie Charlotte nannten, noch ehe sie dieselbe gesehen hatten, zu theilen. Außerdem hatten sie viele Freunde, und man versprach sich von Charlotte, die ihren ersten Ausflug in die Welt machte, sehr wenig. Ja, die beiden Signoras gaben sich nicht einmal die Mühe, Charlottens Besuch zu erwidern. Dies kränkte Charlotte und spornte sie an, zu beweisen, daß sie keine gering zu achtende Gegnerin sei.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kanal von Suez.

(Schluß.)

Ist ein Schiff durch die Straßen von Mandeb glücklich eingefahren und auch glücklich herauf bis Djedda gekommen, so stößt es hier ganz sicher auf Gegenwind bei der Enge des Meeres aber ist das Kreuzen höchst gefährlich und bleiben so die Schiffe Wochen, ja Monate lang unter der Gluth der arabischen Sonne liegen. Sämmtliche Gewährsmänner rechnen im günstigen Fall 30, viel häufiger aber 60 Tage und noch länger für eine Segelfahrt von Mandeb nach Suez. (Ein guter Thee-Klipper aber fährt in 90 Tagen von Bombay nach Liverpool.) Im Mittelmeer ist der umgekehrte Fall, daß bei dem herrschenden flauen Ostwind die Europafahrer besser daran sind als die Indiafahrer. Amerikanische Offiziere versichern, liebee und schneller von New-York nach Gibraltar, als von Gibraltar nach Alexandria oder Port-Said zu fahren. Für Segler ist demnach der Kanalweg wegen der Widerwärtigkeit des Mittelmeers und des arabischen Meers nichts weniger als näher, zum Mindesten ebensoweit und unter allen Umständen unsicherer. Es darf somit ganz bestimmt ausgesprochen werden, daß die Segelschiffe nach wie vor ums Kap gehen werden und sich der Kanal auf sie so gut wie keine Rechnung machen darf. Bei Beurtheilung des indischen Handels ist in erster Linie nicht zu vergessen, daß Frankreich an ihm einen ganz verschwindenden Theil hat. Am Bombayhandel ist Frankreich kaum betheiligt, am Handel mit Kalkutta mit 25 Mill. Francs an 550 Mill., die jährlich nach Europa gehen, noch mehr ist der Handel mit China in den Händen von Engländern, Amerikanern, Deutschen und Schweizern. Doch auch für den Fall einer stärkeren Betheiligung Frankreichs am indischen Handel ist sehr zu bezweifeln, ob der französische Patriotismus den kaufmännischen Geist überwiege. Jeder Kaufmann wird einfach rechnen, ob seine Waare Dampfschifffahrt ertragen könne oder nicht. Nach Zenker werden Waaren im Werth von 15—1600 Mill. Francs den Kanal passiren. Da nun aber nicht der Werth der Waare, als vielmehr der Tonnenraum des Schiffes dem Kanalzoll von 10 Frcs. pro Tonne zu Grunde gelegt wird, und es somit ganz gleichgültig ist, ob eine Tonne Seide im Werthe von 100,000 Frcs. oder eine Tonne Kohle zu 20 Frcs. den Kanal passirt, so werden sich sämmtliche Waaren in kanalfähige und kanalscheue Waaren theilen. Zu den ersteren werden unbedingt zu allen Zeiten gehören: Seide, Thee, Gewürze, Guttapercha, Kautschuk, Kampher, Rhabarber, Zähne und Zinn, andere werden von den Konjunkturen abhängen, wieder andere, wie Kohlen und Schienen werden nie und nimmermehr die Kanalfahrt zu ertragen im Stande sein. Nach diesen Untersuchungen kommt Zenker auf Grund statistischer Zahlen zu dem Resultat, daß etwa 350,000 Tonnen hin und zurück den Kanal passiren werden, resp. von 700,000 Tonnen Zoll erhoben werden kann, was hinter den Schätzungen der Kompagnie freilich weit zurückbleibt. Unter allen Umständen bleibt eine neugeschaffene Handelsstraße, auf der jährlich Waaren von 1600 Mill. Francs zum Mindesten passiren, handelsgeschichtlich von der allergrößten

Digitized by Google

Bedeutung, und keines Falls darf der Werth des Kanals für den orientalischen Handel unterschätzt werden. Für die Mittelmeerhäfen ist die Angelegenheit von größter Wichtigkeit, und es suchen sicherlich die Dampfschifffahrtsverwaltungen durch Einführung regelmäßiger Packetschiffe die dargebotene Gelegenheit auszunutzen. Bereits kündigt z. B. der „Lloyd" vom kommenden Jahre an direkte Fahrten zwischen Triest und Bombay an, mit Frachttarifen von 3½ Pfd. St. pro Tonne von 2000 Zollpfund oder 40 K. Raum. Bei solchen Frachtsätzen ist es möglich, was Dr. Zenker auch stark vermuthet, daß für die Mittelmeerhäfen als weitere kanalfähige Waaren noch Pfeffer, Rum, Reis, Palmöl, Zucker und Baumwolle hinzukommen. Für den europäischen Binnenhandel wird sich das augenblicklich fühlbar machen; denn der Zentner indischer Waaren, der den Kanal passirt, wird um 1½ Frcs. billiger nach Triest oder Venedig kommen, als nach Hamburg, wozu noch eine Ersparniß an Zins und Versicherung tritt von beiläufig ½ Francs. Je nach den Frachtsätzen der Gesellschaften, die per Schiff oder Achse, die mehr oder minder prompt und coulant bedienen, werden sich für Zentraleuropa Verkehrsscheiden ausbilden, bis zu welchen der Einfluß der Kanalfahrt sich geltend macht. Nach Zenker wird z. B. für Deutschland die Verkehrsscheide für den indischen Handel via Triest oder via Hamburg etwa mit der Mainlinie zusammenfallen, und es würde demnach Württemberg via Triest gerade noch etwas vom Vortheil der Suezkanalfahrt empfinden. Es müßten denn die unmäßig hohen Tarife der österreichischen und italienischen Bahnen Anlaß geben, daß Frankreichs Hoffnungen sich erfüllen, daß via Marseille und Rhone die Waaren um ½ Kreuzer billiger pro Meile und Zentner an den Rhein zu liefern behauptet, als es über Triest per Achse möglich wäre. Selbstverständlich ist, daß eine Herabsetzung der österreichischen Tarife einer Erweiterung des Triestiner Verkehrsgebiets gleich käme. Möge das den Vertretern des deutschen Handels in Kairo gelingen!

Mannigfaltigkeiten.

[Der Diamantenwächter.] Bei der ersten Vorstellung des „Fièvre de la Tour" erblickte man in einer Loge des Vaudeville-Theaters eine bekannte Prinzessin der Demi monde an der Seite eines fein gekleideten ältlichen Herrn, der während der ganzen Vorstellung den Mund nicht öffnete. Die Dame trug einen Brillantschmuck, dessen Werth Kenner auf 6—700,000 Francs schätzten. Alle Blicke waren nach der Loge gerichtet. Einer der reichsten Pariser Elegants stattete in der Loge seinen Besuch ab und wagte es, ohne sich um den stillen Gast zu kümmern, die Dame zum Souper einzuladen. Die Einladung wurde angenommen, unter der Bedingung, daß der „fremde Herr" nicht genire. Da das kleine Coupé von Madame nur zwei Plätze hatte, so ersuchte diese den mysteriösen Begleiter, auf dem Bock neben dem Kutscher Platz zu nehmen. Dies geschah ohne jede Einwendung. Bei Brébant angekommen, trat der Unbekannte ganz ruhig mit in das Kabinet, immer ohne einen Laut von sich zu geben. Hier mußte endlich das Räthsel gelöst werden. Die Dame erklärte ihrem neuen Freund, den sie wohl mehr ihrem Brillantschmuck als ihrer schon etwas verblühten Schönheit zu verdanken hatte, der stumme Gast sei Niemand anders als ihr Juwelier, von dem sie den kostbaren Schmuck auf den Abend geliehen. Derselbe hatte die Bedingung gemacht, der ersten Vorstellung beizuwohnen, um die Miethering nicht einen Augenblick aus dem Auge zu verlieren. Es war nicht das Erstemal, daß der Juwelier, ein großer Theaterfreund, einen ähnlichen Kontrakt abgeschlossen hatte. Ein Platz in der Loge zur ersten Vorstellung war immer die letzte Klausel des Miethkontrakts. Dem jungen Herrn X. blieb nichts übrig, als einen Bürgschein für die Diamanten bis auf den andern Tag auszustellen, sonst wäre der vorsichtige Geschäftsmann wohl noch auf seinem Posten. So berichtet der „Figaro".

[Petroleumfälschung.] Das Petroleum wird vielfach mit dem viel billigeren Naphta gefälscht. (Petroleum kostet 8½ Thaler ab Seehafen und Naphta 2—3 Thlr.) Diese Fälschung bewirkt, daß man viel mehr Oel braucht, als wenn man ungefälschtes Petroleum brennt; das Publikum wird daher in kolossalem Maße betrogen. Außerdem wird aber auch das Petroleum sehr gefährlich gemacht, wenn die Fälschung stark geschieht, so daß durch Lampenexplosionen leicht Unglücke entstehen können. Ein gutes Petroleum soll sich erst entzünden, wenn es auf 140° Fahrenheit erwärmt wird; alles Petroleum, welches sich bei einer niederern Temperatur entzündet, ist gefälscht und sehr gefährlich. Um die Güte des Petroleums zu prüfen, hat man neuerdings einen Petroleumprüfer erfunden. Der Apparat ist sehr einfach und leicht zu behandeln und es wäre zu empfehlen, wenn mit diesem Apparat in jeder Stadt und in jedem Kreis die verschiedenen, im Handel vorkommenden Petroleume etwa alle Monat geprüft und die Resultate mit den Namen der Verkäufer öffentlich bekannt gemacht würden. In Amerika besteht darüber schon lange ein Gesetz, nach welchem alles als Brennöl in den Handel gebrachte Petroleum, das sich bei einer niedrigerem Temperatur als 140° Fahrenheit entzündet, konfiszirt wird.

(Frankfurter „Arbeitgeber".)

[Ein Scharfrichter-Examen] sollte vor Kurzem beim Berliner Kammergerichte stattfinden, konnte

jedoch wegen plötzlich eingetretener Krankheit des Prüfungs-Kommissärs, des Herrn Kammergerichts-Raths Leonhardt nicht abgehalten werden. Der Aspirant war ein Bruder des bekannten Scharfrichters Reindl. Ueber die Prüfung selbst theilen Berliner Blätter Folgendes mit: Der Kandidat des Scharfrichteramtes muß, nachdem er sich bei einem Scharfrichtereibesitzer praktisch ausgebildet und ein Attest über seine Brauchbarkeit dem Obergericht eingereicht hat, vor einem Kommissarius desselben seine Prüfung ablegen. Der Examinandus braucht jetzt zwar nicht mehr alle Grade der Tortur zu kennen, dagegen wird er im Schreiben und Lesen examinirt und muß die ganze Handlung einer Hinrichtung beschreiben können, namentlich aber anzugeben wissen, welche Halswirbel bei einem Hinzurichtenden getroffen werden müssen, wenn derselbe gleich auf den ersten Schlag mit dem Beile getödtet werden soll.

CH. Die Einnahmen des allgemeinen Unterstützungsvereins für die Hinterbliebenen der kgl. bayer. Staatsdiener betrugen im Jahre 1868 270,320 fl., die Ausgaben 269,657 fl., so daß sich ein Aktivrest von 663 fl. ergibt. Die Einnahmeposten sind: 1) Aktivrest des Vorjahres 894 fl., 2) Einnahmsnachholungen 1505 fl., 3) Beiträge der Vereinsmitglieder 70,961 fl., 4) Zinsen von angelegten Kapitalien 35,896 fl., 5) Zuschüsse aus der Staatskasse 136,772 fl. und zwar der reine Anfall an Wittwen, an Wittwen- und Waisen-Fondsbeiträgen 91,266 fl. und die Hälfte des reinen Anfalles an geheimen Raths- und Kanzleitaxen 45,506 fl., 6) sonstige Einnahmen 24,292 fl. Die Ausgabeposten sind: 1) Verwaltungskosten 225 fl., 2) Unterstützungen der Wittwen und Waisen 17,928 fl., 3) Anlage von Kapitalien 251,500 fl., 4) Rechnungsdefekte und Rückersätze 2 fl. Der Verein besaß am Ende des Jahres 1868 ein Vermögen von 1,045,363 fl. Da der Vermögensstand am Schlusse des vorausgegangenen Jahres 793,200 fl. betrug, so hat sich demnach im Jahre 1868 das Vereinsvermögen um 251,500 fl. vermehrt.

CH. Die Ergebnisse der Rechnung der mit dem allgemeinen Unterstützungsvereine für die Hinterbliebenen der k. bayer. Staatsdiener verbundenen Töchterkasse für 1868 sind folgende: Einnahmen 77,110 fl., Ausgaben 76,736 fl. Aktivrest 374 fl. Die Einnahmeposten sind: 1) Aktivrest des Vorjahres 805 fl., 2) Einnahmsnachholungen 1840 fl., 3) Beiträge der Vereinsmitglieder 17,857 fl., 4) Zinsen von angelegten Kapitalien 6155 fl., 5) Zuschüsse aus der Staatskasse, und zwar die Hälfte des Anfalles an geheimen Raths- und Kanzleitaxen 45 506 fl., 6) sonstige zufällige Einnahmen 4947 fl. Die Ausgabeposten sind: 1) Präbenden und Unterstützungen 735 fl., 2) Anlage von Kapitalien 76,000 fl., 3) Rechnungsdefekte und Rückersätze 1 fl. Der Vermögensstand der Töchterkasse berechnet sich auf 208 374 fl. und hat sich im Jahre 1868 um 76,000 fl. vermehrt.

Berliner Blätter theilen aus den Gedichten des preußischen Kultusministers Mühler nachfolgende resolute Strophe mit:

„Wollt' man zum Minister wählen
Mich beim Wein,
Ha, dann könnt' es mir nicht fehlen,
Bei dem Wein!
Welche Reden wollt' ich halten,
Wie würd' ich das Land verwalten,
Trunken müßten Alle sein,
Voll von Wein!

So hilft mir die Philosophie
Aus jedem schlimmen Spiel;
Ich lebe froh und weiß nicht wie,
Bis an des Lebens Ziel.
Und wenn der Tod mein Leben raubt,
Geht's stracks zum Himmelshof;
Denn wißt, an Höll' und Teufel glaubt
Kein wahrer Philosoph."

Die bedeutendste Korporation Elbogens (in Böhmen) gab unlängst einen Ball; auf der Einladung hieß es unten: Entrée per Mann 1 fl. — Damen und Bier frei.

Rebus.

---

r U Fr
T

Auflösung der Charade in Nr. 274:
Galgenstrick.

Geschichtskalender.

3. Dez. 1848. Franz Joseph wird mit 18 Jahren Kaiser von Oesterreich.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Haillandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 280 Freitag, 3. Dezember 1869.

Eine Nachtigall.

(Fortsetzung.)

So war der Abend herangekommen, an welchem Charlotte zuerst mit den beiden Gegnerinnen zugleich auftreten sollte. Mit Bangen und Zagen, und doch auch wieder voll freudiger Zuversicht hatte sie ihn herankommen sehen, aber als sie jetzt das Drängen und Wogen unter ihrem Fenster vorbei hörte, da sank ihr der Muth und mit Zittern bestieg sie den Wagen, der sie zum Opernhause führen sollte.

Die beiden Italienerinnen, zwei stolze, sich gleichende Schönheiten, sahen die „kleine Deutsche“ über die Achsel an — welcher von ihren Bewunderern sollte es auch wagen, ihnen seinen Gruß zu entziehen?

Charlotte fühlte aber auch eine Art Beklemmung, als sie hinter der Bühne die köstlichen Töne hörte, welche von den Lippen ihrer Gegnerinnen flossen, und ein merkliches Zittern durchflog ihre schlanke Gestalt, als sie jetzt hervortrat, und dieses endlose Gewirr von Köpfen vor sich sah. Es flirrte und flimmerte vor ihren Augen, und hätte nicht in diesem Augenblicke Signora Francesco so spöttisch gelächelt, wer weiß, ob Charlottens Stimme dennoch nicht gebebt hätte. Aber dieses Lächeln gab ihr den Muth zurück, und mit voller, biegsamer Stimme setzte sie ihre Arie ein. Immer stiller und stiller wurde es in dem weiten Raum — immer bleicher wurden die Wangen der Italienerinnen, aber auch immer gehässiger, als wollten sie ihre Gegnerin vernichten, funkelten die schwarzen Augen. Und jetzt hatte die „kleine Deutsche“ geendet — einen Augenblick noch herrschte tiefe lautlose Stille — aber dann geschah das nie Dagewesene: endloser Jubel durchhallte den weiten Raum, und endete nicht eher, als bis Charlotte die Arie wiederholte.

So hatte denn die „kleine Deutsche“ ihr erstes Debüt glücklicher überstanden, als sie selbst in ihren kühnsten Träumen gehofft, und es verursachte ihr doch eine kleine Freude, als jetzt ihre beiden Gegnerinnen auf sie zutraten und sie beglückwünschten. Aber Charlotte war viel zu bescheiden und gutmüthig, als daß sie ihnen durch abstoßendes Wesen ihr rücksichtsloses Benehmen hätte entgelten lassen, sondern that, als wenn nie etwas vorgefallen sei, und lud Beide dringend, aber auch aufrichtig ein, sie zu besuchen.

Signora Francesco, eine Italienerin in des Wortes vollster Bedeutung, mit all' ihrem Haß und ihrer Rachsucht, konnte sich trotz ihrer anscheinenden Freundlichkeit nicht so leicht über die erlittene Niederlage beruhigen, sondern schwur in ihrem Herzen der Deutschen, die es gewagt, mit ihr zu rivalisiren und sie zu besiegen, Rache.

Daß unter solchen Umständen Charlotte mit Intriguen aller Art zu kämpfen hatte, ist leicht begreiflich. Aber sie hatte sich, sowohl durch ihre herrliche Stimme, als durch ihre Bescheidenheit und strenge Sittlichkeit die Liebe und Zuneigung des gesammten Publikums erworben und so hielt es für Signora Francesco schwer, ja es war geradezu eine Unmöglichkeit, ihr nahe zu treten.

Charlotte fühlte sich aber bei diesem immer offener hervortretenden Neid nicht glücklich, und sie wünschte nichts sehnlicher, als daß ihr Kontrakt zu Ende sein möchte, und sie in die geliebte Heimath zurückkehren könnte. Ihre einzigen frohen Stunden genoß sie durch den Briefwechsel mit Leipzig, und die Briefe von Eltern und Lehrer wurden stets von ihr mit dem größten Jubel empfangen, und sogleich in ausführlicher Weise beantwortet.

Endlich kam aber doch die Zeit, wo sie Dresden wieder verlassen konnte — die drei Jahre waren verflossen und ihr Ruhm dadurch gesichert. Aber in die Heimath wollte sie nicht zurückkehren, Schicht hatte ihr entschieden davon abgerathen, sie beinahe flehentlich gebeten, nicht nach Leipzig zu kommen, sondern nach Italien zu gehen, um dort ihre Gesangestudien zu vollenden.

Der alte Musikdirektor fragte in jedem Briefe an, ob sein Töchterchen noch keine gute Sängerin werden wollte, und Charlotte antwortete ihm immer und immer wieder: „Wenn es ohne Liebe keine gute Sängerin gibt, dann Papa werde ich nie eine solche.“

Trotz aller auf sie einstürmenden Bewerbungen, trotz aller Bewunderung, die man ihr zollte — trotz der zahllosen Gedichte, die sie verherrlichten, hatte sich doch noch Keiner gefunden, der Charlotte lieben lehren konnte — sie wußten noch immer nicht, was Liebe war, und trug auch kein Verlangen darnach. Die Kunst war ihr

Digitized by Google

Alles geworden: für die Kunst allein lebte sie und ihr allein wollte sie ihr Dasein weihen — keinem irdischen Wesen.

Und so wurde es ihr denn auch nicht schwer, in Begleitung ihres Bruders Johann, Dresden zu verlassen, um in Italien ihre Studien fortzusetzen, und nachdem sie von den Wenigen, die ihr in Dresden lieb geworden waren, Abschied genommen hatte, fuhr sie mit leichtem Herzen dem schönen sonnigen Italien mit seinem ewig blauen Himmel zu.

Die Erfolge, die Charlotte in ihrem Vaterlande erzielt, hatten ihr nicht den kleinsten Theil ihrer Bescheidenheit geraubt und sie übermüthig gemacht, denn sie schrieb Nichts auf Rechnung ihrer eigenen körperlichen und geistigen Vortheile, sondern dankte ihrem freundlichen Schicksale dafür, und setzte bald nach ihrer Ankunft in Italien eben so eifrig ihre Studien fort, als ehemals in ihrer Vaterstadt Leipzig, bei ihrem Lehrer, dem Organisten Schicht. In Italien, dem Reiche der Töne, lernte sie aber auch wieder recht klar erkennen, daß ihr noch manche Vortheile der italienischen Gesangsmethoden fremd geblieben waren, und sie suchte sich diese erst anzueignen, bevor sie es wagte, hier öffentlich aufzutreten. Da Charlotte nicht allein eine vortreffliche Sängerin, sondern auch eine ökonomische Haushälterin war, so hatte sie sich Geld genug erübrigt, um ungestört eine Zeit lang ihren Studien leben zu können, ohne daß sie sich um pekuniäre Verhältnisse zu kümmern brauchte. Endlich jedoch mußte sie sich wieder ans Lied wagen, und bevor noch Jemand eine Ahnung davon hatte, wurde eines Morgens das Auftreten der Signora Charlotta Henrietta Häser angekündigt.

(Fortsetzung folgt.)

Kaulbach's neuestes Bild.

Der große Meister ist bekanntlich in der internationalen Kunstausstellung nur durch die Schlacht von Salamis und einzelne für den König von Bayern gezeichnete Kartons zu Lohengrin, Tannhäuser, Wilhelm Tell und Romeo und Julie vertreten. Man sprach viel von einem großen Bilde, das noch von ihm auf die Kunstausstellung kommen sollte, das aber nicht fertig geworden ist. Das Bild wurde unter den verschiedensten Titeln im Publikum besprochen, bald nannte man es „die Inquisition", bald das „Ketzergericht", bald „den Heiligen der jüngsten Tage". Kaulbach selbst hat dem großen Bilde, das jetzt nahezu vollendet in seinem Atelier steht, noch keinen Namen gegeben, aber von Tausenden von Fremden ist es den Sommer hindurch gesehen worden und sie alle haben den gewaltigsten Eindruck davon mitgenommen.

Die Geschichte des Bildes ist eine sehr interessante. Wenn ich nicht irre, so war es im Jahre 1864, als durch die Blätter die Nachricht von der Heiligsprechung des Pater Arbues, der seinerzeit Großinquisitor in Saragossa war und unter den Dolchen von Verschwörern in seiner eigenen Kirche 1458 fiel, ging. Schon damals brachten die Blätter die verschiedensten Kommentare zu dieser Heiligsprechung, die den Künstler, der, obwohl fern dem Geräusche des Tages lediglich seinem Schaffen und seinem Familienglück lebend, doch an allen bedeutenden Ereignissen den lebhaftesten Antheil nimmt, veranlaßten, sich näher um die Geschichte der Inquisition und namentlich um diesen Inquisitor Arbues, dessen Seligsprechung schon 1464 von den Jesuiten auf das Lebhafteste betrieben wurde, zu kümmern. Folge dieser Studien war ein gewaltiges Bild, das mit wahrhaft zauberhafter Schnelle auf die Wand des Ateliers hingeworfen wurde. Bekanntlich benutzt Kaulbach, der als Direktor der Akademie auch seine Werkstatt in derselben aufschlagen mußte, den Kolossaal im Erdgeschoß schon seit langen Jahren, während sein früheres oberes Atelier, in welchem die fast vollendete Schlacht von Salamis steht — in der Kunstausstellung befindet sich nur eine braun in braun gemalte Kartonzeichnung davon — unbewohnt ist.

Dieses untere Atelier, eine fast dreißig Fuß hohe Halle, ist mit einer gelblichen Farbe angestrichen, die aber durch den Staub und Rauch von Jahrzehnten einen schönen, dunkelgelben, tiefen Ton angenommen hat. Direkt nun auf die riesige Wandfläche, gleich beim Eingang, warf der Künstler mit seiner bekannten Genialität ein Gemälde in den größten Dimensionen und von erschütterndem Inhalt hin. Wenn ich bemerke, daß auf dem Bilde nahezu 30 Personen in voller Lebensgröße dargestellt sind, so hat man einerseits einen Maßstab für den räumlichen Umfang des Bildes, andererseits einen solchen für die ohne Gleichen dastehende Virtuosität in der Zeichnung, welche Kaulbach besitzt und die allein es ermöglichte, dieses erschütternde Bild in solcher Lebenswahrheit binnen wenigen Tagen auf die Wand zu werfen. Bemerkt muß dabei werden, daß die Figuren lediglich mit Kohle gezeichnet, die Lichter aus der Mauer herausgekratzt wurden, und daß der oben geschilderte dunkle Ton, diese Patina von Rauch und Staub dem Künstler trefflich zu Statten kam, denn einerseits trug sie nicht wenig zu dem tief ernsten Charakter des Ganzen bei, andererseits war sie der Virtuosität des Künstlers willkommenes Material, um vermittelst einiger weniger Striche, Linien, herausgeschabter Lichter je nach Absicht Rauch und Flammen des Scheiterhaufens, Gebäudemassen oder Landschaft darzustellen. Das Gemälde zeigt uns einen freien Platz vor dem Gebäude der Inquisition. Wir sehen den Inquisitor, den heiligen Arbues, den **terror Judaeorum**, wie ihn sein eigener Grabstein nennt, mitten in einer Amtshandlung begriffen. Er bezeichnet mit seinem Krückstock aus dem Haufen der vor ihm knieenden gefesselten Ketzer — Juden und Mauren — diejenigen, welche für den Scheiterhaufen

Digitized by Google

reif sind. Kaulbach stellt ihn uns als einen Greis dar, aus dessen wilden, fanatischen Gesichtszügen ein paar längst erloschene Augen unheimlich herausstarren. Die lange Gestalt, deren charakteristischen Kopf wirre Stränge weißen Haares wild umfliegen, ist in das Gewand des höhern Ordenspriesters gekleidet. Unterstützt wird der schreckliche blinde Greis von zwei Mönchen, deren einer, eine kräftige untersetzte Gestalt, das Gepräge des rohesten, wildesten Fanatismus in dem breiten, viereckigen Kopf zur Schau trägt, während der andere, eine hohe jugendlich-schlanke Gestalt, in dem schönen Gesichte deutlich die Spuren des Kampfes zeigt, den beim Anblick des schrecklichen Schauspieles vor ihm Mitleid und Fanatismus in seinem Herzen, in dem der strenge Gehorsam noch nicht alle besseren menschlichen Gefühle ertödtet hat, kämpfen. Zu Füßen dieser drei etwas erhöhten Gestalten rafft ein vierter Mönch gierig Schätze und Kleinodien — wahrscheinlich aus dem Vermögen der verurtheilten Ketzer stammend — zusammen. Aus der wirren Gruppe der Gefesselten zu den Füßen des Inquisitors ragen mehrere Personen hervor, die unser Interesse hauptsächlich in Anspruch nehmen. Da ist ein Weib noch in der üppigsten Blüthe ihrer Jahre. Der schöne gefesselte Leib windet sich ängstlich, die gebundenen Hände suchen flehend vergeblich ihr weinendes kleines Kind zu erreichen, das augenscheinlich erschreckt vor all dem es umgebenden Lärm wieder vergeblich zur Mutter hinstrebt, deren starrer Blick in den vom Todesschmerz durchzuckten schönen Zügen schon alle die Schrecknisse und Gräuel vorahnend sieht, denen die Aermsten doch erst entgegen gehen. Unweit von ihr hält ein Mann, vielleicht ihr Mann, ein junges Mädchen, augenscheinlich seine Tochter, umschlungen, soweit die gebundenen Hände dies erlauben. Sie Beide sind die ersten Opfer, die der erbarmungslos tastende Stock des Inquisitors, der die Ketzer nicht sieht, sondern nur fühlt, für den Scheiterhaufen auswählt. Die Aermsten haben sich im stummen Schmerz schon in ihr schreckliches Schicksal ergeben, aber neben ihnen ragt die jugendlich schlanke Gestalt eines Jünglings empor, welche den freien Arm drohend dem Inquisitor entgegenstreckt. Aus den ernsten schönen Zügen leuchtet bewußte Klarheit, auf der hohen Stirne liegt es wie Prophetenberuf — ein jugendlicher Daniel ist da erstanden, der, frei von Menschenfurcht, den schrecklichen Mönchen sein freies Bekenntniß entgegenruft und mahnend zum Himmel zeigt, der über allen — Gerechte und Ungerechte — sich wölbt.

(Schluß folgt.)

Kunst und Literatur.

Aschaffenburg, 1. Dez.

Herrn Petermann's Jagdbuch, 3. Theil, Verlag von Braun und Schneider in München.

Herr Petermann ist ein alter und gern gesehener Bekannter. Seine Art zu erzählen, sein Jägerlatein ist trocken und verfehlt nie die Wirkung, das Zwergfell zu erschüttern, dabei sind die beigegebenen Holzschnitte in der bekannten guten Art, wodurch sich die fliegenden Blätter ewig jung erhalten. Das Titelblatt ziert eine Felsenpartie mit Gemsen, das nächste Blatt enthält das prächtige Bild: Leben und Beschäftigung der Thiere im Walde, von M. Haider. Es ist von dem vielen Schönen das Schönste. Der Hirsch mit Gattin stolziren kühn über die Flur. Anderes Gethier, groß und klein, bis herab zu den badenden Nackedeis umgeben sie, jeder in seiner Art beschäftigt.

Jagdliebhabern wird das Buch jederzeit eine angenehme Unterhaltung gewähren.

Schnurrdiburr oder die Bienen, von Wilh. Busch, gleichfalls von Braun und Schneider.

Es ist das Leben der Bienen, welches hier gezeichnet wird, in einer endlosen Reihe von humoristischen Darstellungen. Die Königin auf ihrem Thron, wie sie zu frühstücken geruht, eine Bienenmutter, die ihren Sohn in der Wiege schaukelt mit sammt der Drohnen fauler Brut. Abenteuer eines Schweins, das den Bienenstöcken zu nahe kommt, Abschied der Bienen vom Bienenvater, Rache eines Eifersüchtigen, Unglück des Bienenvaters, dem beim Ausnehmen des Baues die Leiter bricht, Kur des Dr. Siebel, der mit einer Biene einem Knaben einen Frosch aus dem Leibe gezogen hat und zum Schluß, wie Nachtwächter Uhu vagirende Bienen in sein Nachtlokal bringt.

Für Klein und Groß eine angenehme Weihnachtsgabe.

Jugendblätter zur Unterhaltung und Belehrung von Isabelle Braun, Verlag von Braun und Schneider in München.

Ein stattliches Werk für Kinder, die schon einige Gewandtheit im Lesen haben. Es enthält auf 570 Seiten 30 Gedichte, 20 Erzählungen, 7 Parabeln, 4 Lebensbeschreibungen, Naturgeschichtliches, Reisebeschreibungen, ein Drama: „der bezauberte Frosch“ und 5 Räthsel, Mehreres ist von Franz Bocci, Vieles von Isabella Braun.

Das Buch ist mit 6 gemalten Lythographien und 6 Holzschnitten geschmückt. Erzählungen und Gedichte sind leicht faßlich und werden den wißbegierigen Kleinen gewiß manche Freude machen. Das Werk hat schon den 15. Jahrgang erlebt, ein Beweis seines Werthes. Auch sein Aeußeres ist stattlich. Es ist in rothe gepreßte Leinwand gebunden, mit goldener Aufschrift versehen und kann als Christgeschenk für die reifere Jugend bestens empfohlen werden.

Digitized by Google

Orbis pictus, Bilderbuch zur Anschauung und Belehrung von Dr. Lauckhard. Leipzig, Verlag von Ernst Julius Günther, mit vielen Abbildungen aus dem Kinderleben auf 3 Blätter und erläuterndem Texte, worin den Kindern für's Leben manch gute Lehren gegeben werden.

Die Zeichnungen sind gut, aus dem Leben gegriffen und dürften hauptsächlich geeignet sein, durch Erklärung der Figuren das Denkvermögen der Kinder zu üben. Wie die Vorrede sagt, soll es eine gemalte Welt, ein Abbild des Lebens, ein Leben im Kleinen sein, mit welchen die jungen Leute durch Wort und Bild bekannt gemacht werden sollen.

Das Bilderbuch ist als Christgeschenk sehr zu empfehlen.

Kaufmännische Unterrichtsstunden in zwei Jahreskursen. Stuttgart bei Julius Mayer.

Auf die verschiedenste Weise wird heute darnach getrachtet, kaufmännisches Wissen zu verbreiten. Es fehlt nicht an trefflichen Handelslehranstalten, deren täglich mehr entstehen, die jedoch theils wegen der Entfernung, theils wegen der Kostspieligkeit, nicht jedem Jünglinge, der sich dem Kaufmannsstande widmet, zugängig sind. Für alle Diejenigen nun, die nach zurückgelegter Schulzeit als Zöglinge in die Praxis des Handelsstandes eintreten, soll in den „kaufmännischen Unterrichtsstunden" ein praktisches Organ geschaffen werden, das in bisher noch nicht dagewesener Weise ihnen Gelegenheit bietet, sich in den für ihren Beruf nothwendigen Fächern gründlich auszubilden, das aber auch nicht minder als wünschenswerthes Repetitorium für jene jungen Kaufleute dient, die bereits eine Handelsschule besuchten, und das dort Erlernte durch spätere Lektüre zu ergänzen und zu wiederholen wünschen.

Für das Viele, was die Hefte bieten, ist der Preis à 18 kr. ein sehr geringer zu nennen.

Mannigfaltigkeiten.

Der „Naturforscher" enthält, nach einem Berichte in „Les Mondes", die interessante Notiz, daß einem jungen Franzosen, Ducos du Hauron, die Darstellung von Photographien in natürlichen Farben im Wesentlichen gelungen sei. Das Verfahren beruht auf dem Satze, daß alle Farben aus drei Grundfarben gemischt sind und in diese auch zerlegt werden können. Von einem und demselben Gegenstande erhält man daher drei verschiedene negative Bilder, wenn man das von demselben ausgehende Licht durch drei in den Grundfarben gefärbte Gläser gehen läßt. Von diesen drei negativen Bildern, welche im Allgemeinen wohl ähnlich sind, von denen aber jedes nur eine Farbe des Gegenstandes wiedergibt, werden drei entsprechend gefärbte Photographien dargestellt, nämlich jede in der Farbe, welche dem bei der Erzeugung des Negativs benützten Glase entspricht; von dem Negativ z. B., welches durch das rothe Glas erhalten wurde, fertigt man eine rothe Photographie in ähnlicher Weise wie man mit dem Kohlendruck schwarze Bilder macht. Die drei in den Grundfarben ausgeführten Bilder werden dann zu einem einzigen vereinigt (?) und geben nach ihrer Mischung alle Farben wieder, die der photographisch aufgenommene Gegenstand besitzt. Die praktischen Erfolge des Verfahres sollen sehr befriedigend sein; übrigens ist dem kurzen Berichte nicht zu entnehmen, in welcher Weise die in Frage kommenden technischen Schwierigkeiten überwunden worden sind, weßwegen wir uns vorläufig darauf beschränken müssen, die merkwürdige Erfindung zu registriren.

In einem Witzblatte findet sich folgende Annonce: Für das reisende Publikum, namentlich für Engländer, empfehlen sich die Hotels in Großgerau. Zimmer comfortabel, Bedienung freundlich, Erdflöße zu jeder Tageszeit in beliebiger Stärke. Ganz starke mit einfallenden Schornsteinen, tanzenden Möbeln und wackelnden Häusern (besonders von Engländern gewünscht), in verschiedenen Gängen Mittags bei der Table d'hôte und Abends einzeln nach der Karte; schwächere mit weniger Effekt und singendem Geräusch (für gemüthliche deutsche, namentlich Leipziger Gäste) zu jeder Tageszeit. Preise billig. (Großgerau befindet sich im Mittelpunkte von Europa, nahe bei Homburg und Wiesbaden.)

Mit dem Dampfer „Buenos Ayres" trifft aus Südamerika die Nachricht von einem fehlgeschlagenen Experimente ein, die an die Erfahrungen der Schildbürger erinnert. Man wollte „80 geschlachtete Ochsen nach England verschiffen, packte sie gehörig in Eis, Sägemehl und Holzkohle" ein, und war einigermaßen erstaunt, 30 Tage nach der Abfahrt genöthigt zu sein, das in Verwesung übergegangene Fleisch über Bord zu werfen.

Geschichtskalender.

4. Dez. 1553. Geburtstag von Heinrich IV., Frankreichs edelster König.
1642. Todestag des berüchtigten Kardinal Richelieu.
5. Dez. 1757. Friedrich der Große schlägt die Oesterreicher bei Leuthen.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers L. Waisnht.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 281 Samstag, 4. Dezember 1869.

Eine Nachtigall.

(Fortsetzung.)

Charlottens Name war noch nicht hierher gedrungen und so hatte sie abermals allen Grund, zu fürchten, daß ihr hier neue Hindernisse entgegentreten würden, und sie manches Vorurtheil zu besiegen habe.

Das Lob ihrer verschiedenen Lehrer hatte sie indessen schon etwas sicherer gemacht, und kein Ehrgeiz, ihre sämmtlichen Rivalinnen zu überflügeln, bewegte ihr Herz.

Das Opernhaus war wie gewöhnlich gedrängt voll — Kopf an Kopf, in dichten Reihen saß das Publikum vor ihr, aber die sanfte Deutsche, in ihrem weißen Kleide, das duftige Haar mit Rosenknospen durchflochten, machte sofort auf das Publikum einen äußerst günstigen Eindruck. Hier und da erhob sich ein Beifallsgemurmel, das sich allmählich, je weiter sie sang, in einen donnernden Applaus verwandelte.

Erst jetzt war Charlottens Ruhm nach allen Seiten hin gesichert, keine Intrigue konnte sie mehr von ihrem eingenommenen Platz drängen. Von allen Seiten liefen glänzende Engagementsanerbietungen ein, aber Charlotte zog es vor, in Rom zu bleiben.

Von Tag zu Tag, bei ihrem jedesmaligen Auftreten nahm der Schwarm ihrer Bewunderer zu, das Opernhaus war stets gedrängt voll, und bald kannte man die kleine Deutsche nur noch unter dem Namen „die Göttliche."

Das war eine glückliche Zeit für Charlotte. Nicht, daß sie sich durch die Bewunderung, die man ihr zollte, geschmeichelt fühlte, sondern am meisten waren es wiederum die Briefe aus der Heimath, die sie erfreuten, und wenn der alte Musikdirektor ihr schrieb, daß sie ihm so viele Freude mache, dann war Charlotte außer sich vor Glückseligkeit.

Und doch war sie noch immer keine gute Sängerin, denn Charlotte liebte nicht, trotzdem sie nunmehr ihr sechsundzwanzigstes Lebensjahr zurückgelegt hatte — die Liebe hatte noch nicht ihr Herz berührt, und Charlotte war fest überzeugt, daß dies auch nie geschehen würde, da sie nur für die Kunst lebte.

Aber auch ihre Stunde schlug, wo ihr die Kunst nicht mehr genügte, und eine Sehnsucht sich in ihr Herz schlich, die sie sich nicht zu erklären wußte, und die es doch mit neuen, freudigen Hoffnungen erfüllte. Charlotte hatte nicht nach Ehre und Ruhm gegeizt, sondern ihr höchstes Bestreben war es gewesen, sich die Liebe des Publikums zu gewinnen, und diese war ihr in reichem Maße zu Theil geworden. Obgleich es unleugbar auch Viele gab, die Charlotte stolz und abstoßend nannten, denn Keiner konnte sich rühmen, eine Gunstbezeugung irgend welcher Art von ihr empfangen zu haben, aber dieser Stolz war nichts Anderes als strenge Sittsamkeit, denn sie verschmähte es, sich solcher Mittel zu bedienen, um dauernd ihre Stellung zu behaupten. Kein noch so kostbares Geschenk wurde von ihr entgegengenommen, kein Lächeln lohnte den Geber, und so stand sie da in ihrer Größe, geliebt, geehrt, aber doch unnahbar.

Und eben weil Charlotte wußte, daß die Gunstbezeugungen sowohl ihrer eigenen Persönlichkeit, als ihrer herrlichen Stimme galten, darum blieb ihr Verlangen, sich diese Liebe zu bewahren, immer gleich, und trotz der zahlreichen Lorbeeren ward ihr Herz nicht übersättigt, sondern alle Blumen, die ihr jeder neue Abend brachte, erfüllten ihr Herz mit inniger Dankbarkeit.

Das hell erleuchtete Opernhaus war gedrängt voll. Glänzende Toiletten, funkelnde Diamanten und ächt italienische Schönheiten wetteiferten mit ihrer Pracht. Aber eine lautlose Stille herrschte ringsum — Charlotte Henriette Häser sollte erscheinen.

An einen Pfeiler des Opernhauses gelehnt, stand ein Mann von vielleicht dreißig Jahren. Es war eine hohe stattliche Gestalt, mit ernstem, edlem Gesichte, das von einem schwarzen Barte umrahmt war. Der Mann war einer der Ersten gewesen, der den Salon betrat, und ein täglicher Besucher der Oper würde ihn jeden Abend an demselben Platze gefunden haben. Aber niemals verrieth eine Bewegung seiner fast strengen Gesichtszüge, daß ihn die Stimme Charlottens entzückte — niemals flog ein Kranz oder eine Blume aus seinen Händen zu ihren Füßen nieder — niemals flog über sein Antlitz ein Schimmer von Begeisterung.

Und doch war Giuseppe Vere einer der eifrigsten Bewunderer der liebreizenden Charlotte — doch schlug sein Herz doppelt so laut in der Brust, wenn er sie sah, wenn ihre süße, reine Stimme sein Ohr traf. Doch

Digitized by Google

war sie sein einziger Gedanke Tag und Nacht. Aber verrieth auch nichts dieses süße Geheimniß, so verrieth er es durch seine dunklen Augen, die voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit die ihrigen suchten. Und bisweilen war es ihm gewesen, als wenn seine Augen den ihrigen begegnet waren, als wenn die blauen Sterne länger auf ihm hafteten, als auf jedem anderen Menschen. Aber er mußte sich wohl getäuscht haben. Wie konnte er, wenn auch ein geachteter, wohlhabender Advokat, es wagen, mit den mit Sternen und Ordensbändern geschmückten Herren in den Logen zu rivalisiren, und gar noch wähnen, daß sie ihn bevorzuge.

Ein Beifallsgemurmel durchlief den weiten Raum — Charlotte Häser war aufgetreten. Und in Wahrheit, es war eine himmlische Erscheinung, dieses schöne Weib in dem lang herabwallenden blauen Sammtkleide mit den silbernen Sternen und dem blitzenden Diadem auf dem schön geformten Kopfe; und wie sie nun vollendes ihre Stimme erhob, und die Töne so wunderbar weich und rein von den rosigen Lippen flossen, da lernte man begreifen, daß diese Erscheinung eine überirdische Macht auf ihre Zuhörer ausübte.

Auch über Giuseppo Bere's Antlitz flog, vielleicht zum ersten Male, ein sonniger Schimmer, und in demselben Augenblicke fand er seinen Widerschein auf Charlottens lieblichem Gesichte.

Kaum hatte Charlotte geendet, so hüllte ein förmlicher Blumenregen sie ein — herrliche, duftende Sträuße flogen zu ihren Füßen nieder, und die Sängerin bog sich herab. Tausende von Augen spähten, welches prachtvolle Bouquet ihre Beachtung gefunden hatte, und enttäuscht richteten sie sich auf das unscheinbare Bouquet blauer Blumen, was sie aufhob, und Niemand hatte gesehen, wer es gespendet. Aber Charlotte selbst hatte den Geber erkannt, und wie die Veilchen zu ihr herüberflogen, da glitt ein glückseliges Lächeln über ihr Gesicht und ein dankbarer Blick lohnte ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Kaulbach's neuestes Bild.

(Schluß.)

Um diese Familie herum gruppiren sich nun liegend und knieend, betend, weinend und verzweifelnd ein wirrer Haufe von Opfern, wie ihn die Schergen der Inquisition vor das fürchterliche Tribunal geschleppt haben. Die charakteristischen Physiognomien zeigen uns hauptsächlich Juden und Mauern, die ja hauptsächlich der ersten Wuth des heiligen Offiziums zum Opfer fielen und deren Ausrottung bekanntlich gerade von Arbues, dem Schrecken der Juden, so gründlich betrieben wurde. Links im Vordergrunde stehen noch zwei charakteristische Mönchsgestalten, die uns wahrhaft mit Entsetzen und Grauen erfüllen. Aus der halb über das Gesicht fallenden Kapuze schließt der eine einen wahren Vipernblick auf die Ketzergruppe, während der andere, uns mehr zugewandt, eine an Blödsinn grenzende, wahrhaft thierische Stupidität zeigt, die schrecklicher wirkt, als aller fanatischer Haß, wie er sich in den anderen Physiognomien ausprägt. Diese beiden Mönche bilden das Ende einer Prozession, die mit wehenden Fahnen die im Hintergrunde brennenden Scheiterhaufen umkreist, durch deren Rauchwolken wir in dunkeln Umrissen die Opfer sehen, die auf ihnen verbrennen. Ueber diesen Rauchwolken aber, erhaben über das Thun der verblendeten Menge, steht, die sieben Schwerter im Herzen tragend auf einem Vorsprung am Gebäude der Inquisition die Statue der heiligen Jungfrau. Ihr schmerzbewegtes, gen Himmel gerichtetes Antlitz scheint zu klagen über die Gräuel, die man in ihrem Namen begeht. Das ist in kurzen Umrissen der Inhalt eines Gemäldes, das, wie gesagt bereits schon 1864 konzipirt, doch jetzt erst berufen scheint, gerade in unserer Zeit seine ungeheure moralische Wirkung zu entfalten. Bis jetzt steht es allerdings von der Wand auf die Leinwand übertragen und zwar wieder in dem dem Gegenstande angemessenen ernsten Kolorit von Braun und Weiß, noch immer der letzten vollendenden Striche harrend, ruhig im Atelier des Künstlers. Wann es daraus hervorgehen wird, ist eine Frage, die wir nicht zu beantworten vermögen. Der Künstler scheint selbst noch zweifelhaft den Donnerkeil aus seiner Hand zu lassen.

Damals unter dem subjektiven Eindruck der Nachricht der Erhebung eines Inquisitors, und zwar eines der blutigsten, zum Heiligen als künstlerischer Protest gegen diese Auffassung der Weltgeschichte konzipirt, würde das Bild, jetzt, wo sich die Gegensätze inzwischen viel schärfer zugespitzt haben, eine noch viel einschneidendere Wirkung machen. Wie groß dieselbe sein dürfte, möge daraus hervorgehen, daß der Meister selbst von der Furchtbarkeit und Schrecklichkeit des Gegenstandes im innersten Herzen betroffen, nicht im Stande war, das Bild in einem Zuge zu vollenden, sondern sich erst durch Ausführung eines reizenden Kinderbildchens von den selbst empfangenen Eindrücken erholen mußte. Und nun schließlich ein Wort über die Berichtigung dieses Bildes, das ohne Zweifel dem Künstler wieder eine Menge neue Gegner erwecken, die alten, die einstweilen verstummt waren, durch die blendende Macht eines Genie's, das fort und fort in unerschöpflicher Fülle die herrlichsten Bilder schuf, ohne Zweifel zu neuem Gebell anregen wird. Jedes wirkliche Kunstwerk trägt als solches seine Berechtigung in sich selbst. Hier aber möge doch die Geschichte auch sprechen. In der nach vierhundert Jahren jetzt endlich durchgesetzten Heiligsprechung des Märtyrers der Inquisition hat man zugleich auch diese glorifizirt und dieses Faktum werden dereinstige unparteiische Geschichtsschreiber dem gegen-

Digitized by Google

wärtigen Pontifikat wohl mit zu seinen schwersten Fehlern rechnen.

Arbues fiel allerdings als Märtyrer der Inquisition, es kam der gepeinigten Bevölkerung, die durch die fortwährenden Dezimirungen zur Verzweiflung gebracht wurde, der unselige Gedanke, es auch ihrerseits mit dem Schrecken zu versuchen, und so glaubten denn die zu diesem Zweck Verschwornen, es sei das beste Mittel, einige Inquisitoren zu ermorden, um dem ganzen verhaßten Institut ein Ende zu machen. Thörichter Wahn! Arbues fiel freilich unter ihren Dolchen, die Verschwornen fielen der verdienten Gerechtigkeit anheim, die Inquisition wurde aber übermächtig; sie schickte allein in Spanien von 1481—1808 nicht weniger als 31,912 Ketzer auf den Scheiterhaufen, die lebendig verbrannt wurden, während über 300,000 auf andere Weise von den geistlichen Gerichten durch Kerker, Verbannung, Vermögenskonfiszirung ꝛc. bestraft wurden. Verbrannte doch das Ungeheuer Torquemada in einem Zeitraum von 14 Jahren allein über 6000 Personen. Die Zeitgenossen des Arbues setzten ihm einen Grabstein, auf dem es in lateinischer Sprache u. A. heißt:

Fliehet weit von hier, ihr Juden,
Denn wie der göttliche Stein Amethyst die Pest,
So verscheuchet der, der hier liegt, die Juden.

Unserer Zeit aber war es vorbehalten, in diesem Märtyrer, dem Schrecken der Juden, ein Institut zu glorifiziren, das über das ganze südliche Europa und über das spanische Amerika Jahrhunderte hindurch entsetzlichen, namenlosen Jammer gebracht hat und dem die jetzigen traurigen Zustände der spanischen Halbinsel einzig und allein zuzuschreiben sind. „Ohne die Inquisition", sagt schon Lorente, der einstige Sekretär derselben, in der Vorrede zu seiner vortrefflichen Geschichte der Inquisition, „wäre Spanien ein reiches und glückliches Land wie Frankreich und müßte anstatt 12 Millionen Einwohner (am Anfange dieses Jahrhunderts, wo Lorente schrieb) deren 24 Millionen haben."

Angriff von Seeräubern auf die Norddeutsche Barke „Apenrade".

Ueber diesen Angriff unweit Makao entnimmt die B.-H. der Hongkong-Gazette vom 25. Sept. folgende Einzelheiten: „Die Bark „Apenrade", welche in Whampoa ihre Ladung eingenommen hatte, ging am letzten Freitag unter Segel; da der Wind jedoch Abends sehr schwach wurde und fast Windstille herrschte, trieb das Schiff dem Lande zu. Alle Segel wurden gesetzt, jedoch vergebens, und der Kapitän Davidsen war gerade im Begriff, zu ankern, als eine große Dschunke, anscheinend eine Fischerdschunke, wie man viele während des Tages hatte passiren sehen, sich in geringer Entfernung quer hinter das Schiff legte. Dem Kapitän fiel dies auf und er bemerkte dem Steuermann, er sei neugierig, welchen Kours die Dschunke nehmen wolle. Plötzlich legte sich nun die letztere längst Seite der Bark und fing an, das Schiff mit 6 Geschützen in rascher Folge mit Kartätschen und Kugeln zu beschießen. Das Nächste, was nun von Seiten des Fahrzeugs, das sich also als Seeräuber entpuppte, vorgenommen wurde, war die Enterung, zu welchem Zwecke es seine Luken öffnete, aus denen versteckt gehaltene Mannschaft in Haufen hervorbrach. Die Piraten enterten vorn am Schiff und schossen, während sie nach dem Kapitän riefen, gerade auf diesen selbst, trafen ihn jedoch nicht gefährlich, so daß es dem ersten Steuermann gelang, ihn wieder zu sich zu bringen und ihn bewog, sich in den Besanstopp zu begeben. Während dessen war die Mannschaft, welche, als der erste Schuß fiel, sich zum Abendessen unten befand, aufs Verdeck geeilt und an der anderen Seite des Schiffs in die Groß- und Fockrästen geflüchtet, wo sie von den Piraten mit erhobenem Pistol bewacht wurde. Die nächste Frage der Piraten war nach Dollars und Opium, und in der Erwartung, Vorrath davon zu finden, stürzten sie nach der Kajüte, welche bald aller Gegenstände beraubt war. Die Uhren des Kapitäns und der Steuerleute, ferner der Schiffschronometer, sowie die Quadranten, Ferngläser, Barometer, auch 27 Dollars in Silber, kurz, alles, was ihnen in die Hände fiel, wurde genommen. Karten und Schiffspapiere wurden über Bord geworfen, die Briefe an die Konsignataire ꝛc. alle geöffnet und untersucht, in der Hoffnung, Geld darin zu finden, dann aber in der Kajüte auf den Fußboden umhergestreut. Hierauf ging es ans Anbrechen der Ladung, und nachdem einige Kisten voll Fächer zertrümmert waren, machten sie sich über Thee her, wovon etwa 60—70 Kolli heraufgebracht wurden, als der in der Ferne sichtbar werdende Rauch eines Dampfboots die Räuber erschreckte und diesem Auftritt ein Ende machte. Ehe sie sich jedoch entfernten, beorderten sie, daß der Anker fallen sollte und 25 oder 30 Faden Kette ausgestochen würde. Dann begaben sie sich wieder an Bord ihrer Dschunke und stießen ab, indem sie sagten, daß sie nächstens wieder kommen würden. Der Kapitän der Bark „Apenrade" schlippte sogleich den Anker und steuerte nach Makao, da die Beschädigungen des Schiffes das Einlaufen dort nöthig machten. Die untere Takelage nebst Segeln war von Kugeln zerrissen und durchlöchert, da die Piraten aus ihren großen Geschützen mit Kartätschen gefeuert hatten. Das Verdeck war überall mehr oder weniger verkohlt von dem Brande der sogenannten Stinktöpfe, welche nothwendig einen Bestandtheil solcher Expeditionen zu bilden scheinen. Die ausgeübten Gewaltthätigkeiten, welche wahrscheinlich in größerem Maße beabsichtigt waren, wurden durch einen jungen Mann gedämpft, der als Führer bei dem Ueberfall zu dienen

chien und augenscheinlich den Befehlshaber (einen alten Mann), der Alles umbringen wollte, überredete, keine Gewalt weiter anzuwenden, da kein Widerstand geleistet wurde. Außer dem Kapitän der Bark „Apenrade", der einen Pistolenschuß durch die linke Seite erhielt, jedoch nicht gefährlich verwundet ist, wurde der zweite Steuermann durch einen Schlag auf den Kopf verletzt, der glücklicher Weise jedoch mit irgend einem stumpfen Werkzeug geführt sein mußte. Ferner trugen zwei Mann der Besatzung leichte Wunden davon, während ein Mann vermißt wird, und wie der Kapitän glaubt, durch einen Schuß getroffen nach aus den Rüsten ins Wasser gefallen ist. Bemerkenswerth ist, daß alle Mannschaften der Piraten, welche man beobachten konnte, gebrochen Englisch sprechen konnten und keine Schwierigkeit hatten, ihr Begehren kund zu thun. Ebenso viel es auf, daß die von den Piraten gebrauchten Waffen, von denen einige an Bord zurückblieben (Pistolen und kurze Filaten), von der neuesten verbesserten Sorte waren. Der Kapitän schätzt die Zahl der Piraten, welche enterten, auf wenigstens 70 bis 90 Mann, und es blieb noch eine Anzahl an Bord der Dschunke zurück. Kapitän Davidsen meldete sogleich bei seiner Ankunft in Makao den Vorfall bei den portugiesischen Behörden an und am Samstag Nachmittag lief das Kanonenboot „Camoens", mit dem zweiten Steuermann an Bord, aus, um die Piraten aufzusuchen, fand auch 4 bis 5 große Dschunken, die aber alle anscheinend fischten, obwohl sich bei der Besichtigung fand, daß sie sehr zahlreich bemannt waren, und weit stärker, als für Fischerzwecke allein nöthig war. Am Samstag Abend kehrte das Kanonenboot zurück, ohne ein Fahrzeug angetroffen zu haben, das man sich berechtigt gehalten hätte, als der Betheiligung an der Räuberei verdächtig aufzubringen. Kapitän Davidsen kam gestern hier nach Hongkong herüber und glaubt, daß er in wenigen Tagen den Schaden repariren und wieder absegeln können wird. Dem Vernehmen nach setzte gestern Abend das amerikanische Kanonenboot „Unadilla" Dampf auf und lief auf einen Kreuzzug aus, um die Piraten aufzusuchen."

Mannigfaltigkeiten.

Von der Kaiserin von Frankreich, wie sie bei Port Said ans Land stieg, macht eine Korrespondenz der „Köln. Ztg." folgende Schilderung: Nur Sie fehlt. Doch nein. Da verkündet das **Partant pour la Syrie** das Herannahen der allerchristlichsten Kaiserin. Zierlich hüpft sie an das Land, zierlich reicht sie den Fürsten, die sie so lange schmachten ließ, das Händchen, und lispelt etwas, was wohl eine Entschuldigung sein soll, um hierauf den Arm des Kaisers Franz Joseph zu nehmen, während der Sohn des Vizekönigs die Prinzessin der Niederlande führt. Wie Eugenie aussieht? Darüber war nur Eine Stimme — Männer wie Damen sangen das Lob ihrer Schönheit. Ihre Toilette habe ich mit aller Gewissenhaftigkeit verzeichnet, um nur ja die Neugier schöner Leserinnen zu befriedigen: Kurzes Kleid von perlgrauer Seide mit drei Reihen weißer Spitzenvolants, oben ausgeschnitten, das völlige Decolleté verhindert durch ein Spitzenfichu, Gürtel von der Farbe des Kleides vorn durch eine massive goldene Spange zusammengehalten, um den Hals ein schwarzes Sammtband, woran ein Medaillon mit einem schwarzen Emailkreuz, auf dem Köpfchen ein kleines, schwarzes Hütchen, stark an die moderne **Façon à la Tyrolienne** mahnend, und weißem Schleier; Handschuhe strohgelb. Sonnenschirm von weißer Seide, als einzigen Schmuck ein Brustbouquet von Veilchen und, um ganz vollständig zu sein, schwarze Stiefeletten. Daß die Hitze das zarte Weiß der Gesichtsfarbe nicht zu alteriren vermochte, regte zu allerlei Vermuthungen über die Festfarbigkeit des Teints an. Das vielbestrittene blonde Haar war kastanienbraun, wahrscheinlich ein Naturspiel. — Die während der orientalischen Reise der Kaiserin von Frankreich zwischen ihr und ihrem Gemahl gewechselten telegraphischen Depeschen haben nicht weniger als das Sümmchen von 160,000 Franken gekostet.

In einer sächsischen Stadt war die Garnison zur Revue ausgerückt und deßhalb ward die Wache von der Bürgergarde versehen. Zufällig reitet der Kommandant vorbei. Der Posten präsentirte, ruft aber nicht „Heraus!" — Aergerlich fragte der Kommandant, warum der Herausruf unterbleibe, allein der Posten antwortete gutmüthig: „Heeren Se, Exellenz, das nützt Se gar nischt, denn es is Keener nich drinne!"

Bei der letzten Wahl kam ein bäuerlicher Wahlmann mit einer neuen Scharlachweste aufmarschirt. Sein Pfarrer, der dies bemerkte, verwies es ihm mit dem Bemerken, daß man ihn sicher für einen „Rothen" halten würde. „Thut nichts, Herr Pfarrer", sagte der Biedermann, „wenn nur das Herz schwarz ist." (L. A.)

Ein Lehrer fragte einen kleinen Knaben: „Wie viel ist 4 und 1?" — Antwort: „Neun!" — „Falsch! Wenn Deine Mutter Dir vier Stück Brod gegeben hat und sie gibt Dir noch eins, wie viel hast Du dann?" — Der Knabe, freudestrahlend: „Dann habe ich genug!"

Geschichtskalender.

6. Dez. 1315. Die Schweizer siegen bei Morgarten über die Oesterreicher.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 282 Montag, 6. Dezember 1869.

Eine Nachtigall.

(Fortsetzung.)

Einsam und allein saß Charlotte in ihrem Gemache auf einem mit dunkler Seide überzogenen Divan. Schwere Vorhänge wehrten der Sonne, ihre glühenden Strahlen voll in das Gemach zu senden, und nur dann und wann flog ein leuchtender Schimmer über die mit kostbaren Tapeten bedeckten Wände des traulichen Gemaches.

War Charlotte am vorhergehenden Abend schön gewesen, so war sie es am heutigen Tage nicht minder. Das elegante Hauskleid schmiegte sich weich um ihre biegsamen Formen, und der schlanke Hals wetteiferte an blendender Weiße mit dem Spitzenkragen. Das Haar, über welchem es wie ein goldiger Schimmer lag, war einfach in zwei schwere Flechten geordnet, und ließ den Nacken und das kleine rosige Ohr vollkommen frei. Vor ihr auf dem Tische stand ein kleines Veilchenbouquet, und dieses schien ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben. Jeden Augenblick zog sie es wieder zu sich heran und vergrub das feine Näschen in die duftigen Blüthen ihrer nordischen Heimath. Damals war sie noch ein Kind gewesen, als man ihr zum ersten Male ein solches Bouquet schenkte; sie hatte ihren vierzehnten Geburtstag gefeiert, und Schicht, von dem sie am heutigen Tage einen Brief erhielt, der ihr meldete, daß er Kantor der Thomasschule zu Leipzig und der beiden Hauptkirchen daselbst geworden, war der Geber. Damals hatte sie sich unendlich über die duftigen Blumen gefreut, aber jetzt verursachte ihr der Anblick derselben ein Gefühl des Entzückens, wie sie es nie zuvor gekannt hatte.

In diesem Augenblick meldete ihr die Kammerzofe, daß ein Herr Giuseppe Vere sie zu sprechen wünsche.

Charlotte, der es unangenehm war, in ihren Betrachtungen gestört zu werden, dachte einen Augenblick nach — der Name war ihr gänzlich fremd.

„Führe ihn herein," sagte sie dann nach einer Pause etwas mißmuthig.

Dann vernahm man auf dem Korridor feste männliche Schritte, und bald darauf trat unser Bekannter aus dem Operhause ein.

Einen Augenblick erblaßte Charlotte bei seinem Anblick; aber gleich darauf erhellte ein sonniges Lächeln ihre feinen Gesichtszüge, und mit heller Stimme, die die Freude über seinen Anblick nicht verbarg, lud sie ihn zum Sitzen ein.

Giuseppe's Antlitz hatte seinen strengen Ausdruck ganz und gar in Charlottens Gegenwart verloren, und als er sah die Veilchen, die er der Sängerin, oder vielmehr dem geliebten Weibe, gespendet hatte, vor ihr stehen sah, da brach ein inniger Freudenstrahl aus seinen dunklen Augen, und Charlotte senkte erröthend den Blick zu Boden.

„Sie lieben diese Blumen wohl sehr?" fragte er mit seiner vollen, kräftigen Stimme.

Alles Blut schien von ihrem Herzen zurück zu treten — noch nie hatte sie sich einem Manne gegenüber so beklommen gefühlt.

„O sehr," entgegnete sie schüchtern; „ich habe sie als Kind oft gesucht, aber nicht darum allein habe ich sie —"

Charlotte war so aufrichtig, daß sie sich nicht einmal den Schein geben mochte, als habe sie nur aus Vorliebe für die Blumen selbst die Veilchen aufgehoben; aber in diesem Augenblicke fühlte sie doch, daß sie diesem Manne unmöglich sagen konnte, was sie im Begriff war auszusprechen. Giuseppe Vere aber hatte sie schon verstanden, doch war er zartfühlend genug, diese Worte, die sie in ihrer Unschuld ausgesprochen hatte, nicht zu benutzen. Geschickt brachte er die Unterhaltung auf einen anderen Gegenstand, und bevor Beide noch daran dachten, war es Zeit, sich zu trennen.

Giuseppe bat um die Erlaubniß, wieder kommen zu dürfen, und mit Freuden wurde sie ihm gegeben.

Von jetzt an sah man Giuseppe Vere, so oft es ihm seine vielfach in Anspruch genommene Zeit erlaubte, zu der gefeierten Sängerin gehen, und immer mehr gewann er die Ueberzeugung, daß nur an Charlottens Seite sein Glück begründet werden könne.

Und Charlotte?

Sie hatte längst eingesehen, daß sie eine gute Sängerin werden würde, denn seit die Liebe sich ihres ganzen Seins bemächtigt hatte, fühlte sie doppelt die Kraft in sich, die Ansprüche, die man an eine Künstlerin macht, zu befriedigen. — Jetzt erst konnte man sie mit vollem Rechte „die Göttliche" nennen; erst jetzt sang

Digitized by Google

sie, wie sie nie zuvor gesungen hatte, und riß ihre Zuhörer zu dem höchsten Entzücken hin. Und doch sang Charlotte nicht mehr für die versammelte Menge, doch sang sie nur für den Einen, der dort an den Pfeiler gelehnt stand, und ihr durch seinen bewundernden Blick lohnte.

So floß den Liebenden ein langes Jahr im Fluge dahin, aber noch hatte Giuseppe kein Wort von Liebe zu ihr gesprochen — wozu auch?

Sie sahen sich beinahe täglich, und wenn sie mit einander plauderten, dann vergaßen sie die ganze Welt da draußen.

Giuseppe aber hatte mittlerweile gekämpft, um sich eine Stellung in der Welt zu erringen, die er seinem zukünftigen Weibe bieten könnte, und er hatte sie erhalten. Giuseppe Verdi's Name war der Trost aller Bedrängten, und man zählte ihn zu den geachtetsten seiner Vaterstadt. Jetzt konnte er vor Charlotte hintreten und fordern, daß sie der Kunst entsagen, um ihm allein anzugehören, denn er mochte ihre Liebe mit nichts in der Welt theilen.

Es war ein wunderbar schöner Abend. Durch die geöffneten Fenster des kleinen traulichen Gemaches, in welchem Charlotte, in Gedanken verloren, saß, strömte die milde, duftgeschwängerte Luft warm und voll herein. Die Sonne war zur Ruhe gegangen, nur noch ein rosiger Schimmer im Westen zeigte, wo sie verschwunden war, und die Schatten der Nacht begannen sich herabzusenken.

Das waren nun schon neun lange Jahre, wo sie die Heimath verlassen, und sechs davon hatte sie unter Italiens sonnigem Himmel verlebt. Aber die Zeit war ihr sehr kurz geworden, und in diesem Augenblicke erschien sie ihr kaum mehr als sechs Monate. Ihr Leben war unter dem Sonnenschein des Glücks dahin geschwunden, und nur eine düstere, bange Wolke hatte den heitern Himmel getrübt: der Tod des geliebten Vaters. Das war freilich für Charlotte ein herber Schmerz gewesen, aber der Gedanke, daß er seine irdische Laufbahn als beinahe achtzigjähriger Greis, mit der Sehnsucht nach einem besseren Jenseits beschlossen hatte, tröstete und stärkte sie, und jetzt hatte sie längst gelernt, in stiller Trauer an den Verstorbenen zu denken.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Briefe.

Paris, 2. Dez.

Die kleine Chronik der Presse ist unerschöpflich in der Aufzählung kleiner Zwischenfälle, welche die zahllosen Versammlungen der nun abgeschlossenen Wahlperiode erheitert und gewürzt haben. Der Pariser Volksmund hat sich in den meisten Fällen glänzender bewährt, als die demokratische Gesinnungstüchtigkeit. So rief in einer der letzten Versammlungen in dem berühmten Lokal der Folies-Belleville kürzlich in hochflammendem Pathos ein bärtiger Redner aus: „Ja, Bürger, mit Muth und Kühnheit müssen wir siegen, und die Demokratie wird wie der gewaltige Simson den Philistern den Garaus machen!“ Da erscholl die Stimme eines Proletariers aus dem Hintergrunde: „Nun gut, so halte das Maul und schone deine Kinnbacken, wir werden sie brauchen können!“

In einer andern Wahlversammlung trat ein Redner auf, die Hände in den Taschen. Diese ungenirte Haltung entsprach nicht der Würde des Volkes. „Man spricht nicht mit den Händen in den Taschen!“ erschallt ein drohendes Murren. — „Laßt ihn nur ruhig so sprechen“, meinte der Präsident, „es ist besser, er hat die Hände in seinen eigenen Taschen, als in denen seiner Nachbarn.“

Mit spanischen Ehrenkreuzen ist gegenwärtig in Paris ein äußerst lebhafter Handel; man kann noch leichter dazu kommen als früher. Ein spanischer Geschäftsmann betreibt den Absatz in folgender Weise. Er tritt in einen Laden ein, über dessen Eigenthümer er vorher schon seine Erkundigungen eingezogen hat, und kauft irgend einen Gegenstand im Werthe von zwei- bis dreihundert Francs. Als Zahlung legt er ein Ritterdiplom für den Orden Isabella's oder Karl's III. auf den Tisch und bemerkt dazu sehr höflich: „Wollen Sie mir wechseln“? Nicht selten werden, nachdem dem erstaunten Bourgeois der Standpunkt klar gemacht ist, verschiedene Napoleonsd'or noch obendrein herausgegeben. Der Mann könnte auch anderwärts noch Geschäfte machen, wenn einmal die Boutiquiers von Paris sämmtlich in spanische Ritter verwandelt sind.

Das Jahr 1869 wird in den Kriminal-Annalen durch die Anzahl von Kasse-Defraudationen, deren Schlußverhandlungen sich vor den Assisen abspielten, in bedenklicher Weise figuriren. Der „Figaro“ stellt darüber ein Tableau zusammen: Alotte, Kassier des Börse-Agenten Bones, mit 3 Millionen, freigesprochen; Picard, Kassier der Société Générale, mit 300,000 Francs, freigesprochen; Laperche, Wechsel-Agent, mit 2,800,000 Francs, freigesprochen; Taillefer, Kassier der „Union“, mit anderthalb Millionen, siebenjährige Gefängnißhaft; Pie, Direktor des Etendard, am vorgenannten Verbrechen mitschuldig, 12 Jahre Zwangsarbeit; Brochon, General-Sekretär der Immobilien-Gesellschaft, mit 800,000 Fr., zwei Jahre Gefängniß. Aus dieser Tabelle geht hervor, daß drei von sechs Angeklagten freigesprochen wurden, und zwar für Defraudationen, die vergleichsweise weit bedeutender als die der Verurtheilten waren. 6,100,000 Francs ergaben drei Freisprechungen, während die Defraudation von 3,200,000 Francs mit 21 Jahren Gefängniß gebüßt wird.

„Der Khedive von Egypten weiß“, meint der Gaulois,

„was man Besuchern vom Range einer Kaiserin schuldig ist. Er gilt sonst nicht als Verschwender, dennoch hat er sich diesmal auch nicht knauserisch benommen. Er hat Ihrer Majestät der Kaiserin von Frankreich ein prächtiges Diadem mit den kostbarsten Edelsteinen angeboten, das auf nicht weniger als sechs Mill. Francs geschätzt wird. Als die Prinzessin von Wales den Orient besucht hatte, weigerte sie sich, selbst eine Perle als Geschenk anzunehmen. Allerdings trägt sie noch nicht eine Krone auf dem Haupte, und dann hat man eben in London eine andere Denkungsweise als in Paris."

Der Pariser „Figaro" widmet dem Tenoristen Wachtel einen eigenen Artikel, aus dem wir das Nachstehende mittheilen wollen: „Was in der Persönlichkeit Wachtel's vorherrscht, ist der Kutscher. Wenn er sich in einem Wagen-Conglomerate zum großen Erstaunen der Umstehenden die Bahn frei macht, ist er glücklicher als an einem Abende, an dem das Publikum sein famoses hohes C zweimal verlangt. Man spreche mit diesem ausgezeichneten Kutscher nicht von einem Fiaker; ein Mann, der four in hand wie kein Anderer fährt, in einem solchen Karren fahren, fi donc! Das hieße verlangen, daß er im Desjazet-Theater singen solle. Wachtel reist mit seinem eigenen Wagen, er hat für seine Pferde die Zärtlichkeit eines Vaters. Bei seinem Erwachen ist der erste Gang in den Stall, vor dem Schlafengehen sagt er noch früher seinen lieben Thieren: Gute Nacht! und wenn er sich ins Gehölz begibt, kutschirt er, als ob er dafür gezahlt würde. Wenn Wachtel nicht mehr Tenorist ist, wird wenigstens ein virtuoser Kutscher übrig bleiben." — Das „Paris" ist in seinem Urtheile etwas kürzer, aber noch derber. Es schreibt: „Mit Ausnahme eines ungewöhnlichen Stimmumfanges hat Wachtel nichts, was ihn zum Künstler in der erhabenen Bedeutung des Wortes qualifiziren würde. Er hat eine schlechte Manier, diese Stimme zur Geltung zu bringen; er distonirt beständig; in der Cantilene wird diese Stimme geradezu unangenehm. Weil er zu viel spielen will, packt er das Publikum nicht; alle seine Bewegungen sind zu träge; er hat nicht, was man Styl nennt; mit Einem Worte: er ist ein schlechter Sänger."

Zufolge einer Testaments-Bestimmung soll Julia Grisi auf dem Père-Lachaise in der Familiengruft, in der schon ihre zwei älteren Töchter ruhen, bestattet werden.

Mozart's „Don Juan", der jetzt wieder in Paris mit dem größten Pomp in Scene gesetzt wird, erfuhr seinerzeit die herbste Kritik von den Franzosen. So schrieb z. B. der berühmte Kritiker Geoffroy im Journal de l'Empire im September 1811: „Don Juan" ist eine germanische Katzenmusik." Mozart konnte sich immerhin über dieses seltsame Urtheil durch den Ausspruch Haydn's trösten: „Mozart ist der größte Komponist unserer Zeit."

Gesundheits-Regeln.

Frische Luft ist ein Hauptbedürfniß unseres Lebens. Blicken wir zurück auf die Sterblichkeits- und Krankheitsstatistik früherer Jahrhunderte, in denen der Menschheit der wissenschaftliche Einblick in den Athmungsprozeß abging. Wo ist die gefürchtete Menschenpest, diese Fäulnißkrankheit, von welcher die Ortschroniken aller Länder berichten, wo sind andere ähnliche septische Epidemien der alten Zeit geblieben? Vielfach und mit Recht wird behauptet, daß im Verhältniß zum Konsum der Seife als dem Maßstabe der Hautpflege der Gesundheitsstatus der Menschheit Schritt für Schritt sich aufgebessert habe. Mehr als die Seife hat die verbesserte Architektur der Wohnhäuser zur Ausrottung ständiger Krankheitsplagen mitgeholfen. Hochgestockte Zimmer aller Stockwerke, die Erfindung und Anwendung großer Fensterglasflächen, die Vorliebe für hohe und breite zahlreiche Thür- und Fensteröffnungen, diese und ähnliche die systematische Ventilation anbahnenden Sitten haben unsere Zustände in Bezug auf Gesundheitspflege bedeutend gehoben. Die Chroniken erzählen übereinstimmend, daß vor einem Jahrhundert in den Gefangenhäusern das Gefängnißfieber eine selbverständliche, unausgesetzt herrschende Krankheit war, die man als unvermeidliches Uebel entgegennahm. In einem Staatsgefängniß zu London starb an dieser Krankheit durchschnittlich täglich Einer.

Erst als im Jahre 1750 der Lordmayor von London, zwei Richter und mehrere Gerichtspersonen, welche alle amtlich in den Gefangenstuben verweilt hatten, dieser Luftverpestung zum Opfer fielen, da erst erkannte die englische Regierung die giftigen Eigenschaften der ausgeathmeten Lungengase und beauftragte den Dr. Stephan Hales, in dem Gefängnisse eine ergiebige Tageslüftung anzuordnen. Trotzdem diese Maßregel, den damaligen Begriffen der Athmung entsprechend, nach den heutigen Anschauungen nur eine halbe war, so sank doch gleich die alte herkömmliche Sterblichkeitsziffer um dreitausend Prozent; indem durchschnittlich nur ein Todesfall pro Monat zu verzeichnen war. Trotz dieser Erkenntniß der miasmatischen alltäglichen Athemsäule und den nun folgenden vielseitigen Versuchen der Abhilfe wurde doch aus dem akuten Uebel nur ein chronisches, weil in den ersten Jahrzehnden die wissenschaftliche Basis der quantitativen Luftanalysen noch fehlte und die grenzenlose Gleichgültigkeit des großen Publikums gegen Spezialfragen der Gesundheitspflege nur durch akut verheerende Seuchen sich aufrütteln läßt. Deßwegen haben denn auch vereinzelte Klagen über ungesunde Schulen, Spitäler, Gefängnisse, Fabriken ꝛc. noch keine allgemeine Berücksichtigung gefunden. Im Gegentheil, ein gewisser Widerwille und Widerstand der unwissenden Menge gegen eine rationelle Luftdiät ist manchmal nur durch drakonisches Einschreiten zu brechen. So erzählt Degen, „Der Bau

der Krankenhäuser, München 1862", folgende Tatsache aus dem vorletzten italienischen Kriege.

„In dem von Verwundeten überfüllten Kriegsspitale zu Verona starb ein großer Theil der Verwundeten durch Brand oder Pyämie. Gegen die Anordnungen des Arztes, daß die Fenster Tag und Nacht geöffnet werden sollten, sträubten sich die Kranken, weil sie das krankhafte Fröstein statt dem Mangel frischer und dem Einfluß verdorbener Luft einzig den offenen Fenstern zuschrieben. So wehrten sie die reine atmosphärische äußere Athmungsluft wie ein Gift von sich ab und ergaben sich mit Fatalismus dem Schicksal der täglich mehr anwachsenden Sterblichkeit. Erst nachdem der Bestand decimirt war, wurde streng befohlen, alle Fensterflügel aufzuheben, so daß Tag und Nacht ununterbrochen reine Athmungsluft durch die Säle streichen mußte: und, wie vorauszusehen, wich der verheerende Spitalbrand alsbald dem belebenden Einflusse des Luftsauerstoffes."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Auf einem Schiffe, welches in den atlantischen Ozean segelte, befahl der Steuermann dem Schiffsjungen, das große Stangensegel einzuziehen. Als der Junge hinaufgeklettert war und eben an seine Arbeit gehen wollte, hörte er über sich eine ganz ungewöhnliche Stimme rufen: „Der Wind bläst stark!" Er eilt voll Schrecken herunter und ein Matrose wird hinaufgeschickt; derselbe kehrt jedoch ebenfalls zurück, ohne sein Werk gethan zu haben, und bestätigt die Aussage des Schiffsjungen. Als noch mehrere Matrosen vergebens beordert waren und dieselbe Stimme gehört hatten, steigt endlich der Steuermann selbst hinauf. Auch er wird mit denselben Worten empfangen, antwortet jedoch: „Und wenn er noch stärker bläse, so muß das Segel doch gerefft werden!" — Als das Segel fiel, bemerkt er einen Papagei, welcher sich mit den Klauen darin verwirrt hatte. Derselbe war jedenfalls von einem anderen Schiffe entflohen, auf dem er wahrscheinlich die Worte gelernt hatte, durch welche die Mannschaft so in Schrecken gesetzt wurde.

[Fatal.] Ein Bornheimer Ortsangehöriger, welcher bei der Güterexpedition einer Eisenbahn beschäftigt ist, träumte jüngst, daß er mit dem Verladen von Wollenballen beschäftigt sei, während dessen die Maschine in der Güterhalle fahre, um den fertig geladenen Wagen herauszuholen. Der Mann wollte noch rasch einen daliegenden Ballen auf den Wagen werfen und rief: „Halt! der Ballen muß noch mit!" und dabei ergriff er seine sanft neben ihm schlafende Ehehälfte bei den Beinen, welche er für die Zipfel des Wollballens hielt, und schleuderte sie aus dem Bett auf den Fußboden. Welchen Dank er dafür von seiner zärtlichen Gattin erhalten hat, ist nicht bekannt geworden.

[Versteinerte Menschengerippe.] Koloswari Közlöny bringt die Mittheilung, daß bei Banya-Hunyad durch die Eisenbahnarbeiter beim Durchbrechen einer Felsenpartie zwei versteinerte Menschengerippe aufgefunden wurden. Das Eine wurde leider in Trümmer zerschlagen, doch sind einzelne Theile desselben vollkommen kenntlich geblieben. Vom zweiten Gerippe sind die untersten Theile der Füße ebenfalls abgeschlagen worden, doch wurde der werthvolle Fund noch vor dessen gänzlicher Zerstörung erkannt. Die Arbeiten sollen nun in Anwesenheit und unter der Leitung sachkundiger Männer fortgesetzt werden.

Ein Bauer kam in einer Prozeß-Angelegenheit zu Gericht; es war jedoch die Thür geschlossen und ein Zettel angeheftet, worauf geschrieben stand: „Jeden Freitag ist hier Amtstag." Der Bauer, der nicht lesen konnte, ersuchte einen Vorübergehenden um Auskunft. Dieser buchstabirte den Zettel und brachte endlich heraus: „Jeden Freitag ist hier Samstag." — „Schau, schau", sagte der Bauer, „schon wieder eine neue Einrichtung."

Der Wienfluß, welcher der Residenzstadt ihren Namen gab, trocknet bekanntlich im Sommer oft gänzlich aus. Als ein Ungar die schönen neuen Brücken über diesen Fluß sah, sagte er zu einem Sechshauser: „Verkauft Eure Brücken und kauft Wasser dafür in Euren Fluß"!

Charade.

Das Erste ruft man aus,
Wenn man verwundert ist.
Das Zweite wird von uns
In dunkler Nacht vermißt.
Das Ganze hältst du hoch
Bist du ein frommer Christ.

Geschichtskalender.

7. Dez. 44 v. Chr. Cicero's Todestag.
„ 1815. Marschall Ney wird im Garten von Luxembourg erschossen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 283 Dienstag, 7. Dezember 1869.

Eine Nachtigall.

(Fortsetzung.)

Charlotte erkannte in diesem Augenblicke klar und deutlich, daß sie nur die beste Seite des Lebens kennen gelernt habe, aber sie konnte auch nicht den Gedanken zurückdrängen, daß auch die bösen Tage nicht ausbleiben würden, und sie als verwöhntes Kind des Glücks unvorbereitet treffen könnten. Aber Charlotte hatte nicht lange Zeit, diesem traurigen Gedanken nachzuhängen, auf dem Korridor hörte sie die wohlbekannten Schritte, und Giuseppe Vere trat unangemeldet in das stille Gemach.

Seine ungewohnte Hast, womit er sich ihr, ohne ihre Einladung abzuwarten, gegenübersetzte, noch mehr aber sein erregtes, freudestrahlendes Gefühl, machte Charlotte aufmerksam, daß irgend etwas Besonderes mit ihm vorgefallen sein müsse, und eine sonderbare Beklemmung zwang sie, schüchtern ihren Blick zu Boden zu senken.

„Charlotte," begann Giuseppe nach einer Pause und nachdem er tief Athem geschöpft hatte, „mir ist heute ein großes Glück zu Theil geworden — man hat mir eine der ehrenvollsten Stellungen angetragen, den es für meinen Stand hier gibt." —

Charlotte, die bei der Nennung ihres Namens voll süßer Hoffnungen freudig zusammengezuckt war, sah ihn schmerzlich enttäuscht an.

„Das freut mich sehr," entgegnete sie dann. „Sie wissen ja, welch' innigen Antheil ich an Ihrem Geschick nehme."

„Das weiß ich, Charlotte," sagte er innig, indem er ihre kleine weiße Hand ergriff, die sie ihm mit leisem Beben, aber willig überließ; „ich müßte entweder blind, oder nicht aufrichtig sein, wenn ich dies läugnete. Aber eben weil ich dies weiß, dann freue ich mich, daß ich mir eine ehrenvolle Stellung erkämpft habe, und darum trete ich offen mit meiner Absicht hervor. Charlotte," fügte er leise hinzu, „ich liebe Dich — Du mußt es längst empfunden haben, ich liebe Dich, wie je ein Weib geliebt wurde, und frage Dich jetzt: erwiderst Du diese Liebe und willst Du mein Weib werden?"

Charlotte sah ihn sprachlos an; dieses Glück, obgleich sie es längst erwartet hatte, erschien ihr in diesem Augenblick so hoch, so unerreichbar, daß sie nicht den Muth hatte, ihre Hand darnach auszustrecken, sondern seufzend die Augen schloß und ihren Kopf in die weichen Polster des Sessels zurücklehnte. — Aber das glückliche Lächeln, was um ihre feinen Lippen spielte, der leise Druck ihrer Hand sagte ihm mehr als Worte — und mit einem Jubelrufe schloß er die Geliebte stürmisch in seine Arme. —

Eine einzige glückliche Stunde verfloß den Liebenden, und dann erhob Giuseppe sich zum Abschiede.

„Es soll nicht lange währen, Charlotte, bis ich Dich als mein Weib heimführe und Dich vor aller Welt mein Eigenthum nenne. Darum, Geliebte, mußt Du Deinen Kontrakt, der Dich an die Oper fesselt, lösen, damit uns kein Hinderniß mehr im Wege steht," sagte Giuseppe, indem er Charlottens weiches Haar streichelte.

Charlotte erhob ihr Gesicht, was sie an seiner Brust verborgen hatte, und sah ihn erstaunt und fragend an.

„Meinen Kontrakt, Giuseppe? Du willst doch nicht von hier fortziehen?" fragte sie ihn.

„Nein, mein Lieb', aber als Sängerin kannst Du nicht das Weib eines Advokaten werden. Und zudem, Charlotte, meinst Du, ich wolle Deine Liebe mit der Kunst theilen?"

Er hatte die Worte in eigenthümlich weichem, innigem Tone gesprochen, während er sie fester an sich zog; aber für Charlotte war jedes Wort wie ein Dolchstoß gewesen, und langsam wandte sie sich aus seinen Armen, während Leichenblässe ihr Gesicht bedeckte.

„Giuseppe, das kann Dein Ernst nicht sein," murmelte sie endlich tonlos.

Giuseppe Vere sah sie verwundert an; aber als er ihr leichenblasses Antlitz sah, und wie sie ihn so entsetzlich traurig anblickte, da fühlte er einen tiefen, glühenden Schmerz in seiner Brust, und ein langer Seufzer entrang sich seinen krampfhaft zusammengepreßten Lippen.

„Charlotte," rief er verzweiflungsvoll und fast drohend aus, „hast Du mich betrogen? Liebst Du die Kunst mehr als mich?"

Charlotte sah ihn erschreckt an und faltete bittend die Hände.

„O, mein Gott, nein," murmelte sie schluchzend.

Ein schmerzliches Stöhnen entrang sich ihren Lippen, und sie sank in den Sessel zurück, aus welchen sie sich erhoben hatte, während Giuseppe mit verschränkten Armen vor ihr stand und sie schweigend betrachtete. Charlotte fühlte, daß sie der Kunst, die ihr so lange Jahre hindurch eine treue Führerin durch das Leben gewesen war, nicht untreu werden könne, zu gleicher Zeit aber auch, daß Giuseppe ihr ganzes Herz in Besitz genommen. Aber durfte sie denn ihren Brüdern, ihrem geliebten Lehrer den Schmerz anthun und auf dem Wege stehen bleiben, den sie ihr geebnet hatten, ohne daß sie ihr Ziel erreichte.

Giuseppe sah den Kampf, welchen Charlotte in diesem Augenblick durchkämpfte, aber kein Mitleid regte sich in seiner Brust; sein leidenschaftliches, eifersüchtiges Herz verlangte ihre volle, ungetheilte Liebe, und er wollte das Weib, was er sein nannte, keinem Menschen mehr gönnen. Er hatte in dem letzten Jahre Qualen genug erduldet, wenn er sie der Bewunderung Aller ausgesetzt sah, und jetzt sollten diese ihr Ende erreichen. Unerbittlich starrte er auf Charlotte, in tödtlicher Angst an ihren Lippen hängend.

„Entsage der Kunst," wiederholte er noch einmal weich und bittend.

„O, mein Gott, habe Mitleid — ich kann nicht!"

„Du kannst nicht?" schrie er wild, „Du kannst nicht?" wiederholte er höhnisch auflachend. „Dann behalte sie, bleibe ihr treu — mich hast Du verloren."

(Fortsetzung folgt.)

Gesundheits-Regeln.

(Fortsetzung.)

In einem Dorfe, dessen Pfarrkirche so niedrig gewölbt war, daß man den Boden erst kürzlich um circa 2 Fuß gesenkt hat, wurde vor zwei Jahren eine vierzehntägige Mission abgehalten. Die Kirche war von Früh bis Nachts so dicht überfüllt mit vielen Hundert Menschen, daß auf den Kopf nur etwa 30 Kubikfuß Luft zu rechnen war. An der Thür kam mir ein so widerlicher Gestank der Luftsäule entgegen, daß ich laut äußerte, die Toleranz der menschlichen Natur gegen den Genuß gasförmiger Excremente überschreite hier alle Grenzen und müsse sich durch Ausbruch einer schlimmen Krankheit rächen. Die Mission war noch nicht ganz beendet, da brachen fast in jedem Hause, namentlich bei denjenigen Bewohnern, die fleißig den Gottesdienst besucht hatten, theilweise die ächten Pocken, theilweise fieberhafte Abortivformen akuter Exantheme aus, und noch Monate lang hatte die Bevölkerung des Ortes an chronischen Haut- und Schleimhaut-Affektionen zu leiden, deren Ursprung nicht schwer zu errathen war. Ein ursächlicher Zusammenhang zwischen Pockenkrankheit, überhaupt zwischen fauligen Exanthemen und vorheriger langdauernder Einathmung der in geschlossenen Räumen gestauten Ausathmungsgase tritt unverkennbar hervor auch bei den Schafen. Bei diesen Thieren, von denen ein altes Sprüchwort sagt: „Geduldige Schafe gehen viele in einen Stall", sind die Blattern eine vorherrschende Krankheit. Von unserem Standpunkte der rationellen Gesundheitspflege würden wir dieses Sprüchwort dahin abändern: „Gesunde Schafe athmen wenige in einem Stall."

Neuere Forschungen liefern interessante Aufschlüsse über die Wahrscheinlichkeit genetischer Beziehungen der mehrgedachten Athmungs-Anomalien zu den wichtigsten Krankheitsformen, namentlich zu Kroup, Diphtheritis, Gesichtsrose. — Prof. Hueter in Greifswalde hat kürzlich bei Rachendiphtheritis, Hospitalbrand, septischer Hautrose in den brandigen Auflagerungen wie in den noch lebenden Geweben und im Blut der Kranken zahlreiche kleine bewegliche runde Körperchen durch das Mikroskop nachgewiesen. Diese Körperchen sind dieselben, die bei der Fäulniß jedes Eiters und des Blutes und höchst wahrscheinlich auch des Kloakeninhaltes, stagnirender Wasser und ausgehauchter und gestauter Luft in großen Mengen entstehen. Nach den Versuchen, die Prof. Hueter mit Dr. Gerlach an Thieren angestellt, besitzt faulender Eiter, so wie auch faulende andere organische Stoffe, in den ersten Wochen die Eigenschaft, durch Einspritzung in die Muskeln jedesmal charakteristische, schnell tödtende, diphtheritische Entzündung hervorzurufen. Es ist also mehr als wahrscheinlich, daß ähnliche Fäulnißprozesse, sei es, daß ihre Produkte gasförmig in der Athmungsluft oder in Trinkwasser suspendirt sich vorfinden, die Keime für Diphtheritis, septische Hautrose, Knochenfäule und ähnliche Zustände, wie auch für die endemische und epidemische Verbreitung derselben liefern müssen. Prof. Hueter weist nach, daß in der Gewebsflüssigkeit der erysipelatösen Haut (Hautrose) dieselben berüchtigten kleinen Körperchen in großen Mengen sich vorfinden, welche das Charakteristische der Diphtheritis bilden, daß sie ins Blut übergehen und sogar zahlreich und noch lebend, d. h. bewegungsfähig im Urin der Kranken ausgeschieden werden. Eine ursächliche Verwandtschaft zwischen septischer Hautrose, Rachendiphtheritis und allen ähnlichen zum Gewebszerfall neigenden Knochen-, Muskel- und Hautleiden ist also kaum mehr zu bezweifeln: Durchseuchung des Bluts mit organischen Stoffen, die im ersten Stadium der fauligen Zersetzung sich befinden. Hier lohnt es nun, wieder die oben zitirten Worte Liebig's bestätigen zu lassen: „daß da, wo keine nähere Ursache der Krankheit ermittelbar ist, die im Zustande der Umsetzung begriffenen Stoffe oder Materien in Folge ihres Zustandes als die nächsten Ursachen der Krankheiten angesehen werden

müssen." Diesen neuen rationellen Anschauungen über die genetischen Beziehungen der Krankheiten zum Einathmungsprozeß wollen wir einen von den alltäglichen Fällen der Miasmen-Toleranz entgegenstellen.

Eine Familie, deren Mitglieder vordem nie gekränkelt, bezog vor wenigen Jahren eine frei liegende Wohnung, in welcher die fauligen Gährungsabfälle einer Fabrik die Luft mehrere Minuten im Umkreise derartig verpesten, daß jeder die Landstraße passirende Reisende sich über den Gestank dieser „im Zustande der Umsetzung begriffenen Luft" beschwert. In dieser Luft schweben als Träger des sauren Gestankes Millionen Atome organischer Stoffe in jedem Stadium der Fäulniß, also auch sicher in demjenigen Stadium, welches nach den Beobachtungen des Prof. Hueter die blutfeindlichen Körperchen in großen Mengen entfaltet und verbreitet. Ist es zu verwundern, daß in solcher Luftschichte die früher blühenden Gesundheitsverhältnisse der erwähnten Familie, wie vorausgesagt, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr sich verschlechtern und empfindliche Stöße erleiden? Kinder und Magd dieser Familie leiden zeitweilig an alternder Knochenhaut-Entzündungen der Extremitäten und chronischen fauligen Hautkrankheiten, dem Hausherrn sind periodische akute Gelenkaffektionen, besonders aber lebensgefährliche Gesichtsrose fast zur zweiten Natur geworden, die Hausfrau hat seit mehr als zwei Jahren eine zerstörende Vereiterung des Schädelknochens. Dieses immer nachdrücklicher mahnende Hausfiechthum hat endlich die lange sich sträubende Familie gezwungen, von den nicht beachteten prophylaktischen Rathschlägen des Hausarztes an eine chirurgische Universitätsklinik zu appelliren. Hier wurde das Schema des gelehrten Krankenexamens, über Erblichkeit, Speise, Trank ꝛc. richtig durchgefragt, bei wiederholten Konsultationen wurden den Siechen „Heilpflaster" für die Knochensäule, auch eine Eß- und Trinkdiät verschrieben. Daß aber die Herren der Fakultät nach den hier wie in unzähligen andern Fällen familiären Siechthums so prägnant vortretenden ätiologischen Momenten der Athmungsgewohnheiten geforscht hätten: dafür stehen in den praktischen Fächern der dozirenden Krankenpflege die einfachsten Grundsätze der Gesundheitspflege und der Physiologie noch zu sehr im Hintergrunde. Daß die Diätetik der operativen Chirurgie in Hospitälern wie in der Privatpraxis das ernste Stadium der Physiologie und Pathologie der stofflichen Luftathmung so gering geschätzt, das ist ja eben die berüchtigte Quelle so vieler verheerenden Wundfieber gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Neueste Entdeckung am Monde.

Der Direktor der Athener Sternwarte, Herr J. F. Schmidt, hielt am 29. November zu Wien in der Akademie der Wissenschaften vor einer zahlreichen Zuhörerschaft einen interessanten Vortrag über den Mond. Wir entnehmen diesem Vortrage folgende Mittheilungen: „Bisher war man gewohnt, die Oberfläche des Mondes als das starre Gebilde unzähliger ausgebrannter Vulkane anzusehen, deren riesige Krater als ringförmige Gebirge mit weiten, gähnenden Schlünden dem bewaffneten Auge sichtbar werden. Gewaltige Eruptionen mußten stattgefunden haben, um dieses bizarre Gebilde der Mondoberfläche zu erzeugen, das einem Grabe ewiger Ruhe, ohne Spur von Leben, Wasser, Luft oder Vegetation zu gleichen schien. Seit ungefähr drei Jahren haben die fortgesetzten Beobachtungen, unterstützt durch die Fortschritte in der Optik, eine überraschende Thatsache gelehrt, aus der hervorgeht, daß die Natur auf dem Monde keineswegs so zur Ruhe gelangt ist, als man seither anzunehmen gewohnt war. Unter den mannigfaltigsten Kratergebilden trat besonders der Linnés hervor, der vermöge seiner günstigen Lage in einer Ebene allen Sternwarten als trigonometrischer Fixpunkt erster Ordnung diente. Der Kraterring hatte drei geographische Meilen im Durchmesser oder einen 9½ Meilen im Umfange, die Kraterschlucht einen 1000 Fuß Tiefe. Von diesem Fixpunkte aus wurden die Entfernung und die Lage der übrigen Kratergebirge gemessen und bestimmt, kurz der Linnés war Ausgangspunkt für die Anfertigung der topographischen Mondkarten. Dieser große Krater Linnés ist nun plötzlich verschwunden, ohne daß irgendwie ein sichtbares Phänomen dieses Ereigniß angekündigt oder dessen Verlauf gekennzeichnet hätte. Die Sternwarten wurden durch dieses plötzliche Verschwinden ihres Lieblings nicht wenig überrascht und allerorts richteten sich die Fernröhren auf die Stelle, wo er früher so majestätisch gestanden. Von dem früheren Bergschatten war keine Spur zu entdecken; es zeigte sich vielmehr an seiner Stelle eine weiße wolkenartige Fläche mit einer ganz kleinen Vertiefung in der Mitte, ungefähr $\frac{1}{10}$ von dem früheren Kraterumfange messend. Ueber die Ursache dieses Verschwindens sind die Astronomen keineswegs einig. Wollte man annehmen, daß ein großer Aschenausbruch stattgefunden und den Linnés verschüttet habe, so müßte jedenfalls die Dampfsäule bemerkt worden sein; weiß man doch von irdischen Eruptionen, daß die aufsteigenden Feuersäulen tagelang stehen bleiben und einen Schatten werfen, der auf dem Monde, wo keine Atmosphäre, also auch keine Wolkenbildung vorhanden ist, ohne Weiteres bemerkt worden wäre; aber Niemand hat eine solche Erscheinung gesehen. Wollte man annehmen, daß der Krater Linnés eingesunken sei, so müßte ein noch größerer Schlund entstanden sein, der sofort durch den größeren Schatten erkennbar wäre, was nicht der Fall ist. Das Wahrscheinlichste ist, daß eine flüssige Masse den Krater vollständig ausgefüllt und noch die Ränder überfluthet hat, so daß vermöge der vollständigen Ausgleichung eine Schattenbildung an keiner Stelle möglich ist. Aehnliche wolkenartige Gebilde wie an der Stelle

des Lindos hat man nun bereits 20 bis 25 entdeckt, und es ist kein Zweifel, daß es untergegangene oder ausgefüllte Krater gewesen sind. Die ununterbrochenen Beobachtungen werden hoffentlich bald den Schlüssel zur Erklärung dieser Wandlungen finden lassen.

Den Schluß dieses interessanten Vortrages bildeten Mittheilungen über das kontinuirliche Wachsen des St. George-Berges in der Inselgruppe der Cykladen, welcher zu Beginn des Jahres 1866 im Hafen von Santorin dem Meeresschooße entstiegen und bisher zu einer Höhe von 500 Fuß gestiegen ist.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein deutscher Admiral einer schwarzen Majestät.] Vor zwei Jahren machte, wie der „Altonaer Merkur" berichtet, die Hamburger Firma W. O'Swald und Komp. dem Sultan von Zanzibar ein Geschenk mit einem sehr hübschen Dampfboote: „The Star of the East," welches auf der Schiffswerfte am Reiherstieg, Amt Wilhelmsburg, erbaut war. Mit der Ueberführung dieses Fahrzeuges ward von Herren O'Swald und Komp. ein Schiffskapitän Thomsen beauftragt, der schon seit längeren Jahren für dieses Comptoir glückliche Reisen gemacht hatte; seine Tüchtigkeit, Biederkeit, seine derbe plattdeutsche holsteinische Jovialität ward allseitig anerkannt, und selbst von seinen Berufsgenossen ward er nur „Vadder Thomsen" genannt. Er brachte seine kleine Dampf Lust-Yacht glücklich nach Zanzibar. Der Sultan oder Said, der sich von Nordamerika mehrere Kriegsdampfer angeschafft hatte, ernannte ihn zum Admiral seiner Flotte. Augenblicklich ist Thomsen mit seinem Sultan bei den Eröffnungsfeierlichkeiten des Suezkanals, und wird von dort, wie er seiner in St. Pauli wohnenden Frau geschrieben, mit einer Dampfkorvette nach Hamburg kommen. Sicherlich der erste Besuch von einem Kriegsschiff eines ungläubigen Mohrenfürsten. Admiral Thomsen paßt für den ihm angewiesenen Posten nicht allein als tüchtiger Seemann, sondern auch weil er der Sprachen aller gebildeten seefahrenden Nationen, so wie der der Malayen, der Neger u. s. w. mächtig ist.

Eine interessante Versteigerung fand dieser Tage in Stuttgart statt. Der Nachlaß des Herzogs Wilhelm v. Urach, Graf von Württemberg, wurde meistbietend verkauft. Bei dieser Gelegenheit wurden drei prachtvolle Gobelins um den Preis von 11,000 Gulden durch den französischen Gesandten, Grafen von St. Vallier, für den Kaiser Napoleon III. erstanden. Die Bilder sind allerdings für den Kaiser schon durch ihren Ursprung von besonderem Werth: sie sind Geschenke Kaiser Napoleons I. an seinen Stief- und Adoptivsohn, den Prinzen Eugen Beauharnais, damaligen Vizekönig von Italien, und stellen den Kaiser Napoleon I. und die Kaiserin Josephine (beide in gleicher Größe im Krönungsornat) vor; das dritte größere wieder die Kaiserin Josephine. Sie gehören zu den schönsten Gobelins, die je aus der Manufaktur der Rue Mouffetard hervorgingen: es sind wirkliche Kunstwerke ersten Ranges. Außerdem wurden noch eine Menge Kunstwerke, namentlich Oelgemälde älterer und neuerer Meister versteigert und gingen zum Theil zu hohen Preisen ab. Auch die Wiege, welche die Stadt Mailand seiner Zeit dem Vizekönig von Italien vor der Geburt seines ersten Kindes zum Geschenk machte, kam unter den Hammer. Sie ist aus Mahagoni gefertigt und reich mit vergoldeter Bronze verziert. Sie ist überragt von zwei allegorischen weiblichen Büsten. Graf v. Enzenberg, der Schwiegersohn des verewigten Herzogs von Urach, der Gemahl einer Tochter des Herzogs aus erster Ehe, ersteigerte sie um den Preis von 140 Gulden. 16 Ahnenbilder der Beauharnais, die sog. Galerie Beauharnais, sind vom k. k. österreichischen Konsul Theodor v. Dreifus um den Preis von 1600 Gulden gesteigert worden.

[Amerikanisch.] Die Gasbeleuchtung in Erie im Staate Pennsylvanien muß sehr im Argen liegen, denn wie der „New-Herald" versichert, gebraucht der Junge, der die Lampen des Morgens früh auslöscht, eine Handlaterne, um die Laternpfosten zu finden.

Als gutes Schutzmittel gegen die Lungenseuche wird in der Magdeburger Gegend die Ventilation der Ställe angewendet, und zwar in der Weise, daß die liegenden, wiederkäuenden Thiere die frische Luft direkt anwehi.

Logogryph.

Mit 1—5 bin jedem Ding ich eigen;
Ein Jeder nennt von Anbeginn mich sein.
Mit 3, 2, 1, 4, 5 mußt du mir Achtung zeigen,
Willst du als Mensch des Ersten würdig sein.

Geschichtskalender.

8. Dez. 1828. Auffindung des Kaspar Hauser.
„ „ 1841. Todestag von Dannecker (Stuttgart).

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Ballandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 284 Donnerstag, 9. Dezember 1869.

Eine Nachtigall.

(Fortsetzung.)

Ein gellender Schrei hallte von Charlottens bleichen, farblosen Lippen.

„Giuseppe," flehte sie, auf ihre Knie sinkend, „habe doch Mitleid mit mir! Sieh', ob ich Dich nicht liebe, ob ich Dich nicht grenzenlos liebe! Würde ich sonst zu Deinen Füßen liegen? Verlaß mich nicht, Giuseppe," fuhr sie fort, als sie sah, daß er noch immer finster auf sie herabschaute, „Du brichst mir das Herz. Aber ich kann der Kunst nicht entsagen. Meinem Vater habe ich gelobt, eine gute Sängerin zu werden, und seit dem Augenblicke habe ich meinen größten Stolz darin gesetzt, mein Gelübde wahr zu machen. Ich habe mich Jahre hindurch nur auf sie gestützt — darf ich sie aufgeben?"

Einen Augenblick leuchteten Giuseppe's Augen beim Anblick des schönen Weibes zu seinen Füßen milder, aber gleich darauf packte ihn wieder die Eifersucht mit ihren Krallen, und jede weichere Regung war verschwunden — finster zog sich seine Stirn zusammen.

„Wähle, Charlotte, — sagte er hart — „entweder die Kunst oder mich."

„Sie sah ihn entsetzlich traurig an, und ihr Gesicht war noch bleicher als zuvor geworden, aber der Thränenquell in ihren Augen versiegte.

„Du gibst mir den Todesstoß, Giuseppe," sagte sie dann so ruhig, indem sie sich erhob, daß er davor erschrack, „denn ich liebe Dich mehr, als mein Leben. Aber jetzt habe ich gesehen, daß Deine Liebe nicht so groß ist, wie ich glaubte, und darum sage ich Dir, daß ich die Kunst wähle — sie liebt mich und bleibt mir treu."

Sie sank wieder in den Sessel zurück, während Giuseppe's Antlitz sich krampfhaft verzerrte, und er mit dem Ausdruck höchsten Entsetzens auf die gebrochene Gestalt, die vor ihm lag, blickte.

„Charlotte!" rief Giuseppe, „bei Allem, was mir heilig ist — ich liebe Dich mehr, als mein Leben, mehr als meine Seligkeit, aber ich will Deine Liebe allein besitzen — ganz für mich allein."

„Das ist keine Liebe, Giuseppe," gab sie ruhig zur Antwort, „solche Liebe macht mich nicht glücklich, und ihr kann nur bittere Enttäuschung folgen. Laß mich jetzt allein, dieser Schmerz war zu groß, so daß ich der Erholung bedarf."

„Ist das Dein letztes Wort?" rief Giuseppe aus.

„Mein letztes," entgegnete sie ruhig.

„Du wählst Deine Kunst?"

„Ja."

Das „Ja" kam eisig kalt und ruhig von ihren Lippen; aber als sie es ausgesprochen hatte, und die Wirkung sah, die es auf Giuseppe hervorbrachte, da fügte sie noch in mildem, versöhnendem Tone hinzu:

„Sei mir nicht böse, Giuseppe — ich kann aber nicht anders. Ich habe von einer anderen Liebe geträumt, ohne Eifersucht — ohne jedes gehässige Gefühl —"

„Die gibt es nicht, wenigstens nicht hier, unter Italiens glühendem Himmel," unterbrach er sie dumpf.

„Wenn Du mich so liebst, Giuseppe, daß Du meine Liebe mit der Kunst theilen willst, dann wollen wir weiter zusammen sprechen," fügte sie noch hinzu.

„Leb' wohl, Charlotte! Ich kann nicht sagen: auf Wiedersehen, denn ich will Dich nicht wiedersehen — wir sind nicht für einander geschaffen," — sagte er jetzt finster und entschlossen. — „Bleibe Du Deiner Kunst getreu — ich werde zusehen, daß auch ich fertig werde mit meiner Liebe — nie ändere ich meinen Willen."

Noch ehe Charlotte etwas erwidern konnte, war er verschwunden. Einen Augenblick noch hörte sie seinen festen Schritt, und dann war Alles still — todtenstill. Ein dumpfes Stöhnen entrang sich ihrer Brust. Das Unglück war mit verhängnißvoller Schwere über sie hereingebrochen, früher, als sie es geglaubt. —

Eine entsetzliche Nacht des Kampfes durchwachte sie; aber als sie am darauffolgenden Morgen aus ihrem Schlafgemache trat, da war sie wieder vollkommen ruhig. Aber wo sonst das heitere Lächeln ihre rosigen Lippen umspielte, da war jetzt ein Zug des Schmerzes eingegraben, als hätte die Zeit lange Jahre daran mit eisernem Griffel gearbeitet.

Charlotte hatte ihr wildes, aufrührerisches Herz zur Ruhe gebracht. Noch an demselben Abend sah man sie, bewunderter als je im Opernhause, nur wollte es Vielen erscheinen, als habe ihre herrliche Stimme nicht

Digitized by Google

mehr den hellen, jubelnden Klang, und als throne auf der hohen Stirn eine Wolke des Schmerzes.

Aber obgleich Charlotte entsagt hatte — obgleich sie für immer auf alles Glück verzichtete, lief in ihrem Herzen war doch noch eine leise Hoffnung, daß Giuseppe zu ihr zurückkehren würde.

Doch jeden Abend verschwand die Sonne hinter den Bergen, und jeden Abend sank Charlottens Hoffnung mehr und mehr. Ihre rosige Wange wurde bleich und immer bleicher, der helle Glanz ihrer Augen erlosch, und eines Tages verbreitete sich die Nachricht, die gefeierte Sängerin Charlotte Häser werde in ihre Heimath zurückkehren.

Das Gerücht hatte die Wahrheit gesprochen. Charlotte litt es nicht mehr unter Italiens sonnigem Himmel, seit Giuseppe sie verlassen, und alle ihre Hoffnungen mit sich genommen hatte. Sie wollte in die Heimath ziehen und dort Trost und Linderung ihres Schmerzes suchen. Jetzt konnte sie zu Schicht, dem Kantor der Thomasschule, sagen, daß sie die Liebe kenne, und ihm, dem treuen Rathgeber, wollte sie ihr armes leidendes Herz ausschütten, und ihn um Rath und Hülfe bitten.

Entsetzlich schwer aber wurde ihr der Abschied von Rom, und als sie endlich die Thürme der ewigen Stadt verschwinden sah, da warf sie sich in die Kissen des Wagens zurück und murmelte:

„Es ist Alles vorbei — alles Glück dahin!“

(Fortsetzung folgt.)

Gesundheits-Regeln.

(Fortsetzung.)

Auch in dem vorliegenden Falle wurde endlich das kariöse Stück des Schädels recht elegant herausgemeißelt, die Frau wurde aus der Klinik entlassen in ihre Heimath, die Brutstätte ihres Uebels. Die Herren Professoren hatten es nicht der Mühe werth gehalten, nach den Uebelständen der häuslichen Tages- und Nachtathmung zu fragen, somit verdienten die erneuerten Warnungen des Landarztes auch jetzt noch keine Beachtung. Kaum ist indeß die Operationswunde vernarbt, da meldet sich unter der zarten Hautdecke von Neuem der alte Fäulungsprozeß im Knochen. Wie könnte auch das Nährblut des Knochens eine Tendenz zur plastischen Heilung bekommen, so lange dem Blute nicht die saure, faulige Luftnahrung entzogen und dasselbe mit frischem atmosphärischen Luftsauerstoff wieder durchsüttert ist! Daß in denjenigen Nachbarshäusern, in welche die warmen Südwinde die stinkenden Gährstoffe hineinwehen, eine auffallende Disposition zu Typhus, Kopfrose, Blattern, Gelenkaffektionen bestehen, will ich nur vorübergehend erwähnen. Der kleine Fleck Erde, auf welcher jene Fabrik ihre fauligen Effluvien in die Luft entsendet, weist eine so auffallend hervortretende Krankheitsdisposition nach, daß sein Maßstab, auf das ganze Land übertragen, durch die Prozentziffer der krankhaft Afizirten eine langsame Zerrüttung der Generation müßte befürchten lassen.

Die bis hier aufgeführten Beobachtungen führen uns schon ohne die Belege der Wissenschaft zu dem Schlusse: daß die Werthschätzung des Athmungsprozesses, als der wichtigsten stofflichen Exkrementausscheidung und Nahrungszufuhr für Mensch und Thier, die bedeutendste Errungenschaft der modernen Gesundheitspflege ist. Auf Grund dieses Satzes ist die Verblendung unbegreiflich, mit welcher das Menschengeschlecht, als die einzige Species im Naturreich der Lungenathmer, seit so vielen Jahrhunderten durchschnittlich 40 pCt. seiner Lebensstunden die Räume seiner Nachtathmung gewissenhaft abklappt gegen die frische Sauerstoffluft und dadurch seine Schlaf-, Kranken- und Versammlungszimmer in stinkende Luftsäcke verwandelt. Von der düsteren Schlafhöhle des Raubthieres bis zum luftigen Neste des zartesten Vögleins ist kein Schlafgemach athmender Geschöpfe so unappetitlich, wie das Familiennest des schlafenden Menschen. Der **homo sapiens** bewundert am künstlichen Naturbau der Thierwohnungen Alles, nur nicht die belehrende einfachste Einrichtung, daß selbst im strengsten Frost wie im wildesten Sturm der Athmungsinstinkt dem Thiere verbietet, bei Nacht wie bei Tage Thür und Fenster seiner Höhle oder seines Nestes zu verschließen vor dem allernährenden Luftmeer. Wie erfinderisch ist doch in seiner Verblendung der Menschengeist gewesen, diese selbstmörderische Todsünde gegen das Hauptgesetz der Selbsterhaltung, die möglichst hermetische Absperrung von der „Nachtluft“ (21 pCt. Sauerstoff, 79 pCt. Stickstoff, wie die Tagesluft) zu beschönigen, diese unnatürlichste aller Selbstschädigungen zur ausnahmslosen Völkergewohnheit zu machen und dem mahnenden Thierinstinkt zum Trotz diesen verpesteten Athmungsunfug unbeschämt zu hegen in einem Geschlechte, welches Priestley's Entdeckung des Luftsauerstoffs schon aus den Büchern seiner Großväter kennen gelernt hat!

Wir wiederholen die Mahnworte: „Lernet athmen!“ Lernet es von den empfindlichsten Thieren des Waldes, von denen wohl noch keines in seinem offenen winterlichen Neste von der gefürchteten Erkältung erkrankt oder gestorben ist! Gewöhnt euch, an Stelle des begrifflosen Wortes „Erkältung“, welches bei jeder Erkrankungs-Gelegenheit uns Menschen so geläufig ist, die Bezeichnung „Verathmung“ zu setzen. Dann erst wird unser Mund wie der Schnabel der Waldvögel und die Lungen der übrigen Warmblüter (mit Ausnahme der uns athmungsverwandten Hausthiere) die Stickgase unserer Lungen direkt in den großen Luftstrom abziehen lassen und das Nährgas unseres Blutes, den Sauerstoff,

auch des Nachts unverhaucht aus dem frischen Luftmeer schöpfen.

Wir verlangen in der That von der öffentlichen Gesundheitspflege nichts Geringeres, als daß nicht ferner geduldet werde, daß bei Nacht wie bei Tage diejenigen Räume, in welchem Menschen und Thiere athmen, von der Luftverbindung abgesperrt werden. Dieser Vorschlag, so radikal er scheinen mag, entspricht durchaus dem derzeitigen Standpunkte der Wissenschaft; seine Durchführung ist zwar gesichert wie seine wissenschaftliche Begründung und nur noch eine Frage der Zeit. Damit aber unser Jahrzehend vor einem späteren Jahrgange nicht allzu beschämt dastehe, dürfte sich's empfehlen, die vorgeschlagene Reform der Athmungsgewohnheiten im Volke so rasch, aber auch so geräuschlos wie möglich vollziehen zu lassen. Die hohen Behörden des Kultus, welche die Frage der konfessionslosen Schulen ventiliren, tolerirten ventilationslose Schulen noch in einer Weise, die kaum zu verantworten wäre, wenn nicht von einer Instanz zur andern man sich stützte auf die sanitäts-polizeilichen Ueberwachungspflichten der sogenannten Armenärzte und der Kreisphysiker. Thermometer sind unlängst für die öffentlichen Schulen offiziell eingeführt worden. Wie aber, wenn wir mit einem Anemometer die Athmungsluft eines Schulzimmers von nur 7000 Kubikfuß untersuchen wollten, in welchem unter Vorsitz des hochwürdigen Herrn Schulinspektors bei Gelegenheit der Schullehrer-Konferenzen etwa 100 Schulkinder und einige 70 Lehrer des Kreises, also 170—180 Lungen, einige Stunden bei geschlossenen Fenstern ihren stinkenden Inhalt ausgathmet haben? Wäre es nicht gerade bei diesen Konferenzen, der Träger unserer Volksbildung, am Platze, den Herren ein populäres Athmungs-Traktätlein in die Hände zu drücken, damit sie die Lehren der Athmung mit nach Hause nehmen in die Elementarschulen des Kreises und die schleichende Schul- und Kasernenpest durch Aufklärung allmählich ausrotten in dem Nachwuchs der jungen Generation?

(Fortsetzung folgt.)

Mädchen-Lieder.

6.

Nach Empfang eines Billet-doux.

(Sonett.)

Den wärmsten Dank für's theure Liebeszeichen,
Das durch den art'gen Knaben du mir schicktest;
Könnt' ich Dir sagen, wie Du mich entzückest
Und mir das Herz bewegest sonder gleichen!

Wie ich mich sehne, Dir die Hand zu reichen,
Die Du mit zartem Drucke stets beglückest,
Wenn Du mir liebefroh ins Auge blickest,
Um Weh' und Bangen freundlich zu verscheuchen.

Ihr Stunden, fliehet! O Dämmerung erscheine,
Du traute, süße Freundin süßer Liebe,
Mit Deinem ruhig langgestreckten Schatten!

Mich nennt Er seinen Engel, seine Eine!
Daß ewiglich Er doch mein Eigen bliebe —
Und ich Ihn küßte bald als meinen Gatten!

Alois Josef Nuckert.

Mannigfaltigkeiten.

In Nachstehendem geben wir noch einige der „Köln. Ztg." entnommene Schilderung von Szenen bei der Suezkanal-Eröffnungsfeierlichkeit: Die Bewohner der libyschen Wüste, in ihrer wohlbekannten abenteuerlichen Tracht, tummeln sich hier auf munteren, bunt gezäumten Rößlein, traben auf den hohen Dromedaren, ruhen auf dem Sandboden, des Teppichs, der die anderen Zelte schmückt, entbehrend. Das sind die echten Abbe-el-wabaz's, diese „Männer der Zelte". Berberiner drängen sich dazwischen und umstehen mit stummer Bewunderung das prächtige Zelt, in dem der im Geruche der Heiligkeit stehende Scheik-el-Bekri förmlich Hofstaat hält. Fellahs, in den zottigen Zabut gehüllt, treiben sich singend herum, oder bewundern die Künste der Haawis, welche lebende Schlangen schlucken, und die Seiltänzer aus dem Stamme der Ghazer. All das strahlte gestern im Schimmer einer unzählbaren Menge von Lampen, und man wird gern glauben, daß der Kronprinz von Preußen, der gleich dem Kaiser von Oesterreich sich in der Tracht eines Touristen in das Gewühl mengte, mit lebhaftem Interesse die einzelnen Züge des unbeschreiblichen Bildes betrachtete und bis spät in die Nacht am Lande blieb. Heute ist hier Rasttag. Die Menge strömt durch die hübschen, breiten, im Fahnenschmucke prangenden Straßen der freundlichen Stadt, das Auge labend an dem lange entbehrten Grün der Gärten. Da ist keine Sprache, kein Dialekt, den man nicht höre, bald in diesem, bald in jenem Patois schlagen die Laute der deutschen Sprache an das Ohr, das Französische ist heute verdrängt durch die Invasion der Engländer, Italiener, Dänen, Schweden, Holländer, ganz abgesehen von den orientalischen Sprachen. Im Laufe des Vormittags begaben sich die fürstlichen Häupter an's Land, zuerst die Kaiserin im Reisekleide, dann der Kaiser und der Kronprinz, beide in bequemem Reiseanzuge. Eugenie machte bei diesem Anlasse das Experiment, auf einem Dromedar zu reiten, was ihr besonderer Spaß zu machen schien, nicht

minder auch dem arabischen Jauhagel. Um 2 Uhr fand eine „Phantasia“ statt, zu welcher der Vize'önig die Herrschaften eingeladen hatte. Der Kaiser mit der Kaiserin fuhren in einem Char-à-banc, dem Lanciers vorritten, der Kronprinz kutschirte selbst auf dem ihm fremden Terrain. Die „Phantasia“ bestand in einem Scheingefechte der Beduinen, das für den Freund von Costumstudien jedenfalls viel interessanter war, als für den militärischen Fachmann, dem die halb verhungerten Rößlein und ihre Reiter mit den alten Feuersteinbüchsen wenig imponiren konnten. Nach dem Spektakel machten die fürstlichen Gäste einen Rundgang durch die Zelte. Der Kronprinz mit der Prinzessin der Niederlande am Arme trat in das Zelt eines Scheiks, gerade als dieser sich durch den Tanz einiger „Gezireh's“, Tänzerinnen von Profession, ergötzen ließ. Anfangs sah das fürstliche Paar den Bewegungen der Almeh-Dirnen zu, da aber diese einen unverkennbar lasciven Charakter annahmen, wurden die Zuschauer ihres Irrthums inne und erhoben sich verlegen von den Stühlen, um das Zelt zu verlassen. In diesem Augenblick trat Eugenie ein und versperrte, als sie mit Kennerblick gewahr wurde, um was es sich handle, den Davongehenden den Eingang mit den Worten: „Eh, faut voir ça! Dem ehrenfesten Scheik mag diese Art von Entschlossenheit allerdings „echt“ orientalisch vorgekommen sein.

[Wie man in Paris Chignons macht.] All das Haar, welches als das Gewächs zweifelhafter Köpfe angekauft, hie und da und überall aufgelesen, im Spitale abgeschnitten, aus den Kämmen gesammelt, auf die Straße geworfen und von dem Haken des Lumpensammlers aufgerafft wurde, wird zuerst nach der Farbenschattirung, dann nach der Länge sortirt und nach einem Reinigungsprozesse, der es nicht viel reinlicher macht, schickt man es nach St. Pélagie, wo die Gefangenen ihre Tage damit verbringen, das Haar auf Seidenfäden zu befestigen und es kunstgerecht zu flechten. — Es muß ein kühner Mann sein, der es wagt, eine Modeschönheit um eine Liebeslocke ihres Haares zu bitten, welche vielleicht in einem Spitale abgeschnitten oder aus dem Straßenkehricht herausgefischt wurde. Der alte Witz, daß die Cholera im Haare steckt, kann in der eleganten Welt zur schrecklichen Wirklichkeit werden und eine Reihe von Krankheiten, so tödtlich wie die Gehirnentzündung, kann möglicherweise durch Chignons herbeigeführt werden, deren Rohstoff stückweise aus einem Rinnsal aufgelesen und in einem Gefängniß zu Flechten verarbeitet wurde.

---

* Die Weinbereitungsmethode von Menada, welche den Vortheil hat, daß dem Weine alles Bouquet und Alkohol erhalten bleibt, beruht darauf, daß der Gährungsprozeß verlangsamt wird. Es wird dazu der Most mit den Traubenkämmen in ein Faß gefüllt, mit der Vorsicht, daß ¼ des Fasses ungefüllt bleibt. Das Faß wird mittels einer Thür oder eines Pfropfen verschlossen, in welche ein 10 Zoll langes Rohr eingepaßt wird, an dessen Ende eine Ochsenblase befestigt ist, die vollständig dicht schließen muß. Nach 24 Stunden beginnt die Gährung, die Kohlensäure dringt in die Blase und dehnt dieselbe sehr bedeutend aus, der Alkohol und das Aroma bleiben dagegen zurück. Nach 6—8 Tagen fällt die Blase zusammen und die tumultuarische Gährung ist vorüber; man kann nun den Wein entweder ablassen, oder noch längere Zeit liegen lassen. Man soll dabei weniger, aber werthvolleren Wein erzielen.

In Deutschland sind in den letzten 22 Jahren 13 Theater abgebrannt: in Karlsruhe und Berlin (1847), Regensburg (1849), Donau-Eschingen und Dessau (1850), Köln (1861), Wien (Treumann Theater 1863), Breslau (1865), Insterburg (1866), Kaiserslautern, die beiden Theater zu Köln und das Dresdener Theater (1869). In dem gegenwärtigen Jahre allein sind bereits sechs Theater (Köln, New-Orleans, Kiew, Hull, Riga und Dresden) abgebrannt.

[Ein Scherz.] Im Berliner Kadettenhause, schreibt der B. C., hat sich am Samstag ein beklagenswerther Unfall zugetragen. Ein Kadett trat von hinten an einen Kameraden heran und hielt ihm beide Hände vor die Augen, um ihn in der beliebten Weise errathen zu lassen, wer hinter ihm stehe. Der so Ueberraschte suchte sich dadurch zu befreien, daß er mit dem in seinen Händen befindlichen Stahlfederhalter nach hinten stach; leider war er dabei so unglücklich, den Kameraden mit der Spitze der Stahlfeder in's Auge zu treffen. Der herbeigerufene Dr. v. Gräfe fand das Auge bereits unrettbar verloren.

Auflösung des Rebus in Nr. 279:

Nachruf an Robert.

Richtig gelöst von A. K.

Geschichtskalender.

9. Dez. 1594. Geburtstag von Gustav Adolph von Schweden.
„ 1832. Bayern und Griechenland schließen ein Schutz- und Trutzbündniß.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Kaiser.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 285 Freitag, 10. Dezember 1869.

Eine Nachtigall.

(Fortsetzung.)

Aeußerlich hatte die alte Stadt Leipzig sich wenig verändert. Da waren noch dieselben Häuser, hier und da vielleicht ein neues, dieselben engen Straßen, und zum Theil auch noch dieselben Bewohner. Freilich mochte manches müde, und noch manches lebensfrohe Herz hinausgetragen sein, von wo es keine Rückkehr gibt; manches junge Mädchen war eine ehrsame Hausfrau geworden, und mancher Student, der damals lustig in die Welt hinausschaute, stand jetzt auf der Kanzel und redete mit lauter Stimme von dem sündigen Treiben der Welt, insbesondere der Jugend.

Aus dem Organisten Schicht war der Kantor der Thomasschule und der Musikdirektor der beiden Hauptkirchen der Stadt Leipzig geworden. Aber der Ruhm, den ihm seine ausgezeichneten Kompositionen einbrachten, hatten nicht das Alter von ihm fern zu halten vermocht — mit furchtbarer Macht war es auf ihn hereingestürmt, und hatte sein Haar gebleicht und seinen Nacken gebeugt.

Seit sein treuer Freund, der Musikdirektor Häser, ihm vorangegangen war, hatte er auch manche Stunde, wo er sich darnach sehnte, aus diesem Treiben der Welt heraus zur Ruhe zu kommen, und nur noch ein Wunsch machte ihm das Leben werth: die kleine Charlotte Häser wiederzusehen. Es war ihm so einsam geworden, seit er ihre helle Stimme und ihren leichten Schritt nicht mehr hörte, wie nie zuvor, und nur ihre Briefe brachten ihm einige Abwechselung.

Seit einiger Zeit waren aber die bis jetzt immer regelmäßig eingetroffenen Briefe ausgeblieben; vergebens erwartete Schicht jeden Tag den Boten, der ihm stets dieselben überbrachte, aber immer und immer ging dieser vorbei. Ein tiefer Schmerz durchzuckte ihn bei dem Gedanken, daß ein anderer Gegenstand Charlotte so in Anspruch nehme, daß ihr keine Zeit für den alten Lehrer in der Heimath übrig blieb. Es war ihm immer ein eigenthümlicher Trost gewesen, daß Charlotte nie eines Mannes, dem sie ihr besonderes Interesse geschenkt, erwähnt hatte, und sein einziger Wunsch bestand darin, daß sie stets von ihrer Liebe zur Kunst von jeder anderen Liebe zurückgehalten würde.

Der alte Kantor wurde aber eines Tages so überrascht, daß ihm die Feder, die er eifrig benutzte, aus der Hand fiel — vor ihm stand, wahr und wahrhaftig, die kleine Charlotte, jetzt freilich ein großes, schönes Weib, und warf sich schluchzend in seine Arme.

Es dauerte lange, lange Zeit, bis sie sich beide von ihrer Freude erholt hatten; aber als es geschehen war, da sah auch Schicht sogleich mit seinem scharfen Auge, daß die neun Jahre der Abwesenheit nicht ohne Schmerzen und Kämpfe an Charlotte vorübergegangen waren.

Und am Abend desselben Tages saß Charlotte wieder in ihrem kleinen Sessel zu den Füßen des Kantors und theilte ihm all ihre Leiden der letzten Zeit mit. Da erzählte sie ihm, daß sie die Liebe kennen gelernt hatte, und wie sie ihr nun doch zum Unglück gereiche, indem sie ihr alles Glück, alle Hoffnung geraubt hatte. Da sagte ihr Schicht aber auch abermals wieder mit innerer Freude:

„Du kennst die Liebe nicht, sonst hättest Du nimmer die Kunst gewählt.“

Ein jäher Schmerz durchzuckte Charlottens Brust.

„O, mein Gott,“ murmelte sie dumpf, „kann man denn noch einen Mann mehr lieben, als ich Giuseppe Vere liebe? Kann man noch einen glühenderen Schmerz empfinden, als den, der meine Brust durchtobt?“

„Ja, Charlotte,“ entgegnete Schicht, indem er seine Hand auf ihren gebeugten Kopf legte, „Du hast nicht geliebt — sonst würdest Du freudig der Kunst entsagt haben, um Deinem Giuseppe eine treue Hausfrau und Gattin zu werden. Es ist viel besser, daß Du hierher zurückgekehrt bist.“

Aber das war das erste Mal, daß Charlotte ihrem Lehrer nicht glaubte. Sie fühlte wohl, daß es wahre, aufrichtige Liebe war, die in ihrer Brust schlummerte, denn wäre er zu ihr gekommen, und hätte ihr gesagt, daß er ihre Liebe mit der Kunst theilen wolle, sie hätte mit Freuden der geliebten Kunst entsagt. Aber so lange er das nicht that, so lange liebte er sie auch nicht so, wie sie geliebt zu werden verlangte — Charlotte war zu unerfahren, um den Stolz eines Giuseppe Vere begreifen zu können.

Charlotte war gekommen, um sich in der Heimath auszuruhen, aber daran durfte sie nicht denken. Man

Digitized by Google

schleppte sie von Fest zu Fest — Einladung folgte auf Einladung, und nur bisweilen konnte sie sich in das Stübchen des alten Kantors hinaufflüchten, um dort ungestört mit ihm zu plaudern.

Aber Charlotte fand keine Ruhe. Immer mehr und immer häufiger trat ihr Giuseppe's Bild vor Augen, wie er an den Pfeiler gelehnt im Opernhause stand, und sie mit seinen dunklen Augen bewundernd betrachtete. Immer häufiger dachte sie an das glücklich verlebte Jahr im sonnigen Italien bis zu dem Augenblick, wo er sich von ihr losriß, aber auch immer bleicher wurden ihre Wangen, und ein kurzer, trockner Husten zwang sie, ihre Stimme ruhen zu lassen.

Besorgt blickte Johann Schicht auf seinen Liebling, wenn Charlotte zu seinen Füßen saß, und bisweilen peinigte ihn wohl der Gedanke, daß sie dennoch die Liebe kennen gelernt habe, und eben diese Liebe die köstliche Blume knicken würde. Aber immer verwarf er ihn wieder. Sie schien stets so heiter und aufgeweckt, wenn sie bei ihm war, und die heißen Thränen, die sie des Nachts weinte, wenn sie in ihrem Kämmerchen auf den Knieen lag und sich die Hände wund rang, die sah der alte Kantor nicht.

„Lieber Lehrer," sagte Charlotte eines Abends zu Schicht, „ich will nicht wieder singen."

Der alte Kantor sah sie starr vor Verwunderung an.

„Und warum nicht, Charlotte?" fragte er endlich ganz verwirt.

„Ich glaube, ich habe die Liebe dennoch kennen gelernt," entgegnete sie ruhig.

Noch einmal flackerte ein leises Gefühl der Eifersucht in Schicht's Herzen auf — vielleicht der letzte Schimmer von Jugend — und dann war es d'rinnen still geworden.

„Dann, Charlotte, wird es für Dich Zeit, daß Du nach Italien zurückkehrst," sagte der alte Mann, mit einer Thräne im Auge.

Ein überirdisches Lächeln verklärte Charlottens Gesicht, und dann rief sie, seine beiden Hände mit Küssen bedeckend, voller Jubel aus:

„Dank, Dank, lieber Lehrer — Du gibst mir das Leben zurück. Ich glaube auch, daß ich nach der alten Roma zurückkehren muß — die Mauern der guten alten Stadt Leipzig erdrücken mich."

(Schluß folgt.)

Gesundheits-Regeln.

(Fortsetzung.)

Auch im Ressort der Justizverwaltung dürften sanitäts-polizeiliche Athmungs-Instruktionen der Hausordnung geboten erscheinen. Die Rechtspflege zwingt den Staatsbürger, in den Sitzungssälen der Friedensgerichte wie der Schwur- und der Landgerichte mit jedem Athemzuge den gemischten Lungen- und Hautqualm des ganzen Auditoriums einzuschlürfen. Die wachhabenden Polizeidiener haben in solchen Sälen, wie wir leider aus Erfahrung wissen, häufig die Weisung, das Oeffnen eines Fensterflügels, geschweige einen ausgiebigen Luftwechsel, nicht zu dulden. Und solche Sitten bilden noch die Regel in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts!

Welche Luft strömt uns entgegen in den Bureaux unserer Verwaltungsbeamten? In den Komptoirs der Bank- und Handelshäuser? In den Notariatsstuben und Preßbureaux? Es ist mit seltenen Ausnahmen das ausgeathmete Gemenge feuchtwarmer animalischer Lufthüllengase. Wir sehen, ein gewisses Proletariat der Athemnahrung findet sich in allen Ständen und Schichten der menschlichen Gesellschaft: und gehört es in gewissen Zirkeln gleichsam zum guten Ton, die reine, äußere, den Teint röthende Athmungsluft nicht vertragen zu können und verschmäht man zur Konservirung der vornehmen und interessanten Hautblässe nicht die ankränkelnde, leider zu wirksame Blutschminke der ekelhaftesten Auskathmungsgase. Eltern, welche die Skrophulose und eine gewisse Weichheit des Blutes an den Schlafbetten ihrer Kinder zu überwachen gewohnt sind und die Einnistung dieses drohenden Familienübels mit Lebertran und Eisentinkturen zu bekämpfen wähnen, bedenken nicht, wie in den geschlossenen Kinderschlafstuben der Gehalt der Athmungsluft an stagnirenden Athmungsgasen vielleicht noch jene Luftverderbniß des Londoner Affenhauses übertrifft, durch welche die Affen sich epidemische Skrophulose und Milliartuberkulose eingeathmet. Zusammenkoserirung mehrerer athmender Kinder in einem Zimmer, Abdunstung des Inhaltes der gemeinsamen Toiletten-Nachtgeschirre, Ansammlung der in dem Kleiderschrank verwesenden Garderobegase, die Verbrennungsprodukte der Nachtlampe, hierzu noch bei den Wiegenkindern das dichte überhängende Kopftuch der Wiege, ein wahrer Gasfang des armen luftbedürftigen Säuglings. In solchen Spelunken leben wir Lungenathmer vom frühen Abend bis zum späten Morgen; wir riechen und schaueen beim Eintritt in die spätmorgige Kinderschlafstube vor dem thierischen Dunst der Familienathmung, und wollen die Quellen und das billige Heilmittel der in unseren Familien herrschenden Skrophulosis, Regulirung der Athmungsluft, nicht verstehen. „Lange schlafen macht Kopfschmerz", behauptet eine alte Redensart. Nein, schlafen macht nie Kopfschmerz; da aber lange schlafen bei unseren verderbten Lebensgewohnheiten gleichbedeutend ist mit der Unsitte, in den Schlußstunden des langen Nachtschlafes die konzentrirteste Pestluft in das Lungenblut zurückströmen zu lassen, so erzeugt allerdings ein solches „Langeschlafen" in solchen Luftkloaken, die wir Schlafzimmer nennen, Kopfschmerz, Nasenbluten

in Folge der Blutentmischung), Schwindel und Trübsinn!

Das Vorurtheil, daß die äußere Luft, besonders die Nachtluft, welche übrigens dieselben chemischen und physikalischen Eigenschaften wie die Tagesluft hat, Jahrhunderte lang als schädlich für Kranke und Gesunde gegolten, muß denn doch irgend einen Schein der Berechtigung haben. Die Völkereinfalt hat allerdings den Verdunstungs- und Abkühlungseffekt der allzuschnellen Luftbewegung verwechselt mit einem unklaren Begriff von Ernährungsuntauglichkeit der äußeren Luft selbst. Während man die Stromschnelle der äußeren kühleren Luftschichten abwehren oder mäßigen wollte, glaubte man kein anderes Mittel zu besitzen, als daß man der eindringlichen Luft selbst den Zutritt, der angesammelten Ausathmungsluft den Austritt verwehrte. Warme, stagnirende Luft war gleichbedeutend mit guter, kalte, bewegte Luft mit schlechter, erkältender und daher krankmachender Athmungsluft. Man wollte nur Temperatur- und Bewegungs-Eigenschaften („Erkältung“ und „Luftzug“) der Luft erkennen, während man die wichtigsten, die chemisch-stofflichen geringschätzte. Betretet mit einem sonst gebildeten Landwirth einen Viehstall, oder besucht bei einem sonst vernünftigen Lehrer den Schulsaal. Man wird den Stall und die Fenster des Schulsaales nur dann geöffnet finden, wenn die Luft den Insassen „zu warm“ ist. Die Oeffnungen werden geschlossen, sobald die Luft „zu kalt“ oder „der Luftzug zu stark“ ist, gleichviel, ob die Binnenluft eine schlechte oder eine gute chemische Zusammensetzung hat. Diese sogenannte natürliche Ventilation bewohnter Räume, auf den rohen Motiven der stallichen Behaglichkeit beruhend, ist die reinste Parodie auf das, was die angewandte Wissenschaft unter Ventilation versteht. Die Schnelligkeit der Luftbewegung, der Luftzug, ist also derjenige überschätzte Faktor der Luftdiätetik, welcher uns über die gesundheitliche Bedeutung des Luftwechsels konfus gehalten hat.

(Schluß folgt.)

Ueber die Urgeschichte des Menschen.

Professor Dr. Karl Vogt hielt kürzlich in Wien eine Vorlesung, wovon wir unsern Lesern hiermit einen Auszug geben.

Nach einigen nicht ganz verläßlichen Anzeigen würde das Auftreten des Menschen schon in die spätere Tertiärzeit fallen. Aber erst im sogenannten Diluvial-Lande finden sich die ersten sicheren Spuren des Menschen. Sie treffen in Europa mit jener eigenthümlichen Periode der Urzeit zusammen, welche die Eiszeit genannt wird. Während derselben war die Gestalt Europas und Afrikas von der heutigen völlig verschieden. Frankreich und England, Dänemark und Schweden hingen zusammen; Süd-Europa bildete mit Nord-Afrika ein Ganzes. Dagegen war die Sahara ein Meer, das Nord- und Süd-Afrika trennte. Die Pyrenäen und Alpen waren derart mit Gletschern überdeckt, daß sie eine förmliche Scheidewand zwischen den Mittelmeerländern und dem übrigen Europa bildeten. Auch die Vogesen und der Schwarzwald waren vergletschert, während die Ebenen von Deutschland, Holland und Rußland ein Meer waren. Daß der Mensch aber Zeuge der Eiszeit war, ist nicht zu bezweifeln, denn in Schichten, welche der Eiszeit zugehören, insbesondere im Lehm der Höhlen, finden sich Steinwerkzeuge und sogar Menschenknochen neben den Knochen von Thieren jener Zeit, vom Mammuth, Knochen-Nashorn, Höhlenbär ꝛc.

Wenn wir in den Höhlen Knochenreste verzehrter Thiere finden, so setzen uns die Untersuchungen Steenstrup's in die Lage zu entscheiden, ob die Thiere Menschen oder Raubthieren zur Nahrung dienten. Steenstrup warf Löwen und Hyäaen ganze Thierleichen hin und sah, daß sie keinen der Schenkel- oder anderen großen Röhrenknochen eines Rindes aufzubeißen vermögen. Dagegen zermalmen sie die weichen, schwammigen Körper der Wirbelknochen. Anders der Mensch; noch heute spaltet der Eskimo die Röhrenknochen des Renthiers und verzehrt das Mark daraus. Wo man also gespaltene Röhrenknochen findet, hielt der Mensch Mahlzeit; wo die Röhrenknochen aber ganz sind und die Wirbel verspeist, hatte ein Raubthier gehaust. Da man in den Höhlen auch menschliche Röhrenknochen und zwar jugendlicher Individuen in gleicher Weise wie die der Thiere gespalten findet, so kann man nicht zweifeln, daß einst der Mensch der Urzeit Geschöpfe der eigenen Art wie jene Thiere behandelte.

Den zweiten Abend widmete Vogt einer eingehenden Besprechung der ältesten Steinzeit. Vor, während und nach der Eisperiode fand die Steinzeit, d. i. jene Periode der Urgeschichte, wo der Mensch nur Steinwerkzeuge und noch keine Metalle kannte, statt. Da sich vor und nach der Eiszeit vielfach die gleichen Pflanzen finden, waren die Wärmeverhältnisse vor und nach derselben ähnlich. Die Eiszeit trat als Unterbrechung dazwischen, welche vielleicht mit der Bildung des Golfstromes endigte. Man muß sich aber den Uebergang aus einer Periode in die nächste als einen successiven vorstellen. Besonders wichtig sind die Zeugnisse der Höhlen. Meist findet man in einer Höhle nur Eine Ablagerung, doch gibt es auch Höhlen mit mehrfachen Schichten. Diese sind die lehrreichsten. Betrachten wir die Höhle im Neanderthal, wo man jenen Schädel eines urweltlichen Menschen entdeckte, den man kurz „Neanderschädel“ nennt. Man fand den Schädel in einem harten Lehmlager, welches den Boden bedeckte und welches in benachbarten Höhlen die Knochen von Höhlenbären und Elephanten enthält. Also war der Mensch, von dem der Schädel herrührt, mit diesen gleichzeitig gewesen. Dagegen zeigt uns eine

von Dupont entdeckte und erforschte Höhle eine mehrfache Ablagerung. Zu unterst treffen wir auf eine Schichte mit dunkler, schwarzer Knochenerde; in derselben lagen Knochen der Höhlenhyäne neben angenagten Knochen von Pferden ꝛc. In der darüber liegenden Schichte wurden Knochen von Rennthieren mit geöffneten Röhren neben Kieselärten entdeckt und endlich die oberste Schichte führte Fuchsknochen mit angenagten Hühnerbeinen. Erzählt dies nicht die ganze Geschichte?

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Der Täuschungs-Felsen.] Zehn englische Meilen von der Insel St. Thomas liegt ein Felsen im Meer, der große Aehnlichkeit mit einem Schiffe hat und zu mancher Täuschung Veranlassung gibt. Der Ursprung dieses Namens ist folgender: Im nordamerikanischen Kriege kam eine französische Fregatte, welche in diesen Gewässern kreuzte, Abends in der Nähe des Felsens, hielt ihn für ein Schiff und rief ihn an. Der Wiederhall beantwortete den Ruf und der französische Kapitän ertheilte, nachdem er mehrere Male mit demselben Erfolg hatte rufen lassen, den Befehl, eine volle Lage abzugeben. Dies geschah, der Wiederhall gab den Knall der Kanonen zurück und zu gleicher Zeit prallten einige von den Kugeln von dem Felsen ab und auf das französische Schiff zurück; dies überzeugte die Franzosen, daß sie es mit einem englischen Kriegsschiffe zu thun hatten. Sie begannen nun eine heftige Kanonade, die bis zum Tagesanbruch fortdauerte, und dieser zeigte erst den Franzosen, daß sie es mit einem Feinde zu thun hatten, gegen den sie nichts ausrichten konnten, worauf sie still abzogen.

[Eine Fresserfamilie.] Ein berüchtigter Fresser, Joseph Koteider aus Passau, war über sechs Fuß lang, ungewöhnlich stark von Muskeln. Seine Großmutter und Mutter waren beide Vielfresserinnen. Letztere wurde aus Hunger rasend, und in dieser Raserei gebar sie diesen Joseph. Schon im dritten Jahre fing er an, Steine zu verschlingen. Bei der kaiserlichen Armee wurde er wegen seines Appetits abgedankt, nachdem man ihn schon für 8 Mann einquartiert hatte. Er sagte: unter alle Speisen müsse er Steine mischen, sonst sättigten sie ihn nicht. Er könne sich übrigens mit bloßen Steinen nur acht Tage erhalten, alsdann wäre sein Appetit außerordentlich; dann sei Gott Denen gnädig, wo er hinkomme. Mitunter verschlang er auch Hutfilz und Alles, was ihm unter die Hände kam. In Dresden verzehrte er einmal binnen acht Stunden zwei Kälber, ein gebratenes und ein gekochtes. Er war in seinem Leben nie krank, hatte nie über Magenschmerzen geklagt und starb am Schlagfluß 1761.

[Grabschrift.] Vor einigen Wochen starb in St. Gilgen der Bote, welcher den Frachtenverkehr zwischen St. Gilgen und Salzburg vermittelte. Auf seinem Grabkreuze ist wörtlich folgende Inschrift angebracht:

„Hier ruht in Gott
Der verstorbene St. Gilgner Bolh
Sei Ihm gnädig o Herr
So wie Er's auch Wär
Wenn er wär Gott
Und Du der St. Gilgner Both."

Eine Zeitung illustrirt die Ehescheidungsgesetze in Indiana durch einen Holzschnitt, der einen Eisenbahnzug in dem Augenblicke darstellt, wie er in einen dortigen Bahnhof hineinfährt, und der Kondukteur in die Wagen schreit: „Meine Herren, 15 Minuten Zeit zur Eheschelbung!"

Räthsel.

Erstes Wort: Eine holländische, an der Nordsee gelegene Stadt. Zweites Wort: Ein berühmter deutscher Fluß. Drittes Wort: Eine Insel des nördlichen Europa's. Viertes Wort: Eine spanische Hafenstadt. Fünftes Wort: Eine hannover'sche Stadt in der Lüneburger Haide. Sechstes Wort: Ein Nebenfluß der Donau. Siebentes Wort: Ein im Hochnorden gelegenes Land.

Liest man die Anfangsbuchstaben der Wörter von oben herab, so bilden diese den Namen einer großen Handelsstadt Deutschlands, liest man aber die Endbuchstaben von unten hinauf, so erhält man den Namen einer schönen Residenz.

Auflösung des Räthsels in Nr. 275:

Schwamm

Geschichtskalender.

10. Dez. 1520. Luther verbrennt in Wittenberg die päpstliche Bannbulle.
„ 1841. In Köln bildet sich ein Verein zur Ausbauung des Domes.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 286 Samstag, 11. Dezember 1869.

Eine Nachtigall.

(Schluß.)

Der Advokat Giuseppe Vere saß allein in seinem Studirzimmer. Vor ihm aufgehäuft lagen große Aktenfaszikel und Dokumente, der sicherste Beweis, daß er sehr beschäftigt war; aber langsam glitt die Feder über das Papier. Giuseppe hatte überhaupt während der kurzen Zeit, wo wir ihn zuletzt sahen, sehr gealtert. Seine Stirn zeigte die ersten Spuren von Falten, und ein tiefer, unverkennbarer Zug des Schmerzes prägte sich in seinem Gesicht aus.

Es war doch nicht so leicht, eine Charlotte zu vergessen, wie er es sich wohl gedacht hatte.

Da war nun beinahe ein ganzes Jahr verflossen, seit er Charlotte von sich gelassen, und noch immer tobte der alte Schmerz der Trennung ebenso stark in ihm, als an dem Tage, da er sie aufgegeben — noch immer sah er sie vor sich mit ihren lieben, flehenden Augen, und hörte, wie sie traurig zu ihm sagte:

„Sieh', ob ich Dich liebe, ob ich Dich nicht grenzenlos liebe! Würde ich sonst zu Deinen Füßen liegen? Verlaß mich nicht, Giuseppe — Du brichst mir das Herz."

Und er hatte sie dennoch verlassen — vielleicht auch ihr Herz gebrochen — darum war sie in die Heimath zurückgekehrt, sich Trost und Ruhe zu holen. Da nützte ihm keine Arbeit, keine Zerstreuung, immer sah er ihr bleiches, thränenüberfluthetes Antlitz, wie sie von ihm ihr zerstörtes Lebensglück zurückforderte.

Und doch liebte er sie so — o, viel mehr als damals, als er sie von sich gestoßen — er fühlte, daß sein Leben langsam dahinwelkte, und dennoch konnte er nicht zu ihr eilen, er hatte gesagt: „Ich ändere meinen Willen nie!"

Wie schön war doch jene Zeit gewesen, wo er zu ihr ging, um sich in ihrem traulichen Gemach von den Schattenseiten des Lebens zu erholen, und an ihrem strahlenden Lächeln, an ihrer sprudelnden Unterhaltung sah, daß sie, um deren Gruß Tausende buhlten, ihn, den schlichten Advokaten, liebte. Und jetzt war alles Glück vorbei, vielleicht — o, wie ihn dieser Gedanke schmerzte — hatte sie ihn sogar vergessen.

„Aber nein," flüsterte es dann beruhigt in seiner Brust, „das ist unmöglich! Sie hat Dich geliebt — Du warst ihre erste Liebe, Du wirst ihre letzte sein."

Aber es kamen auch wiederum Tage, wo er an Allem verzweifelte, und sein Herz ihm vor Gram zu zerspringen drohte. Dann schloß er sich in seinem Zimmer ein, und wenn Tausende auf ihn gewartet hätten, er wäre nicht hervorgekommen.

Ein solcher Tag war auch der heutige.

Heute war es gerade ein Jahr, als er zu Charlotte zum ersten und letzten Male von seiner Liebe sprach, und er begriff nicht, wie Alles nur so hatte kommen können. Wie ganz anders hätte sich sein Schicksal gestaltet, wenn er sie behalten hätte. Wie viel freundlicher würde jetzt seine staubige Aktenstube ausgesehen haben, wenn ein liebendes und geliebtes Weib darin geschaltet hätte. Vor Giuseppe auf dem Tische lag ein kleines in Gold gebundenes Buch und ein paar trockene Blumen, die einzigen lebenden Erinnerungszeichen, die ihm von Charlotte geblieben. Die Blumen hatten einst ihr weiches, goldiges Haar geschmückt, und er sah noch die zitternden kleinen Hände, wie sie sich eifrig bemühten, um auf seinen Wunsch die Blüthen herauszuziehen. Und dann hatte sie ihm dieselben mit jenem Lächeln hingegeben, was nur ihre rosigen Lippen umspielen konnte, und ihm dabei gesagt, daß sie ihm noch viel, viel mehr schenken würde, wenn sie diese nur hätte.

Giuseppe Vere ließ seinen Kopf tiefer auf die Brust herabsinken, und Seufzer auf Seufzer entrang sich seinen Lippen. Da war es ihm plötzlich, als wenn die Thür sich leise öffnete, aber es war unmöglich — er hatte sie verschlossen.

Leise, fast unhörbar, glitt eine Frauengestalt über den weichen Teppich des Gemaches. Das bleiche, liebliche Gesicht strahlte vor Erregung und Entzücken, als sie Giuseppe so in Gedanken versunken dasitzen sah; aber ein köstliches Lächeln spielte um ihre Lippen, als sie die Blumen gewahrte, welche er mit leidenschaftlicher Innigkeit an seine Lippen preßte.

„Giuseppe!" jauchzte sie, und zugleich legten sich zwei weiche volle Arme um seinen Nacken und zwei rosige Lippen suchten die Seinigen.

„Charlotte!" rief er, sie wieder und wieder an sich pressend, als wolle er sich überzeugen, daß kein Lust-

Digitized by Google

gebild seiner aufgeregten Phantasie ihn täusche. „O, bleibe bei mir, ich will Deine Liebe mit der Kunst —"

„Still, Geliebter," flüsterte sie, „nimm Dein Wort nicht zurück. Ich entsage für immer der Kunst und wähle Dich."

Charlotte Häser hat es nie bereut, was sie gethan, niemals tauchte wieder der Wunsch in ihr auf, das Operhaus zu betreten.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht: Signora Charlotte sei zurückgekehrt; aber eben so schnell erfuhr man, daß sie niemals die Bühne wieder betreten wolle, und achselzuckend sprach man sich über die Laune der Künstlerin aus, die unter ihren zahlreichen Bewerbern den einfachen Giuseppe Vere gewählt hatte.

Es war ein herrlicher Sommermorgen, als Giuseppe Vere Charlotte Häser zum Traualtare führte. Die Sonne lachte so hell und freundlich vom wolkenlosen Himmel herab, als freue sie sich über die glückliche Braut in ihrem weißen Kleide, den Kranz von Orangeblüthen durch das duftige blonde Haar geschlungen.

Ruhig, aber doch voll Glück und Seligkeit, blickte der Bräutigam auf das liebliche Geschöpf an seiner Seite — und als der würdige Priester das Amen gesprochen hatte, da flüsterte er leise:

„Jetzt bist Du mein, Charlotte — wirklich mein für alle Ewigkeit."

Sie nickte ihm mit strahlendem Lächeln zu.

Als der alte Kantor Johann Gottfried Schicht in Leipzig den ersten Brief von Charlotte Häser, nunmehrige Charlotte Vere, erhielt, und das Glück derselben daraus sah, murmelte er leise:

„Das Kind liebt, und nun weiß ich es sicher aufgehoben. Jetzt, alter Häser, wird es Zeit, daß ich Dir droben von Deiner Lotte erzähle."

Aber Schicht hatte bis dahin noch ein bischen Zeit — er starb erst elf Jahre später. —

Gesundheits-Regeln.

(Schluß.)

Die Luft im Freien bewegt sich selbst am Tage, bei mangelnder Temperaturdifferenz, mit einer gewissen Geschwindigkeit, und man kann behaupten, daß ein Stillstand der Luft gar nicht vorkommt. Selbst bei Windstille bewegt sich die Luft allerorts noch 2 Fuß in der Sekunde. Die Haut eines gesunden Menschen wird die Bewegung der Luft kaum gewahr, wenn die Geschwindigkeit derselben etwas mehr als 3 Fuß in der Sekunde beträgt. Eine Geschwindigkeit von 10 Fuß in der Sekunde kommt uns als mäßiger Wind, als Luftzug zur Wahrnehmung. Ein Luftzug von 10 Fuß in der Sekunde bläst ein Licht aus, während ein Luftzug, welcher die Lichtflamme um 45 Grad neigt, eine Geschwindigkeit von ca. 1½ Fuß in der Sekunde hat. — Nun läßt sich nicht verkennen, daß jede Oeffnung, welche sich zwischen einem wärmeren Wohnraume und der kälteren äußeren Luft befindet, als eine luftbewegende und luftpressende Zugasse zu betrachten ist, welche durch den steten Luftaustausch in Folge der Temperaturdifferenz eine lebhafte Luftströmung unterhält. Dieser Luftzug braucht nicht gerade kältend zu sein, um auf die Nerven und die Blutgefäßnetze unserer Haut reizend und bei einer gewissen Intensität und Dauer unangenehm und störend einzuwirken, z. B. der warme Luftzug, welcher den Kelleröffnungen der heißen Backstuben entströmt, ruft auf unserer Haut dieselben Empfindungen hervor, wie ein kalter Luftzug. Diese schnelle Strömung der sich austauschenden Luftschichten greift um so stürmischer unser Hautgefühl und nach Umständen unser Wohlbefinden an, wenn zwei Bedingungen in unserem Körper gegeben sind: Erstens wird dasjenige Blut, welches monate-, ja jahrelang mit schlechter Luftnahrung übersättigt worden ist, welches also in jedem der Millionen Aderverzweigungen der Körperoberfläche einen starken Prozentgehalt lebensunfähiger Blutbestandtheile mit sich fortschleppen und durch den Körper rollen muß, eine mäßige Luftbewegung, die dem normal durchathmeten Blut als belebender natürlicher Reiz dient, mehr passiv entgegennehmen. Da die Widerstandsfähigkeit eines schlecht durchathmeten Blutes gegen jeden belebenden Reiz geschwächt, die elastische Zusammenziehbarkeit der Blutgefäßelemente vermindert ist, so hat die luftabwehrende Ausdrucksweise der Schwächlinge und Stubenhocker: „Ich kann die äußere Luft nicht ertragen", in so fern einige Berechtigung, als ihre Hautnerven eine gewisse Raschheit der Luftbewegung nicht ertragen. Denken wir uns, wie es auch der Wirklichkeit entspricht, unser Blutgefäßsystem als ein Netz mit lebender Blutflüssigkeit gefüllter haarfeiner elastischer Röhrchen. In dem Maße wie jede Anregung der bewegenden Elastizität und Energie dieser Röhrchen einen normal fließenden Inhalt flotter in Umlauf bringen wird, muß derselbe Reiz das Gegentheil, nämlich Stockungen in den Röhrchen bewirken, wenn der Inhalt durch lebens- und bewegungslose Materie stark verunreinigt ist. Daher sehen wir denn auch, daß Leute mit praller Füllung der Hautadern, deren Blut normal durchhaucht ist, den Reiz der gefürchteten sogenannten Zugluft nur als Steigerung der Hautwärme empfinden, während Menschen von blasser Hautfarbe vor jeder Luftbewegung frierend zurückschrecken.

Die zweite Bedingung zu einer schädlichen Einwirkung der direkten Luftströmung ist diejenige Lage des Körpers, in welcher der bewegte Luftstrom längere Zeit nur einen Theil der Körperoberfläche streift, während die übrigen Hautpartieen des Körpers durch Ruhe und warme Bedeckung sich in einer ruhigen, gleichmäßigen reizlosen Blutdruckschwellung befinden. Diese Bedingung trifft namentlich zu, wenn man im warmen Zimmer am ge-

öffnetem Fenster sitzt, oder wenn man in kalten Sommernächten halbgedeckt bei geöffnetem Fenster in der Nähe des letzteren im Bette ruht, also dem direkten Strome der eindringenden, an sich unentbehrlich gesunden Nachtluft ausgesetzt ist.

Abgesehen davon, daß für sogenannte abgehärteten Naturen, d. h. für solche Menschen, welche seit Monaten bei frischer Nachtluft zu athmen gewohnt sind, also stets sauerstoffsattes Arterienblut haben, selbst der direkte Luftstrom bei mäßiger Temperatur erfahrungsgemäß eher kräftigend als schädigend einwirkt: so ist es denn doch für den Menschenverstand beschämend, daß die eben erklärte Begriffsverwirrung die Menschen bestimmen konnte, statt die Strömung des Luftaustausches einfach abzulenken und zu mäßigen, noch heute sich möglichst hermetisch vor der Luft abzuschließen. — Richten wir die Zu- und Abströmungen der Luftsorten so ein, daß die Geschwindigkeit der aus den Räumen abziehenden schlechten Luftsorte drei Fuß in der Sekunde nicht übersteigt und die gute äußere Luftsorte mit einer eben so großen Geschwindigkeit und in einem schräg zur Decke aufsteigenden Einströmungswinkel hereindringt, dann erzielen wir bei genügendem Querschnitt der Oeffnungen eine reine Athmungsluft, ohne die gefürchteten kleinen Uebelstände der abkühlenden Luftbewegung, bekannt unter dem Ausdrucke Luftzug, mit in den Kauf zu nehmen.

In dem Umstande also, daß man die schädlichen Einwirkungen der raschen Luftbewegung verwechselt mit der eingebildeten Schädlichkeit der Luft selbst, liegt die einzige Ursache der Luftscheu.

Ueber die Urgeschichte des Menschen.

(Fortsetzung.)

Keine Legende unseres indogermanischen Stammes leitet uns in die älteste Steinperiode zurück. Tubalkain, Vetter von Noah, war bereits vor der Sündfluth „Meister in Erz und Eisen", also war auch schon zur Zeit der mosaischen Legendenbildung die Steinzeit vorüber. Der Stein blieb rein, während dem Metall etwas Unreines anhaftete. So opferten die Mexikaner mit Stein, die Israeliten mußten sich bei gewissen Ceremonien der Steinwerkzeuge bedienen. Die Dauer der Steinzeit war jedenfalls ungemein lang, so daß wir in derselben eine Mammuth-Periode, ein Rennthier-Periode und eine Periode der Hausthiere unterscheiden.

Während der ältesten Steinzeit war die Thierwelt in Mittel-Europa reicher an Arten und Individuen, als sie es gegenwärtig ist. Reisende erzählen uns von Afrika, daß es dort zahlreiche Heerden, jede einzeln bestehend aus Tausenden von Gnus, Elephanten oder Pferden, gäbe, und ähnlich muß man sich den Zustand des damaligen Europa denken. Einzelne Arten starben aus, und zwei Züge der Auswanderung lassen sich unterscheiden, der eine nach Norden, der andere nach Süden von jenem Gletscherriegel aus, der damals das nördliche Europa von Spanien und Italien gänzlich trennte. Zu jener Zeit gaben sich die Thiere des Südens, des Nordens und der gemäßigten Zone in Mittel-Europa Rendezvous. Dieses hatte ein Inselklima, wodurch die Extreme der Temperatur sich verminderten und die Feuchtigkeit sich erhöhte. Gletscher steigen in solchem Falle tief herunter, wie noch heute in Neuseeland. In Wien sind gewisse Pflanzen unmöglich, die in Schottland wachsen, dafür reift aber die Sommerwärme Wiens Trauben, was dort nicht geschieht. In kühlen, feuchten Sommern gehen die Gletscher tiefer herab. So stimmt Alles mit der Annahme eines Inselklimas in der Eiszeit. Als vorzüglichste Thiere jener Zeit müssen wir das Mammuth und das Knochen-Nashorn bezeichnen. Beide sind stets vergesellschaftet. Zahlreich findet man Knochen von beiden im Boden von Wien. In Sibirien wurden Mammuthe und Knochen-Nashorne entdeckt, deren Haut und Muskelfleisch noch erhalten waren. Das erste solche Mammuth wurde 1799 an der Lena gefunden und 1806 von Adam gehoben. Diese Thiere liegen nicht im Eise, sondern im vereisten Schwemmlande, das unserem Löße entspricht. Durch Austritt der Lena werden Stellen aufgethaut und so das eine oder andere Thiere bloßgelegt. Ein dichter Wollpelz bedeckte das Thier und machte es geeignet, in einem kälteren Klima zu leben. Daß es damals von einem solchen umgeben war, wird auch dadurch bestätigt, daß die Speise-Ueberreste in den Falten der Zähne sich bei mikroskopischer Untersuchung als Fichten-Nadeln erkennen ließen. Das Knochen-Nashorn unterscheidet sich von allen heute lebenden Thieren durch die Beschaffenheit seiner Nase. Bei den sämmtlichen Säugethieren der Gegenwart besteht der vordere Theil der Nase nur aus Knorpeln, während das urweltliche Nashorn eine knöcherne Scheidewand im vorderen Theile der Nase hatte, auf welchem es ein sechs bis acht Fuß langes Horn trug. Weiter nach rückwärts hatte es noch ein zweites kleineres Horn. Unglaublich ist es, daß Hofrath Schubert in München dieses häufig gefundene Horn als Klaue des Vogels Rock erklären wollte. Die Knochen dieser Thiere, die sehr häufig vorkommen, sind der wahre Grund der Riesen- und Drachensagen. So in Rußland, so auch bei uns. Chronist Lazius erzählt, daß in Wien die Knochen von Gog und Magog gefunden wurden — natürlich waren dies nichts Anderes als Mammuth- und Ur-Rhinoceros-Knochen. Das Riesenthor der Stephanskirche führt den Namen nicht nach seinen Dimensionen, sondern nach einem früher dort befindlichen Mammuthschenkel, der noch heute aufbewahrt wird und die Jahreszahl 1443 trägt. In jenem Jahre wurden die Fundamente für den zweiten, nicht ausgebauten Stephansthurm gegraben und offenbar

Digitized by Google

dabei das urweltliche Knochenstück gefunden. Gleichfalls ein Elephantenknochen ist „Teutoboch's Schenkel" in der Brera zu Mailand. In Klagenfurt zeigt man einen Mädchenschädel, den Unger als Schädel des Knochen-Nashorns erkannte.

Außer Mammuth und Knochen-Nashorn gab es auch noch ein Flußpferd, also eine durchweg südliche Fauna. An Raubthieren fehlte es gleichfalls nicht, Höhlenhyänen, Höhlenlöwen ꝛc. waren vorhanden. Besonders häufig war der Höhlenbär. Derselbe war um ein Drittheil größer als der größte jetzt noch existirende Bär. Die Gegend um die Augen war stark vorgewulstet — eine Thatsache, die dadurch besonderes Interesse gewinnt, daß man allgemein sagen kann, es sei ein Thier um so wilder, je mehr die Bogen über den Augenbrauen entwickelt sind. Ferner sind die Muskeln, welche den Unterkiefer heben, desto ausgebildeter, je schwerer der Unterkiefer ist, und je höher daher die Leisten, wo diese Muskeln ansetzen, gehen, desto wilder, gefräßiger war das Thier. Die stärkeren Leisten des Höhlenbären legen daher für dessen größere Wildheit Zeugniß ab, und auch beim Menschen werden wir, wenn dessen Leisten höher reichen, auf stärkere Freßwerkzeuge schließen dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

CH. Die Gesammtsumme der Einnahmszölle des Zollvereins betrug im Jahre 1868 27,295,374 Thlr., wovon nach Abzug der Unkosten 23,774,742 Thaler zur Vertheilung an die einzelnen Zollvereinsstaaten gelangten. Von den eingeführten Artikeln lieferten Kaffee den größten Zollertrag, nämlich 8,497,645 Thaler; die Einnahme für den Import von Tabakblättern, Cigarren und Schnupftabak betrug 3,574,940 Thaler, für Salz 1,964,492 Thlr., für Weine 1,330,032 Thlr., für wollene Garne und Fabrikate 1,263,391 Thlr., für baumwollene Garne und Fabrikate 1,123,512 Thlr., für Südfrüchte 1,074,074 Thlr., für Reis 869,563 Thlr., für Häringe 514,465 Thlr., für Roheisen 508,546 Thlr., für Gewürze 488,580 Thlr., für Vieh 471,350 Thlr., für Branntweine 398,076 Thlr., für Oele und Fischthran 394,555 Thlr., für Seidenwaaren 341,570 Thlr., für Leinenwaaren 239,353 Thlr., für Eisenwaaren 213,816 Thlr., für Glas und Glaswaaren 169,931 Thlr., für Cacao 155,122 Thlr., für Thee 126,592 Thlr., für Käse 117,660 Thlr., für Konfituren 101,760 Thlr., für fertige Kleidungsstücke und künstliche Blumen 101,070 Thaler. Größere Zolleinnahmen in Beträgen unter 100,000 Thaler lieferte die Einfuhr von Bier, Kurzwaaren, Butter, Soda, Maschinen und Gußeisen.

[Beredtsamkeit eines Indianerhäuptlings.] Prinz Arthur berührte auf seiner letzten Reise durch Canada das Land der sechs Huronen-Nationen, welches jetzt nur wenige Dörfer mit kaum 2000 Irokesen-Seelen umfaßt. Nachdem der Missions-Prediger an den Prinzen eine sehr nüchterne Rede orthodoxester Färbung gerichtet, trat William Bill, ein Indianerhäuptling, hervor, der den Prinzen von Wales als seinen Spezialfreund zu bezeichnen pflegt. Er richtete an den Prinzen Arthur die folgenden Worte, wie die Beredtsamkeit des armen Missionärs völlig in den Schatten stellten: „Ich grüße dich, Fürst unter Weißgesichtern, wie die stehende Sonne, die da eilt von Osten nach Westen, die große Sonne, welche vom Morgen bis zur Nacht auf den Beinen ist in dem großen Reiche der großen Königin. So sage ich, William Bill, der Häuptling mit den sehr großen Knochenringen in der Nase. Ich habe gesprochen."

[Kunstgriff eines Lehrers.] Ein Lehrer in Hohenzollern hatte einen Knaben ziemlich derb angelassen. Da eilte die erzürnte Mutter während der Schulzeit in das Lehrzimmer und beginnt zu schelten. Der Lehrer sah, was Alles kommen könnte. „Das Einmaleins!" ruft er gebieterisch, und die ganze Klasse fällt in hellem Chore ein. Das Weib tobt und schimpft, die Kinder schreien noch munterer, und der Lehrer lacht in sein Herz hinein. Verblüfft verläßt endlich das Weib die Stube und der Lehrer bleibt Herr des Schlachtfeldes.

Räthsel.

Es ist ein seltsam Ding,
Ein Wunder von Geschöpfen,
Mein ganzer Leib besteht
Mehr als in 30 Köpfen;
Statt Fleisch und Bein hab' ich
Nur Haut und Blut und Rippe,
Und so erschuf mich Gott
An einer Felsenklippe.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 278:
Lilie, Liti.

Geschichtskalender.

11. Dez. 1718. König Karl von Schweden findet seinen Tod vor der Feste Friedrichshall.
„ 1476. Todestag des Churfürsten Friedrich des Siegreichen von der Pfalz auf Schloß Heidelberg.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 287 Montag, 13. Dezember 1869.

Ein Besuch beim Vesuv.

„Der Vesuv arbeitet!“ Diese Worte drangen in Florenz, wo ich mich im Sommer dieses Jahres aufhielt, plötzlich an mein Ohr. Bald darauf entführte mich an einem herrlichen Morgen die Bahn durch die herrlichste Gebirgsgegend über Pisa nach Livorno, wo ich mich Abends 8 Uhr nach Neapel einschiffte. Freilich sollte die Seereise zwei Nächte und einen Tag währen; allein eine Fahrt an der Westküste Italiens entlang gehört wenigstens zu den interessanteren Seetouren.

Im blendendsten Morgenschimmer zeigte sich am nächsten Morgen die Felseninsel Gorgona, dann das langgestreckte Elba; fern im Westen stiegen in düsteren Umrissen die Felsgestade Korsika's aus dem Meeresspiegel auf. Auch das Festland Italiens bot bald die schönsten Aussichten. Weithin an der Küste dehnen sich die öden Maremmen-Ebenen aus, über die hinwegschweifend das Auge die lange, blaue, wellenförmige Kette der Apenninen erblickt. Und auf dem Dampfer selbst, welch ein buntes Bild bietet sich uns da! Auf dem Vorderdeck: Massen von italienischen Soldaten, in malerischen Gruppen gelagert, rauchend, spielend, singend. Auf dem Hinterdeck dagegen sehen wir das eleganteste Reisepublikum, von den lebendigen Französinnen bis zu den vornehm sich separirenden Engländerinnen.

Gegen Mittag erscheint die päpstliche Hafenstadt Civita Vecchia, in der die einzige Stütze des päpstlichen Stuhles, das französische Armeekorps, liegt. Es präsentirt sich, wenn gleich in öder Gegend gelegen, doch recht gut mit seinen weißglänzenden Häusern und stattlichen Festungswerken.

Gegen fünf Uhr Nachmittags steigt das Circeische Vorgebirge majestätisch aus dem Meere auf, um Stunden lang in unserem Gesichtskreise zu bleiben. Die Abendstunden sollten mir außerdem noch das imposante Schauspiel eines Gewitters auf dem Meere bringen. Rasch war es am vorher wolkenlosen Himmel aufgestiegen. Jäh brach die Nacht herein. Bald ist das ganze Verdeck von Menschen entblößt. Nur die düstere Gestalt des Steuermannes, nur wenig vom flackernden Scheine der Kompaßlaterne beleuchtet, steht unbeweglich am Steuerrade. Der Wind heult durch das Tauwerk, der Regen fällt stärker und stärker, der Donner rollt unaufhörlich, Blitze zucken durch die dichte Finsterniß, wetteifernd mit den knisternden Funken, die aus dem Schlot des Schiffes aufwirbeln. Stampfend und keuchend schwankt der Dampfer mühsam über das empörte Element. Gegen Mitternacht taucht gespensterhaft die Felsenspitze der Insel Ischia neben uns auf, um bald im Düster der Nacht wieder zu verschwinden. Doch allmählich läßt das Unwetter nach. Drei Uhr Morgens ertönt der Ruf der Schiffswache: „Kageokommen!“ Aus der dicken Luft der sargähnlichen Kojen strömt Alles herauf, um das Neapel zu sehen, von dem es heißt: „Sieh Neapel, und stirb!“ Aber statt der gerühmten Himmelsbläue des Golfs sieht das schlaftrunkene Auge nur eine häßlich schwarze Fluth, hier und da noch mit weißlichem Schaum bedeckt, den das tolle Element ausgestoßen. Der „ewig lachende“ Himmel Neapels ist mit grauen, gespensterhaft dahinjagenden Wolken bedeckt.

Und statt der „unvergleichlichen“ Stadt sehen wir vor uns nur einen großen, düsteren Häuserkomplex, von wenigen trüben Lichtern beleuchtet.

Und vom Vesuv, dem treuen Kameraden Neapels auf allen Bildern, ist auch gar nichts zu sehen. Nur von Zeit zu Zeit tritt etwas wie der Umriß eines Berges zur Rechten aus dem Nebel heraus, ein matter, blutrother Schein wird sichtbar, um sogleich wieder der tiefsten Dunkelheit Platz zu machen. Ein dumpfer Donner grollt unter unseren Füßen. Was ist das? „Der Vesuv arbeitet!“ das ist die Lösung des Räthsels. Bald befand ich mich am Lande, zog matt und taumelnd durch die öden Straßen und lag bald im Hotel in den Armen des besten Schlummers.

Am nächsten Vormittage unternahm ich nichts als einen kleinen Spaziergang durch die Stadt und am Hafen entlang. Aber was ist das? Habe ich denn nur geträumt von einer düsteren, unheimlichen Stadt, die Neapel heißen sollte? Das ist ja ein Unterschied wie Himmel und Erde, was sich jetzt dem trunkenen Blicke bietet. Welch' ein buntes Leben und Treiben herrscht in der Stadt! Welch' ein wunderbares Bild bietet besonders der Hafen dar! Menschen aller Nationen bewegen sich durcheinander; Schiffe kommen an und gehen ab. Und der Golf selbst, ja jetzt leuchtet er in dem blauen, ätherischen Duft, der auf den Beschauer einen so wun-

derbaren Eindruck macht. Und in weitem Halbkreise, die Hälfte seiner Rundung einnehmend, amphitheatralisch nach den dahinter liegenden Höhen hinansteigend, von fünf Kastellen, deren höchstes mitten in der Stadt thront, bewacht, breitet sich das weißglänzende Neapel aus. Städte und Dörfer reihen sich wie eine Kette von dem Ende der Stadt längs des Golfes aneinander an. Gerade Neapel gegenüber zeigt sich Castellamare, vom hohen Monte Angelo überragt. Und am äußersten Ende dieses vom Golf gebildeten Halbkreises liegt, nur durch einen schmalen Meeresstreifen getrennt, die Insel Capri mit ihren unbeschreiblich schönen Formen. Und dieses frische Grün der Orangen, diese würzige Seeluft, dieses wunderbare klare Himmelszelt, wahrlich, wer dies einmal gesehen, muß immer an diese Herrlichkeit denken.

Und doch habe ich in dieser kurzen Schilderung den Hauptreiz Neapels vergessen. Der Stadt schräg gegenüber, scheinbar hart an der See, erhebt sich in zwei Gipfeln ein gewaltiger Bergriese, isolirt von allen Bergen um ihn her, die gegen ihn nur wie Zwerge erscheinen. Der Eine dieser Gipfel, ein alter, ausgebrannter Vulkan, bis zur Spitze von frischem Grün bedeckt, ist der Monte Somma; der Gipfel neben ihm der Vesuv. An seinem Fuße lagern friedlich Dörfer und Städte. Weiter hinauf sind zwei Drittel des Berges vom Grün der Oliven und Weinstöcke besetzt, und nur das letzte Drittheil, flaschenförmig, steil aufsteigend, ist mit braunschwarzer sammetartig im Sonnenschein strahlender Lava übergossen. Klar ragt er in die Lüfte. Da plötzlich wirbelt eine dicke, schwarze Rauchsäule aus dem Gipfel auf, ein dumpfer Donner läßt sich hören, scheinbar unter unseren Füßen, dann ist wieder Alles ruhig. Die Rauchwolke hat sich schnell zertheilt und schwebt in leichten Flaumen über dem dunklen Schlot. Oft am Tage wiederholt sich dieses Schauspiel; „der Vesuv arbeitet," sagen die Leute. Auf denn, die Gelegenheit ist günstig. Machen wir ihm einen Besuch droben an seiner Werkstätte.

Noch am selbigen Abend miethete ich mir einen Vesuvführer für sieben Franes, einen Schweizer und sehr zuverlässigen Mann. „Noch ruhte im heimlichen Dämmerlicht" die Erde, als ich früh zwei Uhr mit diesem Führer in einem flotten Einspänner nach Resina fuhr, welches wir zum Ausgangspunkt unserer Tour bestimmt hatten. Noch schlummerte die Stadt von den genossenen tausend Vergnügen. Alles ist todt; nur wir sind wach und noch einer, der alte Vesuv. Zwar liegt auch er da wie ein schlafender Löwe; aber plötzlich steigt langsam eine dunkle Feuergarbe aus seinem Gipfel auf und breitet sich baumähnlich über ihn aus, den nächtlichen Himmel erhellend, daß die lichten Sternlein erbleichen müssen. „Der Vesuv sendet seinen Morgengruß," meint der Führer. „Diese Feuersäule ist ein Zeichen, daß er heute gut arbeiten wird."

Nach einstündiger Fahrt kamen wir in Resina an, das ungefähr eine Viertelstunde vom Meere ab auf den Boden des alten Herculanum steht. Der Weg von hier nach dem Vesuv ist dem von Pompeji als der etwas weniger beschwerliche vorzuziehen. Eilends werden uns zwei der zu dieser Tour eigens dressirten Pferde gesattelt, und rasch geht es durch die Straßen dahin; gleich hinter dem Flecken geht der Weg nach dem Berge ab. Er ist steinig, obwohl Anfangs nur mäßig steil, führt aber an schönen Fruchtgärten, unter gewaltigen Johannisbrodbäumen dahin.

(Schluß folgt.)

Ueber die Urgeschichte des Menschen.

(Fortsetzung.)

Viele der Thiere, die damals vorhanden waren, wie Rennthier, grönländische Eule ꝛc., wanderten nach dem Norden aus, einige, wie Steinbock und Gemse, zogen sich auf die Alpen zurück. In der Auswanderung kann man eine gewisse Reihenfolge unterscheiden. So ist es nach Cäsar's Angaben höchst wahrscheinlich, daß er noch in Norddeutschland Rennthiere angetroffen habe. Das älteste Buch in der Kloster-Bibliothek von St. Gallen ist, wie sich erwarten ließ — man denke an Bürger — ein Kochbuch; es dürfte beiläufig aus dem Jahre 1100 stammen. Darin sind noch Wisent und Elend als Jagd-Objekte angeführt. In der Siegfrieds-Jagd werden noch Ur und Wisent erwähnt. Gegenwärtig gibt es aber nur mehr eine Heerde von Uren im Parke des Herzogs von Hamilton, und der Wisent lebt frei nur mehr im Walde von Bialowiez. Schwierig ist es, die Ursachen der nördlichen Auswanderung anzugeben; ein wichtiger Fingerzeig liegt vielleicht darin, daß in den südsibirischen Gebirgen die Gletscher fehlen, was auf ein früheres warmes Klima hindeutet.

Suchen wir uns nun ein Bild von den Menschen jener ältesten Steinzeit zu entwerfen. Als Werkzeuge und Waffen, deren sich der Mensch in jener Periode bediente, finden wir Kieseläxte und Kieselmesser. Um sie zu verfertigen, wurden zwei Kieselsteine aneinandergeschlagen; eine weitere Bearbeitung kannte man nicht. Man trifft auf einzelne Thierknochen, in denen solche Steine stecken, wo also das Thier von einem solchen Steine getroffen wurde. Sehr zahlreich sind aber in den Museen die Knochen, welche die Spuren einer Bearbeitung mit einem solchen Steine zeigen. Man entdeckt in den Ueberresten jener Zeit auch bereits einen ältesten Korallenschmuck, den aber damals vermuthlich der Mann trug, denn je geringer der Kulturgrad, desto mehr schmückt sich der Mann, und je fortgeschrittener, desto mehr das Weib.

Was die Menschenüberreste selbst aus jener Zeit betrifft, so haben wir nur wenige, welche über die Race

Aufschluß geben, denn aus Backenzähnen z. B. können wir keine Schlüsse auf die Race machen, und Schädel besitzen wir nur sieben. Hiervon sind sechs sich sehr ähnlich, sämmtlich sehr lang, mit starken Wülsten über den Augen und hoch hinaufreichenden Leisten. Dagegen treten die Denkwerkzeuge sehr zurück; die Stirne zeigt eine rasche Flucht nach rückwärts, so daß sie, vorne gesehen, kaum zwei Finger breit ist. Schon 1800 wurde einer dieser Schädel zu Kannstadt gefunden, auf welchen Fraas neuerer Zeit wieder die Aufmerksamkeit lenkte. Offenbar hatte Kannstadt zum Rendezvous urweltlicher Elephanten gedient, welche sich in den dortigen warmen Quellen gefielen. So zahlreich sind ihre dortigen Ueberreste, und neben ihnen stieß man auf den erwähnten Menschenschädel. Er besitzt genau den gleichen Charakter, wie der Neander-Schädel; auf ihn wie auf diesen paßt die gegebene Schilderung. Etwas abweichend ist der Schädel aus dem Thale von Engis, den Schmerling mit einem Negerschädel verglich. Vielleicht ist es ein weiblicher und sind daher die Kennzeichen der Wildheit weniger entwickelt.

Sehr merkwürdig ist der Unterkiefer, welchen Dupont im Trou de la Naulette fand. Er pflegte, was er an thierischen Ueberresten sammelte, an Lartet, was an menschlichen, an Pruner Bey, beide zu Paris, zur näheren Untersuchung abzugeben. Jenen Kiefer brachte er nun zuerst zu Pruner Bey, welcher meinte, er gehöre für Lartet. Dieser aber entschied nach näherer Untersuchung, daß er für Pruner Bay gehöre, und so war es auch. Der Unterkiefer ist unzweifelhaft menschlich, dabei aber von ganz eigenthümlicher Beschaffenheit. Der Mensch hat ein vorspringendes, der Affe ein zurückweichendes Kinn, jener Unterkiefer zeigt aber weder den einen noch den anderen Charakter. Drei ächte Backenzähne gibt es, von denen beim Menschen der vorderste der größte, der zweite kleiner und der hinterste, der sogenannte Weisheitszahn, am kleinsten ist. Dagegen findet beim Affen das Umgekehrte statt; hier ist der vorderste am kleinsten und der Weisheitszahn am größten, und dieses letztere Verhalten erblicken wir auch in dem von Dupont gefundenen Unterkiefer. Derselbe steht also gewissermaßen inmitten zwischen Thier und Mensch.

Wenn wir uns nach all dem Gesagten ein Bild von dem Menschen der ältesten Steinzeit entwerfen wollen, so werden wir ihn kaum dem Australneger gleichsetzen können. Alles, was wir finden, weist ihm eine noch tiefere Stufe an. So bekommen wir von unseren Urvätern ein völlig anderes Bild, als welches uns in unserer Jugend beigebracht wurde, jedoch nur zum Vortheile unserer Menschenwürde. Mit diesem Hinweis auf unsere Vervollkommnungs-Fähigkeit schloß Vogt unter Beifall seinen zweiten Vortrag, um sich am dritten Abende zur mittleren Steinzeit, zur Periode der Rennthiere und der gedengelten Waffen, zu wenden.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Briefe.

Paris, 4. Dez.

Ulbach veröffentlicht in seiner „Glocke" eine Feerie, nämlich einen Traum der Kaiserin von Frankreich, in dem sie geneckt wird, ihr Gemahl hätte während ihrer orientalischen Reise die Republik proklamirt. „Abscheulich!" ruft sie im Traume aus, „einen Kaiser geheirathet zu haben und jetzt nur mehr die Frau eines absetzbaren Beamten zu sein." Sie klatscht in die Hände, ein Sklave im Gewande eines französischen Senators erscheint. „Schnell dieses Telegramm, die Rückantwort ist bezahlt! Wer weiß, ob ihm eine Zivilliste zuerkannt bleibt!" Und man trägt auf das Telegraphen-Amt eine Depesche in folgender Abfassung: „Warum die Republik proklamiren? Sehr unklug. Die Polizzen bei der Allgemeinen Versicherungs-Gesellschaft verstärken!" Die Antwort läuft sechs Stunden später ein, sie lautet: „Paris ruhig. Die Republik noch nicht proklamirt. Ollivier und Rouher sind dagegen. Kaiser und Prinz in bester Gesundheit. Lotto-spiel und Tanzunterhaltung immer sehr amüsant."

Gestern brachte der Berlin-Kölner Zug die Leiche der Sängerin Julia Grisi nach Paris. Deren ältester Sohn und Hr. Mario erwarteten den Sarg, der sofort auf den Père-Lachaise überführt wurde. Der Sarg bestand eigentlich aus drei Gehäusen, deren erstes aus Glas, das zweite aus Eichenholz, das dritte aus Blei mit Bronce-Verzierungen war und soll nicht weniger als 15,000 Francs gekostet haben.

Frau Viardot-Garcia besitzt die Original-Partitur von Mozart's „Don Juan". Sie bewahrt dieses Autograph wie eine Heiligen-Reliquie; erstens ist es in einem kostbaren Schrein verschlossen und außerdem noch in einer geheimen Mauernische ihres Salons verborgen.

Folgende zwei Scenen sollen sich, nach dem „Figaro", vor dem Zuchtpolizeigerichte abgespielt haben. Der Präsident sagte zu einem Angeklagten: „Sie sind beschuldigt, gebettelt zu haben, indem Sie eine Verwundung heuchelten, die gar nicht vorhanden ist." — Der Angeklagte entgegnete darauf: „Ich bitte um Entschuldigung; ich bin an einem Sonntage verwundet worden, und an diesem Festtage ist meine Wunde wie alle anderen Boutiquen geschlossen." — Zu einem anderen Angeklagten sagte der Präsident: „Man hat Sie ertappt, als Sie die Hand in der Tasche des Herrn X. hatten?" — Der Beschuldigte: „Ich bin Physiker und probirte damals ein neues System der Luftpumpe."

Die Liberté erzählt Folgendes: An einem Theater-Festtage, in dem das ganze Haus schon ausverkauft ist, kommt ein Freund zum Direktor. „Ich brauche nothwendig zwei Sitze", sagte er. — „Unmöglich, ich habe nur mehr ein Tabouret. Noch gestern habe ich die Hälfte des Souffleurkastens an einen Senator verkauft."

— „Das kümmert mich nicht, du mußt mir doch meine Sperrsitze verschaffen.“ — „Laß mich ein wenig nachdenken, vielleicht geht es so. Wenn du heute Abend um neun Uhr kommst, kann ich dir vielleicht zwei Orchester-Fauteuils verschaffen. Das ist nämlich so: ich habe die Nummer 23 an einen Rothen und den Nebenfauteuil an einen Weißen vermiethet. Sie vertragen sich zusammen wie Wasser und Feuer, wie Hund und Katze; um es kurz zu sagen, ich habe Cassagnac und Rochefort neben einander gesetzt. Binnen fünf Minuten werden sie sich mit Blicken messen, und bald wird es zu einem flegelhaften Wortwechsel kommen. Das Haus wird folgerichtig Protest erheben, die Stadtsergeanten werden intervenireu, man wird die Störenfriede entfernen und die zwei Plätze werden frei sein, sie gehören dir, nimm sie und halte reinen Mund über das Geheimniß.“

Grundsätze für die Jugend zum „Schutze der Thiere!“

„Der Gerechte nimmt Antheil an der Lage seiner Thiere,
Das Herz des Bösen aber ist grausam.“
Spr. Sal. 12, 10.

1) Du sollst den Schöpfer auch in seinen Geschöpfen ehren, und sonach Gottes Weisheit, Macht und Güte auch in der Gestalt, im Leben und Nutzen der Thiere immer mehr und mehr kennen lernen.

2) Du sollst ohne Noth oder guten Grund keinem Thiere Schmerzen bereiten.

3) Du sollst beim Tödten sowohl der zur menschlichen Nahrung bestimmten, als auch schadenbringenden Thiere (Insekten rc.), die schnellste und wenigst schmerzbereitende Todesart in Anwendung bringen.

4) Du sollst beim Transport der Thiere möglichst Schonung beobachten.

5) Du sollst Zugthiere nicht gegen ihre Natur oder über ihre Kräfte anstrengen oder sonst grausam behandeln, z. B. durch Necken, Schlagen, unnöthiges Stehenlassen in großer Hitze oder Kälte rc.; sollst nur im Nothfalle die Peitsche gebrauchen und Dich des Peitschenknallens unbedingt enthalten, das nur zu Rohheiten führt.

6) Du sollst Deinen Hausthieren stets die nothwendige Pflege und Nahrung angedeihen lassen und kein Thier halten, das Du nicht gebührend ernähren kannst.

7) Die Singvögel einzufangen oder gar zu tödten und deren Nester auszunehmen, ist mit Recht auf das Strengste verboten; hüte Dich, dieses Gebot zu übertreten!

8) Noch erkrankten Hausthieren sollst Du rechtzeitig die nöthige Hilfe und Pflege spenden und solche durch Sachkundige ärztlich behandeln lassen.

9) Behandle überhaupt Deine Hausthiere, so wie auch fremde Thiere, die durch Zufall in Deine Hand gegeben sind, stets mit billiger Schonung und maßvoller Klugheit, und Dein Gewissen und Deine Ehre sollen es Dir zur Aufgabe machen, auch Andere nach Möglichkeit dazu zu bewegen.

10) Du sollst den Dir von Eltern, Lehrern, Geistlichen und sonstigen Vorgesetzten in Wort und Beispiel gegebenen Lehren mit gutem Willen Folge leisten.

Mannigfaltigkeiten.

[Diamanten-Reichthum.] Der österreichische Konsul in Port-Elisabeth in Südafrika, Herr Adler, schreibt an Herrn Professor v. Hochstetter in Wien: „Die Diamanten sind, wie Alles, was hier vorkommt, ganz außergewöhnlich; ihre Fundorte erstrecken sich über 1000 Meilen. Jede Post bringt Nachricht, daß an neuen Stellen Diamanten gefunden worden. Aber die Hauptstelle ist Likakong am Kolong, einem Zufluß des Vaal, nahe der Gränze des Oranje-Fluß-Freistaates. Die Diamanten wurden bis jetzt nur auf der Oberfläche gefunden; es sind Stücke von ½—150 Karat. Die großen waren: 30½ Karat in meinem Besitze, „Firstwater“, regelmäßiges Octaeder; 46 Karat, in London verkauft für 4600 Pfd. Sterl.; 80½ Karat, jetzt in London, 16,000 Pfd. Sterl. dafür geboten; endlich 150 Karat. Dieser letzte Stein wurde gesprengt; ein Bruchstück von 23½ Karat ist in meinem Besitze. Steine von 6—13 Karat sind die gewöhnliche Größe. Herr Mauch ist jetzt auf einer Reise den Vaal-river entlang, und es heißt, er habe eine Diamant-Mine entdeckt, wo man Granaten, Topas und andere Steine einstweilen ausgegraben habe. Ich werde nächstens nähere Mittheilungen machen.“

[Rechtfertigung.] Eine Dame, die eben eine Tasse Kaffee geleert, findet am Boden derselben eine Kellerassel; erzürnt hierüber wendet sie sich an die Wirthin: „Aber Frau Wirthin, das ist doch zu stark, solch' abscheuliches, eckliges Ungeziefer in Ihrem Kaffee!“ — Wirthin: „Ja, gnädige Frau, da kann i nix dafür, dös Thier war ja net im Café, es war ja in der Milch!“

Geschichtskalender.

18. Dez. 1250. Todestag des deutschen Kaisers Friedrich II. in Florentino.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 288 Dienstag, 14. Dezember 1869.

Ein Besuch beim Vesuv.

(Schluß.)

Allmählig wird der Weg ganz schmal, die Steine machen einem feinen, schwarzen Sand Platz, es ist Lava. Rechts und links wuchern auf diesem Lavaboden die üppigsten Weinstöcke. Der berühmte „lacrimae Christi“ ist es, der hier gebaut wird. Rüstig schreiten die kleinen, aber flotten Rosse aufwärts. Alle Aussicht ist indeß noch durch die Morgennebel verhüllt. So geht es zwei Stunden in ziemlich eintöniger Weise fort. Ringsum im weitesten Umkreise bis hinauf zum Gipfel des Vulkan, der drohend, unheimlich still herniederblickt, ist bald nichts mehr zu sehen als Lava. In gewaltigen, zerrissenen Massen ist dieselbe unordentlich über einander gethürmt, und das Ganze gleicht etwa einem im Herbst umgerissenen Acker mit riesenhaften Schollen. Man kann die Jahrgänge dieser Lavamassen genau nach dem dunkleren oder helleren Braun unterscheiden. Nach tausend Jahren, sagt man, verwandelt sich diese Lava in den besten Humus, auf dem weiter unten der erwähnte Wein wächst. Der Anblick dieses Lavameeres, den zu beschreiben die Feder zu schwach ist, ist einzig in seiner Art.

Allmählig macht auch der schmale Weg, auf dem wir bisher geritten, schwierigeren Bergpfaden Platz, die nur dem kundigen Führer bekannt sind. Wie auf Messingstücke schlägt der Huf der Rosse auf die scharfen Lavablöcke auf, über die es jetzt vorsichtig dahingeht. Brächte doch ein einziger Fehltritt schwere Verletzung, wenn nicht den Tod. Aber die treuen Thiere setzen den Vorderfuß immer erst probirend auf die Lavascholle, ehe sie über sie hinschreiten.

Nach dreistündigem Ritte sind wir an der sogenannten Einsiedelei angekommen, einem kleinen Häuschen aus Lava gebaut, in dem ein Eremit seine Wohnung aufgeschlagen. Und welcher Ort der Erde wäre zu einem Büßerleben geeigneter als diese finstere Wüste, über welcher der Tod in schrecklichster Gestalt seinen Thron gebaut hat. Eben ging die Sonne auf. Die Aussicht von hier oben ist über alle Beschreibung erhaben. Drunten glänzt in weiter Ferne das ganze Paradies, Neapel genannt, im Morgenroth. Da lagern in prächtigem Grün die unzähligen Städte und Dörfer. Aber wie schwarze Riesenschlangen haben sich die Lavaströme durch sie hin oft bis zum Meer gewälzt. Alle diese Regionen des Lebens liegen sammt dem weiten Meere wie eine Landkarte zu unsern Füßen, und darüber erhebt sich nun wie Reliefarbeit das Lavameer, die Todesregion, in deren Mitte wir sitzen. Doch der feurige, allerdings aber sehr herbe Wein „lacrimae Christi“, den man vom Eremiten für billiges Geld trinkt, belebt den Muth. Nachdem wir uns noch reichlich mit Brod und Früchten versehen, ritten wir muthig weiter.

Zunächst kommt man am Observatorium vorbei, einem recht mitten Hause mit einem Thürmchen, von dem aus der dort stationirende Gelehrte den Vesuv beobachtet, um die Leute drunten zu benachrichtigen, wenn es nöthig ist, die Flucht zu ergreifen. Hier begegneten wir auch einer Anzahl Gendarmen, die die Sicherheit der Gegend überwachen; eine Begegnung, die nicht gerade geeignet war, den Muth eines Vesuvbesteigers zu erhöhen. Nach noch einer Stunde mühsamen Reitens waren wir in einem weiten Kessel angelangt. Das ist der alte Krater, dessen Auswurf Pompeji vernichtet hat. Seitdem ist der neue, steile Kegel gewachsen, den wir, da Reiten nicht mehr möglich ist, nun zu Fuß ersteigen müssen. Ein Mann, den wir von Resina aus mitgenommen, führt unterdessen die Pferde nach der andern Seite des Berges, wo allein der Abstieg möglich ist.

Die schwerste Parthie haben wir nun noch zu überwinden. Furchtbar steil, in einem Winkel von 45 Grad geht es in die Höhe, nicht auf einem geebneten Pfade, sondern über einzelne Lavastücke, zu deren Erklimmung man öfters Hände und Füße gebrauchen muß. Eine halbe Stunde sind wir so vorwärts gedrungen, und doch winkt der finstere Gipfel noch ebenso nah oder ebenso fern mit höhnischem Grinsen, will es uns dünken, herab. Dazu brennt die Sonne schon heiß auf unserm Rücken, trocken klebt die Zunge am Gaumen, mühsam keucht der Athem aus der klopfenden Brust, die matten Glieder versagen fast den Dienst. Und doch der Rückzug ist hier abgeschnitten. Grausen faßt uns, wenn wir hinunter blicken; wer vermöchte hier hinunter zu klettern, ohne dem sichern Tode sich entgegenzuwerfen! Darum vorwärts! Noch eine halbe Stunde,

und die scharfe Lava, die unsere Füße oft empfindlich verletzte, hat ein Ende. Aber noch sind wir nicht oben an der Hauptwerkstätte des Vesuv. Zwar ist hier ein kleiner Krater, der ein wenig raucht und in dem die herabgeworfenen Lavastücke donnernd hinunterpoltern — wer weiß, wie weit; aber der eigentliche Aschenkegel beginnt doch erst hier, und der Führer hatte Recht, wenn er sagte, daß alle Anstrengung nichts sei gegen die blutsaure Arbeit, die nun unser harrte.

Auf allen Vieren galt es durch die heiße, mit gelber Schwefeldecke bekleidete Asche, die einen fast erstickenden Dunst ausathmete, die zwar niedrige, aber doch fast senkrecht ansteigende Höhe zu erklimmen. Von drei Schritten wurde einer wieder zurückgethan; bis an die Knie sank man in das Aschenpulver; dazu wehte ein scharfer Wind, der den oberen Theil des Körpers vor Frost beben ließ, während der untere unter der dem Boden entsteigenden Gluth litt. Doch endlich sind wir oben angelangt.

Eine Aussicht, so weit und wild, so eigenartig bot sich uns, wie sie wohl hienieden ihres Gleichen nicht hat. Doch nicht viel Zeit bleibt uns, die Aussicht zu genießen. Der Vesuv, dem wir unsere Visite machen wollen, läßt heute nicht lange auf sich warten. Von den Schneehäuptern der Abruzzen, auf denen noch eben der trunkene Blick geweilt hatte, ruft uns ein stärker und stärker werdender Donner unter unseren Füßen zu, der Gegenvisite des Vesuvs gewärtig zu sein. Der Gipfel umschließt oben nur einen mäßigen Raum; dieser Raum ist ganz von einer tiefen Versenkung eingenommen, auf deren Boden sich die drei gewaltigen Krateröffnungen befinden, die man indeß wegen des aus ihnen strömenden Dampfes nur selten in ihren Umrissen erblickt. Ehrerbietig bleiben wir natürlich oben auf der Ringmauer der Einsenkung stehen. Plötzlich wird der Rauch dichter und schwärzer, der Berg wankt unter uns, ein Tosen und Rasseln, als ob eine Legion Geharnischter aus dem Krater emporführe — und unter entsetzlichem Krachen geht eine furchtbare Ladung Steine, mit glühender Asche vermischt, in die Luft, um meist wieder in den Krater zurückzufallen. Das Ganze ist das Werk zweier Sekunden, und es wird wieder hell und ruhig. Nach kaum fünf Minuten wiederholt sich das grauenhaft schöne Schauspiel nur stärker. Indeß vergeblich warnte der Führer, nicht auch die dritte Eruption, die immer die stärkste wäre, abzuwarten. Auf meine dringenden Bitten suchte er vielmehr einen möglichst gefahrlosen Platz, und klopfenden Herzens warteten wir der Dinge, die da kommen sollten. Und wir sollten nicht lange warten.

Wiederum ertönte aus der Tiefe der warnende Donner. Was nun aber erfolgte, ist kaum zu beschreiben. Aus allen drei Kratern stiegen plötzlich furchtbare Wolken auf und verkehrten den lichten Tag in grauenvolle Nacht. Der ganze Berg wankte, so daß wir uns instinktmäßig auf die Hände niederwarfen. Blitze zuckten um uns, gräßliche, heulende und dröhnende Laute schienen bald aus der Luft, bald aus der Tiefe zu kommen; der entsetzliche Steinhagel stieg mit einem Getöse, das das Blut erstarren machte, in die Luft; erstickender Rauch umhüllte uns; dichte, glühende Asche fiel auf uns nieder. Das Bewußtsein war mir fast geschwunden. Regungslos starrte ich in den glühenden Schlund, der noch immer die tödtliche Ladung entsandte. Was war das? Neben mir ein dumpfer Krach? Steine, Blöcke sind es, die jetzt wie Schneeballen neben uns niedersausen. — „Fort, fort," tönte die halberstickte Stimme des Führers, „das Leben zu retten!" In fürchterlicher Flucht werf ich mich, so zu sagen, die steile Anhöhe hinab, während noch immer die Steine neben mir niedersausten. Daß ich nicht zerschmettert, zerschlagen oder zu Tode gestürzt, herunter gekommen bin, ist mir unbegreiflich.

Erst nach langer Zeit ununterbrochener Flucht hielt ich, zum Tode erschöpft, an. Fast gleichzeitig war auch der Führer angekommen, ebenfalls bleich vor Schrecken wie ich. Er hatte so etwas noch nicht erlebt. Gesund waren wir Beide entronnen, aber in welchem Zustande befanden wir uns! Das Antlitz schwarz von Asche, die Hände blutend von den erlittenen Verletzungen, die Schuhe rothgrau von der Hitze des Bodens und der eiligen Flucht über die scharfe Lava. Jetzt erst wagten wir hinter uns zu sehen. Droben lag er wieder in alter Ruhe und Klarheit, der uns so erschreckt, der unser armes Leben fast zum Opfer genommen hätte; eine eigene Art Visiten anzunehmen!

Nachdem wir endlich die Pferde erreicht hatten, kehrten wir nach Resina zurück, wo wir auch wohlbehalten Mittags eintrafen. Von Portici, wohin ich von Resina aus gegangen war, brachte mich die Bahn gegen Abend wieder nach Neapel. So stand ich wieder am Hafen, wie Tags zuvor. Die untergehende Sonne vergoldete das finstere Haupt meines Gastgebers. Wahrlich, es war mir, als ob er mir zunicke. Und wie man oft das am meisten liebt, was uns am wehesten gethan, so konnte auch ich den Blick nicht von ihm wenden. Noch lange schweifte mein Auge über den Golf zu ihm hin, bis schon der Mond das Meer erhellte und die Stadt ihre nächtlichen Reize enthüllte.

Das gräßliche Geschick Pompejis, die auch solch prächtige Stadt gewesen, kam mir in den Sinn. Was steht nicht Neapel noch bevor? Wie um ihn zu fragen, wandte ich noch einmal mein Auge ihm zu. Er antwortete nicht, aber in einer Majestät lag er da, wie ein Gott der Unterwelt in diesem oberweltlichen Paradiese.

B. Schwarz.

Ueber die Urgeschichte des Menschen.

(Fortsetzung.)

Die Höhle von Aurignac, für diese Periode besonders wichtig, wurde durch den Chaussee-Arbeiter entdeckt. Derselbe suchte nach Schotter, fand eine kleine Höhlung, und als er hineingriff, zog er einen langen Knochen heraus. Bei weiterer Untersuchung stieß er auf zwei Schädel. Der Arbeiter sprach von seiner Entdeckung, es entstand eine gewisse Aufregung, was man damals jenseits des Rheines sehr scheute, und so gab der Maire Befehl, die Knochen zu sammeln und auf dem Kirchhofe einzuscharren. Leider war der Maire, der diesen Raub an der Wissenschaft beging, ein Doktor der Medizin. Seine That ist dadurch um so unverzeihlicher; es ist ihm aber zu glauben, daß die Knochen einer größeren Anzahl von Individuen angehörten. Als Lartett einige Jahre später die Grotte besuchte, überzeugte er sich, daß sich die Leichen daselbst in hockender Stellung befunden hatten. Der Brauch, die Leichen in solcher Stellung zu bestatten, findet sich bei vielen Völkern. Es ist, als wollte man den Körper dem Schooße der Erde in der gleichen Stellung übergeben, die er einst als Embryo einnahm, auch bedarf er so des kleinsten Raumes. Die peruanischen Mumien sind in dieser Weise beigesetzt. Die Höhle war durch eine Sandsteinplatte in zwei Theile getrennt. Der hintere Theil war mit den Knochen vollgestopft gewesen. Sowohl im vorderen als im hinteren Theile fand sich eine Bodenschichte, in welcher Knochen und Steinwerkzeuge ausgegraben wurden. Vorn waren die Instrumente gebrochen und abgenutzt, hinten wohl erhalten; vorn waren die Knochen zernagt, hinten unverletzt und in derselben Lage wie im Körper. Offenbar wohnten einst Menschen in der Nähe, welche den vorderen Theil zu den Leichenfesten und den hinteren als Begräbnißstätte benutzten. Die Thierreste stammten von Rennthieren, Auerochsen und Pferden in größerer Zahl: auch von je einem jungen Mammuth und einem jungen Nashorn waren Knochen vorhanden, ferner von dem Riesenhirsche, dessen Geweihe eine Weite von 16 bis 20 Fuß hatten und der in der Mitte zwischen Elenthier und Hirsch steht. Alle diese Thiere hatten die Menschen zweifellos als Jagdbeute verzehrt. Da aber einzelne Knochen noch überdies von der Hyäne angenagt sind, von der man auch Knochenreste fand, so begingen die Menschen ihre Feste daselbst nur von Zeit zu Zeit, und inzwischen benagte die Hyäne die Abfälle, wie noch heute in Afrika. Cuvier hatte, als Rennthiere im Schwemmlande von Frankreich gefunden wurden, Zweifel geäußert. Diese waren nun behoben, es hatte einst in Frankreich Rennthiere gegeben. Aehnliches, wie zu Aurignac, entdeckte Lartet auch in Perigord, und Dupont durchforschte im Löffethal bei Lüttich mehr als hundert Höhlen, wo Pferde und Rennthiere die Hauptbestandtheile der Mahlzeiten gebildet hatten. Zu Furfooz wurden unter ähnlichen Verhältnissen wie zu Aurignac dreizehn Individuen gefunden, von denen aber, da die übrigen an der Luft zerfielen, nur zwei Schädel erhalten werden konnten.

In Deutschland nimmt besonders der Schussenriederfund unser Interesse in Anspruch. Unter Torf und Kalksinter lag eine Schichte mit Knochen, Geweihen und Steinwerkzeugen. Nachdem Professor Kraus aus Stuttgart in den Geweihen Rennthiergeweihe erkannt hatte, wurden Fraas und Haßler mit der Untersuchung der Schichte betraut. Die Instrumente waren zerbrochen, die Knochen zerschlagen, aber auch der überwiegende Theil der Reste gehörte den Rennthieren (98 Prozent) und den Pferden an; daneben traf man auch Knochen des Bären, des Eisfuchses, des norwegischen Vielfraßes und anderer jetzt nördlicher Thiere. Zweifellos war die trichterförmige Schichte einst ein Weiher gewesen, in dessen Umkreise Menschen wohnten, die ihre Küchenabfälle hineinwarfen. Hier sowohl als in einigen Höhlen entdeckte man Eisenocker; damit bemalten, tätowirten sich jene Menschen, wie es noch heute nicht nur die Wilden, sondern theilweise auch die Matrosen thun. Auch bei dem Funde zu Salève in der Nähe von Genf zeigten sich Rennthiere und Pferde als Hauptstock der Nahrung; doch waren daneben Gemse, Steinbock, Schneehuhn und andere Alpenthiere vorhanden. Es muß also damals ganze Heerden von Rennthieren und Pferden in Europa gegeben haben. Weder in Deutschland, noch in Belgien findet man Mammuthe und Nashorne daneben und in Frankreich nur mehr spärlich; in der Schweiz in tieferen und daher älteren Schichten. Daß zugleich eine Erkältung stattfand, beweisen die beiden Moose, die dem Schussenriederfunde beigemengt waren; der berühmteste Kenner von Moosen, Schindler in Straßburg, erklärte sie für solche, die man heute nur mehr im hohen Norden antrifft.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Briefe.

Paris, 10. Dez.

Gestern Abend von 6 Uhr an hatten wir in Paris einen äußerst starken Nebel. Derselbe wurde gegen 8 Uhr so dicht, daß die Wagen nur noch im Schritt fahren und man sich in den Straßen nicht mehr zurechtfinden konnte. Der Carousselplatz war gar nicht zu passiren. Man sah dort keine zwei Schritt weit, und die Wagen waren genöthigt, zu halten, bis eine größere Anzahl von Polizei-Agenten mit Pechfackeln herbeigekommen waren. An allen Brücken befanden sich ebenfalls Agenten mit Fackeln. Gegen Mitternacht wurde der Nebel weniger

Digitized by Google

dicht, er verschwand jedoch erst heute gegen 3 Uhr Nachmittags vollständig. Das Wetter ist jetzt sehr schön und nicht kalt. Unglücksfälle fielen keine vor. Es war wohl der stärkste Nebel, den man je in Paris hatte. An einigen Stellen war er so dicht, daß man das Licht der Laternen nicht sehen konnte, wenn man sich über zwei Schritte von denselben entfernte.

Der Prozeß gegen Traupmann wird am 28., 29. und 30. d. M. zur Verhandlung kommen. Die Gerichtsbehörden beschleunigen die Sache so sehr, als nur irgend möglich. Die Anklagekammer sprach heute ihr Urtheil, welches Traupmann vor die Assisen verweist. Dasselbe wurde ihm bereits gestern Abend mitgetheilt, und heute Nachmittag um 2 Uhr erhielt er Kenntniß vom Anklageakt. Dieser ist äußerst lang, wohl einer der längsten, welche je angefertigt wurden. Die Gerichtsschreiber verbrachten einen Theil der Nacht mit der Abschrift des Exemplars für den Mörder. Um 3½ Uhr begab sich der Präsident der Assisen zu Traupmann, um dessen Verhör vorzunehmen. Derselbe befindet sich bekanntlich nicht mehr in Mazas, sondern in der Conciergerie, wo er gestern hingebracht wurde. (Die Conciergerie liegt neben dem Justizpalast.) Derselbe hat bis jetzt seine vollständige Ruhe bewahrt. In Mazas war er während der letzten Tage ganz lustig und amüsirte sich, als er während des starken Schneefalls, den wir vor einigen Tagen hatten, im Gefängnisse promenirte, damit, daß er nach seinen Mitgefangenen mit Schneeballen warf. Diese verhielten sich und man hätte glauben können, daß man es mit naiven Schuljungen zu thun habe.

Die Herzogin von Aumale, welche mit ihrer Mutter, der Prinzessin von Salerno, das Schloß Twickenham bewohnte, hat ein ungeheures Vermögen hinterlassen, dessen Einkünfte sich auf mehr als eine Million beziffern. Zu ihrem Begräbnisse hatte der gestrige Pariser Abendzug eine Menge der ersten aristokratischen Familien nach London geführt.

Die Pariser erhalten zum nächsten Neujahre ein prächtiges Festgeschenk, für das in erster Linie Deutschland die Kunstkosten bestreitet. Die Buchhandlung Hachette hat nämlich „Goethe's Frauengestalten" von Raabach acquirirt, und der geistreiche Journalist Paul v. Saint-Victor hat einen brillanten Text dazu geschrieben.

Mannigfaltigkeiten.

Deutschlands Wollausfuhr nach England hat im Jahre 1838 mit 29 Millionen Pfund oder ca. 50 pCt. der englischen Gesammteinfuhr ihren höchsten Stand erreicht. Von diesem Jahre tritt sie durch die Konkurrenz der überseeischen Wollen immer mehr zurück, so daß sie im Jahre 1868 nur mehr 6½ Millionen Pfund oder $2_{,8}$ pCt. der großbrittannischen Einfuhr ausmachten. Australiens Export nach England begann im Jahre 1806 mit nur 245 Pfund und erreichte im Jahre 1868 die enorme Summe von ca. 145 Millionen oder $58_{,4}$ pCt. der Gesammteinfuhr. Aber auch die Kapwollen, wie nicht minder die ostindischen und südamerikanischen Wollen, sind als gefährliche Konkurrenten des deutsche Produkts aufgetreten und haben dasselbe, mit Ausnahme der ganz feinen Wolle, vom englischen Markte so gut wie verdrängt. In Deutschland selbst hat aber auch die Einfuhr fremder Schafwollen von Jahr zu Jahr größere Dimensionen angenommen; sie betrug nach den Einfuhrlisten des Zollvereins im Jahre 1842 163,309 Ctnr. und erreichte im Jahre 1868 das enorme Quantum von 912,991 Ctnr. Rußland und Oesterreich, namentlich Ungarn liefern gleichfalls nicht unerhebliche Wollen. Oesterreich, dessen Wollimport nach dem Zollverein im Jahre 1858 erst 96,279 Ctnr. betrug, hat im Jahre 1867 bereits 254,209 Ctnr. zugeführt und auch aus Rußland und Polen sind bereits 60,675 Centner eingegangen.

Herr Wantrup hat in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 30. November Lord Byron zitirt. Das Citat ist offenbar der Gildemeister'schen Uebersetzung entnommen, in welcher die 97. Strophe der „Vision des Gerichts" (Vision of Jugement) also lautet:

Er habe Königsmördern Ruhm verliehen,
Er habe alle Könige gelobt;
Er habe Hoch der Republik geschrieen
Und später gegen Republik getobt;
Er hab' im Kampf für „Pantisokratieen"
Wenn nicht moralisch doch sich schlau erprobt;
Jetzt sei er streng loyal, doch stets erbötig,
Den Rock zu wechseln, auch die Haut wenn nöthig.

Die Strophe bezieht sich auf den Dichter Southey, der in seiner Jugend in seinem „Wat Tyler" ultrarevolutionäre Grundsätze bekannt hatte und später „poeta laureatus" am englischen Hofe geworden war. Herr Wantrup macht nun daraus:

Sie haben Königsmördern Ruhm verliehen
Und später alle Könige gelobt;
Sie haben Hoch der Republik geschrieen
Und später gegen Republik getobt;
Jetzt sind sie (Sie) liberal, doch stets erbötig
Den Rock zu wechseln und die Haut wenn nöthig.

Die Stelle ist also gänzlich gefälscht, der Sinn auf den Kopf gestellt und dem augenblicklichen Bedürfnisse angepaßt — und dennoch entschuldigt sich Herr Wantrup damit, daß er in Byron's Urtheil nicht einstimme.

Geschichtskalender.

14. Dez. 1799. Todestag von Washington, dem ersten Präsident der Vereinigten Staaten Nordamerika's.

Verantwortliche Redaktion des Druckes und Verlages A. Mailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 289 Mittwoch, 15. Dezember 1869.

Ein Brief Dr. Nachtigall's vor seiner Reise nach Inner-Afrika.

Murfuk, den 18. April 1869.

Am 17. Februar schlug ich in geringer Entfernung der Stadt Tripolis, da, wo ihre Gärten sich scharf gegen den wüsten Sandgürtel absetzen, der sie umgibt, in einer reizenden Gruppe von Maulbeer-, Oliven- und Orangenbäumen, mein Lager auf. Frederic Warrington, der historische Vom-Stapel-Lasser englischer und deutscher Afrikareisender, zögerte nicht, sein Zelt ebenfalls dort aufzuschlagen, denn er sollte mich während einiger Tagereisen begleiten.

Zum Frühstück, das Giuseppe Valpreda, mein Leporello, seit 3 Tagen und 3 Nächten für 30—50 Personen zubereitete, erschien auf Pferden und Eseln Alles, was Tripolis an männlichen und weiblichen Eingebornen europäischer Zweihänder leisten konnte (Gerhard Rohlfs war der geehrte Festgeber) und bis 4 Uhr blieben wir bei Musik und Tanz und zweifelhaften Weinen zusammen.

Am nächsten Morgen erschienen noch auf der Bühne Gerhard Rohlfs, der österreichische Konsul Rossi, Hay, englischer Generalkonsul, Smith, Telegraphenchef, Fenner, unser englischer Kaplan zu Tunis, mein ältester Freund auf afrikanischem Boden, und nach einer letzten Photographie und einem letzten Händedruck schwang ich das pilzähnliche Gebilde englischer Erfindung, das mein Dulderhaupt gegen die Sonnenstrahlen zu schützen bestimmt war, hüpfte auf das Schiff der Wüste, dessen Zügel der würdige Mohammed ergriff, und fort ging es in den Sand hinaus mit der Geschwindigkeit, welche meinem Renner und seinen Brüdern diesen unnachahmlichen Charakter von Würde und Stumpfsinn verleiht. Ich denke nicht daran, Euch von Tripolis in langsamen Tagmärschen bis Murfuk zu zerren, sondern erwähne nur, daß ich 56 Tage zur Bewältigung dieser 7 Breitegrade nothwendig hatte, und daß ich mehr als 100 deutsche Meilen fast ganz zu Fuß zurückgelegt habe. Letztere Fortbewegungsart zog ich bald meinem Wüstenrenner vor, dessen pedantische Gangart mir ohne Rücksicht Schlaf gab und dessen Höhe mich verhinderte, meine gänzliche Unkenntniß der Steine und Pflanzen durch um so häufigere Auffassung und stumpfsinnige Betrachtung in unzulänglicher Weise zu ersetzen. Am ersten Tage durchwateten wir den Sandgürtel, der sich längs der Küste erstreckt; am zweiten dirigirten wir uns in die Nähe des Tarhunagebirges, das wir am dritten erklommen; am vierten durchzogen wir hochgelegene Ebenen mit Triften und fruchtbaren Flußthälern (die Flüsse natürlich ohne Wasser), deren letztere am fünften sich in erfreulicher Abwechslung mehrten, um am sechsten über nackte mit Steinen der hinderlichsten Formen besäete Höhen bis zur ersten Unterstation Beni Ulid zu wanken. Das Thal am Beni Ulid gräbt sich durch seine prächtigen, üppigen Olivenbäume als letzter Punkt, wo die Natur noch einigermaßen anständige Erzeugnisse geliefert hat, in das Gedächtniß des langsam, aber sicher sich abstumpfenden Wanderers ein und diente mir als Ruhetag.

Sechs weitere Tage über die Uadan Sofedschin, Uadi Temsem und Uadi Bei führten mich zur zweiten Station, Bondschem, das sich zuweilen auch auf weniger guten Karten findet, das jedoch von den besten getilgt zu werden verdient, so miserabel, so hülflos, so gräßlich, so windig, so staubig, so ärmlich ist es.

Von Bondschem, das ich folgenden Tages in stummem Entsetzen floh, verschlimmert sich die Sache sichtlich. Wenn auch die oben erwähnten Flüsse niemals Wasser führen, so findet sich doch in ihnen stets Feuchtigkeit so nahe der Erdoberfläche, daß zahlreiche Brunnen existiren. Doch von Bondschem bis in die Nähe von Sokna, dritte hauptsächlichste Nebenstation, war nichts als scheußliche, steinige Wüste ohne Menschen, ohne Wasser, ohne Baum, ohne Strauch, mit einem Worte ohne alles Leben. Ueberhaupt ist, was den Wassermangel anbetrifft, auf dem ganzen Wege nach Borna der Theil desselben bis Murfuk der beschwerlichste. Es ist nicht leicht, für 4—5 Tage Wasservorrath mitzunehmen (besonders wenn man noch dem Luxus huldigt, sich ausgiebig zu waschen), und der reichlichste Vorrath verschwindet bei einem kleinen, gemeinen, richtigen Ghibli (Südwind) durch die rapide Verdunstung wie Nichts. Es ist nicht das erste Mal, daß Reisende in dieser Weise ihren Verdunstungsverlust durch das ihnen dessen ebenfalls verdunstete Wasser nicht ersetzen könnend, dem Ghibli erlagen, während im Sandsturm verschüttete Karavanen wohl mehr schon Fabeln sind.

Genug, unser Wasser verdunstete nicht, und ich kam glücklich nach Sokna, wo ich, wegen gänzlicher Abwesenheit zu miethender Kameele und wegen eines gräßlichen Gibli mit reichlicher Sandentwicklung drei Tage liegen mußte. Sokna ist eine ansehnliche Stadt, aus Dreck und aus Lehm gebaut, mit Mauern umgeben, die der sparsame Feind am zweckmäßigsten mit Feuerspritzen angreifen dürfte, und einer Bevölkerung von circa 2000 Seelen, die wunderbarer Weise sich eines besonderen Dialekts, der Berbersprache, bedienen, während doch alle sehr gut arabisch sprechen. Das Soknaische ähnelt dem Ghadamerischen nicht unwesentlich. Auf's Beste in Empfang genommen von Mudir, wie von Kaid, Chef eines Kreises, und den Großen des Ortes, die auf meine ärztliche Eigenschaft spekulirten, deren Gerücht mir vorausgeflogen war, kaufte ich für die bedenkliche Strecke von Sokna bis zu den südlichen Oasen Fezzans noch einige Bockhäute (Wasserbehälter) und bekleidete hier meine natürlichen Lokomotivorgane mit an der Sohle behaarten Schuhen, wie sie die Eingeborenen tragen (denn zwei Paar englische, expreß erzielte Schuhe hatte ich dem steinigen Terrain der Wüste bereits geopfert. Wir überklommen die schwarzen Berge (Dschebel es Soda) genossen in ihnen des letzten Wassers und wankten während fünf Tagen über steinige Wüsten ohne eine Spur von Feuchtigkeit, von Vegetation oder überhaupt von Leben bis zum Uadi Umelabid (Mutter der Schwarzen).

(Schluß folgt.)

Ueber die Urgeschichte des Menschen.

(Fortsetzung.)

In den Steinwerkzeugen dieser Periode ist im Vergleiche zur ältesten ein bedeutender Fortschritt sichtbar. Nebst Messern, Pfeilspitzen und dergleichen findet man auch schon Sägen; man bengelte, und zwar mit Knochen, wie man sich bei den Eskimos überzeugt, die noch heute in gleicher Weise bengeln. Man fand Stücke, mit denen man sehr gut bohren konnte, wodurch sich die vielen gebohrten Löcher, auf die man getroffen war, erklärten. Viele Werkzeuge sind aus Horn und Knochen von Rennthieren verfertigt, so z. B. Nadeln, Ahlen. Harpunenähnliche Stücke von einem bis anderthalb Fuß hatten zweierlei Verwendung; noch heute bedienen sich die Eskimos solcher Harpunen gegen die Seehunde; aber auch ihre Vogellanzen sind mit drei bis vier solcher Harpunen versehen. Oft stößt man auf durchbohrte Wolfs- oder Hirschzähne, so wie auf durchbohrte Kiesel. Ueber deren Verwendung als Schmuck kann kein Zweifel sein; noch heute tragen die Südsee-Insulaner aneinandergereihte durchbohrte Zähne als Halsbänder. Gewisse halbdurchbohrte Rennthierknochen waren alte Pfeifen, zu Jagdzeichen dienend.

Merkwürdige Kunstprodukte, von denen man in den Höhlen von Belgien je ein Exemplar trifft, sind die sogenannten Kommandostöcke. Das Rennthiergeweih hat eine handartige Augerzinke, welche als Schneeschaufel dient. Schlägt man die Augerzinke und die seitlichen Aeste ab, so erhält man drei bis vier Fuß lange, gebogene Stöcke. In diese sind ein, zwei bis fünf Löcher gebohrt. Erst in neuester Zeit wurde die vermuthliche Bedeutung dieser Stöcke aufgeklärt; es wurde nämlich ein solcher Stock als Abzeichen eines indianischen Häuptlings von der Hudsonsbai gebracht. Hat vielleicht die Anzahl Löcher auf den höheren oder tieferen Rang des Häuptlings hingedeutet?

Ersten Anfängen der Skulptur begegnen wir in den Griffen aus Rennthiergeweihen. Kunsthistoriker sind geneigt, sie wegen der Freiheit ihrer Bewegung als gefälscht zu betrachten. Sie denken an die steifen Gestalten in Indien und Egypten, die erst nach und nach in Griechenland zu freierer Bewegung übergingen, während man hier die Thiere meist in bewegter Stellung, mit charakteristischem Ausdruck im Kopf und der Form des Griffes angepaßt, antrifft. Vogt meint aber, daß man nach den vorliegenden Thatsachen gar nicht zweifeln könne, daß sowohl die Skulpturarbeiten, als die aufgefundenen Zeichnungen angesichts der Originale gemacht wurden.

Als Falconer und Lartet Perigord gemeinschaftlich ausbeuteten, entdeckte Falconer auf einem Stücke, das er eben reinigte, ein Mammuth in schreitender Stellung. Gewissermaßen unter den Augen Vogt's wurde entdeckt, daß ein Stück aus Saléve auf einer Seite die Nachbildung eines Steinbockes und auf der anderen die eines farrnkrautähnlichen Objektes zeigt. Wohl sind Täuschungen möglich. Als bei Neufschatel alte Hirschgeweihe in großer Menge zu Tage gefördert wurden, verübten Arbeiter manchen Betrug, und zu Lausanne befindet sich eine Tabakspfeife, aus einem alten Hirschgeweih verfertigt, welche Troyon für ächt hielt, bis das Zündhölzchen, das zwei Stücke verband, entdeckt wurde. Die Geschichte Beringer's ist bekannt, dem die Studenten auf seinen Exkursionen von ihnen verfertigte Objekte unterschoben, die er in einem Werke mit 80 Kupfertafeln beschrieb, bis er sein eigenes versteinertes Portrait im Mergel fand, worauf der arme Getäuschte alle Exemplare seines Werkes mit Aufopferung seines Vermögens zurückkaufte. Allein in unserem Falle wurden Stücke von vertrauenswürdigen Forschern aus der Breccie herausgemeißelt, also ist keine Täuschung möglich.

Ja, diese Nachbildungen dienen sogar zur Kontrole der Knochenfunde. Wenn wir aus einem kleinen Knochenstücke das Thier erschließen, könnte mancher Laie glauben, wir täuschen uns, was ihm angesichts der Zeichnungen

nicht möglich ist; hier sieht er, daß die Knochen wirklich zu Pferden, Rennthieren, Hirschen gehörten, da wir alle diese Thiere nachgebildet finden. Auf dem Mammuth sehen wir die Grannenhaare angedeutet, entsprechend dem Pelzkleide der an der Lena ausgegrabenen Mammuthe. An dem plastischen Stücke, welches das Mammuth darstellt, bemerken wir einen nach oben gedrehten Schwanz. Kein einziger jetzt lebender Elephant hat dies; aber eine Andeutung auf der oben erwähnten Zeichnung erklärt sich dadurch. Wer kann hiernach noch zweifeln, daß die Künstler das Mammuth lebend vor Augen hatten? Ein anderer Griff stellt ein Rennthier, zum Sprunge bereit, dar. Man bemerkt eigenthümliche Einschnitte; wirklich pflegen, wenn das Rennthier den Winterpelz verliert, Reste zurückzubleiben, und sieht dann das Thier in Lappland von der Ferne wie gekerbt aus.

Fragen wir nun aber nach den Menschen, welche die erwähnten Thiere jagten. Lange besaß man nur die zwei Schädel von Furfooz. Gegenwärtig kennt man aber in der Nähe von Macon ein großes Gräberfeld aus der Rennthierzeit, wo auf jedem Herdsteine ein Menschenskelet gelagert ist, und von den zahlreichen Schädeln von Lessrey gelangten Abgüsse auch an Professor Hyrtl. Die Schädel zeigen eine muskelkräftige Race; die Leisten sind stark entwickelt und die Augenbrauenbogen vorstehend. Die Schienbeine sind säbelförmig, wie beim Gorilla. Die niedere Zivilisation unserer damaligen Ahnen in Europa verräth sich auch dadurch, daß sie Schiefzähner waren. Die sämmtlichen Schädel gehören Mongoloiden an. Es scheint also, wie Pruner Bey meint, eine den Lappen ähnliche Bevölkerung mit dem Rennthiere einst nach Mittel-Europa gekommen, mit ihm auch wieder weggezogen zu sein. Tacitus spricht noch von Finnen, d. h. hier Lappen; im Norden von Deutschland und in Württemberg unterscheidet man zwei Stämme, einen blonden, hochgewachsenen, und einen kleinen, mit schwarzen schlichten Haaren und etwas geschlitzten Augen. Sind die Letzteren vielleicht ein Rest der Mongoloiden?

Haben wir bei der ältesten Steinzeit Gelegenheit gefunden, den Ursprung der Sagen von den Riesen zu erläutern, so liefern die Lappen die Erklärung für die Zwergensagen. Als Vogt und sein Begleiter bei den Lappen waren, überragten sie dieselben um mehr als um eines Hauptes Länge. Kaum zu seinen Schultern reichten die Lappen, die, wie es von den Zwergen heißt, klein, untersetzt und säbelbeinig sind. Jedenfalls ließen sie eine Spur im Völkerbrau Europa's zurück, dessen bunte Mischung der Anthropologie die größten Schwierigkeiten bereitet.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Medical Times vom 6. Februar 1869 bringt Betrachtungen über die Bevölkerungsverhältnisse Frankreichs im Vergleich mit den englischen, welchen wir folgende Thatsachen entnehmen: Während die englische Bevölkerung die Welt mit ihrem Ueberfluß erfüllt, zeigt die französische zwischen 1801 und 1865 nur einen Zuwachs von 36 pCt. auf. 1801 waren es 27,350,000, 1805: 29,107,000, 1820: 30,460,000, 1831: 32,570,000, 1836: 33,540,000, 1846: 35,400,000, 1851: 35,783,000, 1856: 36,140,000, 1861: 36,717,000, 1864: 37,392,737; 1861 und 1864 ohne Savoyen und Nizza. Die erste Periode (1801 bis 1805) war eine friedliche, wo die Wirkung der Revolutionsstürme ziemlich überwunden war und die Wegräumung der Schranken, die das Feudalsystem dem freien Erwerb in den Weg gestellt hatte, sich geltend machte. So stieg die Bevölkerung in 4 Jahren um 6½ pCt. Dann kamen die Kriege der Kaiserzeit, und so zeigt die 15jährige Periode 1805 bis 1820 nur 4½ pCt. Zunahme. Die Friedenszeit 1820 bis 46 zeigt eine stetige, aber langsame Vermehrung. Verderblich wirkte die Februar-Revolution, so daß das Jahr 1851 nur wenig Zunahme gegen 1846 aufweist. Auch das Kaiserreich zeigt sich ungünstig für die Bevölkerungszunahme, wie folgende Aufstellung von 5 Jahren (mit Savoyen und Nizza) beweist. 1861: 37,386,313, 1862: 37,522,463, 1863: 37,658,613, 1864: 37,794,763, 1865: 37,930,914. Also in 5 Jahren Zunahme von 1¼ pCt. gegen 6½ pCt. in der Periode 1801—5. In derselben Periode 1861—65 haben die Heirathen stetig abgenommen: 1861: 305,203, 1862: 303,514, 1863: 301,376, 1864: 299,576, 1865: 298,838. Ebenso hat die Fruchtbarkeit der Ehen in den letzten 40 Jahren abgenommen. 1821 kam auf eine Ehe 4,24, 1865: 3,01 Kinder, oder es kam 1821 ein Kind jährlich auf 31¼, 1865 auf 37½ Bewohner. Es überwog vor 1847 die Zahl der Geburten über die der Sterbefälle um 200,000, jetzt um 130,000, während 1854—55 zur Zeit des Krimkrieges und der Cholera die Zahl der Todesfälle überwog. Es liegt dies durchaus nicht in einer Entartung der Race, denn 1824 waren unter 276, 1866 schon unter 203 jungen Männern 100 zu Soldaten tauglich, und die Zahl der unehelichen Kinder bleibt sich gleich. Die wahre Ursache der langsamen ehelichen Bevölkerungszunahme liegt vielmehr im Willen des Volkes. Nur für die Ärmsten und reichsten Klassen der Bevölkerung ist die Zahl der Kinder gleichgültig, am wichtigsten ist sie bei einem Volke, welches vorwiegend Ackerbau treibt, wo eine gesellschaftliche Gleichheit existirt, und in Folge davon Jeder ein noch so kleines Eigenthum erstrebt, wo ferner der Volkscharakter der Auswanderung abgeneigt ist. In Folge dieser Gesetze ist in den ärmsten und industriereichsten Distrikten, in den

Digitized by Google

Pyrenäen und Alpen und dann im Norddepartement (Flandern) die Bevölkerungszunahme am größten, am geringsten in den reichen Agrikulturdistrikten der Normandie, wo zugleich die keltische Bevölkerung am reinsten ist. Aus den gleichen Gründen ist das mittlere Alter beim Heirathsschluß, welches 1821 für beide Geschlechter 27 Jahre betrug, nun auf 31 hinaufgegangen. Wir werden also zur Folgerung geführt, daß die Entwicklung der Demokratie, die Zerstückelung des Grundeigenthums und die allgemeine Verbesserung der sozialen Lage der unteren Klassen die wahren Ursachen sind, welche den Fortschritt der Bevölkerungszunahme in Frankreich aufhalten. Von 1816—61 hat Frankreich um 24, Preußen um 78 pCt. seine Bevölkerung vermehrt, oder: es kamen 1816: 291, 1861: 202 Franzosen auf einen Preußen.

(Schwäb. Merkur.)

[Parlament der Wiener Wäscherinnen.] Seit einiger Zeit versammeln sich die Wiener Wäscherinnen, um Ideen über ihre sozialen Ideen auszuwinden. Zur der am 6. d. Mts. stattgehabten Versammlung waren viele Wäscher und auch einige Sozial-Demokraten erschienen. Hr. Baumann eröffnet die Versammlung, indem er bemerkt, daß sich seit der letzten Versammlung nichts geändert habe, als daß etwas mehr geschimpft werde als früher. (Bravo!) Er erörtert die Lohnverhältnisse der Wäscherinnen, welche mit 50—65 kr. per Tag nicht ihre Bedürfnisse befriedigen können, und wenn gar einer Ledigen „das Malheur passirt", daß sie für ein Kind zu sorgen hat (mehrere Mädchen rufen: Wahr ist's! Heiterkeit), so muß sie dafür täglich 30 kr. zahlen. Er fordert sodann die anwesenden Wäscherinnen und Wäscherherren auf, nur von 6 Uhr Früh bis 6 Uhr Abends arbeiten zu lassen. Hr. Bondi legt eine Resolution vor, in welcher eine 10stündige Arbeitszeit, Aufhebung der Sonntagsarbeit und eine entsprechende Lohnerhöhung verlangt wird. (Bravo!) Most (Sozial-Demokrat): Die Wäscherinnen haben gedroht, daß sie es uns „avageigna" werden. (Gelächter.) Wir fürchten uns aber nicht. Tauscher (ebenfalls Sozial-Demokrat) beginnt: „Meine Damen!" (Die Wäscherfrauen rufen: „Dös is a Red! U je!) Der Vorsitzende: Frau Kehle hat sich bereit erklärt, zu sprechen (stürmischer Applaus: Frau Kehle betritt die Tribüne; Rufe: Bravo! Ah, Ah!) sie fordert die Arbeiterinnen mit wenigen Worten auf, an ihren Forderungen festzuhalten. Sie selbst sei, obwohl keine Wäscherin, doch auch eine Arbeiterin, die mit den Händen ihr Brod erwirbt. — Nach dem Schluß der Versammlung machte eine der Wäscherfrauen ihrem Unmuthe über die ausgedrückten Forderungen Luft. Laßt's mi aus, rief sie, dö ganze Plauscherei ist für die Katz, mehr als 65 kr. zahlen, dös gibt's ja gor net! Worauf ihr ein Mädchen erwiderte: Na, dös wern ma segn! Da bleiben mer halt acht Tag z'haus, nachher werns uns schon mehr geb'n, daß mer wieder kummen."

[Klassische Orthographie.] Auf dem Thore des Hauses Nr. 8 in der Göttergasse zu Pesth-Ofen ist eine Wohnungsanzeige zu lesen, welche buchstäblich wie folgt lautet: hir isz zváj vonung ám erstün máj tzum fekén. An isz mit szim 7 tzimer truj kaszen tzimer ud 4 hof ti tzvájti mit 5 tzimer tzvá kaszn 3 hof und án Kwölb auchk ám erst máj tzum fekén. ti auszgob kipt á hauzmájszter. Soll heißen: Hier sind zwei Wohnungen am 1. Mai zu vergeben. Eine ist mit sieben Zimmern, drei Gassen- und zwei Hofzimmern. Die zweite ist mit fünf Zimmern, zwei Gassen-, drei Hofzimmern, und ein Gewölbe auch am 1. Mai zu vergeben. Die Auskunft gibt der Hausmeister.

Uech weuß nicht, daß die Leute immer über Theuerung dör Löbensmüttel klagen. Sie dürfen ja nur neben ühr Mittagsessen den „Punsch", „Volksbot", die „Postzeutung" oder dörgleuchen hünlögen, dann vörgöht ühnen aller Appetit.

Dör bökanntör praktüschör Volksfreund.

Charade.

Wer dem Ersten sich ergibt,
Weder Liebeswerke übt,
Noch des Zweiten Zierung liebt;
D'rum auch muß es lassen gelten,
Wenn, um weidlich ihn zu schelten,
Jedermann dreist ruft ihm zu:
„Thor! das Ganze das bist du."

Auflösung der Charade in Nr. 282:
Ostern

Herr E. Lammers
wird ersucht seinen Wohnort anzugeben.

D. Red.

Geschichtskalender.

15. Dez 1840. Die Asche Napoleon I. wird von St. Helena nach Paris gebracht.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 290 Donnerstag, 16. Dezember 1869.

Ein Brief Dr. Nachtigall's vor seiner Reise nach Inner-Afrika.

(Schluß.)

Von hier aus wurde die Reise annehmlicher, indem wir täglich eine Oase mit Städtchen hatten, um unter ihren Mauern zu kampiren und ihre Eier, ihre Milch und ihr Brod zu essen. Alle diese Städtchen sind aus Dreck und Lehm aufgeführt, mit Mauern und einer Art Citadelle geziert, und nehmen sich in Mitten ihrer Palmenwaldungen nicht übel aus. Ihre Bevölkerung, deren schwarzer Theil allmählig zunimmt, lebt bescheiden und zufrieden in dem zweifelhaften Glücke der Unkenntniß des Bessern und der Bedürfnißlosigkeit, und zeichnet sich vor allen Völkern der Erde vielleicht durch ihre Harmlosigkeit aus. Man kultivirt mit größter Mühe in den Gärten der Oasen außer den Dattelpalmen Waizen, Gerste, die jetzt reif sind, und von jetzt ab Ngafolt (Durrha) und Kfob (Negerhirse) und einige kümmerliche Gemüsesorten, deren Resultate von der künstlichen Bewässerung abhängen. Esel und Menschen zerren von Morgens bis Abends Wasser aus den glücklicherweise nicht tiefen Brunnen, deren sich jeder Garten erfreuen muß, in die Höhe, und bringen so ganz miserable Halmen von der Höhe eines Fußes hervor, die allerdings gute Aehren tragen. Die sonderbare Idee, welche eine zügellose Phantasie bei den europäischen Lesern über die üppige Schönheit und staunenswerthe Fruchtbarkeit der Oasen erzeugt hat, bedarf eines Zügels.

Von Sokna hatte ich (Edris Effendi) an meinen Korrespondenten in Mursuk, El Hadj Brahim ben Alua, geschrieben, und ihn gebeten, mir ein solches Dreckhaus zu miethen, und ich konnte so ruhig meinem nächsten Ziele entgegengehen. Große Eile hatte ich nicht, da ich durch die Sklavenkaravanen, die uns unterwegs begegneten, wußte, daß die letzte große Karavane nach Bornu bereits abgegangen sei, und daß ich eine solche vor Herbst nicht zu erwarten habe. So kam ich am 26. März in die Nähe von Mursuk, lagerte jedoch einige Stunden entfernt von ihr, und schickte meinen Begleiter Milad Abeja voraus, den Behörden meine Ankunft zu notifiziren.

Am nächsten Morgen schickte der Pilger Brahimben-Alua, der Scheich-el blad, d. h. Bürgermeister, ist, mir seinen Bruder auf einem der seltenen Rosse entgegen, deren sich Mursuk erfreut, und Fräulein Tinne, die bekannte holländische Reisende, die schon einige Wochen vor mir Tripoli verlassen hatte, ließ mich ebenfalls durch verschiedene ihrer Leute einholen.

Die Oase Mursuks entbehrt selbst des Charakters von Schönheit, deren sich die meisten ihrer Schwestern erfreuen; die Stadt ist auf einem Sebha-Grund (getrockneter Salzsee) erbaut, und dotirt so die glücklichen Einwohner mit der in diesen Gegenden sonst seltenen Erscheinung der Malaria. Die Häuser sind aus salzhaltigen Erdklumpen erbaut, die etwaigem Regen seine zersetzende Wirkung durch den Salzgehalt noch erleichtern, und lösen sich von Zeit zu Zeit (wenn gerade einmal ein tropischer Regen bis in diese Breitegrade getrieben wird, was glücklicherweise nur selten geschieht), in Wohlgefallen auf. Thüren, Balken und Bedachung machen sie sich aus Palmenholz, welches im Allgemeinen nicht für das beste Nutzholz gilt, das aber das einzige ist, welches existirt. Stellenweise erlaubt sich ein ehrgeiziger, unternehmender, reicher Kauz, sich Holz aus Tripoli kommen zu lassen, und so sich Thüren und Fensterläden aus anderem Material zu machen. Die Häuser bestehen meist aus einem Erdgeschoß, doch gibt es nicht wenige, welche sich noch eines Stockwerks erfreuen. Die Gemächer dieses Stockwerks genießen gewöhnlich der Zierde von Fenstern ohne Scheiben, während die Gemächer des Parterre durch die Thüren und kleine Ventilationslöcher erleuchtet werden. Zur hinlänglichen Illustrirung der zahlreichen Gemächer laufen stellenweise unbedachte Korridore. Mein Haus erfreut sich einer mit einem dreifenstrigen Gemach versehenen Etage und zahlloser größerer und kleinerer Gemächer obiger Beschreibung, von denen die größeren in der Mitte durch eine Säule in Gestalt eines Palmenstammes zur Aufrechthaltung des Plafonds geziert sind. Die Stadt ist so leer an Einwohnern, welche meist auf ihren Handelsreisen (Bornu, Sudan, Timbuktu und Aegypten) sind, daß die Häusermiethe nicht sehr hoch sein kann.

Am ersten Tage kam der Paschа, mir seinen Besuch zu machen und seine Dienste anzubieten, und stellte sich als eine körperlich und geistig äußerst reduzirte

menschliche Ruine dar, die mir durch Mangel an Kenntniß der Personen und Verhältnisse für meine Reiseprojecte nicht von dem geringsten Nutzen sein konnte. Er ist ein Türke, der nicht arabisch spricht, und der erst seit 3 Monaten frisch aus Konstantinopel hier eingetreten ist, um seine zerrütteten Vermögensverhältnisse wieder auf den Damm zu bringen. Dazu dienen gewöhnlich die Sklavenkaravanen, die trotz der Abschaffung der Sklaverei in den türkischen Staaten, noch immer den hauptsächlichsten Handelsartikel mit den Negerländern darstellen. Jeder ankommende Sklavenkopf bezahlt aber hier eine gewohnheitsmäßige Abgabe von 2—3 Thalern, was, wenn 5—10,000 per Jahr kommen, schon eine hübsche Einnahme repräsentirt. Die Hauptperson ist offenbar der obengenannte Hadj Brahim Ben Allua, der schon v. Beurmann und Gerhard Rohlfs von dem größten Nutzen ward, höchst verständig und dienstfertig ist, und mit seiner ganzen zahlreichen Familie (Vater und 4 Brüder) die angesehensten Leute in Murfuk darstellt.

Bisher habe ich meine Zeit damit zugebracht, Briefe zu schreiben, meteorologische Aufzeichnungen zu machen, Besuche zu empfangen und zu erwidern, und Kranke zu sehen. Abends gehe ich gewöhnlich für 1—2 Stunden zu Fräulein Tinne, ohne gleichwohl ihre Einladung, so oft als möglich sie zu besuchen, zu mißbrauchen. Frl. Tinne wollte bis zur günstigen Gelegenheit, nach Bornu zu gehen (und sie ist entschieden dazu), eine Tour zu den Tuareg machen, und hat zu dem Endzweck an den bekannten Tuareg-Chef Ichenuchen (von den Ahaggher) geschrieben. Noch ist keine Antwort eingelaufen. Mir thut ihre Anwesenheit Schaden, da mein durch geringe Mittel unterstütztes Ansehen ihrem Reichthum gegenüber, der wirklich kolossal sein muß, wesentlich leidet. Doch ist sie selbst viel verständiger, einfacher, artiger und geistreicher, als ich früher gedacht habe, und das abendliche Plauderstündchen vergeht mir immer sehr schnell.

Ueber die Urgeschichte des Menschen.

(Fortsetzung.)

Die jüngste Steinzeit umfaßt die Periode der Hausthiere und der geschliffenen Stein-Instrumente. Wir begegnen hierbei im Vergleiche zu den früheren Steinzeiten einer entwickelteren Kultur, wir treffen auf Hausthiere und Nutzpflanzen, wir finden Ackerbau und Viehzucht.

Aus der jüngsten Steinzeit stammen die sogenannten Kjökkenmöddings, d. h. Küchenabfälle. Es sind dies Haufen, die man im nördlichen Dänemark findet und die zum größten Theile aus Austerschalen bestehen, auch an solchen Orten, wo man heute gar keine Austern mehr antrifft. Unzweifelhaft hat man es mit wirklichen Küchenabfällen zu thun. Auch die übrigen Muscheln, denen man neben der Auster in diesen Haufen begegnet, die Herzmuschel, die Miesmuschel und die Strandschnecke, werden noch heute gegessen. Außer den Muscheln findet man Knochen von Thieren. Merkwürdigerweise fehlt jede Spur des Rennthieres, welches doch im mittleren Europa bereits in der vorhergehenden Periode allgemein verbreitet ist. Dagegen sind Hirsch, Reh, Fuchs, Luchs, Marder ꝛc. durch Knochenüberreste vertreten. Unter den Vögeln erkennen wir den großen Taucher, der seit dem Jahre 1842, wo in Island das letzte Exemplar verendete, zu den ausgestorbenen Thieren gehört, den wilden Schwan, der sich nicht mehr dauernd in Dänemark aufhält, und mehrere Arten von wilden Gänsen und Enten. Alle Knochen sind aufgeschlagen und entmarkt. Ferner findet man Ueberreste vom Stockfisch, Häring, Aal und von anderen Fischen. Endlich trifft man in diesen Kjökkenmöddings sehr zahlreiche Stein-Instrumente an. Es sind Kieselgeräthschaften rohester Art, Messer, Keile, Aexte. Beim ersten Anblicke wäre man geneigt, ihnen ein besonders hohes Alter zuzuschreiben. Steenstrup ermittelte aber mit jenem Scharfsinn, der ihn auszeichnet, daß sie einer jüngeren Zeit angehören. Es finden sich unter diesen Kieselwerkzeugen solche, welche Spuren des Schleifens zeigen. Insbesondere aber trifft man feingeschliffene, trefflich bearbeitete Keile, die nur aus nordischem Kiesel erzeugt werden konnten, in dänischen Gräbern, und auf Stücke solcher Keile, roh zu behauen, stößt man in den Kjökkenmöddings. Ferner schloß Steenstrup aus den Knochenüberresten der Vögel, daß zur Zeit, wo die Küchenabfälle entstanden, Hunde vorhanden waren. Er warf getödtete Vögel Hunden vor, und daraus, daß die Wirbel, welche die Hunde stets verzehrten, in den Küchenabfällen fehlen, und daß die Knochen in gleicher Weise wie von Hunden angenagt sind, zog er die erwähnte Folgerung. Erst später entdeckte man auch wirklich Knochen vom Hunde; Vogt selbst fand solche, und es bewahrheitete sich Steenstrup's Angabe, daß ein Hund mittlerer Größe in der Zeit der Küchenabfälle existirt habe. Da man nur Reste älterer Exemplare antrifft, so schließt Vogt, daß jener Hund erst als Haushund benutzt und dann im Alter verzehrt worden sei. In den heutigen Lappenhunden erblicken wir vermuthlich die Abkömmlinge jenes alten Haushundes. Zuweilen findet man Steine zu einem Heerde vereinigt, in dessen Umgebung man Kohle und Asche sieht. Offenbar lebten hier Menschen in Zeltwohnungen und nährten sich von Jagd und Fischzucht. Sowohl aus den Geweihen der Hirsche und Rehe, als aus dem Alter aufgefundener Säugethiere konnte man nachweisen, daß sich jene Zeltbewohner während des ganzen Jahres am Orte der Küchenabfälle aufgehalten haben. Da sie

Stein-Instrumente besaßen, welche schon zu den geschliffenen gerechnet werden müssen, aber doch roherer Arbeit sind, so dürften es wohl ärmere Leute gewesen sein.

Wenden wir uns von den Kjökkenmöddings zu den Pfahlbauten, so treffen wir auch hier auf ähnliche Steinwerkzeuge, obschon feinerer Arbeit. Es gab eine Zeit, wo in ganz Mittel-Europa die Menschen Wohnungen hatten, welche auf Pfählen in Seen und Flüssen ruhten. Diese Pfahlbauten hören keineswegs mit dem Ende der Steinzeit auf, sie dauerten während der Broncezeit, ja selbst bis in die Römerzeit und in Irland sogar bis ins Mittelalter. Cäsar fand in Pfahlbauten dieselben Waffen, mit denen die Gallier Cäsar bekriegten. Rein der Steinzeit gehören die Pfahlbauten der Ostschweiz an. Pfahlbauten werden gegenwärtig theils in den Seen, wo sie standen, theils in Torfmooren nachgewiesen.

Das Pfahldorf Robenhausen mit seinen Hunderten von Wohnungen ist dreimal abgebrannt; aus der Richtung, in welcher Asche und Kohle verstreut wurden, sieht man, daß jedesmal ein heftiger Föhnsturm stattfand. Es wurde jedesmal mit neuen Pfählen in höherer Schichte wieder aufgebaut, so daß man zufolge der allmähligen Versorfung des Sees die drei Schichten deutlich unterscheiden kann. In der untersten Schichte nimmt man 70 Prozent wilder und 30 Prozent gezähmter Thiere in den verbrannten Ueberresten wahr; in der mittleren Schichte stellt sich zwischen beiden das Gleichgewicht her, und in der obersten Schichte endlich stehen 30 Prozent Jagdthiere 70 Prozent Hausthieren gegenüber. Es ergibt sich daraus ein Fortschritt der Kultur, der aber lange Zeit erforderte, wie sich beim Torfe von Robenhausen berechnen läßt. In ganz ähnlichen Torfen fand man in geringer Tiefe römische Münzen und Ziegel; daraus gewann man einen Maßstab, welcher ergibt, daß seit der ältesten Zeit von Robenhausen 6720 Jahre verflossen sind. In einem anderen Falle hatte man einen Eisenofen im Torfmoore gefunden, in einiger Höhe darüber einen Pferdefuß mit einem jener kleinen, stark gekrümmten Hufeisen, die man bei den Galliern zur Zeit Cäsar's antrifft, und endlich noch höher Münzen mit der Jahreszahl 1478. Als man 1860 die Ausgrabung machte, berechnete man aus ihr, daß 3860 Jahre seit der Errichtung des Eisenofens verflossen seien. Hatte man aber 2000 Jahre vor Christi Geburt in der Nachbarschaft schon Eisen, so erscheinen 6720 Jahre für die älteste Schichte von Robenhausen, wo jedes Metall fehlt, sehr mäßig. Und doch gehören die Pfahlbauten selbst zu den sehr jungen Erscheinungen der Urzeit. Denn die Seen sind begränzt durch Gletscherwälle, deren Bildung den Pfahlbauten also voranging. Die Gletscherwälle ruhen aber auf Schichten, in welchen Mammuthe, Knochen-Nashorne ꝛc. gefunden werden. Mit diesen lebte nun der Mensch in Frankreich gleichzeitig. Seitdem erst bildeten sich die Gletscherwälle und entstanden wieder nach diesen die Pfahlbauten; man kann daraus auf die enorme Zeit seit der ältren Steinperiode schließen.

(Fortsetzung folgt.)

Mädchen-Lieder.

7.

Ungestüme Sehnsucht.

Deff' ich gedenke
Nacht und bei Tage,
Mehr denn als meiner:
Dächt' Er an mich!

Wie ich Ihn liebe,
So unaussprechlich,
Ohn' Unterbrechung,
Wüßt' Er's doch recht!

Den ich erwarte,
Bänglich ersehne, —
Ihn, den Verehrten —
Käm' Er doch bald!

Wie ich Ihn herzte,
Wie ich Ihn drückte,
Wie ich Ihn kos'te:
Wär' Er doch da!

Alois Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber neueste Ausgrabungen in Pompeji schreibt man an die Gazette des Beaux Arts: „Man hat vor einigen Tagen in einem Hause von Pompeji 700 Silbermünzen, konsularische und kaiserliche, verschiedene Goldmünzen und eine Anzahl von Schmucksachen gefunden, worunter eine prachtvolle Kette in Form einer großen runden Schnur aus geflochtenem Golddraht zu bemerken ist, die nicht weniger als zwei und einen halben Meter lang ist. Sie hat ein Schloß mit zwei Haken, welches mit zwei Ringen verziert ist und es hängt daran ein halbmondförmiger Zierrath. Außerdem fanden sich dabei zwei schöne Armbänder in Schlangenform für den Oberarm, zwei Ohrgehänge mit Perlen, zwei Armbänder aus mit einander verketteten dicken Halbkugeln, sechs verschiedene Fingerringe u. a. m. Aehnliche Ketten, wie die gefundene, gibt es noch zwei, eine davon wurde in Cervetri in einem etrurischen Grabe gefunden und be-

findet sich jetzt in dem vatikanischen Museum, eine zweite befand sich in einem ägyptischen Grabe und ist jetzt im Museum von Bulak. Außerdem haben die letzten Ausgrabungen zu Pompeji wieder einen Abdruck eines in der Asche verschütteten Menschen zu Tage gefördert, wovon man sogleich eine Gypsform genommen hat. Früher hat man solche Funde nicht beachtet; es hat sich aber neuerer Zeit mehrfach herausgestellt, daß Cadaver, die in der später verhärteten Verschüttungsmasse gänzlich vergangen waren, einen leeren Raum hinterlassen hatten, und indem man diesen mit Gyps ausgoß, hat man einen vollständigen Abguß des Körpers erhalten. Man besitzt bereits eine Anzahl solcher Abgüsse, die Einzelnes mit erstaunlicher Genauigkeit wiedergeben."

[Theures Gastmahl.] In Rußland hat es manches Unangenehme an sich, zu den allerhöchsten Herrschaften zu gehören. In Moskau besitzt ein gewisser Morosoff eine Restauration, welche sich eines besonderen Rufes wegen ihrer Sterlets erfreut. Bei ihrer Anwesenheit in Moskau hörten einige kaiserliche Prinzen davon. Der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch (Bruder der Kaisers), Wladimir Alexandrowitsch, einer von den Söhnen des Kaisers, und ein oldenburg'scher Prinz bestellten eines Tages für sich und noch für fünf ihrer Kavaliere ein Diner aus vier Gerichten im Morosoff'schen Restaurant. Sie fanden das Zimmer schön mit Blumen dekorirt und verzehrten vergnügt ihr Diner, das außer dem Sterlet nur noch aus Koteletten, Spanferkel und Dessert bestand. Als sie die Rechnung verlangten, forderte Morosoff für das Diner 540 Rubel und außerdem 150 Rubel für die Blumen-Dekoration. Selbst das Moskau'sche Publikum und die russischen Blätter, welche ihre Landsleute doch kennen müssen, sind über diese Art Plusmacherei ebenso erstaunt wie entrüstet. Dieses Abenteuer erinnert uns an ein ähnliches Ereigniß, welches von dem verstorbenen Herzog von Orleans (Ludwig Philipp's Sohne) erzählt wird — doch zog sich dieser eleganter aus der Affaire, als die russischen Prinzen. In einem kleinen Städtchen forderte ein Gastwirth vom Herzog 5000 Frcs. für ein einfaches Diner. Der Herzog ließ den Maire des Ortes rufen und schenkte ihm 10,000 Francs für die Armen seines Bezirks, mit der Bitte, davon nur noch das Diner zu berichtigen. Der Maire gab dem habgierigen Gastwirth 5 Fr. und vertheilte den Rest von 9995 Fr. nach der wohlthätigen Bestimmung des Herzogs.

[Gelber Schnee.] Herr Professor L. Langell in Kasan theilt über diese interessante Naturerscheinung Folgendes mit: In Kasan fiel bei ziemlich starkem Südwestwinde ein gelber Schnee — das Gelb so intensiv wie das des Strohpapiers — der den Boden bis einen halben Zoll dick bedeckte. Dieser gelbe Schnee scheint eine große Verbreitung gehabt zu haben, da er auch in Simbirsk — gegen 30 Meilen von Kasan entfernt — bemerkt worden ist. Die gelbe Farbe des Schnees rührte von einem feinen erdigen Rückstande her, der nach dem Schmelzen des Schnees gewonnen wurde. Unter dem Mikroskope sind in diesem Rückstande organisirte Formen wahrzunehmen. Dr. L. Rabenhorst in Dresden erkannte als vorherrschende, den Schnee tingirende Organismen eine Mougeotia. Da unseres Wissens gelber Schnee noch niemals beobachtet worden ist, so ist das Faktum sowohl wissenschaftlich wie im Allgemeinen nicht ohne Interesse.

[Leichenverwechslung.] In einem Orte unweit Paris ereignete sich kürzlich Folgendes. Ein Mädchen und ein Unteroffizier waren im Spitale gestorben und die zwei Leichenbegängnisse sollten gleichzeitig stattfinden. Die Särge standen neben einander und da geschah es, daß das Mädchen von einem Peloton Dragoner begleitet wurde und die militärischen Ehren am Grabe erhielt, der verstorbene Soldat aber mit Blumen, den Sinnbildern der Reinheit und Unschuld bedeckt und auf vier Frauenschultern, begleitet von Mädchen und unter Absingung von Leichengesängen auf den Friedhof gebracht wurde. Die Verwechslung stellte sich erst später heraus.

Charade.

Ich bin ein stiller Gast, der nur mit leisen Schritten
Stets Mensch und Thier beschleicht, und kommt ohn' alles Bitten.
Nicht unten, obenan nehm' ich stets meinen Platz,
Gleichviel ob Kaiser, Graf, ob Bauer, Ochs und Katz.

Auflösung des Logogryphs in Nrs. 283:
Namen, Manen.

Geschichtskalender.

16. Dez. 1440. Johann von Mecheln erfindet die Kupferstecherkunst.
„ 1809. Kaiserin Josephine willigt in die Scheidung mit Napoleon I.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers L. Mailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 291 Freitag, 17. Dezember 1869.

Ein Pfingst-Vergnügen
oder:
die Reise zu dem Freiburger Sängerfeste.*)

Der Herr Expeditionsrath, von dem wir schon einige Stücklein erzählt haben, scheint von dem Schicksale dazu bestimmt zu sein, ein vollständiger Abenteurer zu werden, denn es passiren ihm Dinge, die wirklich haarsträubend sind, und die Haare würden auch unserm Herrn Expeditionsrathe schon längst zu Berge stehen, wenn er nicht glücklicher Weise eine Perrücke trüge. — Eine Perrücke ist ein gutes Ding in diesen haarsträubenden Zeiten; sonst zwar auch.

Der Herr Expeditionsrath war (so weit seine dienstliche Stellung dies erlaubte und **salva auctoritate summi magistratus**) von jeher ein Mann des vernünftigen Fortschrittes, ein Bewunderer aller großartigen Erscheinungen unseres Jahrhunderts, und darum insbesondere ein Bewunderer der Eisenbahnen, der Telegraphen und des Bundestages gewesen. Wir sagen „gewesen", denn er ist's nicht mehr, mit Ausnahme des Bundestages, welchen er als loyaler Diener immer bewunderungswürdiger findet. Er ist's nicht mehr seit ganz kurzer Zeit — seit Pfingsten erst, — er ist's nicht mehr seit dem Freiburger Sängerfeste, und wenn jetzt von Eisenbahnen die Rede ist, so steigt ihm Zornesröthe ins Gesicht, und wenn von Telegraphen gesprochen wird, so schüttelt ihn ein gelinder Fieberfrost.

Seine Freunde wunderten sich über diese Veränderung, die seit seiner Rückkunft von dem Freiburger Sängerfeste mit ihm vorgegangen war, und zerbrachen sich namentlich auch darüber die Köpfe, daß der sonst so gesprächige alte Herr sich über das Sängerfest nicht weiter vernehmen lassen wollte, als mit einem: „Hm, hm!" — oder mit einem: „So so, ta la!" — oder: „Ja, ja, recht hübsch, besonders die Solos," und was dergleichen Gemeinplätze mehr sind.

Der Herr Revisor aber ist am Ende doch hinter das Geheimniß gekommen — die Revisoren kommen hinter Alles, es gehört ja zu ihrem Handwerke — und hat die Unzaetheit bezangen, die Geschichte auf dem Geiger'schen Bierkeller zu erzählen. Da dieselbe hiernach bereits die Revision passirt, und den Weg ins Publikum gefunden hat, so wird man uns nicht unzart schelten können, wenn wir sie dem Revisor nacherzählen.

Die Geschichte aber ist folgende:

Es war der Samstag vor Pfingsten, da trat der Herr Expeditionsrath mit einem glücklichen Lächeln zu seiner Frau, faßte sie zärtlich unter's Kinn (er thut dies jedesmal, wenn er einen anti-ministeriellen Antrag durchsetzen will) und sagte: „Frau, ich habe einen Plan!"

Die Frau sah ihrem Manne fragend und fast ängstlich ins Gesicht, denn sie hatte seit einiger Zeit die Bemerkung gemacht, daß, wenn der Herr Gemahl einen Plan habe, so gehe es meistens auf's Geldausgeben hinaus, und sie hatte daher einen wahren Schrecken vor seinen Planmachereien.

„Kannst Du es nicht auch machen, wie andere Leute, Joseph?" so hatte sie schon öfters zu ihm gesagt. „Andere Leute machen auch Pläne, und viele Pläne, aber sie lassen's auch dabei bewenden, und werfen nicht gleich ihr Geld hinaus, wie Du es thust. Denke nur an die Wasserleitung und an die Knielinger Eisenbahn, von der Industriehalle gar nicht zu reden. Du aber wirst noch ein wahrer Verschwender werden mit Deiner Planmacherei."

Auch diesmal waren die Besorgnisse der Frau Expeditionsräthin nicht unbegründet, denn der Herr Gemahl wiederholte in seinem einschmeichelnden Tone: „Ja, altes Herz, schau mich nur an; einen Plan habe ich, einen kostbaren Plan, und diesmal — das sage ich Dir — diesmal darfst Du mir nicht dagegen sein."

Der kostbare Plan aber war folgender: Der Herr Expeditionsrath hatte nämlich in seinem Hausbuche die Bilanz gezogen und hatte zu seinem freudigen Erstaunen, statt des gewöhnlichen Defizits, das überraschende Resultat einer Ersparniß von zwei Friedrichsd'or herausgerechnet. Er wollte seinen Augen nicht trauen, denn die Thatsache war so unerhört, als hätten diese Ersparnisse sich in dem österreichischen Staatsschatze vorgefunden; er zweifelte deßhalb, und rechnete und rechnete wieder, aber es blieb beim Alten; die zwei ersparten Goldstücke blieben eine runde, blanke, glänzende, unbeschnittene Wahrheit.

„Für diese zwei Goldfüchse," rief der alte Herr

*) Aus der „Karlsruher Zeitung."

Digitized by Google

triumphirend, „fahren wir Zwei über Pfingsten nach Freiburg und machen das Sängerfest mit. Nur kein Widerspruch! Dabei bleibt's und damit basta! Du weißt ja:

Wo man singt, da laß Dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder.

Herrlicher Mensch, der Körner. Macht mir jedesmal das Herz wieder jung. Darum sage ich noch einmal: Auf nach Valencia!"

Und dabei blieb's, trotz der Einwendungen der Frau Expeditionsräthin.

Denn daß die Frau Expeditionsräthin Einwendungen machte, dürfen wir als eine feststehende Thatsache annehmen. Alle Frauen machen Einwendungen; das Wort „Einwendung" ist extra für die Frauen geschaffen worden, und alle, selbst die besten, haben einen kleinen Widerspruchsteufel in sich, und ein Bischen Widerspruch ist ihnen so nothwendig, als die Luft, oder als eine Krinoline, was auf Eins herauskommt.

Diesmal aber waren die Einwendungen der Frau Expeditionsräthin nicht ganz ohne, denn sie meinte, es würde wohl gescheidter sein, wenn der Herr Gemahl für die ersparten Goldstücke einen neuen Hut anschaffen wollte — denn seit dem Schnautzmeier'schen Abenteuer (dieses erzählen wir bei einer anderen Gelegenheit) hatte er seinen alten wieder hervorsuchen müssen — oder ein Paar neue Stiefel.

„Und," fügte sie schüchtern hinzu, „mein rother Shawl ist auch Anfangs so alt und abgetragen, daß ich mich in ihm fast nicht mehr sehen lassen kann."

„Was Hut, was Stiefel!" hatte der Expeditionsrath in gerechter Entrüstung ausgerufen, „fahre mir ewig mit Deinem Materialismus in meine Poesie hinein. Ich bin Expeditionsrath und kein Materialist; der Mensch hat auch höhere, geistige Bedürfnisse. Und was Deinen rothen Shawl betrifft, so setzest Du mich in Erstaunen. Bis 21. September wird es erst 25 Jahre, daß ich ihn um Deine Schultern gelegt, und wenn ich den rothen Shawl ansehe, so geht mir das Herz auf, und ich meine, ich sei noch einmal Bräutigam und Du meine Braut, wie damals. Nein, altes Herz, den rothen Shawl darfst Du mir nicht ablegen; aber auf unsere silberne Hochzeit, da sollst Du einen neuen haben, das verspreche ich Dir, und eben so roth muß er sein. Und jetzt, Therese, sei vergnügt, morgen geht's nach Freiburg!"

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Urgeschichte des Menschen.

(Fortsetzung.)

Welches war der Kulturzustand der jüngsten Steinzeit? Man muß hier vor Allem hervorheben, daß man den Stein bereits zu schleifen verstand. Ueberall auf der Erde findet man geschliffene Steinkeile, so z. B. auch in Java; während sie aber an letzterem Orte nur auf einer Seite zugeschliffen sind, war dies in den Pfahlbauten auf beiden Seiten der Fall. Man bohrte auch Stein, und so wußte man aus Stein, Hirschhorn und Holz mannigfaltige Geräthschaften herzustellen. Auch die Töpferei war in den Pfahlbauten bereits bekannt, nur wurde Alles noch mit der Hand gemodelt und wußte man nichts von der Töpferscheibe. Die Ornamente, die man an den Gefäßen anbrachte, bestanden ausschließlich aus Linien; von einer Naturnachahmung war keine Spur, und die in der mittleren Steinzeit hervorgehobene Kunstentwicklung bleibt vereinzelt. Ein kleines Werkzeug, über das man sich lange den Kopf zerbrach, erwies sich als Spinnwirtel, womit man den Faden beschwerte. Ueberhaupt war dafür, daß man kein Metall kannte, der Stand der Civilisation sehr hoch. Man kultivirte Getreide und zahlreiche Nutzpflanzen. Bohrt man einen Schacht im Torf von Robenhausen, so stößt man bald auf Haufen von Getreidekörnern — verkohlt und in größerer Masse zusammengebacken. Auch wohlerhaltene Aehren findet man. Man baute Waizen, sechszeilige Gerste, Hirse, Mohn, Flachs, Reseda, Haselnüsse, Wasserkastanien. Man fand in Töpfen einen Bodensatz, der keinen Zweifel läßt, daß man Erdbeeren, Himbeeren und Brombeeren aufbewahrte und genoß. Alle die genannten Kulturpflanzen nebst den sie begleitenden Unkräutern stammen von der Nordküste Afrika's und aus Egypten. Es ist dies von Bedeutung gegenüber jener Ansicht, welche alle und jede Kultur aus Asien herleiten wollte. Man findet heiligen Waizen und Mumienwaizen, beide aus Egypten, während Roggen, der aus Asien kommt, fehlt. Selbst die allverbreitete blaue Kornblume ist aus Egypten. Dagegen ist die Weinkultur asiatischen Ursprungs, und wirklich findet man keine Spur von ihr in den Pfahlbauten. Heer legt auf diesen Umstand besonders Gewicht. Denn überall bedient sich der Mensch irgend einer Substanz, um zeitweilig die Mißseligkeiten des Lebens zu vergessen, und wo er hinwandert, führt er diese mit. Wäre der Mensch der Pfahlbauten aus Asien gekommen, er hätte sicher den Wein mitgebracht; vielleicht fand er im Mohn den Ersatz, denn, wie schon erwähnt, man baute und benutzte diese Pflanze. Ueberall findet man in den Pfahlbauten Steinplatten aus Granit oder ähnlich hartem Stoffe zum Zerquetschen des Getreides, wobei die Kleie nicht entfernt ward. Man bereitete also schon damals Liebig'sches Brod. Vermuthlich gewann man aus Flachssamen Oel; sicher aber ist es, daß man aus Flachsfasern Gewebe erzeugte. Man fand Flachsbrechen, und Ferdinand Keller konnte auf Grundlage einer Reihe von Funden einen Webstuhl zusammensetzen, der gerade solche Gewebe, wie man sie in den Pfahlbauten antrifft, liefert. Vogt selbst besitzt ein Stückchen von dem einzigen, aus Pfahlbauten herstammenden Gewebe, in welches ein Muster hinein-

Digitized by Google

geflickt ist. Dergleichen war also schon damals selten und kostbar. Man betrieb Obstbau; denn von Aepfeln und Birnen hatte man wilde und kultivirte. Auch sind die verkohlten Aepfel und Birnen, die man in Pfahlbauten findet, meistens in zwei, zuweilen in vier Stücke zerschnitten; es sind also sogenannte Schnitze, welche man zu Wintervorrath dörrt. Die Viehzucht der Pfahlbaubewohner umfaßte bereits Rind, Schaf und Schwein. Noch heute kommt in Algier die kleine Rindviehrace vor, die sie besaßen. Dagegen fehlt ihnen das Haushuhn, das aus Asien stammt. Alles spricht also dafür, daß ihre Kultur nordafrikanisch war. Damit im Zusammenhang steht wohl auch ihre Pflege des Haares; man findet nämlich Haarnadeln aus Knochen, die vermuthlich vom Manne getragen wurden.

Was endlich die Schädel aus der jüngeren Steinzeit betrifft, so stehen die aus dem Norden auf niedrigerer Stufe, als die aus dem Süden. Am altnordischen Schädel ist die Stirne niedrig, sind die Leisten und alle Kennzeichen der Wildheit stark entwickelt; der helvetische Schädel dagegen deutet auf einen viel civilisirteren Menschen hin. Damit steht im Einklange, daß im Norden Menschenfresserei herrschte und in der Schweiz nicht. Es ist ein völlig vereinzelter Fall, den Dr. Klement nachwies und wo man auch in der Schweiz ebenso wie in der belgischen Grotte von Chauvaux die zerspaltenen Knochen von jungen Individuen antrifft. Im Norden jedoch nahm die Menschenfresserei sogar mit der Zivilisation zu, denn sie steigerte sich bis in eine Zeit hinein, welche bereits Metalle kannte. Die Menschenfresserei beruht daher auf dem Aberglauben und nicht auf dem Bedürfnisse. Daß die Assimilirung eines Körpertheils gewisse Eigenschaften übertrage, ist überall der Wahn der Kannibalen. Unter den Titeln der Königin Pomare findet man einen, der in der Uebertragung lautet: „Freßauge". Heute hat er allerdings keine größere Bedeutung, als wenn Viktor Emanuel König von Cypern heißt. Es ist aber offenbar noch ein Ueberrest aus jener Zeit, wo es das Vorrecht des Königs war, das Auge des Feindes zu essen. Der Kannibalismus ist also nicht ein gänzliches Fehlen, sondern eine arge Verirrung, ein Abweg der Zivilisation.

(Fortsetzung folgt.)

Das alte Johanniter-Spital in Jerusalem und dessen Erwerbung durch Preußen.

(Aus der „Allg. Ztg.")

Mehr als 400 Jahre sind verflossen, seit Markgraf Johann von Brandenburg und sein Bruder Albrecht, nachmals Achilles genannt, mit einem Gefolge von 70 Personen die Betfahrt zum h. Grabe angestellt (1435). Seit acht Tagen ist das Buch der Reisen der Hohenzollern nach dem gelobten Land um ein denkwürdiges Blatt reicher. Während die Kaiserin Eugenie an den Ufern des Nils alle Ehren einer Sultanin des Occidents in Empfang nimmt und das Ziel ihrer frommen Sehnsucht von der Höhe der Pyramiden nicht einmal aus der Ferne schaut, ist Preußens Kronprinz am 4. Nov. in der heiligen Stadt angelangt, nur fünf Tage, bevor Kaiser Franz Joseph im österreichischen Pilgerhospiz abstieg; aber unmittelbar mit der Kunde von seinem Eintritt durch die Davidspforte, oder das Joffathor, und dem Eintritt in den Heilig-Grabtempel verbreitet der Telegraph das überraschende Ereigniß, daß der Großherr an die preußische Majestät die Ueberreste des weltberühmten Hospitals abgetreten und sein Thronfolger gekommen sei, um von der kostbaren Schenkung Besitz zu ergreifen. Dies geschieht thatsächlich, wir wollen sagen für ganz Deutschland, welches durch Preußen in Palästina diplomatisch vertreten wird, nachdem vor wenigen Wochen aus Stuttgart die Meldung von der nominellen Wiederaufrichtung des Ordens von Malta erging, dessen Ehren für eine Gratifikation von 1000 Fr. in Rom zu erwerben sind — ein mageres Ergebniß nach zwanzigjähriger Anstrengung hoher Adelsgenossen diesseits wie jenseits der Alpen.

Obige Erwerbung ist historisch bedeutend genug, daß wir uns einen kurzen Rückblick auf die Gestaltung der Verhältnisse in Palästina und zunächst auf die Schachzüge in Jerusalem selbst erlauben dürfen, zumal „das Land der Verheißung" uns jetzt um Vieles näher gerückt ist und bereits so mancher Kronprinz oder künftige Monarch Europa's seinen Besuch dort abzustatten beflissen war. Der Versuch der Losreißung Egyptens und Syriens durch Mehemed Ali von der Oberherrschaft der Pforte 1840 hat bekanntlich einen neuen Kreuzzug veranlaßt, in welchem die Abendländer nach mehr als einem halben Jahrtausend wieder siegreich in Palästina auftraten, nicht um die Türken zu bekämpfen, sondern sie zurückzuführen. Dies gelang durch die Ueberwindung Ibrahim Pascha's seitens der Alliirten, und in jenen Tagen hat eben der preußische General Jochmus sich als Chef des Generalstabs hervorgethan. Während Lord Stratford de Redcliffe und Frhr. v. Stürmer auf ihren Gesandtschaftsposten in Konstantinopel es nicht der Mühe werth fanden, das durch die Anstrengung der Westmächte aus der Hand der Egyptier zurückeroberte Land, wofür einst Millionen Kreuzfahrer bluteten, mittelst eines Protokolls von fünf Zeilen frei zu stellen, erwachte in dem für mittelalterliche Ideen empfänglichen Monarchen von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., der romantische Gedanke im Verein mit England durch Gründung eines anglikanischen Bisthums in der Davidsstadt festen Fuß zu fassen. Dieser in christlicher Gemüthsaufwallung gefaßte Plan einer moealischen Besitzergreifung rief eine ungeahnte Bewegung hervor, und hat gegenwärtig auch

die Wiederherstellung des Johanniter-Ordens in Jerusalem in protestantischer „Zunge“ zur Folge.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Sonst und jetzt.] (Zur Vergleichung des gesellschaftlichen Tones vor 200 Jahren und dem jetzigen.) Der Notar und Bürger zu Hamburg Albertus Sommer gab im Jahre 1662 ein Komplimentirbuch heraus mit dem Titel: „Der deutsche Anführer zu anmuthigen und zierlichen Konversationsgesprächen“, in welchem unter Andern sich folgendes „Zuhausführungsgespräch“ befindet: Gesell: Tugendsame Jungfrau; ich habe große Ursache, mich nunmehr für glücklich zu schätzen und mich zu erfreuen, daß heutigen Tages mein Glücksstern erst recht aufgegangen; zumahle ich nicht allein gewürdigt worden, in Gesellschaft so freundlicher und anmuthiger Jungfrauen mit gegenwärtig zu sein, sondern überdem die Ehre genieße, eine so tugendsame Jungfrau nach Hause zu begleiten. — Jungfrau: Monsieur; ich halte dafür, daß sich diesen Abend die Jungfrauen für glücklich zu schätzen haben, weil sie die Ehre gehabt, von so höflichen und bescheidenen Gesellen bedient zu sein. Insonderheit befinde ich mich demselben verpflichtet, daß er die große Mühe auf sich nehmen wollen, mir bis nach meiner Eltern Hause Gesellschaft leisten. — Gesell: Tugendsame Jungfrau; ich bitte vielmehr um Verzeihung, daß ich die Kühnheit fassen dörfen, ihr beim Heimgehunge von der Hochzeit einen Gefährten zu geben. Ihre liebreichen und herzrührenden Gespräche, wohl anständige Geberden und angenehme Leutseligkeit haben mich dazu verursacht, also, daß ich nicht umhin gekonnt, ihr noch ferners aufzuwarten, damit ich Rede und Antwort geben möchte, daß Sie sicher und wohl wieder zu Hause kommen. — Jungfrau: Monsieur; Seine höflichen Bezeugungen verpflichten mich zu dankbarer Wiedervergeltung, derowegen ich solche gegen Jedermänniglich will zu rühmen wissen, bis ich Gelegenheit ersehe, ihm Hinwiederum einige behägliche Ehrendienste zu erweisen.

[Leider wahr!] Eine Dame geht in Paris über den Boulevard, an der Hand ein kleines Mädchen von 5—6 Jahren. Die Kleine weint, und die Mutter macht alle möglichen Anstrengungen, sie zu beruhigen, indeß vergeblich. Man kommt vor einem Spielwaarenmagazin vorüber: eine große Puppe mit blauen Augen und reizenden Lockenköpfchen lacht aus dem Schaufenster heraus, in Gesellschaft eines halben Dutzends eben so schön gelockter, lächelnder kleiner Kreaturen. „Sieh doch,“ sagt die Mutter und zeigt auf die große Puppe, „das ist ein artiges Fräulein. Sie weint nicht wie Du!“ — „Ach,“ antwortet das Kind kopfschüttelnd, „sie kann ja nicht. Wenn sie lebte, würde sie auch weinen.“

[Der trostlose Kranke.] Zu einem sehr berühmten Arzt kam ein kränklich aussehender Mensch, und klagte über verschiedene üble Zustände. — Der Doktor befragte ihn sehr umständlich über Dies und Jenes, endlich sprach er mit wichtiger Aeskulap-Miene: „Mein Freund! Eure Krankheit ist nichts Anderes als Hypochondrie, darum macht Euch fleißig Bewegung! — das ist die Universal-Medizin dafür!“ — „Ach!“ entgegnete der Patient, „was soll ich armer Mann denn noch für eine Bewegung machen? — Ich bin ja schon seit 20 Jahren Briefträger!“

[Deutsche Uebersetzungen in England.] Eine englische Zeitung übersetzte jüngst „Das Hauptgericht der Württemberger ist Leberklöße“: The supreme Court of Wurtemberg is in Leberkloss (Der höchste Gerichtshof von Württemberg befindet sich in Leberklos). Ferner: „Dem Vater grauset, er reitet geschwind. Er hält in den Armen das ächzende Kind“: He holds in his arms the eightenth child (Er hält in seinen Armen das achtzehnte Kind).

Auflösung des Räthsels in Nr. 285:

LeibeN
RiSE
IslanD
PaleS
ZeiE
IlleR
GrönlanD.

Richtig gelöst von A. E.... in Kleinwallstadt, R. in Sailauf, Isaak Hirsch in Goldbach und Lehrer King in Aschenrod.

Geschichtskalender.

17. Dez. 1688. König Jakob II. von England flieht nach Frankreich.
„ 1770. Geburtstag von Beethoven (Bonn).

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 292 . Samstag, 18. Dezember 1869.

Ein Pfingst-Vergnügen
oder:
die Reise zu dem Freiburger Sängerfeste.

(Fortsetzung.)

Am Pfingstsonntage Früh, mit dem ersten Zuge, ng das expeditionsräthliche Ehepaar, mit Retourbillets itter Klasse und mit Regenschirmen versehen, gegen reiburg.

Der Himmel schien ihrem Unternehmen nicht günstig, nn es war ein naßkalter, unfreundlicher Morgen.

Die Pfingstsonntage sind seit einiger Zeit alle so, s wolle eine höhere Hand die Leute mit Gewalt ingen, ihr Geld nicht hinaus zu werfen. Die Leute ber wollen's nicht merken, warum die Pfingsten so ngünstig sind, und werfen's doch hinaus.

Es war also ein naßkalter Morgen, und als daher r Zug im Offenburger Bahnhofe stillhielt, schüttelte ch der Herr Expeditionsrath und sagte: „Frau, ich meine, Du sollst eine Tasse Fleischbrühe nehmen und h ein Glas Rothen, wir halten's sonst nicht aus bis reiburg."

Also nahmen sie in der Bahnhof-Restauration bei Herrn Pfähler eine Tasse Fleischbrühe und ein Glas Rothen.

Als sie aber wieder in der Wagenecke saßen und er Herr Expeditionsrath sich gemüthlich streckte und chmunzelte: „So, jetzt ist mir's wieder behaglich. Dir uch?" und der Zugmeister rief: „Alles in Ordnung?" nd der Kondukteur eben die Wagenthüre schließen wollte — da merkte der alte Herr zu seinem Schrecken, daß r seinen Stock in der Restauration habe stehen assen.

Der Stock war aber ein alter, ehrwürdiger Bambus, ein Familienstück, noch von seinem Vater selig her, und wurde von dem Sohne hoch in Ehren gehalten, und um Alles in der Welt hätte er ihn nicht verlieren mögen.

Als dieser daher merkte, daß er seinen Stock vergessen habe, sprang er mit einem wahrhaft jugendlichen Satze durch die Wagenthüre, rief seiner erschrockenen Frau zu: „Ich komme gleich wieder!" und eilte in die Restauration.

Aber heute hatte sich Alles gegen ihn verschworen. Da es sehr pressirte, so war nichts natürlicher, als daß sein Stock auf die heimtückischste und boshafteste Weise (alte Bambusstöcke sind oft noch so boshaft) hinter einen schwarzen Koffer gefallen war und nur den Elfenbeinknopf hervorstreckte, um schadenfroh zuzusehen, wie sein Herr in der Restauration herumrannte, um den Verlorenen zu suchen.

Draußen that die Lokomotive einen gellenden Pfiff, und eben wollte der Herr Expeditionsrath unverrichteter Sache zur Thüre hinaus stürzen — da erblickte er den wohlbekannten Elfenbeinknopf.

Den schweren Koffer auf die Seite rücken, den widerspenstigen Stock, der mit aller Gewalt sich an einer Schnalle des Koffers festhalten wollte, hervorreißen und — ihn, wie zum Angriffe über seinem Haupte schwingend — auf das Trottoir stürzen, war das Werk weniger Augenblicke.

Aber, so wenige Augenblicke es auch waren, es waren ihrer doch zu viele und — o Jammer — eben fuhr der Zug zum Bahnhofe hinaus.

„Halt! Halt!" schrie der unglückliche alte Herr, hinter dem Zuge herkeuchend, „halt! Ich bin der Expeditionsrath Müller von Karlsruhe, halt!"

Doch umsonst. Der Eisenbahnzug nahm nicht die geringste Notiz davon, daß der Herr Expeditionsrath Müller von Karlsruhe hinter ihm drein renne, mit den Armen, wie ein Telegraph in Kriegszeiten, arbeite, und sein „Halt! Halt!" brülle; er fuhr so ruhig, oder vielmehr so schnell und unbekümmert weiter, als ob es gar keinen Expeditionsrath Müller von Karlsruhe auf der Welt gebe.

Es gibt nichts Brutaleres und Rücksichtsloseres, als ein Eisenbahnzug, der Einem vor der Nase wegfährt; es ist ein empörendes Verfahren. Dahin flog er, und vor des armen Expeditionsrathes starren Blicken verschwamm Alles in einen wirren Nebel, durch den nur der rothe Shawl seiner Frau, die sich jammernd und händeringend zu dem Wagen herausbeugte, wie ein feuriges Meteor leuchtete.

Da stand nun der arme Mann, wehmüthig dem verschwindenden Zuge nachblickend, trocknete sich die schweißtriefende Stirne und seufzte: „Das ist eine schöne Geschichte! Was nun anfangen?"

Digitized by Google

„Trösten Sie sich, Herr Expeditionsrath!“ sagte ein Herr, der ihn schon einige Zeit beobachtet, und klopfte dem niedergeschmetterten Kanzleibeamten mit lautem Gelächter auf die Schulter, „ho, ho, ho! Trösten Sie sich; in zwei Stunden geht der Extrazug durch, da kommen Sie noch zeitig genug nach Freiburg, um den Einzug der Sänger zu sehen. Ho, ho, ho!“

„Danke!“ sagte der Herr Expeditionsrath etwas kurz, denn es berührte ihn unangenehm, daß ein Fremder sich herausnehmen konnte, ihm mit so plumper Vertraulichkeit auf die Schulter zu klopfen, und noch dazu über sein Mißgeschick so unzart zu lachen. „Danke!“ sagte er daher in nicht besonders freundlichem Tone, und wandte sich der Stadt zu, um seine zwei Stunden todtzuschlagen, und sich ein wenig zu zerstreuen; denn es wollte ihm nicht aus dem Kopfe, daß seine arme Frau sich jetzt gewiß um ihn ängstige und am Ende selber in Verlegenheit komme. „Pah! Sie ist eine vernünftige Frau, und wird sich denken können, daß ich in zwei Stunden wieder bei ihr bin. Glücklicher Weise hat sie das eine Goldstück und wird sich schlimmsten Falles schon selbst ein wenig helfen können.... Ich möchte nur wissen,“ murmelte er auf dem Wege zur Stadt vor sich hin, „wer der Mensch ist, mit dem unangenehmen Ho—ho—ho-Gelächter. Ich meine immer, ich müsse das Gesicht schon irgendwo gesehen haben? Hm, hm! — Es wird doch nicht gar der Herr von ** sein? Pah! Nein, wie sollte der daher kommen?“

In der Stadt nahm der Herr Expeditionsrath erst eine kleine Herzstärkung in der „Fortuna“, denn der Schrecken hatte schon längst den verhängnißvollen halben Schoppen in reines Nichts verflüchtigt; dann ging er auf den Marktplatz und betrachtete sich das Standbild des Franz Drake, des Erfinders der Kartoffeln.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Urgeschichte des Menschen.

(Fortsetzung.)

Den Gegenstand des fünften Vortrages von Karl Vogt bildete die Bronzezeit. Er wählte die Dolmen oder Hünengräber zum Ausgangspunkte, um den Uebergang aus der Steinzeit in die Bronzezeit zu beleuchten.

Wo Wohnungen von Menschen, begann er, dort sind auch Gräber. In der Schweiz jedoch fand man noch keine. Im Norden kommen die Hünengräber oder Dolmen vor. Neuestens entdeckte man in der Pfalz, am sogenannten Hinkelsteine, ein Grabfeld. Hinkel ist der provinzielle Ausdruck für Hünen. Die Todtenreste gehören der langköpfigen, altgermanischen Race an. Die Waffen sind dieselben wie in den Pfahlbauten. Mit den Dolmen hängen die Kjökkenmöddings zusammen, wie die Steinwerkzeuge in diesen zeigen. Zweifellos wurden solche Gräber schon in der Steinzeit errichtet; der Gebrauch setzte sich aber bis in die Bronzezeit, ja selbst bis in die historische Zeit fort. Die Steine in den Dolmen sind nicht, wie man Anfangs glaubte, durch Menschen geschliffen, sie sind vielmehr Gletscherschliffe. Aus mehreren flachen Steinen ist eine Kammer gebildet, die durch ungeheure solche Steine gedeckt ist. Die Skelette sind meistens in hockender Stellung. Höchst merkwürdig ist die Verbreitung der Dolmen: von Danzig angefangen, den Küsten des Meeres entlang, erstrecken sie sich bis in die Bretagne, und von da weiter nach Gibraltar, Nord-Afrika, an Suez vorüber bis in den persischen Meerbusen und nach Indien. Man findet sie ferner auf den dänischen Inseln und weniger häufig in Italien und Klein-Asien. Sie streifen den Flüssen entlang ins Innere der Länder hinein, und noch heute thürmt ein Volk mit fast australischen Schädeln im inneren Dekhan solche Gräber. In Dänemark unterscheidet man zwei Arten: die Riesen- oder Jettestuben mit wenigen, aber sehr schönen Waffen und mit Seiteneingängen; und große, lange Hügel, welche von oben zu öffnen sind, mit vielen Leichen und schlechteren Waffen. Die ersteren gehörten wohl für die Häuptlinge, die letzteren für das übrige Volk.

So weit sie aus der Steinzeit stammen, findet man kein Hausthier in ihnen. Nielson glaubte einen Hund zu entdecken, wobei ihn der Gebrauch der Eskimos leitete, mit Kindern einen Hund zu begraben, damit er ihnen den Weg zum Himmel zeige. Was aber Nielson für Hundeknochen gehalten hatte, sind Fuchsknochen.

An vielen Orten trifft man im Zugange der Dolmen Aschen-Urnen aus der Bronzezeit; oft sind aber auch in ihrem Inneren die Gegenstände theils Stein, theils Bronce. In den Pfahlbauten jedoch nimmt man den Uebergang zur Bronzezeit direkt wahr. In den sogenannten Steinbergen trifft man nur Steine, in den neueren Schichten aber Metall, das sich nach und nach zur Geltung bringt. Das älteste Metall in den Pfahlbauten ist bereits Bronce, eine Legirung von Kupfer und Zinn. Reines Kupfer findet man nur in einigen Gräbern, ferner in Mexiko und an den Seen von Kanada. In Europa ist es äußerst selten. Die Legirung hat wechselnde Zusammensetzung. Da Kupfererze lebhaft in Farben spielen, so ziehen sie die Aufmerksamkeit auf sich und ihre Entdeckung kann nicht Wunder nehmen. Das Zinnerz aber ist unscheinbar und selten; einer seiner wenigen Fundorte war Cornwallis. Zweifellos bestanden frühe Handelswege nach Norden, auf denen Zinn und Bernstein gebracht wurden. Man gewann Bernstein in großer Menge an der Nord- und Ostsee; er wurde im Alterthum ganz besonders geschätzt und daher sicher geholt. In den englischen Zinnbergwerken fand man sowohl Stein- als Bronceteile, mit denen das

krz gewonnen wurde. Dr. Wiebel von Hamburg wies ach, daß die Erze selbst und nicht die darin enthaltenen Metalle bei der Bildung der Legirung zusammengeschmolzen wurden; daher ist deren Zusammensetzung ehr wechselnd. Je nach dem Erfolge bestimmte sich die Verwendung.

Sehr häufig findet man den Celt, ein eigenthümliches gegossenes Beil. Unverkennbar ist in der Bronceeit der Fortschritt in der Anfertigung von Gefäßen: in er Steinzeit sind sie meist ohne Henkel, in der Bronceeit haben sie solche; in der Steinzeit die Ohren an en Gefäßen nur zum Aufhängen, in der Broncezeit um Durchstecken der Finger. Sehr häufig sind Thonringe, auf welche man die Töpfe stellte, wo jetzt die Negerten auf Strohkränze. Die Spinnwirtel sind nun us Thon.

Merkwürdig sind die sogenannten Mondsicheln. Man ifft sie zahlreich, meist aus Thon, zuweilen auch aus Stein. Sie sind mit groben Ornamenten verziert, ihr nnerer Rand ist abgerundet, ihr äußerer flach, so daß le stehen können. Sie haben Löcher zum Aufhängen. keller in Zürich hält die Mondsichel für Symbole eines Mondkultus, — Vogt aber für Schlafkissen. Bei allen wilden Völkern bemerkt man eine eifrige Pflege des Haarschmuckes, und zwar bei den Männern, und bei llen solchen Völkern findet man auch eigenthümliche Schlafkissen, man könnte sagen: Schlafmarterwerkzeuge. So schleppt der Wilde von Neu-Guinea ein solches Werkzeug mit, da er einen Chignon von ein bis anderthalb Fuß Länge und bestimmter Form trägt, welcher die Unbequemlichkeit hat, daß man ihn nicht, wie es doch sonst bei Chignons der Fall ist, ablegen kann. Die Chinesen haben Schlafkissen aus Ebenholz mit passender Höhlung für den Zopf. Auch die Abyssinier haben ein Holzkissen ihres Haarschmuckes wegen. Zwei Jahre hat eine Neuvermählte mit den Haaren ihres Mannes zu thun. Der Abyssinier verwendet dabei eine lange Nadel, und auch wir finden eine Haarnadel aus Bronce, wodurch die Verwendung der Mondsichel als Schlafkissen noch wahrscheinlicher wird.

(Fortsetzung folgt.)

Das alte Johanniter-Spital in Jerusalem und dessen Erwerbung durch Preußen.

(Fortsetzung.)

Kaum war am 28. Februar 1842 der Grundstein zur neuen Jakobskirche gelegt, deren Einweihung Bischof Gobat am 21. Februar 1849 vornahm, als eine leise Reaktion in Oesterreich eintrat und Kaiser Ferdinand das von Joseph II. aufgehobene k. k. Kommissariat für das heilige Land in Wien am 19. November 1843 wieder herstellte. Den Deutschen sitzt die Wissenschaft im Blute, Gelehrte werden im diplomatischen Verkehr verwendet, und unser Gesandtschaftspersonal steht nicht weniger mit den Höfen als mit den Akademien in Verbindung. So sollten vom katholischen Deutschland aus ein paar Professoren als Pioniere abgehen und zuvörderst Kundschaft vom Stande der Dinge im heutigen Kanaan einziehen: von Oesterreichs Seite Dr. Johann Mosettigh aus Görz, Professor des alttestamentlichen Studiums, bayerischerseits ein als Historiker mit Land und Leuten vertrauter Laie, und es fehlte wenig, daß nicht auch der gegenwärtige Leiter unserer auswärtigen Angelegenheiten sich anschloß. Der Befund ergab, daß die Wächter des heiligen Grabs von dem Untergange des römischen Reichs deutscher Nation keine Notiz genommen, sondern nach wie vor und seit den Kreuzzügen her für den römischen Kaiser als Schirmherrn der Christenheit die offiziellen Gebete verrichtet wurden.*) Erst seit der Erneuerung des französischen Imperiums durch Napoleon III. fließt der alte Imperator mit dem modernen **empereur** in der Vorstellung vieler zusammen. Zwischen der Custodie des heiligen Landes und dem französischen Konsul, der im Namen seines Herrn das Protektorat Frankreichs über die katholischen Christen des Orients in übermüthiger Weise ausbeutete, herrschte eben damals die bitterste Spannung und der nun verewigte Pater Paulus a Moretta, ein Sarde, fiel als Opfer der Intrigue, weil er den Wunsch bethätigte und es in Rom zur Verhandlung kam, die Väter der **terra sancta** lieber unter die Schutzmacht Oesterreichs gestellt zu sehen.

Nach der Heimkehr der Abgesandten nahmen die betreffenden Ministerien die Sache in die Hand, und von Bayern, wo König Ludwig die **res circum sacra** energischer als alle Bischöfe leitete, kam zunächst die Gründung eines deutschen Franziskanerklosters an den frischen Quellen des Jordans zur Sprache, um den Minoriten, die sich fast ausschließlich aus Italienern, Spaniern und Portugiesen rekrutiren, auch mehr wissenschaftliches deutsches Element zuzuführen, und neben den ungemein rührigen und gelehrten protestantischen Missionären auf Sion mit Ehren bestehen zu können. Der Vorschlag wurde neuerdings durch die dreizehnte Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands zu München 1861 in Anregung gebracht, stieß aber in **Ara Coeli**, im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten der Väter des heiligen Franz, auf entschiedenen Widerspruch. Kardinal Barnabo ertheilte als Vorstand der orientalischen Mission abschlägigen Bescheid, wobei die Besorgniß durchblickte: es möchte durch die Stiftung

*) Sonntags wird für den Papst, Montags für den König von Sardinien (!), Dienstags für den König beider Sizilien, Mittwochs für Portugal, Donnerstags für den Kaiser (den Sultan Nemtsche, türkisch gesprochen), Freitags pro rege Francine, Samstags für Spanien am Christusgrabe gebetet.

Digitized by Google

eines besonderen deutschen Klosters zu Spaltungen im Orden kommen. Doch gingen seit 1846 mehrere deutsche Paters nach Palästina ab, übernahmen im Salvatorkloster in Jerusalem die arabische Druckerei und führen sie bis zur Stunde.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

„Das neue Blatt", ein illustrirtes Familien-Journal, redigirt von Paul Lindau, Verlag von A. H. Payne in Leipzig.

Wie sein Titel besagt, ist es ein neues Blatt, das sich aus der Masse ähnlicher Wochenschriften hervorarbeiten will und in der That, wenn es so fortfährt, wie es angefangen hat, so kann man ihm eine glückliche Zukunft voraussagen. Es enthält Holzschnitte, die dem Schönsten, was bisher geleistet wurde, mindestens gleich kommen. „Ein Verschönerungs-Verein", Originalzeichnung von Eduard Schulz stellt Kinder dar, die nach dem Sprüchworte: „wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen" sich und die Hunde des Hauses herausputzen.

Ein kleiner Knirps hat des Vaters großen Hut auf seine Schultern gesetzt und raucht, den Familien-Regenschirm unterm Arm mit kühner Geberde eine Zigarre. Sein Schwesterchen setzt dem ernsten Dacker der Mutter Nachthaube auf, während eine Größere eine Bettdecke zum Schleppkleid herrichtet.

Zeichnung und Schnitt sind ausgezeichnet. Dasselbe Lob verdient das andere größere Bild „der letzte Auerhahn am Birkenberge", den ein Marder, während ihn die Liebe blind machte, am Hals packte und so sehr unsanft aus seinen Liebesträumen weckte.

Außerdem enthält das Blatt noch zwei Brustbilder von Dr. Fritz Reuter und Gambetta, beide gleichfalls gut gezeichnet und geschnitten. Der sprachliche Theil des Blattes besteht in einer gereimten Vorrede, wonach der Zweck des Blattes folgender sein soll:

„Und ohne Furcht erklärt es Krieg
Der Lüge und dem Schlechten,
Und wirbt um Nichts als um den Sieg
Des Schönen, des Guten und Echten."

Sodann aus einer Novelle „auf den Brettern" von Schoeler, einer Abhandlung von J. Rodenberg: „Wer ist Loyd" und von Brachvogel: „über Einbildungen". Ferner aus: „Briefen an eine deutsche Frau in Deutschland", „bei Fritz Reuter zu Gast" und noch verschiedenen kleinen Sachen. Das Papier ist fest und weiß, der Druck scharf.

Das Blatt kostet 1 Sgr., das Quartal 12½ Sgr., für das viele Schöne ein sehr billiger Preis.

Mannigfaltigkeiten.

[Definitionen.] Die „Libertés" theilt einige Stellen aus einem von Madame de Tracy hinterlassenen, noch nicht herausgegebenen Katechismus mit. Es befinden sich darin Gedanken, wie sie skeptischer kaum sein können: **Was ist ein Patriot? Ein Mensch, der eine Stelle haben will.** — Was ist Politik? Die Kunst, diese Stelle zu erhalten. — Was ist Wissenschaft? Die Kunst, die Fehler Anderer zu erfahren. — Was ist Tugend? Ein guter Gegenstand der Unterhaltung. — Was ist Geist? Ein Mittel, um sich verhaßt zu machen und Das nicht zu erlangen, wonach Andere trachten.

[Gefahren auf der Pacific-Bahn.] Abenteuersuchenden Reisenden darf die Pacific-Eisenbahn auf's Wärmste empfohlen werden, da man sich während des bevorstehenden Winters auf romantische Ereignisse gefaßt macht. Der Verwaltungsrath der Bahn hat nämlich beschlossen, den Zügen während des Winters Wagons mit Brennmaterialien und Lebensmitteln anzuhängen, um bei etwaigem Verschneien der Züge ein Verhungern oder Erfrieren der Passagiere zu verhindern.

[Eine Fliege als Controlor.] Die Zigeuner im „Hopfengarten" zu Pesth geben Demjenigen von ihnen, der mit dem Geldeinsammeln betraut ist, eine lebendige Fliege in die linke Hand, während er den Sammelteller in der rechten hält. Die Fliege muß er so, wie er sie bekommen, lebendig wieder mitbringen, zum Zeichen, daß er vom Gelde nichts weggenommen hat. Fehlt die Fliege, so bekommt er keinen Antheil.

Auflösung des Räthsels in Nr. 286:
Traube.

Geschichtskalender.

18. Dez. 1803. Todestag des Dichters Herder (Weimar).
„ 1812. Napoleon I. kommt unerwartet aus Rußland in Paris an.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers E. Maillandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 293 Montag, 20. Dezember 1869.

Ein Pfingst-Vergnügen
oder:
die Reise zu dem Freiburger Sängerfeste.

(Fortsetzung.)

Der Herr Expeditionsrath war ein enthusiastischer Verehrer des Franz Drake und betrachtete den berühmten Seehelden nicht nur als Schutzpatron, sondern als eigentlichen Stammvater aller Expeditionsräthe; denn daß vor Entdeckung und Einführung der Kartoffeln die Existenz der Expeditionsräthe eine Chimäre, eine reine Unmöglichkeit gewesen sei, und daß die Expeditionsräthe also eigentlich erst mit oder eigentlich nach den Kartoffeln entstanden sein konnten, das nahm der Herr Expeditionsrath als eine unbestreitbare Thatsache an. Er konnte zur Behauptung dieser seiner unerschütterlichen Ueberzeugung gewichtige Gründe beibringen.

Er stand daher in stiller Andacht vor dem Bilde seines Stammvaters und mußte sich gestehen, daß dieser für einen Engländer und einen Kartoffelhelden eine ganz stattliche Haltung habe. Besonders gefiel es ihm, daß der Drake einen Büschel Kartoffeln in der Hand hatte; nur hätte er gewünscht, daß der Künstler die Sorte noch deutlicher ausgedrückt hätte, denn der Herr Expeditionsrath konnte, trotz der aufmerksamsten Betrachtung — und er verstand sich auf Kartoffeln, — nicht unterscheiden, ob die steinernen Knollengewächse in Drake's Hand „Spitzmäuse" oder „Dickhäuter" bedeuten sollten.

Noch etwas hatte der Herr Expeditionsrath an dem Standbilde auszusetzen. Er hätte es nämlich gern gesehen, daß die Kartoffeln noch mehr massenhafter und würdiger repräsentirt gewesen wären, und es würde gewiß eine geistreiche Huldigung für den großen Mann gewesen sein, wenn statt der gewöhnlichen steinernen Pfosten des Kettengeländers eigentliche Kartoffelsäcke sinnbildlich in Stein dargestellt worden wären, so daß diese steinernen, mit Ketten verbundenen Kartoffelsäcke gleichsam einen Huldigungstanz um das Monument aufgeführt hätten.

Als sich der Herr Expeditionsrath von seinem Schutzpatron trennte, blieben ihm noch 1½ Stunden Zeit, um sich die berühmte Eisenbahnbrücke über die Kinzig anzusehen, und also ging er der Kinzig zu nach der Gitterbrücke.

Der Herr Expeditionsrath war von jeher ein Bewunderer von großartigen Baudenkmälern, und als daher die prachtvolle Gitterbrücke vor seinen Augen lag, da schwellte sein Herz, und der herrliche Anblick versöhnte ihn fast mit seinem Mißgeschicke, dem er diesen Kunstgenuß zu danken hatte.

Diesmal hatte er entschiedenes Glück, denn er traf bei der Brücke einen interessanten jungen Mann — er mußte offenbar ein Techniker sein, — der seine Fragen nicht nur mit großer Freundlichkeit erwiderte, sondern auch so gefällig war, ihm die ganze Brücken-Konstruktion bis in die kleinsten Einzelheiten zu erklären, und ihm zur größeren Verdeutlichung Alles an der Brücke selbst ad **oculos** zu demonstriren.

Das war für den alten Herrn ein hoher Genuß; er war ganz Ohr bei den interessanten Mittheilungen des gefälligen jungen Mannes, und wurde am Ende so begeistert für die Technik, daß er seinem freundlichen Begleiter herzlich die Hand schüttelte, und ihn versicherte, jetzt sei er entschlossen: einer seiner Söhne müsse Ingenieur werden.

Eben standen sie auf einem Vorlande der Kinzig unter der Brücke, um auch die Konstruktion von unten zu betrachten, und eben erzählte der junge Techniker dem aufmerksam zuhörenden alten Herrn von den Festlichkeiten bei dem Einschlagen des ersten Nietnagels, von den Feierlichkeiten und dem Trompetengeschmetter bei Aufrichten der Gitter, und von dem Festessen bei Eröffnung der Brücke, und von den Reden, die dort hätten gehalten werden können, — da fing es über ihren Köpfen an zu krachen, zu rollen und zu donnern, als wolle die ganze Brücke zusammenstürzen, so daß der Herr Expeditionsrath sich erschrocken niederduckte und seinen jungen Gesellschafter ängstlich am Arm faßte, bis der rollende Donner vorüber war.

„Was war das, verehrter junger Freund?" fragte er, am ganzen Leibe zitternd.

„Ha, ha, ha!" lachte der junge Mann, „erschrecken Sie nur nicht, die Brücke fällt nicht zusammen, es war nur ein Eisenbahnzug."

„Wa .... was? Ein Eisenbahnzug?" stotterte der Herr Expeditionsrath, und schaute erbleichend auf seine Uhr. „Doch nicht ....?"

Digitized by Google

„Es ist der Extrazug, der zu dem Sängerfeste nach Freiburg geht."

„Heiliges Tintenfaß!" jammerte der alte Herr und ließ die Arme sinken, „jetzt habe ich auch den verpaßt. Das hat man davon, wenn man wissenschaftliches Streben hat! O meine arme Therese!"

* * *

Doch wir können uns bei dem Jammer des trostlosen Ehemannes nicht aufhalten und wollen uns ein wenig nach seiner „armen Therese", nach der herrenlosen Frau Expeditionsräthin umsehen.

Als die gute Frau von Offenburg so allein in die weite Welt hinausfliegen, und ihren natürlichen Beschützer mit seinem Bambusstocke zurücklassen mußte, da wollte ein gelinder Anflug von Verzweiflung über sie kommen. Doch sie war eine verständige Frau, und bald gelang es ihren eigenen und den Vernunftsgründen ihrer theilnehmenden Reisegesellschaft, sie zu beruhigen, denn mit dem nächsten Zuge mußte ja ihr Herr und Gemahl unfehlbar nachkommen.

Dieser Gedanke tröstete sie, und als sie in den Freiburger Bahnhof einfuhr, war sie wieder vollkommen beruhigt, und freute sich fast ein wenig darauf, ihren Joseph recht tüchtig auszulachen.

Inzwischen betrachtete sie mit Interesse das Festgepränge, das sich zum Empfange der fremden Gesangsgäste um den Bahnhof herum zu entwickeln anfing.

Als aber der erwartete Joseph's-Zug in den Freiburger Bahnhof rollte, da wandte sie dem interessanten Schauspiele den Rücken, und spähte mit liebe- und sehnsuchtsvollen Blicken in die Wagen, um die behäbige Gestalt ihres Joseph's zu erhaschen.

Doch Wagen um Wagen entleerte seine Sängerschaaren, und wenn unter den Sängern, die mit nicht sehr festlichen Gesichtern in das ungastliche Wetter hinaus schauten, auch mancher Joseph sein mochte, — ihr Joseph war nicht dabei.

Nachdem aber der letzte Wagen seines liederreichen Inhaltes sich entledigt hatte, und die ängstlich auf dem Trottoir umherirrende Frau Expeditionsräthin vergebens nach ihrem anderen Ich geforscht hatte, und sich am Ende gestehen mußte, ihr Joseph sei nicht vorhanden, da überkam sie eine große Sorge, denn jetzt war offenbar Etwas vorgefallen, ihrem armen Manne mußte nothwendig Etwas zugestoßen sein.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Urgeschichte des Menschen.

(Fortsetzung.)

Gold kennt man auch bereits. Anfänglich sind die Bronzegegenstände feiner als die Goldwaaren, später, als man sich in der Bearbeitung des Goldes vervollkommnet hatte, war es umgekehrt. Man findet enge Armringe, die in der Jugend angezogen und nicht mehr abgelegt wurden. Man schmückte die Gegenstände mit Linien, die mit dem Grabstichel ausgegraben wurden; dieselben sind aber stets nur architektonischer Natur; auch hier kehrt die Naturnachahmung der mittleren Steinzeit nicht zurück. Es wurden Schwerter, Dolche, Pfeilspitzen, Sicheln, Messer und, wie es scheint, sogar primitive Rasirmesser aus Bronze verfertigt. An vielen Bronzewaffen bemerken wir kleine Griffe, wie sie noch heute im Oriente gemacht werden, aber für die Hände derjenigen, welche die Waffen führen sollten, nicht passen. Dies deutet auf eine Einfuhr der Bronze hin, welche allmälig den Stein verdrängte. Woher kam die Bronze? Hier stehen sich verschiedene Ansichten gegenüber.

Nach Nielson soll die Bronze von den Phöniciern stammen. Er fußte hierbei auf verschiedene Gegenstände. So fand man in Mecklenburg einen kleinen Wagen mit vier Rädern und einem Kessel, der in allen Einzelheiten dem Wagen gleicht, der für König Salomo von den Phöniciern verfertigt wurde. Es finden sich Trompeten, genau jenen gleich, womit Jericho umgeblasen wurde. Auf den Steinen von Kiwik glaubte Nielson die Abbildung eines Baalfestes mit Priestern, Gefangenen, Trompetenbläsern ꝛc. zu erblicken. Das Monument von Stonehenge hielt er für einen Bauls- oder Sonnentempel, und so betrachtet er die Bronzezeit kurzweg als die Zeit der Phönicier.

Der Metallhandel blieb jedoch nicht stets bei Einem Volke. Zweifellos waren die Phönicier einst Metallhändler; es folgten ihnen aber die Etrusker darin nach. In dieser Hinsicht sind die Funde in Hallstadt sehr merkwürdig, welche den Uebergang aus der Bronze- in die Eisenzeit zeigen. Vermuthlich war hier eine Kolonie etruscischer Bergwerksbesitzer, die nach Salz gruben, analog den heutigen Pelzkolonien der Amerikaner. Nicht zu bezweifeln ist aber, daß es Bronze auch aus älterer Zeit als der der Phönicier gab. Diese folgten selbst einem früheren Volke. Pfahlbauten zeigen keine Spur von jenen Cisten ꝛc., die man Phöniciern zuschreibt, und doch Bronze. Dagegen findet man gerade dort, wo sicher Phönicier waren, wie in Massilia, keine Dolmen. Diese Bronze ragt also in eine ältere Zeit als die der Phönicier zurück; Gold, Silber, Blei folgten und zuletzt auch Eisen. Sagen, wo das Härten des Eisens mit Zauber verknüpft ist, zeigen, wie lange es brauchte, bevor Eisenwaffen zur Geltung kamen. Man kannte das Eisen noch nicht als Stahl, die Gallier hatten in ihren Kriegen gegen die Römer noch keine gehärteten Eisenwaffen, das Hinterglied mußte die rasch gewechselten Schwerter nach jedem Hiebe gerade bengeln. Damit sind wir aber an der historischen Zeit angelangt; das Eisen ist schon ganz und gar historisch. Wurden doch sogar noch die Kämpfe vor Troja mit Waffen aus Bronze geführt.

Digitized by Google

Da wir in der ersten Bronzezeit noch kein Haushuhn und keinen Roggen, also nichts Asiatisches antreffen, so dürfte die erste Bezugsquelle von Bronze nicht Asien, sondern Afrika gewesen sein.

Hiermit schloß Vogt die chronologisch geordnete Uebersicht des vorhistorischen Entwicklungsganges der Menschheit. Seinen sechsten und letzten, gestern abgehaltenen Vortrag widmete er allgemeinen Folgerungen aus dem Gesagten.

Wenn man das in den früheren Vorträgen entrollte Bild überblickt, so findet man einen stetigen Fortschritt und sieht, daß offenbar der Mensch durch eigenes Denken, durch eigene Arbeit dahin gelangte, seine Zustände zu verbessern. Im Verhältnisse zu diesem Fortschritte der Kultur vervollkommnete sich auch seine äußere Erscheinung; die starken Leisten, die niedere Stirn, jene Kennzeichen der Wildheit, die wir am Neanderschädel wahrnahmen, verschwanden und die Form des Menschen veredelte sich. Wenn wir nun den heutigen Menschen, wie er in den verschiedenen Ländern, unter den verschiedenen Zonen beschaffen ist, betrachten, so können wir wieder nachweisen, daß Kultur und äußere Erscheinung sich entsprechen. Bei den Australnegern, Eskimos und anderen wilden Völkern finden wir ähnliche Züge, wie bei den Menschen der vorhistorischen Zeit. Mit der äußeren Form in direkter Beziehung steht die Ausbildung des Gehirnes. Es ist nicht schwer, die räumliche Größe des Gehirnes, welches in einem Schädel eingeschlossen war, zu ermitteln. Man braucht nur irgend eine Flüssigkeit durch das Hinterhauptloch in die geschlossene Schädelkapsel zu gießen und deren Volumen zu bestimmen. Man erfährt so, daß das Hirn des weißen Mannes beiläufig 1400 bis 1450 Kubik-Centimeter oder drei Schoppen ausfüllt, das des Australnegers 1200 Kubik-Centimeter, also ungefähr einen halben Schoppen weniger. Die übrigen Menschenracen, die bekanntlich an Kultur und äußerer Erscheinung zwischen diesen Extremen stehen, zeigen auch an Hirnmasse die zwischen den zwei angegebenen liegenden Werthe. Je edler die äußere Form eines Menschen, desto mehr Hirn besitzt er. Suchen wir auch in der geschichtlichen Entwicklung nach der Bestätigung dieses Gesetzes, so fehlt es uns einigermaßen an Material; wir haben aus den ältesten Perioden keine ganzen Schädel. Jene Schädel aber aus der Steinzeit, die in der Form denen der heutigen Nordländer gleichen, nur daß die letzteren veredelt sind, bestätigen in ihrem Rauminhalte das Gesetz. Broca untersuchte bei Durchwühlung des Pariser Bodens in Folge der Haußmann'schen Bauten Schädel aus alten Kirchhöfen. In Gewölben, die spätestens im zwölften Jahrhunderte benutzt wurden und wo sicher nur Vornehmere begraben liegen, fand er Schädel, welche im Durchschnitt 1426 Kubik-Centimeter Hirn gefaßt hatten. Dagegen hatten in einem Friedhofe, wo die Todten von 1788 bis 1824 bestattet worden waren, die Schädel 1462 Kubik-Centimeter Hirn, und zwar in allen Ständen, denn auch bei den Schädeln aus der fosse commune, wo der Tagwerker liegt, war es der Fall. Es zeigt sich daraus, daß der heutige Plebejer 36 Kubik-Centimeter Hirn mehr besitzt, als der Aristokrat aus der karolingischen Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Das alte Johanniter-Spital in Jerusalem und dessen Erwerbung durch Preußen.

(Fortsetzung.)

Der zweite Vorschlag ging auf Erwerbung der Ruinen des alten Johanniter-Spitals, wo schon unter Karl dem Großen das **Monasterium de Maria latina** mit einer abendländischen Bibliothek, der Pilgerherberge und einem Krankenhaus unter der Pflege eines religiösen Schwesterbundes bestanden und später das große Hospital des kriegerischen Ordens daneben sich erhoben hatte. Alsbald hatte sich die General-Oberin der Schwestern des h. Vincenz in München zur Uebernahme und Wiederbesetzung bereit erklärt. Als Arzt sollte eine wissenschaftliche Celebrität aus Bayern gewonnen werden, ein Mann, der während seines siebenzehnjährigen Wirkens in Egypten theils als Direktor der Hospitäler, theils am Hofe Mehemed Ali's sich das höchste Ansehen erworben. Derselbe war ausersehen, zugleich als Konsul im Namen Bayerns nach Jerusalem überzusiedeln, damit nicht, wie Fürst Metternich die Besorgniß kundgab, durch das Auftreten eines k. k. Konsuls die Rivalität einer großen nordischen Macht wachgerufen würde. Die Angelegenheit fand durch die Vermittlung Msgr. Viale Prelà's, der als päpstlicher Nuntius erst in München, dann in Wien so lebhaftes Interesse an deutscher Sprache, Kunst und Wissenschaft nahm, dann des österreichischen Grafen Ludwig v. Senfft-Pilsach die kräftigste Vertretung, der Ankauf des ganzen Terrains von 200,000 Quadratfuß unmittelbar im Süden, dem Vorplatz der h. Grabkirche gegenüber, war auf 1 Million Piaster, kaum 10,000 Pfd. St., in Aussicht genommen — eine Summe, die unter Umständen selbst ein Privatmann zur Verfügung hat. Alles schien zur Ausführung vorbereitet, als 1847 das — Füßchen einer spanischen Tänzerin neben vielen anderen auch dieses Projekt über den Haufen warf. Die Seele des Unternehmens, König Ludwig von Bayern, trat bald selbst vom Thron zurück. Wir haben schon anderweitig die Vermuthung ausgesprochen: wäre der großartige und doch mit so wenig Mitteln angelegte Plan zur Ausführung gelangt, so stand die Hoffnung in Aussicht, daß auch die h. Grabkirche im ganzen Umfang der Konstantinischen Basilica durch den baulustigen Monarchen vollendet wurde; denn der Dom der Kreuzkirche bildet

Digitized by Google

im Grunde nur einen großen Chor, daher der ewige Hader der morgen- und abendländischen Christen Angesichts der heiligen Stätte. Der spätere Aufruf der Kaiserin Eugenie an die christlichen Fürstinnen Europa's ging von demselben Gedanken aus.

Die Kräfte zersplitterten sich sofort; da indeß Rußland energischer vorging, kam 1852 die Errichtung eines österreichischen Konsulats in Jerusalem zu Stande. Der Gedanke an das alte Hospital wurde verlassen, und im heißen Thalgrunde der heiligen Stadt an der allerundankbarsten Stelle für theuren Preis ein Baugrund erworben, wobei der Schutt sieben Klafter tief weggeschafft werden mußte, bis der neue Generalkonsul Graf Pizzamano 1856 zum österreichischen Hospiz den Grundstein legen konnte, welchen Kardinal Rauscher übersandt hatte. Architekt Endlicher setzte am 20. Oktober 1858 den Schlußstein des nicht einmal im orientalischen Styl ausgeführten Gebäudes, ging aber schon im nächsten Jahr mit Tod ab. Kaiser Nikolaus hatte noch vor Oesterreich seinen Vertreter nach der heiligen Stadt geschickt. Fallmerayer schreibt nicht umsonst: „Der eminente Gedanke der russischen Kirche ist die Besitznahme vom heiligen Grab.“ Gab doch der Streit um die Schlüssel der Heilig-Grabkirche zunächst die Veranlassung zum Ausbruch des Krimkriegs. Trotz der erlittenen Niederlage wurde 1860 der Bau einer eigenen Vorstadt, Neu-Jerusalem, an der Nordwest-Ecke der Altstadt begonnen, und am Geburtstage des Czaren Alexander II. die Alexanderkirche „im Moskowiterstyl“ fundamentirt — ein Palast für den Metropoliten und eine ausgedehnte Pilgerherberge errichtet, und das Ganze mit Mauern umsargen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Kürzlich wurde vom Kaiser Napoleon dem Herrn Johann Heinrich Hope, einem Sohne des reichen Handelsherrn Adrian Hope in Amsterdam, die Erlaubniß ertheilt, den Namen und Titel des Grafen Rapp, seines Großvaters von mütterlicher Seite, annehmen zu dürfen. Anläßlich dieses kaiserlichen Gnadenaktes frischt ein englisches Blatt einige Reminiscenzen aus dem Leben des Grafen Rapp auf, der, 1771 in Colmar geboren, sich von einem gemeinen Soldaten zur Würde eines Generals und Pairs von Frankreich hinaufgeschwungen. Rapp war bekanntlich der Einzige in der nächsten Umgebung Napoleons, der sich den Launen des großen Mannes nie unterwarf und seinem kaiserlichen Herrn manchmal derb die Wahrheit sagen durfte; der Kaiser schätzte ihn dieserhalb nur um so mehr. Einst spielte er mit Sr. Majestät Ecarté und war stark im Glücke. „Aha!“ bemerkte der Kaiser, als der General-Adjutant die Goldstücke einstrich, „Sie scheinen die kleinen Napoleons gern zu haben!“ „Lieber als die großen!“ erwiderte Rapp und knöpfte seine Taschen zu. Bei einer andern Gelegenheit, als der Kaiser einem Italiener Audienz ertheilte, erschien Rapp jeden Augenblick an der Thür und fragte, ob Se. Majestät ihn gerufen habe. Als der Fremde sich entfernt, fragte Napoleon seinen Adjutanten etwas ärgerlich, warum er ihn so oft gestört habe. „Sire,“ erwiderte der biedere Rapp, das Gesicht dieses Menschen gefiel mir ganz und gar nicht, und ich hielt es nicht für rathsam, Ew. Majestät mit ihm allein zu lassen. Ich hatte ihn jeder schurkischen That für fähig, denn — er ist ein Corsicaner!“

Ein Schiffskapitän, dem das Theater eine fremde Welt war, ging eines Tages in die Oper, wozu ihm ein Freund ein Billet geschenkt hatte. „Nun wie hat Ihnen die Oper gefallen?“ fragte ihn dieser am folgenden Tage. — „Ich verstehe nichts von der Musik“, entgegnete der Seemann, „aber so viel mir scheint, hat die erste Sängerin ihre Sache schlecht gemacht, denn sie mußte fast jede Arie zweimal singen.“

[Treue Grabschrift.] Ein Bürgermeister starb auf einer Reise in die Residenz. Seine Mitbürger ließen ihm ein Grabmal errichten, und auf dasselbe mit großen goldenen Buchstaben setzen:

Hier ruht unser Bürgermeister R., beerdigt in der Residenz. (L. Anz.)

[Zwei auf Zehn.] In einem großen Pariser Modemagazin sind die Kommis angewiesen, beim Eintritt von Kunden, über deren Absichten man zweifelhaft ist, sich rasch einander zuzurufen: Zwei auf Zehn, das heißt zwei Augen auf zehn Finger.

Auflösung der Charade in Nr. 289:

Geizhals.

Geschichtskalender.

19. Dez. 1562.	Die franz. Protestanten (Hugenotten) werden in der Schlacht bei Dreux von den kgl. Truppen überwunden.
20. Dez. 723.	Carl Martel schlägt die Araber über die Pyrenäen zurück.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weiland.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 294 Dienstag, 21. Dezember 1869.

Ein Pfingst-Vergnügen
oder:
die Reise zu dem Freiburger Sängerfeste.

(Fortsetzung.)

Mit diesem Kummer im Herzen hatte die arme Frau keinen Sinn mehr für den Fest-Spektakel um sie her. Die Sängerschaaren, die sich in dem fein und kalt herabrieselnden Regen mit etwas trübseligen Festgesichtern und mit triefenden Hüten zum Festzuge aufstellten, die vor Nässe schwer an den Fahnenstangen klatschenden Sängerfahnen, die Deputationen mit seidenen und baumwollenen Regenschirmen, — sie beachtete sie nicht; kaum vermochte sie es, in der Bahnhof-Restauration einen Bissen zu essen und einen Schluck Wein zu trinken, denn es war ihr ganz schwach geworden; dann warf sie sich in den nächsten nach Offenburg abgehenden Eisenbahnzug, um ihren verloren gegangenen Mann aufzusuchen.

Hundertmal schaute die arme Frau unterwegs zum Wagenfenster hinaus, ob denn dieses unglückselige Offenburg als noch nicht kommen wolle, und eben in Niederschopfheim that sie es wieder, als gerade der Unterländer Eisenbahnzug langsam an ihr vorüber rollte.

„Joseph! Joseph!“ schrie sie, denn dort drüben in dem aufwärts gehenden Zuge saß der Herr Expeditionsrath, und auch er mußte seine Frau gesehen haben, denn er fuhr mit dem Kopfe wie wahnsinnig zu dem Wagenfenster hinaus und brüllte: „Therese! Therese! Halt! Halt!“

Doch seine Stimme verhallte im Rollen der Räder, und im Nu waren die Züge hundert Schritte auseinander.

Der Herr Expeditionsrath flog nach Freiburg, seine Frau aber nach Offenburg zurück! Das war zu toll. Die arme Frau war am Verzweifeln.

Ihr Joseph — das hatte sie im Vorbeifahren ganz deutlich gesehen — ihr Joseph sah blaß und leidend aus; er war offenbar krank; vielleicht hatte er seinen Umstand wieder bekommen (der Herr Expeditionsrath hatte einen Umstand) und lag jetzt hülflos in Freiburg in irgend einem mit Gästen überfüllten Wirthshause, wo sich kein Mensch um den kranken Mann bekümmerte. Der Gedanke machte ihr fast das Herz brechen; ein nervöses Zittern flog durch ihre Glieder und ihre Augen waren mit Thränen überfüllt.

Da war keine Wahl; da blieb Nichts zu besinnen; eben war der Eilzug im Begriffe, nach Freiburg abzufahren; sie löste ein Billet und fuhr nach Freiburg.

Es war zwar ein Eilzug, aber wie langsam schien er ihr zu gehen; der Weg däuchte ihrem angsterfüllten Herzen eine Ewigkeit, und als sie endlich in Freiburg ankam und sich mit bebenden Lippen nach ihrem kranken Mann erkundigte, da sagte man ihr, der Herr Expeditionsrath sei in großer Aufregung mit dem vor einer Viertelstunde abgegangenen Zuge wieder nach Offenburg zurückgefahren.

Das war zu viel. Die arme Frau sank vernichtet in einen Stuhl und weinte bitterlich.

Der Expeditionsbeamte, welcher der Frau Expeditionsräthin die Nachricht, daß ihr Gemahl nach Offenburg zurückgefahren sei, mitgetheilt hatte — er war ein Bekannter des Herrn Expeditionsrathes — war gerührt von dem Schmerze der armen schutzlosen Dame; er nahm sich — in Verläugnung seiner postalischen Natur — freundlich ihrer an, und suchte sie mit der Versicherung zu trösten, daß ihr Herr Gemahl, wie er selbst gesehen habe, sich ganz wohl befinde, und nur in großer Sorge um seine Frau gewesen sei, und deßhalb ohne Zweifel mit dem letzten Zuge wieder nach Freiburg zurückkehren werde, da er vermuthen müsse, daß seine Frau ihn hier erwarten werde.

Diese Gründe des freundlichen Herrn Expeditionsbeamten waren einleuchtend, und die Frau Expeditionsräthin sah wohl ein, daß da nichts Anderes zu machen sei, als sich mit Geduld zu waffnen und zu warten.

Das waren aber fünf unerträglich lange Stunden. Die arme Frau verließ den Bahnhof nicht, ihr Herz war nicht für die Festlichkeiten, welche die Stadt in freudige Aufregung versetzten; sie irrte von dem Wartsaale auf das Trottoir und von dem Trottoir in den Wartsaal, und eine Tasse Kaffee war Alles, was sie über die Lippen brachte.

Endlich, Nachts halb 11 Uhr, brauste der letzte Zug in den Bahnhof, ihren Joseph aber brachte er nicht mit.

Jetzt war auch ihre letzte Hoffnung verschwunden und der Muth sank ihr gänzlich.

Digitized by Google

Willenlos ließ sie sich von dem gefälligen Expeditionsbeamten in das „Gasthaus zum Pfauen“ führen, wo sie durch seine Vermittlung noch ein Bett erhielt, und weinend barg sie ihr Haupt in die Kissen.

— — — — — — — — — — —

Der Herr Expeditionsrath war außer sich, als er in Offenburg nach langer Nachforschung endlich die erquickliche Nachricht erhielt, seine Frau sei da gewesen, aber mit umgehendem Zuge und unter augenscheinlicher Bekümmerniß wieder nach Freiburg zurückgefahren.

Er griff sich nach dem Kopfe und zwickte sich in die Nase, ob er nicht träume; doch nein! es war eine nackte, nicht wegzuläugnende Wirklichkeit. Nur eine tröstliche Ueberzeugung rettete den Herrn Expeditionsrath aus diesem heillosen Wirrwarr, die Ueberzeugung nämlich, daß er keine Anlagen habe zum Verrücktwerden, sonst hätte er es jetzt sicherlich werden müssen.

Durch die Nachforschungen nach seiner Frau — er hatte sie in der „Fortuna“ und überall gesucht — hatte er so viele Zeit verloren, daß er den letzten, nach Freiburg abgehenden Zug unbenutzt abfahren lassen mußte, und er war eigentlich froh darum, denn er war fest überzeugt, daß, wenn er ihn benützt hätte, seine Frau unfehlbar unterwegs irgendwo an ihm vorbeigefahren sein würde.

Daß seine Frau wirklich mit diesem letzten Zuge noch in Offenburg eintreffen könne, war ein letzter schwacher Hoffnungsstrahl; an diesen Strahl klammerte er sich, wie der Ertrinker an einen Strohhalm, und in Gesellschaft einer Flasche Zeller Rothen, zu welcher er eine Unzahl Cigarren rauchte, erwartete er in der Bahnhof-Restauration mit beklommenem Herzen diesen letzten Zug.

Er hätte, wie wir wissen, die Hoffnung, den Zeller und die Cigarren sparen können, denn der Zug kam zwar, seine Therese aber lag in Freiburg in ihrem „Pfauen“-Bette und wachte und weinte.

(Fortsetzung folgt.)

Neben die Urgeschichte des Menschen.

(Fortsetzung.)

Wenn auch jede niedere Form zur Aehnlichkeit mit den Affen zurückführt, und es unläugbar ist, daß die Affen nach demselben Plan gebaut sind, so muß man doch zwei Hauptmomente hervorheben, wenn man sich den Unterschied zwischen dem Menschen und dem Affen deutlich zu machen strebt: die Ausbildung der Glieder und die des Schädels. Was die Ausbildung der Glieder betrifft, so haben wir zwei Arme und zwei Füße, der Affe aber vier Hände. Charakter der Hand ist, daß vier Finger auf einer Fläche stehen, und der fünfte Finger, der Daumen, gegenübergestellt werden kann; sie wird dadurch zur Zange und ist also Greiforgan. Der Fuß aber ist ein Stützorgan; der Körper ruht auf elastischem Gewölbe, die Zehen sind kurz, und die große Zehe kann nicht gegenübergestellt werden. Trotzdem die Hand das höhere Organ ist, steht doch der Affe mit seinen vier Händen zurück. Denn je weiter die Arbeitstheilung an verschiedene Organe getrieben ist, desto höher steht ein Organismus. Da nun der Affe mit seinen vier Händen greift und klettert, während beim Menschen eine Theilung stattfindet, indem er die Hände blos zum Greifen, die Füße blos zum Fortbewegen hat, so steht der Letztere höher. Am menschenähnlichsten ist der Gliederbau des Gorill; dennoch ist derselbe noch Kletterthier, und wenn er aufrecht geht, so ist es Ausnahme, während der Mensch aufrecht zu gehen schon durch seine Oberschenkel angewiesen ist. Ein schönes Exemplar des Gorilla besitzt das hiesige Naturalienkabinet, und mag man dessen ausgestopften Balg oder das gleichfalls aufgestellte Skelett betrachten, man kann die Aehnlichkeit des Gliederbaues mit dem des Menschen nicht verkennen.

Den zweiten Unterscheidungspunkt liefert die Ausbildung des Schädels, namentlich der Gehirnkapsel. Das Gesicht und die Hirnkapsel fassen sich beinahe horizontal trennen, wenn man eine Ebene vom oberen Rande der Augenbrauen durch den äußeren Gehörgang nach hinten legt; führt man sodann hinter den Augen einen senkrechten Schnitt herab, so trifft er beim Weißen die Eckzähne, beim Neger die Backenzähne und beim Gorilla trennt er geradezu Gesicht und Kapsel. Beim Weißen überwölbt die Kapsel das Gesicht, der Hirnmenge entsprechend, was in den anderen Fällen nicht nöthig ist. Beim Gorilla ist vielmehr das Gehirn klein und dafür sind Leisten- und Kaumuskeln sehr groß. Beim Affen ist die Hirnkapsel wie ein Anhang zum Gesichte, beim Menschen aber das Gesicht wie ein Anhang zum Hirne. Es muß sich also der Mensch dadurch vom Affen geschieden haben, daß er sein Hirn ausbildete.

Es gibt drei große Affen, welche menschenähnlich, anthropoid sind, nämlich der Orang, der Schimpanse und der Gorilla. Sie sind alle drei die letzten Stufen gewisser Reihen; der Gorilla ist der höchst entwickelte Pavian, und ebenso verhält sich der Schimpanse zu den Innus, der Orang zu den Gibbon-Affen. Alle drei Arten haben keinen Schwanz. Es war also durchaus phantastisch, einen geschwänzten Menschen als Mittelglied zwischen Affe und Mensch zu suchen, da die drei menschenähnlichen Affen schon höher stehen. Jeder dieser drei Affen ist aber in anderer Beziehung am menschenähnlichsten. Der Gorilla kommt dem Menschen am nächsten in der Ausbildung der Gliedmaßen. Sein Arm reicht kaum zum Knie; seine Hand ist menschlich, indem er im Verhältniß zu den Fingern eine breite

Mittelhand besitzt. Diejenigen, welche sich künstlich eine schmale Mittelhand zu geben suchen, streben eigentlich, sich den Affen zu nähern. Ferner wird der Daumen der Hinterhand beim Gorilla bereits unbeweglicher. In der Beschaffenheit des Schädels jedoch ist er dem Menschen am unähnlichsten. Dagegen ist der Orang in den Gliedmaßen am unähnlichsten und dafür im Hirne am ähnlichsten. Und endlich der Schimpanse ist im Gesichtsausdrucke am ähnlichsten, während er in Gliedmaßen beinahe so unähnlich ist, als der Orang.

Untersuchen wir die Menschenracen, so finden wir auch hier dasselbe. Dr. Weißbach, welcher die anthropologischen Funde der Novara-Reise bearbeitete, sagt, daß die Affenähnlichkeit sich bei verschiedenen Racen auf verschiedene Organe vertheilt, und daß auch die Kulturracen ihren Antheil von Affenähnlichkeit haben. Dennoch liegt eine tiefe Kluft zwischen dem Menschen und Affen. Bei dem Australneger ist die große Zehe schon so beweglich, daß er den Speer stundenlang mit dem Fuße im Grase schleppt, um ihn vor dem Feinde zu verbergen; daß er auch im Schädelbau am tiefsten steht, beiprachen wir schon, und dennoch hat sein Hirn noch 1200 Kubik-Centimetres, während das größte bisher gemessene Affenhirn 537 Kubik-Centimetres hat. Das Gehirn des weiblichen Geschlechtes ist im Allgemeinen kleiner, wobei zu beachten, daß der Körper selbst auch kleiner. Während aber eine Australnegerin mit 1000 Kubik-Centimetres Hirn noch den Anforderungen der Gesellschaft in ihrer Heimath entspricht, wäre sie bei uns nothwendig schon Idiot.

Es ist ein Irrthum, zu sagen, daß der Mensch direkt aus dem Affen abstamme. Vogt habe längst in seinen Schriften dagegen protestirt, dennoch habe er allgemein verbreitet gefunden, daß er dies gelehrt habe. Es käme dies daher, daß man nicht lese, sondern auf Andere höre, die auch nicht gelesen haben. Was er behaupte, sei nur, daß Mensch und Affe von einem gemeinschaftlichen Stamme ausgegangen seien. Ihre Verschiedenheiten bilden sich zum Theile erst nach der Geburt aus. Ein neugebornes Kind und ein neugeborner Affe sind sich viel ähnlicher, als wenn sie erwachsen sind, und je älter der Affe wird, desto mehr unterscheidet sich sein Schädel von dem des Menschen. Entsprechendes findet bei den Menschenracen statt. Linien aber, die mit dem Wachsthum immer mehr divergiren, müssen, nach rückwärts fortgesetzt, irgendwo zusammentreffen. Während seiner Entwicklung durchläuft jedes Individuum ähnliche Stadien wie die Gattung in ihrer erdgeschichtlichen Entwicklung. Aus dem Frosch-Ei entsteht eine Larve mit Kiemen und Fischschwanz, die sie beide später verliert; es liefert dies den Beweis, daß der Frosch in einer früheren Erdschichte Fisch war.

(Schluß folgt.)

Das alte Johanniter-Spital in Jerusalem und dessen Erwerbung durch Preußen.

(Fortsetzung.)

Bereits 1854 hatte Napoleon III. die Abteikirche St. Anna, an welcher Saladin das Stift Salahye gegründet hatte, als Eigenthum an die französische Nation abtreten lassen, aber es verliefen zehn Jahre, bis die nöthigen Summen zur Restauration flüssig gemacht wurden. Rom setzte zuerst wieder einen Patriarchen ein in der Person des Monsignore Valerga, welcher 1856 die Töchter vom Berge Sion aus Frankreich einführte, nachdem P. Ratisbonne aus Paris am sogenannten Ecce homo Bogen (der römischen Triumphpforte aus Hadrians Zeit) ein Ordenshaus für ein weibliches Erziehungsinstitut zu bauen übernommen, in das selbst die Prinzessin Latour d'Auvergne, Herzogin von Bouillon) als Nonne eintrat. Gleichzeitig ersetzten französische Schwestern des heiligen Joseph die beantragten bayerischen Bizentinerinnen in der Krankenpflege. Im frommen Wetteifer hatte 1856 Lady Finn, die Gemahlin des brittischen Konsuls, die frühern Salomonischen Gärten, ein Thalgebiet von fünfzig bis sechzig Morgen Landes, angekauft, um neben der Kultuspflege zugleich der Kultur eine Stätte zu bereiten. Wir schweigen von dem neuen jüdischen Hospital des Hrn. v. Rothschild und den zahlreichen übrigen Stiftungen mehrerer Juden in jüngster Zeit, sowie von dem großartigen maurischen Synagogenbau an der Abendseite ihres untergegangenen Tempels auf Moria, von dem kein Stein mehr auf dem andern geblieben.

Es übrigt noch die Restitution des Sionsklosters mit dem Grabmal Davids (Neby Daûd), dessen alte Gebäulichkeiten 1305 das Haus Anjou zurückgekauft, worauf die Franziskaner das Cönaculum und all die Zellen neu bauten, bis 1561 der Guardian vom Berge Sion oder noch sogen. Custode des heiligen Landes durch die Türken hinausgeworfen wurde, und die christlichen Mönche den Derwischen den Platz räumen mußten. Auch wird dieses Jahrhundert kaum vergehen, ohne daß die Felsenkuppel (Kubet es Sachra), oder der Tempel, von welchem der Templerorden seinen Namen führt — wie sich herausstellt ein Bauwerk Justinians, die alte Sophienkirche auf dem Tempelberg, fälschlich Moschee Omers genannt — für die Christenheit reklamirt wird.

Ueberraschend schnell hat nunmehr das „Trümmerhaus der Malteser Ritter", wie es 1681 der Maler Cornelius de Bruyn nennt, durch die Energie der preußischen Diplomatie seinen Herrn gefunden. Es ist wahrhaftig keine kleine Errungenschaft, wenn man an den Ursprung des bedeutendsten Ordens der Christenheit denkt, von welchem bereits Guiot von Provins singt:

„Jenseits des Meeres die Hospitaliter,
Hochmächtige und stolze Gebieter,
Die ich in Jerusalem viel betrachtet,
Fand ich großsinnig und vast geachtet.
Gleichwie das Gold vor allem Metall
Das theuerste, ward das Hospital
Als das wertheste Haus der Welt betrachtet." *)

Bei der Zurückeroberung Jerusalems am 2. Oktober 1187 hatten die wüthenden Mohammedaner vor Saladins Augen das Kreuz von der Höhe der Johanniterkirche, wo früher gar oft die Glocken trotz des verhängten Interdicts geläutet, herniedergezerrt, verstümmelt und durch den Schmutz der Gassen gezogen. Der prächtige Palast wurde in ein moslemitisches Lehrkollegium verwandelt, aus den Ruinen der Johanneskirche errichtete Saladins Neffe Schahabeddin die Moschee Derka; man nannte das Ganze auch das Hospital Saladins, also nach dem Verwüster. Das alte Spital erhielt sich ohne die Kirche in so festem baulichem Zustand, daß seine Räumlichkeiten noch im 14. Jahrhundert bequem 1000 Personen ein Unterkommen boten. Johannes de Montevilla zählte um 1336 noch 124 Marmorsäulen, die zwischen 54 Pfeilern das Haus im weitesten Umfang stützten. Zwei Kreuzgänge, dazu die Gewölbe des ersten und zweiten Stocks, bestanden bis um die Mitte des 15. Jahrhunderts, und dienten wieder ihrem ursprünglichen Zweck. Selbst fürstliche Personen nahmen hier Einkehr, wie Herzog Johann von Bayern, der 1486 in Begleitung eines einzigen Dieners nach Jerusalem reiste; einen Flügel hatte damals eine schwäbische Gesellschaft inne.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bibl. v. 796. Si com liors son tous metax
Est plus chiers, fu li hospitax
Den mont is plus chiers maisons.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Paris, 18. Dez.: Der Advokat Lachaud, der Vertheidiger Traupmann's, hat die Absicht, diesen für verrückt erklären zu lassen. Er hat deßhalb dessen geistigen Zustand von Dr. Amedee Vertrand untersuchen lassen, der in seinem Bericht sich auch dahin ausspricht, daß der Mörder für seine Thaten nicht verantwortlich gemacht werden könne. (?) Der Doktor behauptet, daß Traupmann von einer Manie besessen sei, die ihn unwiderstehlich zu den Mordthaten hingetrieben habe, ohne daß er sich über die Folgen derselben Rechenschaft hätte ablegen können. Traupmann hat wieder seine gute Laune angenommen. Er macht seine Spaziergänge wie früher und reißt wieder seine schlechten Witze. Dabei zeichnet er viel, jedoch ohne alles Geschick. Mit seinen Mitgefangenen spricht er fast ohne Aufhören von den Reichthümern, welche er hätte erwerben wollen. Sein Held ist „Monte Christo" von Alexander Dumas. Die Zahl der geladenen Zeugen beträgt im Ganzen 63. Darunter befindet sich der Gendarm Ferrand, der den Mörder in Havre verhaftete, der Lastträger Hanquel, welcher ihn aus dem Wasser herausholte, der Bauer Langlois, der die Leichen der Mutter und der 5 Kinder entdeckte, der Metzgerbursche Hucke, welcher Gustav Kink auffand, und der Kutscher Bardot, der die Mutter mit ihren 5 Kindern nach dem Felde von Pantin gefahren. Zuerst hatte man beschlossen, diese Leute nicht als Zeugen zu zitiren.

[Eine versunkene Stadt.] Aus Konstantinopel, 10. Dez., wird uns geschrieben: Die seit geraumer Zeit in fortwährender Thätigkeit befindlichen unterirdischen vulkanischen Kräfte im Bassin des nordöstlichen Theiles des Mittelländischen Meeres führten eine wiederholte furchtbare Katastrophe herbei. Die Stadt Ula, Distrikt Menteschе (Provinz Aidin, nächst Smyrna), existirt heute nicht mehr; dieselbe wurde im wahren Sinne des Wortes von einer sich plötzlich öffnenden Erdspalte verschlungen. Mittwoch den 1. ds., 6 Uhr Abends, wurden die dortigen Einwohner durch ein starkes unterirdisches Getöse plötzlich aufgeschreckt, ein zweites donnerähnliches, begleitet von einem starken Erdbeben, folgte kurz darauf und veranlaßte zum Glück, daß sich die gesammte Bevölkerung ins Freie flüchtete. Der dritte Stoß endlich, mit der stärksten Detonation, vernichtete die Stadt. Drei Personen, die sich in ihren Wohnungen verspäteten, fanden dabei ihren Tod. Marmaritza und Mula, kleinere Ortschaften desselben Distriktes, sollen durch dieses Naturereigniß bedeutend gelitten haben. (N. fr. Pr.)

Ein Dieb schlich sich neulich in eine Vermischtwaaren-Handlung und entwendete ein Packet mit 5 Pfund Kaffee. Gerade wie er damit den Laden verließ, begegnete ihm der Herr. Dieser glaubte, er habe den Kaffee im Laden gekauft, und sagte zu ihm sehr freundlich: „Besuchen Sie mich bald wieder."

Auflösung der Charade in Nr. 290:
Schlaf.

Geschichtskalender.

21. Dez. 1140. Kaiser Conrad nimmt die Stadt Weinsberg in Besitz (Weibertreu).
„ 1813. Russen und Oesterreicher überschreiten den Rhein bei Basel gegen Frankreich.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers L. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 295 Mittwoch, 22. Dezember 1869.

Ein Pfingst-Vergnügen
oder:
die Reise zu dem Freiburger Sängerfeste.

(Fortsetzung.)

Der Herr Expeditionsrath weinte nicht, aber es kam über ihn wie eine Berserker-Wuth; er hätte um sich schlagen, er hätte beißen mögen, und ein wahrer Hochgenuß wäre es für ihn gewesen, wenn er hätte in der Restauration mit seinem verhängnißvollen Bambus die Gläser und Teller in Scherben zerschmettern, oder aber, was ihm noch lieber gewesen wäre, den Ho—ho—ho-Lacher von heute Morgen durchprügeln dürfen, denn dieses „Ho, ho, ho!“ schallte ihm immer noch mit widerwärtigem Hohne in den Ohren.

Aber er durfte nicht; er durfte weder beißen noch prügeln; schon seine Würde als Kanzleibeamter hätte dies nicht zugelassen, und dann ist das Prügeln ein Vergnügen, was in der Regel Geld kostet, und sein Friedrichsd'or lag bereits in den letzten Zügen.

Der Herr Expeditionsrath mußte daher seinem Thatendrange Zaum und Gebiß anlegen, und mußte im Gegentheil seine Gedanken in ganz friedliche Bahnen lenken, und auf Mittel sinnen, seinen zerrütteten finanziellen Verhältnissen durch irgend eine kühne Finanz-Operation wieder auf die Beine zu helfen.

Doch seine Frau, seine arme verlassene Frau. Jetzt blieb ihm nur noch e i n e Hoffnung, wenn er seine Therese in diesem Leben wiedersetzen wollte, — der Telegraph. Doch wohin sollte er telegraphiren? Wie sollte der Telegraph seine Frau in dem menschen-überfüllten Freiburg ausfindig machen? Einerlei, es mußte gewagt werden, und der Herr Expeditionsrath stürzte auf das Telegraphen-Bureau.

Hier wurde ihm die tröstliche Mittheilung gemacht, daß der Blitz zu seiner Privatbelustigung ein wenig in den Telegraphen geschlagen und einige Dutzend Stangen zerschmettert habe. Vor zwei Stunden könne man nicht daran denken, zu telegraphiren; der Herr möge aber seine Depesche zurücklassen, sie werde bald möglichst befördert werden.

„Ha, ha, ha!“ brach der Herr Expeditionsrath in ein verzweiflungsvolles Gelächter aus, „das ist ja natürlich, das hätte ich ja wissen können; dafür ist ja der Blitz da, daß er drein schlägt, wenn ich telegraphiren will! Ha, ha, ha! Auch der Himmel hat sich gegen mich verschworen. Nun, so schlage denn ein Donnerwetter in die ganze Geschichte!“

Mit vor Aufregung bebender Hand schrieb er seine Depesche:

„L i e b e T h e r e s e!

Komme um Gotteswillen mit dem nächsten Zuge; ich werde Dich hier erwarten. Das Sängerfest hole der Kuckuck!

D e i n J o s e p h.“

Und nachdem er so sein Herz telegraphisch erleichtert, stürmte er zum Bahnhof hinaus und erreichte keuchend die „Fortuna“, wo er sich erschöpft in ein Sopha warf.

„Ha, ha, ha! Ich Unglückskind muß auch noch in der „Fortuna“ logiren, in der Göttin des Glückes! S' ist ein wahrer Hohn! . . . . . Herr Oberkellner, ein Glas Punsch und ein Dutzend Cigarren auf m-in Zimmer! Morgen Früh 4 Uhr will ich geweckt sein!“

Es war nicht nöthig, den Herrn Expeditionsrath zu wecken; er konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun, und war schon vor dem Hausknecht auf den Beinen, und eilte auf den Bahnhof hinaus.

Der Telegraph hatte sich von dem Schlage, der ihn betroffen, erholt; er ging wieder und hatte die erbauliche Botschaft gebracht, daß bei der Masse von Fremden in Freiburg keine Depesche ohne nähere Adresse bestellt werden könne.

Den Herrn Expeditionsrath überraschte diese Nachricht nicht im Geringsten; ihn konnte Nichts mehr überraschen, und wenn man ihm gesagt hätte, das Freiburger Münster habe sich zum Empfange der Sänger auf dem Bahnhofe eingefunden, und sei an ihrer Spitze in die Stadt eingezogen, es würde ihn nicht überrascht haben; er war auf dem Punkte angelangt, Alles für möglich zu halten; er war resignirt, er beugte sein Haupt.

Als Früh 5 Uhr der erste Eisenbahn-Zug ins Oberland abging, schwankte der Herr Expeditionsrath keinen Augenblick, ob er mitfahren solle, sondern er setzte sich in die Restauration zum Kaffee mit dem festen und unerschütterlichen Entschlusse, nicht vom Platze zu weichen, bis diese unerhörten Räthsel sich von

selber lösen würden; und mit einem Gleichmuthe, als hätte er noch über Millionen zu gebieten, gab er seinen letzten Sechser aus, um seinen Kaffee mit einem Cognac zu würzen.

Der erste Zug war abgegangen, der zweite Zug war abgegangen; es war schon 9 Uhr vorüber und der Herr Expeditionsrath saß immer noch in der Restauration und starrte abwechselnd in seine leere Kaffeetasse und nach den blauen Ringlein, die aus seiner vierten Cigarre zur Decke aufstiegen, da trat der Portier ins Zimmer, und rief mit lauter Stimme: „Eine Depesche an Herrn Expeditionsrath Müller!"

(Schluß folgt.)

Ueber die Urgeschichte des Menschen.

(Schluß.)

In diesen Urkunden sind die Phasen geologischer Vergangenheit der Ordnung nach eingetragen. Daraus zeigt sich, daß die Entwicklung des Menschenhirnes spät stattfand. Das neugeborne Knäblein hat 400 Kubik-Centimetres Hirn, hat also noch 1000 Kubik-Centimetres hinzuzufügen. Aber das einjährige Knäblein hat schon 900 Kubik-Centimetres, hat sich also in diesem Einen Jahre so viel zugelegt, als im Reste seines Lebens. Dafür ist auch die Hirnarbeit im ersten Jahre sehr groß. Der Mensch kommt hilflos auf die Welt, was übrigens beim Orang auch der Fall ist. Er hat aber im ersten Jahre sehr viel zu lernen. Es ist nur Redensart, wenn wir sagen, daß wir mit Augen und Ohren sehen und hören; wir erhalten vom gereizten Auge und Ohr nur Telegraphenzeichen im Hirne, die wir erst verstehen lernen müssen. Dies thun wir im ersten Jahre. Diese Arbeit muß aber auch das Thier leisten. Voraus vor demselben haben wir jedoch, daß wir erst gehen lernen müssen, und daß die artikulirte Sprache ebenfalls eine angestrengte Vorbereitung im ersten Jahre erfordert. Der enormen Hirnarbeit entspricht nun das Wachsthum des Gehirnes während des ersten Jahres.

Um hier noch klarer zu sehen, fassen wir die eigenthümliche Erscheinung der sogenannten Mikrocephalen in's Auge. Mitten unter wohlgebildeten Menschen werden zuweilen von wohlgebildeten Eltern jene Geschöpfe erzeugt, welche die Wissenschaft Mikrocephalen, der Volksmund aber Affenmenschen nennt. Sie werden mit zu wenig Hirn geboren und entwickeln sich sodann affenähnlich. An Abgüssen zeigte Vogt, daß das Hirn eines mikrocephalen vierunddreißigjährigen Weibes kleiner war, als das eines jungen, am Zahnen verstorbenen Schimpanse. Er erinnerte an die bekannten „Azteken", die auch nichts Anderes als Mikrocephalen waren. Als er in einem Brüderspitale unter fremdem Namen einen solchen Mikrocephalen untersuchte, bezeichnete der Prior denselben stets als Affen oder Thier. Die Mikrocephalen sind ihrem ganzen Benehmen nach affenähnlich; sie zeigen die kindische Nachahmungssucht derselben und ermangeln der artikulirten Sprache, ganz wie diese. Sie sind in Allem Affen, nur daß sie, vom Schädel abgesehen, einen menschlichen Körper besitzen. Sie wachsen wie die Affen, indem sie vorzüglich die Leisten- und Kaumuskeln ausbilden. Um die Mikrocephalen zu begreifen, muß man sich erinnern, daß es Hemmungsbildungen gibt. Das Beispiel einer solchen liefert die bekannte „Hasenscharte", die man auch öfters doppelt antrifft. Man muß nämlich wissen, daß wir Alle einst doppelte Hasenscharten hatten, die aber verwachsen sind; manches Individuum bleibt aber in der früheren Phase stehen. So sind auch die Mikrocephalen die Folge einer Hemmungsbildung, welche darauf hinweist, daß es eine Stufe der Hirnausbildung gibt, die dem Affen und dem Menschen gemeinschaftlich ist, und auf welcher jene Unglücklichen stehen bleiben. Jene Theile des Hirnes, die der artikulirten Sprache dienen, sind beim Affen so unentwickelt wie beim Mikrocephalen geblieben. Gerade diese Theile kann man mit großer Wahrscheinlichkeit näher angeben; es sind die Gehirnpartien hinter der Schläfe auf dem Augendache. Die linke Gehirnhälfte ist es, die den Körper vorzüglich dirigirt; sie ist es auch, die meistens spricht, daher eine Wunde an der linken Schläfe die Sprachfähigkeit vernichtet.

Wenn also der Mensch von einem niederen Standpunkte ausging und sich aus einem gemeinschaftlichen Stamme mit dem Affen entwickelte, so ist gerade dadurch seine Vervollkommnungs-Fähigkeit bewiesen, und in die eigene Hand des Menschen ist es gegeben, sich zu veredeln. Wenn unsere Ahnen weniger Hirn hatten, als wir, so können wir es jetzt durch Arbeit für unsere Nachkommen vermehren. Je mehr wir es anstrengen, desto mehr vergrößern wir es für künftige Geschlechter, und wenn die Form mit der Masse zusammenhängt, wie wir gesehen haben, so veredeln wir hiedurch auch die äußere Erscheinung unserer Kinder. Ist dies nicht tröstlicher für die Zukunft des Menschengeschlechtes, als wenn man eine ideale Vergangenheit annimmt, aus welcher der Mensch herabsank, um sich später wieder, wie Münchhausen, am eigenen Schopf herauszuziehen? Hier wurde Vogt von stürmischem, lange andauerndem Beifall unterbrochen. Nachdem sich derselbe gelegt, fügte er nur noch einige Worte des Dankes für die Theilnahme der Versammlung bei.

Digitized by Google

Das alte Johanniter-Spital in Jerusalem und dessen Erwerbung durch Preußen.

(Fortsetzung.)

Im 15. Jahrhundert wurde das Minaret gegenüber der Heilig-Grabkirche erbaut. Der Name „Haus Truchseß von Walpurg" steht noch an einem Haus westlich vom Johanniterpalast, er war 1566 mit Fürer von Haimendorf auf die Pilgerfahrt gezogen. Gegenwärtig nimmt sich das weltbekannte Bauwerk allerdings wie ein zerfallenes Karawanserai aus. Die Türken haben nach der Stadteinnahme durch Sultan Selim 1517 ein Maristan oder Irrenhaus in einen Theil des Innern verlegt. Der Rest lag wie herrenloses Gut, denn, was immer Wakuf oder Moscheebesitz ist, verfällt. Als wir 1846 über Schutt und Gestein stiegen, hatten jüdische Färber ihre blauen und rothen Tücher darüber ausgespannt. Neben den Gärten der Armenier auf Sion, welche einst zur Königsburg des Herodes oder dem spätern Prätorium der römischen Landpfleger gehörten, sind die Gärten des Johanniterspitals die umfangreichsten. Die Reihe von Spitzgewölben am anstoßenden Bazar hat einst zum großen Johanniterpalast gehört. Zugleich ist dies die Linie der zweiten Stadtmauer, von der beim Bau des russischen Konsulatgebäudes nahe dem Portikus der Konstantinischen Basilica 1862 ein ganzes Stück mit den für Palästina charakteristischen Randfugen-Quadern in Vorschein kam. Der amerikanische Missionär Barclay las im Graben selbst noch Steinkugeln auf, die offenbar noch von den Schleudermaschinen der Römer bei der Beschießung unter Titus herrühren. Graf de Vogüé, der sie sah, nennt sie „die stummen Zeugen der Belagerung."

Seit unserer ersten Anregung und dem für die Erwerbung kundgegebenen Interesse König Ludwigs von Bayern, so wie des Fürsten von Metternich hatten die Ruinen des Hospitals keine Ruhe mehr. Die hohe Pforte hielt, bei der immer regeren Theilnahme der europäischen Mächte an Jerusalem, es für angezeigt, hier einen eigenen Pascha aufzustellen. Dieser ließ sich beikommen, 1858 die imposanten Ueberreste des einst so majestätischen Hospitals, die Wiege der Johanniter, zur öffentlichen Versteigerung auszubieten, wobei zum guten Glück, man denke! die Griechen das Angebot von 150 Beuteln oder 750,000 türkischen Piastern (zu zwei Silbergroschen) machten, welchen Preis der Pascha als zu niedrig zurückwies. Er hatte, wie bei der früher eingeleiteten Verhandlung die Rede war, auf wenigstens eine Million gerechnet. Was waren nicht ganz 50,000 Thaler für eine Stätte mit so erhabenen Erinnerungen, die mit dem völligen Umbau und der Entfremdung für den ursprünglichen Zweck dem Abendland verloren gegangen wären! Wie wir dunkel hörten, hat auch Louis Napoleon gegen die damalige Verschleuderung durch seinen Gesandten in Stambul Einsprache erhoben, und so blieb sie beruhen. Jüngst, 1868, hatte noch Lieutenant Warren auf Kosten der Londoner Gesellschaft zur Erforschung Palästinas (der Palestina Exploration-Fund betrug bereits 1865 zweitausend Pfund) das Terrain des Johanniterbesitzthums in die Länge und Breite mit Gräben durchzogen, um auf die Grundlagen der zweiten Stadtmauer zu stoßen, die, wie gesagt, gerade die Ostgränze bilden, hat aber dabei großartige noch jüdische Zisternen, ja zusammenhängende Bassins von festem Gestein 25 Fuß tief unter der Oberfläche aufgeschürft.

(Schluß folgt.)

Mädchen-Lieder.

8.

Verlangen.

Dem ich weine diese Thräne,
Den ich hoffnungslos ersehne,
Weilet, weilet fern von hier,
Lebet im Gewühl der Städte,
Findet keine Ruhestätte,
Nicht Zufriedenheit bei mir.

O, das macht mir schwere Stunden,
Schlägt dem Herzen blut'ge Wunden,
Raubt der Seele alle Lust.
Komme, komm' Geliebter wieder,
Sieh' auf die Dich liebt, hernieder,
Komm', ach komm' an meine Brust!

Alois Josef Ruckert.

Kunst und Literatur.

Der Osterhas, Thierfabeln für Kinder von Adolph Kolb, München bei Braun und Schneider.

Das Buch ist schön ausgestattet, hat mit dem Titelblatte 14 farbige, sehr belustigende Bilder und ebensoviele Gedichte, welche die gewöhnliche für Kinder berechnete Reimerei weit übertreffen. Bilder und Text ist, wie es für Kinder nothwendig, klar und verständlich und das Werk als Christgeschenk bestens zu empfehlen.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

Nachdem seit Eröffnung des Suezkanals die widersprechendsten Ansichten über dessen Schiffbarkeit zu hören waren, liegt nun der erste offizielle Bericht vor. Das hydrographische Departement der englischen Admiralität veröffentlicht einen ausführlichen Bericht des Kommandeurs Raves von dem Vermessungsfahrzeug „Newport", welches den Kanal bei Eröffnung passirt hat. Diesem Berichte zufolge sind 35 Meilen dem Flugsand ausgesetzt. Fast der ganzen Länge des westlichen Ufers entlang laufen Röhren mit süßem Wasser, und zweifelsohne wird ihr Inhalt, wenn er nicht mehr für die Maschinen nöthig ist, zur Abschaffung dieses Uebelstandes verwandt werden. Von den ganzen 86½ Meilen dürfen 65 als gänzlich vollendet angesehen werden, und in den übrigen 21½ Meilen sind entweder die Baggerarbeiten oder die Werftbauten noch im Gange. Die fünf schlimmsten Meilen sind am Balla-See und den Lagunen südlich vom Timsah See, und hier werden permanente Baggerarbeiten so lange nöthig sein, bis Mittel gefunden sind, die Ufer so dicht zu machen, daß die einzelnen Gewässer nicht mit einander kommuniziren. In dem Einschnitt von Serapeum befindet sich ein Felsriff mit nur 18 Fuß Wasser darüber, doch wird dieses bald weggeschafft werden. Mit Ausnahme einer Strecke von etwa 10 Meilen hat der ganze Kanal 24 Fuß Tiefe. Schiffe mit einem Tiefgang von 17 Fuß können mit Leichtigkeit durchpassiren. Wenn das Hinderniß bei Serapeum entfernt ist, steht der Kanal Schiffen mit 20 Fuß Tiefgang offen. Das größte Schiff, welches bei Eröffnung durchpassirte, die egyptische Yacht „Peluse" hatte 16 Fuß Tiefgang und 250 Fuß Länge. Mehrere Schiffe fuhren auf, wurden aber ohne Verzug wieder flott, und außerdem war das Auffahren mehr dem Verlangen einiger 40—50 Schiffe schnell durchzukommen als einem Fehler am Kanal zuzuschreiben. — In ähnlichem Sinne spricht der Präsident der Liverpooler Handelskammer, Charles Clark, welcher bei der Eröffnung zugegen war, sich in einem vor der Handelskammer gehaltenen Vortrag aus. Er gelangt zu den folgenden Schlüssen: erstens, daß der Kanal für Schiffe von nicht mehr als 16 Fuß Tiefgang schiffbar ist, daß er aber in wenigen Monaten vielleicht von Fahrzeugen mit 18 Fuß passirt werden kann; dann, daß fernere Anlagen von 25 Prozent nöthig sind, um die permanente Schifffahrt herzustellen, und schließlich, daß die Aussichten auf Rentabilität des Unternehmens noch ungewiß sind.

Die größten im Jahre 1868 in den Zoll-Verein eingeführten Waarenmengen sind: 31 Mill. Zentner Steinkohlen, 12 Mill. Zentner Braunkohlen, 4,200,000 Zentner Farbe- und Porzellanerde, 4 Mill. Zentner Roheisen, 3,200,000 Zentner Eisenerz, 3,100,000 Zentner Baumwollengarn, 2,800,000 Zentner Salz, 2,300,000 Zentner Kaffee, 2,300,000 Zentner Mühlenfabrikate, 2,200,000 Zentner Petroleum, 2 Mill. Zentner Oelsämereien, 1,200,000 Zentner Tabaksblätter, Cigarren und Schnupftabak, 1,100,000 Zentner Reis, 1,100,000 Zentner Flachs, Werg, Hanf und Heede, 1 Mill. Zentner geschmiedetes Eisen und Eisenbahnschienen, 650,000 Zentner Wein in Fässern und Flaschen, 400,000 Zentner Schiffslasten, Blöcke und Balken, 300,000 Zentner Schiffslasten Bohlen und Bretter, 13,700,000 Schäffel Waizen, 11,100,000 Schäffel Roggen, 7,300,000 Schäffel Gerste, 5,500,000 Schäffel andere Getreidearten, 2,400,000 Schäffel Hülsenfrüchte, 2,200,000 Schäffel Garten- und Futtergewächse, 700,000 Tonnen Häringe.

Kürzlich schickte Richard Wagner an Jakob Offenbach in Paris sein bekanntes Werk: „Das Judenthum in der Musik," worauf ihm dieser zurückschrieb: „Theurer Wagner! Ich glaube Sie thäten besser, Musik zu schreiben." Darauf hin beeilte sich Wagner an Offenbach die Partitur „der Meistersinger" zu schicken, erhielt aber schon 2 Tage nachher folgenden Brief: Lieber Wagner! Nach reiflicher Ueberlegung bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß das Beste, was Sie thun können, sei, sich auf das Schreiben von Büchern zu beschränken. (Opinione.)

Palindrom.

Weithin, Ewiger, strahlst du im Glanz der olympischen Gottheit,
Es zerschmettert dein Wort, deine gebietende Macht
Schleudert die sicher treffenden Blitze, die Menschen zu strafen;
Sterbliche beten dich an, Götter gehorchen dir stumm.
Rückwärts lese die Zeichen: im Orient wirst du es finden,
Ein jetzt wichtiger Ort, wichtig für Handel und Kunst,
Weltberühmt durch das unermüdliche Streben der Menschheit,
Das zu Meer das Land machet, zu Land noch das Meer.

S.

Geschichtskalender.

22. Dez. 1597. Geburtstag des deutschen Dichtervaters Opitz.
„ 1847. Abd-el-Kader ergibt sich den Franzosen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers H. Matlandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 296 Donnerstag, 23. Dezember 1869.

Ein Pfingst-Vergnügen
oder:
die Reise zu dem Freiburger Sängerfeste.

(Schluß.)

„Eine Depesche? Endlich, endlich!“ rief der Herr Expeditionsrath, aus seiner Erstarrung erwachend und vom Stuhle aufspringend.

Er riß dem Portier die Depesche aus der Hand, den Umschlag in Stücke, und las mit bebenden Lippen:

„Lieber Joseph!

Ich bin am Verzweifeln. Ich weiß nicht, soll ich kommen oder warten. Willst Du mich holen oder soll ich abreisen? O diese Pfingsten!

Deine Therese.
Im Pfauen.“

„Warten, warten soll sie!“ schrie der alte Herr den verblüfften Portier an, „warten! Haben Sie mich verstanden?“

Der Portier schob sich kopfschüttelnd rückwärts zur Thüre hinaus.

„Herr meines Lebens,“ seufzte der trostlose Ehemann, und sank in einen Stuhl, jetzt glaube ich selbst, daß ich meine arme Frau in diesem Leben niemals wieder sehen werde. Sie sitzt in Freiburg und wartet, und ich sitze hier und warte; und fahre ich, so bin ich sicher, sie thut es auch; sie thut es aus lauter Sympathie. Der Henker hole die Sympathie zweier gleichgestimmten Seelen, wenn Einem die Sympathie solche Streiche spielt!“

Dem Herrn Expeditionsrath war in Wirklichkeit das Weinen nahe.

„Doch halt!“ rief er, nachdem er noch einen Blick in die Depesche geworfen hatte, „da steht ja ihre Adresse: „Im Pfauen.“ Triumph! Jetzt ist es gewonnen, nun, da wir uns verständigen können! Jetzt schnell telegraphirt und dann nach Freiburg!“

Und so geschah es.

Der Herr Expeditionsrath hatte telegraphirt und eine glückstrahlende Antwort erhalten, — er sah ordentlich die freundlichen Augen seiner Therese aus der Depesche ihm entgegen lachen — er hatte in der „Fortuna“ auf sein ehrliches Gesicht — Kredit und Vorschuß erhalten, noch einmal bei Herrn Pfähler tüchtig und fein zu Mittag gegessen (denn die Eigenheit hat der Herr Expeditionsrath, daß Freud und Leid gleich anregend auf seine Magennerven wirken) und dann war er mit dem glücklichen Herzen eines Bräutigams, der seiner Braut entgegen fliegt, auf den Bahnhof geeilt, um mit dem Zug gegen Freiburg zu fahren.

Er war so voll Glück und Herzensfreudigkeit, er hätte die ganze Welt umarmen mögen, und wäre der He—he—ho-Lacher mit dabei gewesen.

Und als er endlich in Freiburg ankam, und sah, seine Therese auf dem Trottoir stehen, wie sie ihm mit Augen, die in Freudenthränen schwammen, die Arme entgegenstreckte, und als sie ihm an die Brust sank und weinend seinen Hals umschlang, da mußte auch er gewiß und wahrhaftig weinen; es war ihm gerade, als hätte er seine Frau viele Jahre verloren gehabt, und hätte sie gesucht in der weiten Welt und endlich wieder gefunden.

Er hatte gar nicht mehr recht gewußt, wie lieb er seine Frau habe; jetzt wußte er's wieder; es kam ihm fast vor, als wäre er wieder 25 Jahre jünger und er wollte das rothe Halstuch gar nicht mehr aus den Armen lassen.

„Gottlob, daß ich Dich wieder habe, Du altes, treues Herz!“ jubelte er; — „fast habe ich daran gezweifelt, ob ich Dich wieder finden werde! Doch jetzt ist wieder Alles gut; das Sängerfest ist glücklich zu Ende und wir können getrost nach Hause fahren.“

Eine halbe Stunde später flog das glückliche, wieder vereinigte Ehepaar, ohne das Freiburger Sängerfest auch nur mit einem Blick gesehen zu haben, wieder nach Karlsruhe zurück, wo sie Nachts 10 Uhr von ihrer jubelnden Kinderschaar empfangen wurden.

„Vater, o Vater, erzähle uns von dem Sängerfeste!“

„Morgen, morgen Kinder, ich bin müde,“ stotterte der Papa in einiger Verlegenheit, und die Mutter gab lächelnd den Kindern den Gute-Nacht-Kuß.

* * *

Zwei Tage später trat der Herr Expeditionsrath mit einem sehr verblüfften Gesichte in die Küche, wo seine Frau am Herde stand, und sagte etwas kleinlaut:

„Frau!“

„Was gibt es, Alterchen?“

Digitized by Google

„Frau! ich habe ihn gefunden.“

„Wen hast Du gefunden?“

„Den Fehler.“

„Welchen Fehler? Ich verstehe Dich nicht.“

„Den Rechnungsfehler. Weißt Du, mit den zwei Friedrichsd'ors.“

„Wie, die ersparten zwei Friedrichsd'or? . . .

„Waren ein Rechnungsfehler,“ seufzte der Herr Expeditionsrath, schlug den Schlafrock übereinander und verließ gesenkten Hauptes und langsamen Schrittes die Küche.

Das ist der eigentliche Schluß der Geschichte; er war ihr so nothwendig, wie das Tüpflein dem i. —

* * *

Jede Geschichte hat eine Moral, so auch diese. Darum merke:

1) Man muß nie vor Pfingsten eine Bilanz machen, denn in der Regel findet man Ersparnisse, die sich hintendrein als Rechnungsfehler herausstellen.

2) Hat man aber Ersparnisse gemacht, so thut man besser daran, sich Hut und Stiefel zu kaufen, wenn man sie nöthig hat, und seiner Frau einen rothen Shawl, als daß man zum Sängerfest nach Freiburg fährt und ist doch kein Sänger.

3) Fährt man aber zum Sängerfest nach Freiburg, so lasse man seinen Sack und seine Frau zu Hause; wenn man sie aber mitnimmt, so muß man auf sie Acht haben, und nicht dem Stocke nachrennen und die Frau fahren lassen, sondern eher umgekehrt. Und endlich

4) Die Frauen haben nicht immer so ganz Unrecht, wenn sie sich den Plänen der Männer hie und da ein wenig widersetzen. Aber nur hie und da, z. B. alle Pfingsten.

Briefe des Dr. Nachtigall nach seiner Rückkunft aus Inner-Afrika.

Mursuk, 18. Okt. 1869.

Wenn Sie wüßten, welche unendliche Freude mir Ihr Brief bereitet hat, als ich abgemagert, ausgehungert, zerlumpt und schmutzig nach meiner Flucht aus den Händen der abscheulichen Tibbu hier in Mursuk wieder eingetroffen war! Ich danke Ihnen aus vollem Herzen und noch mehr meinem glücklichen Stern, daß es mir überhaupt vergönnt ist, Ihren Brief zu lesen und zu beantworten. Vor zwei Monaten gab es verdammt wenig Aussicht dazu, und noch vor einem Monat hätte ich nicht geglaubt, die friedliche Hauptstadt Fesans wieder zu erblicken. Es sind jetzt gerade fünf Wochen, daß es mir gelang, nächtlich aus einer feindlichen Stadt zu entweichen, den Lanzen, Wurfspeeren und besonders den eisernen Streamflexen, die ich speziell haßte, zu entgehen, und daß ich es wagte, meiner Kameele und aller Habe beraubt, mit kaum halb hinreichender Dattelprovision versehen und abgeschwächt durch den erlittenen Hunger eine dreiwöchentliche Fußreise durch wüste Gegenden anzutreten, in denen wir voraussichtlich unsern Wasservorrath für 3 Tage auf den Schultern mit uns führen mußten. Zwei Mal dem Verdurstungstode nahe und während der letzten fünf Tage vor der Erreichung des ersten bewohnten Orts von Fesan ohne alle Spur von Nahrung bei einer täglichen Promenade von 10—12 Stunden unterlag doch Niemand von uns den Anstrengungen und Entbehrungen; ich hatte die Freude, alle meine schwärzlichen Begleiter, unglückliche Opfer geographischer Gelüste, wieder nach Mursuk zurückführen zu können. Trotz unserer unsäglichen Leiden mußte ich, als die Hoffnung auf Rettung wuchs, zuweilen über den Anblick unserer Fußkarawane lachen. Ali und Saad, zwei meiner Diener, in adamitischer Einfachheit gekleidet (oder vielmehr auch nicht), mit Wasserschläuchen auf den Schultern, der ernste würdige Mohammed-el-Gatroni, der unsterbliche Diener Barths, mein ganzes Gepäck auf dem Rücken, die Handhabe desselben zwischen den Zähnen haltend und seinem Alter und seiner Stellung entsprechend sich eines langen, wenn auch lückenhaften Hemdes erfreuend, Giuseppe Balpreda, mein piemontesischer Diener, mit kranken Füßen, sich mühesam dahinschleppend, und den Mangel des nothwendigsten Kleidungsstückes in unvollständiger Weise durch ein Paar Wasserstiefel ersetzend, die vergeblich sich einem kurzen Flanellhemde zu nähern bemüht schienen; endlich ich selbst, barfuß, die Beine mit einigen leinenen Fetzen umwickelt, doch die obere Körperhälfte in einen Pariser Sommerpaletot gehüllt und das Haupt bedeckt mit einem pilzförmigen Gebäude, das die Engländer für ihre indischen Offiziere gegen den Sonnenstich erfunden haben. So wankten wir dahin bei nächtlicher Weile, da unsere Schwäche und geringer Wasservorrath uns verhinderten, uns dem Feinde des Wüstenwanderers, der Sonne, auszusetzen. Spätestens Morgens 9 Uhr krochen wir in den Schatten einiger Steine, jede unnütze Bewegung, also jede lebhafte Verdunstung, vermeidend, um ungefähr um 5 Uhr Nachmittags unsern sauren Weg fortzusetzen. Wo Gerhard Rohlfs an einem Tage 10 Litres Wasser seinem Organismus assimilirte, mußten sich unsere ausgetrockneten Leiber mit höchstens 3 Gläsern begnügen. Mit zwei Hunden war ich ausgezogen, einer arabischen Hündin, welche in anerkennenswerther Weise den Wachtdienst versah, und einem jungen Windhund, den man mir in Mursuk geschenkt hatte. Jene ließ sich durch den Hunger einst verleiten, den mumifizirten Leichnam eines Kameels als geeignete Hundenahrung zu betrachten, blieb zurück und ward nicht mehr gesehen. Dieser wäre fast mensch-

licher Barbarei zum Opfer gefallen. Ich selbst machte, damit ich es zu meiner Schande gestehe, am Meschrunnen, zwischen der südlichen Gränze Fesans und dem Gebirge El War, den Vorschlag, ihn mittelst Schlachtens und Kochens zu vertilgen, die Frage jedoch der Mehrheit zur Entscheidung anheimstellend. Muselmännisches Vorurtheil rettete das arme Geschöpf vor christlicher Barbarei, und so erfreut es sich jetzt einer vortrefflichen Gesundheit. Oft glaubte ich, die weite Entfernung Fesans auf der Karte betrachtend, das Schwanken meiner Gehwerkzeuge fühlend, erliegen zu müssen, doch stets gelang es mir, durch Zusammenraffung aller meiner Willenskraft, den letzteren die nothwendige Spannung zu verleihen und meine Hoffnung wieder zu beleben. Und siehe, während der letzten, sauersten Strecke, vom Warzegebirge bis Tedzerri, marschirte ich, den Uebrigen zum Beispiel, mit Leichtigkeit und Energie an der Spitze der kleinen Karawane, dem leidenden Giuseppe noch seine Waffe tragend. Als am fernen Horizont endlich nach wochenlangen Leiden eine grüne Linie, die Palmen Tedzerri's, auf der Bühne erschien, füllten sich meine Augen mit Thränen, welche vielleicht ebenso meiner körperlichen Schwäche als meinem kindlich-frommen Gemüthe zuzuschreiben sind. Wir stürzten, so sehr es unsere Kräfte erlaubten, auf die Dattelbäume zu und — Nimäßigkeit ist in allen Verhältnissen ein Laster — füllten unsere abgeschwächten Mägen mit ihren Früchten in so ausgiebiger Weise, daß ich noch heute von der Indigestion nicht wieder hergestellt bin. Man empfing uns überall mit Ver- und Bewunderung; die Hoffnung uns je wieder zu erblicken, war bei Allen geschwunden, welche Land und Leute der Tibbu Reschade kannten. Am meisten freute sich der Hadj Ozaber, Haupt des Distrikts Gatron und Chef der bekannten Merabetia dieses Städtchens, welcher meine ganze Expedition organisirt hatte und fürchtete für mein Wohl verantwortlich gemacht zu werden. Seine Freude war also eine egoistische. Aber diejenige, welche der Scheikh el bläd (Bürgermeister) von Murzuck offenbarte, war eine lautere und rührte mein weiches Gemüth tief. Sobald ein Expresser ihm die Nachricht überbracht hatte, sandte er ein prächtig aufgezäumtes Reitkameel mit Reis, Kaffee, Zucker, Backwerk aller Art, ja selbst Cigarren (Gott weiß, wo er dieselben aufgetrieben hatte) ab und trug so nicht unwesentlich zur Steigerung des oben erwähnten Magenkatarrhs bei. Ich bemerke mit einem gewissen Entsetzen, daß ich, meiner logischen Natur zum Hohne, nur von meiner Rückkehr erzähle, während ich in chronologischer Weise den Gang der Ereignisse hätte entwickeln sollen. Werde ich die Muße haben, es vor Abgang unserer Kameelpost auf besonderem Blatte zu thun? — So folgt Jeder seinem Schicksal in dunklem Drange, entgeht Gefahren, deren ganze Größe er erst nach der Rettung erkennt, und unterliegt anderen, welche kaum seine Beachtung zu verdienen schienen. Als ich Abschied von meiner Reisegefährtin, Frl. Alexine Tinne, nahm, sprachen wir nur von den Gefahren meiner Reise zu einem Volke, dessen Verrätherei, Treulosigkeit, Habsucht, Grausamkeit und Mangel an Wort bekannt waren, während sie, unter dem Schutze eines mächtigen Sultans der Tuareg zu einem Volke gehend, dem das gegebene Wort heilig ist (Amaa), kaum irgend eine ernstliche Gefahr zu laufen schien. Und wie bald ereilte sie ihr grausames Geschick, während ich, Monate lang dem kalten Eisen der Tibbu-Kanaillen ausgesetzt, mit einem einzigen „Flachen" von jenem verhaßten Circumflex, den der Araber Schangarmangor nennt und der Eingeborne mit aller Gewandtheit schleudert, davon kam i? —

Das alte Johanniter-Spital in Jerusalem und dessen Erwerbung durch Preußen.

(Schluß.)

Während Rom sich die Erneuerung des Malteser-Ordens zum Zweck der Pilgerführung überlegte, und nochmals überlegte, hat Friedrich Wilhelm IV. die brandenburgische Balley des Johanniterordens 1854 erneuert. Nun aber hat die in Aussicht gestellte nächste Erscheinung der Kaiserin Eugenie in Jerusalem das Berliner Kabinet zum schleunigen Abschluß mit der Pforte gedrängt, Preußen hat vor der Nase des Erben der deutschen Kaiser die Hand auf das berühmte Besitzthum gelegt, und damit den Namen Hohenzollern für die Zukunft verknüpft. Schon der Grund und Boden des preußischen Konsulats inmitten der heiligen Stadt ist ein unvergleichliches Besitzthum. Wir haben noch keine nähere Kunde über den Umfang der neuen Erwerbung; gehören dazu aber auch noch die Ruinen der bereits von Justinian sich herschreibenden, später von den schwarzen Benediktinern eingenommenen Kirche **Mariae majoris**, deren stattliches romanisches Portal mit den zwölf Kalenderzeichen die Bewunderung der Reisenden auf sich zieht, während das Innere lange genug zum Schindanger der Stadt diente, so fließt hieraus von selber die Pflicht zum Wiederaufbau. Ja, nachdem der eine Schritt geschehen, kann der andere nicht unterbleiben, es handelt sich dabei nur um ein Privatgeschäft, wir meinen den Ankauf des noch auf soliden Grundlagen dastehenden Deutschordenshauses in der ehemaligen **rua Alemanorem**, jetzt **Harat el Jehûdi**. Hat doch nach dem ersten Großmeister Walpot von Bassenheim der Liebling Kaiser Friedrichs II., Hermann von Salza, das schwarz-weiße Ordensbanner entfaltet, so daß von 1226 an der Orden binnen 53 Jahren die Eroberung Preußens vollendete, und den mächtigen Ritterstaat mit der Residenz Marienburg gründete,

welche staunenswerthe architektonische Schöpfung der Deutschherren in ihrem Remter ein überragendes Gegenstück zum zweischiffigen Abendmahls-Saal auf Sion besitzt.

Nachdem wir so den Werth der neuen unblutigen Eroberung nach Gebühr geschildert, sehen wir wohl in kurzer Zeit der Wiederanknüpfung der norddeutschen Filiale an den Zentralsitz des Ordens entgegen. Denkt doch England in dieser zerfahrenen Zeit auch an die würdige Erneuerung des Georgi-Ritterordens, dessen Ursprung sich an das Grab des Ritters St. Georg in Ramle bei Joppe knüpft. Vergleicht man, was die unter Kurfürst Karl Theodor in Bayern erneuerte Malteser-Zunge mit ihren reichen Gütern gethan, oder vielmehr in allem Wohlleben nicht gethan hat, mit dem was die neuen brandenburgischen Johanniter, ihrer anfänglichen Bestimmung getreu, für Kranke und Verwundete in den letzten Kriegen geleistet, so kann die Parallele nur zu deren Vortheil ausfallen.

Kunst und Literatur.

:||: Der dießjährige Weihnachtsmarkt auf dem Büchertisch bietet wohl viel Gutes und Schönes, nichts scheint uns für den wahrhaft Gebildeten und für alle Jene, welche einen warmen Sinn für die Kunst haben, so als Weihnachtsgeschenk geeignet, wie das bei Carl Merhoff erschienene prachtvolle Werk, die „Münchener Antiken", herausgegeben von Dr. K. v. Lützow. Dieses herrliche Buch enthält zu dem entsprechenden kunstgeschichtlichen Text auf 42 Tafeln die Abbildung von Kunstwerken und Denkmälern, welche sich in unserer Glyptothek, in den vereinigten Sammlungen und im hiesigen Antiquarium vorfinden. Dieselben sind wahrhaft künstlerisch im einfachen Conturstich ausgeführt und zeichnen sich ebenso sehr durch seltene Reinheit der Conturlinien, so wie durch Exaktheit und Treue der Auffassung aus. Der Text ist höchst belehrend und anziehend, und entwickelt die oft sehr interessante Geschichte jedes einzelnen antiken Kunstwerkes, wie z. B. jener Marmorstatue der Glyptothek des schlafenden Satyrs, dessen Geschichte allein schon hohes Interesse bietet. Da dieses herrliche Buch auch äußerst prachtvoll ausgestattet ist, indem dessen elegante Einbanddecke in Sarsenet mit dem nach einer Zeichnung des Professors Eisenmenger in Wien im Golddruck ausgeführten Perikles-Kopfe der Glyptothek geschmückt ist, dürfte dasselbe auch für jeden Salontisch eine Zierde sein. Wir können daher dieses bedeutsame Buch allen Kunstfreunden auf das Wärmste empfehlen.

Mannigfaltigkeiten.

[Eine gefährliche neue Erfindung.] Einer der tüchtigsten Lithographen in Kopenhagen, welchem von dem Industrievereine das Oersted'sche Legat für eine von ihm erfundene Weise Photolithographien herzustellen, verliehen wurde, hat, dem „Dagstelegraphen" zufolge, der Nationalbank-Direktion in diesen Tagen eine unangenehme, aber doch zugleich nützliche Ueberraschung bereitet, indem er ihr ein Packet Fünfthalerscheine präsentirte, die von ihm durch Hülfe der Photolitographie angefertigt waren und welche in jeder Beziehung den ächten Scheinen so ähnlich sahen, daß keiner der Beamten der Bank sie von denselben unterscheiden konnte. Das Schlimmste bei der Sache ist indeß der Umstand, daß der Fabrikant der Direktion im Vertrauen mitgetheilt haben soll, daß er — und was der Eine ausführen kann, ist keine Unmöglichkeit für den Andern — sich im Stande sehe, alles inländische und fremde Papiergeld ebenso täuschend ähnlich nachzumachen. Als vorläufiges Resultat dieser Mittheilung soll er dazu aufgefordert worden sein, einen Vorschlag zur Anschaffung einer neuen Art von Papiergeld, welches nach seinen gemachten Erfahrungen nicht nachzuahmen sei, einzureichen; wie weit er aber im Stande sein wird, diese Aufgabe in zufriedenstellender Weise zu lösen, ist gewiß höchst problematisch. Die Kopenhagener Blätter nehmen mit Recht an, daß diese neue Entdeckung nicht verfehlen wird, auch im Auslande großes Aufsehen zu erregen.

[Der Garten Eden.] Professor W. C. Kerr, Geologe im Staate North-Karolina, behauptet, daß der Black Mountain (schwarze Berg) in Nord-Karolina das erste trockene Land der Erde und gleichzeitig das älteste Stück auf dem ganzen Erdenglobus sei. Er spricht den Wunsch aus, dort dem Adam ein Monument zu errichten.

Räthsel.

Majestätisch, tief und groß,
Weicher als der Mutter Schooß,
Eine Ebne, voller Hügel,
Feuchtes Aug' und schwanker Spiegel,
Tob' ich heut' mit Wuthgebrüll,
Morgen bin ich sanft und still.

Geschichtskalender.

23. Dez. 917. Konrad I. wird deutscher Kaiser.
„ 1832. Franzosen erobern die Citadelle in Antwerpen.

Verantwortlich unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 297 Freitag, 24. Dezember 1869.

Weihnachtsfest.

Der Winter ist gekommen
Und hat hinweggenommen
Der Erde grünes Kleid;
Schnee liegt auf Blüthenkeimen,
Kein Blatt ist an den Bäumen,
Erstarrt die Flüsse weit und breit.

Da schallen plötzlich Klänge
Und frohe Festgesänge
Hell durch die Winternacht.
In Hütten und Palästen
Ist rings in grünen Aesten
Ein bunter Frühling aufgewacht.

Wie gern doch seh' ich glänzen
Mit all' den reichen Kränzen
Den grünen Weihnachtsbaum,
Dazu der Kindlein Mienen,
Von Licht und Lust beschienen!
Wohl schön're Freude gibt es kaum!

Da denk' ich jener Stunde,
Als in des Feldes Runde,
Die Hirten sind erwacht,
Geweckt vom Glanzgefunkel,
Das durch der Bäume Dunkel
Ein Engel mit herabgebracht.

Und wie sie da nach oben
Den Blick erschrocken hoben
Und sah'n den Engel steh'n,
Da staunten sie wohl Alle,
Wie wenn zum ersten Male
Die Kindlein einen Christbaum seh'n.

Doch was ist all' Entzücken
Der Kindlein, die erblicken,
Was ihnen ward beschеert,
Gedenk' ich, wie die Kunde
Des Heils von Engelsmunde
Die frommen Hirten angehört.

Und rings ob allen Bäumen
Sang in den Himmelsräumen
Der frohen Engel Schaar:
„Gott in der Höh' soll werden
Der Ruhm und Fried' auf Erden
Und Wohlgefallen immerdar!"

D'rum pflanzet grüne Aeste
Und schmücket sie auf's Beste
Mit frommer Liebe Hand,
Daß sie ein Abbild werden
Der Liebe, die zur Erden
Solch großes Heil uns hat gesandt.

Ja, laßt die Glocken klingen,
Daß, wie der Englein Singen,
Sie rufen laut und klar:
„Gott in der Höh' soll werden
Der Ruhm, und Fried' auf Erden
Und Wohlgefallen immerdar!"

Digitized by Google

Frauenmuth.

(Erzählung von Fr. Wilibald Wulff.)

„Höre nur, wie wild der Sturm schon aus der Ferne herüberbraust, und sieh', wie sich dort über den Bergen die Wolken zusammenballen. Es ist ein Unwetter im Anzuge. Gewiß, Benno, es wäre besser, Du entschlössest Dich, Deinen Ritt bis morgen aufzuschieben."

Der hochgewachsene Mann mit den stolzen, wettergebräunten Gesichtszügen, der gestiefelt und gespornt, die Hand bereits an Zügel und Mähne, neben seinem Pferde stand, wandte sich, um der Gattin noch einmal mit heiterem Lächeln in das schöne, doch jetzt bleiche Antlitz zu blicken.

„Laß den Sturm nur kommen, er wird nicht schlimmer sein, wie so mancher andere, den ich gesund und heiter bestanden. Soll ich meinem Freunde Seeburg das ihm gegebene feste Versprechen, heute Abend mit ihm in Gersheim zusammenzutreffen, brechen, nur um mich nicht so ein klein wenig durchwehen und durchregnen zu lassen? Nein, nein, liebes Kind, vergönne mir nur die Hoffnung, Dich morgen Mittag mit diesen rosig blühenden Wangen, diesem strahlenden Auge wiederzufinden, und es ist mir völlig gleichgiltig, ob ich im Sonnenschein oder im Sturme reite. Und nun lebe wohl, mein süßes Weib. Gedenke mein und möge Gott bis zu meiner Wiederkehr seine schirmende Hand über Dich halten."

Der stolze Mann schwang sich in den Sattel, winkte der Gattin ein letztes Lebewohl zu und sprengte dann die lange Allee hinunter.

Die junge Frau blickte ihm trübe nach, bis er das eiserne Parkthor erreicht hatte und durch dasselbe verschwunden war. Dann aber wandte sie sich langsam, um die zum Haupteingange des Herrenhauses v. Belsen führenden Steinstufen wieder emporzusteigen.

Die Wände der düsteren Halle schienen fast drohend auf sie herabzublicken, die gefärbten Glasfenster einen unheimlichen, fast geisterhaften Schein von sich zu strahlen, und auf dem eichenen Fußboden gab ein dumpfes Echo jeden ihrer leichten Fußtritte zurück.

In diesem Augenblicke öffnete sich am entferntesten Ende der Halle leise eine Thür und sie sah Thomas, den Kellermeister, auf sich zutreten.

Als Diener im Herrenhause zu Belsen gehörte er seit länger als dreißig Jahren zu den Bewohnern desselben, Anfangs in der Stellung eines Pagen und Spielkameraden, dann als vertrauter Diener und Freund seines jetzigen Herrn, des Grafen Benno von Belsen.

An Lebensjahren war er freilich verhältnißmäßig noch nicht so vorgeschritten, denn er zählte kaum volle fünfzig Jahre. Er näherte sich seiner Gebieterin mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung, warf einen schnellen, lauernden Blick auf ihr jetzt wirklich etwas verstört blickendes Antlitz, zögerte einen Augenblick, und redete sie dann mit gedämpfter Stimme und nicht ohne einen Anflug von Befangenheit an.

„Der gnädige Herr wird doch nicht allen Ernstes in einem Wetter wie diesem nach Gersheim reiten wollen?"

Die Gräfin schien sich durch die Anrede des Dieners überrascht zu fühlen und blickte verwundert empor.

„Doch, doch," entgegnete sie dann mit einem Seufzer, „mein Gemahl ist so eben fortgeritten. Er freilich achtet dieses entsetzliche Wetter nicht, sondern lacht darüber, während ich —"

„Der gnädige Herr wird sich wenig aufgelegt zum Lachen fühlen, wenn der Sturm erst in seiner ganzen Wuth über ihn losbricht, und er den sonst so flachen, ruhigen Fluß in so wilden Wogen dahin brausen sieht, daß es keiner menschlichen Seele möglich ist, hindurch zu kommen," fiel ihr Thomas in die Rede. „Sie werden ihn sicherlich noch vor Eintritt der Nacht zurückkehren sehen."

„Ich zweifle daran, denn er sagte mir, er müsse höchst nothwendiger Weise heute Abend in Gersheim sein," gab ihm die Gräfin mit einem unterdrückten Seufzer zurück, und schritt langsam der Thür des Wohnzimmers zu.

„Sie möchte mich glauben machen, daß sie darüber ängstlich sei," murmelte der Kellermeister, ihr nachblickend, zwischen den Zähnen vor sich hin.

„Er freilich glaubt, sie sei völlig in ihn vernarrt, hat für Niemanden mehr Augen oder Ohren, als nur für sie, und die alten Freunde und Zeiten sind vergessen. In früheren Tagen hätte er diesen Ritt nicht unternommen, ohne sich vorher mit mir darüber zu besprechen, jetzt aber erfährt nur sie allein, wenn er etwas vor hat, und meiner wird kaum mehr gedacht. Doch ich habe das Nöthige in Erfahrung gebracht. Der Graf muß also nothwendiger Weise heute Abend in Gersheim sein. Heute oder nie!" —

Das lange, niedrige Wohnzimmer des alten Herrenhauses lag bereits im Zwielicht, obgleich es erst vier Uhr schlug und es noch im Anfange des Monats October war.

Das Feuer im Kamin war fast niedergebrannt, nur das helle Glimmen eines Reisighaufens goß ein fast gespenstiges, mattes Licht über die Spiegel und Bilder an den Wänden aus, während die hochlehnigen Stühle und sonstigen mit altmodischem Schnitzwerk überladenen Mobilien rings umher phantastische Schatten warfen.

Von ihrem Lieblingssitze am Fenster blickte Gräfin Mathilde, in trübes Sinnen versunken, zu den sich am Himmel wild jagenden Wolken empor.

„Er wird schnell reiten, sein Pferd ist muthig, aber auch zuverlässig und ruhig, die Entfernung nicht groß,

Digitized by Google

hte sie sich zu beruhigen. „Woher aber diese unstimmte Angst, die mich quält, dieses dumpfe, entsliche Vorgefühl herannahenden Unglücks?“

(Fortsetzung folgt.)

---

riefe des Dr. Nachtigall nach seiner Rückkunft aus Inner-Afrika.

Murfuk, 19. Okt. 1869.

Tibesti liegt ungefähr zwischen dem 19. bis 22. rad n. B. und dem 16. bis 19. Gr. östlicher Länge n Greenwich. Ein Gebirgszug (von N. nach S.) ilt das Land in eine größere westliche und eine kleire östliche Hälfte und schließt die Barbaren, welche e letztere bewohnen, von allem Verkehr mit der Außenelt ab. Die Schurken, welche westlich wohnen, haben echselnden Wohnsitz, ohne Nomaden zu sein, und verehren lebhaft mit Fesan und mit Kauar, wo ein Theil er Ihrigen wohnt. Jene bewohnen fast alle das roße, schöne Thal Bardai in verschiedenen Ortschaften nd saubere Häuser aus Palmenzweigen. Sie haben eiche Dattelbaumpflanzungen und kultiviren in ihren Gärten etwas Waizen, Mais und Negerhirse, so daß e in der Lage sind, sich auf ihr Flußthal zu beschränen, zumal ihnen der gegohrene Dattelsaft hilft, ihre insamen Stunden zu versüßen (er ist freilich verdammt auer!). Die westlichen Einwohner dagegen entbehren n ihren anerkennenswerth pittoresken Flußthälern der Dattelpalme gänzlich, erfreuen sich nur großer Ziegenerden, deren Milch sie genießen, wenn frische Kräuternahrung diese nützliche Sekretion hervorlockt, ohne sich ast jemals den Genuß von Fleisch zu gönnen, haben eine Gärten, kein Getreide, keine Hirse, sondern nagen ummervoll an der steinharten Frucht der Dumpalme, welche sie durch anhaltendes Steinklopfen zu erweichen ergebens sich abquälen. Sind sie durch diese gänzlich nutzlose Azung nahe am Rande des Grabes angekommen, so hört glücklicherweise die Dumfrucht auf und beginnt die Dattel Bardai's zu reifen. Dann klimmt Alles über das Gebirge, das sich mehr als 6000 Fuß über den Meeresspiegel erhebt, nach Bardai und fristet nühesam sein Dasein, bis die Datteln aufgezehrt sind und die Milch wieder beginnt. Von den westlichen Tibu sind Viele stets unterwegs, ihre Kameele vermiethend oder selbst Handel treibend; doch der Bewohner von Bardai verläßt sein Thal nicht, und viele von ihnen sehen nie ein weißes Gesicht. Daher denn auch ihre Furcht vor mir und ihr Haß gegen mich. Es zweifelten wenige daran, daß ich nach meiner Ankunft durch Zauberei oder ähnliche verdächtige Beschäftigungen in kürzester Zeit den Untergang des Landes herbeiführen werde, daß irgend eine Pest, ein Erdbeben oder ein allgemeines Viehsterben meiner Reise folgen werde, wie der Schweif seinem Kometen. Die Zivilisirtesten aber waren überzeugt, daß ich nur gekommen sei, um das Gold, das eine Therme, deren sie sich erfreuen, enthalte, mit eigenen Augen zu sehen und alle meine Landsleute zur Besitzergreifung ihres herrlichen Landes herbeizulocken. Doch ich unterbreche hier meinen Redefluß, um in chronologischer Harmonie zu entwickeln, wie ich dorthin gelangte. Es dürfte aus früheren Aktenstücken meiner Hand bekannt sein, daß ich am 6. Juni Murfuk in Begleitung eines Maina (Edlen) aus Tibbu Reschade (Felsentibbu), genannt Akremi Kolokomi, verließ, um unterwegs, in Gatron, noch einen der religiösen Männer (Merabetin) dieses Fleckens zu ergreifen, der geeignet scheinen würde, durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu den genannten Tibbu mir zum Beschützer zu dienen. Ich fand ihn in der Gestalt des Merabet Ben Zid, dessen Mutter aus einer guten Familie Tibesti's stammte. Von Anfang an ward ich bei dieser Expedition von Widerwärtigkeiten verfolgt. Zu Bidan, einem Dorfe 5—6 Stunden südöstlich von Murfuk, gelang es den energischen Bestrebungen meiner Diener, sich bis zu gänzlicher Bewußtlosigkeit in Lagbi zu berauschen, während ich im Schatten einer Dattelpalme Siesta hielt. Mein schlummerndes Haupt blieb allerdings im Schatten, aber die fortschreitende Sonne liebkoste meine beiden Unterschenkel und Füße bis zur Erzeugung einer ausgedehnten Verbrennung zweiten Grades. In Gatron langsam genesen, ergriff eine eitrige Konjunktivitis mit furchtbarer Schwellung, Lichtscheu und Schmerzen mein harmloses, rechtes Auge, und als dieses in Tedzerri sich zu bessern begann, konnte sich das linke nicht enthalten, denselben Prozeß durchzumachen. Nach einem leidenvollen Zuge durch die sonnige Wüste, welche sich zwischen der südlichen Gränze Fesans und dem Gebirge El War (in der Tedasprache Tummao) auf der Bornustraße ausdehnt, kam ich am 27. Juni gebessert auf letzterer Station an und sollte mich nun von hier südöstlich in die Büsche schlagen. Der eigentliche Weg nach Tibesti zweigt sich zwar schon früher von der Bornustraße ab, doch wir hatten den Umweg nicht gescheut, um einer räuberischen Tibbubande zu entgehen, welche mir dort auflauerte, um mich meiner Habe zu berauben. Vom Tummo also wurde unter der Führerschaft Kolokomis südöstlich marschirt, den Bergen und Flüssen von Afafi zu, welche wir mit ihren Brunnen und Quellen in 2 Tagen erreichen sollten. Nach 2½ Tagen war unser Wasservorrath erschöpft, doch am Ende des 3. Tages von Afafi keine Spur. Am 4. Tage, Donnerstag (1. Juli) war der berühmte Verdurstungstag, an dem wir dem Tode näher ins Auge schauten, als uns lieb war. Doch Rettung erschien auf der Bühne, wie es so oft zu geschehen pflegt, und unter manchfachen Abenteuern weiterwandernd, gelangten wir zu den beiden Haupt-

Digitized by Google

lußthälern Tibesti's, Tao und Suar. Obgleich entvölkert, enthielt das letztgenannte Thal, welches der Sitz des Sultans Taferemi und der angesehensten Mainoat (Plur. von Maina) ist, immer noch Räuber genug, um die Lasten der erschöpften Kameele wesentlich zu reduziren und schauerliche Verwüstungen in meinen Rundvorräthen anzurichten. Auch der Sultan Taferemi befand sich schon in Bardai; er ist ein armer greiser Schlucker, und mußte sich bei Zeiten nach einiger Dattelnahrung umsehen. Die Leute von Bardai werden, als jenseits der Berge und mit anderer Lebensweise, gewohnheitsgemäß von den Tibbu Reschade unterschieden, obgleich sie Einem Stamme angehören, und sind noch viel mehr verschrieen als diese, welche als Prototypen der Raublust, der Grausamkeit, der Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit allgemein anerkannt sind. Außerdem sind sie chronisch betrunken und bringen sich in diesem Zustande der Anheiterung unter einander um, wenn sie kein fremdes Objekt haben. Es schien nach alledem nicht gerathen, direkt, ohne weitere Vorsichtsmaßregeln zu ihnen zu gehen; ich sandte also Ben Zid, den Merabet, mit meinen Briefen für den Sultan und die Rathsversammlung der Edlen voraus, um das Terrain zu rekognosziren, zugleich sollte er Datteln und etwas Getreide als Provision für unsere Rückkehr kaufen, zu welch' letzterer ich mehr geneigt war, als zur Fortsetzung der Reise. Bardai liegt in einer Entfernung von 4 Tagreisen von Tao in nordöstlicher Richtung, und muß man, wie oben erwähnt, die zentrale Gebirgskette (ca. 6600 Fuß hoch an der Uebergangsstelle) am Fuße des Tussidde, des höchsten Berges von Tibesti, überschreiten. Ben Zid hatte versprochen, nach 3 Tagen wieder in Tao, wo ich ihn erwarten wollte, anzutreten. Die Zeit, während der ich festgebannt in Tao lag, war keine heitere. Von Dieben und Räubern umgeben, täglichen oder vielmehr nächtlichen Angriffen ausgesetzt, mit nagendem Hunger (die Provisionen waren erschöpft, ehe Nachricht von Ben Zid kam, Dank den Schmarotzern, welche uns belagerten) erwarteten wir mit Ungeduld die Rückkehr Ben Zid's. Wie diese nicht erfolgte, der Hunger und eine Einladung von Seiten des Sultans uns nach Bardai führte, wie wir ferner in der Gesellschaft Aramis und Khonkhis dorthin ziehen, wo bei unserer Ankunft die Einwohner Bardai's uns tödten wollten, wenigstens mich und meinen christlichen Diener, wie wir einen Monat lang unter dem Schutze Amm's dort gefangen saßen, stets bedroht, mehrfach gesteinigt, und wie es uns endlich gelang, diesem unseligen Lande flüchtig den Rücken zuzukehren, das muß ich auf einen andern Brief verschieben.

Der Prozeß Traupmann.

Wir haben bereits in einzelnen Abschnitten, soviel von diesem schauderhaften Mord bekannt wurde, alsbald unsern Lesern mitgetheilt. Derselbe kommt nächstens zur Verhandlung, und wir werden uns beeilen, ihn so ausführlich als möglich zu bringen. Die Anklageschrift ist bereits erschienen. Wir entnehmen ihr, da sie sehr groß, und das Wichtigste den Lesern bereits bekannt ist, nur das von Traupmann am 13. v. Mts. abgelegte Geständniß, das er jetzt freilich wieder zurück zu nehmen sucht:

Er sei der einzige Schuldige, sagte er. Er habe Jean Kinck in die unbewohnte Umgegend von Wattviller gelockt, wo, wie er ihm vorgespiegelt, sich ein gelegener Ort für Falschmünzung finde. Im Gehölze habe er seinem Begleiter eine Flasche Weines angeboten, die mit Blausäure versetzt war. Jean sei wie vom Blitze erschlagen niedergefallen. Er habe sich seiner Habseligkeiten bemächtigt und ihn an dem Berge begraben. Hätte er sich im Besitz der 5500 Franken auf dem Bureau zu Guebwiller bringen können, so würde er sofort nach Amerika abgereist sein.

Da ihm aber der Mord nicht eingebracht habe, was er bezweckte, habe er darauf die Reise und die Ermordung Gustavs und der Frau Kinck herbeigeführt, um eine beträchtlichere Beute zu erzielen. Die Ermordung der Kinder, die ihre Mutter nicht verlassen konnten, sei die nothwendige Folge gewesen.

Er habe Gustav mit einem einzigen Messerstiche getödtet, aber später die Leiche verstümmelt, um sie unkenntlich zu machen. Was er von dem Tode der Mutter und der Kinder aussagte, stimmte mit den von den Sachverständigen auf Grund des ärztlichen Befundes ermittelten Thatsachen. Einige Messerstiche, denen Axtschläge folgten, hätten hingereicht. Mit den Taschentüchern habe er das Geschrei der Kinder erstickt, und darauf die Leichen, wie diejenige Gustavs, unkenntlich zu machen gesucht.

Trotz einiger offenbar falschen Details, durch welche er die Tragweite seines Geständnisses mildern wollte, war dies endlich die Wahrheit.

Geschichtskalender.

24. Dez.	1800.	Attentat auf Napoleon I. in Paris mittelst der Höllenmaschine.
„	1825.	Nikolaus wird russischer Kaiser.
25. Dez.	1642.	Geburtstag des großen Astronomen Newton.
26. Dez.	1769.	Moritz Arndt's Geburtstag (Schoritz auf der Insel Rügen).
„	1805.	Bayern und Württemberg werden in Preßburg zu Königreichen gemacht.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 298 Montag, 27. Dezember 1869.

Frauenmuth.

(Fortsetzung.)

Die Gräfin wandte den Kopf, blickte im Zimmer umher und fuhr erschreckt zusammen, als in diesem Augenblicke aus dem im Kamin knisternden Reisighaufen ein etwas größeres Stückchen Holz brennend zur Seite fiel.

Was hätte sie darum gegeben, heute Abend den Gatten in ihrer Nähe haben, seiner frischen, munteren Stimme lauschen, ihm ins treue, liebevolle Auge blicken zu können.

Aus ihrer gegenwärtigen düsteren Umgebung begannen sich dann ihre Gedanken allmählig nach einem anderen, freundlicheren Schlosse, dem Familienwohnsitze ihrer Eltern, hinüber zu stehlen, der nichts wie heitere Gesichter kannte, und stets von jugendlichen, fröhlichen Stimmen widerhallte, unter denen bis vor acht Monaten die ihrige am hellsten hervorklang, denn sie war dort Lieblingstochter und Lieblingsschwester gewesen, bis Graf Belsen sich um ihre Hand beworben, und sie dann, nach dem süßen Geständniß ihrer Gegenliebe, als Gattin heimgeführt hatte.

Mit Gefühlen inniger Liebe gedachte sie der theuren Eltern, deren zärtliche Sorge ihre Kinder- und Mädchenjahre mit immer neuen Freudenkränzen zu schmücken pflegte, gedachte sie der jüngeren Brüder und Schwestern mit ihren weichen, warmen Kinderherzen. —

Dann aber kam es wieder über sie, als müßte sie sich wegen dieser allzu zärtlichen Erinnerung an die Ihrigen der Treulosigkeit gegen den abwesenden Gatten anklagen, der ihr doch in innerster Seele viel, viel theurer war als sie Alle.

Nein, sie wollte diesen düsteren, unheimlichen Empfindungen, die sich ihrer bemächtigten, nicht länger Gewalt über sich verstatten. Sie erhob sich rasch von ihrem Sitze, schürte das Feuer an und begann dann auf ihrer Harfe eine sanfte, beschwichtigende Melodie, aus welcher sie schon nach wenigen Minuten zu einem alten Kriegsliede überging, dessen markige Klänge durch das ganze Zimmer mächtig widerhallten.

Erst als Thomas mit Lichtern auf hohen silbernen Leuchtern ins Zimmer trat, schwieg ihre Musik und sie hörte nun die Scheiben unter den vom Winde gejagten Regenfluthen und gewaltigen Hagelschauern klirren und seufzen, als müßte der nächste Augenblick sie zu Scherben zerschmettern, während der Sturm heulte, als gelte es, jeden der alten mächtigen Eichenbäume im Park zu entwurzeln und auf seinen Schwingen mit sich hinweg zu führen.

Gegen eine Minute wohl mochte Mathilde stumm dem schauerlichen Aufruhr der Natur gelauscht haben, als sie auf's Neue die Finger auf die Saiten niedersinken ließ.

„Jetzt ist das Unwetter in seiner ganzen Wuth da," hub Thomas an.

Die Gräfin hatte seiner kaum geachtet und glaubte, er habe das Zimmer bereits verlassen; jetzt aber sah sie, daß er hinter ihrem Stuhle stand.

„Der gnädige Herr vermag keinenfalls heute Abend die Furth von Wegendorf zu durchreiten," fuhr der Kellermeister fort.

„Und was glauben Sie, was wird er dann thun?" fragte die junge Frau athemlos, indem sie sich mit einem angstvollen Blicke nach dem Diener umsah.

„Er wird unzweifelhaft den Heimweg antreten müssen," entgegnete Thomas.

„Ich bin außerordentlich besorgt um ihn. Wenn Sie mir nur Erlaubniß dazu geben wollten, so möchte ich dem Grafen gerne mit einer Laterne nachreiten.

Die Nacht ist so dunkel, daß man nicht die Hand vor Augen sehen kann, und ein einziger falscher Tritt seines Pferdes auf dem am steilen Flußufer hinführenden Weg wäre sicherer Tod."

Der Diener sprach mit gedämpfter Stimme, zugleich aber auch im Tone dringender Hast, und der ganze Ausdruck seines Gesichtes verrieth sowohl Spannung auf die Antwort der Gräfin, wie eine an ihm sonst ungewohnte Aufregung.

„Ja wohl, reiten Sie, reiten Sie sogleich, so schnell als irgend möglich!" rief Mathilde mit vor Angst bebender Stimme. „Und doch, könnten Sie nicht eben so gut Richard und Franz meinem Gemahl entgegen schicken?"

Sie wußte selbst nicht, wie ihr diese Frage eigent-

lich auf die Lippen kam, sondern nur, daß sie ihr von einer düsteren, unheimlichen Ahnung eingegeben wurde.

Thomas' Stirn zog sich zu finsteren Falten zusammen.

„Beide sind fremd in dieser Gegend, während ich dieselbe seit meiner frühesten Kindheit genau kenne. Aber Ihr Wille, gnädige Frau, und —"

„So reiten Sie selbst und verlieren Sie keinen Augenblick Zeit, unterbrach ihn die Gräfin.

„Gebe nur Gott, daß Sie noch vor Benno an der gefährlichen Stelle eintreffen."

Der Kellermeister wandte sich schweigend, um ihren Befehl auszuführen, blickte jedoch, als er eben die Thür erreichte, noch einmal zurück und sein Auge traf auf einen Augenblick mit dem der Gräfin zusammen — nur für einen kurzen, flüchtigen Augenblick, — doch in diesem einen Blicke des Dieners schien ihr ein Ausdruck finsteren Ingrimms zu liegen, daß sie unwillkürlich zusammenbebte.

Bevor sie ihre ruhige Fassung wieder erlangte und weiter mit ihm reden konnte, befand sie sich allein im Zimmer.

Was konnte jener so ganz eigenthümliche, finstere, feindliche Blick bedeuten?

Daß dieser Mann wenig freundliche Gesinnungen gegen sie hegte, sie nur mit Widerstreben als seine Gebieterin betrachtete, daß ihn ferner die strengen Zurechtweisungen und Drohungen seines Herrn, wenn er gelegentlich in seinem Benehmen die Achtung gegen sie aus den Augen gesetzt, tief erbittert hatten, das Alles war ihr längst bekannt.

Niemals noch hatte sich jedoch sein innerer Ingrimm gegen sie so klar und unverkennbar in seinem Blick, in seinem ganzen Gesichte ausgesprochen, wie eben eine Minute zuvor.

Konnte er mit irgend einem ruchlosen Vorhaben umgehen?

Sollte sie ihm folgen, um den ihm ertheilten Befehl zu widerrufen?

Dann aber wieder fühlte sie sich unwillkürlich versucht, über das innere Grauen, das ihr der Kellermeister eingeflößt hatte, zu lächeln.

Dreißig Jahre lang hatte Thomas ihrem Gatten treu und tadellos gedient; wie war es denn möglich, wie konnte er jetzt Verrath gegen ihn im Herzen tragen!

Jener schmale Pfad am hohen, steilen Flußufer mochte in der That Veranlassung zu ängstlichen Befürchtungen geben, nicht aber das Gebahren eines so alten, bewährten Dieners.

Sie behielt unbeweglich und lauschend ihren Sitz inne und hörte nach dem Verlauf von zehn Minuten das Pferd des Kellermeisters draußen über den Kies dahin sprengen.

Die Worte freilich, die er grimmig vor sich hin murmelte, als sein Auge auf die erleuchteten Fenster des Wohnzimmers fiel, konnte sie nicht vernehmen.

„Sie hätte mich allzu gerne zurückgehalten, nur wagte sie es nicht. Sie wird mir in dieser Nacht eine schwere, blutige Schuld zu bezahlen haben für alle die Beleidigungen, die ich um ihretwillen zu erdulden gehabt."

Und mit einem wilden Fluche biß er wüthend die Zähne zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur wahren Freiheit steigen wir empor!

singt der Patriot Dr. Sigl in seinem „Bayerischen Vaterland." Und in der That, die „Freiheit", die er und Freiherr von Hafenbrädl meinen, scheint vor den Thüren Bayerns zu stehen und Einlaß zu begehren; eine Mehrheit von sechs Patrioten ist das Resultat der letzten Wahlen gewesen und demnach kann die Freiheit losgehen. Folgende werden voraussichtlich die ersten freiheitlichen Regierungshandlungen der Patrioten nach der Pensionirung des Fürsten von Hohenlohe und der in Inanklagestellung des Ministers von Hörmann.

Wir entnehmen sie dem „Volksboten" vom 17. bis 27. Februar 1870, dem offiziellen Organ des neuen Ministeriums Hafenbrädl-Weis-Schüttinger.

Passau, 18. Febr. Soeben wird Bischof Heinrich von Passau, der, wie wir schon früher mittheilten, gehirnleidend ist, und in Krankheitsanfällen gegen die patriotischen Bauernvereine deklamirte, nach der Heilanstalt Irrsee gebracht.

Wie man hört, hat der um den Staat und die Kirche hochverdiente hochwürdige Domkapitular Trunk, früher Pfarrer in Baunach, die meiste Aussicht, dieses Bisthum zu erhalten.

München, 19. Februar. Dem neuen von Herrn Minister Jörg vorgelegten Gesetzentwurf „Rückkehr der Gesetzgebung hinter 1847" beziehungsweise „Wiedereinführung der Zehnten und Judenmatrikel" ist zwar vorderhand die Zweidrittheilsmajorität noch nicht gesichert, doch hofft man, daß der offene Uebertritt des Herrn Appellraths von Stenglein zu den Patrioten, so wie der heilsame Schreck, den die Einkerkerung des früheren Ministers von Hörmann bei allen Beamten ausgeübt, die bis jetzt noch Schwankenden vollends in Lager der Patrioten treiben wird.

München, 19. Februar. Zum Rektor magnifikus der Münchner Universität ist der wiederangestellte Prof. Dr. Sepp ernannt worden.

Alle aus Norddeutschland gebürtigten Professoren, Liebig voran, sind des Landes verwiesen.

Die vom König Max veranlaßten Geschichtswerke werden ihrer Verderblichkeit wegen feierlich verbrannt.

Eine Regierungsentschließung besagte, daß von den

8000 wegen Theilnahme am jetzt aufgelösten bayerischen Lehrerverein entlassenen Lehrern nur jene Hoffnung haben, wieder eine Stelle zu erhalten, die ihren Beitritt zum pädagogisch-katholischen Verein erklären und die Beiträge für 3 Jahre nachzahlen. Eine Sicherheit wegen Wiederanstellung erhalten sie übrigens auch durch diesen Schritt nicht, da die neue Unterrichtskommission (aus Koeperator Fellner, Stamminger und Dechant Wilhelm bestehend) sich zur Ansicht hinneigen soll, das Lesen und Schreiben ganz eingehen zu lassen.

München, 20. Febr. Die Korrespondenz Stal, die an die Stelle der unterdrückten Korrespondenz Hoffmann getreten, meldet den Wiedereintritt des ehemaligen Herrn Assessors Freiherrn von Zu-Rh. in den Staatsdienst und seine Beförderung wegen zu großer Verdienste zum Regierungsrath, ferner die Verleihung von höheren Staatsämtern 17 Grafen, 11 Freiherrn und 30 Pfarrern.

Burgsinn (Originalkorrespondenz), 20. Febr. 1870. Der durch die Intrigunen eines fortschrittlichen Advokaten gewonnene Prozeß der Gemeinde Burgsinn wird einer Revision unterzogen und einem eigenen Gerichtshof überwiesen, bestehend aus Herrn Reichsrath v. Thüngen, Frhrn. Reinhart v. Thüngen und dem exaktivirten kgl. Appellationsgerichtsdirektor v. Kitiani. Man hat gegründete Hoffnung, daß diesmals der Urtheilsspruch zeitgemäßer ausfallen wird. Einstweilen wird der strittige Wald vom Frhrn. v. Thüngen administrirt.

München, 25. Februar 1870. (Reichsrathssitzung vom 23. Febr.) Ein Antrag des Reichsraths v. Wrede um Wiedereinführung des adeligen Rechts der ersten Nacht findet nur die Unterstützung jüngerer Mitglieder des hohen Hauses, dagegen wird die Wiederherstellung des adeligen Jagdrechts auf fremdem Grund und Boden angenommen.

Ein fernerer Antrag auf Reorganisation der Abgeordnetenkammer, in die die Vertreter des Volks ebenfalls lebenslänglich gewählt werden sollen, zur Ersparung unnützer Wahlaufregung und Kosten, wird auch angenommen, nachdem die Modifikation durchgegangen ist, daß die Vertreter des Volkes künftig mit Ausschluß aller Städter zu zwei Dritteln aus Adeligen und Pfarrern und einem Drittel aus patriotischen Bauern zu bestehen haben.

München, 27. Februar 1870. Heute werden Reichsrath und lebenslängliche Volkskammer gemeinsam über Aufhebung der aufgedrungenen Verträge und Vertreibung des preußischen Kukuks beschließen.

Man fühlt sich seit der Anstellung von 290 adeligen Chevauxlegers- und Ulanenoffiziers stark genug, die Aufhebung der Militärverträge kategorisch zu verlangen. Nöthigenfalls wird selbst ein Krieg nicht gescheut werden, der nach den hinterlassenen Heften des frommen Generals v. Taxis, des Siegers von Bronzell und Gerafeld, geführt werden soll.

München, 27. Februar. Herr Graf Reigersberg ist, mit einem Geleitsbriefe gegen seine Gläubiger bewaffnet, so eben in Begleitung des Grafen Bassenheim in München eingetroffen, um der Kommission zur Wiedereinführung der Stockprügel als anerkannte Autorität in diesem Fache zu präsidiren. Er hat einige Haßlinger aus dem Kanton Uri mitgebracht, die mit den 2 Zoll dicken Mecklenburgern, die bereits der Kommission zur Prüfung vorliegen, in jeder Hinsicht die Konkurrenz aushalten.

Man spricht davon, daß Herrn Grafen von Reigersberg zur Belohnung seiner vorzüglichen Leistungen als Prügelminister und sächsischer Gesandter das Forstdepartement übertragen werden soll, um das sich übrigens auch Professor Contzen in Würzburg bewerben soll, dem die Protektion seines ehemaligen Kollegen Zander zur Seite steht.

Weihenstephan. Wir haben endlich die Schließung dieser verderblichen Verpreußungsanstalt zu melden. Auch die übrigen Bauern-, Wiesenbau-, Fortbildungs- und sonstigen Schulen werden als die Verpreußung vorzüglich begünstigend, nächster Tage aufgelöst werden.

München, 27. Febr. Die Aufhebung des Zollvereins ist beschlossene Sache. Frhr. v. ZuRhein wird demnächst nach Ungarn gehen, um dort für unsere Weine ein Absatzgebiet zu suchen und Dr. Sepp mit der Eroberung Belgrads beauftragt werden, um den Orient unsern Produkten aufzuschließen.

(Stechäpfel.)

Mannigfaltigkeiten.

Die musikalische Wochenschrift „Orchestra" meldet, daß der Sänger Mario sich in St. Petersburg aus Gram über den Verlust seiner Gattin, der Sängerin Grisi, mit Blausäure vergiftet hat. — Ein anderes Musikblatt, der „Musical Standard" erfährt, daß die Herzogin von Somerset die Töchter der verstorbenen Grisi zu adoptiren beabsichtigt.

[Die Schatzkammer des Sultans.] Dem Briefe einer Hofdame der Kaiserin Eugenie, welche die Letztere auf der Reise zum Suezkanal begleitet hat, entnimmt die Berliner „Montags-Zeitung folgende interessante Einzelheiten: Wohl selten hat eine Kaiserin mehr Schmuck und Kostbarkeiten besessen und gesehen, wie Eugenie, und doch gestand sie, daß ihr die Reichthümer des Hasne, der Schatzkammer Sr. Majestät des Sultans, märchenhaft erschienen sind. Goldene und silberne vollständige Rüstungen der früheren Sultane stehen an den Wänden: Stahlhemden von so unendlich kleinen Ringen, daß sie fast gewebt erscheinen, befinden sich dort, aber die herrlichste Rüstung ist die des Sultans Murad II., Eroberers von Bagdad; das Bruststück ist von Gold und Silber, kostbare Steine sind künstlerisch

eingefügt, das Diadem, welches um den Turban geschlungen wurde, besteht aus drei riesigen Smaragden und zwei und dreißig der schönsten Diamanten, die von Perlen umgeben sind. Ein goldener massiver Elephant von beinahe zwei Fuß Höhe steht als Schaustück auf einem mit Perlen dicht besetzten Postamente; ein Tisch aus den herrlichsten Topasen zusammengefügt, ist das Geschenk der Kaiserin Katharina von Rußland an den Vezier Baltadji Mustapha; tausende von kostbaren Pelzen, die im wahren Sinn mit Edelsteinen überhäuft sind; Kissen und Divans zu den Thronen der früheren Sultane, aus reinen Goldfäden gewebt; Perlen, die 3600 Drachmen jede schwer sind, Wiegen aus massivem Gold, Vasen aus Bergkrystall von unschätzbarem Werth, Dolche, Schwerter und Schilde; Alles erzählt von dem Reichthum, von der Allgewalt der Sultane vergangener Zeiten, in denen noch Europa zitterte vor den Nachkommen des Sohnes von Amurath. — Staunend und sinnend betrachtete die Kaiserin all den Glanz und die Pracht; — ob sie wohl an die Millionen Thränen, an den Schweiß der Armen gedacht haben mag, deren Arbeit, deren Leben zum Anhäufen all der Schätze mißbraucht und verschwendet wurde?

Die glückliche Vollendung des Suezkanals hat ein ähnliches Unternehmen in England angeregt. Es ist nämlich ein Projekt aufgetaucht, den englischen und den Bristol-Kanal durch eine Wasserstraße zu verbinden; die, an der Bridgewater-Bucht beginnend und an der Mündung des Flusses Exe endigend, dem Handel zwischen England und dem Kontinent eine kürzere Seeroute eröffnet, und gleichzeitig die lange und gefährliche Passage um das Landsend gänzlich vermeidet. Die Kosten des Kanals, der den Namen „Great Western Maritime Ship Kanal“ führen wird, werden einschließlich der Hafen- und Dockbauten auf 3,500,000 Pfund Sterling veranschlagt. Der Kanal soll eine Länge von 59 englischen Meilen erhalten, eine Breite von 124 Fuß auf der Oberfläche, 31 Fuß auf dem Grunde und eine für den Tiefgang der größten Fahrzeuge genügende Tiefe von 21 Fuß.

[Eine komische Ueberraschung.] Bei der ersten Aufführung von Rosenthal's „Isabella Orsini“ in München ereignete sich folgender Zwischenfall: Bei den Worten des Herzogs: „Willst Du Dein Liebchen holen, nimm sie hier“, schlug Herr Herz (der Herzog) den Vorhang zurück, hinter welchem der Anblick auf die gemordete Frau erschrecken sollte. Alles zitterte, bebte und hielt den Athem an sich, der Vorhang tob sich, die todte Herzogin zu zeigen. Doch welche Ueberraschung; an ihrer Stelle stand ein prosaischer Zimmermann in seinem Arbeitskleid, eben beschäftigt, eine Leiste anzunageln! Sie können sich denken, in welches homerische Gelächter das ganze Publikum bei diesem Anblick ausbrach — der beschämte Zimmermann entfloh so schnell er konnte.

Die „Vierteljahrsschrift für praktische Chemie“ theilt folgenden Fall einer Vergiftung durch schimmeliges Brod mit: „Eine Familie — Vater, Mutter und ein fünfjähriges Mädchen — fand nach einer 14tägigen Abwesenheit von Hause ihr selbstgebackenes Schwarzbrod, welches unterdessen in einem Schranke gelegen hatte, ganz mit grünem Schimmel bedeckt, aß aber doch davon, nachdem es soviel wie möglich gereinigt worden war. Alsbald stellten sich bei allen dreien heftige Kolikfälle, Brechreiz, Krämpfe ꝛc. ein, ihr Stöhnen und Schreien zog die Aufmerksamkeit der Nachbarschaft auf sich, man holte einen Arzt, diesem gelang es auch, die Eltern zu retten, das Kind aber starb.“

Ein Schullehrer in Amerika, welcher die Eigenschaften Gottes kleinen Kindern zu erklären wünschte, frug sie: „Who loves all men?“ (Wer liebt alle Menschen?) [Men heißt aber auch Männer]. Da rief ein vierjähriges Mädchen: „All women!“ (Alle Frauenzimmer).

Charade.

Das erste Wort nennt dir das Zweite,
Das Zweite nennt das Erste doch;
Das Ganze nennet dir das Erste
Und nennet dir das Zweite noch.

Und wer als Zweites sich gezeiget,
So, wie es einst das Ganze war,
Dem bringet mit gerechtem Stolze
Ganz Deutschland Lorbeerkränze dar.

Auflösung des Palindroms in Nro. 295:
Deus, Suez.
Richtig gelöst von G. B. und E. Sundheimer in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

27. Dez. 1282. Kaiser Rudolph von Habsburg belehnt seinen Sohn Albrecht mit dem Herzogthum Oesterreich.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 299 Dienstag, 28. Dezember 1869.

Frauenmuth.

(Fortsetzung.)

Mathilde blieb, in Gedanken versunken, in ihrem Armstuhl am Feuer zurückgelehnt, die Hände müssig im Schooß ruhend, fast zwei Stunden lang ungestört, bis endlich ein Diener zu ihr eintrat, um zu melden, daß die Abendtafel ihrer harre.

Auf ihre Frage, ob der Sturm inzwischen abgenommen, antwortete der Diener, das Unwetter sei gänzlich vorüber und der Himmel wieder völlig klar.

Sie ging zum Fenster, um die Gardine zu lüften, und überzeugte sich jetzt mit eigenen Augen, daß in Wahrheit alle dunklen Wolken verschwunden waren und der Mond über Wälder und Hügel weit, weithin ein helles, klares Licht ausgoß.

Thomas' Ritt war also völlig überflüssig, da sich der Graf jedenfalls längst in Sicherheit befand. Ein froher Seufzer der Erleichterung und die Gräfin bewegte sich mit elastischem Schritte dem Speisezimmer zu.

Die große Uhr über den Stallgebäuden hatte längst neun geschlagen, und ihre Zeiger näherten sich bereits der zehnten Stunde, als Mathilde ein Tuch über die Stickerei warf, mit welcher sie sich während der letzten Abendstunden beschäftigt hatte, und sich in ihr Schlafzimmer zurückzog.

Dieses Schlafgemach war ein hohes, geräumiges Zimmer im westlichen Flügel des Herrenhauses und lag am Ende eines langen Korridors, von welchem hier und dort Thüren zu unbenutzten Zimmern führten.

Die junge Frau hatte sich dieses abgelegene Zimmer selbst zum Schlafgemach ausgewählt, weil sie wußte, daß es vor vielen Jahren das Lieblingszimmer der Mutter ihres Gatten gewesen war, daß auch der Letztere es längere Zeit bewohnt hatte, und es noch jetzt vor fast allen übrigen Zimmern des weitläufigen Hauses werth hielt. Das hohe Kamingesimse mit seinem sonderbaren Schnitzwerk, die mit Nymphen und Liebesgöttern in längst veralteter, steifer Manier bemalte Decke, die altertümlichen Mobilien und das gewaltige, mit Goldverzierungen überladene Himmelbett gaben diesem Zimmer das Ansehen unbeholfener, längst veralteter Eleganz, und vermochten im Ganzen nur Eindrücke ernster oder gar trüber Art bei dem Besucher desselben hervorzubringen.

Heute Abend sah es indessen freundlicher und einladender aus, denn das im Kamin in hellen, hohen Flammen emporlodernde Feuer verbreitete seinen klaren Schein über die gelben damastenen Fenstergardinen, über Wände, Bilder und Mobilien, und die Wachslichter auf dem Nachttische erhellten selbst die entferntesten Winkel des Zimmers.

Als Mathilde eintrat, öffnete sich in der Wand ihr gegenüber die Thür des zum Schlafgemache gehörenden Ankleidezimmers und sie befand sich ihrer Zofe gegenüber.

„Hast Du schon lange auf mich gewartet, Anna?“ fragte die Gräfin, der die müden Augen der jungen Dienerin sogleich auffielen. „Du siehst ja so außerordentlich ermüdet aus.“

„Ich kam erst vor wenigen Augenblicken,“ sagte die Zofe, „ich war heute vom Mittage bis zum Abend mit dringend nothwendiger Näharbeit beschäftigt und so leide ich denn jetzt an starkem Kopfweh.“

„Armes Mädchen,“ sagte die junge Frau mitleidsvoll, „Du bist bisher nicht daran gewöhnt gewesen. Aber tröste Dich, Anna, die Zeit wird schnell herbeikommen, wo Dir Deine jetzigen Beschäftigungen leichter, viel leichter erscheinen werden wie Deine früheren ländlichen Arbeiten. Sind die übrigen Dienstleute sämmtlich zur Ruhe gegangen?“

„Alle bis auf Franz. Diesen hörte ich noch so eben durch den Saal gehen.“

„Sage ihm, er brauche des Grafen wegen nicht aufzubleiben, denn mein Gatte befindet sich ohne Zweifel längst wohlbehalten in Gerdheim. Er muß durch die Furth im Flusse geritten sein, bevor dieser so heftig anschwoll.“

„Wenn der Strom wirklich schon zu heftig angeschwollen war, so ist der gnädige Herr sicherlich zu der alten Steinbrücke hinauf geritten, welche neben meines Vaters Hause liegt,“ antwortete das Mädchen ruhig.

„Eine Brücke, ist dort denn eine Brücke?“ fragte die Gräfin schnell.

„Ja, gnädige Frau, in der Nähe der verfallenen Abtei, kaum zwei Meilen von der Furth, und ich weiß, der Graf kennt diese Brücke sehr wohl.“

„Und Thomas hatte diese Brücke so gänzlich vergessen?“ sagte die Gräfin sinnend.

„Er sagte auch nichts von der Furth im Flusse, sondern nur, daß Sie ihm Befehl gegeben, unserm Herrn nachzureiten.“

„Er ist noch nicht zurückgekehrt?“ fragte Mathilde.

„Nein, Frau Gräfin, er sagte uns, falls es ihm nicht gelänge, mit dem gnädigen Herrn zusammen zu treffen, so würde er die Nacht im Gasthofe „Zum goldenen Horn“ zubringen.“

„Dazu habe ich ihm keine Erlaubniß gegeben!“ rief Mathilde in halb erstauntem, halb unwilligem Tone.

Es folgte ein langes Stillschweigen, während dessen Anna ihrer Gebieterin beim Entkleiden behülflich war, und nachdem diese ihr Nachtgewand angelegt hatte und mit den Füßen in die sammetnen Pantoffeln geschlüpft war, wurde das Mädchen entlassen.

„Jetzt bedarf ich Deiner Dienste nicht mehr, denn das Haar will ich für diese Nacht schon selbst ordnen. Geh' jetzt und suche Deine Kopfschmerzen zu verschlafen, Kind,“ sagte die Gräfin freundlich.

Anna zögerte einen Augenblick, doch als der Befehl in sanftem Tone wiederholt wurde, verließ sie, froh, nun auch selbst der Ruhe pflegen zu können, das Zimmer.

Mathilde verschloß die Thür, zog dann einen Armstuhl zum Feuer und begann, bequem in denselben zurückgelehnt, langsam ihr Haar zu lösen. Träumerisch ließ sie die Finger durch die weichen, goldenen Locken gleiten. Sie dachte an ihren Gatten, dem das Herz in inniger Liebe schlug. Mit welch' liebevoller Nachsicht ertrug er nicht jede ihrer kleinen Launen, mit welch' hingebender Fürsorge suchte er jeden ihrer Wünsche zu erspähen, zu erfüllen, welch' tiefes Mitgefühl, welch' warme, innige Theilnahme bewies er ihr bei jedem kleinen Schmerz, bei jeder Täuschung, bei jeder Freude! Und dann sein männliches achtungsvolles Benehmen gegen sie, nicht minder unter vier Augen wie in Gegenwart Anderer, — dieses unbeschränkte Vertrauen des gereiften, erfahrenen Mannes von fünfunddreißig Jahren zu einer mehr als zehn Jahre jüngeren Gattin. — Und ihre Gedanken glitten zu künftigen Jahren hinüber, zu jenen Zeiten, wo sein Haar sich weiß und weißer färben würde, diese jetzt noch so hoch und stolz dahin schreitende Gestalt sich dem Joche des Alters würde beugen müssen! Ja, dann, dann erst konnte sie Gelegenheit finden, ihm durch unermüdliche Fürsorge für jedes seiner kleinen Bedürfnisse, durch treue Pflege bei Tag und Nacht und durch Achtsamkeit auf den geringsten seiner Wünsche ihre innige Liebe, zur Genüge ihres Herzens, zu danken. Sein Alter wollte sie mit den Rosen der Freude schmücken, daß es ihm nie einfallen sollte, den Verlust seiner Jugend zu beklagen.

Dieser Gedanke goß ein höheres Roth über ihre Wangen — und wenn nun gar noch einmal eine Zeit käme, wo dies jetzt so stille Haus von den Stimmen fröhlicher Kinder widerhallte, deren Gesichter ihre und ihres Gatten Züge gemeinsam widerspiegelten! Wie sehnte sie ihn in diesem Augenblicke herbei, um ihr Haupt an seine Brust legen und ihm ihre wonnigen Träume ins Ohr flüstern zu dürfen. Es war ihr so ungewohnt und unheimlich, seine Gegenwart zu entbehren, ihn fern zu wissen. Hätte sie doch dieses einsame Zimmer verlassen, ihr Pferd besteigen und, trotz Nacht und Dunkelheit, nach Ernsheim zu ihm gelangen können. Jenes dunkle, unbestimmte Bangen kam auf's Neue über sie. Das Feuer begann bereits zu erlöschen, im ganzen Zimmer schien es schnell dunkler zu werden. Ihr war es, als flösse ihr das Blut von Minute zu Minute langsamer und kälter durch die Adern. Das Gefühl dunkler, unbestimmter Angst vor einem nahen Unheil wurde mächtiger und mächtiger. Sie bebte zusammen.

Die elfenbeinerne Haarbürste glitt ihr vom Schooße und fiel mit dumpfem Klang auf den Fußboden nieder. Sie neigte sich vorwärts, um dieselbe aufzuheben, und gewahrte, während sie sich, das Gesicht von den herabgefallenen, üppigen Haarwellen fast ganz verschleiert, langsam wieder emporrichtete, an den Fransen der Damastgardine des entferntesten Fensters eine knochige Hand und dahinter ein bleiches, verstörtes Gesicht, das lauernd zu ihr hinstarrte.

In demselben Augenblicke sank die Gardine leise in die alten Falten zurück und Hand und Gesicht waren verschwunden.

Mathilde hatte jedoch dieses Antlitz genau gesehen und kannte es nur zu wohl. Noch vor kaum sechs Stunden war ihr Auge demselben Blicke voll tückischer Bosheit begegnet wie eben jetzt, nicht aber diesen Entschlossenheit zum Entsetzlichsten widerspiegelnden Gesichtszügen. Sie zuckte nicht zusammen, gab keinen einzigen Laut von sich. Ihre Pulse klopften wild, das Blut wollte ihr zu Eis erstarren, doch sie behauptete, äußerlich völlig ruhig, ihren Sitz.

Bei dem Gedanken an die Gefahr des Gatten hatte sie gezittert; jetzt, in der eigenen furchtbarsten Noth, fühlte sie sich muthig und entschlossen.

Ihre kalten Hände begannen auf's Neue, das reiche, üppige Haar zur Nachtruhe zu ordnen, ihr Auge starrte sinnend ins erlöschende Kaminfeuer. Nichts an ihr verrieth das innere Entsetzen, die Fluth angst- und hoffnungsvoller Gedanken, die ihr Kopf und Brust zu zersprengen drohte.

War ihr denn jeder Weg zur Rettung versperrt?

Mußte sie sich widerstandslos, ohne einen Versuch, ihr junges Leben zu retten, dem furchtbaren Loose unterwerfen, das schon in den nächsten Minuten ihrer harrte?

Und doch wußte und verstand sie jetzt Alles nur zu genau.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Eine recht drastische Gaunergeschichte, wie sie in cäsaristischen Staaten nur einmal zum Geschäfte gehören, wird aus Paris jetzt bekannt. Wie gewöhnlich spielt der Graf, spätere Herzog von Morny, der Halbbruder des Kaisers, dabei eine Hauptrolle. Die Minen von Anbin waren 1857 von 2 Privaten für 500,000 Franks gekauft und von diesen bald nach dem Staatsstreich einer anonymen Gesellschaft für 3,200,000 Fr. überlassen worden, welche unter hohem Protektorat damit den Bau einer Eisenbahn verbinden wollte. Es erschien ein Programm, von Morny als Präsident des Verwaltungsrathes unterzeichnet, welches zur Subskription von 112 Millionen Franken für den Bau der großen Zentralbahn einlud; der Staat bewilligte dabei eine Subvention von 78 Millionen. Die Minen von Anbin wurden für 44,200 Obligationen zu 500 Frks. von der neuen Eisenbahngesellschaft erworben, welche einen Tageswerth von 13 Millionen Franks hatten. Später zeigte es sich, daß es den Unternehmern um den Bau der großen Zentralbahn gar nicht zu thun war, sondern vielmehr nur eine Prellerei gegen die Bahnen, denen sie Konkurrenz machen konnten, beabsichtigt worden. Diese gelang auch vollkommen. Nachdem die Bauten bei Lyon und an der spanischen Gränze zum Schein begonnen hatten und Gerüchte in Umlauf gesetzt worden waren über eine Verlängerung der Bahn nach Vendome und Paris, entschlossen sich die Verwaltungen der Orleans- und Mittelmeerbahnen zu einer Abfindung, bei welcher erstere die für die Minen von Anbin hinausgegebenen 44,200 Obligationen übernahm und die Aktionäre der großen Zentralbahn 522,662,000 Obligationen im Tageswerthe von 156 Millionen Franks von den betreffenden Kompagnien erhielten. Bei Abfassung des von Rouher mit seinem Visa versehenen Kontraktes wurde mit solcher Vorsicht verfahren, daß spätere Reklamationen über Uebervortheilung oder unrichtige Angaben von vornherein abgeschnitten wurden. Es hieß darin: Die Besitznahme der Aktiva der großen Zentralbahn erfolgte en bloc und à forfait ohne weitere Diskussion, so wie sie bei der Uebergabe vorhanden sind, und dieß dient dem Verwaltungsrath als definitive Decharge, ohne daß aus irgend welchem Grunde ein Rekurs oder eine Untersuchung stattfinden könnte. Der gesetzgebende Körper genehmigte sodann die von der Regierung bewilligte Zinsgarantie von 4 pCt. und die Tilgungsquote auf die von den Kompagnien für den Ankauf der Minen von Anbin und der Zentralbahn hinausgegebenen Obligationen. Wer sich mit Morny in diese Beute von 170 Millionen Franken getheilt hat, ist unbekannt geblieben; sicher ist nur, daß dieselbe auf Kosten der Steuerpflichtigen gemacht worden.

[Kannibalen.] In Nagy-Pali ist bei Gelegenheit einer Feuersbrunst ein kannibalischer Akt verübt worden. Als die Fruchttriste eines dortigen Insassen plötzlich zu brennen anfing, ergriff die zusammengelaufene Menge aus unmotivirtem Verdachte und auf Anstiften eines Geschworenen (!) und des Lehrers (!) einen dortigen Schneider, zerrte ihn zur brennenden Triste und warf ihn ins Feuer. Der Unglückliche rettete sich; doch wurde er abermals ergriffen und ins Feuer geworfen. Noch einmal schleppte er sich heraus, die Kleider waren ihm bereits vom Leibe gebrannt, und nackt rannte er durch den Hof; doch warf ihm der Diener des Hauses ein Scheit Holz an die Füße, so daß einer derselben brach, trotzdem lief der dem Feuertode Geweihte noch etwa zehn Schritte, dann stürzte er auf die Knie; da ergriffen ihn Zwei an den Füßen, schleppten ihn zur brennenden Triste und warfen ihn trotz seines Jammerns und Flehens in die Flammen, wo er bald seinen Geist aufgab. Zwei Männer drehten den leblosen, versengten Körper mittelst Feuerhaken hin und her, bis er so weit verkohlte, daß er entzweibrach. Zwölf Individuen sind theils als Thäter, theils als Theilnehmer und Mitwisser der gräßlichen That angeklagt, und befinden sich deren sechs im Komitats-Gefängniß.

Eine Korrespondenz aus Australien in der „Norddeutschen Landwirthschaftlichen Zeitung" schildert die allmähliche Entwicklung der Kolonie Viktoria in Bezug auf Ausdehnung des Ackerbaues und Zurückdrängung der früher allein herrschenden Vieh- (besonders Schaaf-)zucht. Die ackerbauende Bevölkerung beläuft sich bereits auf 14,000 Seelen. Man hat alle europäischen Kulturgewächse gepflanzt und besonders beim Tabak und Wein gute Resultate erzielt. Die Acclimatisations-Gesellschaft entwickelt die regste Thätigkeit, und es vergeht kaum ein Monat, in dem sie nicht ein neues Produkt einführt. Ihr ist es zu danken, daß Kameel und Alpaca jetzt zu den Hausthieren Viktorias gehören, daß man die Melodieen europäischer Singvögel neben dem schrillen Gekreische der einheimischen Gefiederten vernimmt, daß europäische Hasen und Kaninchen Wallaby und Wombat verdrängen, daß Lachs und Forelle hoffentlich bald in den Flüssen schwärmen werden. Die Acclimatisations-Gesellschaften haben demnach bei unseren Gegenfüßlern ein dankbareres Feld der Thätigkeit, als hier zu Lande.

In Peavia, einer kleinen Küstenstadt Asturiens, einige Stunden von Oviedo entfernt, soll jüngst ein interessanter Fund gemacht worden sein. Am 7. Dez., nach einer jener stürmischen Nächte, wie deren der Golf von Biscaya nicht selten sieht, fand ein Fischer Namens Restituto zwischen zwei Felsen eingeklemmt eine Kassette, die das Meer dort hineingespült und zurückgelassen

hatte. Dieselbe mußte schon lange im Wasser gelegen haben, denn Meerpflanzen und Muscheln hatten sich an sie angesetzt. Sie war luftdicht verschlossen durch ein Schloß und zwei Vorlegeschlösser, die ganz verrostet waren; die Ecken trugen Kupferbeschläge. Restituto versuchte die Kassette vergebens mit seinem Messer zu öffnen. Er trug dieselbe zu einem Priester, und dort gelang es, sie mit Vorsicht zu sprengen. Was war der Inhalt? Eine Frauenhand, die oberhalb des Gelenkes abgetrennt worden war. Die Hand war sehr eingetrocknet, auffallend klein und von feinen Formen. Die kurze hervorragende Handwurzel trug noch ein kostbares Bracelet, mit sieben herrlichen Smaragden besetzt. Die kleine Kiste war so vorsichtig konstruirt und verschlossen, daß das Wasser unmöglich hineindringen konnte. Ein kleines Sammetkissen, auf dem die Hand ruhte, trug noch leicht erkennbare Spuren grüner Farbe. Sonst fand sich weder Name noch Datum vor, nichts was irgend welchen Aufschluß oder einige Andeutungen gegeben hätte. Welch Drama mag hier verborgen sein.

[Zum Aufenthalt der Kaiserin von Oesterreich in Rom.] Aus Anlaß des Aufenthalts Ihrer Majestät in Rom wird den „Föv. Lap." folgendes historische Datum mitgetheilt: Ihre Majestät ist von den ungarischen Königinnen die zweite, welche in Rom gewesen, nicht ausgenommen die Apulierin Buzilla, die Gemahlin Kolomans, ja auch nicht die beiden Beatricen, die estenstische (Gemahlin Andreas' II.) und die neapolitanische (Gemahlin Mathias' I.) Die Mutter König Ludwigs I., Elisabeth, ist zwar, als sie 1343 ihren Sohn Andreas (der von seiner eignen Gemahlin Johanna ermordet wurde) in Neapel besuchte, bei dieser Gelegenheit auch in Rom gewesen; da jedoch die Päpste damals in Avignon residirten, bekam sie den Papst nicht zu Gesicht. Kaiserin Elisabeth ist daher die erste ungarische Königin, welche den Papst in Rom gesehen hat.

Der Affe, den sich die französische Kaiserin auf ihrer orientalischen Reise eingewirthschaftet, heißt bekanntlich Jocko, und er hat schon viel von sich reden gemacht. Unter seine Untugenden gehört, daß er sich durchaus nicht überwachen läßt. Neulich ging er durch und flüchtete sich in das Arbeitskabinet des Kaisers. Der Souverän empfing ihn ganz freundlich, schmeichelte ihm und streichelte ihn mit der Hand. Jocko, der von Natur scheu, wurde darüber ganz dreist, setzte sich ruhig neben ihn hin und sah ihm beim Schreiben zu. Da kam Rouher, mit einem Portefeuille unter dem Arme, herein. Der Senatspräsident legte das Portefeuille sammt dem Hute auf einen Tisch, und der Kaiser ließ sich mit ihm in eine Konversation ein, die länger als eine halbe Stunde dauerte. Als Rouher sich entfernen wollte, suchte er vergeblich Hut und Portefeuille; sie waren vom Tische verschwunden. Man suchte den Affen und fand ihn vor einem Spiegel sitzend. Jocko hatte den Hut des Senatspräsidenten aufgesetzt und ging mit dem Portefeuille zwischen den Vorderfüßen, gravitätisch auf und nieder. Er hatte die Ambition, Rouher nachzuäffen, und Einige wollen behaupten, daß ihm dies ganz vortrefflich gelungen ist.

[Rein gehaltener Wein.] Die „K. Volks-Zeitung" berichtet aus Köln unterm 17. Dezember: Wir haben über eine Explosion zu berichten, die zwar keinen tragischen Ausgang hatte, dafür aber als bisher einzig in ihrer Art zu betrachten sein dürfte. Gestern nämlich explodirte eine Weinsuppe. Als die Hausfrau während des Zubereitens sich überzeugen wollte, ob die Suppe bereits siede, und das Licht ganz nahe heranbrachte, stand auf einmal ihre Weinsuppe in hellen Flammen. Man ersieht daraus, wie weit die Wein-Fabrikation getrieben wird — brennbaren Wein bietet man dem Publikum für sein gutes Geld. Der in Brand gerathene Wein stammt aus einem hiesigen Geschäfte, das sich „rein gehaltener" Weine rühmt und bisher sehr renommirt ist, und kostet 36 Thaler die Ohm.

[Der rothe Frack.] Bethlen's „Diplomatischer Wochenschrift" schreibt man aus Wien: „Der rothe Diplomatenrock der neuen Aera, eine Schöpfung Beust's, soll die Orientreise, zu deren Verherrlichung er an das Licht der Welt gerufen wurde, nicht überleben. Als sich nämlich der Reichskanzler und die übrigen Träger des rothen Fracks mit den goldenen Epauletten zum ersten Mal in dem neuen Kleide unserer auswärtigen Politik präsentirten, da soll ein „erlauchter Mund" den vernichtenden Ausspruch gethan haben: „Aber, meine Herren, Sie sehen ja aus, wie die Hoffurie!" Und darauf sei der rothe Frack sofort, ohne weiteres Unheil anzurichten, zu den berüchtigten rothen Musterhosen des Infanterieregiments Hannover gelegt worden."

Auflösung des Räthsels in Nr. 296:

Meer.

Richtig gelöst von L. E. in Aschaffenburg.

Geschichtskalender.

23. Dez. 1440. Johann Guttenberg von Mainz erfindet die Buchdruckerkunst.

„ 1600 Bildet sich die ostindische Compagnie in London.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 300 Mittwoch, 29. Dezember 1869.

Frauenmuth.

(Fortsetzung.)

Der Mann hinter der Gardine war Thomas. Sein nächtlicher Ritt war nichts weiter wie eine List gewesen, um jeden Argwohn der mörderischen That, welche er beabsichtigte, im Voraus gänzlich von sich abzuwälzen. Er hatte sich in der Dunkelheit zurück geschlichen, sich in seinem jetzigen Versteck verborgen, und wartete nur auf den günstigen Augenblick zur Ausführung seiner verbrecherischen Absicht.

Und welchen Rettungsweg gab es noch für sie?

Hier in dem einsamen, verschlossenen Zimmer, wie vermochte sie ihm zu entkommen?

Wenn sie versuchte, ihm zu entfliehen, gelang es ihr auch, rasch die Thür und den Korridor draußen zu erreichen, der Mörder hätte sie jedenfalls eingeholt und die knochigen Hände um ihren Hals gelegt, bevor sie das Ende des langen Ganges erreichen, nach Hülfe rufen, und die im Schlafe liegende Dienerschaft zu ihrem Beistande herbeieilen konnte.

Wie, wenn sie sich entschlossen von ihrem Sessel erhöbe, die Gardine zurückschlüge, dem Manne frei gegenüber trete, und ihn um seiner so alten Anhänglichkeit an ihrem Gatten, im Namen seines Herrn, unter dem Versprechen ewiger Verschwiegenheit, um Schonung, um Barmherzigkeit anflehte?

Doch nein, seine Eifersucht, seine Wuth würde sicherlich nur noch wilder emporflammen, wenn er von ihren Lippen den Namen ihres Gatten hörte. —

Sie hob die Augen empor und diese hafteten an einem glänzenden, blitzenden Gegenstande. Dicht über dem Kamin, im Bereiche ihrer Hand, hing der lange Stoßdegen ihres Gemahls. Sollte sie ihn ergreifen, und durch einen mit äußerster Kraft durch die Gardine geführten Stoß ihren Feind zu vernichten oder wenigstens unschädlich zu machen suchen, bevor er sich aus den Falten des schweren Vorhangs hervorzuwinden vermochte?

Ihr weibliches Gefühl schauderte selbst in dieser höchsten Noth vor solch' blutiger That zurück. —

Ein anderer Gedanke!

Ihr kleines Ankleidezimmer war kaum zehn Schritte von ihrem Sessel entfernt. Die Thür stand weit geöffnet. Wie, wenn sie sich dort einschlösse?

Aber die Thür war ohne Riegel und der Schlüssel schloß nur von außen.

Schon war es ihr, als hörte sie leise, schleichende Tritte hinter oder neben sich, als fühlte sie den heißen Athemzug des Mörders an ihrer Wange, und dennoch blieb sie unbeweglich wie eine Bildsäule in ihrem Stuhle sitzen. —

Gar keine Hülfe, gar keine Rettung mehr?

Noch einmal fiel ihr Auge auf die offene Thür des Ankleidezimmers.

Es gibt Augenblicke im Leben, welche die geistigen Kräfte des Menschen in fast übernatürlichem Grade anzuspannen vermögen, Augenblicke, in denen mit Blitzesschnelle Gedanken und Pläne kommen, wie sie zu gewöhnlichen Zeiten nur die Frucht stundenlanger Ueberlegung zu sein pflegen.

So erging es jetzt der geängstigten jungen Frau.

Als sie den Blick nach der Kammerthür warf und den Schlüssel an der Außenseite stecken sah, sprang, wie durch einen Zauberschlag, ein neuer Rettungsplan in ihrem Kopf empor, der ihre Wangen auf's Neue mit Lebensgluth übergoß, ihr Herz noch einmal vor Hoffnung höher schlagen ließ. Wenn es möglich wäre, den Elenden in jenes Zimmer zu locken, ihn dahin zu locken auf ähnliche Weise, wie es mit Vögeln und so manchen anderen Thieren geschieht, durch irgend eine Lockspeise — durch die Schaustellung irgend welcher Gegenstände, die seine Aufmerksamkeit besonders lebhaft zu erregen, seine Habgier bis zu einem solchen Grade zu reizen vermöchten, daß er darüber auch nur für einen Augenblick der schlauen Vorsicht vergäße!

Die Lockspeise war gefunden.

Jener Mann war gekommen, seine Rache an ihr zu kühlen, doch sie kannte noch eine andere Leidenschaft in ihm, und diese Leidenschaft ist unbegränzte Habsucht. Wie oft hat sie nicht im Stillen beobachtet, wie seine Augen schon bei der bloßen Berührung von Gold oder Silber aufleuchteten, wie oft hat nicht ihr Gatte lachend die Bemerkung hingeworfen, die Liebe zum Gelde sei die einzige schwache Seite seines alten Dieners. Sie lüge es ihr, ihn durch Aufstachelung seiner Habgier zum Eintritt in jenes Zimmer zu bringen, bevor er an

ihr die Blutthat vollbracht, so hielt sie ihre Rettung noch für möglich.

Die Rolle, welche sie jetzt zu spielen hatte, war in Wirklichkeit höchst schwierig und gefährlich, doch sie ging voll Selbstvertrauen muthig ans Werk. Sie wußte, daß, wenn ihre Nerven sie auch nur ein einziges Mal im Stiche ließen, ihr Loos unwiderruflich entschieden sei, doch ihr junges Herz bebte nicht.

Langsam vollendete sie die Nachttollette ihres reichen Haares, erhob sich von ihrem Sitze, warf frisches Reisig auf's Feuer, und schritt dann durch das Zimmer dem neben dem Bette stehenden Nachttische zu, um die elfenbeinerne Haarbürste dort niederzulegen.

„Ich bin zu ermüdet zum Lesen," murmelte sie, nachdem sie in einigen auf dem Tische liegenden Büchern langsam geblättert, halblaut vor sich hin, „und doch auch wieder nicht müde genug zum Schlafen. Ich wollte, die Nacht wäre vorüber. Jedenfalls muß ich noch einen Blick auf mein Smaragd-Geschmeide werfen," begann sie nach kurzer Pause auf's Neue mit halblauter Stimme, nahm einen Schlüsselbund vom Tische und schritt auf ein zierliches Schränkchen von Ebenholz zu, welches neben dem Kamin stand.

Noch hatte nicht das leiseste Beben ihre Stimme verrathen, daß sie den hinter der Gardine lauernden Mörder gesehen, daß ihre Worte lediglich für sein lauschendes Ohr bestimmt seien.

Um die Täuschung zu vollenden, galt es jedoch auch zugleich im Gange, wie in der kleinsten Bewegung, vollständige Ruhe und Arglosigkeit zur Schau zu tragen.

Nachdem sie das Ebenholzschränkchen erschlossen, nahm sie aus demselben ein kleines Kästchen von Rosenholz — ihr Juwelenkästchen — hervor, und stellte es vorsichtig auf dem Fußboden des Zimmers, um zuoberst zwei andere Kästchen in dem niedlichen Schränkchen wieder an die gewohnten Stellen zu schieben. Nachdem sie dann den Schrank wieder geschlossen und das Juwelenkästchen vom Boden genommen, schritt sie mit dem Letzteren in der einen, den silbernen Leuchter mit der darauf brennenden Wachskerze in der andern Hand, der Thür des Ankleidezimmers zu. Schon war die Schwelle erreicht, als plötzlich der Fußboden dicht hinter ihr ein leises Knarren hören ließ, so daß ihr das Herz in der Brust vor plötzlichem Schreck still zu stehen drohte. — Folgte der Mörder ihr bereits, konnte die Gier nach der kostbaren Beute ihn zu früh aus seinem Schlupfwinkel hervorgelockt haben?

War der fürchterliche Augenblick gekommen?

Nein, es blieb Alles ringsumher still und stumm, wie im Grabe.

Sie ließ die Thür weit geöffnet und ging dem entferntesten Ende des langen, schmalen Ankleidezimmers zu. Hier, wo sie wußte, daß Alles von jenem dunklen Versteck hinter der Gardine aus deutlich übersehen werden konnte, setzte sie das Licht und das Juwelenkästchen auf einen Tisch nieder, öffnete das Erstere und breitete den strahlenden und blitzenden Inhalt desselben ringsumher auf der Mahagoniplatte aus. Als könnte sie sich nicht satt an ihrem Schmucke sehen, nahm sie bald das Halsband, bald die Busennadel, bald die Gürtelschnalle, bald die Ohrgehänge, bald die Armbänder vom Tische auf, um die köstlichen Steine dem Auge näher zu bringen und sie beim Scheine des Lichts desto herrlicher strahlen zu lassen.

Eine halbe Stunde mochte bei dieser scheinbaren Tändelei verflossen sein, während welcher ihr Herz bei jedem Aufflackern des Lichts angstvoller emporzuckte und sie athemlos nach dem leisesten Geräusch umher horchte.

Keine Bewegung, kein Laut ließ sich im halbdunkeln Schlafzimmer hören.

Jetzt aber mußte sie dahin zurückkehren, denn sie fühlte sich auf's Aeußerste erschöpft und die Füße begannen ihr den Dienst zu versagen. Diese gewaltsam erzwungene, äußerlich ruhige Fassung, während im Innern die Todesangst alle ihre Schrecken erschöpfte, war nunmehr nicht länger aufrecht zu erhalten.

Nur einen kurzen Augenblick zögerte sie noch, um Athem zu schöpfen, dann legte sie mit einem tiefen Seufzer das Armband, welches sie so eben in der Hand hielt, auf den Tisch nieder, nahm das Licht und ging dem Schlafzimmer zu, auf dessen Schwelle sie jedoch wieder still stand, um, wie es schien, mit sich selber über irgend etwas zu Rathe zu gehen.

Hätte sie sehen können, daß in eben diesem Augenblicke die Hand des Mörders das Messer fester umfaßte, daß seine Gestalt sich wie zum plötzlichen Sprunge zusammenkrümmte, hätte sie sein Antlitz sehen können, so wäre vielleicht das letzte Fünkchen von Muth in ihr armes Herz eingezogen. Sie sah es nicht, und es gelang ihr, ihre schwierige Rolle zu Ende zu führen.

„Mögen die Steine für diese Nacht dort auf dem Tische liegen bleiben," murmelte sie, über die Schwelle des Ankleidezimmers tretend, halblaut vor sich hin, indem sie die Thür weit hinter sich offen ließ. Die Falle war gestellt, und für die Gäste blieb jetzt Nichts weiter übrig, als still und stumm, mit Ergebenheit in die Rathschlüsse der Allmacht, den Erfolg abzuwarten. Sie löschte schnell die Lichter aus, zog dann die Bettgardinen zurück und legte sich nieder.

Ein wunderbares Gefühl erquickender Ruhe begann ihren ganzen Körper zu durchströmen, als sie, nach so langer schrecklicher Verstellungsqual und Todesangst, jetzt, die schmerzenden Glieder bequem hingestreckt, das müde Haupt auf's Kissen gedrückt, beim matt auf und nieder flackernden Feuerschein völlig bewegungslos daliegen konnte — ein wunderbares Gefühl erquickender Ruhe, obgleich sie wußte, daß der Mörder sich in ihrer ganz unmittelbaren Nähe befand.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Betriebsergebnisse der k. bayer. Verkehrs-Anstalten im Jahre 1868.

1) Eisenbahn. Das Netz der bayerischen Staatsbahnen hat im Jahre 1868 eine Aenderung nicht erfahren, die Länge der in Staatsregie stehenden Bahnen betrug daher wie im Vorjahre 455,78 Stunden, wovon 84,57 Stunden Pachtbahnen und 38,32 Stunden mit Doppelgeleisen versehen waren. Das Anlagekapital für die Staatsbahnen beträgt 160,743,755 fl. und für die Pachtbahnen 23,709,577 fl., zusammen 184,453,352 fl., es trifft sonach für die Bahnmeile ein Aufwand von 800,000 fl. Das Inventar der Wagen bestand aus 1073 Personenwagen, 118 Bahnpostwagen, 222 Gepäckwagen, 30 Pferde- ꝛc. Wagen, 5212 Güterwagen, 651 Kohlenwagen, 181 Torfwagen, 298 Bauholz- und Schemelwagen, 70 Kleinviehwagen und 294 Bahndienstwagen, im Ganzen 8161 Wagen, gegen das Vorjahr ein Zuwachs von 691 Wagen. Die Zahl der Maschinen hat sich um 26 vermehrt, es waren nämlich am Schlusse des Etatsjahres 1868 vorhanden 71 Maschinen der Klasse A., 231 Maschinen der Klasse B und 100 der Klasse C, zusammen 402 Maschinen. Die Wagen sind theils von dem Etablissement Kramer-Klett in Nürnberg, theils von Rathgeber in München, Nill und Komp. in Würzburg und Jaquet in Ludwigshafen; die Lokomotiven sind geliefert von Maffei in Hirschau bei München, früher auch von Meyer in Mülhausen, von Keßler in Karlsruhe, Hartmann in Chemnitz und Krauß in München. Die Leistungen der Transportmittel haben sich gegen das Vorjahr gesteigert, denn bei 172,519 Fahrten haben die Maschinen 2,816,236 und die sämmtlichen Wagen 49,301,412 Wegstunden durchlaufen, während in vier Quartalen des Jahres 1866/67 bei nur 152,931 Fahrten die Gesammtzahl der von den Lokomotiven durchlaufenen Wegstunden 2,419,304 und die Zahl der Wegstunden der beförderten Wagen 44,597,208 betrug. Auch der Materialverbrauch hat sich den gesteigerten Transportleistungen entsprechend bei mehreren Gegenständen erhöht. An Material für Maschinen und Wagen wurden verbraucht: 481,431 Kubikfuß Holz, 14,877,287 Kubikfuß Stichtorf (616,707 Kubikfuß mehr als im Vorjahre), 385,171 Zentner Preßtorf (109,622 Zentner mehr als im Vorjahre), 1,777,708 Zentner Rußkohlen (mehr 248,816 Zentner), 408,740 Zentner Braunkohlen (mehr 30,436 Zentner), 305,739 Pfund Oel (73,624 Pfund weniger), 126,312 Pfund feste Schmiere (55,683 Pfund weniger als im Vorjahre). Der Gesammtaufwand für Beschaffung der Transportmittel betrug am Schlusse des Etatsjahres 1868 31,276,999 fl., wovon aus Betriebsmitteln bis Ende 1868 8,463,509 fl. bestritten worden sind. Was die Frequenz betrifft, so hat sich dieselbe im Vergleich mit dem Vorjahre wesentlich erhöht, denn es wurden im Gesammtverkehr befördert: 7,188,531 Personen, 29,922,650 Pfund Gepäck, 737 Fahrzeuge, 720,395 Thiere, 56,571,190 Zentner Güter; in vier Quartalen des vorhergehenden Jahres dagegen: 5,879,267 Personen, 26,056,809 Pfd. Gepäck, 1437 Fahrzeuge, 503,016 Thiere und 50,128,948 Zentner Güter. Die Einnahmen aus dem Personenverkehre ertrugen 5,792,243 fl. (343,694 fl. mehr als im Vorjahre), für Gepäck 294,149 fl. (mehr 30,517 fl.), für Fahrzeuge 7299 fl. (weniger 9767 fl.), für Thiere 454,689 fl. (weniger 35,861 fl.) und für Güter 15,184,237 fl. (mehr 1,146,610 fl.) Die Gesammttransporteinnahmen betragen demnach 21,732,618 fl., um 1,475,192 fl. mehr als im vorhergehenden Jahre. Von der Gesammttransporteinnahme treffen auf den internen Verkehr 9,059,846 fl., auf den direkten Verkehr 7,561,555 fl. und auf den Transitverkehr 5,111,216 fl. Die Haupt-Geld-Rechnung schließt ab mit einer Einnahme von 22,464,842 fl. und einer Ausgabe von 12,993,823 fl., daher Einnahms-Ueberschuß 9,471,018 fl. Bei Berechnung des Reinertrages der Bahn sind die Einnahmen aus dem Bestand der Vorjahre zu kürzen, so daß eine Betriebseinnahme von 22,388,939 fl. verbleibt, und eben so reduziren sich die wirklichen Betriebsausgaben auf die Summe von 11,689,404 fl., so daß ein Reinertrag von 10,699,535 fl. übrig bleibt. Da der Gesammtbauaufwand für die dermalen im Betriebe stehenden bayerischen Staatseisenbahnen mit Einschluß für die Pachtbahnen 184,453,352 fl. beträgt, so ergibt der Reinertrag eine Verzinsung von 5,80 Prozent. Das Verhältniß der Betriebs-Einnahme (22,388,939 fl.) zu der Betriebs-Ausgabe (11,689,404 fl.) ist wie 52,19 : 100. Das Mobiliar-Inventar — excl. des gesammten Fahrmaterials — beträgt pro 1868 die Summe von 1,487,692 fl.

Mannigfaltigkeiten.

Die mit der letzten Ueberlandpost eingetroffenen englisch-chinesischen Blätter bringen eine Hofgeschichte aus dem himmlischen Reiche, welche neuerdings zeigt, daß die abendländische Zivilisation daselbst noch nicht sehr große Fortschritte gemacht. Den mit den Coulissen-Geheimnissen des Pekinger Hofes Vertrauten war es bekannt, daß zwischen der jüngeren der regierenden Kaiserinnen und einem Palast-Eunuchen ein intimes Verhältniß bestand. Der Einfluß des Begünstigten war sehr groß, und mehrere Würdenträger hatten ihre Stellen der Fürsprache desselben zu danken. Es scheint, daß dieser Stand der Dinge die Eifersucht des Prinzen Kung erregte, und die Katastrophe ließ nicht lange auf sich warten. Im September ungefähr erhielt der Günst-

Digitized by Google

ling — sein Name war Ling Ngau — von seiner huldreichen Gebieterin den Auftrag, sich nach Nanking und Sutschau zu begeben, angeblich, um verschiedene Einkäufe zur bevorstehenden Vermählung des jungen Kaisers zu machen, in der That aber in einer geheimen politischen Mission. Der Eunuch traf mit glänzendem Gefolge in der Hauptstadt der Provinz Schantung ein und machte dem dortigen Gouverneur einen amtlichen Besuch. Letzterer scheint ihn jedoch nicht besonders zuvorkommend empfangen zu haben und hatte auch in so fern Grund dazu, als die Palast-Eunuchen nur im Gefolge der kaiserlichen Familie herumreisen dürfen. Um seine amtliche Beglaubigung befragt, mußte der Eunuch gestehen, daß er keine besitze, worauf der Gouverneur ihn zurückhielt und von Peking weitere Verhaltungsbefehle einholte. Derselbe Courier, welcher die Meldung von der Ankunft des Eunuchen in Tainanfu nach der Hauptstadt brachte, kam von dort mit dem vom Kaiser selbst unterzeichneten Befehle zu dessen schleunigster Hinrichtung zurück, welche auch Ende September vollzogen wurde.

Die Industrie hat sich endlich auch der Haar-Fabrikation bemächtigt und in der Konkurrenz der Preise dem natürlichen Haarwuchs mit Glanz den Rang abgelaufen. Die ländlichen Schönen der armen Dörfer und Gebirgsländer brauchen nicht mehr ihr Haar den feilschenden Händlern hinzugeben, damit die **Haute volée** der Städte in ihrem Bedarf an künstlichem Haar befriedigt werde. Die Berliner Friseurläden stellen nämlich jetzt **en masse** die schönsten Chignons, Haar-Frisuren und Zöpfe zu den beispiellosen Preisen von 20 Sgr. bis 1 Thlr. aus — täuschend ähnlich und doch kein Haar, sondern reelle und solide — Baumwolle! . . . Damit hat das Chignonwesen die erfreuliche Aussicht, sich rasch bis in die Regionen der Dienstmädchen zu verbreiten, die gewiß schon längst voll Neid die riesigen und kostbaren Torpe's ihrer Herrinnen bewundert haben; während die Herrinnen den kostbaren Reichthum ihrer natürlichen Haarwulste bei Seite legen. Bereits bricht sich auch die einfache Lockentracht des natürlichen Haares unter seidenen Netzen Bahn, und die Mode kehrt damit wieder einmal zur Einfachheit und Naturschönheit zurück.

CH Im Jahre 1868 sind im Hafen zu Lindau 8977mal Schiffe ein- und ebenso oftmals ausgelaufen, mithin fanden im Ganzen 17,954 Ein- und Ausfahrten statt, darunter 16,392 mittelst Dampfkraft. Gegen das Vorjahr war der Verkehr wiederum namhaft gestiegen, und zwar um 800,000 Zoll-Zentner, so daß sich der Gesammtgüterverkehr im Hafen auf 4,922,800 Zentner belief. Im Vergleich zu den anderen Häfen des Bodensees steht der Hafen in Lindau bezüglich des Umfanges des Verkehrs weit oben an. Denn der Romanshorner Hafen, der bedeutendste nach Lindau, kann nur einen Verkehr von 4,119,000 Zentner aufweisen. Von jenen 4,922,800 Zentnern Gesammthafenverkehr treffen 4,289,500 Zentner allein auf den Verkehr von und nach der Schweiz und zwar kamen davon 3,832,700 Zentner auf den Austritt von Lindau nach der Schweiz. Die bayerische Dampfschifffahrtsverwaltung besitzt gegenwärtig 6 Dampfschiffe, 10 Schleppdampfer und 3 Trajektschiffe.

Das nun bald ablaufende Jahr wird in der Geschichte der Erdbeben und Vulkanausbrüche ein hervorragendes sein. Europa wurde nach ungefährer Zusammenstellung in diesem Zeitraume von mehr als 20 kleineren und größeren Erdbeben heimgesucht, von denen 5 auf die nördlichen Theile entfallen und von denen dasjenige, welches am 28. Nov. Sizilien und Calabrien erschütterte, das stärkste war; von verheerender Wirkung ist zum Glücke keines gewesen. Von Vulkaneruptionen sind bekannt geworden: die des Aetna vom 26. Sept., des Sarace (Neugranada) am 4. Okt. und des Cotopaxi am 3. Aug. Auf die Monate vertheilen sich die Erdbeben folgendermaßen: Januar 1, Februar 4, März 4, April 1, Mai 1, Juni 2, August 3, September 7, Oktober 1, November 2.

In dem Dorfe Arnsberg bei Treptow a. d. Rega in Pommern ist einer alten Frau, wie der Stettiner „General-Anzeiger" berichtet, eine hübsche Weihnachtsfreude bereitet worden: Ein fremdländisch gekleideter Mann mit Stulpenstiefeln und mit Schärpe fragt die Frau, ob sie nicht einen Sohn in Amerika habe; auf ihre Antwort, daß sie allerdings einen Sohn dort gehabt, der aber längst todt sei, da sie seit vielen Jahren nichts von ihm gehört, erwidert der Fremde, daß ihr Sohn dennoch lebe und er einen Gruß an dessen Mutter bestellen solle. Schließlich stellt sich denn heraus, daß der Fremde selbst der todtgeglaubte Sohn ist, der vor ca. 20 Jahren arm nach Amerika gegangen und jetzt mit einem Vermögen von, wie es heißt, 90,000 Thlr. zurückkehrt.

Auflösung der Charade in Nr. 296:
Hermann.

Geschichtskalender.

29. Dez. 1857. Engländer und Franzosen erobern Canton.
„ 1863. Einzug der Bundestruppen in Kiel.

Verleger in der Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers R. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 301 Donnerstag, 30. Dezember 1869.

Frauenmuth.

(Fortsetzung.)

Minute auf Minute verstrich, die große Uhr über den Ställen schlug zwölf, und noch blieb Alles rings umher todtenstill, nur daß sich dann und wann in weiter Ferne ein kurzes Hundegebell hören ließ.

Unbeweglich, mit geschlossenen Augen, tief athmend wie im Schlafe, doch mit scharfem Ohr nach der verhängnißvollen Gardine hinüber horchend, lag sie da.

Minuten wurden zu Stunden und viele der Letzteren schienen ihr so bereits dahin geschwunden zu sein, als sich endlich in der Fensternische ein leises, fast unhörbares Geräusch hören ließ.

Der entscheidende Augenblick war gekommen, — jetzt, jetzt schlich der Mörder aus seinem Versteck hervor.

Sie durfte nicht aufblicken, kein Glied am ganzen Körper rühren, doch sie hörte — hörte mit einer Schärfe, wie nie zuvor in ihrem Leben, — hörte, wie die Gardine mit leichtem Rauschen in ihre Falten zurücksank, hörte leise, schleichende Fußtritte im Zimmer.

Sollte ihn die Gier nach den ausgestreuten kostbaren Schätzen wirklich zuerst ins Ankleidezimmer locken?

Barmherziger Gott im Himmel! Nein, er schleicht gerade auf ihr Bett zu.

Näher, näher und immer näher schleicht er heran, und dann fühlt sie es leicht am überhangenden Bettuche vorüberstreifen. Jetzt steht der Mörder neben ihr.

Die Augen fest geschlossen, mit halbgeöffneten Lippen, gleichmäßig und ruhig athmend, liegt sie unbeweglich da, doch die Seele in ihr ringt vor Gott im inbrünstigen Gebet um Gnade vor seinem Throne, um Trost für den vereinsamten, geliebten Gatten.

Eine Pause — und dann auf's Neue eine leise, rauschende Bewegung. —

Er beugt sich über sie hin. Seine Hand berührt das Kopfkissen und sie fühlt etwas eisig Kaltes leicht am Halse herumgleiten. Der letzte, qualvolle Augenblick ist gekommen. Sie lag da wie gelähmt, besaß weder die Kraft, sich zu bewegen, noch um Hülfe zu rufen. Wenige Minuten noch und Alles muß vorüber sein! —

Minuten vergingen, und sie lebte noch immer, fühlte jene eisig kalte Zirkelbewegung um den Hals nicht länger, seinen Athem nicht mehr auf der Wange.

Und dennoch — sie sah es trotz der fest geschlossenen Augen — stand er noch immer neben ihr, den finsteren Blick fest auf ihr Gesicht gerichtet.

„Meine Hand zittert noch, es mag später geschehen," murmelte der Mörder nach langer, entsetzlicher Pause vor sich hin, und wandte sich vom Bette ab.

Sie hörte, wie sein schleichender Fußtritt sich langsam entfernte, doch es lag keine Erleichterung mehr für sie darin. Sie hatte die Todesangst in ihrem ganzen Umfange empfunden, und wünschte jetzt fast, das Messer möchte seine blutige Arbeit bereits vollbracht, sie endlich aus diesem Zustande der Qual erlöst haben. Und doch war noch nicht Alles vorüber. —

Er schlich der Thür des Ankleidezimmers zu. —

Jetzt hielt er auf dem Wege dahin inne, um zu lauschen, — dann schlich er weiter und weiter. —

Sie versuchte die Augen zu öffnen, doch die Lider schienen unbeweglich wie im Starrkrampf. Es gelang ihr endlich dennoch und sie sah ihn. —

Der glänzende Schmuck hatte den Mörder wirklich in die Falle gelockt. Er steht an jenem Tische, das so eben mit einem Zündhölzchen angezündete Licht neben sich. In diesem Augenblicke wendete er den Kopf und ihre Augenlider schließen sich auf's Neue, obgleich er sie, die in tiefster Dunkelheit liegt, unmöglich sehen kann.

Wiederum öffnet sie langsam die Augen. Den Rücken gegen sie gewendet, steht er am Tische, genau an derselben Stelle, an der sie selbst vor einer Stunde gestanden, nimmt langsam und mit großer Vorsicht bald das eine, bald das andere Stück des kostbaren Geschmeides, um die herrlichen Steine im Lichtschimmer heller vor dem gierigen Auge blitzen und leuchten zu sehen, und dann sieht sie, wie er die einzelnen Stücke, mit dem Halsbande und den Armbändern beginnend, wieder an die im Juwelenkästchen für sie bestimmten Plätze zu legen anfängt.

In diesen Minuten, in der allernächsten vielleicht, liegt jetzt ihre letzte Lebenshoffnung.

Der unter Todesangst so lange, so unendlich lange herbeigesehnte Augenblick, der sie dem Messer des Mörders überliefern oder Rettung bringen muß, ist gekommen.

Doch sie fühlt sich wie von unzerreißbaren Banden gefesselt. Die Zirkelbewegung des kalten Stahls um ihren Hals scheint eine völlige Lähmung ihres Körpers zurückgelassen zu haben. Es ist ihr, als stockte alles Blut in ihr vor unaussprechlichem Entsetzen.

Ihr muthiger Geist ermannt sich, beginnt den Kampf mit diesem Entsetzen auf's Neue.

Sie gedenkt des Gatten, gedenkt der Eltern und Geschwister, denen ihr Leben so theuer, und schlüpft, in einem einzigen, halb verhaltenen Athemzuge ein Gebet zur ewigen Barmherzigkeit emporhauchend, leise, leise und unhörbar aus dem Bette.

Auch er, der Dieb und Mörder, hat offenbar nichts von ihren Bewegungen gehört, denn er bleibt, ihr den Rücken zugewandt, tief vorübergebeugt, am Tische mit dem Ordnen der Juwelen im Kästchen beschäftigt.

Die Augen unverwandt auf seine Gestalt geheftet, stiehlt sie sich vorwärts — am Bette, am Nachttische vorüber, — näher und näher der Thür des Ankleidezimmers schleichend.

Schon streckt sich ihre Hand nach dem Griffe derselben aus — nur noch zwei Schritte, da berührt ihr Fuß einen im Wege stehenden Stuhl und sie stolpert leicht.

Es überläuft sie wie eine heiße, glühende Fluth, doch es bleibt ihre völlige Selbstbeherrschung.

Wie leise, fast unhörbar aber auch jenes von ihr verursachte Geräusch gewesen sein mag, das scharfe Ohr des Elenden hat es vernommen. Er wendet sich mit einer raschen Bewegung um und sieht sie. Einen Augenblick stehen sie stumm einander gegenüber. Dann stürzen Beide der Thüre zu.

Mathilde ist derselben am nächsten und erreicht sie zuerst. Sie wirft sie zu, doch bevor sie im Stande ist, den Schlüssel im Schlosse umzudrehen, ist seine Hand von innen am Griffe der Thür.

Jetzt beginnt ein Ringen auf Leben und Tod, ein Ringen zwischen dem starken Manne und dem schwachen, verzweifelnden Weibe.

Es kann unmöglich von langer Dauer sein.

Schon beginnt sich die Thür einen Zoll breit nach dem andern vor der eisernen Kraft zu öffnen, welche sich von innen dagegenstemmt, als sie sich noch einmal zum letzten verzweifelten Versuche zusammenrafft, und die Thür mit einer noch gewaltigeren Kraft, mit jener fast übermenschlichen Kraft, die nur die entsetzliche Angst der höchsten Todesnoth verleihen kann, ins Schloß zurückdrängt.

Ja, sie schließt sich, blitzschnell dreht sich der Schlüssel im Schlosse, und die junge Frau sinkt mit einem lauten, schrillenden Aufschrei zu Boden. Ihr bleibt das volle Bewußtsein.

(Schluß folgt.)

Eine politische Hinrichtung in Spanien.

(Aus dem „Moniteur Universel".)

Barcelona, Mitte Dezember.

Wie ein ungeheurer Feuerball steigt die Sonne aus den blauen Wassern des mittelländischen Meeres empor. In dieser Morgenstunde bietet die reizende andalusische Stadt ein Schauspiel, so recht gemacht, einen Künstler zu berauschen. Im Osten schimmert und funkelt Alles, im Westen ist es dem Tage noch nicht vollends gelungen, die Dünste der Nacht zu verjagen; die Schatten kämpfen noch mit dem hereinbrechenden Lichte. Die Ebene und der Fuß der Berge sind in violette, unbestimmbar milde Farbentöne getaucht, während die schneeigen Spitzen der Alpujarras die ersten Sonnenfeuer zurückstrahlen und in Gletscher, wie geschmolzenes Metall, sich entzünden und flammen, als wollten sie gleichsam der schlummernden Stadt eine im weißglühenden Gold und Silber glänzende Krone auf das Haupt setzen.

Die Stadt erwacht! Die Glocken schwingen sich und wecken das schlafende Echo des Gebirges. Und doch zittert in dem Glockenklange etwas, das das Herz zusammenschnürt. Das Erz, langsam und in regelmäßigen Pausen geschlagen, wiederhallt auf eine klägliche Weise; die Klangwellen dehnen sich und werden weit hinaus wie ein langgezogenes Wimmern getragen. Und dennoch kommt Jeder diesem Aufrufe nach, Alle verlassen ihre Wohnung, aber nicht zum Hause Gottes lenken sie die Schritte.

In der Straße ist eine große Menge versammelt; sie ist aber düster und schweigsam. Ab und zu weicht sie ehrerbietig in Reihen zurück, um den schwarzen Phantomen Platz zu machen, deren Leib in eine wallende Kutte gehüllt und deren Kopf mit einer niedergeschlagenen Kapuze bedeckt ist, in der zwei Löcher statt der Augen klaffen. Diese Büßer tragen ein mit Trauer-Attributen geschmücktes Banner, auf dem die Worte: Paz y caridad (Frieden und christliches Mitleid) gestickt sind. Auf ihrem Wege verneigt sich Alles, und der Aermste holt einen Obolus hervor, um ihn in ihre Hände gleiten zu lassen.

Die Almosensammlung ist vorüber, die Büßer entfernen sich. Einer von ihnen läßt als einzigen Dank die schauerlichen Worte fallen: „Frieden und christliche Liebe, Brüder! Betet für die ewige Ruhe desjenigen, der sterben wird."

Sterben! Wer aber kann an den Tod glauben, so lange der Himmel blau, die Sonne so glänzend, die Luft so süß ist! Sterben! wenn hier das Leben so üppig ist, wenn Alles sich in Strahlen badet bis zum Staubkorne hinab, das im hellen Lichte wie Goldflitter glitzert, wenn Alles bis zum Grashalme hinab das Jubellied des Lebens, der Grazie und Schönheit singt!

Sterben! wenn hier das Geschöpf das Leben mit allen Sinnen, durch alle Poren einschlürft; und dennoch vernimmt man aus der Ferne den Ruf der Büßer, die wiederholen: „Frieden und christliche Milde, Brüder! Betet für die Seele desjenigen, der sterben wird!“ Vorwärts! Folgen wir der Menge und lassen wir uns von dem Menschenstrome tragen, der unabläßig wächst, der seine ruhelosen Wogen gegen das Ende der Stadt wälzt und dort sich an einer Truppenabtheilung bricht, die einen plumpen Bau umsteht, in dessen Mitte sich ein Pfahl eigenthümlichen und finsteren Ansehens erhebt. Dieser Bau ist das Schaffot, dieser Pfahl ist der gemeine Würgstock oder Galgen.

Frieden und christliches Mitleid, Brüder! Beten wir! Der sterben wird, ist jung und lebensvoll, und in wenigen Augenblicken soll er durch die schimpfliche Hand des Henkers seine Seele Gott zurückgeben. Beten wir! Der sterben wird, ist eines der zahlreichen Opfer, die von Spanien für das Ungeheuer der Bürgerkriege hingeschlachtet werden. Beten wir! Der sterben wird, hat sich einer Sache hingegeben und geweiht, die er für gerecht hielt, und bald vielleicht wird ihm der Zufall der Revolutionen Recht geben, bald vielleicht wird man seinen Tod öffentlich beweinen, und der Ehrlose von heute wird wahrscheinlich der Martyrer von morgen sein. Beten wir! Denn der sterben wird, hat eine Mutter, eine Frau und Kinder .... und das Glockengeläute wird immer stärker und das düstre Summen der Glocken verbreitet sich allüberall, wie das herzzerreißende Schluchzen, das die Mutter, die Wittwe und die Waisen dieses Lebendigtodten ausstoßen.

Frieden und christliche Milde, Brüder! betet für die ewige Ruhe desjenigen, der sterben wird.

Hört ihr! Das Geräusch der Glocken verdoppelt sich. Der Verurtheilte ist seit dreißig Stunden in der Kapelle, und seit dreißig Stunden weiß er, daß jede Hoffnung für ihn verloren; seit dreißig Stunden macht er seinen Todeskampf durch, da der Gedanke nicht von ihm läßt, daß ihn jede verstreichende Minute dem Marterstelge der Angst und Bedrängniß, über den er hinweg muß, näher bringt.

Hört ihr! lauscht auf! Die Glocken heben das Todtengeläute an. Sie verkünden, daß der Verurtheilte seine letzte Messe hört und daß man über ihn, den Jugendkräftigen, den Lebensvollen, die Sterbegebete spricht. Die Gefängnißthür öffnet sich, das Trauergefolge tritt heraus und lenkt die Schritte gegen den Hinrichtungsplatz.

In einem Piquet von Wachen erscheint ein Esel, auf den ein Mann, das Gesicht gegen die Croupe des Thieres gewendet, gesetzt ist. Dieser Mann, dessen Glieder sorgfältig gefesselt, ist in ein langes Hemd von schwarzer Wolle gehüllt, das noch mehr die Blässe seines Antlitzes hervorhebt. Dieser Mann ist der Verurtheilte. An beiden Seiten schreiten ein Priester und mehrere Büßer von „Paz y caridad“ einher, die von dem Geiste des Unglücklichen die Drangsale seines Schmerzensganges abzuwenden suchen.

Hinter ihm kommt ein Mann, den sein weites Gewand, sein andalusischer Hut, sein farbiges Beinkleid als gewöhnlichen Neugierigen kennzeichnen würden, wiede nicht alle Welt seine Berührung, und trüge er nicht um seine Hand eine gewisse Anzahl äußerst starker Schlingen geschnürt, deren Enden in einen Holzstift von besonderer Form verlaufen; aus der Tasche dieses Mannes hängt zur Hälfte ein weißes Taschentuch, dessen Zipfel auf eine seltsame Weise geknüpft sind. Dieser Mann ist der Henker; mit dieser Schlinge und mit diesem Taschentuche wird er seines unheimlichen Amtes walten.

Frieden und christliche Liebe, Brüder! Betet für das ewige Heil desjenigen, der sterben wird, denn der Tod ist da, und dennoch strahlt die Sonne in all ihrem Glanze, die Luft ist mild und balsamisch, und Alles unter dem schönen Himmel singt die Lobpsalmen des Lebens!

Der Zug schwankt weiter, er durchbricht die dichten Wogen der Menge und dringt in den Raum vor, den die im Gevierte gereihten Truppen um den finstern Bau freihalten. Priester und Büßer psalmodiren die Todesgebete, die Umstehenden entblößen das Haupt; dumpfe Drohungen mischen sich in das Schluchzen, der Verurtheilte ist am Fuße des Schaffots. Er ist muthig und ruhig, aber sein Antlitz ist von einer fahlen Blässe, er sucht die Frostschauer seines Leibes zu beherrschen, doch seine Jugend wehrt sich angstvoll gegen das herannahende Nichts; seine bläulichen Lippen sind halb offen, um den Zutritt der Luft für seine gepreßten Lungen zu erleichtern; seine mit einem breiten schwarzen Ringe umkreisten Augen liegen hohl, sie schweifen unsicheren Blickes über die Menge, um gleichsam eine Rettung zu erflehen, welche die Vernunft Lügen straft. Nichts, nichts hat auf ihren ängstlichen Anruf Antwort gegeben, sie schließen sich halb und senken sich zur Erde.

Der Verurtheilte wird von seinem Reitthiere gehoben; ein Gerichtsschreiber nähert sich und liest ihm das Urtheil vor, das über ihn den Tod verhängt. Der Unglückliche lauscht und scheint wie durch einen Traum diese grausame Stimme zu vernehmen, die ihm nur wieder sagt, daß Alles aus und vorüber, und daß für ihn keine Hoffnung mehr hienieden ist. Er hört, und es sinkt sein Haupt allmälig auf seine Brust. Nachdem das Urtheil gelesen, sucht sich der Verurtheilte mit aller Anstrengung aufzuraffen; er richtet stolz sein Haupt empor, aber sein erloschenes Auge, in dem sich das Weiße erweitert hat, wie sein kurzes und zischendes Athemholen verrathen die innere Angst, gegen die er vergeblich ankämpft. Der Ausdruck dieses jugendlichen Antlitzes, auf dem sich Leben und Tod eine erbitterte Schlacht liefern, ist so tieferschütternd, daß Seufzer von allen Seiten in der Menge losbrechen. Auf der einen Seite durch einen Priester, auf der andern durch einen

Büßer gestützt, schreitet der Verurtheilte die Stufen des Schaffots hinan und läßt sich auf den verhängnißvollen Armensünderschemel, den Rücken gegen den Pfahl gelehnt, nieder. Nun nähert sich der Henker, und wie eine ungeheuere Spinne mit ihren verderblichen Fäden das in ihr Netz gefallene unglückliche Insekt umschnürend, nimmt er seine Schlinge und wirft sie hastig um die Beine und um den Leib des Verurtheilten; er zieht und schnürt so lange, bis alle Glieder seines Opfers fest an den Pfahl gefesselt sind und bis keine Bewegung mehr für diesen Menschenklumpen möglich ist.

Der Priester spricht und weist den, der die Erde verlassen muß, auf den Himmel hin. Der Henker nimmt das an den vier Zipfeln geknüpfte Sacktuch aus der Tasche, bedeckt damit das Gesicht des Verurtheilten, legt ihm um den Hals den schrecklichen Eisenring und klammert ihn fest; der Priester spricht noch immer; die verderbliche Winde macht zwei Umdrehungen; der Hals des Hingerichteten ist buchstäblich zermalmt. Die Lebenszuckungen werden nachgerade seltener. Der Henker legt die Hand auf sein Haupt, stößt mit einem kräftigen Ruck die Zunge zurück, welche durch die Erdrosselung aus dem Munde getreten ist; nimmt das Tuch weg und enthüllt ein blutunterlaufenes, schwarzes, entstelltes, gräßliches Gesicht statt des Antlitzes, das noch vor wenigen Minuten jung und schön war.

Frieden und christliche Barmherzigkeit, Brüder! Betet für die ewige Ruhe Desjenigen, der gestorben ist. Denn der Tod hat gesiegt, und dennoch strahlt die Sonne in vollem Glanze, die Luft ist rein und balsamisch, und Alles unter dem schönen Himmel von Andalusien singt das hohe Lied des Lebens.

Das verfluchte Werk ist vollzogen; der Henker verläßt das Schaffot, die Truppen rücken ab, und der Leichnam des unglücklichen Gerichteten bleibt für die öffentliche Neugier ausgestellt, bis die von dem Urtheil festgestellte Frist verstrichen ist. Dann läßt die Behörde die Leiche von dem entehrenden Pfahl losbinden, und liefert sie den Büßern von **Paz y caridad** aus, die für seine christliche Beerdigung die Almosen verwenden, die sie von dem öffentlichen Mitleid erhalten haben.

Die Gerechtigkeit der Menschen ist befriedigt; noch bleibt aber mit der göttlichen zu rechten, welche vielleicht eines Tages Abrechnung mit Denen halten wird, die über das Leben von ihres Gleichen verfügen.

Mannigfaltigkeiten.

Ein neuer Plan zur Herstellung besserer Verbindung zwischen **England** und dem Kontinente ist aufgetaucht. Dem Fachblatte Builder zufolge ist **der französische Ingenieur Eugene Burel in England gewesen**, um seinen Plan auseinander zu setzen, der in **nichts** weniger besteht, als in Ausfüllung des Kanals, **so daß** nur eine enge Straße von etwa einer englischen **Meile** Breite übrig bliebe, über die der Verkehr alle 5 **Minuten** durch Fährboote vermittelt werden soll. **Demnach** ein Gegenstückchen zum Suezkanal. Die genannte **Fachschrift** ist der Ansicht, daß Burel aufrichtig an die **Ausführbarkeit** seines Planes glaubt, gibt ihm indessen den Rath, an dieses Projekt sein Geld nicht zu verschwenden. Abgesehen von der technischen würde der **neue** Plan auch noch politische Fragen hervorrufen, und **wiewohl** England nach einer besseren Kommunikation **mit** dem Kontinente verlangt, würde es sich wohl kaum dazu verstehen, seine Insel-Lage aufzugeben.

[**Ein Verhungernder.**] Vor die Ofener Stadthauptmannschaft wurde kürzlich ein anständig gekleideter Mann gebracht, welcher auf der Gasse vor Hunger ohnmächtig zusammengesunken war. Derselbe ist ein israelitischer sogenannter Zehngebotschreiber, konnte in Pesth nichts verdienen und genirte sich seine Noth irgend Jemandem zu entdecken. Die Stadthauptmannschaft ließ demselben sogleich Nahrung reichen und wird ihn, sobald er sich erholt haben wird, in seine Heimath nach Preßburg senden.

[**Ein Bär!**] In Klausenburg ist am 13. ds. Nachts das große Sombothel'sche Badehaus ein Raub der Flammen geworden. Große Besorgnisse hegte man wegen eines gewaltigen Bären, den der Badehausbesitzer seit Jahren in einem Käfige auf dem Hofe hält. Der Käfig wurde mit Brettern verlegt und ununterbrochen mit Wasser beschüttet. Vier Gendarmen standen mit geladenen Gewehren bereit, um das Thier im Falle der höchsten Gefahr sofort zu erschießen.

Ein **Pariser** Blatt theilt folgenden Stoßseufzer einer zu wohlbeleibten Frau mit: „Ich bin so fett, daß ich mit allen Wünschen meines Herzens um Kummer bitte, damit ich abmagere. Aber so wie mich irgend ein Kummer trifft, macht mich der Gedanke, daß ich nun bald abmagere, so glücklich, daß ich immer fetter werde."

Geschichtskalender.

30. Dez. 1777. Churfürst Maximilian von Bayern stirbt.
„ 1812. General York verläßt mit seinen Preußen Napoleon und schließt sich den Russen an.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit bei Druckerei und Verleger A. Weilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 302 Freitag, 31. Dezember 1869.

Frauenmuth.

(Schluß.)

Mathilde hört, wie Thomas in namenloser Wuth mit den Fäusten gegen die starken, eichenen Planken hämmert, hört ihn eine ganze Fluth von Flüchen hervorstoßen, und dann, dann vernimmt ihr Ohr laute, rasch herbeieilende Fußtritte draußen im Korridor und viele angstvoll und eilig durch einander rufende Stimmen unmittelbar vor der Thür des Schlafzimmers.

Der gewaltige, schrillende Aufschrei, mit welchem sie in jenem furchtbaren, entscheidenden Augenblicke zu Boden gesunken, hat sämmtliche Schläfer des Hauses geweckt, und sie Alle, Alle sind jetzt vor jener Thür zusammengeströmt.

Sie erhebt sich mit Anstrengung und wankt mit schlotternden Knieen hin, um zu öffnen.

Entsetzt blickt die sie jetzt umdrängende Dienerschaft der sonst so sanften, milden Herrin in das wild vor sich hin starrende Auge und auf die bleichen, bebenden Lippen.

Mit matter Stimme, in langsamen, abgebrochenen Sätzen, die Hände fortwährend wie zur Abwehr gegen die Thür des Ankleidezimmers ausgestreckt, erzählt sie die entsetzliche Geschichte jener Nacht und sinkt dann mit dem angstvollen Ausrufe: „O, Benno, theurer Mann, rette mich!“ in tiefe Ohnmacht.

Der Tag war noch nicht völlig angebrochen, als Graf Belsen, gefolgt von seinem Stallknechte, im gestreckten Galopp die große Allee entlang geritten kam.

Der weiße Herbstnebel hing wie ein Leichentuch über dem Park, die vergilbten Blätter rascheln gleich einem Regenschauer rings umher auf den Boden hernieder.

Er sah nichts, hörte nichts davon, sondern trieb nur sein vom langen Laufe schon bis zum Stürzen ermattetes, schaumbedecktes Pferd durch Peitsche und Sporn zu immer größerer Schnelligkeit an.

Sein sonst Gesundheit strahlendes Gesicht war bleich wie der Tod, sein Auge starr auf das vor ihm liegende Herrenhaus, — auf das Haus, in welchem seine Gattin sich befand, gerichtet, um seinen Mund zuckte fieberhafte Angst.

Er wußte bereits Alles durch den Bericht eines noch in der Nacht an ihn abgesandten Dieners und hatte, seit er Gersheim verlassen, die Zügel seines Pferdes auch nicht ein einziges Mal angezogen.

Die Thür des Hauses war endlich erreicht. Er sprang vom Pferde und eilte athemlos die Stufen hinan.

Ueberall Todtenstille, während draußen das eben emportauchende Sonnenlicht mit den schweren Nebeln kämpfte und das gelbe Laub auf dem Boden raschelte.

In der düsteren alten Halle saß die treue Dienerschaft, seiner Ankunft angstvoll harrend, zusammengedrängt da, die Frauen und Mädchen leise vor sich hinschluchzend.

Unfähig, auch nur eine Sylbe hervorzubringen, wie von Entsetzen erstarrt, blickte Graf Benno von einem Gesichte zum andern, bis endlich der gelähmten Zunge die leise, zitternde Frage gelang:

„Wo ist sie?“

Man führte ihn an das Lager seiner Gattin.

Als er neben demselben niederkniete und seine bebenden Lippen auf ihre fieberglühende Stirn preßte, starrte sie ihn mit verwirrten Blicken an und begann dann auf's Neue, sich in angstvollen Fieberphantasien über Smaragden, Schlüsseln, abgelegenen Zimmern und grossen, blitzenden Messern zu ergehen.

Nur eine kurze Zeit vermochte der Graf für jetzt an ihrem Schmerzenslager zu verweilen, voll unendlichen Kummers in dies todtenbleiche, krampfentstellte, ihm so unendlich theure Antlitz zu blicken, ihre kalte Hand wieder und wieder in die Seinige zu pressen; dann duldete es ihn nicht länger an jener Stelle und er eilte davon, um in der Einsamkeit Fassung zu suchen.

Doch man bedurfte seiner, denn immer noch war der Verbrecher im Hause, und dieser ließ jetzt trotzig um eine kurze Unterredung mit ihm bitten.

Graf Belsen schüttelte abwehrend den Kopf.

Es war nicht wohlgethan, sich eben jetzt in die Nähe jenes Mannes zu begeben, der vielmehr so schnell wie nur irgend möglich aus dem Hause, — weit, weit hinweg geschafft werden mußte.

Was konnte der Elende ihm denn überhaupt auch noch zu sagen haben, da er schon Alles gestanden hatte, wie sich der Widerwille, den er bereits, seit sie zuerst das Haus betreten, gegen die Gräfin empfunden, nach

und nach zum tödtlichen Hasse gereift, wie er den Entschluß gefaßt, des Grafen Abwesenheit zu benutzen, um diesen Haß zu kühlen, einen möglichst bedeutenden Diebstahl im Hause auszuführen und dann zu entfliehen.

Der von Mathilde erbetene nächtliche Ritt war nur von ihm unternommen worden, um das ausgewählte, schnelle Pferd in einem etwa drei Meilen entfernten kleinen Gasthofe unterzubringen, und dann, nachdem er das Verbrechen vollführt, auf seiner Flucht zu benutzen.

Ungesehen hatte er sich dann unter dem Schutze der Dunkelheit von jener Schenke nach dem Herrenhause zurückgeschlichen.

Sein Pferd war schnell, die ganze Dienerschaft glaubte, er sei nach Meyendorf geritten, und er konnte also, ehe auch nur der erste, leiseste Argwohn gegen ihn rege wurde, mit seinem Raube in völliger Sicherheit sein.

Der Verbrecher machte diese Geständnisse, ohne das gerinste Gefühl von Reue zu verrathen, mit eisiger Ruhe, und verlangte dann im Tone unerschütterlichen Trotzes, daß der Graf herbeigerufen werde, um von ihm selber zu erfahren, welche Früchte Zurücksetzung und rauhe Behandlung endlich zur Reife gebracht.

An Händen und Füßen gebunden, wurde er nach Gersheim gebracht, wo er verstockt und voll frechen Trotzes wenige Monate später vor den Assisen stand.

Sein Urtheil war: Kerkerhaft auf Lebenszeit.

Viele, viele Tage schlichen langsam und traurig dahin, während Graf Berno, der selten nur Mathilde allein ließ, ihr Auge wild umherstarren sah und von ihren Lippen Worte ohne Zusammenhang hörte.

Endlich jedoch kam der glückliche Augenblick, in welchem sie sein treues, ihr freundlich zulächelndes Antlitz wieder erkannte, und als dann auf's Neue Wochen gekommen und gegangen waren, wankte sie, auf seinen Arm gestützt, halb von ihm getragen, zum ersten Male wieder nach ihrem Wohnzimmer hinab.

Sie hatte es als anmuthige, blühend junge Frau mit herrlichem, üppigem Haar verlassen; jetzt war dieses Haar grau geworden und sie selbst fast zur zitternden Greisin.

Das leiseste, kaum hörbare Geräusch, und sie umklammerte angstvoll den Arm ihres Gatten, um Schutz und Hülfe bei ihm zu suchen.

Und nachdem Jahre vergangen, das helle Feuer ihres Auges, ihren Wangen die Rosen wiedergekehrt waren, — als die lieblichen Kinder, von denen sie einst so wonnig geträumt, fröhlich ihre Kniee umdrängten, da blickten die süßen kleinen Wesen wohl so manches, manches Mal wie fragend auf das graue Haar, welches das sonst so frische, noch immer jugendliche Antlitz der Mutter umrahmte.

Die einzige Antwort, welche sie erhielten, selbst als sie älter wurden, waren Liebesworte und Küsse.

Niemals während ihres späteren Lebens hat Gräfin Mathilde wieder von jener entsetzlichen Nacht gesprochen, niemals jenen Korridor, jenes Zimmer wieder betreten.

Der Prozeß Traupmann.

Paris, 28. Dez.

Heute hat vor den Geschwornen des Seine-Departements der Prozeß gegen den des achtfachen Mordes, der Urkundenfälschung und mehrfachen Diebstahls angeklagten Mechaniker Johann Baptist Traupmann begonnen. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß der verhältnißmäßig sehr kleine und schmale Schwurgerichtssaal und die anstoßenden Gänge des Justizpalastes dicht gefüllt waren. Der Angeklagte wird unter allgemeiner feierlicher Stille eingeführt. Er grüßt kalt die Zuhörerschaft und nimmt auf der Anklagebank Platz. Sein Angesicht ist regungslos und verräth nicht die geringste Gemüthsbewegung. Es sind jugendlich frische, regelmäßige Züge, die Augen haben durchaus keinen abschreckenden Ausdruck, die Stirne ist breit und gewölbt, die Nase lang, spitz und in vollkommen gerader Linie mit der Stirn, die Lippen sind auffallend schmal, die untere ein wenig aufgeworfen, das Ohr groß und abspringend, die Haare braun und sorgfältig gescheitelt; die Wangen frisch mit wenig Farbe; auf der Oberlippe ein leichter Schnurrbart.

Beim Eintritt in den Saal fielen sofort mehrere große Tische auf, die sich inmitten des Saales befanden und auf denen die Ueberführungsgegenstände aufgelegt sind. Man bemerkte die Kleider der Madame Kinck und ihrer sechs Kinder, darunter die der kleinen Hortense, dann das Stück Brod und die Wurst, welches die Kleine noch in den Händen hatte, als man sie aus der Grube hervorzog, ferner die Schaufel, die Axt und das Messer, mit welchen der Mörder sein Verbrechen ausübte. Diese Gegenstände, besonders die Kleidungsstücke der sieben oder vielmehr acht Opfer, machten einen tiefen Eindruck auf die Anwesenden, besonders auf die sehr zahlreich anwesenden Frauen, von denen sich viele Thränen aus den Augen wischen.

Nach Verlesung der Anklageschrift und Aufrufung der 69 Zeugen beginnt das Verhör des Angeklagten. Nach Feststellung der Personalien hält der Präsident dem Angeklagten seinen ganzen Lebenslauf vor, daß er schon in jungen Jahren ein zügelloses Verlangen nach Reichthum und starke Neigung zu Gewaltthätigkeiten an den Tag gelegt habe, so daß sein Vater ihn einen zweiten Kain genannt hätte (Traupmann bestreitet das); wie er dann im Dezember 1868 nach Paris geschickt worden sei, um Maschinen aufzustellen, wie er in Roubaix wiederholt seinen Durst nach Reichthum [illegible]

rathen und sich mit den abenteuerlichsten Projekten getragen hätte, wie er in Beziehungen zu Johann Kinck getreten sei und mit diesem allerlei Pläne geschmiedet hätte, wie endlich Kinck auf seine Veranlassung nach dem Elsaß gereist sei, in Guebwiller von dem Angeklagten empfangen und nach Soultz geleitet sei. Von hier, gibt nun Traupmann an, wäre er mit Johann Kinck und drei anderen Individuen, welche er diesem vorgestellt hätte, in der Richtung von Herrenfluch gegangen; Kinck hätte zu trinken verlangt und Einer von den Dreien hätte ihm die Flasche gereicht, welche das tödtliche Gift enthielt, nämlich: die von ihm, dem Angeklagten, angefertigte Blausäure. Präs.: Nach vielen anderen Erfindungen, die Sie nicht aufrecht erhalten konnten, wollen Sie uns jetzt glauben machen, daß Sie Kinck nicht getödtet hätten. Und doch hat man bei Ihnen Alles gefunden, was Kinck mit sich führte, und doch haben Sie am 23. November eingestanden, diesem selbst das Gift gereicht und auch die ganze Familie allein getödtet zu haben. Der Präsident verliest diese ganze Aussage, auf welche die Anklageschrift gestützt ist. Traupmann entgegnet, er habe gelogen. Am 15. August, erzählt er, hätte er drei Diebe gesehen, welche des Abends eine Mauer erstiegen und auf sein Herankommen davonliefen. Er hätte den jüngsten von ihnen erkannt und ihm Tags darauf geschrieben; dieser sei zu ihm gekommen und hätte ihn gebeten, ihn nicht zu denunziren, und seit der Zeit sei er, der Angeklagte, mit den drei Individuen in Beziehungen geblieben. Präs.: Sie kannten also diese Leute? Traupmann: Ja. Präs.: Wollen Sie ihre Namen angeben? Traupmann: Nein. Präs.: Sie haben sich auch vor dem Untersuchungsrichter geweigert, sie zu nennen, und nur gesagt, daß der Eine 40, der Andere 32 und der Dritte 26 Jahre alt wäre. In welchem Verkehr standen Sie zu Ihnen? Traupmann: Ich sah sie fast alle Tage. Präs.: Wie? Sie haben Mitschuldige, die Sie vollkommen kennen und wollen sie nicht nennen? Traupmann: Ich habe Andeutungen genug gegeben, daß man sie finden kann, wenn man sie sucht. Präs.: Nun, ich erkläre Ihnen schon jetzt, daß Sie keine Mitschuldigen hatten und daß ich es Ihnen beweisen werde. Haben Sie Briefe von Ihren angeblichen Mitschuldigen? Traupmann: Ich habe sie alle verbrannt. Präs.: Gibt es Personen, welche Sie mit diesen Mitschuldigen verkehren sahen? Traupmann: Viele. Präs.: Wer? Traupmann: Ich will sie nicht nennen. Präs.: Also nicht nur Ihre Mitschuldigen wollen Sie nicht nennen, sondern auch nicht die Personen, welche Sie mit Ihnen verkehren sahen? Auf weiteres Befragen erzählt Traupmann, er hätte jenen Mitschuldigen seine Korrespondenz mit Kinck gezeigt und diese hätten sich mit ihm verabredet, Kinck auf dem Wege von Soultz nach Wittweiler zu überfallen, zu tödten und die 5500 Franks, über welchen Kinck einen Chek mit sich führte, zu erheben und zu theilen. Man nehme mir meinen Kopf, sagte er, aber man klage mich nicht der Lüge an; da man mich nicht derselben überführen kann. Präs.: Warum verbergen Sie denn die Namen Ihrer Mitschuldigen? Traupmann: Das muß ich thun. Präs.: Wenn dies der Fall ist, warum geben Sie denn Andeutungen, die zu ihrer Entdeckung führen müßten? Aber Ihre ganze Erzählung ist unglaubwürdig. Man hat alle Sachen Kincks bei Ihnen gefunden, und was wären das für Mitschuldige, die von dem Raube keinen Theil verlangt hätten! Ueber das Gift befragt, erklärt Traupmann, daß er es mit gelbem blausaurem Kali und mit Schwefelsäure gefertigt hätte. Das Verhör folgt nun den weiteren Vorgängen wie Traupmann den Namen seines Opfers annahm, wie er versuchte die 5500 Franks in Roubaix erheben zu lassen, damit Anfangs auf Schwierigkeiten stieß, wie das Geld endlich an die Frau Kinck ausgezahlt und nach Guebwiller geschickt wurde bis zu der Ankunft Traupmanns in Paris. Präs.: Gustav kommt am 17. in Paris an. Sie nehmen ihn in Empfang. Angekl.: Ja, in Gesellschaft meiner Mitschuldigen, und wir begeben uns dann nach Pantin. Präs.: Sie haben am 23. November zum Untersuchungsrichter gesagt: „Ich erwartete Gustav an der Eisenbahn; ich sagte ihm, daß er nach Pantin kommen müsse, wo sich sein Vater befände. Als wir uns auf dem Felde von Pantin befanden, versetzte ich ihm einen Messerstich in den Rücken, und er fiel rückwärts nieder. Nachdem ich ihm dann noch sechs Stiche beigebracht, stieß ich ihm das Messer in die Kehle.“ Angekl.: Ich habe dieses erklärt, aber es ist nicht wahr. Präs.: Man fand die Uhr von Gustav und einen Kamm, der ihm angehörte, bei Ihnen. Angekl.: Ich war nicht Monate lang in Paris, ohne einen Kamm zu besitzen. Präs.: Sie waren bei den Eisenwaarenhändlern Dufour und Dikral, um bei dem einen die Schippe, bei dem anderen die Hacke zu kaufen, und Sie waren allein. Angekl.: Ich kaufte sie für meine Mitschuldigen, welche dieselben von mir verlangt hatten. Präs.: Sie gestehen zu, daß Sie dieselben gekauft. In der Untersuchung sagten Sie, Johann Kinck habe sie gekauft. Sie gaben ihn damals für Ihren Mitschuldigen aus. Welchen Glauben kann man Ihren Worten beimessen? Woher stammt das Messer, mit welchem Gustav Kinck ermordet wurde? Angekl.: Es kam vom ältesten Mitschuldigen, dem von Mühlhausen. Präs.: Und wer machte die Grube für Gustav Kinck? Angekl.: Es war der Mitschuldige; er stieß Gustav nieder und beraub ihn. Präs.: Und was thaten Sie? Angekl.: Nichts! Ich ging nach Paris zurück. Ich blieb nur so lange da, bis er beraubt war. Präs.: Am Tage nach der Ermordung Gustav's kauften Sie eine stärkere Hacke und Schippe, weil Sie eine ganze Familie zu ermorden hatten. Angekl.: Ich kaufte sie auf Befehl der Mitschuldigen. Ich trug sie nach Pantin. Präs.: Sie wußten, daß man damit das Grab für die Familie graben wollte. Angekl.: Gewiß wußte ich es.

Der Präsident geht hierauf auf die Ermordung der Mutter und der Kinder über. Traupmann erklärt, daß, um die Mutter nach Pantin zu locken, er erklärt habe, daß ihr Mann dort ein Haus gekauft. Präs.: Und was ereignete sich dann? Angekl.: Meine Mitschuldigen haben sie umgebracht, die Kleine wollte ich retten, aber sie hörten mich nicht an. Der große, der älteste, der Familienväter ist, wüthete am meisten gegen die Mutter und verwundete mich an der Hand, als ich sie vertheidigen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Betriebsergebnisse der k. bayer. Verkehrs-Anstalten im Jahre 1868.

(Schluß.)

Ch 2) Post. Bezüglich der Benützung des Postverkehrs von Seiten der Bevölkerung des Landes ergibt sich folgende Durchschnittsberechnung: In ganz Bayern treffen auf einen Einwohner 10,27 Briefe, 4,53 Pfund Frachtstücke, 4 fl. 22 kr. Einzahlung und 4 fl. 7 kr. Auszahlung mittelst Postanweisung. Von den einzelnen Kreisen kommen in Mittelfranken 13,90 Briefe auf den Kopf, in Schwaben 13,59, in Oberbayern 12,38, in der Pfalz 11,92, in Unterfranken 8,99, in Oberfranken 7,35 und in der Oberpfalz und in Niederbayern zusammen 6,07 Briefe. An Gebühren wurden erhoben für Briefe 1,762,739 fl., für Reisende 23,636 fl., für Fahrpoststücke 1,631,018 fl., für Zeitungen 157,739 fl. Die Hauptrechnung schließt ab mit einer Einnahme von 6,367,919 fl. und einer Ausgabe von 6,191,407 fl., somit effektiver Ueberschuß 176,512 fl. Würden die meist doppelt und mehrfach wiegenden Korrespondenzen, Akten und Gelder, welche als Staatsdienst- oder Kriminalsache u. s. w. portofrei befördert werden und wofür an Briefporto 1,205,058 fl. und an Fahrpost-Porto 374,988 fl., zusammen 1,580,046 fl. in Vormerkung genommen wurden, zum Reinertrage von 176,512 fl. gerechnet, so würde sich die Postrente auf 1,756,558 fl. erhöhen. Das Mobiliar-Inventar betrug Ende 1868 die Summe von 213,843 fl.

3) Telegraph. Im Laufe des Jahres 1868 wurden 82,8 Meilen neue Linien und 361,9 Meilen neue Drahtleitungen hergestellt. Die Länge sämmtlicher Linien beträgt 533,7 geographische Meilen mit 1622,3 Meilen Drahtleitung, von letzteren treffen 1374,4 Meilen auf den Staatstelegraphen und 247,9 auf den Bahntelegraphen. Der Aufwand für Herstellung der Staats- und Bahntelegraphen betrug bis zum Ende des Jahres 1868: für den Staats-Telegraphen 1,097,246 fl., für den Bahntelegraphen 609,571 fl., zusammen 1,706,817 fl. Befördert wurden im internen Verkehr: 9,009 Staatsdepeschen (im Vorjahre 8528), 21,801 Bahndienstdepeschen (im Vorjahre 16,092) und 172,315 Privatdepeschen (im Vorjahre 161,059), im Ganzen 203,125 Depeschen gegen 185 679 im Vorjahre; im internationalen Verkehr: 506,059 Staats- und Privatdepeschen (im Vorjahre 419,160), daher zusammen 709,284 Stück, gegen das Vorjahr mehr 104,455 Stück. Die Rechnung schließt ab mit einer Einnahme von 353,075 fl. und einer Ausgabe von 238,504 fl., daher Rein-Einnahme 114,571 fl. Da der Gesammtaufwand für die Staatstelegraphen-Leitungen 1,096,246 fl. betrug, so entziffert sich eine Rente von 10,44 Prozent. Werden die bei der Beurtheilung der Rentabilität nothwendiger Weise zu berücksichtigenden, blos in Vormerkung genommenen Gebühren für Staats- und Bahndienstdepeschen im Betrage von 25,320 fl. zur wirklichen Einnahme gezogen, so beträgt die Gesammt-Rein-Einnahme 139 891 fl. und es würde sich hiernach die Verzinsung des Anlagekapitals auf 12,75 Prozent erhöhen. In der der Rentabilität's-Berechnung zu Grunde liegenden Rein-Einnahme sind auch die Einnahmen für die auf den Bahnbetriebslinien beförderten Depeschen enthalten, da diese Einnahmen durch die Gegenleistungen für Unterhaltung der Bahntelegraphen für freie Beförderung der Bahndepeschen ꝛc. auf den Staatstelegraphen-Linien ausgeglichen werden. Das Mobiliar-Inventar betrug Ende 1868: 77,367 fl.

Mannigfaltigkeiten.

[Guter Grund.] „Gehen Sie heute Abend ins Theater?“ wird ein dramatischer Schriftsteller gefragt. — „Ich geh' überhaupt nicht mehr ins Theater. Wenn die Stücke meiner Herren Kollegen schlecht sind, langweile ich mich; sind sie gut, so ärgere ich mich.“

Lord Canilton, ein großer Sonderling, hatte in seiner Trunkenheit den Aufwärter eines Gasthofes getödtet. Der Wirth kommt ganz erschrocken zu ihm und sagte: „Mylord, wissen Sie, daß sie den Aufwärter getödtet haben?“ — „Sehr wohl!“ antwortete der Lord, „setzen Sie ihn auf meine Rechnung.“

Geschichtskalender.

31. Dez. 1861. Das bayerische Zahlenlotto hört auf.
„ 1863. Einzug der Sachsen in Rendsburg.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers A. Sailandt.

Digitized by Google